This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

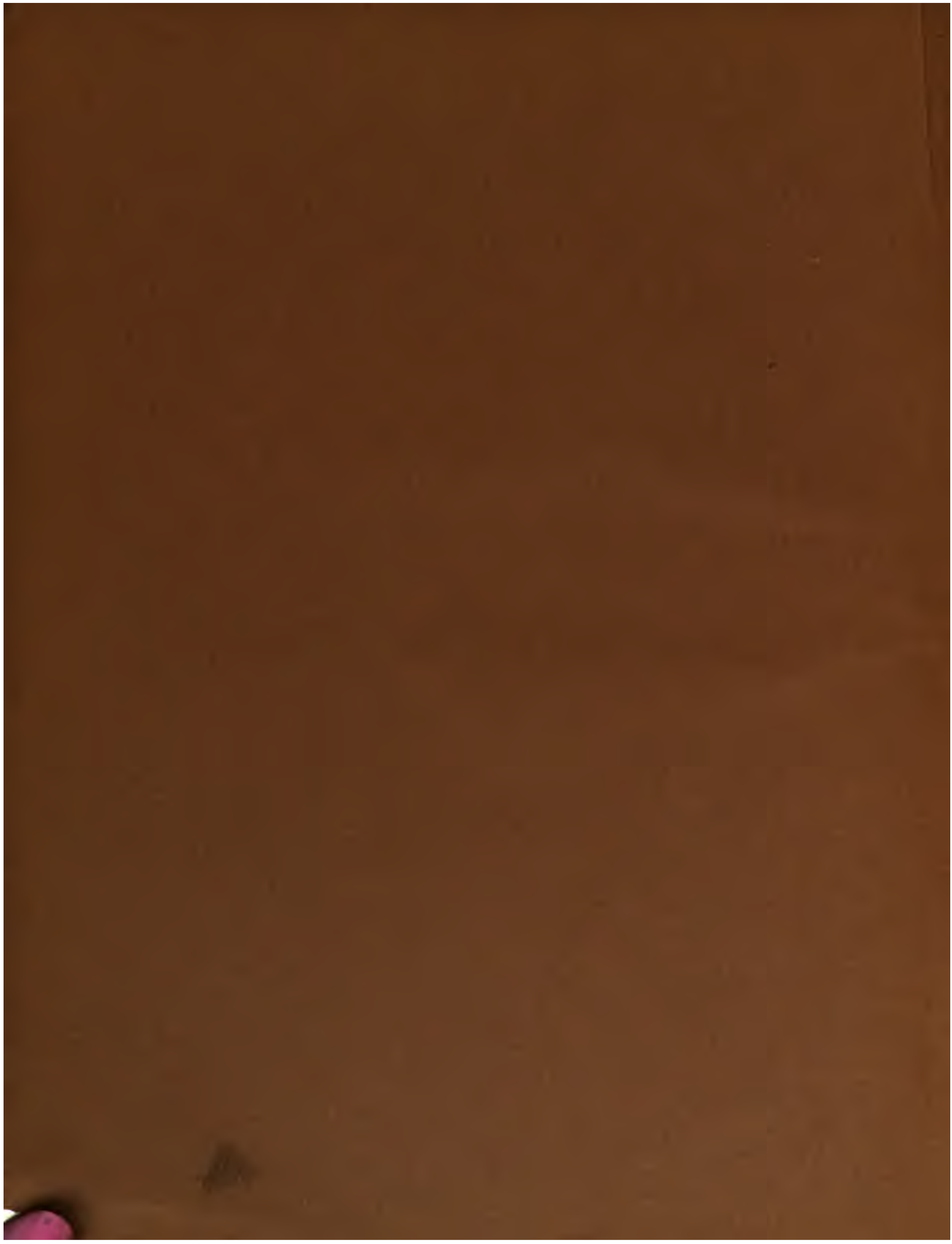
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,752

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

DR. FRANZ RITTER VON HAUER, DR. MATTHÄUS MUCH, DR. FRIEDRICH MÜLLER,
JOSEF SZOMBATHY, DR. KARL TOLDT, DR. S. WAHRMANN.

Redactions-Beirath:

DR. M. MUCH, DR. E. ZUCKERKANDL.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

Sitzungsbericht Nr. 4, redigirt von DR. JOHANNES RANKE in München.

XXIV. BAND.

(Der neuen Folge XIV. Band.)

Mit 4 Tafeln und 315 Text-Illustrationen.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1894.

Köhler & Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Andrian, Freiherr v. Ueber Wetterzauberei 1

Kříž, Dr. M. Die Lösslager in Předmost bei Prerau. (Mit 4 Text-Illustrationen) 40

Jelinek, Břetislav. Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil (Mit 71 Text-Illustrationen) 57

Much, Dr. M. Kelt oder Celt oder keines von beiden? 84

Boas, Franz. Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes 97

Bünker, J. R. Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn (Mit 14 Text-Illustr.) 115

Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar. Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme. (Mit 12 Text-Illustrationen) . . . 131

Weinzierl, Robert Ritter v. Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz. (Mit 23 Text-Illustrationen) 144

Hoernes, Dr. Moriz. Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien. (Mit 98 Text-Illustrationen) 155

Haberlandt, Dr. M. Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa. (Mit 37 Text-Illustrationen) 184

Niederle, Dr. Lubor. Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber. (Mit 20 Text-Illustrationen) 194

Heim, Dr. Wilhelm. Die geographische Verbreitung der Todtenbretter. (Mit 2 Lichtdrucktafeln) . . . 211

Szombathy, Josef. Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain. (Mit einer Tafel in Lichtdruck und einer Text-Illustration) 227

Weisbach, Dr. A. Die Oberösterreicher 232

Meringer, Dr. Rudolf. Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum. (Mit 6 Text-Illustr.) 247

Dell, J. Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum 251

Zuckerkandl, Dr. E. Zur Craniologie der Nias-Insulaner. (Mit einer Tafel) 254

Literaturberichte.

Časopis Musea království českého 1891—93 (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen) . . . 54

Černý, Adolf. Mythiske bytosće łužiskich Serbow (Mythische Wesen der Lausitz-Wenden) 55

Český lid (Das böhmische Volk). II. Jahrgang . . . 52

Seite

Dörpfeld, Wilh. Troja 1893 264

Etnografičeskoe Obozrěnie (Ethnographische Rundschau) I—III 93

Grosse, Dr. Ernst. Die Anfänge der Kunst 153

Grünwedel, Albert. Singhalesische Masken 51

Hager, Dr. Gg. und **Mayer, J. A.** Kataloge des Baierischen Nationalmuseums. IV. Bd. 50

Hauser, Karl Baron. Die Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen 210

Heger, Franz. Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich 94

Journal of the Asiatic Society. Vol. LXII. Part III. Anthropology and cognate subjects. Nr. 1—3 . 96

Krause, Dr. Ernst (Carus Sterne). Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde 210

Mayer, J. A. (und **Hager Dr. Gg.**). Kataloge des Baierischen Nationalmuseums. IV. Bd. 50

Müller, Fr. W. K. Beschreibung einer von G. Meissner zusammengestellten Batak-Sammlung 51

Naue, Dr. Julius. Die Bronzezeit in Oberbaiern . . . 266

Niederle, Dr. L. Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské. Dil. II. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. II. Theil) . . 50

O. O. Sibirische Briefe 95

Ranke, Dr. Johannes. Der Mensch. 2. Aufl. 94

Reichel, Wolfgang. Ueber homerische Waffen 268

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina . . 90

Schurtz, Dr. H. Die Speiseverbote 153

Slovenské Pohlady. 1893 55

Wisła. Polnische geographisch-ethnographische Zeitschrift. Jahrg. 1890 91

Živaja starina. Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung der kais. geographischen Gesellschaft 92

Eingelangte Druckschriften.

[6], [42], [213]

Todesnachrichten.

Clary und Aldringen, Edmund Fürst . . . . . [197]

Czoernig, Karl Freiherr v. . . . . . [13]

Fillenbaum, Dr. Anton v. . . . . . [13]

Frueth, Dr. Wilhelm v. . . . . . [197]

Seite

Hladisch, Clemens J. . . . . . [13]
Königswarter, Moriz Freiherr v. . . . . . [1], [13]
Kundrat, Dr. Hans . . . . . [13]
Lindenschmit, Ludwig . . . . . [13]
Mauthner, Dr. Ludwig . . . . . [197]
Schmidt, Hermann Theodor . . . . . [13]
Schrenck, Dr. Leopold v. . . . . . [2], [10], [11], [13]
Specht, Josef Anton . . . . . [197]
Undset, Dr. Ingwald . . . . . [1], [13]
Zichy v. Vásonykeö, Edmund Graf . . . . . [10], [13]

Sitzungsberichte.

Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894 . . . . . [1]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [1]
2. Schriftentausch . . . . . [1]
3. Internationaler Orientalisten-Congress in Genf [1]
Monats-Versammlung am 9. Januar 1894 . . . . . [1]
1. Nachruf auf Dr. Ingwald Undset . . . . . [1]
2. **Peez, Dr. A.** Kirchenpatrone und Volkskunde [1]
3. **Hoverka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck . . . . . [2]
Monats-Versammlung am 13. Februar 1894 . . . . [2]
1. Nachruf auf Dr. Leopold v. Schrenck . . . [2]
2. **Szombathy, Josef.** Vorlage einiger prähistorischer Werke . . . . . [2]
3. **Riegl, Dr. Alois.** Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte . . . . [2]
4. **Kulka, Dr. Richard.** Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [3]
5. **Niederle, Dr. Lubor.** Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen . . . . . [4]
6. **Niederle, Dr. Lubor.** Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland . . . . . [6]
7. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [6]
Ausschuss-Sitzung am 28. Februar 1894 . . . . . [10]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [10]
2. Ergänzungswahlen für das Redactionscomité . [10]
3. Internationaler Congress für Hygiene und Demographie in Budapest . . . . . [10]
4. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [10]
Heger, Franz. Leopold v. Schrenck † . . . . . [11]
Jahres-Versammlung am 13. März 1894 . . . . . [13]
1. Jahresbericht für 1893 . . . . . [13]
2. Rechnungsabschluss für 1893 . . . . [22], [23]
3. Wahlen . . . . . [22]
4. Dankesvotum für den Präsidenten . . . . [22]
5. Vertagung der Wahl eines Ehrenmitgliedes [24]
6. **Bella, Ludwig.** Prähistorische Funde bei Oedenburg . . . . . [24]
7. **Much, Dr. Matthäus.** Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893 . . . [24]
8. **Jelinek, Břestislav.** Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893 [26]
9. Arbeiten des städtischen Museums in Budweis 1893 . . . . . [28]

Seite

10. **Richlý, Heinrich.** Prähistorische Funde in der Umgebung von Neuhaus . . . . . [29]
11. **Schneider, Ludwig.** Prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřitz . . . . . [30]
12. **Trapp, Moriz.** Prähistorische Funde in Mähren 1893 . . . . . [31]
13. **Palliardi, Jaroslav.** Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim 1893 . . . . [32]
14. **Kules, J.** Prähistorische Forschungen und Funde in Mähren 1893 . . . . . [33]
15. **Radimský, Wenzel.** Prähistorische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina 1893 . . . [34]
16. Inhalt des Jahrganges 1893 der „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines“ . . . . . [34]
Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien . . . . . [35]
Monats-Versammlung am 10. April 1894 . . . . . [42]
1. **Thomas, Eugène.** Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels . . . . . [42]
2. **Hoverka Edler v. Zderas, Dr. Oskar.** Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthumes und der Jetztzeit . . . . . [42]
3. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [42]
Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894 . . . . . [44]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [44]
2. Arbeiten im Jahre 1894 aus dem Fond für praktische Arbeiten . . . . . [44]
3. Excursion nach Předmost . . . . . [44]
4. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [44]
Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere . . . . . [44]
Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894 . . [44]
Einladung zu der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck . . . . . [44]
Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten . . . . . [45]
Monats-Versammlung am 8. Mai 1894 . . . . . [45]
1. Ausflug nach Předmost . . . . . [45]
2. **Hein, Dr. Wilhelm.** Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg . . . . . [45]
3. **Möwis, Paul.** Tibet und seine Bewohner . . [48]
4. **Peez, Dr. Alexander.** Südostdeutsche Ortsnamen . . . . . [48]
5. **Kříž, Dr. Martin.** Ueber Lehm- und Lösslager [50]
6. **Zuckerkandl, Dr. Emil.** Fossae praenasales. (Mit 10 Text-Illustrationen) . . . . . [57]
7. **Bella, Ludwig.** Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg. (Mit 7 Text-Illustrationen) [59]
8. Büste des schwarzen Mhogo . . . . . [62]
9. **Gurlitt, Dr. Wilhelm.** Mittheilung über den Tumulus auf dem Leibenberge bei Videm an der Save (Steiermark) . . . . . [62]

Seite

10. **Moser, Dr. L. Karl.** Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien . . . . . [63]

Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost . . . . . [63]

Zweite gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft . . [65]

Tagesordnung . . . . . [65]

Theilnehmer-Verzeichniss . . . . . [66]

Erste gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [68]

Andrian-Werburg, Ferdinand Freih. v. Eröffnungsrede . . . . . [68]

Merveldt, Graf F. v. Begrüssungsrede . . . . [69]

Brandis, Graf A. v. Begrüssungsrede . . . . [69]

Meerz, Dr. Friedrich. Begrüssungsrede . . . . [69]

Ehrenderfer, Dr. E. Begrüssungsrede . . . . [70]

Virchow, R. Eröffnungsrede . . . . . [70]

Teldt, Dr. C. Zur Somatologie der Tiroler . . [77]

Wieser, Dr. v. Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol . . . . . [85]

Virchow, R. Dank für Wieser's Vortrag . . . [85]

Zweite gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [86]

Much, Dr. M. Zur prähistorischen Wandtafel . . [86]

Virchow R. Zu Much's Vortrag . . . . . [87]

Szombathy J. Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich . . . . . [87]

Virchow R. Zu Szombathy's Vortrag . . . . . [91]

Much, Dr. M. Zu Szombathy's Vortrag . . . . [92]

Szombathy J. Entgegnung auf Virchow und Much [92]

Virchow, R. Erwiderung auf Szombathy . . . . [93]

Marchesetti, Dr. C. v. Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten . . . . . [93]

Heernes, Dr. M. Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia . . . . . [95]

Luschan, Dr. Felix v. Ueber orientalische Fibeln [99]

Reber, B. Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speciell diejenigen des Kantons Wallis . . . . . [102]

Virchow, R. Zu Reber's Vortrag . . . . . [105]

Steinen, von den. Zu Reber's Vortrag . . . . [105]

Luschan, Dr. Felix v. Zu Reber's Vortrag . . . [105]

Much, Dr. M. Zu Reber's Vortrag . . . . . [106]

Scheetensack Dr. O. Zu Reber's Vortrag . . . [107]

Much, Dr. M. Discussion zu Reber's Vortrag . . [107]

Virchow, R. Discussion zu Reber's Vortrag . . [107]

Reber, B. Erwiderung . . . . . [107]

Scheetensack, Dr. O. Discussion zu Reber's Vortrag . . . . . [107]

Virchow, R. Schlusswort in der Discussion zu Reber's Vortrag . . . . . [107]

Hildebrand, Dr. H. Zur Vorgeschichte Schwedens [108]

Virchow, R. Dank für Hildebrand's Vortrag . . [108]

Löbisch, Dr. Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung . . [108]

Palacký, Dr. Zu Löbisch's Vortrag . . . . . [111]

Kaltenegger. Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen . . . . . [111]

Seite

Virchow, R. Zu Kaltenegger's Vortrag . . . . [116]

Palacký, Dr. Entgegnung zur Frage über das Alter des Menschen . . . . . [116]

Dritte gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [118]

Montelius, Dr. Ueber die Kupferzeit in Schweden [118]

Much, Dr. M. Zu Montelius' Vortrag . . . . . [119]

Virchow, R. Zu Montelius' Vortrag . . . . . [120]

Szombathy, J Zu Montelius' Vortrag . . . . [120]

Virchow, R. Discussion zu Montelius' Vortrag . [121]

Kaltenegger, F. Zu Montelius' Vortrag . . . . [121]

Montelius, Dr. Vorlage des Werkes: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux . . . . . [121]

Virchow, R. Dank an Montelius . . . . . [122]

Fiala, Franz. Ueber einiges Neue vom Glasinac [122]

Virchow, R. Zu Fiala's Vortrag . . . . . [124]

Herrmann, Dr. A. Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzogs Josef . . . . . [126]

Maška, K. J. Vorläufiger Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . [127]

Virchow, R. Bemerkungen zu Maška's Bericht . [127]

Moser, L. Karl. Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina . . . . . [127]

Much, M. Zu Moser's Vortrag . . . . . [128]

Moser, L. Karl. Ergänzung zu seinem Vortrag . [128]

Montelius, Dr. Zu Moser's Vortrag . . . . . [128]

Moser, L. Karl. Entgegnung auf Montelius . . [128]

Kříž, Dr. M. Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren . [129]

Ranke, Dr. Johannes. Entgegnung auf Kříž . . [133]

Kříž, Dr. M. Entgegnung auf Ranke . . . . . [134]

Virchow, R. Ueber Zwergrassen . . . . . [134]

Sergi, Prof. Ueber die europäischen Pygmäen . [138]

Waldeyer, Prof. Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern . . . . . [141]

Virchow, R. Zu Waldeyer's Vortrag . . . . . [144]

Ranke, Dr. Johannes. Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirne . . . . . [144]

Mies, Dr. Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen . . . . . [147]

Hein, Dr. Wilhelm. Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken . . . . . [151]

Herrmann, Dr. E. Anthropologisches über den Geruchsinn . . . . . [151]

Vierte gemeinschaftliche Sitzung . . . . . [151]

Hörmann, Constantin. Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Herzegovina . . . . . [151]

Virchow, R. Zu Hörmann's Vortrag . . . . . [151]

Andrian, Freiherr v. Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie . . . . . [151]

Voss, A. Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen . . . . . [163]

Montelius, Dr. Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses . . . . . [164]

Mesrop, Archimandrit. Das armenische Bauernhaus [165]

Seite

Virchow, R. Zu Mesrop's Vortrag . . . . . [165]
Eigl, J. Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhause . . . . . [165]
Meringer, Dr. R. Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath . . . . . [169]
Henning, Dr. R. Ueber das deutsche Haus . . . [169]
Bancalari, Gust. Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele . . [170]
Virchow, R. Schlusswort . . . . . [173]
Hildebrand, Dr. H. Zur Vorgeschichte Schwedens [174]
Allgemeiner Verlauf der Versammlung . . . . . [177]
Wieser, Dr. Fr. v. Begrüssungsrede . . . . . [177]
Waldeyer, Dr. Antwort auf Wieser's Begrüssungsrede . . . . . [177]
Besichtigung der Lipperheide'schen Bronzesammlung . . . . . [178]
Virchow, R. Toast auf Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. . . . . [178]
Andrian-Werburg, Freiherr v. Toast auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. . . . . [179]
Waldeyer, Dr. Toast auf Innsbruck . . . . . [179]
Mörz, Dr. Friedrich. Toast auf die Deutsche und auf die Wiener Anthropologische Gesellschaft [179]
Hauer, Dr. Franz v. Toast auf Geheimrath Virchow [180]
Ranke, Dr. Johannes. Toast auf Prof. v. Wieser [180]
Wieser, Dr. Franz v. Toast auf Prof. Ranke und Custos Heger . . . . . [181]
Mesrop, Archimandrit. Toast auf die deutschen Hochschulen . . . . . [181]
Begrüssungen des gemeinsamen Congresses . . [181]
Volksfest und Festabend . . . . . [182]
Wieser, Dr. Fr. v. Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August . . . . . [184]
Ausflug nach Meran . . . . . [185]
Ausflug auf den Sinichkopf . . . . . [185]
Fest der Stadt Meran . . . . . [185]

Seite

Virchow, R. Schreiben an Professor Ranke über die Tage von Meran . . . . . [185]
Virchow, R. Toast auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die Damen . . . . . [185]
Redwitz, O. v. An Meran . . . . . [186]
Zingerle, Anton. An Dr. Fr. Tappeiner . . . . [186]
Nachschrift . . . . . [186]
Kassagebahrungs-Ausweis . . . . . [187]
Die dem Kongresse vorgelegten Werke und Schriften . . . . . [187]
Rednerliste . . . . . [188]
Wieser, Dr. v. Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol . . . . . [189]
Hörmann, Constantin. Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina . . . . . [192]
Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894 . . . . . [197]
1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [197]
2 Festsitzung . . . . . [197]
3. Beglückwünschungen . . . . . [197]
Monats-Versammlung am 13. November 1894 . . . . [197]
1. **Meringer, Dr. Rudolf.** Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses . . . . . [197]
2. **Hein, Dr. Wilhelm.** Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich . . . . . [197]
Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894 . . . . . [199]
1. Ehren- und correspondirende Mitglieder . . [199]
2. Veränderungen im Stande der Mitglieder . . [199]
3. Sitzungen im Jahre 1895 . . . . . [199]
4. Unterbleiben der Ausgrabungen in Kreuzendorf [199]
5. Schriftentausch-Angelegenheiten . . . . . [199]
Monats-Versammlung am 13. December 1894 . . . . [199]
1. **Szombathy, Josef.** Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina . . . . . [199]
2. **Szombathy, Josef.** Die Tumuli auf der Malleiten [201]
3. **Szombathy, Josef.** Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15 bis 21. August 1894 . . . . . [202]
4 Geschenke für die Bibliothek . . . . . [213]

Autoren-Register.

Seite

Andrian-Werburg, Dr. Ferdinand Freiherr v. Ueber Wetterzauberei 1
— — Nachruf auf Dr. Ingwald Undset . . . . . [1]
— — Jahresbericht für 1893 . . . . . [13]
— — Eröffnungsrede in der Versammlung zu Innsbruck [68]
— — Uebergabe des Vorsitzes in der ersten Sitzung der Versammlung zu Innsbruck an Virchow . . [70]
— — Eröffnung der zweiten Sitzung der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [86]
— — Eröffnung der Nachmittags-Sitzung am 27. August 1894 . . . . . [129]
— — Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie [151]
— — Trinkspruch auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. [179]

Seite

Bancalari, Gustav. Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele . . . . [170]
Bella, Ludwig. Prähistorische Funde bei Oedenburg . [24]
— — Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg [59]
Boas, Franz. Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes [97]
Brandis, Anton Graf. Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]
Brunner v. Wattenwyl, Dr. Karl Ritter. Nachruf auf Dr. Leopold v. Schrenck . . . . . [2]
Bünker, J. R. Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn 115
Deil, Josef. Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum 251

Seite

Ehrendorfer, Dr. Emil. Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [70]

Eigl, Josef. Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhause . . . . . [165]

Fiala, Franz. Ueber einiges Neue vom Glasinac . . . [122]

Gurlitt, Dr. Wilhelm. Tumulus auf dem Loibenberge bei Videm a. d. Save (Steiermark) . . . . . [62]

Haberlandt, Dr. Michael. Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa 184

— — Bücherbesprechungen 51, 96, 153

Hauer, Dr. Franz Ritter v. Trinkspruch auf Geheimrath Dr. Virchow . . . . . [180]

Heger, Franz. Leopold v. Schrenck † . . . . . [11]

— — Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere . . . . . [44]

— — Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894 [44]

— — Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten . . . . . [45]

— — Ueber die Büste des kleinen Mhogo hadim Kivunja [62]

— — Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost . . . [63]

Heln, Dr. Wilhelm. Die geographische Verbreitung der Todtenbretter 211

— — Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg [45]

— — Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken . . . . . [151]

— — Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich . . [197]

Henning, Dr. Rudolf. Ueber das deutsche Haus . . . [169]

Herrmann, Dr. Anton. Mittheilungen über die Zigeuner-Arbeiten des Erzherzogs Josef . . . . . [126]

Herrmann, Dr. Emanuel. Anthropologisches über den Geruchssinn . . . . . [151]

Hildebrand, Dr. Hans. Zur Vorgeschichte Schwedens [108], [174]

Hermann, Constantin. Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina . . . [151], [192]

Hoernes, Dr. Moriz. Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien 155

— — Buchbesprechung 264

— — Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia . [95]

Hovorka Edler v. Zderas, Dr. Oskar. Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme . . . . . 131, [42]

— — Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck . . . . . [2]

Jelinek Břestislav. Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil 57

— — Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893 . . . . . [26]

Kaltenegger, Ferdinand. Die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen . . . . . [111], [121]

Karásek, Dr. Josef. Bücherbesprechungen 52, 54, 55, 90, 91, 92, 93

Kaies, Jan. Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1893 . . . . . [33]

Seite

Kříž, Dr. Martin. Die Lösslager in Předmost bei Prerau 40

— — Ueber Lehm- und Lösslager . . . . . [50]

— — Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren . . . . . [129], [134]

Kulka, Dr. Richard. Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [3]

Lindner, Adolf. Ueber die vom Städtischen Museum in Budweis im Jahre 1893 auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten und gemachten Erwerbungen . . . . . [28]

Löbisch, Dr. Wilhelm Franz. Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung . . . . . [108]

Luschan, Dr. Felix v. Ueber orientalische Fibeln . . . [99]

— — Tiroler Gürtel im Vergleiche mit nordamerikanischen Arbeiten . . . . . [105]

Marchesetti, Dr. Carlo de. Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten . . . . . [93]

Maška, Karl Jaroslav. Vorläufiger Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . [127]

Meringer, Dr. Rudolf. Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum 247

— — Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath . . [169]

— — Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses . . . . . [197]

Merveldt, Franz Graf. Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]

Mesrop (Parsadan Ter-Mowsesjanz). Das armenische Bauernhaus . . . . . [165]

— — Trinkspruch auf die deutschen Hochschulen . . [181]

Mies, Dr. Josef. Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen . . . . . [147]

Mörz, Dr. Friedrich. Begrüssungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [69]

— — Trinkspruch auf die Deutsche und die Wiener Anthropologische Gesellschaft . . . . . [179]

Möwis, Paul. Tibet und seine Bewohner . . . . . [48]

Montelius, Dr. Oskar. Ueber die Kupferzeit in Schweden [118]

— — Ueberreichung und Besprechung des Werkes: La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux . . . . . [121]

— — Ueber Höhlengrabungen . . . . . [128]

— — Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses . . . . . [164]

Moser, Dr. Ludwig Karl. Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien . [63]

— — Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina . . . . . [127], [128]

Much, Dr. Matthäus. Kelt oder Celt oder keines von beiden? 84

— — Buchbesprechung 94

— — Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893 [24]

— — Besprechung der prähistorischen Wandtafel für Oesterreich . . . . . [86]

— — Ueber die Kupferzeit . . . . . [92], [119]

— — Ueber sogenannte „Schalensteine“ in Niederösterreich . . . . . [106]

Seite

Much, Dr. Matthäus. Ueber einen prähistorischen Mühlstein in Pakosch, Provinz Posen . . . . [107]
— — Ueber Kupferfunde in Höhlen des Küstenlandes [128]
Müller, Dr. Otto. Rechnungs-Abschluss für das Jahr 1893 . . . . . [22], [23]
Niederle, Dr. Lubor. Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber 194
— — Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen . . . [4]
— — Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland . . . . . [6]
Palacký, Dr. Johann. Forschungen zur Ernährungsfrage in Ungarn . . . . . [111]
— — Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes . . . . . [116]
Palliardi, Jaroslav. Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim im Jahre 1893 . . . [32]
— — Inhalt des X. Jahrganges des „Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomúckého“ (Zeitschrift des Olmützer Musealvereines) . . . [34]
Peez, Dr. Alexander. Kirchenpatrone und Volkskunde . [1]
— — Südostdeutsche Ortsnamen . . . . . [48]
Radimský, Wenzel. Grabungen in Bosnien im Jahre 1893 [34]
Ranke, Dr. Johannes. Zur Frage der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe . . . . . [133]
— — Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirne . . . . . [144]
— — Allgemeiner Verlauf der Versammlung in Innsbruck . . . . . [177]
— — Trinkspruch auf Professor Dr. Franz v. Wieser [180]
Reber, B. Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speciell diejenigen des Kantons Wallis . . . . . [102], [107]
Redwitz, O. v. An Meran . . . . . [186]
Richly, Heinrich. In der Umgebung von Neuhaus im Jahre 1893 gemachte prähistorische Funde . . . [29]
Riegl, Dr. Alois. Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte . . . . . [2]
Schneider, Ludwig. Verschiedene prähistorische Funde und Arbeiten in der Umgebung von Smiřitz im Jahre 1893 . . . . . [30]
Schoetensack, Dr. Otto. Ueber Schalensteine in Nord-Deutschland . . . . . [107]
Sergi, Giuseppe. Ueber die europäischen Pygmäen . . [138]
Steinen, Dr. Karl von den. Ueber Schalensteine in Amerika [105]
Stieda, Dr. Ludwig. Buchbesprechung 95
Szombathy, Josef. Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain 227
— — Bücherbesprechungen . . . 51, 94, 210, 266, 268
— — Besprechung einiger urgeschichtlicher Werke . [2]
— — Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich [87], [92]
— — Zur Frage der Kupferzeit . . . . . [120]
— — Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina . [199]
— — Die Tumuli auf der Malleiten . . . . . [201]
— — Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo 15. bis 21. August 1894 . . . [202]

Seite

Thomas, Eugène. Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels . . . . . [42]
Teldt, Dr. Karl. Zur Somatologie der Tiroler . . . . [77]
Trapp, Moriz. Ueber einige im Jahre 1893 in Mähren gemachte prähistorische Funde . . . . . [31]
Virchow, Dr. Rudolf. Eröffnungsrede in der Versammlung zu Innsbruck . . . . . [70]
— — Ueber das Museum „Ferdinandeum“ in Innsbruck [85]
— — Ueber die Frage der prähistorischen Wandtafeln [87]
— — Ueber verschiedene Fragen zur Periodentheilung [91]
— — Ueber galizische Funde . . . . . [93]
— — Zur Bezeichnung „Schalensteine“ . . . . . [105]
— — Ueber das megalithische Monument bei Stöckheim in der Altmark . . . . . [107]
— — Zur Frage der Schalensteine . . . . . [107]
— — Ueber das Reichsmuseum in Stockholm . . . [108]
— — Zur Frage der Entwicklung der Rinderrassen . [116]
— — Eröffnung der dritten gemeinschaftlichen Sitzung [118]
— — Zur Frage der Kupferzeit . . . . . [120], [121]
— — Dank an Montelius für die Ueberreichung des Werkes: „La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux“ . . . . [122]
— — Ueber die Rassenfrage in Bosnien, über die Besiedlung des Glasinac und über die Fundstätte von Butmir . . . . . [124]
— — Bemerkungen über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost . . . . . [127]
— — Schliessung der Vormittags-Sitzung am 27. August 1894 . . . . . [128]
— — Ueber Zwergrassen . . . . . [134]
— — Ueber Abessinier-Schädel . . . . . [144]
— — Dank an Regierungsrath Hörmann wegen seines Vortrages über bosnisch-herzegovinische Volksspiele . . . . . [151]
— — Aufforderung an Dr. Montelius, über die Entwicklung des Wohnhauses zu sprechen . . . [164]
— — Zum Vortrage des Archimandriten Mesrop „Ueber das armenische Bauernhaus“ . . . . . [165]
— — Schlussrede in der Versammlung zu Innsbruck . [173]
— — Trinkspruch auf Seine Majestät den Kaiser Franz Josef I. . . . . [178]
— — Ueber den Besuch des Sinichkopfes und das Fest auf Katzenstein . . . . . [185]
— — Trinkspruch auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die Damen . . . . . [186]
Voss, Albert. Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen . . . . . [163]
Waldeyer, Dr. Wilhelm. Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern . . . . . [141]
— — Trinksprüche auf die Stadt Innsbruck . [177], [179]
Welenzieri, Robert Ritter v. Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz 144
Weisbach, Dr. Augustin. Die Oberösterreicher 232
Wieser v. Wiesenhort, Dr. Franz Ritter. Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol [85], [189]
— — Trinkspruch auf die Versammlung zu Innsbruck [177]

	Seite
Wieser v. Wiesenhort, Dr. Franz Ritter. Trinkspruch auf Professor Ranke und Custos Heger	[181]
— — Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August 1894 . . .	[184]
Woldřich, Dr. Johann Nep. Buchbesprechung	50
Zingerle, Dr. Anton v. An Dr. Franz Tappeiner . . .	[186]
Zuckerkandl, Dr. Emil. Zur Craniologie der Nias-Insulaner	254
— — Fossae praenasales	[57]
— (Tiroler Bote) Volksfest und Festabend der Stadt Innsbruck am 26. August 1894	[182]

Druckfehler-Verzeichniss.

Seite	14,	Spalte	b,	Zeile	19	von unten,	liess: Rochenstacheln, statt: Rosenstacheln.
„	14,	„	b,	„	12	„ „ „	in einem, statt: durch einen.
„	211,	„	b,	„	20	„ „ „	„welcher“, statt: „welchen“.
„	213,	„	a,	„	2	„ „ „	„visited the“, statt: „the visited“.
„	213,	„	a,	„	1	„ „ „	were, statt: wer.
„	213,	„	b,	„	5	„ „ „	diese, statt die.
„	213,	„	b,	„	1	„ „ „	„stumm aufgerichtet im“, statt: „stumm im“.
„	214,	„	a,	„	1	„ oben, „	Mondscheine, statt: Mondenscheine.
„	214,	„	b,	„	2	„ unten, „	Hörmann, statt: Hörmhnn.
„	215,	„	b,	„	15	„ „ „	Starnberger- oder Würmsee, statt: Starnbergersee, Würmsee.
„	216,	„	a,	„	22	„ oben, „	„geschnitten“. (Nach K. Gruber), statt: „geschnitten“.
„	216,	„	b,	„	5	„ unten, „	gehört. statt: gesehen.
„	217,	„	a,	„	3	„ oben, „	50, statt: 80.
„	218,	„	a,	„	14	„ „ „	Am Vorderfager, statt: In Vorderfager.
„	218,	„	a,	„	10	„ unten, „	Hirschbühel, statt: Hirchbühel.
„	218,	„	a,	„	4	„ „ „	Heuscheune, statt Heuscheuer.
„	219,	„	a,	„	4	„ oben, „	Heuscheune, statt: Heuscheuer.
„	219,	„	a,	„	25	„ „ „	Mitter-, statt: Mittel-.
„	219,	„	a,	„	4	„ unten, „	Mitter-Pinzgau, statt: Mittel-Pinzgau.
„	219,	„	a,	„	3	„ „	ergänze nach Notiz: Wie Fräulein Evsn berichtet, geschah dies früher (nach Aussage eines Bauern).
„	219,	„	b,	„	23	„ „	lies: „unter einem alten Baume“, statt: „unter Bäumen“.
„	219,	„	b,	„	14	„ „ „	Marterln, statt: Marteln.
„	220,	„	a,	„	18	„ oben,	ergänze nach stehend: und an demselben befestigt.
„	220,	„	a,	„	22	„ „	ergänze: In Anger selbst liegen nächst der Capelle gegenüber der Kirche unter grossen Bäumen viele Todtenbretter, darunter solche aus jüngster Zeit.
„	223,	„	a,	„	7	„ unten,	lies: „Gräben“, statt: „Gräber“.
„	224,	„	b,	„	13	„ „ „	Franziszi, statt: Feanzisci.
„	226,	„	a,	„	7—5	von unten	haben mit Zeile 3—4 von unten zu tauschen.
„	[44],	„	a,	„	20	von oben,	lies: Eisenburger, statt: Wieselburger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 1. Januar u. Februar. Sitzungsberichte. 1894.

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [1]. — 2. Schriftentausch; S. [1]. — 3. Internationaler Orientalisten-Congress in Genf; S. [1].

Monats-Versammlung am 9. Januar 1894. 1. Andrian, Nachruf auf Undset; S. [1]. — 2. Peez, Kirchenpatrone und Volkskunde; S. [1]. — 3. v. Hovorka, Ueber Nasenschmuck; S. [2].

Monats-Versammlung am 16. Februar 1894. 1. Brunner v. Wattenwyl, Nachruf auf Schreuck; S. [2]. — 2. Szombathy, Vorlage einiger prähistorischer Werke; S. [2]. — 3. Riegl, Volkskunst; S. [2]. — 4. Kulka, Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien; S. [3]. — 5. Niedeule, Jüngere Steinzeit in Böhmen; S. [4]. — 6. Niederle, Diluvialer Fund in Russland (Kiew); S. [6]. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. [6].

Ausschuss Sitzung am 28. Februar 1894. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [10]. — 2. Ergänzungswahlen für das Redactions-Comité; S. [10]. — 3. Internationaler Congress für Hygiene und Demographie in Budapest; S. [10]. — 4. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [10].

Leopold von Schreuck †. Von Franz Heger; S. [11].

Ausschuss-Sitzung am 9. Januar 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Seit der letzten Ausschuss-Sitzung sind verstorben:

das correspondirende Mitglied Dr. Ingwald Undset in Christiania und

das wirkliche Mitglied Moriz Freiherr v. Königswarter in Wien.

Das unterstützende Mitglied Dr. Sigmund Mayer, Universitäts-Professor in Prag, wird auf eigenen Wunsch in die Zahl der wirklichen Mitglieder aufgenommen.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Erich Kolbenheyer, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz;

Dr. Theodor Puschmann, Professor an der Universität in Wien;

Sigmund Egon Schlesinger in Wien und

Dr. Sima Trojanović, Gymnasial-Director in Loznica, Serbien.

2. Mit der Redaction des „Internationalen Archivs für Ethnographie“ wird der Schriftenaustausch eingeleitet.

3. Zur Vorlage gelangt die Mittheilung über die Constituirung des Comités für den X. internationalen Orientalisten-Congress in Genf, welcher dort vom 3. bis 12. September 1894 tagen wird.

Monats-Versammlung am 9. Januar 1894.

Vorsitzender: Herr Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen correspondirenden Mitgliede Dr. Ingwald Undset einen warmen Nachruf [1]).

[1]) Siehe den Nachruf von J. Szombathy in den Sitzungsberichten des Bandes XXIII dieser Mittheilungen, S. [113] f.

2. Herr Dr. **A. Peez** hält einen Vortrag über

Kirchenpatrone und Volkskunde.

Unter den Quellen, welche Licht auf den Culturzustand der Deutschen zur Zeit der Völkerwanderung werfen, trete neben Geschichte, Sprache und Ausgrabung auch die Beachtung der Gegenwart immer mehr in den Vordergrund. Es gebe auf den friesischen Inseln Hollands, etwa der Insel Mark, Orte, wohin seit Menschengedenken nie ein Fremder gekommen, wo daher Ueberlieferungen und Sitten sich seit der Urzeit nur wenig verändert hätten. Auch von manchen Gebieten unserer Alpenländer gelte Aehnliches. Der Rückschluss aus der Gegenwart auf die Vergangenheit biete demnach, in Verbindung mit den anderen Quellen, guten Anhalt. Fast unveränderlich aber sei die Religion. „Ein Volk wechselt seine Götter nicht“, heisst es schon in der Bibel. Aenderungen seien oft nur ein dünner Schleier, hinter welchem das alte Bild deutlich hervorblicke. Papst Gregor habe den Sendboten des Christenthumes bei den alten Deutschen bekanntlich ausdrücklich empfohlen, sich den heidnischen Bräuchen möglichst anzupassen und erst allmälig den Uebergang zum Christenthum zu bewirken. Dieser Uebergang aber war bei den alten Deutschen, einem hartnäckigen Volke, das sich als Sieger über das grosse Rom fühlte, schwer, und meistens blieb es beim Alten, nur dass die heidnischen Götter und Halbgötter umgetauft wurden. Sie wurden ein wenig zugestutzt und erhielten christliche Namen. Daher sei die Bedeutung der Kirchenpatrone als der örtlichen Schutzgötter eine so grosse für Erkenntniss des Glaubens und der Weltanschauung der alten Deutschen.

Die Hauptgötter (Wodan, Donar, Freia) finden sich in den Kirchenpatronaten als St. Martin, Petrus, Georg und S. Maria wieder, daneben noch zahlreiche Halbgötter, die wir erst aus der Heiligengeschichte kennen lernen. Es sind überwiegend Nothhelfer; so St. Florian gegen Feuer, St. Nikolaus, der Patron der Schiffer, gegen Wassergefahr, St. Rochus gegen Pest. Bei dem Landvolke sind die Viehpatrone sehr volksthümlich. So habe St. Leonhard in Krain 40 und St. Veit (letzterer besonders in slavischen Gegenden oder solchen, die

einst slavisch waren) 27, beide zusammen also nicht weniger wie 67 Kirchen, Capellen oder Altäre; ebenso in Kärnten der heil. Leonhard 30, der heil. Veit 14, zusammen 44 Andachtstätten; in Niederösterreich der heil. Leonhard 15, Veit 23, zusammen 38 Heiligthümer. Wo Heilquellen zu Tage treten, sei oft Quirinus Patron (in Kärnten wiederum der heil. Leonhard), wo Höhlen sich finden, der heil. Cantian, so dass, wo man eine Ortschaft des Namens „Sanct Cantian" begegnet, regelmässig auf Vorhandensein von Höhlen geschlossen werden kann. So biete die Beachtung der Kirchenpatrone für Ortskunde und Touristik ganz annehmbare Winke. Weit wichtiger aber seien die Beziehungen zur Geschichte, zumal der Religions- und Stammesgeschichte. Der Weg, den die Einführung des Christenthumes genommen habe, müsse sich aus einer Nachforschung über die Kirchenpatrone ergeben. Von Salzburg erstrecken sich in diesem Sinne die Rupertskirchen bis nach Wien. Ob auch vom Osten und Süden christliche Missionen gekommen, sei gleichfalls durch die Patrone nachzuweisen. Es scheine ferner, dass die verschiedenen deutschen Stämme verschiedene Patrone gehabt, so die Franken den heil. Martin. Dies Gebiet verspreche daher vielseitig reiche Ausbeute und eine Sammlung der Patrone der alten Kirchen durch die Anthropologische Gesellschaft etwa in Verbindung mit den Geschichtsvereinen der Kronlande werde sich sehr empfehlen.

3. Herr Dr. **Oskar v. Hovorka** hält einen Vortrag

Ueber den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck.

Nach einer kurzen Einleitung über den an der Nase angebrachten Schmuck und die dadurch bewirkten Veränderungen derselben, bespricht der Vortragende an der Hand einiger von ihm im anatomischen Institute verfertigten Präparate und Gypsabgüsse jene Theile der äusseren Nase, welche hiebei in Betracht kommen. Die Nasenzieraten theilt er ein in cylinderförmige, ringförmige Nasenknöpfe und complicirtere Schmuckgegenstände.

Nach einigen Bemerkungen über das Material, aus welchem der Nasenschmuck verfertigt wird, folgt unter Demonstration einiger aus der ethnographischen Sammlung des Hofmuseums entlehnten Objecte die Besprechung ihrer geographischen Ausbreitung. Den primitivsten Schmuck findet man in Australien, complicirter wird er schon auf Neu-Guinea und den benachbarten Inseln, soweit sie von der papuanischen Rasse bewohnt sind. In Indien gewinnt der Nasenschmuck eine gewisse künstlerische Bedeutung und trotzdem hier eine Tendenz zu übergrosser Prunksucht vorherrscht, kann man ihm Geschmack nicht absprechen. Auch in Afrika ist der Nasenschmuck stark verbreitet, und zwar von den primitivsten Formen im äquatorialen Afrika bis zu den complicirtesten in Aegypten. In Amerika tritt hie und da auch eine absichtliche Deformation der Nase hinzu. Nach einer Beschreibung der Operation übergeht der Vortragende zur Würdigung des Nasenschmuckes im Allgemeinen und versucht auch Anhaltspunkte für den Ursprung und Motive desselben zu finden.

Der Vortrag wird als Abhandlung in den Mittheilungen erscheinen.

Monats-Versammlung am 13. Februar 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende gedenkt des am 20. Januar d. J. in St. Petersburg verschiedenen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Dr. Leopold von Schrenck. (Siehe den Nachruf am Schlusse dieses Sitzungsberichtes.)

2. Herr Custos Szombathy legt folgende in letzterer Zeit erschienenen Werke vor:

1. „Die Bronzezeit in Baiern" von Dr. Julius Naue in München;
2. „Die Bronzezeit in Böhmen" von Heinrich Richlý in Neuhaus (Böhmen), und
3. das dritte Heft der „Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien",

und bespricht dieselben. Dieselben werden in den Literaturberichten eine eingehende Würdigung erfahren.

3. Herr Dr. **A. Riegl** hält einen Vortrag über

Die Volkskunst vom wirthschaftsgeschichtlichen Standpunkte.

Der Vortragende hatte es sich zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, dass unter die Kriterien, die man bisher behufs Beantwortung der Frage, ob ein bestimmtes Kunstwerk der Volkskunst zuzuzählen sei, zu Rathe zu ziehen pflegte, auch die Betrachtung der wirthschaftlichen Art seiner Herstellung aufgenommen zu werden verdient. Die Voraussetzungen für eine erfolgreiche wissenschaftliche Anwendung dieses Kriteriums, die man allerdings bis in die jüngste Zeit vermisste, erscheinen nunmehr gegeben durch Prof. Karl Bücher's (Leipzig) bahnbrechende Arbeiten. Eine Parallele zwischen dem Verlaufe der Wirthschaftsgeschichte und demjenigen der Kunstgeschichte im weitesten Sinne (einschliesslich der Volkskunst) hat der Vortragende in einer kürzlich erschienenen Schrift über „Volkskunst, Hausfleiss und Hausindustrie" (Berlin, G. Siemens) durchzuführen versucht, auf welche er für alles Einzelne verweist. Nachdem man nun für die Beurtheilung volkskunstmässiger Erscheinungen bereits über vier massgebende Kriterien — Kunst-, Rohstoff-, Technologie- und Wirthschafts-Geschichte — verfügt, so mussten die Ausführungen des Vortragenden naturgemäss in einen erneuerten Mahnruf ausklingen, die Erfüllung der uns Oesterreichern obliegenden Ehrenpflicht einer streng wissenschaftlichen, einheitlichen und erschöpfenden Bearbeitung und Publication der in unseren Ländern in so einzigem Masse erhaltenen Volkskunst baldmöglichst in Angriff zu nehmen. Dass an geeigneten Kräften hiefür kein Mangel mehr herrscht, beweisen u. A. die auf einzelnen Gebieten so erfolgreichen Arbeiten

der Wiener Anthropologischen Gesellschaft; es verbleibt somit nur mehr die Frage nach Beschaffung der Mittel, deren Lösung vom unanzweifelbaren Patriotismus der hiefür massgebenden Kreise doch wohl erwartet werden darf.

4. Herr Dr. **Richard Kulka** berichtet unter Vorlage einer Anzahl von Objecten über

Vorgeschichtliche Funde aus Oesterreichisch-Schlesien.

Anlässlich der Herstellung von Illustrationen für das Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" wurden eine Anzahl vorgeschichtlicher Objecte aus Oesterreichisch-Schlesien meiner Obhut anvertraut, deren Vorlage ich aus dem Grunde nicht unterlassen zu dürfen glaube, weil einige derselben zu den selteneren Funden gehören und vorgeschichtliche Gegenstände in Oesterreichisch-Schlesien überhaupt nicht häufig zum Vorschein kommen.

Unter den Oertlichkeiten, welche hier zu nennen wären, möchte ich allen voran Kathrein bei Troppau anführen. Die Fundstelle liegt auf der Hügelkette, welche sich im Rücken des Dorfes Kathrein hinzieht und gegen das linke Oppaufer verläuft. Die eigentlichen Fundstellen wurden gelegentlich des Abbaues des hier in mächtigen Schichten lagernden Lehmbodens aufgedeckt, in welchem sich dieselben mit ihrer dunklen, holzkohlehältigen Ausfüllung trichter-, flaschen- oder sackförmig von ihrer helleren Umgebung abzeichnen. Am häufigsten tritt die sich nach unten erweiternde Sackform auf. Die Breitendimension derselben beträgt 1—3 m, die Länge 4—5 m und die Tiefe 1·5—2·5 m. In dieser Form dürften die Ueberreste von Wohngruben zu erblicken sein.

Die beiden anderen Typen dagegen weisen lediglich die gleiche Breite auf, unterscheiden sich aber durch geringere Längenausdehnung und sind gegenüber der ersteren wohl als Herdgruben zu betrachten. Mitunter finden sich die Gruben in 3—4 Reihen angeordnet, indem sie hiebei in Abständen von 5 m der West-Ost-Richtung des Hügels folgen und sich zugleich mit 4—5 m Distanz gegen die Flusssohle erstrecken.

Der Inhalt der Gruben besteht aus einem Gemenge von Gefässresten, Spinnwirteln, Feuersteinwerkzeugen, Klopfsteinen, Flachmeisseln, Hüttenlehm und spärlich vorkommenden Thierknochen. Bein- oder Knochenwerkzeuge wurden bis heute noch nicht gefunden. Im Allgemeinen war die Auflese in den einzelnen Gruben nur sehr bescheiden.

Unter den Gefässresten fallen vor Allem jene röhrenförmigen Stücke auf, welche sich in ihrer Reconstruction auf aufsatzartige Gefässe mit hohem, hohlem Fusse zurückführen lassen. Sie erscheinen deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie uns die vorzüglichste Handhabe zur Vergleichung mit Funden von anderen Oertlichkeiten bieten. Bemalung wurde an ihnen bisher nicht beobachtet. Der alleinige Zierat besteht entweder in zäpfchen- oder warzenförmigen Buckeln unterhalb des Tellerrandes.

Interesse erwecken ferner jene Thongebilde, welche anscheinend von dem Henkeltheile der Gefässe herrühren. Was sie jedoch nicht als blosse Bruchstücke von solchen erscheinen lässt, ist der Umstand, dass die Bruchränder nach allen Seiten sorgfältig abgeschliffen sind. Auch die Henkel selbst unterscheiden sich von den sonst vorkommenden Formen insoferne, als sie mehr oder weniger die Bezeichnung von Griffhenkeln verdienen und, wenn von kleinerem Durchmesser, mit dem Rückentheil nach einer Seite ein wenig ausgezogen sind. Auch diese gehenkelten Stücke treten sowie die vorerwähnten Fussgefässe an anderen Orten, so z. B. in frappanter Uebereinstimmung unter den Funden aus dem Lengyeler Walle auf.

Während jedoch Wosinsky in denselben eine Art Netzsenker erblicken möchte, neige ich mich der Anschauung hin, dass wir es hier mit einem Instrument zu thun haben, das bei der Fabrikation der Gefässe zum Glätten derselben verwendet wurde.

Noch eine Thatsache bietet uns einige Analogie zu dieser berühmten Oertlichkeit. In einem der Ziegelschläge, welche das hier besprochene Material lieferten, wurden einige Skelette, den Kopf gegen Osten, das Fussende gegen Westen gekehrt, in Hockerlage gefunden. Bei einem derselben waren die Knochen des einen Unterarmes von einem glatten Bronzering umschlossen, bei einem anderen fand sich (in der Nähe des Beckens) ein Bronzedolch ohne Griffzunge und ein Steinhammer.

Ferner wurden in demselben Ziegelschlage ein Fingerring aus dünnem Bronzedraht, eine Haarspirale und ein Löffelchen mit abgebrochenem gedrehten Stiel und auf der Rückseite fächerförmig verziertem Gefässe, offenbar südländischer Provenienz, aufgesammelt.

Zu den eben charakterisirten Kathreiner Fundstellen ist noch ein anderer Punkt am rechten Oppaufer hinzuzurechnen, welcher südlich von dem vorigen circa $1^1/_2$ km entfernt auf dem hügeligen Terrain unmittelbar beim Troppauer Nordbahnhofe gelegen ist. Auch hier zeigen sich Wohngruben mit ähnlichem Inhalte.

Die Richtung, in welcher sich die Vergleichung der Kathreiner Funde zu bewegen haben wird, hatte ich bereits Gelegenheit, kurz anzudeuten. Sie weist vornehmlich nach dem Lengyeler Schanzwerke, und sofern wir in den Zeugnissen der an diesem Orte vertretenen Cultur die Producte südlicher beziehungsweise südöstlicher Beeinflussung erblicken dürfen, darüber weiter hinaus nach dem Südosten. Ungeachtet des sich zwischen diesen beiden Localitäten ergebenden culturellen Zusammenhanges wird es jedoch nicht am Platze sein, sie auch zeitlich gleichzuhalten. Manches, was das Lengyeler Schanzwerk noch aufweist, wie die Bemalung an den Füssen der Standgefässe, ist an den Kathreiner Gefässen nicht erkennbar und auf dem weiten Wege bis zu denselben verloren gegangen. Dagegen hat sich Anderes, wie das Löffelchen von südlichem Habitus hinzugefunden und spricht dafür, dass bereits der Verkehrsweg über die Alpen mit dem italischen Gebiete eröffnet war. Berücksichtigt man nun noch, dass der Bronzedolch zwar eine ältere Form zeigt, dass aber gerade Schlesien durch seine Abgeschlossenheit

es verstanden hat, alte Formen und primitive Culturstadien lange festzuhalten, so dürfte die Annahme gestattet sein, dass die Kathreiner Ansiedlungen dem Ausgange der mitteleuropäischen Bronzezeit angehören.

Der nächste Ort, von welchem ich mir zu sprechen erlaube, ist Kreuzendorf, dessen Ansiedlung bereits im Jahrgange 1889 dieser Mittheilungen geschildert wurde. Auf derselben wurden im vorigen Jahre noch einige besonders gut erhaltene Gefässe gefunden, welche ich hier gleichfalls vorzulegen im Stande bin. Unter denselben erscheint besonders merkwürdig das trichterförmige Geräth, welches jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach als Dampfabzug beim Kochen diente; ein zweites, minder gut erhaltenes Exemplar trägt anstatt der Henkelchen drei Zäpfchen.

Von hervorragendem Werthe ist die Entdeckung eines Urnen-Gräberfeldes in der Nähe der Ansiedlung. Anzeichen für die Existenz eines solchen traten bereits vor einiger Zeit auf, aber erst unmittelbar am Schlusse des vorigen Jahres gelang es, dasselbe mit Sicherheit zu constatiren. Das Feld, welches den vorgeschichtlichen Bewohnern Kreuzendorfs als Beerdigungsstätte diente, liegt circa 300 m nordwestlich entfernt, knapp an der Eisenbahn-Haltestelle Kreuzendorf. Bis nun wurden auf einem Raume von circa 100 m² 11 Gräber, leider nicht alle in systematischer Weise, aufgedeckt. Hiebei wurde die Beobachtung gemacht, dass in der Tiefe von 30—40 cm, zuweilen aber auch von 1 m umgeben von kohlehältiger Erde ein Aschengefäss ruht, als welches entweder eine Urne im strengen Sinne oder eine Schüssel mit nach innen gebogenem Rande, mitunter auch ein henkelloses Töpfchen verwendet wurde. Regelmässig dient eine Schüssel als Deckgefäss. Um das Hauptgefäss herum, oft so nahe, dass der Zwischenraum kaum 1 cm beträgt, stehen sodann 3—4 Beigefässe, deren Inhalt aus calcinirten Knochensplittern und Bruchstücken kleiner Bronzen oder Eisengeräthe besteht. Während jedoch der eigentliche Aschenträger in seinen Formen abwechselt, bestehen die Beigefässe constant in einhenkeligen, vorzüglich gearbeiteten Schalen von halbkugeliger Gestalt.

Als eigentliche Grabbeigaben fungiren Feuersteinmesser und, wie bereits erwähnt, Bronze und Eisen. So wurden eine Fingerspirale, Bruchstücke eines einfachen Ohrringes, zweier glatter Armringe, eines Armtorques aus Bronze und zwei Eisennadeln gefunden, von denen die eine einen kugeligen Kopf, die andere mit geradem Kopf am Halse drei Wülste besass. Die Feuersteinmesser lagen stets ausserhalb der Gefässe. Thierknochen, welche auf Speisebeigaben deuten würden, fanden sich nicht, dagegen ein Klümpchen verkohlter Hirse.

Ueber die zeitlichen Beziehungen zwischen der rein neolithischen Ansiedlung im Gutshofe und dem Gräberfelde lässt sich zur Stunde noch kein bestimmtes Urtheil fällen. Manches, wie der gänzliche Mangel des Metalles an der einen Fundstelle, scheint gegen die Zusammengehörigkeit zu sprechen. Es mag jedoch nicht ausgeschlossen sein, dass wir es bis nun nur mit dem jüngsten Theile des Gräberfeldes zu thun hatten und der zeitliche Abstand bei weitergehender Nachforschung verschwindet.

Zum Schlusse meiner Mittheilungen möchte ich noch kurz das Urnenfeld nächst der Schellenburg bei Jägerndorf berühren. Einiges über dasselbe ist gleichfalls bereits aus den Mittheilungen unserer Gesellschaft aus den Jahren 1886 und 1889 bekannt geworden. Am lebhaftesten in der Erinnerung dürfte das Gürtelblech stehen, von dem damals eine Abbildung erschien. Ich freue mich ganz besonders, dasselbe nebst einigen zu Beginn dieses Jahrhundertes aufgesammelten und von mir bereits beschriebenen Gefässen heute im Original vorlegen und Ihrer eingehenden Beurtheilung unterwerfen zu können. In seiner Art dürfte das Gürtelblech wohl zu den grössten Seltenheiten aus dem nördlichen Donaugebiete gehören. Für Schlesien ist es von besonderer Wichtigkeit deshalb, weil es nebst den beiden ausgelegten Nadeln eine der wenigen Bronzen ist, welche uns überhaupt von der Nekropole bei der Schellenburg erhalten sind und Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung bieten. Nach den Berichten, welche aus der Zeit vor deren Auffindung datiren und nur von steinzeitlichen Beigaben sprechen, müsste man nämlich das Jägerndorfer Gräberfeld noch in die neolithische Periode einbeziehen. Diese Bronzen jedoch sowie die mitausgestellten Gefässe von derselben Localität sprechen entschieden für die Annahme der Hallstatt-Periode.

5. Herr Dr. **Lubor Niederle** in Prag übersendet den folgenden Auszug aus seiner in böhmischer Sprache erschienenen Abhandlung[1])

Ueber die jüngere Steinzeit in Böhmen.

Schon seit vielen Jahren herrscht unter den böhmischen Archaeologen eine Meinungsdifferenz, ob es in Böhmen einmal eine reine neolithische Cultur oder Periode gab oder nicht. Besonders war es Professor Smolík, der die Existenz einer neolithischen Periode bis in die letzte Zeit entschieden in Abrede stellte, während sie von anderen, z. B. Woldřich, Bř. Jelínek, L. Šnajdr u. A. m., anerkannt wurde.

Die von Prof. Smolík angeführten Argumente waren aber nicht zahlreich und unzulänglich. Erst als in letzter Zeit Prof. Pič sich den Ansichten des Professors Smolík, obwohl nüchterner und vorsichtiger, anschloss[2]), gestaltete sich der Streit etwas ernster und bewog auch den Autor dieser Zeilen zu einer Vertheidigung des böhmischen Neoliths. Prof. Pič ist der Meinung, dass das Volk, welches zuerst Böhmen nach der Diluvialzeit betrat, schon die Kenntniss der Metalle besass, aber noch traditionell Spuren aus seiner einstigen Neolithcultur erhielt, was wir daraus ersehen, dass in den Gräbern neben Bronzewaffen und Geräthen auch Steinwerkzeuge vorkommen, und daraus, dass man neben Gräbern mit Bronzeobjecten in den zugehörigen Abfallsgruben keine Spur von Metallen findet.

[1]) O mladší době kamenné v Čechách. Prag 1894. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift „Český lid“, III.

[2]) In seiner Arbeit: Výzkum archaeolog. ve středních Čechách, S. 44, 62.

Prof. Pič leugnet so die Existenz einer reinen Neolithperiode und den Bestand von Gräbern von rein neolithischem Typus ab.

Dagegen sammelte ich in meiner Arbeit alle wichtigeren bisher bekannten Funde aus der Neolithperiode und der Uebergangsperiode zur Bronzezeit. Es zeigte sich, dass wir eine beträchtliche Zahl von Fundorten entschieden der reinen Steinzeit zurechnen müssen, auch wenn hie und da die ersten Metallspuren auftreten.

Ich stehe auf dem Standpunkte, dass ein Stückchen Metall in einem Grabe oder einer Grube noch nicht den Typus einer ganzen Cultur zu verändern im Stande ist. In einer Gegend konnte ganz wohl noch lange eine rein neolithische Cultur herrschen, auch wenn schon die ersten vereinzelten, bedeutungslosen Bronzeobjecte, besonders Schmuckgegenstände, durch Handelsbeziehungen dahin verschleppt worden waren. So hat sich hie und da ein Metallobject in einen Fund eingeschlichen, ohne dass dadurch sein neolithischer Typus verwischt worden wäre; denn den Typus einer Cultur besimmt nicht ein einziges Merkzeichen, sondern eine Reihe solcher, und zwar: hier neben dem Gebrauch von Steinwerkzeugen und Waffen, besonders der Typus der Keramik[1]). Und da solche Ansiedlungsreste und Gräber, welche derart charakterisirt und entschieden neolithischen Funden in anderen Ländern Europas analog sind, auch bei uns genug zahlreich vertreten sind, behaupte ich, dass in Böhmen eine neolithische Periode existirte, dass daselbst eine Zeit lang ein Volk lebte, das noch nicht Metalle zur Anfertigung seiner Waffen und Werkzeuge verwendete. Aus der grossen Zahl der hieher gehörigen Funde führe ich hier nur die wichtigsten an[2]).

Zu den neolithischen Abfallsgruben zähle ich besonders die Gruben im Flussgebiete der Úslava im Pilsener Kreise bei Bzy, Lopata, Stiahlawitz (von Herrn Fr. Franc durchforscht), bei Časlau, in Bydžov, Nymburg, am Berge Řivnáč bei Prag, bei Bukvice, eine ganze Reihe in der Gegend westlich von Prag, die Professor Woldřich beschrieb, dann die Culturschichten in den Burgstätten bei Časlau, am Schlaner Berge, bei Kuttenberg, in der Šárka, am Rubinberge.

Die Gräber bergen ausgestreckt liegende oder zusammengekrümmte Skelette, sehr oft in massiven Steinkisten. Neolithische Brandgräber sind selten und überhaupt nicht sicher constatirt. Von den neolithischen Gräbern wären hervorzuheben die von Kojetic bei Melnik, die von Weboschan, Sulovic, Hospozín bei Welwarn, von Schalan, Brüx, Raudnitz, Lobositz, Klein- und Gross-Černosek, Gross-Přílepy, Kozel bei Laun u. s. w.

In Böhmen hat man hinlänglich Funde; umsomehr muss es überraschen, dass man in Mähren nur drei oder vier Funde verzeichnen kann.

Aber abgesehen von Mähren, nehme ich für Böhmen die neolithische Periode als erwiesen an und stelle mir die Vorkommnisse der ältesten Periode Böhmens folgenderweise vor.

In der paläolithischen Zeit war Böhmen nur spärlich bewohnt, und diese Bewohner blieben da und entwickelten ihre eigene Cultur. Aber während der neolithischen Zeit Europas kam ein neuer, zahlreicher Stamm, wahrscheinlich von Norden, aus den sächsischen und thüringischen Gauen durch den Elbepass und siedelte sich in ganz Nordböhmen, und zwar längs der grösseren Flüsse an. Zu dieser Annahme sehe ich mich berechtigt dadurch, dass man in Nordböhmen die meisten neolithischen Funde trifft, während sie im Süden nur gering vorkommen und dass diese Funde viele Analogien zeigen mit den Funden von Thüringen und Sachsen (besonders in der Keramik). Dieser neue Stamm kam schon mit der neolithischen Cultur, in welcher er noch eine Zeit lang in Böhmen lebte. Die neue Bronzecultur kam später und wurde in Nordböhmen nicht durch neue Ansiedler, sondern durch Handelsbeziehungen hergebracht.

Hierin besteht der Unterschied meiner Anschauung gegenüber der des Herrn Pič. Herr Pič lässt seine neuen Ansiedler mit der Bronzecultur kommen, woraus folgt, dass er sich Böhmen während der neolithischen Zeit unbewohnt vorstellt. Alle rein neolithischen Funde verwirft er.

Wie ich bereits angeführt habe, ist aber das Auftreten der Bronze-Industrie auf Handelsbeziehungen zurückzuführen. So glaube ich, dass sich die älteste Bronzecultur in Nord- und Centralböhmen (die sogenannte Uněticer Cultur) langsam aus der Cultur der neolithischen Ansiedler entwickelte[1]).

Daraus ist ihre Originalität erklärlich; denn wir finden zu ihr keine Analogien in den Nachbarländern, was unbedingt vorkommen müsste, wenn diese Cultur von irgendwo dort herstammen sollte. Sie ist speciell böhmisch.

Dieser neu angesiedelte neolithische Stamm war zweifellos indo-europäischer Herkunft, denn zu dieser Zeit waren schon die nördlichen Länder Europas und so auch Norddeutschland sicher durch diese Rasse bewohnt. Ob aber damals diese Rasse schon in ihre Gruppen, in Germanen, Gallier, Slaven u. s. w. vertheilt war und ob dieser neu angesiedelte Stamm schon zu einer dieser Gruppen eingereiht werden kann, kann nicht festgestellt werden.

Dafür spricht auch die Anthropologie.

Wohlerhaltene Schädel, aus der neolithischen Zeit herrührend, sind in Böhmen selten. Aber selbst diese wenigen weisen denselben Typus auf, der in Europa unter der Bezeichnung „der dolichocephale neolithische Typus“ bekannt ist. Sicher neolithische Schädel kenne ich von Raudnitz, Kojetic, Blažím (Ploscha), Hospozín, Řepín, Kozel und Lobositz. Alle

[1]) Die böhmische neolithische Keramik weist mehrere Gruppen auf: 1. Kugelförmige rohe Gefässe, grob ornamentirt; 2. Keramik vom Monnsheimer Typus; 3. Keramik vom Typus der Gefässe in den Thüringer Kistengräbern; 4 Einige besondere Typen. Es treten aber auch die ersten Anfänge des späteren, zarteren Typus auf.

[2]) Das Literaturverzeichniss siehe in der Originalabhandlung S. 12 ff.

[1]) Ich führe ausdrücklich an, dass ich hier nicht von den südböhmischen Hügelgräbern spreche.

zeigen einen Typus, der sich auch in die Metallzeit erhält (cf. z. B. die Gräber des Únětícer Typus [1]).

An den Schädeln ist gewöhnlich nur das Schädeldach messbar, das Gesichtsskelett ist selten erhalten. Nach den Messungen, die ich selbst vorgenommen hatte (oder andere Autoren: Weisbach, Woldřich, Matiegka), variirt der Längenbreiten-Index bei sicher neolithischen Schädeln von 62·65 (Raudnitz) bis zu 76·6 (Blažím), also bis in die Mesocephalie. Aber die Mehrheit der Schädel oscillirt doch um 70, und ich würde die Mesocephalie eher für die Varietät des dolichocephalen Typus halten, als für ein Kreuzungsproduct zwischen der dolichocephalen und einer anderen brachycephalen Form. Auch sind sie immer dolichoid, mit hervorragendem Hinterbeine. Vom Gesichte lässt sich nicht viel sagen, da seine Maasse an einigen besser erhaltenen Schädeln im Ganzen sowie im Detail stark variiren. Ein Merkmal habe ich doch mehrmals constatirt: die Adlernase; die Nasenbeine ragen dann unter der Sutura nasofrontalis fast horizontal hervor (an den Schädeln von Raudnitz, Kobylisy, Chlum, Lyskovice). Dasselbe hat, wie bekannt, Lissauer an den neolithischen Schädeln von Polen, Bogdanow an denen von Utkina in Russland constatirt. — Andere Skelettheile wurden bis jetzt nicht gemessen. Mehrmals hat man die Platyknemie bemerkt.

Was ich fand, berechtigt mich zu dem Schlusse, dass Nord- und Centralböhmen (abgesehen von den Resten älterer paläolithischer Ansiedler) von einem einzigen Typus bewohnt war, und zwar von dem, dem die primitiven Arier überhaupt angehörten. Vom brachycephalen Typus, den man im übrigen Europa trifft, ist bei uns derzeit keine feste Spur vorhanden. Denn das neolithische Alter eines brachycephalen Schädels von Türmitz (Index 82·7) halte ich für unsicher.

6. Herr Dr. **Lubor Niederle** in Prag macht folgende Mittheilung

Ueber einen wichtigen diluvialen Fund in Russland.

Herr Č. Chwojka berichtet in einem längeren, an mich adressirten Schreiben aus Kiew über einen hochwichtigen Fund, welcher in Kiew in der Kirillowskaja-Gasse (Vorstadt Podol) im Garten des Eigenthümers H. Zival (eines Landsmannes) entdeckt wurde.

Der Auffindungsort besteht aus einer sehr mächtigen Schichte diluvialen Thones, die sich längs des rechten Ufers des Dnjepr erhebt und durch frühere Funde schon längst bekannt ist. Ich führe nur die wichtigen diluvialen Funde des Prof. Antonovič, die er oberhalb Kiew seinerzeit entdeckte, längs des Dnjepr, und zwar zwischen den Ortschaften Mežigorje und Monastyrka (hauptsächlich bei dem Kirillowskij Monastyr), an.

Der vorangeführte Fund scheint mir nach der Beschreibung des Herrn Chwojka von grösster Wichtigkeit zu sein; denn er bringt uns begründete Nachweise über die Existenz des diluvialen Menschen, richtiger über sein gleichzeitiges Erscheinen in der Gegend von Kiew mit dem Mammut, was bis jetzt nicht nachgewiesen war.

Herr Chwojka verspricht mir baldigst eine eingehende Beschreibung jener Funde sammt genauen Photographien und Plänen einzuschicken, so dass ich mich dermalen nur auf einen kurzen Bericht beschränke.

Bei den Ausgrabungen in der erwähnten diluvialen Uferschichte traf man eine Menge Mammutknochen vor, wie z. B. Zähne, Beinknochen, Kieferknochen (etliche absichtlich gespalten) u. A., unter ihnen fast 100 Feuersteinartefacte, Holzstäbchen von Menschenhand bearbeitet, Holzkohle, Nuss- und Mandelschalen (?) und andere Gegenstände, die das Vorhandensein des Menschen beweisen.

Die Ausgrabungen werden in Folge des angebrochenen Winters im Frühjahre fortgesetzt. Aber schon das Vorgefundene liefert, wie uns scheint, den untrüglichen Beweis für die oben angeführte Annahme. Dieses Resultat, mit dem auch Prof. Antonovič und Prof. Armaševskij übereinkommen, erscheint um so wichtiger, als alle bisherigen aus einer jüngeren Zeit herrühren. Denn die älteren Funde Antonovič's zeigten uns nicht die Coexistenz des Menschen mit dem Mammut, sondern führten uns in die Zeit, in welcher das letztere schon ausgewandert war.

Die Schichte, in der die Artefacte lagen, war unberührt, und die Beschreibung des Herrn Chwojka ist so präcise und wahrheitsgetreu, dass mir kein Zweifel obliegt, diesen Fund zu den wichtigsten in Russland zu rechnen. Die erste Mittheilung darüber machte Prof. Armaševskij am vorjährigen Geologen-Congresse in Moskau.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Jentzsch, Dr. A.: Bericht über die Verwaltung des Provincialmuseums im Jahre 1892. [Sonder-Abdruck aus den Schriften der Phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg i. Pr. XXXIII. Jahrg. 1892. S. 61—75. Mit Taf. V—VIII.]

Sergi, Prof. G.: Varietà umane microcefaliche e pigmei di Europa. [Estratto dal Bollettino della R. Accademia Medica di Roma. Anno XIX — Fascicolo II.) Roma 1893.

Matiegka, Jindřich: Lebky české z XVI. století. Crania Bohemica saeculi XVI. [Rozpravy české Akademie Císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění v Praze. Ročník II. Třida II. Číslo 22.] V Praze 1893.

Majewski, Erazm.: Słownik nazwisk zoologicznych i botanicznych polskich, zawierający ludowe oraz naukowe nazwy i synonimy polskie, używane dla zwierząt i roślin XV-go wieku aż do chwili obecnej źródłowo zebrane i zestawione z synonimami naukowemi łacińskiemi w podwójnym porządku alfabetycznym i pomnożone porównawczym materyałem, zaczerpniętym z innych języków słowiańskich. Warszawa 1890—1893, Band 1, 1—11; Band II, 2—5.

Lisboa: Sociedade de Geographia de Lisboa. Indices e Catalogos. A Bibliotheca. I. Obras impressas. Primeiro annexo. Lisboa 1893. 104 pp.

Boas, Franz: The doctrine of souls and of disease among the Chinook Indians. [Journal of American Folk-Lore. 1893. S. 39—43.]

[1]) Aber auch diese Gräbergruppe lieferte in Böhmen wenig anthropologisches Material. Besser verhält es sich in Mähren, wo neuestens Herr Palliardi zwei ergiebige Grabstätten bei Oblekovice (Oblas) und Vrbovec entdeckte und zwanzig erhaltene Schädel rettete. Alle sind dolichcephal, der mittlere Index steigt bis zu 69·54 herab, und auch sein Oscillationspunkt steht auf derselben Zahl.

Baye, Le Baron de: Le Congrès international d'Anthropologie et d'archéologie préhistorique de Moscou en 1892. [Extrait des Mémoires de la Société nationale des Antiquaires de France, t. LIII.] Paris 1893. 26 S.

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. III. Band. 3. Heft. Guben 1893.

Katalog über die Erwerbungen für die Anton Petermandl'sche Messer-Sammlung der k. k. Fachschule und Versuchs-Anstalt in Stadt Steyr im Schuljahre 1892/93. Mit Abbildungen: Tafel I, II und III.

Bollettino della Società Veneto-Trentina di scienze naturali, redatto dal segretario Sicher Dottor Enrico. Tomo V, N. 3. Padova 1893.

Hauser, Karl Baron: Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen, neu aus Quellen bearbeitet. Klagenfurt 1893. VIII + 148 S. Mit 2 Karten.

Bergemann, Dr. P.: Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieses Brauches. Eine ethnographisch-ethnologische Studie. Bunzlau 1893. VIII + 54 pp.

Schulenburg, W. v.: Die Lutchen der Niederlausitz. [„Brandenburgia." Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Nr. 3. -- Juni 1893. S. 48—62.] Berlin 1893.

Boehmer, George H.: Prehistoric naval architecture of the North of Europe. [From the Report of the U. S. National Museum, 1891, p. 527—647.] Washington 1893.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik Kosta Hörmann vladin savjetnik. V. 1893. 2. Sarajevo 1893.

Nehring, Dr. A.: Ueber pleistocäne Hamster-Reste aus Mittel- und Westeuropa. [Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt, 1893, 43. Band, 2. Heft. S. 179—198.]

Radimský, W.: Die Alterthümer der Hochebene Rakitno in der Hercegovina. Mit 24 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 12 S.

Radimský, W.: Die römische Befestigung auf der Crkvenica und das Castrum bei Doboj. Mit 32 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 12 S.

Radimský, W.: Prähistorische und römische Ruinen und Bauwerke im Flussgebiet der Sana. Mit 6 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Die Gradina von Majdan, ein neuer Fundort von La Tène-Bronzen in Bosnien. Mit 13 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Römische Gräber bei Han Potoci nächst Mostar. Mit 7 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Skeletgräber der Hallstattperiode im Bezirke Visoko. Mit 9 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 6 S.

Radimský, W.: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in der Nekropole von Jezerine bei Bihać. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 8 S.

Radimský, W.: Generalbericht über die bisherigen Ausgrabungen der römischen Stadt Domavia in Gradina bei Srebrenica. Mit 2 Tafeln und 70 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus: Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. I. Band.] Wien 1893. 38 S.

Zaaijer, T.: Der Sulcus praeauricularis ossis ilei. [Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. (Tweede Serie. Deel I. N° 8.)] Mit 2 Tafeln. Amsterdam 1893. 24 S.

Regàlia, E.: Sulla nuova classificazione umana del Prof. G. Sergi. [Estratto dall'Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Volume XXIII, Fascicolo 1° — 1893.] 64 S.

Benedikt, Maurice et Hermann: Les grands criminels de Vienne. Étude anthropologique des cerveaux et des cranes de la collection Hofmann. [Documents de criminologie et de médecine légale. Lyon, Paris. VI + 18 S.

Rudolf Virchow: Sein Wirken für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. [Sonder-Abdruck aus der Berliner klin. Wochenschr., 1893, Nr. 43a.] 20 S.

Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1892 bis 31. März 1893. Separat-Abdruck. Berlin 1893. 34 S.

Laurent, Dr. Émile: L'Anthropologie criminelle et les nouvelles théories du crime. Deuxième édition revue et très augmenté avec nombreux portraits hors texte de criminalistes français et étrangers. Paris. [Geschenk des Herrn Professors Dr. Moriz Benedikt.]

Unghvári, Peter: Ueber die Zähne der Schulkinder. [Separat-Abdruck aus der Oesterr.-ungar. Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. IX. Jahrgang, Heft III.]

Waldstein, Ernst Carl Graf: Eine Gräberstätte bei Dauba. Mit zwei Tafeln. Sonder-Abdruck aus den „Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs". Leipa 1893.

Trudi VII archeologitscheskowa sjäsda w Jaroslawl 1887. Pod redakziej Grafini Uwarowoj. 3 Bde. Moskwa 1890—1892. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Trudi wosmowa archeologitscheskowa sjäsda w Moskwjä 1890. Tom perwij. S.-Peterburg 1892. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Materiali po archeologij wostotschnich guwernij Rossij, sobranni i isdannie imperatorskim Moskowskim archeologitscheskim obschtschestwom na wjisotschajsche darowannija sredstwa. Wjipusk I, pod redakziej D. Anutschina. S. 13 fototipijami i 2 tablizami. Moskwa 1893. [Geschenk der kais. Archäolog. Gesellschaft in Moskau.]

Hoffmann, G. Christian: Catalogue of Section one of the Museum of the Geological Survey embracing the systematic collection of minerals and the collections of economic minerals and rocks and specimens illustrative of structural geology. Ottawa 1893. [Geschenk der Geological Survey of Canada.]

Journal and Proceedings of the Hamilton Association for session 1892—1893. Number IX. 1893.

Census Bulletin: N° 167, 170, 177. 186—192. Washington, D. C. 1892.

Transaction of the Academy of Science of St. Louis. Vol. VI. N° 2—8. 1892—1893.

Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Vol. XXVII. Boston 1893.

Bulletin of the United States National Museum. N° 39, A—G. 40. Washington 1891, 1892.

Transactions of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Vol. 3. Part. II. Philadelphia 1892.

Brinton, Dr. D. G.: The International Congress of Anthropology. [Science. Vol. XXII. p. 150, 151.]

Zwanzigster Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig 1892. Leipzig 1893.

Transactions of the American Philological Association 1892. Vol. XXIII. Boston.

The Proceedings of the Royal Society of Queensland for Session 1892—1893. Vol. IX.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XVI., Part II. Vol. XVII., Part I. Adelaide 1893.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 11ª Serie, No. 11, 12. Lisboa 1892.

Rego Lima, J. M. do: Les Collections minéralogiques et géologiques installées à la Société de Géographia de Lisbonne. Lisbonne 1892.

Gatschet, Albert S.: Report of an Indian visit to Jack Wilson, the Payute Messiah. [Journal of American Folk-Lore, p. 108—111.]

Gatschet, Albert S.: Medicine arrows of the Oregon Indians. [Journal of American Folk-Lore, p. 111—112.]

Gatschet, Albert S.: Some mythic stories of the Yuchi Indians. [From the American Anthropologist for Juli, 1893, p. 279—282.]

Gatschet, Albert S.: Bibliographic Notes. [From the American Antiquarian, March, 1893.]

Williams, Harold: Vocabulary of the language of Niue (Savage Island). II. [Journal of the Polynesian Society, p. 9—14.]

Dan, Dimitrie: Lujenii. Biserica, proprietarii moşiei, satul şi locuitorii lui. [Schiţă istorică, topografică şi etnografică.] Cernăuţi, 1893.

Dan, Demeter: Die Völkerschaften der Bukowina. III. Heft. Die Zigeuner in der Bukowina. [Separat-Abdruck aus den „Bukowiner Nachrichten".] Czernowitz 1893.

Schröer, K. J.: v. Wlislocki, Heinrich, Aus dem Volksleben der Magyaren. [Aus der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 3. Heft. 1893. S. 346—348.]

Hongi, Hare: He waiata whangai ariki, a chant at the offering of First-Fruits. [Journal of the Polynesian Society. p. 119—124.] (Geschenk von Elsdon Best.)

Alexander, W. D.: Specimens of ancient Tahitian poetry. [Journal of the Polynesian Society. p. 55—59.] (Geschenk von Elsdon Best.)

McGuire, J. D: On the evolution of the art of working in stone. [From the American Anthropologist for July, 1893. p. 307—319.] Washington, D. C. 1893.

Schlieben, Adolf: Das Schwein in der Kulturgeschichte. Wiesbaden. [Geschenk des Vereines für Nassauische Alterthumskunde.]

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Athapascan languages. Washington 1892.

Australian Museum. (Report of Trustees for the year 1892.)

Groot, J. J. M. de: Le Code du Mâhayâna en Chine, son influence sur la vie monacale et sur le monde laïque. [Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afdeeling Letterkunde. Deel. I. N° 2.] Amsterdam 1893.

Gatschet, Albert S.: Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. [Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1892.] Berlin 1892.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Ein deutsches Beschwörungsbuch. Aus der Handschrift herausgegeben. [Sonder-Abdruck aus der „Zeitschrift für Ethnologie" 1893.] Berlin 1893.

Bartels: Copien von Felszeichnungen der Buschmänner. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Ausserordentliche Sitzung vom 9. Januar 1892.] Mit 2 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Kleine Studien. [Der Buchenwald. Nr. 5.] Czernowitz 1893.

Morse, Edw. S.: A curious Aino Toy. [Bulletin of the Essex Institute, Vol. XXV, pp. 1—7. Salem, Mass., U. S. A.]

Morse, Edward S.: On the Older Forms of Terra-Cotta roofing Tiles. [From the Essex Institute Bulletin, Jan.—Feb.—Mar., 1892.]

Bartels, Dr. Max: Die Medicin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medicin. Mit 175 Original-Holzschnitten im Text. Leipzig 1893.

Aston W. G.: Messrs. Hoffmann and Serrurier's Japanese Dictionary. [Extrait du T'oung pao, 1893.] Leide 1893.

Svoboda, Dr. W.: Die Bewohner des Nikobaren-Archipels. Nach eigenen Beobachtungen, älteren und neueren Quellen. [Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie", Bd. V u. VI.] Leiden 1893. Mit 9 Tafeln.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Altgläubigen in Russland. [Wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung", 1893, Nr. 23.]

Lukas, Dr. Franz: Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig 1893.

Seventh Report on the North-Western Tribes of Canada. [British Association for the Advancement of Science. Cardiff Meeting 1891.] London.

Congrès provincial des Orientalistes. Compte rendu de la troisième session Lyon 1878. 2 Bde. Lyon 1880. [Geschenk des Musée Guimet.]

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Vol. II. N° 4 u. 5. Dublin 1893.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 12ª Serie— N° 1. 2. Lisboa 1892, 1893.

Baye, Le Baron de: Rapport sur les découvertes faites par M. Savenkov dans la Sibérie orientale. Lecture faite a l'Académie des Sciences dans la séance du 27 février 1893. Paris 1894 Mit 4 Tafeln.

Hovorka Edler von Zderas, Dr. Oskar: Die äussere Nase. Eine anatomisch-anthropologische Studie. Wien 1893.

München: Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang. Nr. 8 u. 9. August und September 1893.

Kovář, Dr. Em.: Národnopisná výstava českoslovanská v Praze. Druhá zpráva o cinnosti výboru (od března 1892 až do konce března 1893). Se 36 vyobrazeními a polohopisným plánem výstavním. V Praze 1893.

Jahrbuch des Bukowiner Landes-Museums 1893. Czernowitz 1893.

The Journal of the Polynesian Society. Vol. 2. N° 2. Wellington, N. Z., 1893.

Ranke, Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. I. Band, 1. Heft. Leipzig u. Wien 1893.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Huzulen. Ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Mit Unterstützung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Mit 30 Abbildungen im Text und einer Farbendrucktafel. Wien 1894.

Melingo, P. v.: Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien und Leipzig 1892.

Památky archaeologické a mistopisné. XV, 9—12. XVI, 1—2. Prag 1892, 1893.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercogevini. V. 3. Sarajevo 1893.

Corrrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV, 10.

Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia Anno 1664. Batavia 1893.

Nederlandsch-Indisch Plakaatboek 1602—1811. Elfde Deel. 1788—1794 Batavia 1893.

Records of the Australian Museum. Vol. II, N° 5. Sidney 1893.

The Journal of the Polynesian Society. II, 3. Wellington, N. Z. 1893.

Ferrier, Walter F.: Catalogue of a stratigraphical collection of Canadian Rocks prepared for the World's Columbian Exposition Chicago, 1893. [Geschenk von der Geological Survey of Canada, Ottawa.]

Modigliani, Elio: Fra in Batacchi indipendenti. Seconda Edizione. Roma 1892.

Katalog des Prussia-Museums im Nordflügel des königlichen Schlosses zu Königsberg i. Pr. Theil I. Steinzeit-, Bronzezeit-, Pfahlbau-Funde, aufgestellt im Zimmer Nr. I. Mit 68 Abbildungen. Königsberg 1893.

Haeckel, Ernst: Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniss eines Naturforschers, vorgetragen am 9. October 1892 in Altenburg beim fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes. Vierte Auflage. Bonn 1893.

Haeckel, Ernst: Die Urbewohner von Ceylon. [Separat-Abdruck: Deutsche Rundschau. XIX. Jahrgang, Heft 12.] Berlin 1893.

Chantre, E.: L'Ararat. [Extrait des Annales de Géographie 1893]. Paris.

Cincinnati Museum Association. Twelfth annual report for the year ending december 31, 1892. Cincinnati 1893.

Brinton, Daniel G.: The Native Calendar of Central America and Mexico. Philadelphia 1893.

Mies, Dr.: Ueber einige seltene Bildungen am menschlichen Schädel. [Separat-Abdruck aus dem „Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft". Nr. 10. 1893.]

Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. III. Band. 1./2. Heft. Berlin 1893.

Mies, Dr.: Ueber das Gewicht des Rückenmarkes. [Sonder-Abdruck aus dem „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie". November-Heft 1893.]

Niederlausitzer Mittheilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes. III. Band. 4. Heft. Guben 1893.

Benedikt, Dr. M.: Moral insanity (Folie morale, moralisches Irresein). (Separat-Abdruck aus „Diagnostisches Lexikon für praktische Aerzte".)

Koganel, Dr.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. I Untersuchungen am Skelet. (Aus dem II. Bande der Mittheilungen der medicin. Facultät der kaiserlich japanischen Universität zu Tokio.) Tokio 1893.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume III. — Nr. 1. Dublin 1893

The Transactions of the Royal Irish Academy. Volume XXX. Part. V—X. Dublin 1893.

Tomaschek, Wilhelm: Die alten Thraker. Eine ethnologische Untersuchung. II. Die Sprachreste. I. Hälfte. Glossen aller Art und Götternamen. (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Band CXXX.) Wien 1893.

Szombathy, Josef: Ein Tumulus bei Langenlebarn in Niederösterreich. Mit 23 Abbildungen. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften, I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 12 S.

Hoernes, Dr. Moriz: Zur prähistorischen Formenlehre. Bericht über den Besuch einiger Museen im östlichen Oberitalien. I. Theil. Mit 63 Abbildungen im Texte. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 28 S.

Heger, Franz: Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich. Mit 62 Abbildungen im Texte und 1 Kartenskizze. (Aus den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. I. Band, Nr. 3, 1893, separat abgedruckt.) Wien 1893. 52 S.

Naue, Dr. Julius: Die Bronzezeit in Oberbayern. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Hügelgräbern der Bronzezeit zwischen Ammer- und Staffelsee und in der Nähe des Starnbergersees. Mit Unterstützung des hohen königlich bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. Mit 163 Abbildungen im Texte und einem Album mit 1 Karte und 49 Tafeln. München 1894. II + XVI + 292 S.

Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Namens der Gesellschaft herausgegeben von ihrem Vorsitzenden L. Feyerabend, Oberlehrer des ärztlichen Pädagogiums zu Görlitz. Drittes Heft. Görlitz 1893, S. 143—212. Mit Tafeln IV—VI.

Török, Dr. Aurel v.: Der paläolithische Fund aus Miskolcz und die Frage des diluvischen Menschen in Ungarn. (Sonderabdruck aus „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn". III. 1893. 1.—3. Heft.) 24 S. Mit 6 Figuren.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie, Nos 3—6. Lisboa 1893 (139—312) + 48 S.

Woldřich, Dr. J. N.: Reste diluvialer Faunen und des Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs in den Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien. Mit 6 Tafeln und 9 Textfiguren. (Besonders abgedruckt aus dem LX. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.) Wien 1893. II + 70 S.

Congrès international d'Archéologie et d'Anthropologie préhistoriques. Oncième Session à Moscou, du 1./13. — 8./20. août 1892. T. II. Moscou 1893. VIII + 368 + 66 + 24 S.

Congrès international de Zoologie. Deuxième Session, à Moscou du 10./22.—18./30. août 1892. Deuxième Partie. Moscou 1893. XC + 298 + 84 pp. Mit 7 Tafeln.

Orsi, Paolo: Di due sepolcreti Siculi nel Territorio di Siracusa. Palermo 1893. 20 S., 3 Tafeln.

Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. d. D. Sechster Jahrgang. Ulm 1893, 84 S.

Proceedings of the Davenport Academy of Natural Sciences; Volume V, Part II, Jan. 1885 — Jan. 1889. Davenport, Jowa 1893. VI + (185—370) S. Mit 2 Tafeln.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXIV. Jahrgang, Nr. 11 und 12, November und Dezember 1893. IV + (119—128) S. XXV. Jahrgang. Nr. 1. Januar 1894. 8 S.

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Chinookan Languages (including the Chinook Jargon). Washington 1893. XIV + 82 S. (Von der Smithsonian Institution.)

Pilling, James Constantine: Bibliography of the Salishan Languages. Washington 1893. XIV + 86 S. (Von der Smithsonian Institution.)

Jordan, Dr. Paul: Ueber meine Reisen in Paraguay. (Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft, Nr. 11 und 12.) Wien 1893. II + 30 S.

Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XVII, Part II. For 1892—1893, including Proceedings and Reports. Edited by Professor Ralph Tate. [With Eight Plates.] Issued December 1893. Adelaide. IV + (227—380) S.

Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini. Urednik: Kosta Hörmann vladin savjetnik. V. 1893. 4. Sarajevo 1893. II + (565—770) S. Mit 5 Tafeln.

Atti della Società Veneto-Trentina di scienze naturali residente in Padova. Organo degli Istituti di Scienze Naturali della R. Università di Padova. Ser. II, Vol I, Fasc. II. Anno 1894. Padova 1894. II + (275—468) S. Mit Taf. 17—19.

Morse, Edward S.: Latrines of the East. [Reprinted from the American Architect of March 18, 1893.] 18 S.

Morse, Edward S.: If public libraries, why not public museums? [Reprinted from The Atlantic Monthly for July 1893, Vol. LXXII, p. 112—119].

The Journal of the Polynesian Society containing the transactions and proceedings of the Society. Published under the Authority of the Council, and edited by the Hon. Secretaries. Vol. 2, No. 4. Wellington, N. Z. 1893. II + 10 + (195—282) S.

Schütz, Cosmas: Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Kärnten. I. Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude für eine mittelgrosse Landwirthschaft. Mit erläuterndem Texte. Herausgegeben vom bautechnischen Bureau der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft für Kärnten. Preis 50 kr. ö. W. Klagenfurt, Wien 1894. 22 S. Mit 1 Tafel.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie, Nos 7, 8, 9 e 10. Lisboa 1893. (315—456) + (49—208) S.

Commission de Géologie du Canada. A.-R.-C. Selwyn, C. M. G., LL. D., F. R. S., Directeur. Rapport annuel (Nouvelle série). Volume V, 1890—1891. Ottawa 1893. XIV + 92 + 98 + 74 + 244 + 102 + 82 + 90 + 30 + VIII + 230 + 100 + 66 + 216 + 202 + LX S. Mit 53 Tafeln und 5 Karten. 2 Bände.

Radimský, V.: Nekropola na Jezerinama u Pritoci kod Bišća. Separatni otisak iz „Glasnika zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini", 1893. Sarajevo 1893. 242 S. Mit 50 Tafeln.

Richlý, Heinrich: Die Bronzezeit in Böhmen. Mit LV Tafeln und einer Karte. Wien 1894. VIII + 216 pp.

Ranke, Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Text und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien 1894. XVI + 640 pp.

Best, Elsdon: Prehistoric Polynesia. Relics of an Old-Time Race of Stone Builders Throughout the Isles of the Pacific. 2 S.

Bendixen, B. E.: Nonneseter klosterruiner. Med tegninger af Stadskonduktør G. Bull, Architekterne P. Blix og Schak Bull. Udgivet af Foreningen til Norske Fortidsmindesmærkers bevaring. Medfølger Foreningens aarsberetning for 1892. Bergen 1893. 8 S. Mit 5 Tafeln.

Lissauer: Drei bronzezeitliche Funde aus dem Kreise Konitz in West-Preussen. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. November 1893. S. (409)—(418).]

Kanitz, F.: Die Huzulen, ihr Leben, ihre Sitten und ihre Volksüberlieferung. Von Dr. R. F. Kaindl. Wien, Hölder, 1894. (Monatsblätter des Wissenschaftlichen Club in Wien, XV. Jahrgang, S. 61—62.) Wien, 1894.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 28. Februar 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Gestorben sind: Das Ehrenmitglied Leopold v. Schrenck in St. Petersburg[1]) und das unterstützende Mitglied Edmund Graf Zichy in Wien.

Dr. Dominik Kammel Edler v. Hardegger in Stronsdorf und der Oesterreichische Touristenclub in Wien sind aus der Zahl der unterstützenden Mitglieder ausgeschieden und in jene der wirklichen Mitglieder eingetreten.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen:
Dr. Georg Bühler, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien;
Geographisches Institut der k. k. Universität in Wien;
Dr. Otto Schoetensack in Heidelberg und
Robert v. Weinzierl in Prag.

2. An Stelle der durch Aenderung ihrer Wohnsitze aus dem Redactions-Comité ausgeschiedenen Herren Dr. A. Weisbach und Dr. J. N. Woldřich werden die Herren Hofrath Dr. C. Toldt und Custos J. Szombathy in dasselbe gewählt.

3. Der Secretär legt das vorläufige Programm des VIII. internationalen Congresses für Hygiene und Demographie vor, welcher in der Zeit vom 1. bis 9. September d. J. in Budapest stattfinden wird.

4. Der Schriftentausch mit der Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam wird aufgehoben, der Antrag auf Einleitung des Schriftentausches mit der Société scientifique du Chili in Santiago und der Redaction der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" in Berlin abgelehnt.

[1]) Siehe den folgenden Nachruf.

Leopold von Schrenck †.

Wieder hat der Tod eine Lücke in die Reihe jener Männer gerissen, welche an der Wiege unserer Wissenschaft gestanden sind und denen es vergönnt war, selbst wichtige Bausteine zum Aufbau einer wissenschaftlichen Völkerkunde beizutragen. Dr. Leopold von Schrenck, der berühmte Erforscher des Amurlandes, ist am 20. Januar in St. Petersburg gestorben. Mit ihm ist eine Zierde der Petersburger Akademie der Wissenschaften dahingegangen. Die Lücke wird unausgefüllt bleiben, denn immer geringer wird die Zahl der Männer, denen es beschieden war, die Reste der vielen Völkerstämme, welche das weite russische Reich in seine Grenzen fasst, in ihrer letzten Ursprünglichkeit zu sehen und zu studiren.

Peter Leopold von Schrenck [1]) wurde am 24. April (6. Mai) 1826 auf dem Landgute Chotenj im Gouvernement Charkow geboren, wo sein Vater Verwalter der Buturlin'schen Güter war. Früh verwaist, kam er im Alter von 12 Jahren nach Moskau in die Schule, die er im Alter von 16 Jahren mit dem Zeugnisse der Reife für die Universität verliess. Zu jung, um in die Universität aufgenommen zu werden, machte er von 1842—1844 in Dorpat noch einmal die obersten Gymnasialclassen durch und bezog dann die Universität, um Naturwissenschaften zu hören. Unter seinen dortigen Lehrern sind der Zoologe Dr. Grube, der Physiologe Dr. Friedrich Bidder und der Botaniker Dr. Alexander v. Bunge zu erwähnen. Im Jahre 1848 wurde er Cand. philos. (Zool.), 1850 Mag. philos. auf Grund der Arbeit: „Ueber die Luchsarten des Nordens und ihre geographische Verbreitung", Dorpat 1849. Noch in demselben Jahre begab er sich zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Berlin. Aus dieser Zeit stammen seine Beziehungen zu Karl Ritter und Leopold v. Buch; ersterer nahm mächtigen Einfluss auf Schrenck's Auffassung der Erdkunde. Im Jahre 1852 erwarb er den philosophischen Doctorgrad zu Königsberg. Aus dieser Zeit stammt seine Schrift: „Ideen zu einer Hydrographie der Landseen mit besonderer Rücksicht auf die Seen der Alpen", Dorpat 1852.

Bald darauf wurde Schrenck von der Universität Dorpat zum Professor der Geographie gewählt, konnte aber seine Lehrthätigkeit dort nicht ausüben, da dieser Lehrstuhl kurze Zeit nachher vom Curator aufgehoben wurde. Er wandte sich nun nach St. Petersburg, wo er bei seinem Bruder, dem Reisenden Alexander von Schrenck lebte. Hier trat er in Beziehung zu den berühmten Petersburger Gelehrten Baer und Helmersen, namentlich aber zu Middendorf [2]).

Es folgte nun der wichtigste Abschnitt in Schrenck's Leben, indem er im August 1853 mit den Rechten eines Adjuncten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften von derselben zu wissenschaftlichen Zwecken nach dem Amurlande geschickt wurde. Zu diesem Behufe wurde ihm ein Zeichner und ein Präparator beigegeben. In einem Segelschiffe, der Kriegsfregatte „Aurora" schiffte er sich am 12. August ein. Nachdem die Expedition im Skager-Rack einen argen Sturm durchzumachen hatte, dessen Beute 28 andere Schiffe wurden, nahm sie ihren Weg über Portsmouth nach Rio de Janeiro. Während das Schiff hier mehrere Wochen vor Anker lag, machte Schrenck Excursionen in die brasilianischen Urwälder. Hierauf nahm die Expedition ihren Weg um das Cap Horn nach Callao. Den dortigen Aufenthalt benützte Schrenck, um von Lima aus eine Excursion nach alten, aus der Incazeit stammenden Gräbern zu machen, wo er Ausgrabungen durchführte und auch eine schöne Sammlung von Alterthümern anlegte. Von Callao ging die „Aurora", den Grossen Ocean schräg durchquerend, direct nach Kamtschatka, wo Schrenck im Peter-Paulshafen die Fregatte verliess und sich durch das Ochotskische Meer, dessen Strömungen er studirte (er schrieb über seine Beobachtungen später ein Werk), an die Amurmündung begab. Durch zweieinhalb Jahre (1854—1856) hatte Schrenck hier sein Standquartier im Nikolajew'schen Posten, von wo aus er seine Reisen im Amurlande und nach Sachalin unternahm. Gegen Schluss des Jahres 1856 erfolgte die Rückreise durch Sibirien und Russland nach St. Petersburg, wo er am 6. Januar 1857 nach mehr als dreijähriger Abwesenheit eintraf.

Die Frucht dieser grossen und umfassenden Reisen bildet das grossartig angelegte, von der Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk: „Reisen und Forschungen im Amurlande". Die zwei ersten Bände desselben sind meist zoologischen Inhaltes; erst der dritte Band wendet sich den Bewohnern dieses Gebietes zu. Wir hatten im Vorjahre Gelegenheit, in diesen Blättern die zwei ersten Lieferungen dieser grundlegenden Monographie anzuzeigen [1]) und können hier darüber hinweggehen. Die Klarheit des Stiles, die Tiefe der Gedanken, die zwingende Logik der Schlüsse, sowie die vollkommene Beherrschung der einschlägigen Literatur stempeln dieses Werk zu einem der der ersten seines Ranges. Leider ist dasselbe unvollendet geblieben; doch soll das druckreife Manuscript des Schlusses, welches die psychische Seite der Völker des Amurlandes zur Darstellung bringen soll, vollendet liegen. Wir hoffen recht bald Gelegenheit zu haben, diesen Schluss, ohne den das ganze Werk ein Torso bliebe, hier anzeigen zu können.

Es folgten nun die Jahre der wissenschaftlichen Verarbeitung des mitgebrachten reichen Materiales.

[1]) Die nachfolgenden Daten verdanke ich der Güte der Witwe des Verblichenen, Frau Geheimrath Julie v. Schrenck, und dessem Sohne Cand. theol. Erich v. Schrenck, sowie meinem lieben Freunde, Herrn Friedrich Russow in St. Petersburg. Ich statte den Genannten an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ab.

[2]) Letzterer ist ebenfalls in den letzten Wochen gestorben.

[1]) Siehe Band XXIII, S. 89—95.

Wir lassen hier SCHRENCK's wissenschaftliche Leistungen als Zoologe und Geograph ganz bei Seite und würdigen ihn hier nur in seiner Eigenschaft als Ethnograph. Es ist bezeichnend für den weitblickenden Geist des Dahingeschiedenen, dass er zu einer Zeit, als das Wort Ethnographie noch kaum bekannt war und obwohl seine wissenschaftlichen Aufgaben in einer ganz anderen Richtung lagen, dennoch auf dieser Reise ein so ungemein wichtiges Material zusammengetragen hat, welches sich auf die Eingeborenen der bereisten Gebiete bezieht. Zur wissenschaftlichen Bearbeitung desselben ist er über seinen Hauptaufgaben freilich erst spät gekommen. Erst im Jahre 1881, also 24 Jahre nach Vollendung der Reise, erschien die erste Lieferung der „Völker des Amurlandes", welche den dritten Band seiner Reisen und Forschungen ausmachen sollte; im Jahre 1891 erst folgte die zweite Lieferung. Wer das Werk aber durchgearbeitet hat, der wird es begreifen, dass eine solche Arbeit nicht so schnell fertiggestellt werden konnte. Geradezu erstaunlich ist die erschöpfende Benützung der einschlägigen Literatur, welche für diesen Fall freilich nur in St. Petersburg in dieser Vollständigkeit zusammenzubringen sein dürfte. Die peinlich genauen Literaturangaben lassen aber immer erkennen, was SCHRENCK selbst beobachtet hatte und wo er aus den Beobachtungen Anderer schöpfte.

Erst im Jahre 1862 gelangte SCHRENCK zu einer festen Stellung, indem er zum Adjuncten der Akademie (für Zoologie) gewählt wurde. Schon im darauffolgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum ausserordentlichen und zwei Jahre später (1865) zum ordentlichen Mitglied der berühmten Akademie. Das Jahr 1873 brachte ihm die Ernennung zum wirklichen Staatsrath (mit dem Titel Excellenz) und das Jahr 1888 jene zum Geheimrath, welche Würde in Russland der III. Rangsclasse der Staatsbeamten entspricht.

Es erübrigt mir noch, einer der wichtigsten Schöpfungen SCHRENCK's zu gedenken, nämlich des anthropologisch-ethnographischen Museums der Akademie der Wissenschaften. Schon früher hatte der berühmte Linguist ANTON SCHIEFNER die ethnographischen Sammlungen der Akademie zu einem Museum vereinigt und diesem später auf Anregung KARL ERNST v. BAER's eine anthropologische und prähistorische Sammlung beigefügt. Dieselbe war jedoch in einem sehr ungünstigen Locale aufgestellt und nicht für den allgemeinen Besuch bestimmt. Als ich im Jahre 1887 zum ersten Male St. Petersburg besuchte, wurde mir zwar mit grösster Liberalität der Zutritt gewährt, an ein regelrechtes Studium der Sammlungen war aber absolut nicht zu denken, denn dieselben waren in dem unzureichenden Raume nur magazinirt. Schon im Jahre 1878 wurde auf Antrag SCHRENCK's das durch BAER begründete anatomische Cabinet mit der ethnographischen Sammlung zu einem Museum für Anthropologie und Ethnographie vereinigt und er zum Vorstand desselben ernannt. Seine unausgesetzten Bemühungen gingen nun dahin, demselben ein würdiges Heim zu schaffen, was erst im Jahre 1889 gelang, indem das erste Stockwerk eines neu erbauten Gebäudes für dasselbe bestimmt wurde. Durch den Custos der Sammlung, Herrn FRIEDRICH RUSSOW, wurden die Sammlungen in kurzer Zeit in trefflicher Weise in den neuen schönen Räumen aufgestellt, so dass ich das Vergnügen hatte, dieselben bei meinem zweiten Besuche im Februar 1890 bereits vollständig geordnet zu finden. Seit dieser Zeit sind noch die wichtigen ethnographischen Sammlungen der kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg hinzugekommen.

Die Stärke des nun für den allgemeinen Besuch geöffneten Museums liegt erstlich in seinem vortrefflichen Schädelmaterial, namentlich auf Sibirien und Ostrussland Bezug nehmend, dann in seinem unübertrefflichen ethnographischen Sammlungen aus Sibirien (zum grossen Theile von SCHRENCK selbst gesammelt) und aus dem ehemaligen Russisch-Amerika (Alaska u. s. w.). Daran reihen sich reiche Collectionen aus dem oberen Nilgebiete (Sammlung Dr. JUNKER's, eines gebürtigen Petersburgers), aus China, Brasilien und der Südsee, aus letzterem Gebiete viele Unica und treffliche Stücke aus Polynesien von den russischen Seefahrern enthaltend. Das Museum bildet heute nicht nur eine Sehenswürdigkeit für Jedermann, sondern auch eine reiche Fundgrube für den Fachmann; es ist ein bleibendes Denkmal für den zweiten Schöpfer und Organisator desselben.

In der Monatsversammlung am 8. April 1884 hatte die Anthropologische Gesellschaft die Ehre, SCHRENCK in ihrer Mitte zu sehen. In derselben überreichte er die erste Lieferung seines Werkes: „Die Völker des Amurlandes". Am 11. März 1890 wurde SCHRENCK zum correspondirenden Mitgliede und am 14. März 1893 zum Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft gewählt. Dieselbe wird dem Verstorbenen immer ein treues Andenken bewahren, als einem leuchtenden Vorbilde, dem alle Jünger unserer Wissenschaft nachstreben sollten.

Franz Heger.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 2. März und April. Sitzungsberichte. 1894.

INHALT: **Jahres-Versammlung am 13. März 1894.** 1. Jahresbericht für 1893; S. [13]. — 2. Rechnungs-Abschluss für 1893; S. [22, 23]. — 3. Wahlen; S. [22]. — 4. Dankesvotum für den Präsidenten; S. [22]. — 5. Vertagung der Wahl eines Ehrenmitgliedes; S. [24]. — 6. Bella, Prähistorische Funde bei Oedenburg; S. [24]. — 7. Much, Arbeiten der k. k. Central-Commission im Jahre 1893; S. [24]. — 8. Jelinek, Prähistorische Funde in Böhmen, 1893; S. [26]. — 9. Arbeiten des Städtischen Museums in Budweis, 1893; S. [28]. — 10. Richlý, Prähistorische Funde in der Umgebung von Neuhaus; S. [29]. — 11. Schneider, Prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřic; S. [30]. — 12. Trapp, Prähistorische Funde in Mähren, 1893; S. [31]. — 13. Palliardi, Prähistorische Forschungen in der Umgebung von Znaim, 1893; S. [32]. — 14. Knies, Prähistorische Forschungen und Funde in Mähren, 1893; S. [33]. — 15. Radimský, Prähistorische Forschungen in Bosnien und der Hercegovina, 1893; S. [34]. — 16. Inhalt des Jahrganges 1893 der „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines"; S. [34].

Verzeichniss des Vorstandes und der Mitglieder; S. [35].

Monats-Versammlung am 10. April 1894. 1. Thomas, Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels; S. [42]. — 2. v. Hovorka, Verstümmelungen des männlichen Gliedes; S. [42]. — 3. Geschenke für die Bibliothek; S. [42].

Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [44]. — 2. Arbeiten im Jahre 1894 aus dem Fond für praktische Arbeiten; S. [44]. — 3. Excursion nach Předmost; S. [44]. — 4. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [44].

Besuch der Ausstellung im Oberen Belvedere; S. [44].

Naturforscher-Versammlung in Wien; S. [44].

Einladung zur Anthropologen-Versammlung in Innsbruck; S. [44].

Jahres-Versammlung am 13. März 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

Schriftführer: Herr Secretär Franz Heger.

1. Nach Constatirung der Beschlussfähigkeit ertheilt der Vorsitzende dem Herrn Secretär Franz Heger das Wort. Derselbe verliest den vom Herrn Präsidenten Ferdinand Freiherrn v. Andrian-Werburg verfassten

Jahresbericht für 1893.

Hochverehrte Versammlung!

Der Stand unserer Gesellschaft hat sich während des verflossenen Jahres nicht wesentlich verändert. Wir zählten mit Schluss Februar 1894 319 ordentliche und 40 unterstützende Mitglieder gegen 357 im Vorjahre, worunter 44 unterstützende Mitglieder.

Wir beklagen das Ableben unseres berühmten Ehrenmitgliedes, des Herrn Leopold v. Schrenck in St. Petersburg, ferner unserer correspondirenden Mitglieder, der Herren Ingwald Undset in Christiania und Ludwig Lindenschmit in Mainz. Herr L. v. Schrenck starb am 20. Januar 1894. Noch vor Kurzem hat er uns den III. Band seines ausgezeichneten, von Herrn Heger in unseren „Mittheilungen" besprochenen Werkes: „Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854 bis 1856" übermittelt, welches seinen Namen auf lange Zeiten hinaus erhalten wird. Ich verweise hier auf den Nachruf, der ihm in dem letzten Sitzungsberichte von Herrn Heger gewidmet wurde, welcher wiederholt Gelegenheit hatte, ihn in Petersburg zu besuchen und zu sehen, welches Ansehen L. v. Schrenck dort in wissenschaftlichen Kreisen genoss. Mit ihm ist einer der Letzten aus jenem älteren Kreise von Anthropologen geschieden, welche, wie Baer, Helmersen, Middendorf und Andere, einen grossen Einfluss auf die Entwicklung dieser Wissenschaft in Russland ausgeübt haben. Auch Undset's Name wird stets mit der Erinnerung an grosse und bleibende Erfolge in der prähistorischen Archäologie verknüpft bleiben. Bezüglich der Einzelheiten seines Wirkens kann ich auf Herrn Szombathy's Darstellung im Bande XXIII unserer „Mittheilungen" verweisen.

In Ludwig Lindenschmit schied uns am Beginne des Jahres ein Mann von erstem Range unter den Erforschern der heimischen Urgeschichte. Seine überaus lange und vielseitige Thätigkeit in der Literatur und in dem von ihm verwalteten berühmten Centralmuseum zu Mainz lebt noch zu frisch im zeitgenössischen Gedächtnisse, als dass wir nöthig hätten, an Einzelheiten zu erinnern. Jedermann kennt aus dem „Archiv für Anthropologie" seinen Kampf gegen die nordischen Prähistoriker und ihre Auffassung der drei vorgeschichtlichen Culturperioden. Er stritt für den Begriff germanischer Vorzeit und germanischer Cultur, wie er ihn aus den Denkmälern der Völkerwanderungszeit, die er wie kein Zweiter kannte und uns in seinen Publicationen vertraut machte, gewonnen hatte. Das war sein Ausgangspunkt, und hier liegt der Hauptwerth dessen, was er geschaffen. Fundgruben, wie seine „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" und Darstellungen, wie der I. Band seines „Handbuches der deutschen Alterthumskunde", werden in der Geschichte der Wissenschaft nie ihren Platz verlieren; sie haben ihrem Schöpfer ein unvergängliches Andenken geschaffen.

Wir haben durch Ableben folgende Mitglieder verloren: den k. k. Hofrath Freiherrn Karl v. Czörnig, Herrn k. u. k. Stabsarzt Dr. Anton v. Fillenbaum, Herrn Clemens J. Hladisch, Moriz Freiherrn v. Königswarter, Hofrath Dr. Hans Kundrat, Fabriksdirector Hermann Theodor Schmidt und endlich Grafen Edmund Zichy, dessen Hinscheiden uns im Hinblicke auf seine vielseitigen Anregungen und seine langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Vorsitzenden besonders hart trifft. Wir werden ihnen stets ein dankbares Andenken bewahren.

Vor Allem sei unser ehrerbietiger Dank Sr. Majestät dem Kaiser dargebracht, welcher uns auch in dem verflossenen Jahre 200 fl. für unsere allgemeinen Ausgaben und 1000 fl. für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung gewährt hat. Auch dem k. k. Unterrichtsministerium schulden wir wärmsten Dank für die Aufrechterhaltung der für uns unentbehrlichen Staatssubvention.

Unsere verfügbaren Mittel wurden für prähistorische und ethnographische Arbeiten verwendet. Die Angriffnahme der prähistorischen Studien in der Bukowina wurde längst von unserem Specialcomité für praktische Arbeiten als eine der dringendsten Aufgaben unserer Gesellschaft bezeichnet. Herrn Custos Szombathy, dem thätigsten Mitgliede dieses Comités, gebührt das Verdienst, dieses Postulat durchgeführt zu haben. Von Behörden und Privaten in reichstem Masse unterstützt, besuchte derselbe von Czernowitz aus die Punkte Hliboka, Radautz, Horodnik, Suczawa, Hatna, Calinesti, Sereth, Hadikfalva, Schipenitz und Radautz. Er eröffnete die neolithischen Tumuli von Horodnik bei Radautz und die grossartige, durch verschiedene Perioden reichende Ansiedelung von Schipenitz und untersuchte die römischen Tumuli von Hliboka, sowie die Burgwälle von Hliboka und Hlinitza. Als besonders werthvoll erwies sich dabei die Mithilfe des Herrn Conservators C. Romstorfer, durch dessen Localkenntniss eine rasche Orientirung behufs Eröffnung von aussichtsreichen Grabungen ermöglicht wurde. Dank diesem einträchtigen Zusammenwirken der verschiedenen berufenen Factoren wurde in relativ kurzer Zeit ein Forschungsgebiet erschlossen, welches sich viel ergiebiger zeigte, als man früher anzunehmen geneigt war. Sollte Herr Szombathy, wie wir hoffen, auch in diesem Jahre seine Arbeiten in der Bukowina fortzusetzen in der Lage sein, so wird bei dem lebhaften Interesse aller Kreise in der Bukowina ein Centrum für methodische und prähistorische Forschung entstehen, welches die Entwicklung des Landesmuseums auch nach dieser Richtung hin kräftigst fördern kann.

Wir haben ferner Herrn Ignaz Hofmann in Fischau behufs Vornahme einiger Probegrabungen auf der Malleiten unterstützt Einige Details über die Resultate derselben sind in Herrn Szombathy's Bericht: „Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt am 4. Juni 1893" enthalten.

Herr Professor R. Meringer hat im verflossenen Jahre mit Unterstützung unserer Gesellschaft seine Hausbaustudien fortgesetzt. Seine Reise hatte den Zweck, die früheren Arbeiten über das volksthümliche Haus Steiermarks durch die Erforschung der südlichen Theile Steiermarks und Kärntens zu vervollständigen. Für Kärnten war durch die Arbeiten Bancalari's alles Nöthige bereits geschehen und auch Südsteiermark bot unerwarteter Weise wenig Neues. Dass man trotzdem schätzbares Material fand, welches in sehr erwünschter Art ergänzend zu dem bis jetzt bekannten hinzu trat, soll eine voraussichtlich noch heuer erscheinende Arbeit zeigen.

Herr Dr. Wilhelm Hein hat mit unserer Unterstützung die mährischen ethnographischen Localausstellungen zu Prossnitz, Drzewohostitz, Holleschau, Frankstadt am Radhošt und Prerau besucht. Lag es doch im dringendsten Interesse der Anthropologischen Gesellschaft, von diesen Versuchsausstellungen für die čecho-slavische ethnographische Ausstellung in Prag 1895 Kenntniss zu nehmen. Herr Hein gedenkt eine ausführliche Besprechung derselben in unseren „Mittheilungen" zu veröffentlichen. Eine vorläufige Darstellung der Ausstellung von Prossnitz findet sich in der Nummer der „Deutschen Zeitung" vom 18. Juli 1893.

Zur Vervollständigung der Darstellung unserer Arbeiten bleibt nur noch der Unterstützung zu gedenken, welche unsere Gesellschaft für die Herausgabe der Arbeit des Herrn Dr. Fr. Kaindl über die Huzulen aufgewendet hat.

Unserer Gepflogenheit gemäss, schliesse ich an diese pflichtmässige Berichterstattung weitere uns zugekommene Mittheilungen über die im verflossenen Jahre auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten. Dieselben werden wesentlich ergänzt durch die von Herrn Dr. Much uns seit einer Reihe von Jahren freundlichst dargebotenen Zusammenstellungen der in den „Berichten der k. k. Central-Commission" 1893 veröffentlichten Arbeiten, welche in unseren „Sitzungsberichten" enthalten sind.

Die prähistorische Commission der kais. Akademie der Wissenschaften concentrirte ihre Mittel auf die Vollendung der Ausgrabungen auf dem Loibenberge bei Videm in Untersteiermark. In ihrem Auftrage grub Herr Professor Dr. Rudolf Hoernes aus Graz den letzten der dort bekannten grossen Tumuli durch. Derselbe enthielt, ähnlich wie seine Nachbarn, wiederum zahlreiche, zum Theile sehr interessante Gräber der Hallstatt-Periode. Als Anhang zu dieser grossen Arbeit wurde noch ein kleinerer Tumulus bei Rožno in der Nähe von Lichtenwald, welcher ebenfalls mehrere der Hallstatt-Periode angehörige Begräbnisse enthielt, untersucht.

Nach dem Berichte des Herrn Dr. Petter wurden im verflossenen Jahre im Kronlande **Salzburg** sowohl prähistorische Grabhügel als römische Ansiedelungen, und zwar die ersteren in einem Walde zwischen Armsdorf und Nussdorf, die letzteren an der Strasse salzachabwärts gegen Laufer in der Nähe von **Muntigl** constatirt. Auch lieferte die 1892 von Herrn Petter entdeckte prähistorische Ansiedelung am Rainberge (Ofenlochberge) im Gebiete der Vorstadt Salzburg mehrere hübsche Bronzeobjecte, während die Bauten in der Stadt fortwährend römische Dinge zu Tage fördern. Aus den bisherigen, alljährlich erweiterten Funden erhellt jedenfalls, dass die Gegend salzachabwärts am rechten Ufer sowie östlich gegen das Innviertel in prähistorischer Zeit ziemlich bevölkert war und dass die Römer den prähistorischen Einwohnern überall auf dem Fusse folgten.

In **Oberösterreich** wurde nach Mittheilung der Verwaltung des Museums Francisco-Carolinum bei den Erdarbeiten zur Herstellung der Militärschiessstätte zu

Alharting bei Linz, am südlichen Abhange des Kürnberges, in der Tiefe von circa 3 m eine grössere Menge rothgebrannter Lehmstücke mit Rillen gefunden. Dieselben sind als Bruchstücke prähistorischen Lehmbewurfes von aus Flechtwerk hergestellten Hütten anzusehen, die durch Feuersbrunst, welche die Hütten verzehrte, hart und rothgebrannt wurden und dadurch die Eindrücke der Ruthen, aus denen das Flechtwerk bestand, bewahrt haben. Diese Ueberreste waren inmitten von Schotter und sandigem Gerölle gelagert; eine Culturschichte war nicht vorhanden.

Dieser Umstand und die geologische Beschaffenheit des Bergabhanges, an dessen Fuss die erwähnten Gegenstände in so beträchtlicher Tiefe gefunden wurden, lassen vermuthen, dass die Hütten, deren Verkleidung sie einst bildeten, ihren Standort an der Lehne des Kürnberges hatten, durch Abrutschen des lockeren Gerölles weggerissen und durch Abschwemmungen von der Höhe des Berges herab verschüttet wurden.

Ende October d. J. wurde in Hagland bei Nöfing, Gemeinde St. Peter bei Braunau am Inn, gelegentlich der Bearbeitung eines Feldes ein Bronzeschwert ausgeackert. Bei sorgfältiger Untersuchung der Fundstelle zeigte sich in geringer Tiefe eine 35 cm mächtige Lehmschichte im Durchmesser von 5 m in der einen und 4 m in der anderen Ausdehnung. Ueber diese Schichte waren kugelförmige Steine gehäuft. Nach Aussage des Grundbesitzers waren in früherer Zeit diese Steine in so grosser Menge aufgehäuft, dass sie einen auffälligen Hügel bildeten, zugleich aber die Bearbeitung des Ackers erschwerten, daher sie nach und nach beseitigt wurden.

Das vollkommen gut erhaltene Bronzeschwert lag auf der untersten, auf dem Lehmboden lagernden Steinschichte.

In der gleichen Lage fanden sich noch eine glatte Bronzenadel ohne Knopf, eine Bronzemesserklinge, ein Fragment eines Bronzedolches, ferner ein Bruchstück vom verzierten Griffansatze eines Bronzeschwertes, ausserdem noch Scherben verschiedener meist kleiner Thongefässe, darunter solche mit Umbo, und weiters Asche, gebrannte Knochenreste und Kohlen.

Herr Heinrich Richlý in Neuhaus hat im vorigen Jahre Grabhügel neben dem Bahnhofe bei Veseli a. L. untersucht. Die Ergebnisse seiner Arbeit finden Sie in den „Sitzungsberichten". Ich verweise besonders auf die von diesem thätigen Mitgliede in den letzten Wochen herausgegebene grosse Prachtpublication: „Die Bronzezeit in Böhmen".

Herr Conservator Ludwig Schneider in Smiřic hat auch im verflossenen Jahre die neolithische Wohnstätte von Zderatz im Auge behalten. Bemerkenswerth ist, dass die Auffindung des ersten Bronzegegenstandes in unmittelbarer Nähe derselben stattfand. Nicht weit davon wurde im verflossenen Sommer der alte Eisenbahnschnitt zwischen Trotina und Lochenitz erweitert, wobei auf der ganzen Strecke Scherben, Feuersteinartefacten und Getreidereibsteine zum Vorschein kamen. Die Scherben zeigen die Ornamentik der in der Vypustekhöhle gefundenen. Die Resultate dieser Studien, Herrn Schneider's Untersuchung des Bezirksmuseums in Hořic, ferner die Ergebnisse des Ausfluges desselben nach der Oberlausitz bringen unsere „Sitzungsberichte".

Dasselbe ist auch der Fall bezüglich der reichhaltigen Mittheilungen des Herrn Conservators Břetislav Jelínek, welche zahlreiche vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung von Laun besprechen; so die Gräberstätte von Nad Sedlickami bei Smolnic, die Grabhügel von Smolnic, Toužetin, die Gräber von Dobroměřic und die Funde aus Prag.

Herr Professor und Conservator Dr. Müller theilt uns mit, dass im westlichen Böhmen in der Ortschaft Petersburg am Abhange eines grösseren Hügelzuges im Lehmboden ausser den jüngstgefundenen Schädelknochen und Zähnen eines Hippopotamus schon vorher Hirschgeweihe, Urnen, ein grosser, bronzener Halsring, bronzene Armspangen, Gewandschliessen u. A. m. ausgegraben wurde

Nach Mittheilung des Herrn Professors Dr. E. Hibsch in Tetschen haben auch die am Südfusse und Ostabhange des böhmischen Mittelgebirges sich ausbreitenden Gegenden im heurigen Jahre einige prähistorische Gegenstände zu Tage gefördert. So wurden in der Umgebung von Ploschkowitz und Pitschkowitz Steinbeile (im April 1893 und noch welche im Herbste desselben Jahres) gefunden. Diese Fundgegenstände sind in der Schule zu Pitschkowitz nebst anderen prähistorischen Gegenständen, aus früheren Ausgrabungen herstammend, in einem „Localmuseum" aufbewahrt.

Auch die Umgebung von Krzeschitz hat Steinbeile, Bronzen und Urnen geliefert. Desgleichen wurden beim Abtragen der „Alten Schanzen", nördlich des Nordwestbahnhofes bei Leitmeritz, Urnen aufgefunden.

Im Juni 1892 wurde im Daubaer Gemeindewald, Flur „Zaukenkippe" ein Bronzekelt ausgegraben.

In den „Mittheilungen des nordböhmischen Excursionsclubs", XVI. Jahrgang, 1893 (Böhm.-Leipa), berichtet Herr Ernst Karl Graf Waldstein über seine im Jahre 1887 bei Dauba vorgenommenen Ausgrabungen, durch welche Reihengräber slavischen Ursprunges aus dem XI. Jahrhundert aufgedeckt worden sind.

Von den uns zugekommenen Mittheilungen über die in **Mähren** im Sommer 1893 ausgeführten Arbeiten erwähne ich vorerst eines vom Custos des Franzensmuseums in Brünn, Herrn Moriz Trapp, gütigst übersendetes Fundverzeichnisses aus dem ihm zugetheilten Conservatorbezirke. Daran schliesse ich die Besprechung der Arbeiten des Herrn Jaroslav Palliardi in Znaim. Derselbe hat in der Vorstadt Neustift bei Znaim neolithische Töpferwaaren aus dem gelegentlich des Baues des städtischen Versorgungshauses aufgedeckten Gruben gesammelt, auch die Gräber bei Urbau, Durchlass, die prähistorischen Ansiedelungen bei Ober-Dannowitz, Testity, beim Schattauer Bahnhofe, in den Ziegeleien von Gnadersdorf und Hödnitz untersucht und das bereits früher entdeckte Hradisko Křepic neuerdings ausgebeutet. Die „Zeitschrift des Olmützer Musealvereines" enthält ausführliche Beschreibungen dieser Funde. Der in unseren „Sitzungs-

berichten" mitgetheilte Inhalt des Bandes X dieser Zeitschrift gibt ein gutes Bild der mährischen Prähistorik.

Der Verwaltungsausschuss des städtischen Museums in Budweis theilt uns mit, dass Herr Hauptmann Adolf Lindner auch im verflossenen Jahre einige in der Umgegend von Budweis befindlichen Hügelgräber durchforscht hat, welche zu der Nekropole von Plaben (35 Tumuli) gehören. Derselbe hat ausserdem untersucht: die Hügelgräber bei Gross-Čekan und ein ausgedehntes Aschenlager am östlichen Abhange des Domek-Waldes bei Budweis.

Herr Oberlehrer Eduard Peck untersuchte 15 Gräber im Kosteletzer Walde bei Holeschowitz. Aus den erbeuteten Topfscherben konnten 50 Gefässe zusammengesetzt werden. Ausserdem kamen Beigaben aus Bronze, Perlen aus Glas und Bernstein vor. Eine Beschreibung des Fundes wird in der Zeitschrift des Olmützer Vereines erscheinen. Herr Peck hat noch andere prähistorische Localitäten in der Umgegend von Prerau constatirt, welche bei ihrem Reichthume an vorgeschichtlichen Ueberresten ein dankbares Gebiet für den Forscher bietet.

Herr J. Knies in Blansko hat die bereits im vorigen Jahresberichte angedeuteten Gesichtspunkte weiter verfolgt und über die Anwesenheit der Römer in Mähren eine Reihe von wichtigen, bisher wohl nicht im Zusammenhange gewürdigter Thatsachen gesammelt. Derselbe hat überdies seit einer Reihe von Jahren zahlreiche bis dahin unberührte Höhlen der mährischen Schweiz untersucht und in einer derselben, der Höhle Sklep-Heller bei Vratikow unweit Boskowitz Spuren des paläolithischen Menschen gefunden. Auch die Burgwälle von Naporky und Dvorka bei Oslavan lieferten ihm interessantes Material. Einige Details über die Arbeiten dieses eifrigen Prähistorikers finden Sie in unseren „Sitzungsberichten".

Dr. Martin Kříž, der sich 30 Jahre hindurch mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Höhlen in den mährischen Devonkalken befasst hat, beendete im verflossenen Jahre seine Höhlenarbeiten und publicirte im „Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien" die geologisch-paläontologischen Resultate seiner Untersuchungen unter dem Titel: „Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit" (Jahrbuch 1891, Bd. XLI, S. 443—570 und Jahrbuch 1892, Bd. XLII, S. 463—626). Es sind dies umfangreiche, mit Karten und Profilen versehene Monographien, die die Grundlage für jede weitere Forschung auf diesem Gebiete bilden werden und die eine grosse Fülle von urgeschichtlichen und prähistorischen Daten enthalten.

Das in den ungestörten Erdschichten eingebettete Inventar menschlicher Hinterlassenschaft kann nur dann richtig beurtheilt werden, wenn zugleich die wahre Beschaffenheit dieser Erdschichten und ihre Bildungsart sach- und wahrheitsgemäss begründet erscheint; in dieser Beziehung findet der Leser in den erwähnten Abhandlungen eine Menge belehrender Beispiele.

Dr. Kříž hat 130 Schächte mit einer Gesammttiefe von 568 m ausgehoben, 88mal die felsige Sohle angefahren und 4021 m³ Ablagerungsmassen ausgehoben und untersucht.

Nebst den in den Höhlen abgesetzten diluvialen und alluvialen Ablagerungen beschäftigte sich Dr. Kříž mit den aus dieser letzten geologischen Epoche (Quartär) stammenden, aber ausserhalb der Höhlen befindlichen Gebilden, insbesondere mit den Löss- und Lehmlagern Mährens.

Er untersuchte die Lösslager in Předmost bei Prerau, die den classischen geologisch-urgeschichtlichen Stationen beizuzählen sind und worüber unsere „Mittheilungen" im I. Hefte dieses Jahrganges von dem genannten Autor eine Abhandlung gebracht haben, dann sämmtliche Lösslager bei Brünn (14 an der Zahl) und überdies 50 andere, in den verschiedenen Theilen Mährens gelegene Lössdepôts, und zwar vom geologisch-urgeschichtlichen Standpunkte.

Schliesslich sei erwähnt, dass die von Dr. Kříž in böhmischer Sprache verfasste archäologisch-ethnographische Monographie, die nach den wichtigsten Höhlen den Titel: „Kulna und Kostelík" führt, am 3. December 1893 von der böhmischen Akademie der Wissenschaften den Jubiläumspreis von 500 fl. erhalten hat.

Ueber die Thätigkeit in **Oesterr.-Schlesien** während des vorigen Jahres lasse ich hiemit die Mittheilung des Herrn Dr. Kulka vollinhaltlich folgen:

„Die Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete beschränkte sich, gleichwie im Vorjahre, auf die Aufsammlung von Funden. Herrn Ernst Valenta, k. k. Finanzwach-Respicienten in Kathrein, gelang es neuerlich, eine Anzahl Gegenstände Kathreiner Provenienz dem k. k. Naturhistorischen Hofmuseum zuzuführen (Messer aus Silex, Steinhämmer, Flachmeissel, Spinnwirtel, ein konisches Webegewicht, einige ganze Gefässe, Reste von Gefässen mit hohem, hohlem Fusse etc.). Dieselben schliessen sich den bereits von dieser Localität stammenden Objecten enge an und bilden eine neuerliche Bestätigung für den vornehmlich neolithischen Charakter derselben. Die eifrigen Bemühungen des genannten Sammlers um die Erhaltung der ihm erreichbaren Funde sind um so anerkennenswerther, als nur wenige Persönlichkeiten der Vorgeschichte Oesterr.-Schlesiens ihr Augenmerk zuwenden und der Mangel eines Fundgesetzes sich auch in diesem Kronlande immer mehr fühlbar macht.

Die bedeutendsten Ergebnisse in diesem Jahre lieferte jedoch Kreuzendorf. Von der bewährten Fundstätte im Gutshofe ist zunächst eine Reihe grösserer Gebrauchsgefässe mit geradem oder konischem Halse und sphäroidem Körper zu nennen, der an der Mitte entweder drei sehr kleine, quere Schnurhenkel oder ebenso viele nach aufwärts gerichtete, niedrige Zäpfchen trägt. Von den kleineren Gefässen, unter denen einigen derb gearbeiteten offenbar nur die Bedeutung als Spielzeug zukommt, ist insbesonders eines von dem bekannten schlesischen Typus mit eingeritzten Halbkreisen über den (fünf) Buckeln und zwischen denselben laufenden Liniengruppen zu erwähnen. Interessant sind ausserdem zwei trichterförmige Thongeräthe mit nach ein-

wärts gekrümmten Wänden, von welchen das eine drei kleine Schnurhenkel, das andere drei spitze Warzen in der halben Höhe besitzt; ferner zwei einhenkelige, krugartige Gefässe. Die Ausbeute an Werkzeugen an dieser Stelle besteht aus einer grossen Anzahl flacher Beinpfriemen, einigen grossen, keilförmigen Glättwerkzeugen aus Knochen, mehreren Flachmeisseln und Hämmern aus Stein (von ersteren zwei, von letzteren ein Miniaturstück) und zwei Thonperlen. Unter den Thierresten ist ein Bärenzahn und der Unterkiefer eines Bibers nennenswerth. Metallgegenstände wurden auch dieses Mal nicht gefunden.

Allem Anscheine nach ist dies die letzte Ausbeute auf dem für die Vorgeschichte Oesterr.-Schlesiens so wichtigen Gutshofe. Erfreulicher Weise hat die prähistorische Forschung daselbst durch Herrn Vincenz Herudek, Gutscontrolor in Kreuzendorf, dessen Aufmerksamkeit auch die Aufsammlung der oben erwähnten Funde zu danken ist, mit der Entdeckung eines Urnengräberfeldes in nächster Nähe des Dorfes und nur 300 m nordwestlich vom Gutshofe entfernt, einen neuen Angriffspunkt gewonnen. Die Localität selbst liegt am rechten Oppaufer, unmittelbar bei der Haltestelle Kreuzendorf und wird südlich von dem Fahrwege in das Dorf, westlich von der Bahntrace begrenzt. Bis nun wurden 11 Gräber geöffnet, von denen Herr Herudek acht aufdeckte, während drei andere noch am Schlusse des Jahres von mir untersucht wurden. Nach den von mir gemachten Beobachtungen liegen unregelmässig in Entfernungen von $1^1/_2$—3 m situirte Flachgräber vor, welche in der Tiefe von 30 cm bis 1 m gewöhnlich zwei mit Knochenasche gefüllte, über einander gestürzte Schüsseln mit einwärts gebogenem Rande als Hauptgefäss nebst drei bis vier halbkugelförmigen, selten verzierten, kleinen Schalen als Beigaben bergen. Die sonstige Ausstattung bestand bisher aus Feuersteinwerkzeugen, welche jedoch nicht unmittelbar bei den Gefässen lagen, hie und da aber auch aus Bronze (eine 3 cm weite Spirale aus dünnem Draht, zwei zerbrochene, glatte Armreifen) Bruchstücke eines Torques und Eisen (Nadel mit kugeligem Kopf und gerader Nadelkopf mit zwei Wülsten). Von Speiseresten fand sich lediglich ein walnussgrosser Ballen verkohlter Hirse, wogegen Thierknochen bis nun fehlen. Um die Gefässe ist in der Regel von Holzkohle geschwärzte Erde gestreut. Steinpackung oder Pflaster wurde nicht constatirt.

Ein definitives Urtheil über die Cultur des Gräberfeldes wird sich erst nach Erzielung umfangreicherer Ausgrabungsergebnisse abgeben lassen. Doch sprechen bereits jetzt viele Anzeichen dafür, dass die Benützung desselben der Zeit der neolithischen Ansiedelung im Gutshofe angehört. Das Vorkommen der Bronze und des Eisens in den Gräbern, welches sich gegen diese Annahme geltend zu machen scheint, wäre nur als Anhaltspunkt für die nähere Zeitbestimmung der Ansiedelungscultur aufzufassen. Die Ergründung des voraussichtlichen Zusammenhanges beider Localitäten, sowie die Seltenheit intacter Gräberfelder in Oesterr.-Schlesien machen den Wunsch nach einer systematischen Untersuchung lebhaft rege."

In **Kärnten** wurde im verflossenen Jahre ein bedeutender Depôtfund zu Augsdorf bei Velden gelegentlich des Strassenbaues am Südufer des Sees gemacht. Es fanden sich ungefähr 60 cm unter der Oberfläche auf dem flachen Felsengrunde eine grosse Menge Bronzegegenstände der Hallstattcultur, wovon durch die Sorgfalt der k. k. Gendarmerie im Wege der k. k. Landesregierung über 40 Stücke in den Besitz des Kärntnerischen Geschichtsvereines gelangt sind. Die Mehrzahl der Fundstücke waren Bronzesicheln, theils ganze Exemplare, theils Bruchstücke, im Ganzen 18 Stücke, ausserdem mehrere ganze und gebrochene Bronzebeile, ein schwerer Hammer aus Bronze, das Stück einer Schwertklinge, mehrere grosse und kleine Bronzekuchen und verschiedene Gegenstände von unbestimmbarem Gebrauche.

An wichtigeren Publicationen über die Vorgeschichte Kärntens sind erschienen: In den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale: Besprechung über das Lavantthal und der Schlussbericht über die Ausgrabungen in Frögg; ferner in der Zeitschrift „Carinthia: Aeltere römische Strassenzüge" und in Commission bei F. v. Kleinmayr: „Die alte Geschichte Kärntens", sämmtliche von dem Vereinssecretär Baron Karl Hauser.

Herr Dr. v. Marchesetti hat auch heuer die Ausgrabungen auf dem Todtenfelde von St. Lucia fortgesetzt und weitere 166 Gräber eröffnet. Sämmtliche waren Brandgräber, wie die in den Vorjahren durchsuchten. Als neu ist die Auffindung eines römischen Grabes zwischen den prähistorischen zu verzeichnen. Relativ häufig (26·6%) war die Asche in grossen Ossuarien beigesetzt. Unter diesen fand man ein Ossuarium — leider nur in Fragmenten — aus Bronzeblech mit Verzierungen in getriebener Arbeit.

Es wurden neun kleinere Bronzegefässe ausgehoben, nämlich sieben Situlen, eine zertrümmerte Cyste und ein prächtiger zweihenkeliger Lebes von 245 mm Durchmesser. Die beigegebenen Töpfe zeigen ziemlich viel Mannigfaltigkeit, obwohl die Kelch- und Tassenform vorherrschend ist.

Wie gewöhnlich bestand der Hauptschmuck aus Fibeln, wovon weitere 150 gesammelt wurden. Am häufigsten sind darunter die Schlangenfibeln (49), sodann Certosa-, a sanguisuga- und Bogenfibeln. Von den Ersteren sind zwei vergoldete Exemplare hervorzuheben. Eine schöne Beinfibel trägt in der Mitte die Figur eines Cerviden. Aber das Prachtstück dieser Fibeln ist eine in Form eines Dreigespannes, ähnlich derjenigen, die bei den ersten Grabungen im Jahre 1850 gefunden wurde. Ohne näher auf die Nadeln, die mannigfaltigen Finger-, Arm-, Hals- und Ohrringe etc. einzugehen, sei noch eines grossen Brustschmuckes aus Bernstein gedacht.

Die anderen Forschungen Marchesetti's betrafen Castellieri und Höhlen. Interessante Funde wurden besonders im Castelliere di San Dionisio am Quieto und in den neuentdeckten Ringwällen von Contovello in der nächsten Nähe von Triest gemacht, wo die Ausgrabungen bei günstiger Jahreszeit fortgesetzt werden.

Eine in der Nähe von Samotorza am Karste gelegene, ziemlich weitläufige Grotte wurde in diesem Jahre in Angriff genommen, wobei Herr R. Seemann sich fleissig betheiligte. Die Grabungen lieferten interessante Objecte aus der Steinzeit, besonders grosse Hornsteinmesser, bearbeitete Knochen und Hirschgeweihe, ansehnliche Mengen Scherben, Mahlzeitenreste etc. Auch zwei andere Höhlen bei Slivno und bei Brisce wurden unter Mithilfe des Herrn Perko untersucht und ergaben mehrere neolithische Ueberreste. Dank dem Eifer des Herrn J. Marinitsch, des rastlosen Erforschers der unterirdischen Labyrinthe der Recca, wurde die St. Canzianer Höhle weiter durchforscht und manches Neue erbeutet. Ausserdem hat Marchesetti noch zahlreiche Reste von Ursus spelaeus in einer Höhle im Tribussathale entdeckt, wo derselbe einen recht gut erhaltenen Schädel dieses Höhlenthieres aushob.

Schliesslich sei noch des zufälligen Fundes eines mit schönem Bronzeschmucke ausgestatteten menschlichen Skeletes in einem 33 m tiefen Abgrunde in der Nähe von Pevir gedacht.

Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Dr. Amoroso in Parenzo wurden im verflossenen Jahre die Ausgrabungen in Pizzughi fortgesetzt. Sie ergaben als Ausbeute 55 Thongefässe mannigfaltiger Form, darunter mehrere mit eingegrabenem Ornament und Vogelfiguren und bronzenen Beigaben, als: Fibeln, Ringe, Haarnadeln, Armringe, Gürtelbleche etc. — Auch ist man auf die Spur der prähistorischen Nekropole des Castelliere San Martino bei Torre gekommen, wo im vorigen Jahre Dr. Hoernes einen Ausgrabungsversuch gemacht hat.

Schliesslich wurden neun Tumuli in der Gemeinde Villa di Rovigno geöffnet, die aber blos einige Leichenreste und sehr rohe zertrümmerte Thonmassen ergeben haben. Die Orientirung der Tumuli richtet sich durchaus von Nord nach Süd. Die Leichen wurden in ummauerten, sechsplattigen Steinkisten und in sitzender Stellung bestattet, mit gesenktem Kopfe gegen die gehobenen Kniee und das Gesicht gegen Norden gewendet.

Als Nachtrag zu dem bereits früher Bemerkten über die Arbeiten in der **Bukowina** gedenke ich der Untersuchung eines auf dem Gute des Herrn Demeter Ritter v. Kostin in Stupka gelegenen Tumulus durch Herrn Professor Kolbenheyer, wobei Asche und kleine (vorläufig nicht näher bestimmte) Knochenreste gefunden wurden. Bei dem lebhaften Interesse, welches Herr v. Kostin diesen Studien entgegenbringt, dürfen wir wohl eine Fortsetzung derselben zuversichtlich erwarten.

Die von Herrn Dr. Truhelka im **Occupationsgebiete** 1893 durchgeführten Ausgrabungen waren folgende:

1. Varvara (Bezirk Prozor) ein Kolossal-Tumulus von 40 m Durchmesser, 4 m Höhe, welcher im Baue von den bisher bekannten abweicht. Der Tumulus ist nicht als Grabdenkmal, sondern als Nekropole gedacht. Ein künstlich angelegter Steinhügel wurde als Massengrab in der Weise benützt, dass man die Leichen auf der Oberfläche niederlegte und mit einer Steinschichte bedeckte.

So lagen auf dem Tumulus circa 40 nach Osten orientirte Leichen. Nur sehr wenige darunter hatten Beigaben — kleine Bronzen und einzelne Eisenstücke.

Nicht weit davon wurde eine prähistorische Ansiedelung entdeckt. Obwohl nur wenige Tage an die Untersuchung derselben verwendet werden konnten, wurde eine reiche Ausbeute an Thongefässfragmenten, Wirteln, Knochenartefacten, Gussformen für Kelte und Lanzen und 24 Urnen nach Hause gebracht. Ausgedehnte Spuren von Feuerungsanlagen lassen dort eine industrielle Niederlassung vermuthen. Für das nächste Jahr wurde die Fortsetzung der Arbeiten bei dieser Gradina in's Programm genommen.

In Vitina (bei Ljubuski) wurde ein römisches Wohnhaus ausgegraben. Das interessanteste Fundstück war ein Ziegel der „LEG IIII (Fl.)", welche wir nur in Mösien und Pannonien in Garnison wissen.

Im Lašvathale wurde zunächst bei M. Mošunj ein römisches Wohnhaus blossgelegt, bei Putičevo eine Fundschichte mit zahlreichen römischen Urnen und Werkstücken untersucht und schliesslich in Varošluk (bei G. Turbe) eine frühchristliche Basilica, deren Bau, nach Funden zu schliessen, in's IV. Jahrhundert zu verlegen wäre.

Herr Franz Fiala hat im Jahre 1893 im Occupationsgebiete folgende Ausgrabungen ausgeführt:

1. Glasinac. In den Nekropolen von Iliak, Miošići, Loznik, Ćitluci, Borovsko, Podpećine, Šenkovići, Taline, Vražići und Sokolačkopolje wurden zusammen 140 Tumuli geöffnet. Die grössere Hälfte derselben enthielt Skeletgräber, der übrige Theil Brandbestattungen; in einzelnen Fällen kamen auch beide Bestattungsarten nebeneinander vor. An Nachbestattungen wurden sowohl mittelalterliche als auch römische einige Male constatirt. Interessant war die Auffindung eines Tumulus mit nur römischen Beisetzungen, der nach einer mit vorgefundenen Münze des Licinius pater ungefähr datirt werden konnte; das Material des Hügels bestand aus Schlägelschotter und wenig Erde.

Die Gesammtausbeute an Eisen-, Bronze-, Silber-, Stein-, Knochen- und Thonartefacten betrug 1000 Stück. Einem ganz neuen Formenkreise angehörig waren die in der Nekropole von Iliak gefundenen Artefacte, unter denen folgende hervorzuheben wären: 2 Pateren, aus Bronzeblech getrieben, 3 Paar Beinschienen aus Bronzeblech, mit gravirten und getriebenen Decorationen, 1 grosse aus Bronzeblech getriebene Schüssel, 2 Schleifsteine in bronzenen, zum Aufhängen eingerichteten Kapseln gefasst, 6 Eisenschwerter, darunter eines mit bronzenen Griffschalen und bronzenem Knaufe, 2 eiserne Kelte, 1 bronzene Schale „à godrons", am Haupte eines Skeletes gefunden, etc. An Wallburgen wurden im Fundgebiete drei neue, und zwar bei Iliak, Loznik und Miošići entdeckt.

2. „Debelo brdo" bei Sarajevo. Diese in der nächsten Nähe des im Vorjahre bereits erforschten Sobunar gelegene Höhenansiedelung hat Artefacte aus nahezu allen Culturperioden geliefert.

Am besten und interessantesten sind die La Tène-Fibeln vertreten, unter denen eine 220 mm lange Mittel-

La Tène-Form aus versilberter Bronze besonders hervorragt. Steinerne Keile, Hämmer und Meissel, Messer und Lanzenspitzen aus Hornstein und Obsidian, Knochenpfriemen, knöcherne Harpunen, Schnitzereien aus Hirschhorn und Knochen, mannigfach verzierte Wirtel und Thongefässe, Gussformen für diverse Bronzen, bronzene Nadeln, Knöpfe, Meissel, Pincetten, Kelte, 1 bronzener Dolch, 2 kleine bronzene Wagen (Goldwagen?), bronzene Bogen- und Schlangenfibeln und zahlreiches, theils der römischen, theils der La Tène-Periode angehöriges Eisengeräth bildete die einige Hundert Nummern zählende Ausbeute.

Das Plateau der Höhenansiedelung umgibt eine jedenfalls aus römischer Zeit stammende Mörtelmauer, deren Material roh behauene Bruchsteine bilden.

Die Ansiedelung muss von der jüngeren Steinzeit angefangen bis in die spätrömische Periode bewohnt gewesen sein.

Am Fusse des Berges wurde ein interessanter Depôtfund an älteren Bronzen (nämlich: 5 Hohlkelte [ungarische Form], 1 einschneidige Streitaxt und 1 massiver Fussring) gemacht.

Hieran möge sich die Erwähnung einiger Publicationen unserer Mitglieder auf prähistorischem Gebiete anschliessen, welche im Vorhergehenden nicht berührt wurden. Herr Franz Heger hat seine Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten (Mitth. der prähistorischen Commission 1893) veröffentlicht. Ebendaselbst finden wir von Dr. Moriz Hoernes: Zur prähistorischen Formenlehre; Bericht über den Besuch einiger Museen im östlichen Oberitalien, I. Theil, sowie von Herrn J. Szombathy: Ein Tumulus bei Langenlebarn. Herr Professor Dr. Woldřich hat die „Reste diluvialer Faunen und Menschen aus dem Waldviertel Niederösterreichs in den Sammlungen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums“ in dem LX. Bande der Denkschriften der mathem.-naturw. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien beschrieben. Die Berliner Zeitschrift für Ethnologie enthält Herrn Dr. C. v. Marchesetti's Arbeit über die „Ausgrabungen in Caporetto und Santa Lucia, in San Pietro al Natisone in Castellieri und Höhlen“.

Das Werk von Dr. Niederle: „Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské“ wurde bereits in unseren „Mittheilungen“ gewürdigt. Dasselbe beleuchtet deutlich den Fortschritt der prähistorischen Forschung in Böhmen. Bei dessen sorgsamer Berücksichtigung der vor- und frühgeschichtlichen Alterthümer des slavischen Ostens dürfte eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes wohl auf allgemeinen Beifall der Fachwelt rechnen.

Von einem neu in's Leben getretenen periodischen Organe, welches in ausgedehntem Masse auch den anthropologischen Fächern eine Heimstätte bietet, sind im abgelaufenen Jahre die beiden ersten Bände erschienen. Es sind dies die „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, herausgegeben vom bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo, redigirt von Dr. M. Hoernes“ (Bd. I mit 30 Taf. und 760 Abbildungen, 593 pp. und Bd. II mit 9 Taf. und 238 Abbildungen, 692 pp. Lex.-8°).

Von den in unser Forschungsgebiet einschlagenden Abhandlungen erwähnen wir aus dem I. Bande Fiala's Höhlenforschungen in Bosnien; Prähistorische Wohnstätten in Sobunar bei Sarajevo; Untersuchung der Grabhügel auf dem Glasinac im Jahre 1892. — Truhelka, Depôtfunde von Šumetac und Vrankamen; Hügelgräber und Ringwälle auf dem Glasinac. — Radimský, Skeletgräber von Visoko (Hallstatt-Periode); Alterthümer der La Tène-Zeit von Rakitno und Majdan; Vorläufiger Bericht über die Nekropole von Jezerina. — Dann aus dem ethnographischen Theile: Delić, Beiträge zur Landes- und Volkskunde. — Zovko, Ursprungsgeschichten und andere Volksmeinungen. — Marković, Volksmärchen und Volkswahrsagerei. Im II. Bande finden wir archäologische Aufsätze, die auch Prähistorisches enthalten, von Radimský, Hörmann und Truhelka, dann aber eine gehaltvolle Reihe volkskundlicher Aufsätze von Truhelka, Ueber die bosnische Volksschrift und die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung. — Glück, Ueber Volksmedicin und medicinischen Aberglauben, dann über Tätowirung. — Sax, Bosnische Musik. — Lilek: Gottesurtheile und Eidhelfer; Ippen, Hörmann, v. Thallóczy u. A.

Der „Glasnik“ des bosnischen Landesmuseums, auf dessen Inhalt die in deutscher Sprache erscheinenden Mittheilungen hauptsächlich aufgebaut sind, zeigt uns in seinem eben vollendeten Jahrgange 1893 den raschen Fortschritt der archäologischen und ethnographischen Landeserforschung in der allerjüngsten Zeit. Auch umfassende, mit aller Gründlichkeit ausgeführte somatisch-anthropologische Untersuchungen stehen seitens des Sarajevoer Landesmuseums in naher Aussicht, und für das Jahr 1894 ist wieder ein umfassendes Ausgrabungsprogramm entworfen. Bosnien und die Hercegovina bieten uns reiche Ernten und werden noch lange nicht aufhören, das Interesse an der so gründlich inaugurirten wissenschaftlichen Exploration wachzuhalten.

Auch die einheimische Ethnographie hat für das verflossene Jahr schöne Erfolge zu verzeichnen. Die Nationalitäten Böhmens und Mährens wetteifern in dem Studium ihres Volksthums. Die Thätigkeit der Deutschen bewegt sich vorwiegend auf literarischem Gebiete, in der Sammlung von Material an Sitten, Brauch und Sagen. Ich erwähne besonders: Willibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Die Localausstellungen der genannten Länder stehen dagegen fast ausschliesslich im Dienste slavischer Volkskunde; sie tragen die Begeisterung für die Producte der Volksseele in immer ausgedehntere Kreise. Man bewundert daselbst nicht blos die zahlreichen und originellen Producte slavischer Hausindustrie, sondern auch die lebensvolle Vorführung von alten Tänzen und sonstiger Gebräuche. Dass auch das wissenschaftliche Studium dabei eifrig gefördert wird, möge die nachfolgende Mittheilung eines der thätigsten slavischen Volksforscher, des Herrn Professors Josef Kvaňa in Ungarisch-Hradisch, beweisen:

„Wie in den früheren Jahren trachtete ich, womöglich viele Daten über die Nationaltrachten der mährischen Slaven zu bekommen. Deshalb unterliess

ich selbst auf meinen petrographischen Wanderungen durch das westliche Mähren nicht, nach diesen Daten zu fahnden.

So bekam ich gute Nachrichten über westmährische Trachten auf der Ausstellung zu Tischnowitz, in Křižanov und auf der Ausstellung zu Austerlitz. Ein Besuch der Croatendörfer bei Nikolsburg bot reichliches Materiale zur Sicherstellung der absoluten Verwandtschaft des Ornamentes und der Tracht der hiesigen Croaten mit jenen der Podlužáken bei Lundenburg.

Die folkloristischen, das Studium der Tracht bezweckenden Wanderungen wurde womöglich mit gleichzeitigem Photographiren (Photographien 13 × 18 cm) vorgenommen.

Es wurde im Jahre 1893 photographirt:

1. In Tlumatschau (Hannaken); 2. Dřevohostitz auf der Ausstellung (Hannaken und Záhoraken); 3. Újezd bei Ungar.-Brod (Slovaken); 4. Popov bei Brumov (Walachen); 5. Alt-Hrozenkau (Slovaken ältesten Typus); 6. Březová bei Ungar.-Brod (Slovaken ältesten Typus); 7. Hroznová Lhota bei Veselí a. d. M. (Slovaken), alles in Sommer- und Winteranzug und Hochzeitstracht; nebstdem viele Einzelbilder. Dem alterthümlichen und bis in's XV. Jahrhundert, mit einigen Elementen in noch frühere Zeiten reichenden Kopfschmuck der Bräute und Kranzeljungfern wurde, wie früher, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Auch das Ornament, das von den Trachten nicht getrennt werden darf, wurde weiter studirt und besonders diejenigen Sachen photographirt, welche den Einfluss der Gothik, des Renaissance- und Barockgeschmackes auf unsere Ornamente zeigen. Dazu gesellte sich dann weiter das Photographiren von typischen Ostereiern aus der Slovakei und Walachei und die Untersuchungen an Dorfmajoliken slovakischer Provenienz.

Veröffentlicht wurden von mir im Jahre 1893 folgende kleinere Abhandlungen:

1. Ueber die Kunowitzer (slovakische) Tracht (Český lid), mit Photozinkographien.

2. Ueber slovakische Ostereier (Český lid), mit Photozinkographien.

3. Ueber die Tracht der Záhoraken und Hannaken in der Holleschauer k. k. Bezirkshauptmannschaft (Denkschrift der Holleschauer volksbeschreibenden Ausstellung 1893).

4. Ein Bericht über meine Ferialarbeiten (Časop. Olom. Musea)."

Einen weiteren Beleg für den Aufschwung slavischer Volksforschung bildet das von Herrn Docenten Niederle gegründete, von ihm im Vereine mit Herrn Dr. Zibrt erfolgreich fortgeführte „Český lid", dessen Inhaltsangabe Sie in unseren „Mittheilungen" finden.

In dem äussersten Osten unserer Monarchie, in der Bukowina, hat sich ein neues Centrum für Volkskunde, unter Anregung des Herrn Dr. Fr. Kaindl gebildet. Im verflossenen Jahre ist Herrn Kaindl's im Auftrage des und mit Unterstützung unserer Gesellschaft verfasstes Werk über die Huzulen erschienen. Ich lasse hier ein Verzeichniss der ausserdem in diesem Jahre erschienenen ethnographischen Arbeiten zur Kunde der Bukowina folgen:

C. A. Romstorfer, Die landwirthschaftlichen Bauten im Herzogthume Bukowina (Mitth. der Anthropol. Ges.).

Dr. R. F. Kaindl im „Urquell": Geheimsprachen, Hufeisenglaube, Teufelsei, Zwiebelkalender, Mann im Mond, Katzenspor, Maikicker, Eid im Volksleben.

Derselbe im „Ausland" 1893, Nr. 3: Die Huzulen.

Derselbe in „Ethnolog. Mitth. aus Ungarn" über die Baba Jeudocha-Dochia (Ueberlieferungen und Deutungsversuch).

Derselbe, „Globus" LXIV, Nr. 3: Vergleichende Bemerkungen über die Bukowiner Lippowaner und die ostpreussischen.

Derselbe, ebenda Nr. 6: Aus dem Volksglauben der Ruthenen in Galizien.

Derselbe in „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung" Nr. 122: Wetterglaube und Wetterzauber bei den Ostslaven.

Derselbe „Leipziger Zeitung" vom 25. November: Jüdischer Todtenglaube.

Derselbe in „Kleine Studien" (Pardíni, Czernowitz 1893): Die Lippowaner, Zauberglaube bei den Ruthenen, Die Ueberlieferung vom Jud Selman.

Derselbe in „Mittheilungen des Bukowiner Landesmuseum" 1893: Die Anthropologische Gesellschaft in ihrem Verhältnisse zur Bukowina.

Ludmilla Kaindl-Kisslinger im „Urquell": Geheimsprachen, Vexirverse, ABC-Spiele; ausserdem Beiträge zur Huzulenarbeit Kaindl's.

Michael C. Kaindl im „Urquell": Schimpfwörtersammlung aus Czernowitz.

Olga Kaindl im „Urquell": Starbeschwörung.

Dr. J. Polek in „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde" (III): Regenzauber in Osteuropa.

D. Dan in „Bukowinaer Nachrichten": Die Zigeuner in der Bukowina.

T. G. in „Gazeta Bucovinei", Nr. 6: Rumänische Volkslieder aus dem Radautzer Bezirke.

S. Fl. Marian, ebenda, Nr. 50—52 und 56 f.: Ueberlieferungen über die Tartaren.

In der Hausforschung dürfen wir namhafte Fortschritte verzeichnen. Ein Theil der 1892er Forschungen des Herrn Oberst Bancalari, die Fortsetzung der 1893 im „Ausland" erschienenen, findet sich im „Globus", Bd. LXV, Nr. 9, Februar 1894. Er enthält Volkskundliches aus der Vall arsa, den 13 und 7 Gemeinden mit besonderer Betonung der „cimbrischen" Behausung, welche aber nichts ist als die ältere Form des oberitalienischen Bauernhauses jener Epoche, welche dem Maisbau vorausging. Einst war dort das Strohdach heimisch (die Eremitanikirche in Padua besass 1305 noch ein mächtiges Strohdach). Das hohe Strohdach ist in Südtirol eingedrungen und ist in abgelegenen, erst jüngst besser zugänglich gewordenen Gegenden, z. B. oberes Giudicarien, Val Ampola, Gegend von Asiago-Roana, Rozzo u. s. w, den 13 Gemeinden dann oberhalb Primolano in Canal di Brenta etc. stellenweise erhalten geblieben.

Dann ist eine neue, 1890 von VIRCHOW flüchtig bemerkte Hausform beschrieben: Die hochdachigen, stroh- und schilfgedeckten „Casoni" der Provincia d'Udine und di Padova, und besonders zwischen Piove und Chioggia. Ihre Herkunft — vielleicht südslavisch — ist inzwischen noch unsicher. Sie passen nicht in den „oberdeutschen" oder von BANCALARI „Flurhallentypus" genannten Typus.

Im Jahre 1893 ging BANCALARI, grösstentheils wieder als Fusswanderer, durch den Böhmerwald von Aigen bis Taus, dann durch Theile des Frankenwaldes, Thüringen: *a)* von Hof über Schleiz nach Saalfeld; *b)* von Sonneberg längs des Rennsteigs durch den Thüringerwald bis Eisenach; *c)* durch die Rhön; *d)* von Donaueschingen längs der Donau bis Regensburg. Ausserdem fuhr er die Rheingegend bis Köln und die meisten Städte Mitteldeutschlands ab. Eine Woche in österreichischen Landen gibt mehr Typisches als ein Monat in Deutschland. Es ist schwer, draussen die volksthümliche Grundform unter den modernen Baumeisterformen herauszufinden. Frühzeitig hat die bürgerliche Baukunst ihre Wirkung auf Land und Stadt erstreckt.

Er hat ferner die Ergebnisse seiner Arbeiten zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht, in seinem Werke: Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen 1893.

Herr Oberingenieur JOSEF EIGL hat uns mit einem überaus werthvollen Werke über „Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus)" beschenkt, dessen Herausgabe durch Unterstützung des k. k. Unterrichtsministeriums und des k. k. Ackerbauministeriums ermöglicht wurde. Dasselbe findet ein würdiges Gegenstück in einer in unseren „Mittheilungen" von Herrn KÁRASEK besprochenen Publication: Budownictwo ludowe na Podhalu puer W. MATLAKOWSKI (Volksbauart in der Tatra von L. MATLAKOWSKI). Herrn Ingenieur VALERYAN DZIALEWSKI verdanken wir ferner die Mittheilung, dass der galizische Landesausschuss eine gründliche Beantwortung unserer auf die „Hausforschung" bezüglichen Fragebogen vorbereitet, wofür wir ganz besonders dankbar sind. Herr V. HOUDEK veröffentlichte im Bande II des „Český lid" eine schöne Studie über das hannakische Bauernhaus, deren Auszug unser Sitzungsbericht vom 11. April 1893 bringt.

Unser Vorhaben, die praktische Hausforschung noch auf andere Kronländer, wie z. B. auf Schlesien, auszudehnen, musste wegen Mangel an Mitteln vorläufig zurückgestellt werden.

Herr Professor KOLBENHEYER in Czernowitz, welcher ein grösseres Werk: „Ornamente der Hausindustrie in der Bukowina" vorbereitet, hat, wie er uns mittheilt, im verflossenen Jahre die Aufnahme der Ornamente beendet und ist nun mit dem Studium und der Sammlung der Recepte beschäftigt, nach welchen die Bäuerinnen die zur Herstellung ihrer Kleidungsstücke bestimmten Stoffe färben.

Wir verdanken Herrn HEINRICH v. WLISLOCKI neue Beiträge über den Volksglauben und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen und der Magyaren. Dessen Publicationen über die Magyaren bieten nicht weniger wichtiges Material für die vergleichende Forschung, wie seine frühere über die Zigeuner. WLISLOCKI's Antheilnahme an der von Herrn Professor HERRMANN geleiteten, unter hoher Aegide frisch erblühenden Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn" begrüssen wir freudig als Unterpfand für eine ernstere Würdigung der Leistungen dieses unermüdlichen Ethnographen in seinem Vaterlande.

Das Gebiet der Hausforschung hat in letzter Zeit eine bedeutende Erweiterung durch Heranziehung der Hausgeräthe erfahren. Die in unseren „Mittheilungen" enthaltenen „Studien zur germanischen Volkskunde" von Herrn Professor R. MERINGER verfolgen diesen Gesichtspunkt in anziehendster Weise unter Verwerthung der sprachlichen Thatsachen. Auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, findet die ethnographische Forschung in den parallelen Bestrebungen des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, dessen Director, Herr Hofrath v. FALKE, im verflossenen Jahre eine Specialausstellung mittelalterlichen Hausrathes veranstaltete, willkommenste Unterstützung. Da die Lösung der zahlreichen schwebenden Fragen über Genesis und Zusammenhang der verschiedenen Geräthetormen vor Allem von der Herbeischaffung von gutem Vergleichungsmaterial abhängt, müssen wir der Anregungen zu weiteren Sammlungen, welche Herr Dr. MERINGER gelegentlich seiner Wanderungen überall ausstreut, mit grösster Dankbarkeit gedenken.

Von sonstigen ethnographischen Arbeiten unserer Mitglieder seien nur folgende erwähnt:

Dr. M. HABERLANDT, Ueber das Silber, die indische Malerei, buddhistische Kunst in Indien, eine indomalaiische Mischcultur (Oesterr. Zeitschrift für den Orient 1893). Dr. FRANZ LUKAS, Die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker. Leipzig 1893. Dr. FELIX v. LUSCHAN, Ein zusammengesetzter Bogen aus der Zeit Ramses II.; Trinkschalen aus menschlichen Schädeln in Ober-Guinea; Ein Knabe aus Deutsch-Guinea (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1893). Professor Dr. DAVID HEINRICH MÜLLER, Die altsemitischen Inschriften von Sendschirli (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1893). Professor Dr. FRIEDR. MÜLLER, Das Lautsystem der siamesischen Sprache; Beiträge zur Erklärung der altpersischen Keilinschriften (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1893). Dr. FRIEDR. PAULITSCHKE, Ethnographie Nordost-Afrikas; Die materielle Cultur der Danâkil, Galla und Somâl. Berlin 1893; Stand der Forschungsarbeiten auf der Somâl-Halbinsel 1893 (Oesterr. Monatsschrift für den Orient 1893). Professor Dr. KARL VON DEN STEINEN, Die zweite Schingu-Expedition. — Wichtig mit Rücksicht auf die ethnographischen Verhältnisse des alten Ost-Europas sind die Untersuchungen von Herrn Professor W. TOMASCHEK über die alten Thraker (Abhandlungen der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1893).

Ueber die Fortschritte der somatischen Anthropologie während des verflossenen Jahres kann ich leider nur

wenig berichten. Unser unermüdlicher Arbeitsgenosse, Herr Oberstabsarzt Dr. Weisbach, theilt uns mit, dass die Bearbeitung der Oberösterreicher (in Bezug auf Körperlänge, Kopflänge, Kopfbreite, Haar-, Augen- und Hautfarbe), welche durch seine Transferirung nach Bosnien lange Unterbrechung erlitt, nunmehr fortgesetzt und bis zum Frühjahre druckfertig sein wird. Die gleichen Aufnahmen sind bei Steiermärkern und Kärntnern theils schon gemacht, theils noch im Zuge und sollen bei den bosnischen Bataillonen während des Winters durchgeführt werden.

Herrn Dr. Niederle verdanken wir nachfolgende Mittheilung über die Thätigkeit der anthropologischen Section der ethnographischen Ausstellung in Prag im Jahre 1895.

Die anthropologische Section plant, für diese Ausstellung eine Reihe von Objecten (Schädel der verschiedenen Typen und verschiedenen Perioden, ganze Skelette), Mappen und Diagrammen vorzubereiten, durch welche die somatischen Verhältnisse der jetzigen Einwohnerschaft der böhmischen Länder sowie ihre Entwicklung seit den ältesten Zeiten klargelegt werden. Zu der Ausarbeitung dieser Aufgabe haben sich bereit erklärt die Herren: Universitäts-Professor Dr. Reinsberg, Docent Dr. Hellich, Docent Dr. Niederle und Dr. Matiegka. — Dr. Reinsberg will die Erhebungen der Recruten-Commissionen behandeln, Dr. Hellich die in hiesigen Irrenhäusern befindlichen Zöglinge messen und statistisch darstellen. Dr. Niederle wird sich mit prähistorischer Anthropologie und Dr. Matiegka mit der Erhebung der Schulkinderstatistik befassen.

Im Laufe der Jahre ist allerdings viel somatologisches Material über die Völker Oesterreichs beschafft worden. Andererseits lässt sich das Vorhandensein bedeutender Lücken nicht in Abrede stellen, ebensowenig die Thatsache, dass die Reihe der Arbeiter auf diesem Gebiete in bedenklicher Weise gelichtet ist. Die somatische Anthropologie hat leider bei uns nicht so feste Wurzeln gefasst, wie die anderen anthropologischen Disciplinen. Dass der Abstand, der uns in dieser Beziehung von unseren deutschen Nachbarn trennt, immer grösser zu werden droht, lehrt ein Blick auf die Leistungen des von Herrn Professor J. Ranke geleiteten anthropologischen Seminars der Universität in München; er wiederlegt aber auch zugleich das Vorurtheil, dass diese Richtung für den Anatomen vom Fach keinen entsprechenden Wirkungskreis biete. Die jüngst erfolgte Wahl des Herrn Professors Ranke zum Mitgliede der Münchener Akademie bedeutet eine öffentliche Anerkennung des Werthes seiner Arbeiten von Seite der älteren naturwissenschaftlichen Disciplinen. Sie mag als Sporn für junge österreichische Anatomen dienen, sich der Anthropologie zu widmen. Angesichts des wohlwollenden Verständnisses, mit welchem das k. k. Unterrichtsministerium allen Strömungen und Bedürfnissen des wissenschaftlichen Lebens entgegenkommt, würde eine methodisch geschulte Kraft wohl unzweifelhaft sehr bald die ihr gebührende Stellung finden.

Ihr Ausschuss hat Herrn Heger und mich beauftragt, die Deutsche Anthropologische Gesellschaft gelegentlich ihres Congresses in Hannover zur Abhaltung eines gemeinschaftlichen Congresses in Innsbruck für das laufende Jahr einzuladen. Dieser Antrag begegnete der allgemeinen Zustimmung. Wir werden somit die Freude haben, Ende August mit unseren verehrten Fachgenossen gemeinschaftlich in Innsbruck zu tagen und dürfen, den gegebenen Zusicherungen zufolge, auf eine starke Betheiligung von deutscher Seite rechnen. Das Gleiche erhoffe ich von unserer Seite umsomehr, als die mit diesem Congresse verbundene Feier des 25jährigen Bestandes der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft auch mit unserem 25jährigen Jubiläum sehr nahe zusammenfällt, wodurch der Anthropologentag zu Innsbruck auch für uns eine besondere Bedeutung erhält.

Ich schliesse meinen Bericht, indem ich unseren Herren Functionären, vor Allem den Herren Secretären, ferner unseren Correspondenten und Mitarbeitern den herzlichsten Dank für ihre werkthätige und aufopfernde Unterstützung ausspreche. Durch die nie versagende wohlwollende Theilnahme des Herrn Intendanten Fr. Ritter v. Hauer, des Herrn Hofrathes Dr. Jagić, der Herren Dr. Murko und Dr. Karásek sind wir in den Stand gesetzt worden, den vielseitigen Anforderungen, welche an uns gestellt werden, einigermassen gerecht zu werden. Die Fortdauer dieser freundlichen Beziehungen ist eine wesentliche Bedingung für ein kräftiges Gedeihen unserer Disciplinen. Mögen dieselben der Anthropologischen Gesellschaft auch in Zukunft erhalten bleiben.

2. Der Vorsitzende übergibt das Wort Herrn Rechnungsführer Dr. Otto Müller. Derselbe verliest den Rechnungs-Abschluss der Anthropologischen Gesellschaft für das Jahr 1893. (Siehe folgende Seite.)

3. Der Vorsitzende theilt mit, dass nach § 19 der Statuten die Mandate folgender Herren des Vorstandes und des Ausschusses erlöschen:

Ferdinand Freiherr v. Andrian-Werburg als Präsident;

Dr. Karl Brunner Ritter v. Wattenwyl als Vice-Präsident;

Dr. Otto Müller als Rechnungsführer;

Karl Freiherr v. Schlosser als Cassier, und der Herren Ausschussräthe Ministerialrath Prof. Dr. Emanuel Herrmann und Prof. Dr. Martin Wilckens.

Der zweite Vice-Präsident, Herr k. u. k. Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach, ist durch seine Uebersetzung nach Sarajevo aus dem Vorstande der Gesellschaft ausgeschieden.

Auf Antrag des Herrn Ausschussrathes Felix Karrer werden alle die genannten Herren in ihren bisherigen Functionen wiedergewählt. Statt des ausgeschiedenen Herrn Dr. A. Weisbach wird Herr Sectionschef Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg zum zweiten Vice-Präsidenten gewählt.

4. Herr F. Karrer beantragt ein Dankesvotum für Herrn Baron v. Andrian, der seit dem Jahre 1882 der Gesellschaft als Präsident vorsteht. Dasselbe wird mit lebhafter Acclamation angenommen.

Soll — Rechnungs-Abschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1893. — Haben

Soll

A. Cassa-Conto:

Cassa-Rest vom Jahre 1892		fl.	17·32
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	fl. 200·—		
2. „ des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	„ 400·—	„	600·—
3. Mitglieder-Beiträge:			
Jahresbeiträge von 44 unterstützenden Mitgliedern à fl. 10·—	fl. 440·—		
Ausserordentliche Beiträge durch Ueberzahlungen	„ 56·—		
Jahresbeiträge von 310 wirklichen Mitgliedern à fl. 5·—	„ 1550·—		
Vorauszahlungen	„ 14·70		
Eincassirte Rückstände	„ 37·05	„	2097·75
4. Verkauf von Druckschriften	fl. 355·31		
Erlös für Photographien von Dr. Kulka	„ 2·—		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums für Tauschschriften	„ 519·45		
Ersatz der k. k. Hofbibliothek desgleichen	„ 6·60	„	883·36
5. Eincassirte Zinsen-Coupons vom Anlage-Capitale (Werthpapier-Conto)		„	29·40
	Summe	fl.	3627·83

B. Fond für praktische Arbeiten:

Cassa-Rest vom Jahre 1892	fl. 176·55		
6. Spende Sr. Majestät des Kaisers	„ 1000·—	fl.	1176·55

C. Werthpapier-Conto:

7. Anlage-Capital: 7 Stück Allg. Staatsschuldverschreibungen à fl. 100·— Nominale Silber zum Courswerthe per 30. December 1893 à fl. 97·50	fl. 682·50		
Halbjährige anhaftende Zinsencoupons dieser Werthpapiere per 31. December 1893	„ 14·70	fl.	697·20
	Summe	fl.	5501·58

Haben

A. Cassa-Conto:

1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:			
Druckkosten	fl. 1956·37		
Für Clichés	„ 377·83		
„ Zeichnungen	„ 112·50		
Honorare für Literaturberichte	„ 155·70	fl.	2602·40
2. Kanzlei-Auslagen:			
Remuneration für den Beamten	fl. 200·—		
Entlohnung des Dieners	„ 96·—		
Post-Expeditionskosten für die Publicationen, Einladungen u. dgl.	„ 315·02		
Auslagen des Secretärs	„ 201·64		
„ „ Cassiers	„ 55·60		
An Steuern	„ 1·08	„	869·34
3. Reisekosten des Secretärs Herrn Custos Heger zur Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hannover		„	150·—
	Summe	fl.	3621·74

B. Fond für praktische Arbeiten:

4. An Herrn k. u. k. Militärlehrer Hofmann in Fischau für Grabungen auf der Malleiten bei Wr.-Neustadt	fl. 25·—		
5. An Herrn Prof. Dr. Meringer für Hausbauforschungen in Steiermark	„ 200·—		
6. An Herrn Custos Szombathy für eine Recognoscirungsreise und Ausgrabungen in der Bukowina	„ 456·87		
7. An Herrn Custos Heger für eine Recognoscirungsreise nach Hallstatt	„ 6·83		
8. An Herrn Dr. Hein für eine Reise nach Mähren zum Besuche der ethnographischen Ausstellungen	„ 31·—		
9. Druckkosten-Beitrag zu Dr. Kaindl's Werk über die Huzulen	„ 150·—		
Für Zeichnungen zu demselben Werke	„ 14·—	fl.	883·70
	Summe	fl.	4505·44

Vermögensstand:

A. Cassa-Rest vom Jahre 1893	fl. 6·09		
B. Ueberschuss des Fondes für praktische Arbeiten	„ 292·85		
C. Courswerth des Anlage-Capitales (wie neben)	„ 697·20		
Zusammen Activ-Saldo vom Jahre 1893		fl.	996·14
	Summe	fl.	5501·58

Wien, am 27. Februar 1894. Carl Frhr. v. Schlosser, d. Z. Cassier. Dr. Otto Müller, d. Z. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:

Wien, am 1. März 1894.

Dr. Moriz Bruck, d Z. Rechnungscensor. A. R. Hein, d. Z. Rechnungscensor.

5. Die beabsichtigte Wahl eines Ehrenmitgliedes wird von der Versammlung bis auf Weiteres vertagt.

6. Herr Prof. **Ludwig Bella** aus Oedenburg hält einen Vortrag über

Prähistorische Funde bei Oedenburg.

Derselbe wird in einem späteren Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

7. Herr Dr. **Matthäus Much** übersendet eine

Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten und Funde auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1893,

wie sich dieselbe aus der Thätigkeit der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale ergibt.

In gleicher Weise wie in den früheren Jahren setzte die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale ihre Thätigkeit auf dem Gebiete prähistorischer Forschung auch im abgelaufenen Jahre fort. Dank dem Eifer ihrer Organe war sie in der Lage, in dieser Zeit eine weitere Reihe von Fundorten und Funden zur Kenntniss zu bringen, sie war aber in gleichem Maasse bestrebt, die ersteren so viel als möglich vor unwissenschaftlicher Ausbeutung zu schützen, den letzteren eine bleibende Stätte in den öffentlichen Museen zu sichern.

In Folgendem wird eine allgemeine Uebersicht über die hauptsächlichen Vorkommnisse gegeben.

Niederösterreich. Aus Wolfsthal bei Hainburg berichtete Freiherr v. Walterskirchen über die Aufdeckung dreier Skeletgräber, deren spärliche Beigaben aus je einem Topfe bestanden (Mitth. der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74). Hierauf beschränken sich diesmal die Mittheilungen über die Funde in Niederösterreich, um so lebhafter wurden anderweitige Vorkommnisse in diesem Lande besprochen, man möchte sogar sagen umstritten, da sie zum Gegenstande von Interpellationen im Reichsrathe und im Landtage gemacht wurden, woran sich dann weitere Erörterungen knüpften. Es sind dies die im Viertel ob dem Manhartsberg zahlreich vorkommenden sogenannten Schalensteine, welche man als germanische Opfersteine ansah und deren Schutz man verlangte, da in den letzten Jahren viele derselben zerstört und zu Bauzwecken verwendet worden waren. Dr. Much, der diese Steine am Orte ihres Vorkommens in Augenschein nahm, erklärte sie nach eingehender Prüfung und mit Berücksichtigung anderwärtiger Vorkommnisse dieser Art als natürliche Gebilde; auch von Steinkreisen und ähnlichen Erscheinungen, von denen so lebhaft die Rede war, hat er nichts gefunden. Seine Meinung geht dahin, dass die Schalensteine des Waldviertels keinen Gegenstand urgeschichtlicher Forschung bilden. Immerhin aber ist die Thatsache, dass im Interesse urgeschichtlicher Alterthümer Interpellationen in den Vertretungskörpern eingebracht werden, sehr erfreulich, da sich daran die Hoffnung knüpfen lässt, dass man diesen Denkmalen von Seite der gesetzgebenden Gewalten eine grössere Aufmerksamkeit zuwenden werde, auch wenn es sich um Dinge handeln sollte, die anscheinend keine nationale Bedeutung haben (vgl. Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 192).

Aus Oberösterreich berichtete Conservator Straberger über einen Steinhammer, welcher an der Mündung der Traun in die Donau gefunden wurde (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74). Derselbe veröffentlichte auch eine wichtige Abhandlung über eine römische Töpferei mit einem Töpferofen, welche er bei Helpfau unweit von dem wegen seiner Funde aus der Hallstatt-Periode bekannten Uttendorf aufdeckte und untersuchte. Wenngleich es sich hier zunächst um eine Töpferei aus der Zeit der Römerherrschaft handelt, so ist der Gegenstand doch auch für die Erforschung der frühgeschichtlichen Zeit von Bedeutung, da derartige Oefen, wenn sich auch nicht gerade nachweisen lässt, dass sie von der einheimischen Bevölkerung hergestellt und benützt worden sind, doch bald in den allgemeinen Gebrauch gekommen sein werden. Das Alter der Fundstätte wird durch das Vorkommen des Bruchstückes einer Schale aus Terra sigillata zweifellos gemacht; von besonderer Wichtigkeit ist aber die Thatsache, dass sich unter den Scherben auch solche mit dem Wellenornamente vorfanden, womit ein neuer Beweis dafür gegeben ist, dass dieses Ornament bei uns weitaus früher erscheint als im Norden (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 99).

In Kärnten wurden die Ausgrabungen auf dem wegen seiner eigenartigen Bleifiguren bekannten Grabhügelfelde von Frögg von dem eifrigen Conservator Freiherrn v. Hauser mit dem erwarteten Erfolge fortgesetzt und zu Ende gebracht. Wenngleich diese Gräber nicht als reich bezeichnet werden können, so hat die nunmehr abgeschlossene Arbeit ihrer systematischen Aufdeckung doch zu beachtenswerthen Ergebnissen geführt. Abgesehen von der nur dieser Fundstätte zukommenden Eigenthümlichkeit, den Bleifiguren, bildet dieselbe ein Verbindungsglied zwischen den süd- und nordalpinen Funden der Hallstatt-Periode, wobei sie doch auch ihre eigenartige Stellung bewahrt (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 84).

Wie alljährlich, so hat Krain auch im Jahre 1893 durch die Zahl und Bedeutung seiner prähistorischen Funde die übrigen Provinzen unseres Reiches übertroffen. Hier ist es insbesondere der St. Magdalensberg bei Marein (unweit von Laibach), welcher an Menge und Bedeutung geradezu erstaunliche Funde liefert. Es ist eigentlich ein riesiger Grabhügel, in welchem sich die Gräber (meistens Skeletgräber) mit ihrem reichen Inhalte befinden. So sei nur vorübergehend erwähnt ein Grab mit Resten von Kleidern, welche von mehreren Tausenden der buntesten und mannigfaltigst gestalteten Glasperlen übersäet, also offenbar benäht waren. In anderen Gräbern fanden sich Helme aus Ruthengeflecht mit Bronzenägeln besetzt, Bronzehelme mit doppeltem Kamme, eine grössere Zahl von Bronzesitulen, darunter zwei mit figuralen Darstellungen, eben solche Gürtelschliessen, Fibeln, Arm- und Fussringe, Pferdegeschirr, mannigfaltige Gefässe u. s. w. In einem weiteren Grabe fand der mit einem natürlichen

Spürsinn ausgestattete, dabei aber doch mit aller Sorgfalt vorgehende Erforscher dieser Gräber, BARTOLMÄ PEČNIK, den Mann und sein Pferd gemeinsam bestattet; der Mann unten, das Pferd am Rücken darauf. Bei der leider fast ganz vergangenen Leiche lagen ein Bronzekessel, ein zerdrückter Bronzehelm, zwei Gürtelbleche, Nadel, Kelt, zwei Lanzen, 40 Pfeilspitzen, Schleifstein, Schmuckstücke, viele Gegenstände aus Thon und Reste der Pferderüstung. Die Leiche scheint in einem Sarge aus starken Holzbohlen gelegen zu sein (Mittheil. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 138 und 198). Wir können mit Sicherheit noch manche überraschende Kunde über prähistorische Funde aus Krain erwarten.

Aus Böhmen berichtet Conservator BŘETISLAV JELÍNEK über merkwürdige Culturgruben in einer Ziegelei bei Smolnic, welche mit schwarzer Erde, Asche, Gefässscherben und Thierknochen erfüllt waren und sich bei näherer Untersuchung als „Kesselgräber" aus der jüngeren Steinzeit herausstellten. Auf einer anderen Feldflur desselben Ortes werden nicht selten Stein- und Bronzegeräthe gefunden; eine Nachgrabung führte zur Aufdeckung des Grabes einer Wöchnerin mit beigegebenen Thongefässen und mit einem eigenthümlichen Löffel aus Thon (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 54).

Mit ungeschwächtem Eifer wurden die Arbeiten auf dem Hrádek in Časlau fortgesetzt. Conservator ČERMAK berichtet hierüber, dass sich hier die aufsteigende Cultur von der Terramarazeit in ununterbrochener Folge bis in die Zeit des jüngeren Burgwalltypus verfolgen lasse. An einem anderen Orte seiner Nachforschungen, in der Gemeindeziegelei, fanden sich Grubenwohnungen der jüngeren Steinzeit mit Topfscherben, Feuersteinmessern, Mahlsteinen, Lehmbewurf und Thierknochen. Die Verhältnisse erinnern an die Funde von Lengyel. In der Ziegelei der Vorstadt Koželuk in Časlau fand sich eines der bekannten typischen becherförmigen Gefässe mit einem Hammer aus Hirschhorn (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 69). Nach einer Mittheilung desselben Conservators fand man in Brozánek bei Melnik grosse Feuerherde und Gruben mit ganzen und zerschlagenen Gefässen, mit vielen beinernen Pfeilspitzen, Mahlsteinen, steinernen Hämmern und einem mit Würfelaugen verzierten Kamme. Im Bereiche des Fundplatzes wurden zwei menschliche Skelette aufgefunden (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 70).

Conservator Prof. PIČ berichtet über die von ihm vorgenommene Eröffnung von Gräbern der Völkerwanderungszeit in Podbaba, aus welchen ausser Gefässen besonders schöne Kämme, Fibeln, Perlenschnüre, Speer- und Lanzenspitzen, Schnallen, ein Schildbuckel und sonstige Kleinigkeiten gehoben wurden. — Ein dem X. bis XI. Jahrhundert angehöriges Leichenfeld bei Libic, wo Conservator PIČ mehr als 100 Gräber eröffnete, zeigte Bestattungen in vollständiger oder theilweiser Steinpackung, auf oder unter Brettern, in ausgehöhlten Baumstämmen oder Särgen. Die Beigaben bestanden aus wenigen Perlenschnüren, Schläfenringen, eisernen Messern und Gefässen. Derselbe Berichterstatter stellte bei Michle und Libšic Siedlungen fest, welche, nach den Scherben zu schliessen, ununterbrochen vom III. oder IV. Jahrhundert bis in's XI. Jahrhundert bewohnt waren. An beiden Orten wurden auch Gräber der Völkerwanderungszeit gefunden. Bei Ohrad wurde ein der La Tène-Zeit angehöriges Skeletgrab mit einem bronzenen und einem eisernen Armbande geöffnet (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74).

Zufolge eines Berichtes des Conservators STRNAD erhielt das städtische Museum in Pilsen einen bronzenen Palstab ohne Lappen, der bei Kralovic gefunden wurde (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 74).

Conservator RICHLÝ untersuchte einen Theil der Hügelgräber in der Umgebung von Bechyn, die dort in zahlreichen Gruppen vorkommen. Einer dieser Hügel unfern vom Orte Hvoždan ergab nur Kohlen und Spuren von verbrannten Knochen; in zwei anderen, der Hügelgruppe von Radětic angehörigen Gräbern fanden sich Kohle, Asche, eine Pferdetrense und Scherben von Gefässen mit dem Wellenornamente. Diese Gräber dürften dem V. Jahrhunderte angehören. Nahe bei dieser Hügelgruppe befinden sich zwei grössere, die noch nicht untersucht zu sein scheinen. Westlich von Wodonic fand RICHLÝ ein kreisrundes Hügelgrab und ebenfalls in der Nähe dieses Ortes auf einer zungenförmigen Terrasse mit abfallenden Rändern Reste einer mittelalterlichen Ansiedlung. Auch bei Dražic und Kolodej konnte RICHLÝ derartige Grabhügelgruppen feststellen. Westlich von Bechyn endlich constatirte derselbe Forscher eine Wallburg (Hradce) am Židovskabache mit starken Wällen, mit zahlreichen Gefässscherben frühprähistorischer Beschaffenheit, mit Kohlen- und Aschenspuren u. s. w. (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S 141). Noch berichtete Conservator RICHLÝ über ein eigenthümlich geformtes Steinbeil, welches bei einem Canalbaue in der südböhmischen Stadt Platz gefunden wurde und deshalb merkwürdig ist, weil Steinwerkzeuge im südlichen Böhmen zu den archäologischen Seltenheiten gehören. Schliesslich erwähnt er eines vor mehreren Jahren bei Březi gemachten Depôtfundes, der aus 28 massiven, umgebogenen Bronzestreifen besteht (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 186).

Aus Mähren wird von Conservator ROSMAEL der Fund von Thongefässscherben auf einem Hügel bei Helštin nächst Walachisch-Meseritsch gemeldet, unter denen sich jene einer schönen, graphitirten, zweifellos der Hallstatt-Periode angehörigen Schale bemerkbar machen (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 77). Conservator STERZ berichtete über den Fund eines Steinhammers in Mühlfraun bei Znaim, eines Serpentinbeiles nebst Feuersteinsplittern und Topfscherben bei Neustift, dann über Funde von Thongefässen im Krepitzer Burgwall und eines kupfernen Flachbeiles in Tvozehraz. Bei Possitz wurde ein Grab blossgelegt, in dem sich ein bronzener Armring, eine Fibel und eine Anzahl Gefässe befunden haben. Das kupferne Flachbeil ist von geraden Schmalseiten begrenzt, fast quadratisch und eines der grössten und

best erhaltenen dieser Art; durch diesen beachtenswerthen Kupferfund wird der ohnehin ansehnliche Reichthum Mährens an prähistorischen Kupfergegenständen auf's Neue vermehrt (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 198).

In einer ungemein fleissigen und erschöpfenden Abhandlung bespricht Correspondent Franz „Alte Steinkreuze und Kreuzsteine in Mähren" (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 106). Man ist auf diese ganz roh ausgeführten, nur in seltenen Fällen sich mehr als 1 m über die Bodenfläche erhebenden Steinkreuze längst aufmerksam gemacht worden. Von vielen Seiten wurden sie mit dem Namen „Cyrillische Kreuze" bezeichnet und als die ältesten, einer byzantinischen Grundform folgenden Symbole des Christenthums in Mähren und Böhmen erklärt, demzufolge sie als frühgeschichtliche Denkmale noch in das Bereich prähistorischer Forschung fallen würden. Durch die vorliegende Abhandlung ist aber nachgewiesen, dass diese Kreuze dem spätesten Mittelalter angehören, ja zum Theile selbst bis in das XVII. Jahrhundert hineinreichen. Sicheres lässt sich über ihre Bedeutung nicht sagen; mit einiger Wahrscheinlichkeit aber kann man annehmen, dass sie verschiedenen Zwecken gedient haben, bald als Grabkreuze, bald als Sühnkreuze für Mordthaten, bald als Gedenkzeichen an Unglücksfälle oder vollzogene Todesstrafen; so viel aber ist gewiss, dass sie nun keinen Gegenstand prähistorischer Forschung mehr zu bilden haben. Auf denselben Gegenstand bezieht sich auch eine Mittheilung des Conservators Richlý über verwandte Vorkommnisse in Böhmen (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 78).

Conservator Romstorfer berichtet über den Fund eines Goldschmuckes aus Merezei in der Bukowina, in welcher Gegend schon früher Goldgegenstände an den Tag gekommen sind. Bemerkenswerth an diesem Funde ist wesentlich die technische Herstellung der Ornamente, welche aus in Zellen eingefügten Almantinplättchen bestehen und lebhaft an den Goldfund auf der Puszta Bákod bei Kalocza in Ungarn und an den berühmten Fund von Petreosa in Rumänien erinnern (Mitth. der Central-Commission, Jahrgang 1893, S. 65).

8. Herr Conservator **Břetislav Jelinek** in Smichow bei Prag übersendet einen

Bericht über verschiedene prähistorische Funde in Böhmen im Jahre 1893.

Vorgeschichtliche Funde aus der Umgebung von Laun.

a) Die Gräberstätte von „Nad Sedličkami" bei Smolnic.

Bereits im Jahre 1892 veranstaltete ich auf dieser Feldflur Nachgrabungen, deren Resultat ich theils in den Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien (Bd. XXIII, Sitzungsber. S. 57) und theils in den Mitth. der k. k. Central-Commission (Bd. XIX, S. 54) veröffentlicht habe. Heuer (1893) setzte ich meine Untersuchungen daselbst fort und war darüber sehr erfreut, dass auch der Herr Baurath Ant. Wiehl, bei welchem ich während meines Aufenthaltes daselbst Gastfreundschaft genoss, sehr eingehend sich mit der Durchforschung seines Sommersitzes beschäftigt hatte.

Bereits im Frühsommer unternahm es der genannte Herr, auf der Feldflur „Nad Sedličkami", und zwar auf dem Felde des Herrn Pruša, Nr. 474, Nachgrabungen zu veranlassen, die abermals eine reiche Collection von vorgeschichtlichen Objecten an's Tageslicht förderten. Man fand Skelet-, Urnen- und Kesselgräber auf dem Felde untereinander zerstreut. Die in denselben gefundenen Gegenstände gehören der späten Steinzeit und der frühen Bronzeperiode an und wurden von dem genannten Herrn dem städtischen Museum in Prag geschenkt.

Besonderes Interesse erweckt ein Grab, in welchem zwei liegende Hocker gefunden wurden und, wie aus der Lage deren Gebeine hervorgeht, wurde in das Grab, in welchem bereits ein erwachsenes weibliches Individuum ruhte, ein zweites, von einem ebenfalls erwachsenen Manne, beigesetzt, wodurch der Oberkörper des ersteren auseinander geworfen wurde, so dass von demselben blos die zusammengezogenen Beine vorgefunden wurden; die übrigen Knochen desselben lagen theils unterhalb und theils um das zweite Skelet herum zerstreut. Da aber das untere Skelet — wie aus der Lage der Füsse desselben zu schliessen ist — mit dem Kopfe gegen Norden und das zweite (männliche) in verkehrter Richtung mit dem Kopfe gegen Süden beigesetzt wurde, so dass der später Beigesetzte mit seinem Oberkörper den Oberkörper des früher Beerdigten deckte, erreichte das Grab, dessen beide Enden die zusammengezogenen Füsse der zwei hier Bestatteten bildeten, eine Länge von mehr als 2 m.

Etliche 12 m von diesem Grabe stiess ich bei meinen Nachgrabungen auf ein Kesselgrab, welches 60 cm tief war und 170 cm im Durchmesser hatte. In der Mitte desselben befand sich ein durch die Last des Erdreiches gebrochener, roh gearbeiteter urnenförmiger Kessel aus sehr schwach gebranntem Lehm, dessen Wände stellenweise bis über 6 cm stark waren; der Rand desselben, welcher in der Art der Gefässränder geformt, nach aussen sich öffnet, ist fast 10 cm dick. Dieser Lehmkessel, welcher 120—126 cm im Durchmesser hat und ursprünglich 40—50 cm hoch sein mochte, war mit Asche und Scherben von kleinen Gefässen gefüllt. Andere Scherben nebst verschiedenen Thierknochen lagen, gebettet in mit Asche gemischter Erde, um den Kessel herum zerstreut. — Ein diesem ähnliches Grab hat daselbst auch Herr Wiehl nebst mehreren Kessel- und zwei Urnengräbern ausgegraben. In einem von den Urnengräbern befanden sich neun Thonschüsseln.

Von den Kesselgräbern, die hier vorherrschen, will ich nur eines, welches sich auf dem benachbarten Felde des Herrn Wiehl, Nr. 456, befand, erwähnen. Dasselbe war, die circa 48 cm hohe Humusschichte abgerechnet, in Sandfelsen gehauen, 85 cm tief, rund und hatte 93—95 cm im Durchmesser, enthielt Asche mit Scherben von Thongefässen, Thierknochen und ein Bruchstück von einem Bronzegegenstande. Da aber

über der Asche ein angebranntes Stück von einem Kiefer eines jungen Geschöpfes zum Vorschein kam, dürfte dieses ein Kindesgrab gewesen sein.

b) Ein Grabhügel bei Smolnic.

Nordöstlich vom Dorfe Smolnic, auf der Feldflur „Na Pohlavině“ und auf dem Felde des Gemeindevorstehers Herrn J. Petržilka, Nr. 942, wurde eine hügelartige Erhöhung zur Ebnung des Feldes abgetragen. Es geschah öfters, dass beim tieferen Pflügen die Pflugschar an dieser Stelle auf grosse Steine stiess, wodurch das Ackern erschwert wurde. Der Besitzer des Feldes liess demzufolge die Steine aus dem Boden herausgraben, bei welcher Arbeit auch einige Scherben von Thongefässen zum Vorschein kamen. Der Zufall wollte es, dass ich eben an jenem Tage in Smolnic anwesend war und, hievon verständigt, habe ich in Gesellschaft des Herrn Conservators Wiehl daselbst systematische Nachgrabungen unternommen, deren Resultat ich in Kürze folgen lasse.

Der Hügel war mit einem beiläufig 70 cm hohen und ebenso breiten Steinkreise umzogen, dessen Durchmesser 16 m betrug. Ich liess von dem Steinkreise gegen die Mitte bis zum Urboden graben, aber es wurde nicht das Geringste gefunden; erst in der Mitte des Steinkreises deckten ein grosser und zwei kleinere Steinblöcke, die mühsam beseitigt werden mussten, den eigentlichen Inhalt des ganzen Grabhügels.

Gleich beim Beseitigen der Steinblöcke wurden Scherben von zwei zerdrückten Thongefässen gefunden, die sich nicht mehr zusammenstellen liessen. Nach Beseitigung der Steinblöcke und völliger Abräumung der Fundstelle zeigte sich hier ein Kesselgrab und gleich beim ersten Nachgraben kam nebst der Rippe von einem Rinde die abgebrochene Handhabe einer grossen Bronzenadel zum Vorschein, die vom Feuer angegriffen und am Nadelstengel etwas gebogen war. Bei weiterem Graben kamen noch ein vom Feuer ebenfalls angegriffenes Stück von der Nadel nebst Scherben von verschiedenen rohen und geglätteten Thongefässen zum Vorschein, unter denen zwei hübsche Henkel sich befanden. Sonst enthielt das Grab nichts mehr als Asche, hie und da zerstreute grössere und kleinere Splitter von verbrannten Menschenknochen und Holzkohle.

Das ganze Kesselgrab war am Boden flach abgerundet, 50 cm tief und hatte an der Mündung 140 cm im Durchmesser.

Der Grabhügel stammt, wie aus dem Funde der Bronzenadel hervorgeht, aus der frühen Bronzezeit (alte mitteleuropäische Cultur), und ist wegen seiner Zusammenstellung für die Wissenschaft von hohem Werthe; denn er liefert abermals einen Beleg für die überwiegende, jedoch oft angefochtene Ansicht, dass die Beisetzung von verbrannten Leichen nach dem Leichenbrande sehr häufig in eigens zu diesem Zwecke ausgegrabenen Gruben oder Kesseln stattfand. Durch diesen Fund werden nachdrücklichst so manche Ansichten widerlegt, welchen man in jüngeren Zeiten oft begegnet, wo solche ähnliche Gruben, in welchen auch Menschenknochen und auch ganze Skelette zum Vorschein kommen, für Cultur- und Abfallsgruben oder für Erdwohnungen und auch für Vorrathskammern (auf Gräberstätten!) bezeichnet werden.

c) Grabhügel bei Toužetín.

Kaum 3 km von dem vorerwähnten Grabhügel (bei Smolnic) gegen Osten entfernt, befand sich auf der Feldflur „Na Velikým“ auf dem Felde Nr. 172 bei Toužetin, bis zum heurigen Jahre (1893) ein Grabhügel, von welchem die Sage ging, dass in demselben ein Feldherr oder General begraben liege, welcher in einer in dieser Gegend geschlagenen Schlacht gefallen war und hier begraben wurde, worauf ein jeder von den Kriegern seinen Helm mit Erde gefüllt, auf sein Grab aufschüttete, wodurch der Hügel entstanden sein soll[1]). Auch geht hier die Sage, dass auf dieser Feldflur Nachts ein Reiter ohne Kopf sich herumtummle. Diese Sagen führten, wie wir weiter unten sehen werden, unzweifelhaft auch die vorzeitige Zerstörung dieses Hügels herbei.

Der Grabhügel, welcher wegen Bebauung des Platzes, den er einnahm, zum grossen Theile abgetragen wurde, erreichte noch vor seiner jetzigen Oeffnung in seiner ovalen Form 16 × 22 m und die Höhe von fast 150 cm. Herr Franz Zink, fürstlich Schwarzenberg'scher Ingenieur in Citolib, war so freundlich, die Aufgrabung dieses Hügels während meiner Anwesenheit in Smolnic einzuleiten und unter wechselseitiger Aufsicht, an der auch die Herren Wenzel Malovec, Oberverwalter in Toužetin, Franz Brod, dirigender Lehrer daselbst, und Baurath Wiehl sich betheiligton, wurde durch zwei Tage die Arbeit fortgesetzt, welche folgendes Resultat ergab.

Das eigentliche Grab befand sich ziemlich in der Mitte dieses Hügels; es hatte die Form eines nach unten stumpf abgerundeten Kessels, welcher, etwas über 1 m tief und 5 m im Durchmesser hatte. Die Eröffnung des Grabes war vielversprechend, denn man stiess auf der südlichen Seite auf einen Steinkreis, bei welchem einige Steinmeissel und unweit vom demselben einige Thongefässe gefunden wurden. Allein bei weiterem Vordringen in das aschenhältige Grab fing die Sache an, unklar zu werden; denn es lagen daselbst nebst Scherben von verschiedenen Thongefässen auch zerbrochene und zerschlagene Menschenknochen umher, unter welchen über 200 aus Muschelschalen verfertigte Ringelchen und etwa 16 durchbohrte Wolfszähne zerstreut vorgefunden wurden. In der nordöstlichen Seite dieses Grabes zeigte sich noch ein ovales, 1·25 m langes Grab; aber auch hier waren die Menschenknochen nur in Fragmenten vorhanden, Schädel- und andere Knochentheile mit Thierknochen und Gefässscherben lagen wirr durcheinander.

Alles, was ich hier gewahrte, führt mich zu der Ueberzeugung, dass dieser Grabhügel bereits vor Zeiten ausgeplündert wurde; was — wenn ich meiner Vermuthung Raum geben darf — im vorigen Jahrhundert oder am Anfange dieses Jahrhunders geschehen sein

[1]) Eine ähnliche Sage herrscht auch über den grossen Grabhügel von Dušnik bei Prag.

dürfte, da nach dem siebenjährigen Kriege oder nach den napoleonischen Kriegen das Schatzgräberthum in Aufschwung kam. Ueberhaupt hat die Schatzgräberei schon viele geschichtliche und auch mittelalterliche Andenken vernichtet, besonders wo die örtlichen Sagen unzweifelhaft noch Anregung hiezu gegeben haben.

Was den erhaltenen Inhalt aus diesem Grabhügel betrifft, so ist es offenbar, dass hier zwei Leichen beigesetzt wurden, was aus den Ueberresten der Skelette hinlänglich ersichtlich war, nämlich ein Mann und ein Weib (dieses in dem nordöstlichen Grabe). Ob hier auch Leichenbrand, worauf die Menge der Asche hinweisen dürfte, stattgefunden hat, darüber kann ich in Folge der Verwüstung des Grabes kein Urtheil abgeben.

Die Funde aus diesem Grabhügel weisen ferner auf: Von Steinwerkzeugen: 1 durchbohrtes Beil aus Nephelin-Basalt, 1 Meissel aus Serpentin nebst noch einem anderen Meissel. — Aus Thon: 3 Henkelgefässe, unter welchen ein hübsch geformter Krug mit eingedrückten Ornamenten besonders erwähnt zu werden verdient; 2 Schüsseln, 2 Näpfe und noch andere rohe und feinere Scherben von Gefässen. Ferner die vorerwähnten Ringe aus Flussmuschelschalen und die durchbohrten Wolfszähne, welche offenbar auf einer Schnur aufgefädelt waren.

Dieser Grabhügel gehört bereits der frühen Bronzezeit an, da die Schläfe des männlichen Schädels von Edelrost grün angelaufen war. — Sämmtliche hier gefundenen Objecte gelangten in die Sammlungen Seiner Durchlaucht des Herrn Adolf Josef Fürsten zu Schwarzenberg.

* * *

Smolnic mit seiner Umgebung ist überhaupt sehr reich an prähistorischen Fundplätzen. Im Dorfe selbst, sowie auch auf den benachbarten Feldern stiess man jedes Jahr auf vorgeschichtliche Objecte, die von alten Ansiedlungen herstammen, denn sie wurden theils zerstreut, theils in mit Asche gemischter Erde und stellenweise auch Fragmente von denselben beisammen gefunden.

Was die an Smolnic grenzenden Ortschaften betrifft, sind hervorzuheben:

Hříškov, wo Kessel- und Urnengräber nebeneinander gefunden wurden und deren Inhalt bislang keine Bronzegegenstände aufgewiesen hat.

Im Dorfe Nová ves auf der Feldflur „Na Skeepech“ kommen Gegenstände aus der Burgwalltypus-Periode vor.

Auf dem Berge „Pšanský“ bei Chlumčan befinden sich Aschenlagen, in welchen Scherben von Thongefässen alter Keramik, verschiedene Thon- und Steinobjecte und Thierknochen gefunden werden.

d) Gräberstätte von Dobroměřic.

Während meines Aufenthaltes in Smolnic machte ich auch einen Ausflug nach Laun, um die unlängst entdeckten Gräber von Dobroměřic zu untersuchen.

Nahe bei dem Dorfe wird nämlich Schotter für Bahnzwecke gegraben. In diesem sehr harten Schotter kommen Urnen- und Skeletgräber gleich unter der Humusschichte vor; dieselben sind aber, so viel ich gesehen habe, sehr arm. Die Urnen, der alten Keramik angehörig, sind roh und gewöhnlich mit Steinplatten umlegt. Die Skelette liegen gestreckt auf dem Rücken. Eines dieser Gräber habe ich untersucht. Dasselbe war muldenförmig ausgegraben, circa 40 cm tief, 2 m lang und kaum 1 m breit. In diesem Grabe lag ein weibliches Skelet auf dem Rücken mit dem Kopfe gegen Osten, hatte aber das Gesicht gegen Norden gewendet. Beigaben kamen keine vor.

e) Funde aus Prag.

Bei der Regulirung des VII. Bezirkes von Prag (Holešovic-Bubna) stiess man an verschiedenen Stellen auf vorgeschichtliche Objecte, von welchen einige erwähnt zu werden verdienen.

Auf der Čertouška (Katastral-Nr. 588/1) wurden in der Tiefe von 1 m in einer mit schwarzer Erde gefüllten Kesselgrube Scherben eines grossen und rohen urnenförmigen Gefässes gefunden.

Bei der Planirung des Ringes nächst der Rudolfstrasse (Katastral-Nr. 554/1) musste ein grosser Granitblock (70 × 40 × 30 cm), welcher früher im Felde lag, beseitigt werden. Als dies geschehen war und der Boden planirt wurde, stiessen die Arbeiter auf einen Menschenschädel, den sie unversehens zerschlugen. Hierauf wurde achtsamer gegraben und es zeigte sich in dem rothsandigen Boden eine mit Erde und Sand gefüllte Grube, aus welcher zuerst Knochen vom Brustkorbe und schliesslich ein Knäuel von Knochen gehoben wurde. Als ich denselben untersuchte, fand ich, dass es ein männliches Becken sei, in welchem noch Bruchstücke der beiden Oberschenkel staken; weil aber dieselben nach vorne gerichtet waren, erhellt daraus, dass der Todte im Grabe hockte und musste demnach derselbe etwas auf dem Rücken liegend in sitzender Stellung beigesetzt worden sein.

In der Kostelnígasse, unterhalb der Gemeindeschule, wurden, als neben dem Friedhofe der Kindergarten zu einer Gasse umgewandelt wurde, ganz nahe an der Kirchhofsmauer in der Tiefe von 1 m drei Gefässe, in schwarze Erde gebettet, gefunden. Dieselben gehören bereits dem Burgwalltypus an.

Einige Schritte von hier weiter unten, wo sich das Terrain senkt, stiessen die Arbeiter in der Tiefe von 2 m abermals auf eine Mulde, in welcher ein Skelet lag, wobei dessen Schädel zertrümmert wurde. Ein weiteres Nachgraben konnte ich jedoch nicht veranstalten, weil das Skelet sich unter die Friedhofsmauer hinzog. Es scheint, dass der christliche Friedhof an Stelle des alten heidnischen angelegt wurde oder, besser gesagt, dass die heidnische Gräberstätte auch von den Christen zur Beerdigung ihrer Todten weiter benützt wurde.

9. Der Verwaltungsausschuss des **Städtischen Museums in Budweis** übersendet einen Bericht über

die von denselben im Jahre 1893 auf prähistorischem Gebiete ausgeführten Arbeiten und gemachten Erwerbungen.

Im Verlaufe des heurigen Sommers wurden vom Leiter der natur- und culturhistorischen Abtheilungen des hiesigen städtischen Museums, Herrn Adolf Lindner, k. u. k. Hauptmann d. R., wieder einige von den in der Umgebung von Budweis noch befindlichen Hügelgräber der Durchforschung unterzogen.

Aus den über das Resultat derselben vorliegenden Berichten ist zu entnehmen, dass am 8. und 9. Juli l. J. zuerst ein noch zur Nekropole bei Plaben nächst Budweis gehöriger grosser und mit einem Steinkranze versehener länglicher Hügel untersucht wurde, in welchem am Naturboden nebst Kohlenstückchen, Asche und Brand sehr viele Gefässreste, wie auch eine innen schön verzierte, aus freier Hand geformte und schwach gebrannte Schale ohne Henkel vorgefunden wurde. Höhe des Hügels 2, Durchmesser 12—15, Umfang 46 m.

Ausserdem wurden noch mehrere grössere Ueberreste von bereits schon früher durchforschten Hügeln dieser Hügelgruppe zur Gänze umgegraben, wobei ebenfalls eine grössere Anzahl Bruchstücke von verschiedenen Freihandgefässen vorgefunden wurde.

Mit diesen Grabungen dürfte nunmehr die Untersuchung der in das Ende der Hallstatt-Periode fallenden und im Ganzen 35 Hügel umfassenden Nekropole bei Plaben so ziemlich als abgeschlossen zu betrachten sein.

Am 10. und 11. August l. J. wurden vom genannten Herrn Hauptmann drei runde, elliptisch geformte Hügelgräber, welche sich in dem etwa 15 Minuten südlich vom Pfarrdorfe Gross-Čekau (Bezirk Budweis) entfernten und dieser Gemeinde gehörigen Walde befinden, durchforscht.

Diese aus sandigem, steinigem Lehmboden bestehenden Hügel waren ziemlich gut erhalten, jedoch nur einer derselben mit einem Steinkranze versehen. Bei deren Abgrabung fanden sich ausser verstreuten Kohlenresten und schwachen Spuren von Brand und Asche nur wenige Bruckstücke von aus freier Hand geformten und wenig gebrannten Gefässen vor, darunter ein Wandfragment, welches wellenförmig verziert ist.

Weiteres constatirte der genannte Herr Hauptmann am 8. August l. J. oberhalb der Lehmgrube der am östlichen Abhange des der Stadt Budweis gehörigen Domekwaldes befindlichen Ziegelei ein unmittelbar unter der Humusschichte auf dem Lehme ruhendes Aschenlager, welches jedoch durch die fortgesetzte Abgrabung des von der Thalsohle bei 16—17 m hoch anstehenden Lehmes seitens der Ziegeleiarbeiter, ebenfalls auch schon zum grössten Theile, abgegraben ist. Das Aschenlager ist über 5 m breit, 80—85 cm tief und wurden bisher von den erwähnten Arbeitern in der in die Lehmgrube abgerollten Asche wiederholt schon Fragmente von dünn- und dickwandigen, aus grobsandigem Thon geformten, mit Graphit geschwärzten und wenig gebrannten Freihandgefässen vorgefunden.

Die folgende Uebersicht lässt jene prähistorischen Fundobjecte entnehmen, welche vom hiesigen Museum im Laufe des Jahres 1893 bisher erworben worden sind.

Uebersicht

über die vom obigen Museum im Jahre 1883 erworbenen prähistorischen Funde.

Aus den Hügelgräbern nächst Albrechtic bei Moldauthein, Böhmen:

1 offene Armspange aus Bronze, 11 cm lang, fein verziert und blaugrün patinirt.

Ausgegraben in Kollowitz, Bezirk Netolitz, Böhmen:

1 Urne aus grauem Thon mit schwach ausgebogenen Rande, aussen rippenartig verziert, 2·3 cm hoch, Durchmesser des Mundes 15·5, des Bauches 18, des Bodens 11·4 cm.

Aus dem Aschenlager bei Schaab, Bezirk Podersam, Böhmen:

1 Fibel aus Bronze mit gewölbtem flachen Rücken und spitz verlaufendem Schlussstücke.

1 Anhängsel aus Bronzeblech, länglich-kugelig, hohl, mit Bügel (Oehr), dessen beide Enden mit je einem kleinen Bronzekügelchen verziert sind.

1 kleiner offener, spiralförmiger Ring aus Bronzedraht, 0·3 cm stark und rinnenartig verziert.

1 Stift aus Bronze, vierkantig, glatt und 4 cm lang.

1 Netzsenker aus röthlichem Sandstein, kugelig, in der Mitte gelocht, Durchmesser 5 cm.

1 grosse Fibel aus Bronze, aus zwei miteinander verbundenen Scheibenspiralen bestehend, 9·5 cm lang und unverziert.

1 kleiner offener Ring aus Bronzedraht, unverziert.

1 kleiner geschlossener Ring aus Bronze, vierkantig.

3 Wirtel aus Thon, gelocht und verschieden geformt.

1 kleiner Napf aus röthlichem Thon, schwach gebrannt, nach unten konisch verlaufend; Höhe 2·5, innerer Mündungsdurchmesser 3 cm.

Im Walde bei Mazalow, Bezirk Lomnitz, Böhmen, beim Ausroden der Baumstöcke vorgefunden:

2 Kelte aus Bronze, ziemlich gleich geformt, mit oben ausgeschweiftem Schaft und schwachen Seitenleisten, welche nach der Mitte sich verengen. Länge 15·4, Schaftbreite 2·7, Breite der Mitte 2 cm.

10. Herr Conservator **Heinrich Richlý** in Neuhaus (Böhmen) berichtet über verschiedene im Jahre 1893 in der Umgebung von Neuhaus gemachte prähistorische Funde.

Unmittelbar neben dem Bahnhofe bei Veselí a. L. befindet sich in dem fürstlich Schwarzenberg'schen Walde „Klobasna" eine grössere Anzahl von Grabhügeln, welche in zwei Grabstellen angeordnet sind.

Eine davon befindet sich $^1/_4$ Stunde östlich vom Jägerhause auf einer mässigen Anhöhe und besteht aus etwa sieben Hügelgräbern und einer 30 Schritte langen, wallartigen Erdaufschüttung.

Die bereits aus früherer Zeit bekannten und theilweise angegrabenen Grabhügel besitzen eine Höhe von 1½—2 m und einen Durchmesser von 5—8 Schritten. Das zu ihrer Erbauung verwendete Material besteht aus Quarzitgestein und Erde.

Die Anordnung der einzelnen Hügelgräber ist keine regelmässige; ihre Entfernung unter einander beträgt 5—10 Schritte.

Am 14. Juli l. J. wurden zwei dieser Hügelgräber systematisch durchforscht:

1. Hügelgrab: Umfang 30 Schritte, Höhe 2 m, vollkommen erhalten.

Unter einer schwachen Erddecke grössere Steine in Erde gebettet, mit Asche und Kohlenresten von Eichenholz durchsetzt; die folgende etwa 50 cm betragende Lehmlage deckte die eigentliche Culturschichte, welche jedoch auch nur Kohle und Asche enthielt und auf einer 50 cm dicken, festgestampften Lehmlage aufgetragen war. Diese letztere reichte unter das umgebende Terrain in den gewachsenen Boden.

2. Hügelgrab: Höhe 30 cm, Durchmesser 2 m, Steinkranz sehr sorgfältig angeordnet; darin kleine Steinkammer mit Lehm ausgefüllt; enthielt einen Thonscherben von rother Farbe.

Innerhalb des Steinkreises war eine 1½ m hohe Lehmschichte festgestampft.

In der zweiten, ausgedehnteren und bis an den Waldrand reichenden Nekropole wurden diesmal keine Grabungen vorgenommen, bei einer früheren Versuchsgrabung jedoch ein Stück Eisen und ein Wetzstein vorgefunden.

11. Herr Conservator **Ludwig Schneider** in Smiřic berichtet über verschiedene prähistorische Funde in der Umgebung von Smiřic und die von ihm im Jahre 1893 durchgeführten Arbeiten.

In meiner nächsten Umgebung habe ich die neolithische Wohnstätte von Zderaz im Auge behalten. Auch heuer machte ich hier Funde. Doch werden dieselben von Jahr zu Jahr spärlicher. Bezüglich des in meinem Berichte pro 1891 erwähnten Scherbens mit rothen Tiefzeichnungen stellte es sich durch Vergleiche von Form und Zeichnung heraus, dass es das Bruchstück eines thönernen Trinkhornes sein dürfte, von der Art, wie Píč in seinem „Archaeologický výzkum", Tab. XIII, Fig. 9 *a*, *b*, aus den Urnengräbern von Svijan eines abbildet.

Ein Hüttenplatz bei Zderaz war heuer insoferne bemerkenswerth, als beim Tiefackern in demselben, ausser Feuersteinartefacten und Werkzeugen aus geschliffenem Stein, der erste Bronzegegenstand, nämlich das zu einem Fingerringe zusammengerollte Bruchstück eines flachen (in der Bruchstelle nur 1½ mm starken) Armbandes mit glänzend blaugrüner Patina zum Vorschein kam. Der Reif (Abbildung des aufgerollten Stückes in der Beilage) gleicht am meisten einigen von den Armbändern des Minicer Massenfundes, welche im letzten (3.) Hefte der heurigen „Památky archaeologické" abgebildet sind.

Nicht weit von Zderaz wurde im heurigen Sommer der alte Eisenbahneinschnitt zwischen Trotina und Lochenic erweitert und dabei kamen in der ganzen Länge des Einschnittes die Reste einer neolithischen Ansiedlung mit Scherben, Feuersteinartefacten und Getreidereibsteinen zum Vorschein.

Bemerkenswerth ist, dass die Ornamentik der neolithischen Scherben von Zderaz, von Trotina und von Holohlavy ganz der Ornamentik auf Scherben aus der Vypustekhöhle in Mähren gleicht.

Weiter südlich, an dem scharfen Buge, welchen der von Předměřic nach Spravčic führende Weg bildet, und wo sich eine seit Jahren aufgelassene Schottergrube befindet, wurden anlässlich abermaligen Schotterausheben Urnengräber von bekanntem nordostböhmischen (Lausitzer) Typus zerstört; mir gelang es nur, Bruchstücke von Gefässen mit verbrannten Knochen zu erhalten, da die Arbeiter trotz meines Ersuchens von den gesprengten Gefässen nur einzelne Stücke bei Seite legten; eine ganze Urne, welche Bronzegegenstände enthielt, erwarb Herr Piša, Besitzer des benachbarten Gutes Spravčic.

Meinen diesjährigen Urlaub benützte ich theils zur Untersuchung des Bezirksmuseums von Hořic, theils zu einem wissenschaftlichen Ausfluge in die Oberlausitz.

Die von dem Vorschusscassabeamten Herrn F. Pokorný mit grosser Liebe gepflegte archaeologische Abtheilung des Hořicer Museums besteht hauptsächlich aus der reichen Ausbeute, welche dem Museumsvereine das Urnenfeld von Dobrá voda lieferte. Hochinteressant, aber leider sehr spärlich, sind die Scherben aus slavischen Brandgräbern (Tumuli) von Bašnice. Sie stammen von Gefässen, die auf der Töpferscheibe geformt und mit Kammeindrücken (wie diejenigen von Chedrby bei Časlau) verziert waren.

Von einzelnen, im Museum befindlichen Gegenständen sind bemerkenswerth:

a) Ein Flachbeil aus Kupfer, gefunden bei Entwässerungsarbeiten zwischen Jeřice und Chvalina in der Flur „Meziluží". Der wackere Dorfschmied, in dessen Hände das seltene Object zunächst gerieth, trat dasselbe dem Museumsvereine um das gleiche Gewicht von Kupferkreuzern ab.

b) Eine starke, rechtwinkelig gebogene Nadel mit grossem Kopfe und angegossenem Ringe, entsprechend der Nadel von Kounic in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien", X, S. 299, und VIII, Tab. 7.

c) Ein merkwürdiges Flachbeil, hinten zugespitzt, von ausserordentlich feiner Glättung (spiegelglatt) und lebhaft grüner Färbung, welches auch in seiner Form ganz den Jadeitbeilen gleicht und deswegen einer näheren Untersuchung unterzogen werden sollte. Gefunden wurde dasselbe bei Jeřic.

d) Fünf Bronzeringe aus einem vor 15 Jahren gemachten Massenfunde unterhalb des Burgwalles von Holovousy. Das ganze, viel bedeutendere Depôt war in einem grossen Gefässe enthalten.

Ein weiterer Ausflug galt dem bisher unbekannten Hradiště von Benešov bei Semil. Prof. Kouble hatte in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1864

in einem Artikel „Podřečí severních Čech“ darauf aufmerksam gemacht, dass die Bewohner der Gegend an der oberen Iser zwischen Semil und Přichovic einerseits, Držkov und Hohenelbe andererseits sich durch ihren Dialekt scharf von ihren Nachbarn unterscheiden, und dabei die Ansicht ausgesprochen, dass hier die einen von den beiden „Charvati“ der Gründungsurkunde des Prager Bisthums vom Jahre 970 sitzen. Ich war auf diese Thatsache aufmerksam geworden, als ich bei weiterer Verarbeitung des somatologischen Materiales vom Jahre 1880 fand, dass sich die Bewohner dieser Gegend auch physisch von ihren südlichen und westlichen Nachbarn gleicher Nationalität unterscheiden, und zwar durch grosse Häufigkeit blauer Augen (430‰). Als ich dann in der Generalstabskarte bei Benešov einen Einzelhof mit der Bezeichnung „Hradiště“ fand, beschloss ich, diese Gegend auch in archaeologischer Beziehung zu untersuchen.

Das Resultat war sehr erfreulich. Südlich von Benešov fliesst die Iser rings um einen mächtigen Melaphyrstock, welcher mit dem oberhalb Benešov sich erhebenden Massiv derselben Gebirgsart blos durch eine 160 Schritte lange und 4—10 Schritte breite Felszunge in schwindeliger Höhe über der Iser zusammenhängt. Da, wo diese natürliche Brücke endet, liegen noch heute theils auf ihr aufeinander gehäuft, theils nebenan auf dem sanfter abfallenden, westlichen Abhange grosse Melaphyrblöcke, welche einst zur Verbarrikadirung des Einganges in den Burgwall, dessen ganze Fläche zu dem unten an der Bezirksstrasse liegenden Hofe gleichen Namens (Hradiště) gehört, dienen mochten. Das Hradiště bildet ein Dreieck, welches von dem höchsten Punkte am Eingange gegen Süden sich senkt, aber doch fast an allen Seiten entweder von senkrechten Felsen oder doch von schroffen Abhängen begrenzt ist; nur an der Westecke ist der Abhang wohl auch steil, aber weniger hoch, so dass die späteren Besitzer hier eine Zufahrt angelegt haben. Von Wällen ist nichts zu bemerken, es waren aber auch keine nöthig; höchstens ein Palissadenwerk in der Nachbarschaft der Westecke. Die ganze Fläche des Hradiště misst ungefähr 100.000 m². Von Culturresten fand ich keine Spur, nicht einmal einen Scherben, so dass ich, da ich auch in den Erdrissen, Einschnitten und Steinhaufen nichts fand, das Hradiště für ein unbewohntes Refugium ansehen muss; freilich war die ganze Fläche mit Getreide und Kartoffeln bebaut, trotzdem glaube ich, dass man allfällige Funde höchstens auf der kleinen Feldparcelle oberhalb vom Eingange, welche eine Art Warte bildet, erhoffen dürfte. In neuerer Zeit wurde die Bezirksstrasse von Sitová nach Semil rings um das Hradiště angelegt und dabei durch Sprengen der Felsen die östliche Ecke des Hradiště von der Hauptfläche desselben abgeschnitten. Ein Theil der Strasse ist in die südliche Böschung des Hradiště eingegraben und liegt hier hoch auf dem senkrecht in die Iser abstürzenden Melaphyrfelsen.

Meine Reise in die Oberlausitz, welche ich anlässlich der divergirenden Ansichten von Conservator Strnad (Mitth. der Central-Comm.), Prof. Woldřich (Český lid, II) und mir (Český lid, II) über die Entstehungszeit der böhmischen Schlackenwälle unternahm, war insoferne ohne Resultat, als ich in dem ganz kleinen Walle des Stromberges und in dem ziemlich grossen Blumberger Burgwalle wohl frappante Analogien mit böhmischen Schlackenwällen, aber keine älteren Artefacte, namentlich nicht Scherben von Freihandgefässen auffand.

Beim Aufsteigen zu dem Steinwalle auf dem Schafberge bei Löbau fand ich wohl ein kleines, sägeartig retouchirtes Feuersteinmesser, am Abhange unterhalb des Stromberger Schlackenwalles ein Feuersteinstückchen mit Schlagmarke, desgleichen zwei in dem kleinen Acker an der Blumberger Wallburg, aber die innerhalb der Umfriedungen (Stromberg, Blumberg und Rothstein) gefundenen spärlichen Scherben sind insgesammt frühmittelalterlich. Die Untersuchung der Landeskrone bei Görlitz und der Zittauer „Burg“ musste ich wegen eines eingetretenen Fussübels aufschieben, was auch von den Schlackenwällen von Striegau und Jägerndorf gilt.

12. Herr Conservator **Moriz Trapp** in Brünn berichtet über einige in seinem Conservatorenbezirke im Jahre 1893 gemachte prähistorische Funde.

1. Bei dem Baue der Strasse von Gurcin nach Kinitz, Bezirkshauptmannschaft Brünn, wurden im März 1893 beim Ausheben des Erdreiches zwischen dem Pfarreigarten und dem Kirchenhügel einige Bronzeobjecte und ein zugespitzter Knochen mit durchbohrtem Loche und eingekerbten Verzierungen gefunden. Die Gegenstände sind sämmtlich verschleppt worden, blos zwei spiralförmige Bronzestücke haben sich erhalten, wovon das eine 4 und das zweite 7 cm Länge zeigt, welche beide Objecte im Besitze des dortigen Lehrers sich befinden.

2. Am 18. April 1893 stiessen Arbeiter bei einer Grabung zu einer Ziegelei auf den Feldern nächst Neuraussnitz, Bezirkshauptmannschaft Wischau, in der Tiefe von 1·3 m auf ein Grab, in welchem das Skelet eines grossen Menschen mit dem Kopfe gegen Osten lag. Bei denselben wurde in der Nähe des Schädels eine 10 cm lange, ganz rostige, messerartige Klinge, dann an den Fussenden links ein 12 cm hohes, mit Wellenlinien verziertes, irdenes Gefäss, in welchem sich eine Partie Holzkohlen und etwas verkohltes Stroh befanden, dann rechts eine eiserne, mit einer Kalkschichte bedeckte, 20 cm lange Lanzenspitze, aufwärts gerichtet, aufgefunden. Diese Gegenstände sind dem Franzens-Museum zugekommen. An den Altraussnitzer Feldern dehnt sich eine prähistorische Grabstätte aus, wo vor mehreren Jahren in der umgeackerten Erde oberflächlich schon Funde zu Tage kamen.

3. Im Juli 1893 sind auf einem Felde der Zuckerfabrik in Doloplass, Bezirkshauptmannschaft Prerau, eine patinirte, oben S-förmig gewundene Bronzenadel von 15 cm Gesammtlänge und ein kleiner Fingerring aus Bronze mit einer Glasschmelzperle, zu deren beiden Seiten je drei kleine erhabene Kreise sich anschliessen, dann eine keltische Silbermünze ausgeackert worden.

Der dortige Beamte Herr F. Franck übergab die Fundstücke dem Franzens-Museum.

4. Knapp bei dem Bahnwächterhause Nr. 50 an der Strecke Eywanowitz-Nezamislitz der Kaiser Ferdinands-Nordbahn hat der Bahnwächter W. Salinger am 14. August 1893 fünf Urnengräber eng beisammen, auf dem hart am Rande des hier befindlichen Bahneinschnittes gelegenen, ihm zur Benützung überlassenen Felde ausgegraben, darin verschiedene aus freier Hand verfertigte, leider ganz zerbrochene Gefässe, welche theilweise mit irdenen Schüsseln zugedeckt waren und Asche, Holzkohlenpartikelchen, auch angebrannte und zerbrochene Menschenknochenstücke nebst Beigaben aus Bronze enthielten, lagen. In nicht zu grosser Entfernung von dieser Stelle, in der Richtung gegen das Wächterhaus Nr. 51, wurde wieder ein Skeletgrab mit zwei in zusammengekauerter Seitenlage befindlichen Skeletten (die gleich vergraben wurden) und einem irdenen Gefässe ausgegraben. Diese Gräberstätte, welche im „Grossen Lahn" in der Nähe des Meierhofes Eywanowitz, Bezirkshauptmannschaft Wischau, liegt, musste schon seinerzeit beim Bahnbaue 1868 aufgedeckt worden sein. Die hier gewonnenen Fundstücke, welche durch Vermittlung des Herrn k. k. Bezirks-Thierarztes Fl. Koudelka in Wischau von dem Bahnwächter Salinger dem Franzens-Museum zukamen, bestehen aus folgenden Objecten (8 Stück): Eine grosse, so ziemlich erhaltene, unverzierte Urne, 24 cm hoch und 30 cm im Durchmesser, aus schwärzlichgrauem Thon verfertigt, war mit Asche, Kohlenstückchen und Knochentheilchen vollgefüllt. In ihrer Mitte lag ein kleiner, offener Bronzering von 5 cm Durchmesser und 3 mm Drahtstärke, dann eine hübsche, 16 cm lange Bronzenadel mit verziertem Kopfe. Die Urne war mit einer grossen Schale bedeckt, auf welcher rings herum kleine Kieselsteinchen gelegt waren. Die Schale ist ganz zertrümmert. In der Nähe dieser Urne stand ein kleines Näpfchen aus weisslichgelbem Thon, 5 cm hoch und 7 cm an der Oeffnung im Durchmesser. In einer anderen Urne befanden sich 11 Stück grün irisirende Glasschmelzperlen von $1^1/_2$ cm Durchmesser, welche mit einer weissen, abbröckelbaren Masse umhüllt sind. Die Urne selbst ging aber verloren, sowie ein kleines, kupfernes, rundes Plättchen. Weiters eine 12 cm lange Bronzenadel, oben gebogen, dann ein 3 cm messender, von einer Bronzenadel abgebrochener Kopf und ein kleiner Bronze-Ohrring, 4 cm im Durchmesser, sämmtlich patinirt.

5. In der Gemeinde Luk nächst Malenowitz, Bezirkshauptmannschaft Ungarisch-Hradisch, wurde auf einem Felde an einer sanften Lehne, „Svaty háj" genannt, eine Gräberstätte aufgedeckt im September 1893. Dieser Feldcomplex ist eine Fortsetzung des Feldriedes „Kamené dílce", wo schon im Jahre 1878 (vide: Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale 1879, S. CVII) Forschungen vorgenommen wurden. Die heurige, wohl sehr geringe Durchforschung unternahm der Malenowitzer Oberlehrer Herr Adam Kříž und deckte blos zwei Gräber auf, in welchen nur Urnen, Schalen ohne jedwede andere Beigaben lagen. Die Gruppe im ersten Grabe zeigte eine hübsche Form. Leider sollen durch Unvorsichtigkeit Unberufener beim Graben circa 13 Urnen zertrümmert worden sein.

6. Am 22. November 1893 haben Arbeiter bei Aushebung des Erdreiches für einen Keller des Hausbesitzers W. Paterna aus Gaya nächst dem städtischen Friedhofe zu Gaya 4 menschliche Skelette, und zwar von 2 Erwachsenen und 2 Kindern, welche in einer Tiefe von 3 m mit dem Kopfe gegen Osten und mit dem Rücken nach unten lagen, vorgefunden. Die Länge der Skelette der Erwachsenen betrug je 2 m. Hiebei fand man 1 Paar irdene Topfgefässe, mit Asche gefüllt, Ohrgehänge und 2 Schnallen aus Bronze, 2 Degen und 1 Paar Sporen, welche Gegenstände bei dem Besitzer des Kellers sich in Aufbewahrung befinden, während die Gebeine in die Todtenkammer hinterlegt wurden.

13. Herr Notariats-Candidat **Jaroslav Palliardi** in Znaim berichtet über seine prähistorischen Forschungen im Jahre 1893.

Gelegentlich des Baues eines neuen Hauses in der Vorstadt Neustift in Znaim untersuchte ich mehrere Gruben mit Culturresten, welche zu der beim Baue des städtischen Versorgungshauses und des Landes-Zwangsarbeitshauses im Jahre 1888 aufgedeckten prähistorischen Ansiedlung gehören. In den Gruben wurden polychrome, nämlich mit in rothen, braunen und gelben, lose aufgetragenen Erdfarben ausgeführten geometrischen Mustern ornamentirte Gefässscherben gefunden und meine letzten Funde sind insoferne von Wichtigkeit, als dieselben einen näheren Aufschluss über die zeitliche Stellung der interessanten polychromen Töpferwaare gewähren. In engem Zusammenhange mit derselben wurde nämlich ausser zugeschlagenen und polirten Steinwerkzeugen auch charakteristische neolithische Töpferwaare gefunden, und zwar insbesondere Theile von grossen, bombenförmigen, dickwandigen Kesseln mit knopfartigen Ansätzen, wie solche aus der Höhle „Výpustek" bekannt sind, ferner Scherben von bombenförmigen kleineren Gefässen, welche mit seichten, durch gerade Linien verbundenen Grübchen an der ganzen Oberfläche verziert waren und welche in Begleitung der mit punktirten Bändern verzierten neolithischen Keramik vorzukommen pflegen. Von den sonstigen Funden aus den besprochenen Gruben finde ich noch nennenswerth das Bruchstück einer thönernen, mit gelber Farbe übertünchten menschlichen Figur (ein Fuss mit Gesäss). — In der Ziegelei bei Urbau untersuchte ich mehrere Gräber mit in kauernder Lage bestatteten Skeletten („liegende Hocker"), darunter ein Massengrab mit Ueberresten von vier Individuen, welche jedoch offenbar nicht gleichzeitig begraben wurden. In diesem Grabe war ein Schädel mit charakteristischen Schmuckringen und Halsspiralen aus Bronzedraht ausgestattet und in allen Gräbern wurden zahlreiche kleine, aus freier Hand geformte Thongefässe vorgefunden. Die Skelette liegen hier in blosser Erde, und zwar auf der rechten Seite. — Dieselben sind mit einer dunklen Culturschichte, in welcher auch einzelne Steinwerk-

zeuge vorkommen, bedeckt und ausgefüllt, so dass es keinem Zweifel unterliegt, dass die Gräber in die bereits bestandene Culturschichte eingegraben sind und daher jünger als diese sein müssen. Diesem Umstande ist auch das sporadische Vorkommen von einzelnen Steinwerkzeugen in einigen Gräbern zuzuschreiben.

Durch meinen Freund Herrn Leopold Ambrož, Oberlehrer in Durchlass, welcher der prähistorischen Forschung reges Interesse entgegenbringt und eifrig bemüht ist, prähistorische Fundstätten in Durchlass und nächster Umgebung ausfindig zu machen, wurde meine Aufmerksamkeit auf ein bisher nicht in gehöriger Weise gewürdigtes Forschungsgebiet, nämlich die Gemeinde Durchlass (Tvořihráz) mit der nächsten Umgebung gelenkt. Hieselbst wurde zunächst ein Urnengrab mit zahlreichen Beigefässen und einem kleinen Bronzeringe entdeckt, welches der späteren Periode der Urnenfriedhöfe angehört. Weiter wurden hier Gruben mit Thierknochen und Topfscherben vom Hallstatt-Typus untersucht. — Ferner constatirte ich eine neue prähistorische Ansiedlung bei Ober-Dannowitz (Horní Dunajovice) und in der Ziegelei bei Testiz (Těšetice) eine Wohngrube, in welcher neben interessanten Topfscherben eine unversehrte, durchbohrte Steinaxt gefunden wurde, untersuchte neolithische Wohngruben in der beim Schattauer Bahnhofe befindlichen Ziegelei, Wohngruben aus der Hallstatt-Periode in der Ziegelei zu Gnadlersdorf und ähnliche Gruben aus derselben Periode nebst einer Mulde mit Scherben vom Burgwall-Typus in der Ziegelei bei Hödnitz, welche ich bereits seit mehreren Jahren meinen Nachforschungen unterziehe.

Das in meinen früheren Berichten oft besprochene Hradisko bei Křepic lieferte auch in dem letztverflossenen Jahre sehr bemerkenswerthe Funde und namentlich eine Anzahl von grossen und kleinen Freihandgefässen, darunter auch ein kleines, kugelförmiges Näpfchen, welches an der Oberfläche mit warzenartigen Vorsprüngen besäet ist und in dieser Hinsicht einigen im Bd. XX, S. 72 der „Mittheilungen" unserer Gesellschaft abgebildeten Gefässen von Ziersdorf in Niederösterreich gleichkommt. Von den sonstigen neueren Funden vom Hradisko bei Křepic sind hervorzuheben: Pfeilspitzen von Hornstein und Bronze, eine flache, dreieckige Dolchklinge mit drei Nietlöchern, wahrscheinlich aus Kupfer, ferner zahlreiche, zumeist verzierte Bronzenadeln mit verschiedenartig geformten Köpfen u. A.

Von der in den früheren Berichten gleichfalls schon besprochenen wichtigen prähistorischen Ansiedlung am „Mírovec" bei Gröschelmauth erwarb ich zahlreiche Steinwerkzeuge, darunter eine interessante, roh zugeschlagene, dreieckige Pfeilspitze aus Hornstein und sogenannte Spinnwirtel aus Thon.

In der oberen Vorstadt in Znaim untersuchte ich Culturschichten mit mittelalterlichen Gefässen und Gefässscherben aus dem XIII. bis XIV. Jahrhundert.

Von den mir im Jahre 1893 zugekommenen Einzelfunden sind bemerkenswerth zahlreiche polirte Steinwerkzeuge von verschiedenen Orten der Umgebung Znaims, ein massives, kupfernes Flachbeil mit einem Gewichte von 850 gr, welches zu den grössten bis nun bekannten Exemplaren gehört und im Riede „Hájek" bei Durchlass gefunden wurde, ein kleiner Kupfermeissel, gefunden bei Křepic, ein schöner Palstab aus Bronze, gefunden bei Ratišovic, und ein Bronzemesser, gefunden bei Stiegnitz (Křtěnice).

14. Herr **J. Knies** in Blansko berichtet über Forschungen und Funde in Mähren im Jahre 1893.

Wie schon im vorigen Berichte erwähnt (siehe: Mittheil. der Anthropol. Ges. in Wien, 1893, Sitzungsberichte, S. 52—53), machte der Gefertigte vor drei Jahren auf die Wichtigkeit der Funde der römischen Münzen und anderer Alterthümer in Mähren aufmerksam. Aus diesen Funden, besonders aus den Alterthümern, welche in ihrer Nähe gefunden wurden, suchten wir die Richtigkeit einiger für die Urzeit Mährens wichtigen Punkte sicherzustellen:

1. dass die Römer auf ihren Geschäftsreisen gewöhnlich den Weg durch unsere Gebiete längs den Flüssen zum Baltischen Meere einschlugen;

2. dass die Römer eine gewisse Zeit Süd-Mähren besetzt hielten;

3. dass die Römer im Jahrhundert um Christi Geburt ihre mährischen Nachbarn mit der Töpferscheibe bekannt machten;

4. dass durch das Bekanntwerden der Töpferscheibe ein allgemeiner Umschwung in der älteren Hallstatt-Periode, welche sich durch besondere Merkmale an den Gefässen auszeichnet, entstand;

5. dass der langjährige Umgang der Römer mit den alten Mährern in die La Tène-Periode fällt (siehe: „Ueber römische Alterthümer, welche in Mähren gefunden worden sind" [Český lid, 1893, Bd. Vbis VI] und „Prähistorische Funde bei Křenovic" [Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1894, Nr. 41]).

Am Ende dieser früheren Berichte forderten wir auch andere mährische Archaeologen auf, durch Veröffentlichung ähnlicher Berichte weitere Beweise zur Sicherstellung obgenannter Punkte zu suchen. Die Aufforderung blieb nicht ohne Erfolg. Mit Hilfe der Herren J. Červinka, Director Maška und Jar. Palliardi wurde unser Verzeichniss durch weitere Funde ergänzt, so dass bis heute 64 Fundorte bekannt sind, wo römische Münzen, deren viele in Schichten oder wenigstens in der Nähe von prähistorischen, der La Tène-Periode angehörenden Schichten gefunden worden sind.

Diese Fundorte sind:

Blažovice, Bojkovice, Borotitz, Brünn (Alt-), Brodek, Břeclava Stará, Cimburg, Čelčice, Dörfel, Eyvaň, Edelspitz, Herotice, Hohlstein, Hradiště Uher, Hrdibořice, Hukvaldy, Cholina, Chropíň, Ivanovice, Jedovnice, Jevíčko, Jičín Starý, Irritz, Joslowitz, Klenovice, Konice, Kounice Dolní, Kralice, Křenovice, Lhota Hrozná, Líšeň, Lundenburg, Maloměřice, Mařatice, Moskovice, Muschau, Našetice, Němčice, Olmütz, Oslavany, Otaslavice, Pavlovice Velké, Podivín, Polehradice, Prusy Německé, Přerov, Ptení, Pustoměř, Rajhrad, Seloutky, Skalice, Strážnice, Sakvice, Tesswitz (Klein-), Těšetice, Titschein (Neu-), Tovačov, Vacanovice, Vážany, Wisternitz, Unter-Vranovice, Vyškov, Zlechov, Znaim.

Zahlreiche bisher unberührte Höhlen der mährischen Schweiz brachten uns auf den Gedanken, nach den Spuren der paläolithischen Menschen zu forschen, und zwar nicht ohne Erfolg. Es wurde deren Anwesenheit in einer kleinen Höhle („Sklep", d. h. Keller) bei Vratíkov unweit von Boskovitz sichergestellt (siehe: Český lid, 1893, Heft 1).

Bei diesen mehr als 15jährigen Nachforschungen häuften sich viele Beine fossiler Thiere, besonders des Höhlenbären. Ein beträchtlicher Fund, der im vorigen Jahre in den alten Slouper Höhlen gemacht wurde, bewog uns zur Zusammenstellung zweier fast ganz vollständiger Exemplare des Höhlenbären. Einer von ihnen ist eines der schönsten und grössten von den überhaupt bei uns ausgegrabenen Exemplaren. So z. B. ist der Schädel vollständig erhalten und hat sammt den Unterkiefern eine Länge von 59 cm; dazu gehören auch ganz unversehrte Becken von 46 cm Länge, zahlreiche Wirbelknochen, Beine und andere Knochen, so dass die wichtigsten Stücke von einem und demselben Thiere herstammen.

Aus den schon früher ausgegrabenen Stücken construirten wir das zweite Gerippe eines jungen Ursus spelaeus von halber Grösse.

Von älteren Funden veröffentlichten wir folgende Berichte:

1. Prähistorischer Burgwall „Naporky" bei Oslavan (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 37, S. 17—24). Gleich oberhalb Oslavan zieht sich ein dachförmiger Bergrücken hin, auf dessen Gipfel sich ein kreisförmiger Burgwall, 80 Schritte im Umfange, mit Graben und Wall umgeben, wo interessante Funde gemacht wurden, befindet.

Erwähnenswerth erscheint uns besonders der schön gezeichnete Scherben vom Hallstatt-Typus, Spinnwirtel, Feuersteinmesser, Beinwerkzeuge, Bruchstücke einer Bronzenadel, zahlreiche Ueberreste einer in Mähren ausgestorbenen Fauna, z. B.: Sus scrofa, Castor fiber, Ursus arctos.

2. Prähistorischer Burgwall „u Dvorka" bei Oslavan (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 39, S. 85—90). Dieser Burgwall, auf allen Seiten durch schroffe Abhänge geschützt, ist neolithischen Alters. So wurden gefunden: auf der linken Seite zugespitzte, abgenützte Feuersteinmesser, Schaber, Steinkeile, Aexte, zerschlagene Steinhämmer, sowie auch zahlreiche Bohrkerne und Scherbenstücke von Gefässen älterer Keramik ohne Graphitanstrich, mit rundlichen Erhöhungen und hornartigen Henkeln versehen.

3. Bronzeaxt von Křenovic (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 39, S. 112), in welchem der erste Fund, eine Axt von ungarischem, in Mähren sichergestelltem Typus, erläutert wurde.

4. Gräber mit gekrümmten Gerippen (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 38, S. 67—68). Die Skelette liegen hier auf der rechten Seite, mit dem Gesichte gegen Osten, und ein Schädel wurde geziert mit fünf doppelt gedrehten Ohrgehängen.

5. Der Biber in Mähren (Zeitschrift des Patr. Museums in Olmütz, 1893, Nr. 37), in welchem das Verzeichniss der Fundorte des Bibers angeführt ist: Blatce, Tovačov, Znaim, Hödnitz, Křepice, Oslavany, Rakšice, Líšeň, Velatice, Ořechovičky.

15. Herr Berghauptmann **Wenzel Radimský** in Sarajevo, eine der kräftigsten Stützen des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, hat im Laufe des Jahres 1893 eine stattliche Reihe von Arbeiten im Terrain theils durchgeführt, theils eingeleitet oder in anderer Weise gefördert. So leitete er die Ausgrabung auf dem neolithischen Wohn- und Werkstättenplatze von Batmir-gornji bei Sarajevo und untersuchte ferner verschiedene Fundorte prähistorischer und römischer Alterthümer in den Bezirken Visoko und Županjac. Die von dem Evidenzgeometer Julius Grauner geleiteten Grabungen an der Pfahlbaufundstelle von Ripač bei Bihać sind durch Radimský eingeleitet und inspicirt worden. Endlich beaufsichtigte der Genannte auch im abgelaufenen Jahre die Arbeiten auf der Ruinenstätte des römischen Municipiums Domavia bei Srebrenica, wo die Leitung der Grabungen nach Radimský's Directiven von dem Bergcommissär Eduard Vorličeк besorgt wurde.

16. Inhalt des X. Jahrganges des „Časopis vlasteneckého muzejního spolku olomúckého" (Zeitschrift des Olmützer Musealvereines) unter Redaction von Jaroslav Palliardi:

A. Abhandlungen: Jaroslav Palliardi, Gräber mit in gekauerter Lage bestatteten Skeletten in der Umgebung von Znaim: I. Die Gräber in Oblas. II. Die Gräber in der Ziegelei bei Urbau. III. Die Gräber in Ober-Dannowitz. — Im Schlussworte ist eine kritisch gesichtete Zusammenstellung der bisher sichergestellten einschlägigen Funde aus Mähren gegeben. — L. Bakešová, Volksthümliche Medicin in Klein-Urhau und Umgebung. — K. Konrád, Die Gesänge der handschriftlichen Cantionale des Olmützer vaterländischen Museums. — J. Knies, Das prähistorische Hradiště „Náporky" bei Oslavan. — Al. Horák, Eine walachische Dörrstube. — Bedřich Dušek, Aus den Weinschänken des XV. und XVI. Jahrhunderts. — V. Houdek, Der slovakische Cantional des Daniel Kužka vom Jahre 1674 (1634?). — Johann Knies, Das prähistorische Hradiště „u Dvorka" bei Oslavan. — Mathias Václavek, Folkloristische Skizzen aus der mährischen Walachei. — Rud. Janovský, Das Gemeindearchiv in Střebětic. — Jakob Lolek, Das Bauernhaus in der Umgebung von Hohenstadt und Schönberg im Jahre 1840. — Franz Gogela, Die Flora der Umgebung von Mistek.

B. Zuschriften: Aus Iglau: Zur Frage der vermeintlichen Monogramme des J. Amos Komenský. Von K. Tvarůžek. — Aus Kremsier: Gussformen für Bronzegegenstände. Von Jindř. K. Slovák. — Aus Walachisch-Meseritsch: „Kaštýl" bei Krásno in der mährischen Walachei. Von E. Domluvil. — Aus Brünn: Bericht über die Thätigkeit des Musealvereines in Brünn und prähistorische Funde bei Brünn. Von B. Popelka. — Aus

Ungarisch-Hradisch: Kleine Mittheilungen über mährische Volkstrachten. Von J. Klvaňa. — Aus Mährisch-Weisskirchen: Bericht über die ethnographische Ausstellung in Mährisch-Weisskirchen. Von Bedř. Dušek. — Aus Bojkovic bei Ungarisch-Brod: Ueber Volkstrachten. Von J. Klvaňa.

C. Kleinere Mittheilungen: K. J. Maška, Das Ausland über Mähren. — J. Knies, Der Biber in Mähren. — Jarosl. Palliardi, Ein Fund von prähistorischen Kupferwerkzeugen bei Vevčic. — Jarosl. Palliardi, Gräber mit liegenden Hockern in Ober-Dannowitz. — In. Lad. Červinka, Eine römische Münze von Gross-Pavlowitz. — Jarosl. Palliardi, Römische Münzen, gefunden bei Znaim. — Jarosl. Palliardi, Ein Bronzemesser, gefunden bei Taikowitz (Tavikovice). — Joh. Knies, Liegende Hocker bei Vedrowitz. — Lad. Červinka, Funde römischer Münzen in Mähren. — K. J. Maška, Funde römischer Münzen in Mähren und Niederösterreich. — Jarosl. Palliardi, Familien-Eigenthumszeichen. — Joh. Knies, Ein Krokodilknochen aus Mähren. — E. Peck, Gedächtnissschillinge. — Joh. Knies, Eine Bronzeaxt von ungarischem Typus, gefunden bei Křenowitz. — Jarosl. Palliardi, Neue Funde prähistorischer Kupferwerkzeuge bei Znaim. — P. Fr. Přikryl, Funde im „Talířný kopec“ bei Šišma. — Jarosl. Palliardi, Ein spätslavischer Friedhof in Ober-Dannowitz. — Vlasta Havelková, Ein Grab mit Goldarmillen in Slatěnice. — Fr. Tischer, Briefe des Olmützer Bischofes Stanislav Pavlovský im Archive zu Neuhaus. — V. Spitzner, Botanische Forschungen in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien im Jahre 1892. — Nekrolog des Dr. Hermann Schaaffhausen.

D. Kritische Studien über die Nationalität der prähistorischen Bewohner von Mitteleuropa: Dr. Martin Kříž, Zur Abwehr gegen die von Jarosl. Palliardi vorgebrachten Einwendungen gegen den die Nationalität der prähistorischen Bewohner behandelnden Abschnitt des Werkes „Kůlna a Kostelík“. — Jarosl. Palliardi, Erwiderung auf die Abwehr des Herrn Dr. Martin Kříž. — Paul Papáček, Kelten oder Slaven?

E. Literaturberichte.

F. Sprechsaal.

G. Vereinsnachrichten.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahres-Versammlung am 13. März 1894.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl **Brunner** Ritter v. **Wattenwyl.**
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg.**

Secretär:

Franz **Heger.**

Secretär-Stellvertreter:

Dr. Wilhelm **Hein.**

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller.**

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser.**

Ausschussräthe:

Dr. Michael **Haberlandt.**
Dr. Franz Ritter v. **Hauer.**
Dr. Emanuel **Herrmann.**
Dr. Moriz **Hoernes.**
Felix **Kanitz.**
Dr. Josef **Karabacek.**
Felix **Karrer.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. David Heinrich **Müller.**
Karl **Penka.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Karl **Toldt.**
Dr. Wilhelm **Tomaschek.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Hans Graf **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Gundaker Graf **Wurmbrand-Stuppach.**
Dr. Emil **Zuckerkandl.**

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck.**
Alois Raimund **Hein.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Adolf **Bastian** in Berlin.
2. Anatol **Bogdanow** in Moskau.
3. Ernst **Haeckel** in Jena.
4. Friedrich **Müller** in Wien.
5. J. W. **Powell** in Washington.
6. Franz v. **Pulszky** in Budapest.
7. Wilhelm **Reiss** in Könitz (Thüringen).
8. J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
9. Praskovja Sergeewna Gräfin **Uwarow** in Moskau.
10. Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

1. Richard **Andree** in Braunschweig.
2. Dmitri Nikolaewitsch **Anutschin** in Moskau.
3. **Max Bartels** in Berlin.
4. Josef Baron de **Baye** in Paris.
5. Franz **Boas** in Worcester, Mass. U. S. A.
6. Daniel G. **Brinton** in Philadelphia.
7. Emil **Cartailhac** in Toulouse.
8. Ernest **Chantre** in Lyon.
9. Ernst **Eitel** in Hongkong.

10. A. **Ernst** in Carácas.
11. Otto **Finsch** in Delmenhorst bei Bremen.
12. Oskar **Fraas** in Stuttgart.
13. Alb. S. **Gatschet** in Washington.
14. J. **Girard de Rialle** in Paris.
15. Wilhelm **Grempler** in Breslau.
16. Victor **Gross** in Neuveville.
17. Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
18. Theophil **Hahn** in Stellenbosch, Capland.
19. Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
20. Josef **Hampel** in Budapest.
21. Ernest **Hamy** in Paris.
22. Jakob **Heierli** in Zürich.
23. Wolfgang **Helbig** in Rom.
24. Theodor von **Heldreich** in Athen
25. C. **Herbst** in Kopenhagen.
26. Anton **Herrmann** in Budapest.
27. Hans **Hildebrand** in Stockholm.
28. W. J. **Hoffman** in Washington.
29. Abel **Hovelacque** in Paris.
30. Urban **Jarnik** in Prag.
31. Julius **Kollmann** in Basel.
32. G. W. **Leitner** in Woking bei London.
33. A. **Lissauer** in Berlin.
34. Paolo **Mantegazza** in Florenz.
35. Christian **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
36. Johanna **Mestorf** in Kiel.
37. A. B. **Meyer** in Dresden.
38. Oskar **Montelius** in Stockholm.
39. Gabriel de **Mortillet** in St. Germain en Laye.
40. Julius **Naue** in München.
41. Alfred **Nehring** in Berlin.
42. Hermann **Obst** in Leipzig.
43. Paul **Orsi** in Siracus.
44. Antonio **Pascoli** in Mexico.
45. Luigi **Pigorini** in Rom.
46. Gustav **Radde** in Tiflis.
47. W. **Radloff** in St. Petersburg.
48. Johannes **Ranke** in München.
49. Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
50. Gustav **Retzius** in Stockholm.
51. J. G. F. **Riedel** in Brüssel.
52. L. **Rütimeyer** in Basel.
53. J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
54. Willibald v. **Schulenburg** in Charlottenburg.
55. W. **Schwartz** in Berlin.
56. Georg **Schweinfurth** in Berlin.
57. C. **Schwicker** in Budapest.
58. Theodor Ritter v. **Stefanović-Vilovsky** in Wien.
59. C. L. **Steinhauer** in Kopenhagen.
60. Ludwig **Stieda** in Königsberg.
61. Hjalmar **Stolpe** in Stockholm.
62. Pellegrino **Strobel** in Parma.
63. Aurel v. **Török** in Budapest
64. Paul **Topinard** in Paris.
65. W. **Troutowski** in Moskau.
66. E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
67. Julien **Vinson** in Paris.
68. Albert **Voss** in Berlin.

III. Stifter.

1. **Sokolowski,** Julian. Wreschen in Posen.

IV. Unterstützende Mitglieder [1]).

1. **Abensperg-Traun,** Hugo Graf v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath und Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn.
3. **Auspitz,** Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 3.
4. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.
5. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section. Wien, IX. Hörlgasse 2.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, Generalabt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
9. **Dzieduszycki,** Wladimir Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Lemberg, Kurkova 15.
10. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2.
11. **Figdor,** Karl, Verwaltungsrath der Wiener Rückversicherungs-Gesellschaft. Wien, I. Löwelstrasse 8.
12. **Grünbaum,** Dr. Herman. Wien, I. Franzensring 18.
13. **Gussenbauer,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
14. **Gutmann,** Max Ritter v., Berg- und Hütten-Ingenieur. Wien, I. Kantgasse 6.
15. **Haas,** Josef, k. u. k. General-Consul. Schanghai.
16. **Harrach zu Rohrau, Pragg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 3.
17. **Hauer,** Dr. Franz Ritter v, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Burgring 7.
18. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Freiung 4.
19. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Kämmerer. Wien, IX. Wasagasse 6.
20. **Lanna,** Adalbert Ritter v., Mitglied des Herrenhauses. Prag, Hibernergasse 9.
21. **Lieben,** Leopold v., Generalrath und Director der österr.-ungar. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6.
22. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
23. **Miller zu Aichholz,** Dr. Victor Ritter v. Wien, III. Am Heumarkt 13.

---

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Den Mitgliedbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV. Taubstummengasse 8, einsenden.

24. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium in Horn.**
25. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Blasewitz b. Dresden, Forsthausstrasse 1.
26. **Presl,** Johann, Badhausunternehmer. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 59.
27. **Reich,** S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswaarenfabrikanten. Wien, II. Czerningasse 3.
28. **Rothschild,** Nathaniel Anselm Freiherr v. Wien, IV. Theresianumgasse 14.
29. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 1.
30. **Schadenberg,** Dr. Alexander. Manila, Philippinen.
31. **Schauta,** Karl, Pfarrer. Payerbach, Niederösterreich.
32. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Wien, II. Obere Donaustrasse 105.
33. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, III. Rennweg 2.
34. **Scudier,** Anton Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Feldzeugmeister i. P. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
35. **Tieftrunk,** Dr. Franz, Advocat. Melnik, Böhmen.
36. **Todesco,** Sophie Baronin v. Wien, I. Kärntnerstrasse 51.
37. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Herrengasse 5.
38. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, Gutsbesitzer. Wien, III. Strohgasse 11 A.
39. **Wurmbrand-Stuppach,** Gundaker Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, k. k. Handelsminister. Wien, I. Postgasse 8.
40. **Zwiklitz,** Felix Edler v. Wien, IV. Heugasse 20.

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Adam,** Dr. Josef. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 56.
2. **Albert,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
3. **Alterthumsverein in Worms.**
4. **Alth** Dr. Titus Ritter v., k. k. Realschuldirector. Wien, XVIII. Währing, Josefigasse 24.
5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freih. v. Wien. I. Kolowratring 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anthropologischer Verein in Görlitz.**
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag 779-II.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Director des k. u. k. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Parkring 16.
9. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Arthaber,** Johann Josef Rudolf Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Löwelstrasse 18.
11. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
12. **Bachofen v. Echt,** Adolf. Wien, III. Landstrasse, Hauptstrasse 33. (Lebenslängliches Mitglied.)
13. **Bancalari,** Gustav, k. u. k. Oberst a. D. Linz, Altstadt 30.
14. **Bartsch,** Franz, k. k. Ober-Finanzrath. Wien, III. Salmgasse 14.
15. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysicus. Varna, Bulgarien.
16. **Baumann,** Dr. Oskar. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
17. **Baumgartner,** Dr. Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor. Wiener-Neustadt, Hobelhof.
18. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Am Heumarkt 17.
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, II. Taborstrasse 49.
20. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
21. **Berchtold,** Sigmund Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath. Wien, I. Kärntnerring 10.
22. **Bielka Ritter v. Karltreu,** Dr. August, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Reitschulgasse 2.
23. **Binder,** Andreas, Bau-Inspector der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Wien, III. Marokkanergasse 1.
24. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Director und Professor. Braunschweig, Gauss-Strasse 17.
25. **Böhm Edler v. Böhmersheim,** Dr. August, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der k. k. technischen Hochschule. Wien, IX. Alserstrasse 4.
26. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung. Mariabrunn 1.
27. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. Paris, Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
28. **Bohatta,** Dr. Hans, Volontär an der k. k. Universitäts-Bibliothek. Wien, I. Weihburggasse 8.
29. **Brenner-Felsach,** Joachim Freiherr v., k. u. k. Kämmerer. Gainfahrn, Niederösterreich.
30. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II. Czerninplatz 1.
31. **Brunn,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Guntramsdorf, Niederösterreich.
32. **Brunner Ritter v. Wattenwyl,** Dr. Karl, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
33. **Brunšmid,** Josef, Custos am Nationalmuseum in Agram.
34. **Bühler,** Dr. Georg Johann, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 8.
35. **Bugiel,** Wlodzimierz Mieczyslaw, stud. med., St. Mandé (Seine), Avenue Herbillon 84.
36. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Generalsecretär der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien, I. Bauernmarkt 13.
37. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol.
38. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Frankgasse 6.
39. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau.
40. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Porzellangasse 2.
41. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Postgasse 6.
42. **Deutsch,** Joel, kaiserl. Rath, em. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Wassergasse 34.
43. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Kämmerer, Geh. Rath und Generalmajor im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
44. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23.
45. **Döhner,** Richard. Dorna-Watra, Bukowina.
46. **Dürrnberger,** Dr. Adolf, Hof- und Gerichtsadvocat, Vice-Präsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz.
47. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.

48. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
49. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesłuchów, Post Milatyn, Galizien.
50. **Eigl,** Josef, k. k. Regierungs-Ober-Ingenieur. Salzburg, Neuthorstrasse 9.
51. **Elsässer,** Hermann, Ingenieur. Wien, IV. Waaggasse 8.
52. **Epstein,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.
53. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik, Bosnien.
54. **Faber,** Dr. Karl Maria. Graz, Lichtenfelsgasse 15.
55. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. u. k. Wien, Hofburg.
56. **Faulhaber,** Dr. Eustachius, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, VI. Getreidemarkt 3.
57. **Figdor,** Gustav, Grosshändler. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
58. **Finck,** Johann, königl. Rath, Bürgermeister von Oedenburg.
59. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Regimentsarzt. Graz, Rechbauerstrasse 30.
60. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.
61. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Candidat. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 22.
62. **Frueth,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, IV. Pressgasse 30.
63. **Fuchs,** Dr. Edmund Karl. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 47.
64. **Gauster,** Dr. Moriz, k. k. Regierungsrath, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
65. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3.
66. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg.
67. **Glück,** Dr. Leopold, Kreisarzt. Sarajevo.
68. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
69. **Grössl,** Franz Xaver, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Klosterneuburg, Albrechtsstrasse 70.
70. **Grohmann,** Frl. Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben 3.
71. **Gross,** Dr. Konrad, Operateur an der III. geburtshilfl. Klinik. Wien, IX. Garnisongasse 22.
72. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Freiung 7.
73. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt. Ergänzungs-Bezirks-Commando 59 in Salzburg.
74. **Habart,** Dr. Johann, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt bei der königl. ungar. Leibgarde. Wien, VII. Hofstallstrasse 7.
75. **Haberlandt,** Dr. Michael, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhist. Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, IV. Louisengasse 9.
76. **Haberler,** Dr. Franz Ritter v. Wien, VIII. Skodagasse 8.
77. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.
78. **Hacker,** P. Leopold, Secretär der Centralverwaltung des Stiftes Göttweig, Post Furth, Niederösterreich.
79. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
80. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo.
81. **Hatschek,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Piaristengasse 62.
82. **Hebra,** Dr. Hans Ritter v., Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Kärntnerstrasse 14.
83. **Heger,** Franz, k. u. k. Custos und Leiter der anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
84. **Hein,** Alois Raimund, k. k. Professor und akademischer Maler. Wien, V. Bacherplatz 18.
85. **Hein,** Dr. Wilhelm, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Donaufeld bei Wien, Hauptstrasse 2.
86. **Herrmann,** Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI. Gumpendorferstrasse 58 b.
87. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II. Fischergasse 2.
88. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III. Veithgasse 9.
89. **Himmel v. Agisburg,** Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Nr. 6. Budapest, Herrengasse 66.
90. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen.
91. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v., Primararzt. Wiener-Neustadt.
92. **Hoelder,** Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
93. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. u. k. Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Privatdocent an der Universität. Wien, III. Bechardgasse 22.
94. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstrasse 29.
95. **Hofmann,** Rafael, Bergwerks-Director. Wien, IV. Heugasse 52.
96. **Hofmeier,** Ernst, Domänen Besitzer. Prag, Wenzelsplatz 55.
97. **Hohenbruck,** Arthur Schwäger Freih. v., k. k. Ministerialrath im Ackerbau-Ministerium. Wien, I. Nibelungengasse 8.
98. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21.
99. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
100. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt und Abtheilungs-Vorstand in der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
101. **Houdek,** Victor, k. k. Ministerial-Secretär. Wien, III. Landstrasse Hauptstrasse 33.
102. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mannsfeldgasse 7.
103. **Hovorka Edler v. Zderas,** Dr. Oskar, em. Assistent am k. k. anatomischen Institut. Wien, I. Teinfaltstrasse 8.
104. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII. Hernals, Bergsteiggasse 32.
105. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. k. Sectionschef, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Freiung 6.
106. **Jagić,** Dr. Vatroslav, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XIX./1. Ober-Döbling, Hauptstrasse 18.

107. **Jelínek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 18.
108. **Jenny,** Samuel, Fabriksbesitzer, k. k. Conservator. Hard bei Bregenz.
109. **Jurié Edler v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Bankgasse 7.
110. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Privatdocent an der k. k. Universität. Czernowitz, Neueweltgasse 58.
111. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath, Hilfsämter-Ober-Director im k. k. Finanzministerium. Wien, IV. Igelgasse 21.
112. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrath. Brixen.
113. **Kammel Edler v. Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich.
114. **Kanitz,** Felix, Curator am k. k. österr. Handelsmuseum, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
115. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
116. **Karabacek,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidlgasse 41.
117. **Karásek,** Dr. Josef. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15, 3. Stiege, Thür 7.
118. **Karner,** Lambert, Pfarrer in Brunnkirchen, Postamt Furth, Niederösterreich.
119. **Karrer,** Felix, Erster Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. Ober-Döbling, Hauptstrasse 80.
120. **Katholicky,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
121. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Regimentsarzt. Komorn.
122. **Knies,** Ján. Blansko, Mähren.
123. **Knoll,** Dr. Philipp, k. k. Professor an der deutschen. Universität in Prag, Salmgasse 6.
124. **Koblitz Freiherr v. Willmburg,** Hans, k. u. k. Artillerie-Oberlieutenant. Wien, III. Marokkanergasse 3.
125. **Könyöki,** Alois Dr., Untersuchungschemiker der k. ungar. chem. Staatsversuchsstation. Budapest, Bajnokgasse 2 b.
126. **Koffer,** Dr. Hans, Assistent an der III. geburtshilflichen Klinik. Wien, IX. Garnisongasse 6.
127. **Kolbenheyer,** Erich, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz.
128. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Dobřan bei Pilsen.
129. **Komers,** August, k. k. Gymnasial-Professor. Znaim, Mähren.
130. **Kominek,** Alois, Güter-Inspector. Wien, I. Bartensteingasse 13.
131. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro. (Lebenslängliches Mitglied.)
132. **Kosmač,** Joh., Werkdirector. Graz, Parkstrasse 7.
133. **Kostersitz,** Ubald, inf. Propst des Stiftes Klosterneuburg.
134. **Koudelka,** Florian, k. k. Bezirks-Thierarzt. Wischau, Mähren.
135. **Kraus,** Franz, k. k. Regierungsrath. Wien, I. Strauchgasse 1.
136. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
137. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren.
138. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
139. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
140. **Kuhn,** Dr. Konrad. Wien, I. Rothenthurmstrasse 13.
141. **Kulka,** Dr. Richard. Wien, VIII. Lange Gasse 48, 2. Stiege, Thür 41.
142. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., Civil-Adlatus und Administrativ-Director der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo.
143. **Landesmuseum „Joanneum"** (Antiken- und Münzen-Cabinet) in Graz.
144. **Lanfranconi,** Enea Gracioso, Bauunternehmer. Pressburg.
145. **Leger,** F., Privatier. Kolin, Kuttenberger Vorstadt 182, Böhmen.
146. **Leidinger,** Josef, k. u. k. Rechnungsrath in Sr. Majestät Oberstthofmeisteramt. Wien, XIII. Hietzing, Lainzerstr. 70.
147. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystrasse 8.
148. **Libicka,** Emma, Malerin. Wien, IX. Prechtlgasse 1.
149. **Linardić,** Dr. Dominik, k. u. k. Garnisons-Chefarzt. Oedenburg, Ungarn.
150. **Linden,** Marie Gräfin. Schloss Burgberg, Post Hermaringen, Württemberg.
151. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV. Karlsgasse 9.
152. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich.
153. **Lukas,** Dr. Franz, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 4/5.
154. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Berlin, W., Maassenstr. 25.
155. **Majewski,** Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61.
156. **Makowsky,** Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25.
157. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest.
158. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, IX. Liechtensteinstrasse 55.
159. **Marinitsch,** Josef, Kaufmann. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4.
160. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren.
161. **Masner,** Dr. Karl, Custos-Adjunct am k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Wien, III. Wassergasse 13.
162. **Matiegka,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt. Smichow, Havlíčekgasse 10.
163. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kaiserl. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
164. **Mattula,** Josef, Baumeister. Znaim.
165. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Platt-Zellerndorf, Niederösterreich.
166. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Kolowratring 6.
167. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28.
168. **Melzer,** Dr. Wenzel, k. u. k. Stabsarzt. Wien, VIII. Florianigasse 19.

169. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 2.
170. **Miličević,** Dr. Franjo. Mostar.
171. **Millicsevits,** Dr. Michael, königl. serbischer Hof-Secretär. Belgrad.
172. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
173. **Montecuccoli - Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Linienschiffs-Capitän. Pola.
174. **Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo.
175. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hofburgtheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
176. **Much,** Dr. Matthäus, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
177. **Much,** Dr. Rudolf, Privatdocent an der Universität. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
178. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Wickenburggasse 24.
179. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 A.
180. **Müller,** Hugo, Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1.
181. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX. Berggasse 5.
182. **Museal verein** in Hallstatt, Oberösterreich.
183. **Musejní spolek.** Brünn.
184. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen.
185. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
186. **Nadenius,** Dr. Joh. Jakob, k. u. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV. Weyringergasse 15.
187. **Neugebauer,** Dr. Josef, Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus. Wien, IX. Kolingasse 11.
188. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
189. **Niederösterreichische Landes - Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
190. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg.
191. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts - Professor, Director der Privat - Irrenanstalt in Wien, XIX. Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
192. **Oesterreichischer Touristen - Club.** Wien, I. Herrengasse 23.
193. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Neuthorgasse 20.
194. **Ossowski,** Gottfried. Tomsk, Moskowskij-Tract Nr. 3.
195. **Palliardi,** Jaroslaw, Notariats-Candidat. Znaim.
196. **Pastrnek,** Dr. Franz, Privatdocent an der Universität. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
197. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rothenthurmstrasse 15.
198. **Paulitschke,** Dr. Philipp, kaiserl. Rath, Privatdocent an der Universität und Gymnasial - Professor. Wien, VIII. Skodagasse 16.
199. **Peez,** Dr. Alexander, Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, I. Opernring 5, 4. Stiege.
200. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII. Gersthof, Bergsteiggasse 50.
201. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Oberbergrath. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 39.
202. **Pichler,** Julius, Director der Sprengmittelfabrik in Brunn am Steinfeld, Niederösterreich.
203. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts - Professor. Prag, Stadtpark 11.
204. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
205. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter v., p. k. k. Statthaltereirath und Professor. Prag, Wenzelsplatz 43.
206. **Plischke,** Dr. Karl. Prag, Karlsplatz 34.
207. **Poetsch,** Vincenz, Fabrikant. Randegg, Niederösterreich.
208. **Pošepný,** Franz, k. k. Bergrath. Wien, XIX. Ober-Döbling, Cottage, Karl Ludwigstrasse 62.
209. **Pražák,** Dr. Alois Freiherr v., k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Minister a. D. Wien, III. Beatrixgasse 25.
210. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
211. **Pudil,** Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16.
212. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredgasse 5.
213. **Puschmann,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Martinstrasse 6.
214. **Rabl,** Dr. Karl, k. k. Universitäts-Professor. Prag.
215. **Radić,** Fran. Curzola, Dalmatien.
216 **Radimský,** Wenzel, k. k. Berghauptmann. Sarajevo.
217. **Reischek,** Andreas, Naturforscher. Linz, Klammstrasse 22. (Lebenslängliches Mitglied.)
218. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli a. L., Böhmen.
219. **Riegl,** Dr. Alois, Custos-Adjunct am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 3.
220. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, III. Seidlgasse 22.
221. **Rixy,** Josef, Baumeister. Prag, Schulgasse 26.
222. **Rohrmann,** Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
223. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammer- und Hofopernsänger. Wien, IV. Wiedner Hauptstrasse 51.
224. **Rollet,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Wien, I. Gisela-strasse 2.
225. **Romstorfer,** Karl Adam, Architekt, k. k. Conservator, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petroviczgasse 6.
226. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Giselastrasse 11.
227. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I. Canovagasse 7.
228. **Sarg,** Karl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Liesing bei Wien.
229. **Schacherl,** P. Gust., Pfarrer. Gobatsburg, Niederösterreich.
230. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
231. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Petersplatz 7.
232. **Scheff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
233. **Schiff,** Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Wallfischgasse 6.
234. **Schiffmann,** Louis. Hamburg, Neue Gröningerstrasse 22.
235. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, I. Gonzagagasse 15.
236. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV. Taubstummengasse 8.

237. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
238. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrath. Steyr, Oberösterreich.
239. **Schmidl,** K. Wien, XIII. Hietzing, Alleegasse 25.
240. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Leipzig.
241. **Schmidt,** Dr. Josef. Znaim, Bahnhofstrasse 20.
242. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
243. **Schneider,** Dr. Robert Ritter v., Custos der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
244. **Schoetensack,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Heidelberg.
245. **Schott,** Eugen. Wien, VII./2. Burggasse 20, II. Stock, Thür 20.
246. **Schrötter Ritter v. Kristelli,** Dr. Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
247. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstrasse 6.
248. **Schulhof,** Dr. Johann Sigmund, k. u. k. Oberarzt. Ragusa, Garnisonsspital Nr. 24.
249. **Schwab,** Dr. Erasmus, Gymnasial-Director i. P., Bezirksschulrath. Wien, VI. Kasernengasse 24.
250. **Sederl,** Josef, k. u. k. Hof-Steinmetzmeister. Wien, III/3. Reisnerstrasse 61.
251. **Sieger,** Dr. Robert, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, III./2. Marxergasse 19.
252. **Sitte,** Camillo, Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I. Schellinggasse 13.
253. **Sonne,** Dr. Eduard. Ober-Laa bei Wien.
254. **Sonnleithner,** Ferd., Obergerichtsrath. Sarajevo.
255. **Specht,** Jos. Ant., Privatier. Wien, IV. Theresianumgasse 31.
256. **Speyer,** Albert, Commissionswaarenhändler. Wien, I. Neuthorgasse 15.
257. **Spitzer,** Gust., k. u. k. Hof-Mode- und Weisswaarenhändler. Wien, I. Kärntnerring 12.
258. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Laudongasse 11.
259. **Staatsgewerbeschule,** k. k. Wien, I. Schellinggasse 13.
260. **Staatsgymnasium,** k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich.
261. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Oetzeltg. 10.
262. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Neubabelsberg bei Berlin, Karaibenhof.
263. **Steiner,** Franz, Cand. phil. Schaab bei Podersam, Böhmen.
264. **Steiner Freiherr v. Pfungen,** Dr. Robert, Primararzt im Kaiser Franz Josefs-Spital, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I. Schottengasse 3.
265. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Küssnacht bei Zürich.
266. **Storno,** Franz jun., akademischer Maler. Oedenburg.
267. **Strobel,** Pellegrino, Professor. Parma.
268. **Strohmayer,** Dr. August, Schriftsteller. Rom.
269. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien.
270. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer i. P. Pisino, Istrien.
271. **Suttner,** Arthur Gundaccar Freiherr v. Harmannsdorf bei Eggenburg, Niederösterreich.
272. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, III. Leonhardgasse 3/5.
273. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus. Lemberg, Ulice Dabrowskiego 8.
274. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
275. **Tagleicht,** Karl, k. u. k. Hof-Bauschlosser. Wien, II. Czerningasse 6.
276. **Tappeiner,** Dr. Franz. Meran, Tirol.
277. **Ther,** Peter Edler v., k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant, Haus Commandant der k. u. k. Ersten Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
278. **Thirring,** Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II. Darwingasse 9.
279. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Ober-Bergrath der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
280. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
281. **Tolmatschew,** Dr. Nikolaus, Professor an der Universität in Kasan.
282. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII. Währing, Gürtelstrasse 54.
283. **Tonner,** Dr. Wilhelm, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Pisek, Böhmen.
284. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14.
285. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums. Brünn.
286. **Treulieb,** Dr. Jakob, k. u. k. Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 15.
287. **Treutler,** Dr. Ferdinand, k. u. k. Stabsarzt. Stuhlweissenburg.
288. **Trojanović,** Dr. Sima, Gymnasial-Director. Loznica, Serbien.
289. **Truhelka,** Dr. Ćiro, Custos am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum. Sarajevo.
290. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Regimentsarzt. Wien, IX. Maximilianplatz 13.
291. **Valvajec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie. Agram, Kuković 6.
292. **Veszely,** Dr. Karl Constantin, k. u. k. Stabsarzt. Wien, IX. Schlagergasse 11.
293. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor. Curzola, Dalmatien.
294. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
295. **Wang,** Nikolaus, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Maximilianstrasse 14.
296. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath, Centraldirector der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV. Schwindgasse 20.
297. **Weinzierl,** Robert v. Prag, II. Krakauergasse 16.
298. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., Director der Samen-Controlstation der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. Wien, IX. Währingerstrasse 46.
299. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. Ober-Stabsarzt, Sanitätschef des 15. Corps. Sarajevo.
300. **Weiss,** Dr. Johann Baptist v., k. k. Universitäts-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
301. **Weiss Ritter v. Tessbach,** Dr. Adolf. Wien, I. Nibelungengasse 1.
302. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Rochusgasse 12.

303. **Wieser Ritter v. Wiesenhort,** Dr. Franz, k. k. Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstrasse 4.
304. **Wilckens,** Dr. Martin, Professor an der k. k. Hochschule für Bodencultur. Wien, XVIII. Währing, Sternwartestr. 48.
305. **Willner,** Berthold, Privatier. Wien, IX. Pramergasse 29.
306. **Winternitz,** Dr. Moriz. Oxford, 100 Kingston Road.
307. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor, kaiserl. Rath. Wien, I. Wipplingerstrasse 28.
308. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, I. Weihburggasse 32.
309. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt. Eisgrub, Mähren.
310. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 21.
311. **Wolfram,** Alfred, Volontär am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, XVIII. Währing, Goldschmiedgasse 19.
312. **Wosinsky,** Moriz, Dechant. Szegszárd, Ungarn.
313. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor. Krakau, Krowoderska 55.
314. **Zeyer,** Johann, Architekt. Smichow, Inselgasse 91.
315. **Ziller,** Karl, k. u. k. Lieutenant i. d. R. bei der Batterie-Division Nr. 35. Hermannstadt, Siebenbürgen.
316. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister. Adamsthal, Mähren.
317. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Schmerlingplatz 2.
318. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Günthergasse 1.
319. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien, III. Jacquingasse 11.
320. **Zwirner,** Hubert, Bürgerschullehrer. Retz, Niederösterr.

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig. Oedenburg.
2. **Krahuletz,** J. Eggenburg.
3. **Moser,** L. Karl. Triest.

Monats-Versammlung am 10. April 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter v. Hauer.

1. Herr **Eugène Thomas** hält einen Vortrag über

Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malayischen Archipels.

2. Herr Dr. **Oskar Hovorka Edler v. Zderas** hält unter Vorlage entsprechender Objecte und Abbildungen einen Vortrag über

Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit

mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Κυνοδέσμη (Kynodesme).

Derselbe wird in einer späteren Nummer der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

3. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

L'Oriente. Rivista trimestrale pubblicata a cura dei Professori del R. Istituto Orientale in Napoli. Anno I. — Nr. 1. Roma 1894. 64 S.

Radimský, W.: Die Kirchenruine von Dabravina im Bezirke Visoko. Mit 35 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien, 1894. II + 14 S.

Hörmann, Constantin, und Radimský, W.: Die Alterthümer von Ošanić bei Stolac. Mit 12 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 10 S.

Radimský, W.: Das Bišćepolje bei Mostar. Mit 51 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1893.] Wien, 1893. 34 S.

Radimský, W.: Archäologische Tagebuchblätter. Mit 14 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1893.] Wien 1893. 24 S.

Radimský, W.: Reste römischer Ansiedlungen in Šipraga und Podbrgje, dann altbosnische Grabsteine in Šipraga an der Vrbanja. Mit 3 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 6 S.

Bulletin de la Société d'Émulation d'Abbeville. Année 1892. Nos 2, 3 et 4. Abbeville. (137—208) S.

Mémoires de la Société d'Émulation d'Abbeville (fondée le 11 octobre 1797). Tome dix-huitième de la collection. 4e Série, tome II. — 2e partie. Abbeville 1893. (305—646) S.

Knies, Jan: Předhistorické nálezy v Křenovicích a okolí. [Zvláštní otisk z „Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého", roč. 1894.] 12 S.

Knies, Jan: Předhistorické hradiště Oslavanské „u Dvorka". [Zvláštní otisk z „Časopisu vlasten. muzejního spolku olomuckého", roč. 1893.] 6 S.

Manouvrier, L.: Étude sur les variations morphologiques du corps du fémur dans l'espèce humaine. Paris 1893. (111—144) S.

Manouvrier, M. L.: Nouvelle étude sur le sillon sous-frontal intra-limbique et sur la fusion du lobe du corps calleux avec les lobes adjacents. [Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie, Séance du 6 octobre 1892.] Paris 1893. (504—529) S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Auszug aus der Chronik des Fra Nikolaus von Lašva. Nach der im Franziskanerkloster Gorica bei Livno aufbewahrten Abschrift und Fassung des Fra Margetić von Jaice. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 20 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Die Bosančica. Mit 13 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 18 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung mit Auszügen aus einer alten Handschrift. Mit 1 Tafel und 3 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 18 S.

Truhelka, Dr. Ćiro, und Hörmann, Constantin: Olovo. Mit 5 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 14 S.

Truhelka, Dr. Ćiro: Archäologische Forschungen auf der Burg von Jajce und in ihrer nächsten Umgebung. Mit 1 Tafel und 5 Abbildungen im Texte. [Separat-Abdruck aus Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. II. Band, 1894.] Wien 1894. II + 8 S.

Manouvrier, Dr. L.: Description du cerveau d'un indigène des Iles Marquises. [Association française pour l'avancement des sciences fusionnée avec l'Association scientifique de France (Fondée par Le Verrier en 1864). Congrès de Pau — 1892. Séance du 21 septembre 1892.] Paris. 12 S.

Grempler, Dr.: Der I. Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben. Mit 5 Bildertafeln und 1 Karte. II. Ausgabe. Berlin 1888. 16 S.

Grempler, Dr.: Der II. und III. Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben mit freundlicher Unterstützung des Herrn A. Langenhan. Mit 7 Bildertafeln. Berlin 1888. 16 S.

Führer durch die Sammlungen des Museums schlesischer Altertümer in Breslau. Mit 30 Abbildungen in Holzschnitt und Zinkotypie. Dritte Auflage. Breslau 1891. IV + 116 S.

Mertins, Dr. O.: Die hauptsächlichsten prähistorischen Denkmäler Schlesiens. [Sonderabdruck aus dem 17. Jahresbericht des Schles. Prov.-Verbandes der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.] Breslau 1891. 44 S. Mit 6 Tafeln.

Zimmer, Martin: Die bemalten Thongefässe Schlesiens aus vorgeschichtlicher Zeit. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer mit Unterstützung der Provinzial-Verwaltung herausgegeben. Mit 7 Bildtafeln und einer Karte von Schlesien. Breslau 1889. 32 S.

Vorgeschichtliche Karte von Schlesien. Nach älteren und neueren Forschungen (eines C. Schwenkfeld jr., Nic. Henelius ab Hennefeld, L. D. Herrmann, G. und J. Volkmann, J. Ch. Kundmann, Fr. Kruse, J. G. Büsching, R. Drescher u. A.), insbesondere nach den Acten des unterzeichneten Vereins und im Auftrage desselben bearbeitet von J. Zimmermann, Lehrer in Striegau, herausgegeben von dem Vereine für das Museum schlesischer Altertümer. (Abgeschlossen im December 1877.) Breslau 1878.

Topinard, Dr. P.: Mémoire N° IV sur la répartition de la couleur des yeux et des cheveux en France. Carte des cheveux roux. [L'Anthropologie, p. 579—591; Extrait.]

Topinard, Dr. P.: Quelques conclusions et applications de l'anthropologie. L'homme animal — l'homme social. [Extrait de L'Anthropologie. Vol. IV. 1893.] Paris 1894. IV + (657—704) S.

Regàlia, Ettore: Sulla fauna della Grotta dei Colombi (Is. Palmaria, Spezia). Nota paleontologica. (Con una Tavola e 3 Figure). Firenze 1894. II + 112 S.

Školski vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš I—III. 1894. Sarajevo 1894.

Poziv i pravilnik Družtva za gradnju nove Stolne Crkve u Splitu invito e statuto della Società per la fabbrica della Nuova Chiesa Cattedrale in Spalato. Splitu 1893. 42 S.

Miess, Michael: XVIII. Jahresbericht der Gewerbeschule zu Bistritz. Am Schlusse des Schuljahres 1892/3 veröffentlicht. Bistritz 1893. 32 S.

Nehring, A.: Wurden Bären-Unterkiefer in der Vorzeit wirklich zum Zerschlagen von Knochen benutzt? [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. December 1893. S. 573, 574]

Nehring, A.: Fossile Löwen-Reste von Thiede, Rübeland, Scharzfeld, Quedlinburg, Westeregeln und Hameln. [Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 18. November 1893. S. 407—409.]

Palliardi, Jaroslav: Výzkumy předhistorické na jihozápadní Moravě. I. Hroby se skrčenými kostrami. V Olomouci 1894. II + 54 S. Mit einer Tabelle.

Brinton, Daniel G.: Characteristics of American Languages. Reprinted from The American Antiquarian. January 1894. 8 S.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Die Erwerbung der Bukowina durch Oesterreich. [Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 6.] Habilitationsvortrag, gehalten an der philosophischen Facultät der k. k. Franz Josefs-Universität in Czernowitz am 15. Juli 1893. Czernowitz 1894. 26 S.

Kaindl, Dr. Raimund Friedrich: Franz Adolf Wickenhauser. 1809—1891. Gedächtnissblatt zu seinem dritten Todestage. Mit dem Bildnisse Wickenhauser's. [Der Buchenwald. Beiträge zur Kunde der Bukowina. Nr. 7.] Czernowitz 1894. 16 S.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, Generalsecretär der Gesellschaft. XXV. Jahrgang. Nr. 2, 3 und 4. Februar, März und April 1894. [9—32] S.

Brinton, Daniel G.: On the words „Anahuac" and „Nahuatl". 8 S.

Brinton, Daniel G.: A Vocabulary of the Nanticoke Dialect. [Reprinted Dec. 11, 1893, from Proc. Amer. Philos. Soc., Vol. XXXI, p. 325—333]

Brinton, Daniel G.: Nagualism. A Study in Native American Folk-lore and History. Philadelphia 1894. 66 S.

Abstracts of the original communications appearing in the February number, 1894 (Vol. III, No. 1), of the International Medical Magazine, edited, under the supervision of John Ashhurst, Jr., M. D., and James T. Whittaker, M. D., LL. D., by Henry W. Cattell, A. M., M. D. 716 Filbert Street, Philadelphia. 1 S.

Radloff, W.: Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. Erste Lieferung: Die Denkmäler von Koscho-Zaidam. Text, Transscription und Uebersetzung. St. Petersburg 1894. 84 S.

Brinton, Daniel G.: On an „inscribed tablet" from Long Island. [The Archæologist. Vol. I. No. 11. p. 201—203.] Waterloo, Indiana, November, 1893.

Schulenburg, Willibald von: Der Spreewald und seine Bewohner. [„Brandenburgia", Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums herausgegeben vom Gesellschafts-Vorstande. Nr. 11, Februar 1894, S. 227—254.] Berlin 1894.

Danielli, Dott. Jacopo: Crani ed ossa lunghe di abitanti dell' Isola d' Engano portati dal Dott. Elio Modigliani. [Estratto dall' Archivio per l' Antropologia e la Etnologia. Vol. XXIII, Fascicolo 3°, 1893, p. 401—436.] Firenze 1894. 40 S. Mit 3 Tafeln.

Świętek, Jan: Lud Nadrabski (od gdowa po Bochnię). Obraz etnograficzny. (71 autotypia.) W Krakowie 1893. X + 728 S. [Geschenk der Akademie der Wissenschaften in Krakau.]

Livi, Dott. Ridolfo: Saggio dei risultati antropometrici ottenuti dallo spoglio dei fogli sanitarii delle classi 1859 bis 1863 eseguito all' ispettorato di sanità militare. (Presentato in omaggio ai membri della XIV Sezione del XI congressu medico internazionale (Roma 1894). Roma 1894. 48 S. Mit 6 Tafeln.

Johns Hopkins University Circulars. Published with the approbation of the Board of Trustees. Vol. XIII. Nr. 110, p. 39—56. Baltimore, March, 1894. Price 10 Cents.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 14. April 1894.

Vorsitzender: Herr Sectionschef Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg.

1. Als neues Mitglied wird aufgenommen:
Herr Eugène Thomas in Wien.

2. Der Ausschuss beschliesst, in diesem Jahre folgende Arbeiten aus dem Fond für praktische Arbeiten zu unterstützen:

Fortsetzung der im Vorjahre inaugurirten prähistorischen Forschungen in der Bukowina durch Herrn Custos Josef Szombathy.

Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Kreuzendorf in Oesterreichisch-Schlesien durch Herrn Dr. R. Kulka im Vereine mit Herrn Custos Szombathy.

Ausgrabungen auf der Mahlleiten bei Wiener-Neustadt durch Herrn Militärlehrer Ignaz Hofmann in Fischau.

Fortsetzung der Hausforschungen in Tirol durch Herrn Prof. Meringer in Wien.

Für Hausforschungen im Wieselburger Comitat durch Herrn Lehrer J. R. Bünker in Oedenburg.

Für ethnographische Forschungen in Salzburg und Tirol durch Herrn Dr. W. Hein.

3. Für den Monat Juni wird eine Excursion nach Předmost bei Prerau beschlossen, welche unter der Führung des Herrn Dr. M. Kříž stattfinden soll. Das nähere Programm wird seinerzeit ausgegeben werden.

4. Mit dem bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo wird auf dessen Ansuchen die Einleitung des Schriftentausches beschlossen. Dagegen wird ein Ansuchen der Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters abgelehnt.

Sammlungen von der Weltreise Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Ferdinand im Oberen Belvedere.

Mittwoch den 18. April 1894 waren die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft zum Besuche dieser an jenem Tage zum ersten Male zugänglichen Sammlungen eingeladen. Von den prächtigen Räumen des Belvedereschlosses enthalten 17 im ersten Stockwerke gelegene Säle die ethnographischen Sammlungen, während die zoologischen Sammlungen in 9 Sälen des Parterres untergebracht sind. Die reichen ethnographischen Sammlungen zählen 18.000 Objecte und sind in denselben die Bewohner folgender Länder vertreten: Aden (Somāl), Ceylon, Vorder-Indien, Himalaya-Staaten, Birma, Java, Nias, Australien, Tonga- und Viti-Inseln, die Neuen Hebriden, Neu-Caledonien, Salomon-Inseln, Neu-Guinea, Aru und Key-Inseln, Südwest-Inseln, Molukken, Borneo, China, Japan, Korea, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Von grossem wissenschaftlichen Werthe sind die Sammlungen von Nias, Neu-Caledonien, Neu-Guinea, von den Salomon-Inseln und Molukken. Die Ausstellung verdient das eingehende Studium eines jeden unserer Mitglieder.

Ausstellung anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien 1894.

Mit der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche Ende September 1894 in Wien stattfindet, wird eine Ausstellung von Gegenständen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und Medicin verbunden sein, zu deren Beschickung hiedurch eingeladen wird. Anmeldungen sind bis 20. Juni an das „Ausstellungscomité der Naturforscher-Versammlung“ (Wien, I. Universität) zu richten, von welchem die Anmeldungsscheine, Ausstellungsbestimmungen und alle Auskünfte zu erhalten sind.

Einladung

zu der

gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck.

Vor 25 Jahren ist bei Gelegenheit der XLIII. deutschen Naturforscher-Versammlung von Innsbruck der erste Aufruf zur Gründung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ausgegangen.

Die Deutsche und die Wiener Anthropologische Gesellschaft haben beschlossen, zur Feier dieses Ereignisses eine gemeinsame Versammlung in Innsbruck abzuhalten.

Gleichzeitig wird die 25. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft daselbst stattfinden.

Die Unterzeichneten erlauben sich, im Namen der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft die Mitglieder der beiden Gesellschaften sowie alle Freunde anthropologischer Forschung zu dieser vom

24. bis 27. August 1894 in Innsbruck

stattfindenden Jubiläums-Versammlung einzuladen.

Innsbruck, Wien, München, im Mai 1894.

Franz R. v. Wieser,
localer Geschäftsführer für Innsbruck.

Franz Heger,
Secretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.

Johannes Ranke,
General-Secretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Toldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 3. Mai und Juni. Sitzungsberichte. 1894.

INHALT: **Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten**; S. [45].
Monats-Versammlung am 8. Mai 1894. 1. Ausflug nach Předmost; S. [45]. — 2. Hein, Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg; S. [45]. — 3. Möwis, Tibet und seine Bewohner; S. [48]. — 4. Peez, Südostdeutsche Ortsnamen; S. [48]. — 5. Kříž, Lehm- und Löslager; S. [50]. — 6. Zuckerkandl, Fossae praenasales; S. [57]. — 7. Bella, Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg; S. [59]. — 8. Büste des Schwarzen Mhogo; S. [62]. — 9. Gurlitt, Ausgrabungen auf dem Loibenberge bei Videm; S. [62]. — 10. Moser, Höhle bei Permani; S. [63].
Excursion der Anthropologischen Gesellschaft nach Předmost; S. [63].

Besichtigung der Lappenkarawane im Wiener Thiergarten.

Samstag den 5. Mai, Nachmittags, besichtigten die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft die kurz vorher eingetroffene Truppe von Lappen aus Nord-Skandinavien, welche damals im Wiener Thiergarten im Prater untergebracht war und dort bis Ende Mai ausgestellt blieb. Die interessante Truppe bestand aus 5 Männern, 5 Weibern und 12 Kindern, Knaben und Mädchen im Alter von 1—16 Jahren, sowie einer Anzahl von Renthieren und Hunden. Von den höchst primitiven Zelten dieser nomadischen Berglappen, welche vom hohen Norden bis in die Gegend von Drontheim und noch südlicher herabziehen, waren vier vorhanden. Dieselben waren in landesüblicher Art eingerichtet und dienten den Leuten zur Schlafstätte. Es wurde das Abbrechen eines Zeltes, das Einfangen und Beladen der Renthiere demonstrirt, ferner die Wanderung vorgeführt, welche unter Anführung einer den Lockgesang für die Renthiere executirenden Frau erfolgt. Darauf erfolgte der Wiederaufbau des Zeltes, das Vorführen des Laufens mit Schneeschuhen und zum Schlusse die Erklärung einer reichhaltigen ethnographischen Sammlung. Die ganze Schaustellung war sehr anziehend und lehrreich und fand den lebhaften Beifall der Anwesenden. Zum Schlusse besichtigten die Besucher unter freundlicher Führung des Herrn Directors Knauer die ihrer baldigen Vollendung entgegengehenden Anlagen des Wiener Thiergartens, welcher für Wien eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges zu werden verspricht. Auch dem Vivarium wurde ein Besuch abgestattet, in welchem namentlich die vier Menschenaffen das lebhafteste Interesse erregten.

Monats-Versammlung am 8. Mai 1894.

Vorsitzender: Herr Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Secretär Heger macht die Mittheilung, dass statt der Juni-Sitzung am 2. und 3. Juni eine Excursion nach der berühmten Mammutfundstelle Předmost bei Prerau ausgeführt werden wird, für die das Programm nächstens zur Ausgabe gelangt, und ladet zu reger Betheiligung ein.

2. Herr Dr. **Wilhelm Hein** hält einen Vortrag über

Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg.

(Mit Demonstrationen ausgestellter Objecte.)

In der Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen in Wien 1892 hatte das Museum „Ferdinandeum“ in Innsbruck eine Teufelslarve von Sterzing aus dem XVI. oder XVII. Jahrhunderte, sowie eine Teufelsmaske mit Doppelkopf aus dem Oetzthale von gleichem Alter zur Schau gestellt; aus der Sammlung Sr. Excellenz des Herrn Hans Graf Wilczek war ebenfalls eine Teufelsmaske von Tirol mit Flügeln, Doppelkopf und beweglichem Rachen zu sehen, die in hohem Masse die Aufmerksamkeit der Ethnographen erregte. Auf den ersten Blick weckten diese Larven die Erinnerung an ähnliche Erzeugnisse aus den verschiedensten Theilen der Erde, namentlich an die bekannten Masken der sogenannten singhalesischen „Teufelstänzer“. Der Fachmann fand zum weiteren Verfolge seiner Studien über die Verwendung dieser Larven ein ausgezeichnetes Material in den Abbildungen, die sich auf das „Schempartlaufen“ in Nürnberg bezogen und von welchen Herr Professor J. Flüggen in München 20 Blätter in Aquarell, Herr C. Trau in Wien acht colorirte Stiche ausgestellt hatten; auch die k. k. Hofbibliothek war durch ein Schempart-Buch vertreten. Der Fachkatalog der Abtheilung für deutsches Drama und Theater, Wien 1892, gibt darüber auf S. 12 folgende Aufklärung: „Das Schempartlaufen (Scheme = Maske) blühte Mitte des XV. Jahrhunderts als Fastnachtscherz zu Nürnberg und war ein Privileg der Metzger und Messerschmiede, die das Recht, dergleichen Aufzüge anzustellen, gegen Entgelt auch an andere Personen überliessen. 1539 fand der letzte Schempart statt. Ausser den costümirten Figuren erscheinen auf Wägen fastnachtspielartige Darstellungen, z. B. die Altweibermühle, der Teufel, der Frauen frisst, etc.“ Zu Beginn des Jahres 1893 erhielt die Anthropologische Gesellschaft in Wien vom Director des Museums „Carolino-Augusteum“ in Salzburg, Herrn Regierungsrath Dr. Alexander Petter, eine Reihe Photographien von angeblichen „Perchtenmasken“ aus dem Herzogthum Salzburg, welche das genannte Museum erworben hatte. Diese Larven zeigten mit den oben erwähnten Teufels-

masken, sowie mit einigen Vermummungen der Schempartläufer von Nürnberg eine ausserordentlich nahe Verwandtschaft, die es für wünschenswerth erscheinen liess, dem ideellen Zusammenhange nachzuforschen und ferner zu ergründen, ob und inwieweit derartige Masken in Salzburg und Tirol Verwendung fänden. Der Secretär unserer Gesellschaft, Herr Custos Franz Heger, beauftragte mich, in Würdigung der Bedeutung dieser durch die Masken angedeuteten Volksschauspiele und Tänze für die heimische Ethnographie, dem eventuell noch heutigen Bestehen derselben meine Aufmerksamkeit zu widmen. Zu diesem Zwecke unternahm ich in der Zeit vom 11. September bis 14. October 1893 eine Reise nach Salzburg und Tirol, deren vorläufige Ergebnisse hier kurz skizzirt werden mögen.

Mein erster Besuch galt dem Museum „Francisco-Carolinum" in Linz, wo die Herren: Verwaltungsrath Josef Straberger und Andreas Reischek in der liebenswürdigsten Weise sich mir zur Verfügung stellten; ihnen verdanke ich manchen kostbaren Wink. Ein besonderes Augenmerk richtete ich in diesem Museum auf die reichhaltige und höchst bemerkenswerthe Sammlung von Bauchranzen, die mit den zierlichsten Ornamenten in Metalldrähten, buntem Leder und Pfauenfederstickerei verziert sind; solche Gürtel waren mir bereits auf der ethnographischen Ausstellung in Prossnitz, Juli 1893, aufgefallen. Leider sind die Provenienzangaben ziemlich unsichere, da sie zum grössten Theile von Antiquaren erworben wurden. Dasselbe gilt in Bezug auf die „Perchtenmasken", die ich nachher im Museum „Francisco-Carolinum" in Salzburg besichtigte. Herr Regierungsrath Petter hatte die Liebenswürdigkeit, mir einen der Bauernantiquare, welche für die städtischen Antiquare die Streifzüge von Hof zu Hof machen, zu nennen. Nachdem ich in Salzburg drei Thierlarven mit beweglichem Unterkiefer und eine Teufelsmaske auf dem bezeichneten Wege erworben, die Privatsammlung des Fräuleins Marie Eysn besichtigt und einen Ausflug zu den Todtenbrettern bei Piding in Bayern unternommen hatte, besuchte ich den Bauernantiquar Leppacher in Buch, von dem ich weitere Winke erhielt, die mich nach Tirol verwiesen. In Hallein besichtigte ich die kleine, aber sehr hübsche Sammlung der Sternbräuin Marie Unterholzer, die mit vielem Verständnisse die verschiedenen Erzeugnisse bäuerlichen Hausfleisses erwirbt; namentlich sind die Stickereien in dieser Collection bemerkenswerth.

In Radstadt bekam ich die ersten sicheren Nachrichten von einem alten Perchtenlaufen und es glückte mir durch Vermittlung des Herrn Leonhard Huber, den Anführer des letzten Perchtenlaufens, das in Radstadt, Schladming, Altenmarkt und Flachau im Jahre 1850 stattfand, den Schalieterer-Bauer Michael Winter in Altenmarkt zu einer ausführlichen Schilderung dieses eigenartigen Aufzuges zu bewegen. Die Hauptrolle spielten dabei die „schönen Perchten", etwa sechs an der Zahl, von welchen der Anführer als „Vorpercht" auftrat; den Zug beschloss der „Nachpercht". Als Kopfbedeckung trug jeder „schöne Percht" eine sogenannte „Perchtenkappe", die in ein an 2—3 Meter hohes Rahmenwerk aus Holz auslief, das auf der Vorderseite mit den Merkzeichen irgend eines Erwerbszweiges (Ackerbaupercht, Jagdpercht), mit Spiegeln, Gold- und Silberketten und künstlichen Blumen verziert, auf der Rückseite mit seidenen Tüchern behängt war. Eine derartige Kappe hatte den Werth von fl. 600. Ausserdem gab es „schiache Perchten", die in Gestalt von Teufeln mit Larven aus Ziegenfell allerlei Unfug trieben. An dem Zuge betheiligten sich die Vertreter aller Berufsarten: es gab da Kaufleute, Schuster, Schneider, Fleischer, Hirten u. s. w., selbst der Kapuziner fehlte nicht, der, die Beichte hörend und Beichtzettel vertheilend, unmittelbar vor zwei Teufeln einherschritt, welch' letztere die Unbussfertigen ergriffen und für die Hölle bereit hielten. Der Schneider trug eine „Schar" aus Holz, die aus einer Anzahl von Brettchen bestand, welche sich um Charniere drehten; mit dieser Scheere zwickte der Schneider entfernt stehenden Personen die Hüte von den Köpfen ab. Viele Heiterkeit erregte die „Putzmühl", in welche gegen gutes Entgelt alte Weiber hineingegeben wurden, die in kurzer Zeit als junge Mädchen wieder zum Vorschein kamen. Bemerkenswerth ist, dass jeder schöne Percht von einem hübschen Mädchen begleitet sein musste, dass aber dieses Mädchen stets ein verkleideter Bursche war, der sich so schön herauszuputzen verstand, dass die Leute vermeinten, nicht nur ein Mädchen, sondern sogar einen Engel vom Himmel zu sehen. Am ersten Pfingsttage Abends beim „Anklöckeln" kamen die Perchtenkappen ebenfalls in Verwendung, nur hatte jede Haube ein Licht, da der Umzug bei Nacht stattfand. Das Perchtenlaufen ist auf die Faschingszeit beschränkt.

In St. Johann im Pongau fand ich in dem Aichmeister Josef Felber einen Mann, der sich alle erdenkliche Mühe gab, meine Studien zu fördern; ihm bin ich vor Allem zu grossem Danke verpflichtet. In St. Johann fand das letzte Perchtenlaufen Sonntag den 21. Februar 1892 statt, über welches sich ein guter Bericht nebst einer anschaulichen Illustration im „Neuigkeits-Weltblatt" vom 3. März 1892 findet.

Herr Felber führte mich zu einigen Darstellern von schönen Perchten, welche aber, bis auf zwei, ihre Kappen bereits vollständig zerlegt hatten. Von dem Gollehen-Bauer Bartlme Hutter in der Gemeinde Einöden erwarb ich eine der beiden noch übrigen Kappen; beim Landbürgermeister von St. Johann, Herrn Anton Hutter in Maschl Nr. 11, erhielt ich eine schieche Perchtenlarve; auch die lange, ausstreckbare Schneiderscheere kam nach längerer Zeit in meinen Besitz. Das vorletzte Perchtenlaufen fand in St. Johann im Pongau im Jahre 1869 statt; von diesem dürften kaum mehr Ueberreste vorhanden sein [1]).

In der Umgebung von Saalfelden ging ich den dortigen Todtenbrettern nach, besuchte sodann in Innsbruck die Landesausstellung und das Museum „Ferdinandeum", wo ich die bekannten Teufelsmasken wieder sah. In Sterzing forschte ich vergeblich nach Larven

[1]) Für den Pongau verdanke ich die besten Empfehlungen Herrn Andreas Huber von Radstadt, Hausdiener am k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

und begab mich darauf über Bruneck und Taufers in das Ahrnthal, wo ich endlich einem Theile der jetzt in Salzburg befindlichen „Perchtenmasken“ auf die Spur kam. Herr KARL FULTERER, Factor in Steinhaus, gab mir die gewünschten Aufklärungen, wonach diese Masken nichts Anderes als Schauspielermasken sind. Im Ahrnthale wurden vor etwa 20—30 Jahren sehr häufig einige Fastnachtsspiele aufgeführt, darunter das Nikolausspiel, das Faustspiel, das Soldatenspiel, das Rupertusspiel und das Hexenspiel. Der Bauer PACHER in Steinhaus, dessen Vater und Bruder die Hauptarrangeure des Nikolausspieles waren, hatte den Antiquar LEPPACHER von Buch, in dessen Begleitung sich als Führer der Mineraliensammler RUPERT WECHSELBERGER von Krimml befand, zu den verschiedenen Bauern, die ihre Masken noch hatten, geführt, und auf diese Weise kamen sie fast alle aus dem Ahrnthale über den Krimmler Tauern nach Salzburg. In Krimml fand ich an dem leider schon verstorbenen Glockerwirth JOHANN AUER und an RUPERT WECHSELBERGER treue Berather. Von letzterem erhielt ich einige Textbücher (Hexen-, Nikolaus- und Faustspiel), wovon zwei bereits Herr Dr. JOSEF PATZAU in Wien besass, der sie mir aber in der liebenswürdigsten Weise überliess. Auch von Fräulein REGINA STEGER in Kasern (Prettau) bekam ich ein Textbuch zum Faustspiel, wodurch ich in Stand gesetzt wurde, manche wichtige Varianten und Ergänzungen zu notiren.

Auf der Rückreise setzte ich mit der thatkräftigen Unterstützung des Herrn FELBER meine Studien in St. Johann im Pongau fort und erhielt in Salzburg vom Scriptor der Landesbibliothek, Herrn Dr. ANTON HITTMAIR, ein dankenswerthes Verzeichniss der Literatur über Perchtentänze.

In Linz beendete ich meine Forschungen, wo ich an Frau ELISE LÁZÁR eine ausgezeichnete Vermittlerin für meine Ankäufe fand.

Am 2. Februar 1894 fand in JOHANN AUER's Gasthaus in Oberkrimml eine Aufführung des Hexenspieles statt, welcher ich beiwohnte. Die Leitung desselben ruhte in den Händen des Herrn RUPERT WECHSELBERGER, dem sowie allen Darstellern für die tadellose Durchführung ihrer Rollen uneingeschränktes Lob gebührt. Die Masken waren von einem Krimmler geschnitzt worden und wurden mit jenen für das Nikolausspiel von mir erworben. Als ein bezeichnendes Symptom muss ich anführen, dass der Darsteller der „Bäuerin“ die Holzmaske verschmähte und seine Rolle in der „schöneren“ Papierlarve spielte, wobei er thatsächlich sehr viel Anklang fand. Das Hexenspiel geht in den Hauptzügen auf ein Fastnachtsspiel von HANS SACHS: „Der Teüffel mit dem alten Weyb“ aus dem Jahre 1545 (Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 31 und 32, S. 59—69) zurück und wurde in neuerer Zeit von JOHANN NESTROY als Zauberspiel mit Gesang und Tanz in einem Acte unter dem Titel „Der gemüthliche Teufel, oder Die Geschichte vom Bauer und von der Bäuerin“ in eine moderne Gestalt gebracht. (JOHANN NESTROY's gesammelte Werke, herausgegeben von VINC. CHIAVACCI und LUDW. GANGHOFER, Stuttgart 1891, S. 261—287.) Nach dem Hexenspiele wurde der Pinzgauer „Perchtentanz“ aufgeführt, von dem der „Vorläufer“ (eine bei den Spielen ständige Figur, welche zu Beginn die nöthigen Erklärungen gibt und für die Spieler Platz macht) sagte, dass er aus den Zeiten der Römer stamme. Gute Abbildungen (nach einer Photographie) finden sich in Prof. EDUARD RICHTER's „Das Herzogthum Salzburg“, Wien 1881, S. 103, und im XII. Bande der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines, S. 180. Die Bezeichnung „Perchtentanz“ ist nicht ganz zutreffend, da die mit Federkronen geschmückten vier Tänzer „Tresterer“ genannt werden[1]); „Perchten“ heissen blos die zwei alten, hässlichen, mit Besen bewaffneten Gestalten, welche ehemals zum Gefolge der Tänzer gehörten (vgl. IGNAZ V. KÜRSINGER, Ober-Pinzgau, Salzburg 1841, S. 166). Ich sah diese Perchten nicht mehr. Nach JOH. NEP. V. ALPENBURG, Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857, S. 46, tritt die Perchtl der Tiroler Sagen in einer doppelten, ja dreifachen Beziehung auf: „einmal als Seelenführerin der ungetauften Kinder, dann, gleich der Hulda, als Spinnefrau und endlich noch als eine fast legendenhafte Gestalt des christlichen Mythus“. Als Seelenführerin der Kinder zieht sie zu Gömnachten, dem Vorabende des Heiligen Dreikönigstages, der daher auch Perchttag heisst, „als ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weisshaarig und gebeugten Rückens“ an der Spitze des Zuges der ungetauften Kinder über Berg und Thal. „Uralt ist ihr Gewand und zerschlissen von langem Wandern, hie und da durch kleine Holzkläppchen (Kloben) zusammengehalten“. So wurde sie zum Kinderschreck einerseits, andererseits zu einem hässlichen, hexenhaften Wesen; als solches fehlte sie nicht beim Imster Schemenlaufen (eine Nachahmung des Nürnberger Schempartlaufens). „Da erscheint sie in zerlumpten Kleidern, als eine Hexe, und so wurde ihr Name zum Schimpfwort: ‚Du bist eine Perchtl!‘ heisst so viel wie: ‚Du bist eine Schlampe!‘“ Im salzburgischen Lande gibt es auch noch Brotperchten, das sind hässlich vermummte Gestalten, die in der Faschingszeit für sich oder für Andere betteln gehen; jetzt wird ihnen nach dem Vagabundengesetze nach und nach das Umherziehen von der Behörde immer mehr eingeschränkt, so dass es wohl bald keine Brotperchten geben wird. Der Begriff „Percht“ ist ein sehr wechselnder: Im Pongau gibt es beim Perchtenlaufen sogar schöne Perchten — und diese bilden bei demselben die Hauptsache; in diesem Falle ist es vorläufig noch gar nicht ausgemacht, dass der Name Percht mit der Seelenführerin oder der Spinnfrau Perchta zusammenhängt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das gesammte Material vorzulegen und daraus die endgiltigen Schlüsse zu ziehen — das behalte ich einer ausführlichen Monographie vor. Doch darauf will ich mit Nachdruck verweisen, dass aus dem oben Gesagten zur Genüge hervorgeht, dass die unter dem Namen „Perchten-

[1]) Zwei vollständige Tresterer-Costüme konnte ich ankaufen.

masken" bekannt gewordenen Larven zum grossen Theile Schauspielermasken sind, so der Lucifer, der Teufel, der Höllengesandte, der Klaubauf, welche alle in dem Nikolausspiele vorkommen. Die Thierlarven mit den beweglichen Kiefern weisen zunächst nach einigen Faschingsaufzügen, wie sie in Brixlegg, Imst und Nürnberg, auch in Lienz und vielleicht noch an anderen Orten stattfanden; dann scheinen sie aber in zweiter Linie auch Schauspielermasken zu sein, wie aus nachstehendem Programme zu ersehen ist, das ich von Herrn Rupert Wechselberger mit der Bitte erhielt, es zu veröffentlichen:

Volkstheater
Am Krimmler Achenthall
den 5. August 1894.
im Tauernwierthshaus
des Anton Hofer.
Program
in 5 Aufzügen

1. Vorstellung, die Esels Hex
mit den Teifl im Korbe.
2. Einmarsch der Thiere mit
Musig u. einen Liad.
3. das Hiertenmädchen mit den Alpen Streischen.
4. die Schleifferbanda
im Hochgebierge.
5. der Alt herstamente Pinzgauer
Berchtentanz aufgeführt von
zwei Persohnen u. Endet mit den
Schuhblatlertanz

Anfang 9 Uhr Abents
der direkter Rup Wechselberger.

Entre

3. Herr **Paul Möwis** aus Dardschiling hält einen von Demonstrationen zahlreicher ethnographischer Gegenstände begleiteten Vortrag über

Tibet und seine Bewohner.

4. Herr Dr. **Alexander Peez** übersendet eine Notiz über

Südostdeutsche Ortsnamen.

Wäre ich ein Mitglied des Gemeinderathes von Klagenfurt, so würde ich den Antrag stellen, dass vom Jahre 1894 ab der Name der Kärntner Landeshauptstadt sein zwar joviales, aber etwas kindliches, oft bespötteltes Gewand ablege und wieder seinen alten, wohlbegründeten, geschichtlichen Namen „Glanfurt" annehme. Furt an der Glan — das ist begreiflich für jedes Kind; damit wird die geographische Lage der Stadt, ihre Entstehung als ein Knotenpunkt der westöstlichen, das Land durchziehenden Verkehrslinie scharf bezeichnet und sie tritt mit diesem ihren echten Namen an die Seite jener zahlreichen deutschen Städte, die, wie die beiden Frankfurt, von den Furten über Flüsse ihre Bezeichnung empfangen haben.

Doch das mögen nur die wackeren Klagenfurter unter sich ausmachen. Uns handelt es sich hier nur darum, anzudeuten, in welch' arger Weise mit den Ortsnamen des Südostens umgesprungen wurde. Wenn dies geschah mit dem Namen einer Stadt, deren Gründung gar nicht so weit in der Geschichte zurückgeht, deren Name seine Erklärung so deutlich in sich trägt und welche als Landeshauptstadt doch allezeit einen Grundstock gebildeter Bevölkerung enthielt, so kann man sich vorstellen, dass andere Ortsnamen dieser Landschaften noch viel grössere Wandlungen durchgemacht haben.

Es ist daher nicht blos erfreulich, sondern auch nothwendig, dass eine Reihe von Forschern an die Klarstellung der südostdeutschen Ortsnamen herantritt. Von den älteren Arbeiten von Miklosich, Krones, Büdinger soll hier nicht weiter die Rede sein. Aber in den letzten Jahren ist in Niederösterreich, nachdem schon Hofrath Becker in seiner „Topographie" mit der quellenmässigen Ermittelung der ursprünglichen Namen begonnen hatte, Dr. Richard Müller am Werke und hat in den Jahrbüchern des Vereines für Landeskunde eine Reihe sehr gründlicher Abhandlungen über diesen Gegenstand veröffentlicht. Für Salzburg bietet die im Jahre 1890 erschienene Schrift von Dr. A. Prinzinger: „Zur Namen- und Volkskunde der Alpen" viel Treffliches und, wie der Titel sagt, greift diese Arbeit, die auf einer besonders sicheren Kenntniss des Volksthums beruht, ebenso wie auch die Schrift Müller's über den Rahmen der engeren Heimat hinaus. Das unlängst erst erschienene Buch des Archivars v. Zahn in Graz, „Steierisches Ortsnamenbuch", sammelt für dieses Land ein reiches, wohlgesichtetes Quellenmaterial.

Vor einiger Zeit hat man nun auch mit Kärnten begonnen. Es liegen uns zwei Schriften vor, worin der Archivar des kärntnerischen Geschichtsvereines, A. v. Jaksch, die Ortsnamen des genannten Landes in ihren ältesten Formen sicherzustellen und zu erklären versucht. Seine Berechtigung dazu hat Herr v. Jaksch sich durch achtjährige archivalische Arbeiten erworben, die insbesondere der Abfassung eines Ortsrepertoriums über die Urkunden des Geschichtsvereines gewidmet waren.

Allerdings sind in Kärnten die Schwierigkeiten besonders gross. Kärnten ist Grenzland und war wiederholt das viel heimgesuchte Durchzugsland kriegerischer Völker. Vierhundert Jahre herrschten hier die Römer. Nach Niederwerfung des Römerreiches liessen sich auf dem eroberten Boden deutsche Stämme nieder. Die Stürme der Völkerwanderung traten dazwischen, Turanier drangen aus dem pannonischen Tieflande herauf, dem Laufe der Drau und Save folgend und wiederholt die Cultur bis zur Vernichtung störend und zerstörend. Im Gefolge der Hunnen und Avaren kamen Slaven in's Land, welche mit den Baiern lange kämpften, dann sich vertrugen. Endlich setzte Karl der Grosse die Marken des Südostens fest und brachte Alles unter fränkische Oberherrschaft, welche später von den deutschen Kaisern beerbt ward. Wie weit kommt nun diese Geschichte in den Ortsnamen zum Ausdrucke?

Natürlich drängen sich in die vorderste Reihe, wie auf deutschem Boden üblich, die Kelten. Allein Herr v. Jaksch verhält sich gegenüber den sonst allgegenwärtigen „Kelten" sehr zweifelnd. „Wenn wir zunächst die Frage zu beantworten versuchen: welche geographischen Eigennamen im Lande verdanken wir den Kelten? so kommen wir dabei einigermassen in Verlegenheit. Man machte sich das früher ziemlich leicht. Man er-

klärte einfach alle Namen, welche in die nachkeltischen Sprachen nicht hineinpassten, für keltische, oder man nahm ein altkymbrisches, manchmal sogar ein gewöhnliches englisch-deutsches Wörterbuch zur Hand und deutete jeden Namen, der einen Gleichklang mit einem irischen oder englischen Worte verrieth, als keltisch." Auf solche Allotria lässt sich nun unser Herr Verfasser nicht ein, sondern er erklärt: „was nicht lateinisch, nicht deutsch oder slavisch ist, das bezeichne ich einstweilen als „vorrömisch", unbekümmert, welchem besonderen Stamme vielleicht später, bei weiterem Fortschritte wahrhaften Wissens, der betreffende Ortsname zu überweisen sein wird". Dieser vorrömischen Namen sind nun nicht viele; es werden als solche genannt: Kärnten, Karawanken, Tauern, ferner die Flussnamen Drau, Möll, Lieser, Gail, Glan, Gurk und Lavant.

Aber selbst unter diesen Namen sind einige, die vielleicht bei genauer Betrachtung aus einer der an Ort und Stelle lebenden Sprachen sich ableiten lassen. Wenn die Gurk (Kehle; aus einer Zeit, da durch das meist von zwei nahen Bergzügen wie ein Graben eingeschlossene Gurkthal auch noch die Römerstrasse führte) einen slovenischen Namen trägt, so kommen Lieser, Möll und Glan im alten Deutschland vor und es geht nicht an, hier überall „Kelten" zu vermuthen. Was den Namen Karawanken betrifft, so bildet bekanntlich diese hohe Gebirgskette mit nur wenigen und schwierigen Uebergängen nach Art des Jura oder der Pyrenäen eine ausgesprochene Naturgrenze. Auf viele Meilen hin sind die Karawanken die Scheidewand zwischen Kärnten und Krain. „Scheidewand" — das ist der rechte Ausdruck, und damit sind wir auch schon auf der richtigen Spur, denn „Wand" hängt mit „Wende" zusammen und „wandelbar" mit „wankelmüthig". Es hätte sich also im Worte „Karawanken" der alte Landesname Kar — aus welcher Sprache immer — und der Begriff der Wende, der Grenze, ergeben, also ganz ungezwungen: Kärntens Naturgrenze. Und da diese Grenze nicht von einem einzelnen Gipfel gebildet ist (wie beispielsweise die „Grewenze" im Norden, der Grenzstein zwischen Kärnten und Steiermark), so hat der Volksmund die Länge des Gebirgszuges durch die Mehrzahl ausgedrückt: „die Karawanken".

Wir folgen nun dem Herrn Verfasser zu den Ortsnamen aus der Römerzeit und theilen seine Verwunderung über die Spärlichkeit derselben, zumal wenn man die analogen Verhältnisse in Steiermark, Krain, besonders aber in Niederösterreich und Salzburg damit vergleicht. Soweit man bis jetzt sieht, hat sich nur ein einziger römischer Name in Kärnten bis auf unsere Tage lebendig erhalten. Es ist nach Herrn v. Jaksch der Name der Stadt Juenna im Südosten des Landes. Nach ihr sind das Jaunthal und der Jaunstein genannt. Sonst erinnert noch an die Römer der Name der Julischen Alpen und der lateinische Name des Gailthal, das im Mittelalter stets vallis Julia genannt wird. Die Römer haben Kärnten zumeist als Durchzugsland betrachtet und behandelt. Seine rauhen Höhen und sumpfreichen Thäler boten wenig Einladendes für sie, und als der Spiess umgekehrt ward und die Nordländer durch Kärnten nach Italien zogen, da waren wohl die echt römischen Ansiedler schon früher in ihre Heimat gescheucht, und die von ihnen in Dienstbarkeit gebrachten Urbewohner hatten sich schwerlich schon romanisirt; entweder gingen sie zu Grunde oder schlossen sich den nach Italien einziehenden deutschen Stämmen an, die Uebrigbleibenden aber bedienten sich ihrer ursprünglichen Ortsbezeichnungen. Welcher Sprache diese angehörten? Das ist freilich das grosse Räthsel. Wären es, wie Manche annehmen, wirklich „Kelten", d. h. den heutigen Iren und Walisern verwandte Stämme gewesen, so müssten an Bergen, Flüssen, Bächen, Gemarkungen, Ortschaften und Höfen deutliche Spuren ihrer Sprache haften. Das ist aber, wie wir gesehen haben, in Kärnten nicht der Fall. Und da die neuere Forschung in Tirol, Salzburg, den Erzherzogthümern und Steiermark zu den gleichen Ergebnissen gelangt, da überall die „Kelten" auf dem Rückzuge sind, wo nur immer das Licht der Wissenschaft auf sie fällt, so wäre es wohl an der Zeit, diese „grossen Unbekannten" aus den Lehrschriften in die Museen zu verpflanzen. Die vermeintliche Allgegenwart der Kelten ist ein Ueberrest aus der Zeit der französischen Vorherrschaft und wird mit der letzteren verschwinden.

Wie die Gegenwart in Kärnten Deutsche und Slaven findet, so ist es auch in der Vergangenheit, soweit immer unsere Quellen reichen. Die Auseinandersetzung zwischen den genannten beiden Völkern bildet nun den Haupttheil der Schrift des Herrn v. Jaksch. Er geht dabei mit jener Objectivität vor, deren Anerkennung einstweilen noch den slovenischen Heissspornen versagt ist. Umsomehr gebührt sie ihm von deutscher Seite. Denn unbeschriebene Blätter der Volksgeschichte gibt es in unseren Tagen nicht mehr, und wenn die Einen schweigen, so reden die Anderen um so mehr. Und so hatten auch slovenische Schriftsteller in aller Ruhe das Feld besetzt, indem sie, zumeist auf die Namen gestützt, verbreiteten, ganz Kärnten, ja noch weit darüber hinaus, sei einst slovenisch gewesen und nur durch Gewalt und Unterdrückung hätten sich die Deutschen grosser Landestheile bemächtigt. Und man weiss in Oesterreich, welche politische Folgerungen auf solche Fabeln aufgebaut werden! Eine uns vorliegende Schrift, welche allerdings aus älterer Zeit stammt, nennt die am Oberrhein erwähnten Nemeter das einzig wahrhaft deutsche Volk Germaniens, zu welchen erst später die Alemannen hinzutraten. „Es ist sehr möglich und sogar sehr wahrscheinlich, dass die Deutschen erst als Almanen in Deutschland einwanderten, die hier angetroffenen Slaven unterjochten und sich zum herrschenden Volke erhoben." Demgemäss werden als slavische Völkernamen erklärt: Helvetier, Tiguriner, Rauraker, Triboker, Treverer, Bataver, Friesen, Usipeter, Malliaken, Franken, Kimerier, Chauken, Fosen, Peuciner, Herminonen, Chatten, Sueven, Cherusker, Markomannen, Quaden, Hermunduren! Hermann der Cherusker ist ein Slave des Namens Staudacher. Eheu! Jam claudite vivos, pueri, sat prata biberunt!

Die Wahrheit ist, dass in Kärnten seit unvordenklicher Zeit Deutsche und Slaven nebeneinander wohnten,

„sive Sclavi vel Bagoarii“, wie die Bekehrungsgeschichte der Baiern und Kärntner erzählt. Die Karolingischen Herrscher, welche in diesen Ländern Ordnung schafften, verliehen Grund und Boden an Slaven wie an Deutsche. Seit dem IX. Jahrhundert lebten diese Stämme friedlich beisammen und wenn hier der eine und dort der andere Stamm Boden gewann, so war dies die Folge friedlicher Vorgänge, die örtlich verschieden waren. Doch soll auf diese mehr örtlich wichtigen Verhältnisse hier nicht näher eingegangen werden.

Von allgemeinerem Interesse ist, dass nicht wenige Ortsnamen Kärntens auf Niederlassungen von Sachsen und Franken deuten. Zu den ersteren gehören Sachsenburg im Bezirke Spital am Eingange des Möllthales, welches zu den Herrlichkeiten des Grossglockners führt, ferner Sachsenweg. Von Franken reden Frankenstein im Bezirke Völkermarkt, Franzendorf und Frantschach. Sogar von den Karolingischen Gewaltboten, von welchen bekanntlich auch die rheinische Familie Walpot von Bassenheim hergeleitet wird, ist in den Ortsnamen Waltendorf bei Klagenfurt, urkundlich Walpotendorf, eine Erinnerung erhalten. Das Weitere möge man nachlesen. „Hinweg mit den Fabeln!“ Das ist der Sinn der trefflichen Veröffentlichungen des Herrn A. v. Jaksch!

5. Herr Dr. **Martin Kříž** in Steinitz übersendet eine Mittheilung

Ueber Lehm- und Lösslager.

a) Begriff derselben.

Für den Archäologen, der sich mit den in den Schichten der letzten geologischen Epoche (Lehm und Löss) eingebetteten Resten menschlicher Hinterlassenschaft befasst, ist es gewiss von eminenter Wichtigkeit, zu erfahren, was man unter dem Lehm und dem Löss verstehe, wie sich beide bilden oder gebildet haben und in welchen Zeitabschnitt die Anhäufung der meisten Lehm- und Lösslager zu versetzen sei.

Wir wollen im Nachfolgenden auf Grund eigener, auf jahrelangen Untersuchungen sehr vieler derartiger Depôts beruhenden Erfahrungen, frei von allen vorgefassten Meinungen, in einfacher, verständlicher Form auf die obigen Fragen antworten.

Zu diesem Zwecke und behufs Vermeidung von Missverständnissen ist unbedingt erforderlich, unseren Begriff von Löss und Lehm zu entwickeln, ihn also nicht im Vorhinein als anerkannte These hinzustellen.

Treten wir in einen grösseren Ziegelschlag; zuerst besehen wir uns gründlich die Lehmwände und dann lassen wir uns mit einem der intelligenteren Ziegelstreicher in eine Unterredung ein, die in den meisten Fällen für den Forscher von recht lehrreichen Bemerkungen von Seite dieser schlichten Arbeiter begleitet zu sein pflegt.

Die senkrechte Lehmwand zeigt uns folgendes Profil:

a) Schwarze, humusreiche Lehmschichte.

b) Gelbe, durch eingeschlossene kleine Landschnecken weiss gesprenkelte, ungeschichtete Ziegelerde.

c) Sandiger Streifen mit kleinem Geschiebe.

d) Ungeschichteter, röthlicher Lehmstreifen.

e) Grauer Sand.

f) Bachgerölle.

g) Geschichteter Tegel.

Fragen wir nun den Arbeiter, welche von den angeführten Schichten er mit Löss bezeichnet, so wird er uns antworten: Keine. Der Name ist ihm unbekannt; der Arbeiter benennt die Schichten folgendermassen: Ackererde, gelbe Ziegelerde oder gelber Lehm, unbrauchbarer Sandstreifen, rothe Ziegelerde oder rother Lehm, Sand, Gerölle und Tegel.

Der Arbeiter benennt also die Schichten unseres Profiles genau so, wie wir dies angeführt haben; für ihn besteht der Unterschied zwischen Lehm und Löss nicht; er bereitet sich die für die Ziegelbereitung erforderliche und geeignete Masse aus allen drei Lehmsorten.

Indess wollen wir weiter mit dem Arbeiter calculiren; den Sand erklärt derselbe als für die Ziegelbereitung ungeeignet, weil er sich nicht kneten lässt; man kann ihn mit Wasser begiessen, in der Hand formen, wie man will, er wird nicht plastisch, er lässt sich zu einem Knollen oder einer Walze nicht kneten, er zerfällt; ja, er zerfällt auch dann, wenn man ihm Lehm beigemischt hat.

Der Arbeiter bestreut daher die Ziegelformen mit Sand, damit die nassen Ziegel nicht an den Wänden haften bleiben; der Sand dient ihm also als Trennungs- und nicht als Verbindungsmittel.

Aus Sand wird also nicht im Handumdrehen ein knetbarer Lehm (daher auch nicht der Löss).

Die Farbe des Lehmes aber entscheidet für die Qualität der Ziegel gar nichts; der Lehm, ob roth oder schwarz oder grau, ist knetbar und dies genügt dem Arbeiter, der nach Entfernung der Lösskindel daraus Ziegel bereitet; nur nennt der Arbeiter diesen Lehm fett, jenen mager; von dem ersten sagt er, er ziehe sich schön aus, von dem letzteren, er forme sich kurz und es sei rathsam, ihn mit Tegel zu vermischen, wo er dann fetter wird.

Das erste und wichtigste Erforderniss für den Begriff von Lehm (und Löss) ist also seine Knetbarkeit.

Verlassen wir jetzt den Arbeiter und wenden wir uns der Lehmwand zu und dies zunächst der gelben Ziegelerde; sie ist ungeschichtet; hie und da kommen Landconchylien vor (an anderen Orten fehlen sie).

Die Lehmwand ist vertical, theilweise zerklüftet; es lösen sich Stücke wie Holzscheite ab und fallen herunter; nach und nach bildet sich unten aus den abgelösten Stücken eine steile Lehne, die der Wand zur Stütze dient und sie zugleich vor weiterer Zerstörung schützt.

Indess diese Eigenschaft der verticalen Zerklüftung ist nicht der gelben Ziegelerde allein eigenthümlich; sie kommt auch der anders gefärbten Lehmpartie zu und tritt erst dann ein, wenn in dem Lehm- (Löss-) Lager sich durch Wegwaschung oder

Verarbeitung eine senkrechte Wand gebildet hat.

Die oft hervorgehobene Spaltbarkeit der Lösswände ist also keine charakteristische Eigenschaft des Lösses. Weiters nehmen wir feine, verticale oder schiefgehende Röhrchen wahr, deren Wände weisser Kalkstaub oder eine kohlige Schichte auskleidet; diese Röhrchen rühren von abgestorbenen Pflanzenwurzeln und Pflanzenfasern her; ihre Bekleidung vom Kalke oder abgestorbenen Pflanzenwuchse, aber auch diese Röhrchen kommen nicht allein in der gelben Ziegelerde vor, sondern wir treffen sie ebenfalls in dem rothen und in dem schwarzen Streifen an; auch diese gehören also nicht zu den charakteristischen Eigenschaften der gelben Ziegelerde (Löss); das Vorhandensein oder das Fehlen von Schnecken ist gar nicht massgebend, weil solche Einschlüsse von localen Umständen abhängen, hier vorkommen, dort wieder fehlen.

Worin besteht also der Unterschied zwischen der gelben Ziegelerde (Löss) und den Lehmarten? Nur in der Farbe — Löss ist einfach gelbe Ziegelerde.

Gewöhnlich tritt allerdings hiezu noch der Umstand, dass wir in dem Löss Reste diluvialer Thiere vorfinden, allein auch in den anders gefärbten Lehmschichten kommen solche Reste vor und dies meistens in den schwarzen, noch unter dem Löss liegenden oder den Löss selbst als Streifen durchsetzenden Schichten.

Ich verstehe also unter dem Worte „Löss“ eine gelbe Ziegelerde zum Unterschiede von der anders gefärbten, die ich als Lehm (rother, schwarzer u. s. w.) bezeichne.

Ackerkrume bildet die oberste Decke einer Löss- oder Lehmablagerung, die durch wiederholtes Umackern, Umgraben eine lockere Beschaffenheit erlangt hat; dieselbe hat gewöhnlich eine dunkelgelbe Farbe, oftmals ist sie ganz schwarz und bildet eine Humusschichte.

Solche Humusschichten kommen aber auch mitten in Lösslagern vor und weisen auf eine geringere Zufuhr von Lössstaub, auf ein feuchteres Klima und üppigeren Pflanzenwuchs hin [1]).

Die schwarzen Lehmschichten besitzen in der Regel grössere und verzweigtere Röhrchen als die gelben.

Die Ursache hängt eben mit der Umwandlung der gelben in die schwarze Farbe zusammen; diese letztere entstand und entsteht durch eine wuchernde, stärkere und tiefere Wurzeln besitzende Vegetation, die abstirbt und sich wieder erneuert.

Die rothe oder röthliche Farbe des Lehmes rührt vom Eisenoxyde her, das den Sand, aus welchem jener Lehm sich gebildet hat, schon in seinem ursprünglichen Lager roth gefärbt hat.

[1]) So fand ich in dem Lösslager bei Steinitz, in welchem ich 10 Schächte abteufen liess, eine 0·40 m mächtige Humusschichte unter einer Lössdecke von 7 m, bei Brünn in der Ziegelei Czerwinka's eine 1 m mächtige schwarze Lehmschichte unter 8 m hohem Löss; in dem Ziegelschlage des Sponder bei Mödritz (7 km südlich von Brünn) sind zwei dunkel gefärbte Lehmschichten mitten im Löss vorhanden.

b) Bildungsarten.

Die Beantwortung der Frage über die Löss- und Lehmbildung ist insbesondere im Laufe der letzteren Jahre Gegenstand zahlreicher Abhandlungen geworden, in denen die mannigfachsten Ansichten ausgesprochen, begründet, bekämpft und widerlegt wurden, wobei oft das Postulat wissenschaftlichen, würdevollen, ruhigen Tones nicht beachtet erschien.

Da ich mich mit der Prüfung dieser Ansichten hier nicht befassen kann, erscheint es vortheilhaft, die obige Frage folgendermassen zu vereinfachen: auf welche Weise konnten sich die Löss- und Lehmlager nicht bilden, worauf uns dann nur noch jene Wege verbleiben, auf denen ihre Bildung möglich war und möglich ist.

1. Die Löss- und Lehmlager sind nicht marinen Ursprunges.

Wir finden diese Depôts in Ebenen, auf Gehängen und auf Anhöhen; dieser Umstand kann jedoch gegen den marinen Ursprung nicht sprechen, denn dasselbe bezeugen uns ja auch die marinen Sande und Tegel. Die Lehm- und Lössablagerungen sind nicht geschichtet: indess besteht doch zwischen den verschieden gefärbten Streifen eine Schichtung; diese Streifen ziehen sich in bestimmter Mächtigkeit oft viele Meter weit (auf 100—200 m) und heben sich genau von ihrem Liegenden und Hangenden ab.

Auch bei marinen Sanden und Tegeln, besonders aber bei marinen Schotter- und Blockablagerungen, wird es oft sehr schwer, eine eigentliche Schichtung wahrzunehmen.

Aber die Einschlüsse in den Lehm- und Lösslagern bestätigen uns ihren terrestrischen Ursprung; wir finden in den meisten Landconchylien und sehr oft Reste von Säugethieren, die in der Nähe der Lehm- und Lösslager ehemals gelebt haben müssen.

Freilich könnte eingewendet werden, dass ja auch an den Ufern der pliocänen Meergewässer Landschnecken und Säugethierreste in den Schlamm gerathen und hier für unsere Zeiten aufbewahrt worden sind; indessen sind es seltene Fälle und die Einschliessung dieser Reste erfolgte nahe dem seichten Meeresufer; in unseren Lehm- und Lösslagern lassen sich aber die Säugethierreste und Conchylien auf weite Strecken verfolgen.

Nebst den Einschlüssen der Landthierreste finden wir aber auch Feuerstätten und menschliche Artefacte in den Lehm- und Lösslagern; Artefacte könnten allerdings durch fliessende Gewässer in's Meer geschwemmt und am seichten Ufer vom Schlamm bedeckt werden, aber Feuerstätten mit Aschenhaufen nicht; diese würden sich mit dem Wasser vermischen und kämen nimmermehr in ihrem ursprünglichen Zustande zur Absetzung; überdies verrathen die an den Gehängen und Anhöhen abgelagerten Lehme und Lösse, dass hier keine seichten Meeresufer hätten vorliegen können.

Wir finden oft in diluvialen Schwimmsanden tertiäre, wohlerhaltene Conchylien; diese sind aus ihren primären Lagerstätten (insbesondere Congerien- und Cerithiensanden) herausgeschwemmt und secundär abgesetzt worden.

2. Die Lehm- und Lösslager sind von hohen Fluthen der Flüsse und Bäche nicht abgesetzt worden.

Es ist gewiss eine sehr auffallende Erscheinung, dass sich in den Ebenen nahe den grossen Flüssen sehr wenige Lösslager befinden und dass wir sie an Anhöhen und an Gehängen wahrnehmen, die hoch über dem Niveau der vorbeifliessenden Gewässer liegen.

Untersuchen wir nur einige Fälle:

Die Ebene der March erstreckt sich bis zu den südlichen Abhängen des Marsgebirges und erreicht hier bei Gaya die Seehöhe 190 m.

Fünf Kilometer im Nordwesten von Gaya erhebt sich der wegen seiner petrographischen Zusammensetzung höchst merkwürdige Berg, genannt Veselý, mit 419 m (Block- und Schotterlager).

An dem südwestlichen Abhange dieses Steinblocklagers breitet sich die Ortschaft Stražowitz aus, und an dem östlichen Ende derselben ist ein Lösslager bei der Seehöhe 350 m aufgeschlossen.

Dieses Lösslager besitzt die Seehöhe . .	350 m
die vorgelagerte Marchebene, dann der bei Gaya vorbeifliessende Stupawabach dagegen die Seehöhe	191 „
sonach weniger um	159 m

Wenn dieser Löss, der sich übrigens an dem ganzen Südabhange der Ortschaft bis in die Ebene herabzieht, durch Flussgewässer abgesetzt worden wäre, so hätten die Fluthen desselben mindestens die Höhe von 159 m erreichen müssen; dies ist eine reine Unmöglichkeit.

Vergleichen wir mit diesem typischen Löss bei der eben erwähnten Ortschaft die in den grossen Ziegeleien im Westen von Göding aufgeschlossenen quartären und tertiären Gebilde.

Das zur Ziegelbereitung verwendete Material wird aus 4 m tiefen Gruben ausgehoben, deren senkrechte Wände das folgende Profil bieten:

a) Ackererde	0·40 m
b) dunkel gefärbter, mit Lehm verm. Sand	0·30 „
c) tertiäre sandige Straten	0·50 „
d) tertiäre horiz. abgelagerte Tegelschichten	3·00 „
zusammen . .	4·20 m

Diese Ziegeleien liegen von der March nur 1½ km entfernt und über dem jetzigen Wasserspiegel dieses Flusses nur 19—20 m erhoben, und **dennoch ist hier keine Spur von Löss vorhanden**, während auf den Gehängen, die von der Marchebene ansteigen, mächtige Lösslager 150 m hoch über dessen Niveau abgesetzt erscheinen.

Dies ist für die Erkenntniss der Lössbildung gewiss höchst belehrend und überzeugend.

Bei Brünn kommen die Lösslager bis zur Seehöhe von	250 m
vor; die vorgelagerte Schwarzawaebene, welche ebenfalls oft von den angeschwellten Flüssen (Schwarzawa und Zwittawa) überschwemmt wird, hat die Seehöhe von	200 „
es liegen also die Lösse	50 m

höher, während sie in der Ebene nicht vorkommen.

Das Anschwellen unserer Brünner Flüsse Schwarzawa und Zwittawa zu dieser Höhe gliche der Bucht des tertiären Meeres; dann müssten aber zu der Seehöhe 250 m zuerst die südmährischen, die österreichischen, die ungarischen Ebenen mit Gewässern angefüllt worden sein, bevor bei Brünn jene Meeresbucht sich hätte bilden können.

An der Westseite der Ortschaft Lösch (eine Stunde östlich von Brünn) erheben sich die Lösslager bis zur Seehöhe von	350 m
während der eine halbe Stunde im Osten gelegene Říčkabach die Seehöhe von	242 „
besitzt und sonach tiefer liegt um . . .	108 m

Konnten diese Lösslager durch die angeschwellten Bachgewässer abgesetzt worden sein?

Die Ortschaft Klentnitz liegt im Norden von Nikolsburg auf dem südlichen Abhange der Pollauer Berge; diese erheben sich über dieser Ortschaft zur Seehöhe von	437 m
die mittlere Seehöhe von Klentnitz ist . .	334 „
also liegt der gleich hinter der Ortschaft gelegene Rosensteinberg höher um . . .	103 m

Von der Süd- bis zur Nordseite von Klentnitz zieht sich eine mächtige Lösslagerung hin, in welcher die dortigen Weinkeller ausgehoben sind.

Die mittlere Seehöhe dieser Lössablagerung beträgt	334 m
jene der im Osten vorgelagerten Ebene der Thaya beträgt dagegen	164 „
also liegt der Löss höher um	170 m

Konnte die angeschwollene Thaya den Löss abgesetzt haben?

Ich glaube, diese vier Beispiele reichen zur Begründung unserer aufgestellten Behauptung hin.

Ich will aber nicht in Abrede stellen, dass, wenn die Gewässer eines angeschwellten Flusses gestaut werden oder wenn der Fluss ein sehr geringes Gefälle besitzt, die den Schlamm bildenden Bestandtheile sich absetzen und Löss erzeugen können. Der Schlamm, den die angeschwellten Gewässer tragen, rührt ja zumeist von den an den Gehängen und auf Feldern abgesetzten Löss- und Lehmdecken her; die Regen- und Schneegewässer spülen diese Bestandtheile weg, tragen sie in den Bach, die Bäche in die Flüsse und so erscheint in dem Schlamme der Lehm und Löss suspendirt; er wartet auf die Absetzung. Wird er mit Sand und Gerölle abgelagert, so büsst er seinen ursprünglichen Namen ein, wird er durch gestaute Gewässer oder bei sehr geringem Gefälle abgesetzt, so kann er wieder als Lehm oder Löss zum Vorschein kommen. Mir ist ein solcher Fall nicht bekannt; von den von mir untersuchten Lehm- und Lösslagern verdankt aber kein einziges dieser Bildungsart (fluviatile) die Entstehung[1]).

[1]) Meine Untersuchungen erstrecken sich auf eine grosse Anzahl Lehm- und Lösslager, aber blos in Mähren; auf die Vorkommnisse in anderen Ländern wolle der Leser aus eigener Wahrnehmung schliessen. Bezüglich der von grösseren Flüssen abgesetzten Ablagerungsmassen wolle er näher untersuchen:

a) Das sogenannte Ueberschwemmungsgebiet am linken Ufer der Donau bis zum Kaisermühlendamme; er wird hier

3. Ob denn die Lehm- und Lösslager nicht durch Spülwässer abgesetzt worden waren?

Die meteorischen Niederschläge trachten, dem Gefälle entsprechend, die tiefste Stelle einzunehmen. Bei geringem Gefälle fliessen sie langsam und hinterlassen dann wenig Spuren. In einer Ebene mit geringem Gefälle werden die Niederschläge weder tiefe Wasserrisse erzeugen, noch viel Schlamm absetzen, aber dies unter der Voraussetzung, dass sich zu ihnen nicht aus höher liegenden Gegenden kommende Gewässer gesellen.

Stürzen die Niederschläge, welche noch nicht ein bestimmtes Bach- oder Flussbett erreicht haben und die wir also Spülwässer nennen wollen, von schroffen Gehängen herab, dann verursachen sie Wasserrisse, nehmen viel Detritus mit, lagern ihn aber nicht an den schroffen oder steilen Gehängen ab, sondern tragen ihn in das Thal, in die Ebene und setzen ihn erst da ab, wo ein geringes Gefälle dies gestattet.

Wenn wir daher an solchen schroffen und steilen Gehängen Lehm- und Lössablagerungen finden (und dies ist sehr oft der Fall), dann müssen wir mit voller Bestimmtheit erklären, dass sie von Spülwässern nicht abgesetzt werden konnten; wenn dem aber so ist, wie sind dann diese Lehm- und Lösslager entstanden? Da gibt es eben nur die nachfolgende Bildungsart, die uns deren Provenienz erklärt.

Sehr viele Lehm- und Lösslager sind in ehemals bestandenen Schluchten, welche sich am Fusse eines steilen Abhanges befanden, abgesetzt worden; sie füllten nach Art der Schneeverwehungen diese Schluchten aus.

Das Gefälle in solchen Schluchten ist in der Regel so gross, dass Spülwässer nie in der Lage gewesen wären, dieselben mit feinem Schlamme auszufüllen, sondern dass sie eher solche Schluchten noch vergrössert und vertieft hätten; die in diesen Schluchten abgelagerten Lehme und Lösse können also nicht von Spülwässern herrühren, sie können nicht pluviatilen (pluvius) Ursprunges sein.

Dennoch können die Spülwässer Lehm- und Lösslager erzeugen, und zwar bei gestauten Gewässern, dann bei langsam herabrieselnden Wässerchen am Fusse der Gehänge, wo sie das Gefälle einbüssen. In meiner Abhandlung über die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit („Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt“ 41, S. 499) theilte ich mit, dass in dem unter dem Eingange der Kulna ausgehobenen Felde in einer Tiefe von 3 m das Kalkgerölle aufhörte und gelbem Lehm (einem wahren Löss) Platz machte. Dies war die Folge gestauter, durch die Schlote in die Kulna herabkommender Gewässer; es haben also die Spülwässer an den Gehängen die feinen Lehmbestandtheile herausgewaschen und mit dem Kalkgerölle in die Kulna herabgetragen; die Stauung der Spülwässer hatte aber zur Folge, dass sich das Gerölle früher abgesetzt hat als der feine Schlamm, der erst unter dem Eingange zu Boden sank,

Wenn wir während eines mässigen Regens die Felder, welche ein geringes Gefälle besitzen, besuchen, werden wir wahrnehmen, wie das schlammige Wasser zwar langsam, aber continuirlich sich herabdrängt und hier am Fusse (wo das Gefälle aufhört) eine Lache bildet, in welcher der Schlamm abgesetzt wird. Nach kurzer Zeit trocknet der Schlamm ein, wobei die Kruste in ein Netz von Vielecken zerfällt. Dies geschieht nach einem Regen; diese Regen wiederholen sich aber oft und es bildet sich nach und nach eine Schichte feinen, meist gelben, knetbaren Lehmes (Lösses), in welchem auch herabgespülte Schnecken nicht fehlen.

Welche Wirkungen aber Spülwässer bei Platzregen oder wo sie ein stärkeres Gefälle haben, zu erzeugen vermögen, weiss Jeder aus eigener Erfahrung; solche Spülwässer vernichten bestehende Lösslager, bilden aber keine neuen.

4. Die Lehm- und Lösslager sind zumeist durch die Winde zusammengetragen worden.

Nun sind wir also schrittweise bei der eigentlichen Bildungsart der Lehm- und Lösslager angelangt, nämlich bei den den Lehmstaub in der Luft von einem Orte zu dem anderen fortbewegenden Winden, d. h. also bei der subaërischen oder äolischen Bildungsweise.

Wir wollen jedoch wieder mit dem Leser zuerst Beobachtungen anstellen, um uns zu überzeugen, ob denn wirklich die Winde im Stande sind, Lehm und Löss zusammenzutragen, wann und unter welchen Bedingungen dies geschieht.

Während ich dieses schreibe, herrscht eine grosse Dürre in der Umgebung meines Domiciles (Steinitz, 6. September 1893); seit mehreren Monaten hat es nicht ordentlich geregnet; die Bäche sind versiegt, die Brunnen zumeist wasserleer, das Laub an den Bäumen ist gelb und welk geworden, das Kraut an den Erdäpfeln wie abgebrannt; es herrscht grosse Noth an Viehfutter. An den Strassen, an den Feldwegen liegt

---

feinen Sand, kleines und grösseres Flussgerölle finden, aber keinen Löss, und dennoch wird dieses Terrain regelmässig überschwemmt und setzt die angeschwellte Donau einen Theil ihres gelben Schlammes hier ab. *b)* Die von der March überschwemmten Gebiete. Von der Station Göding führt nach Holicz eine Localbahn; über die March am Südende Gödings führt eine Eisenbrücke; hinter dieser, also knapp am Bahnkörper, ist eine viereckige, lange und breite Grube ausgehoben; das Liegende bildet hier Tegel und das Hangende auf 0·40 m aus Sand durch Pflanzenwurzel umgebildete Ackerkrume; Löss ist aber nicht da. *c)* An der Thaya bei Muschau und Wistonitz kommt an dem überschwemmten Terrain Sand und Gerölle, aber kein Löss vor; dagegen sind die Brauhauskeller von Wistnoitz in dem am Fusse der Pollauer Berge abgelagerten Lösse ausgehoben. *d)* In Brünn ist eine Gasse, genannt Lehmstätte; dieselbe führt von Altbrünn in den Schreibwald und liegt am Fusse des gelben Berges (an seiner Südseite); während nun hier an dem jetzt allerdings durch die Häuser verdeckten Südabhange des Gelben Berges, 30 m hoch über dem Niveau der Schwarzawa, ein schöner Löss in bedeutender Mächtigkeit abgelagert erscheint, wird man ihn erfolglos an den Ufern dieses Flusses oder in deren Nähe suchen. Am 7. October 1893 waren in der Nähe der Bauer'schen Zuckerfabrik an mehreren Orten Stollen offen, aus denen die Lagerung der Schichten gut zu entnehmen war. Oben lag auf 0·40 m durch Umarbeitung und Düngung aus sandigem Boden entstandene Ackerkrume mit feinem Gerölle, darunter Flusssand und Flussgerölle. *e)* In der Bečvaebene bei Prerau wird man auch den Löss nicht finden, obzwar derselbe bei dem nahen Předmost in grosser Mächtigkeit auftritt.

eine solche Masse Staub, dass, wenn ein Wagen fährt oder eine Viehheerde einhergeht, ganze Wolken sich erheben und vom Winde weggetragen werden.

Wohin werden sie weggetragen? Weithin? Nein — zum nächsten Abhange, dahin, wo der Wind seine Tragkraft verliert.

Dieser Staub also, den die Winde an der nächsten geeigneten Stelle absetzen, ist in Folge der Trockenheit und Wärme, sowie Zerreibung durch Wagen, Vieh und Menschen entstanden.

Betrachten wir im Frühjahre die im Herbste umgestürzten Felder; die grossen Schollen, welche das Feld bedeckten, sind im März nach dem Abschmelzen des Schnees zerfallen, feiner, trockener Staub breitet sich über das Feld aus, und ist das Frühjahr trocken und windig, dann bilden sich förmliche Wirbel feinen Staubes auf dem Felde. Dieser wird fortgetragen; wohin? Zum nächsten Felde, das an einem Gehänge liegt, oder in die nächste Schlucht.

Diesen Staub erzeugte wieder Feuchtigkeit, Kälte und Trockenheit; im Herbste drang in die Poren des Schollens Feuchtigkeit hinein; im Winter bildete sich daraus Eis; Eis und Lehm bildeten zusammen einen festen Klumpen. Im Frühjahre sprengte das Eis die Lehmbestandtheile auseinander, der Schollen zerfiel in kleine Stücke, diese in Staub.

Die im Frühjahre herrschenden Winde sind oft eine furchtbare Geissel für den Landwirth. Die feinen Wurzeln des im Herbste gesäeten Kornes und Weizens werden von ihrer Bedeckung entblösst und trocknen ein; oft geschieht es, dass der von den Feldern durch Winde fortgetragene Staub die Furchen tiefer liegender Felder ganz ausgefüllt hat; ja einmal war bei Ostrovánek ($1^1/_2$ Stunden südwestlich von Steinitz) ein Hohlweg 1 m hoch mit feinem Staube vertragen. Die staubführende Thätigkeit der Winde kann man deutlich im Winter und im Frühjahre am Schnee beobachten.

Ich habe mir zu diesem Zwecke eine im Süden der Ortschaft Steinitz gelegene, ganz isolirte Höhe erwählt.

Nachdem der Schnee von der Spitze der Anhöhe abgeschmolzen war und sich trockene Tage eingestellt hatten, bedeckte sich der Schnee am Fusse der Anhöhe mit einer staubigen Hülle, welche mit der Zeit zunahm.

Ich nahm den auf der Quadratfläche eines Meters liegenden Staub sammt einer darunter liegenden Schneepartie und liess zu Hause den Schnee abschmelzen; nachdem der zurückgebliebene Brei getrocknet war, stellte sich heraus, dass es ein Lehmstaub sei und 40 cm³ betrage; bei einer zweiten im selben Jahre vorgenommenen Probe brachte ich 20 cm³ und bei einer dritten Probe desselben Jahres 60 cm³ nach Hause; dies wiederholte ich in fünf nacheinander folgenden Jahren. Das Resultat war folgendes:

Im ersten Jahre	durchschnittlich	. .	40 cm³
„ zweiten „	„	. .	20 „
„ dritten „	„	. .	36 „
„ vierten „	„	. .	38 „
„ fünften „	„	. .	28 „
	zusammen	.	162 cm³

durchschnittlich also pro Jahr 32 cm³.

Hieraus also folgt, dass die Winde von der Anhöhe Staub wegtragen und hiemit eine Quadratfläche von 1 m mit 32 cm³ bedecken konnten.

Unter gleichen Umständen könnten sich also absetzen in:

10	Jahren	. . .	320 cm³
100	„	. . .	3.200 „
1.000	„	. . .	32.000 „
10.000	„	. . .	320.000 „
100.000	„	. . .	3,200.000 „

oder eine Säule von 3·2 m Höhe.

Sollen nun diese Daten etwa zu einer Chronologie der Lösslager dienen? Gar nicht; sie sollen uns nur nachweisen, dass Winde im Stande sind, innerhalb eines Jahresabschnittes ein bestimmtes Quantum von Lehm- oder Lössstaub an geeigneten Punkten in der Nähe des Ursprungsortes abzusetzen.

Recht auffallend erscheint aber die transportirende Thätigkeit der Winde bei solchen Lösslagern, die ganz isolirt stehen, auf denen also die Spülwässer gar kein Gefälle haben oder hatten.

5. Das Material hiezu gab die Umgebung her.

Die Frage nach dem Materiale, aus dem der Lehm und der Löss entstanden ist, erscheint von nicht geringer Bedeutung; es ist bekannt, dass man den Löss einerseits mit dem Schlammproducte aus Gletschern, andererseits mit von weither durch Winde getragenen Staubmassen, die wie Wolken kamen, in Verbindung brachte.

Ich bin weit entfernt, mich in eine Discussion dieser Fragen einzulassen; ich theile lieber abermals meine Beobachtungen mit, von deren Richtigkeit sich jeder Forscher überzeugen kann.

Die von mir untersuchten Lehm- und Lösslager sind ein Product der Winde, aber diese Winde haben das Material nicht aus der Ferne zusammengetragen, sondern aus der nächsten Umgebung; in jedem solchen Depôt konnte ich kleines Geschiebe wahrnehmen, das mir den Weg zu der Ursprungsstelle zeigte, auf der der Lehm oder Löss zur Reife kam, um später vom Winde weggefegt zu werden.

Während des Aufbauens eines solchen Lagers durch die Thätigkeit der Winde geschah es oft, dass Spülwässer von den nahen Gehängen Geschiebe mitbrachten und in den Löss einlagerten; solche durch Spülwässer zeitweise abgesetzte Producte treten uns entweder als Nester oder als schwache Schichten entgegen; auch Sturmwinde vermochten nebst Staub Steingeschiebe abzulagern.

Beispiele: In dem Lösshügel bei Předmost kamen Kalksteinfragmente und kleines Grauwackengeschiebe vor, bei Steinitz Brocken von Eisen- und Sandsteinen, bei Stražovic Eisensteine, in Altbrünn roth gefärbter Detritus vom Unterdevon, bei Archlebau Sandstein, bei Křenovitz Leithakalk, in Seelowitz und Laučitz Leithakalk u. s. w.

Zur Bildung der von mir untersuchten Lehm- und Lösslager gaben das Material Sande, und zwar tertiäre und Jurasande, nebst Tegel her; in den meisten

Fällen waren es jedoch tertiäre Sande, die in der Nähe der Lösslager entweder jetzt noch sich ausbreiten oder die ehemals hier abgesetzt und später weggeschwemmt waren, von denen man jedoch hie und da Reste vorfindet.

Indess ist hiebei wohl zu merken, dass es gefehlt wäre, die Bildung der Lösslager aus diesen sandigen Vorrathskammern sich so vorzustellen, als hätte es nur der Bewegung des Windes bedurft, um von dieser Stelle den feinen Sand aufzuheben und auf einer anderen ihn schon als Löss abzusetzen; Sand bleibt Sand, mag man ihn da oder dort deponiren; der Sand muss zuerst einen mechanischen und chemischen Process durchmachen, ehe aus ihm Lössstaub wird; er muss reifen[1]).

Sehr instructiv in dieser Richtung ist das Ausheben von Fahrwegen im sandigen Boden oder das Erweitern dieser Fahrwege.

Wenn im Herbste ein solcher Fahrweg ausgehoben oder wegen Erweiterung desselben die Wände frisch abgegraben werden, so wird hiedurch die Sandschichte entblösst; man mag eine Partie einer solchen Sandschichte mit Wasser vermischen und dann kneten, wie man will, plastisch wird die Masse nicht; es fehlt den kieselsaueren Körnern der bildsame, sie verbindende Thon. Die sandige Wand unseres Feldweges hat eine weisse oder grauweisse Farbe: wenn wir jedoch im Frühjahre diese Sandwand untersuchen, so werden wir wahrnehmen, dass ein gelber Anflug die Sandwand überzogen hat; wird dieser Anflug angefeuchtet, so erhält man eine schon etwas knetbare Masse; der Sand reifte zum Löss heran.

So musste also der Sand auf den Vorrathskammern eine Aenderung erleiden, die durch Luft, Feuchtigkeit, Wärme und Kälte bewirkt wurde; hieraus aber können wir schliessen, dass die Bildung der Löss- und Lehmlager nur langsam hat vor sich gehen können.

6. Bildung des Lehmes und Lösses an Ort und Stelle ohne Transport durch Wind oder Wasser.

Diese Bildungsweise ergibt sich eigentlich aus dem früher Gesagten von selbst; indess glaube ich, wird es nicht schaden, an zwei Beispielen diese Entstehung des Lehmes und Lösses vorzuführen.

Wenn in einem Thale eine feuchte Wiese aufgerissen, d. h. zum ersten Male umgeackert wird, so nehmen wir wahr, dass die obere Lehmschichte oft zu $^1/_2$—1 m Tiefe ganz schwarz ist und dass unter ihr ein unfruchtbarer Sand- und Tegelboden liegt. Diese Lehmschichte, in unserem Falle Humusschichte, entstand durch die Verwesung von Pflanzen und ihrer Wurzeln an Ort und Stelle (in situ).

Je reichlicher die Pflanzen oben wucherten, desto mehr ging der ursprüngliche Sandboden in Lehm, dann in Humus über; je tiefer die Wurzeln sich einsenkten, desto mehr lockerten sie den Sand, desto mehr wirkten sie auf jene Umbildung zuerst in gelben Lehm (Löss), dann dunkelgelben Lehm und schliesslich auch Humus.

Es gibt noch viele Flächen bei uns, die im Kataster als unproductiv eingetragen sind und die die Leute mit dem Ausdrucke Heideflächen bezeichnen; es sind dies in der Regel mehr oder weniger steile, mit Gras spärlich bewachsene Gehänge oder ganze Anhöhen.

Betrachten wir die Umbildung einer solchen unproductiven Heidefläche zu einem productiven Boden.

Die Grasdecke wird aufgerissen, das Feld umgearbeitet, loser, grauweisser Sand bedeckt das ganze Feld. Der Besitzer betrachtet traurigen Blickes die Resultate seiner mühsamen Arbeit; der Boden ist unfruchtbar.

Indess darf er nicht verzagen; aus Erfahrung weiss er, dass nach einigen Jahren ein solcher Boden dennoch, selbst ohne Düngung (mit Düngung geht es allerdings früher), ertragsfähig wird.

Wird der sterile Boden jährlich mindestens zweimal umgeackert (im Frühjahre und Herbste — gewöhnlich setzt man Erdäpfel in solchen Boden), so ändert sich nach einigen Jahren die Farbe und die Beschaffenheit desselben; es bildet sich eine Ackerkrume.

Die zuletzt angeführten zwei Arten der Lehm-, Löss- und Humusbildung sind für die Bodencultur von der grössten Wichtigkeit (daher agriculturelle Bildungsart): aber die von uns angeführten Lösslager sind auf diese Weise nicht entstanden.

Die Bildung der Lehm- und Lösslager ist also auf nachstehende Arten erfolgt:

α) durch Flüsse und Bäche (fluviatile Bildungsart),
β) „ Spülwässer (pluviatile Bildungsart),
γ) „ Winde (äolische Bildungsart),
δ) „ chemische und mechanische Umwandlung in situ und Bearbeitung des Bodens (agriculturelle Bildungsart).

Die meisten Lösslager sind jedoch ein Product der Winde.

c) Bildungszeit.

Löss und Lehm bilden sich fortwährend und werden sich auch in Zukunft so lange bilden, als atmosphärische Einflüsse auf die Zersetzung der Steinarten und ihre Umsetzung durch chemischen und mechanischen Process einwirken werden.

Wenn wir jedoch eine grössere Anzahl Löss- und Lehmlager untersuchen, so werden wir finden, dass, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die gelbe, plastische und compactere Ziegelerde (Löss) von einer mehr lockeren, stark porösen, braun oder schwarz gefärbten Lehmerde überdeckt erscheint.

[1]) Alle mährischen Sande (tertiäre, Kreide-, Jura-, Grauwacken- u. s. w. Sande) sind von mergeligen (thonig-kalkigen) Straten oder Nestern durchsetzt oder besitzen mindestens thonig-kalkige Bestandtheile in ihrem Gefüge. Der Ausdruck Sande ist im weiteren Sinne zu nehmen. Feste Conglomerate, harte Steinarten verwittern, zerfallen in Grus, dieser in sandigen Detritus, aus welchen die feinen Bestandtheile herausgewaschen, an geeigneten Orten abgesetzt oder von Winden vertragen werden.

In den meisten Fällen verdanken aber unsere Lehm- und Lösslager das Material, aus dem sie gebildet wurden, den tertiären Sanden.

Der Grund, warum die obere, den Löss überlagernde Schichte jene lockere Beschaffenheit besitzt, liegt darin, dass dieselbe jüngeren Datums ist und dass stärkere Wurzeln wuchernder Pflanzen sie fortwährend durchsetzten, von deren Absterben auch die dunklere Färbung herrührt.

Es werden sich seltene Fälle constatiren lassen, in denen wahrer Löss in der historischen oder postdiluvialen Zeit in grösserer Mächtigkeit sich abgelagert hätte.

Von Mähren führe ich nachfolgende von mir beobachtete Fälle an:

A. An der Südseite von Gaya (Südost-Mähren) ist eine der Stadtgemeinde Gaya gehörige Ziegelei aufgeschlossen, deren 160 Schritte lange Südwand am 25. Juni 1893 nachstehendes Profil darbot:

α)	Schwarze Humuserde	0·50 m
β)	Gelbe Ziegelerde (Löss)	0·40 „
γ)	Sandig-tegelige Straten	1·00 „
δ)	Rother Sandstreifen	0·10 „
ε)	Sand und Tegel gemischt	0·80 „
	zusammen .	2·80 m

In der Lehmwand waren damals fünf sogenannte Wohngruben aufgeschlossen; diese durchfuhren jedoch nicht die gelbe Lehmschichte (Löss), sondern waren von ihm sowie von der schwarzen Humusschichte überlagert; die oberen zwei Schichten α und β waren ungestört und mussten erst nach der Aushebung der Gruben sich gebildet haben.

Die Zeit der Bildung solcher Wohngruben fällt in die prähistorische, nicht in die diluviale Zeit; ich fand Scherben von rohen, mit der Hand geformten Thongefässen, Knochen von Pferd, Rind, Ziege, Schaf, Schwein und Hund, Spinnwirtel und Knochenartefacte.

B. Von Steinitz auf der Westseite, 1/2 Stunde entfernt, liegt die Ortschaft Archlebau; daselbst sind mächtige Lösslager theils aufgeschlossen, theils nur bei Brunnengrabungen sichergestellt.

Auf der Ostseite dieser Ortschaft im aufgeschlossenen Lösse, aus dem die dortigen Bewohner für den Hausbedarf Lehm abgegraben haben, traf man ein Grab aus der Bronzezeit (Hallstatt-Periode) an.

Den Leuten der Umgebung meines Domicils ist es bekannt, dass ich für gefundene Knochen nur dann eine Entlohnung gebe, wenn die Knochen nicht ausgehoben, sondern in situ so lange belassen werden, bis ich ankomme und den Fundort genau untersucht habe.

Hier fand ich nun, dass der Leichnam, von dem allerdings nur noch wenige Knochen verblieben waren (die übrigen verschwanden nicht etwa durch heimliches Entwenden derselben, sondern durch Zersetzung), in ein seichtes (0·80 m tiefes) Grab gelegt war und hierauf dieses Grab mit vermischtem Materiale verschüttet wurde.

Das Profil des Grabes war genau von dem intacten Löss kenntlich.

Ueber diesem Grabe nun hat sich seit seiner Verschüttung eine 0·50 m mächtige Lössdecke gebildet.

Indess die eigentlichen Lösslager, wie wir sie in aufgeschlossenen Ziegelschlägen wahrnehmen, rühren unzweifelhaft aus der Diluvialzeit her; in den meisten finden sich zur Bestätigung dieser Behauptung Reste der diluvialen Thiere [1]).

Wenn der Forscher ein ausgedehntes, aufgeschlossenes Lösslager in der Nähe hat, das er jahrelang besuchen und untersuchen kann, wenn er in der Lage ist, daselbst Reste von grösseren und kleineren Thierarten zu sammeln, und wenn die in dem Lösslager beschäftigten Arbeiter dahin belehrt werden, auf Thierreste aller Grössen, ja auf alle etwas auffälligen Erscheinungen zu achten und den nahe domicilirenden Forscher nach Bedarf herbeizurufen, dann wird ein solches Lösslager zu einem wahren Archive für den Geologen und Urgeschichtsforscher, wie es die mährischen Höhlen Kulna und Kostelik für mich waren [2]); dann wird er dieselbe Aufeinanderfolge jener Thierarten antreffen, die ihm (wie unsere Höhlenfunde) die Ueberzeugung förmlich aufdrängen, für die Diluvialzeit nachstehende Abschnitte anzunehmen:

a) präglacialer Abschnitt,
b) glacialer Abschnitt,
c) postglacialer Abschnitt (Steppenzeit) [3]).

Bei Lösslagern, denen man nur gelegentliche Besuche abstatten kann oder wo man nur zeitweise Grabungen und Beobachtungen vorzunehmen in der Lage ist, glückt es oft, wichtige Funde zu erhalten, aber die Aufeinanderfolge der Faunen wird sich nur in sehr günstigen Fällen sicherstellen lassen.

Ich habe in der Nähe meines Wohnortes (Steinitz) einen grösseren Ziegelschlag, den ich seit mehr als 20 Jahren zu besuchen pflege; von jedem Funde, von jeder auch nur etwas ungewöhnlichen Erscheinung werde ich sofort von den Arbeitern verständigt.

Nebst den senkrechten Lehmwänden, welche natürlich jedes Jahr nach dem Stande der vorgenommenen Ziegelarbeiten immer frische Profile darbieten, konnte ich noch 10 von mir abgeteufte Schächte untersuchen; ich kann mit vollem Grunde die nachfolgenden Resultate als richtig bezeichnen:

Der Löss bedeckt hier an der Westseite mächtige, vom Bachbette abgesetzte Schwimmsande und zu unterst theilweise auch Bachgerölle.

Das Bachgerölle ist taub, knochenfrei, azoisch; die untere Partie der Schwimmsande (6·80 m) präglacial, der obere Theil derselben (2·50 m) glacial und der Löss (2·50 m) postglacial (Steppenzeit).

Der östliche Theil des Lösslagers aber ruht nicht auf Schwimmsanden, sondern auf geschichtetem Tegel; der Löss ist hier 11 m mächtig und von einer blos 0·30 m starken Ackerkrume bedeckt.

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung: Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, Bd. XLI, S. 525, und Bd. XLII, S. 588).

[2]) Siehe „Jahrbuch", Bd. XLI, S. 490—502, 523—537, 540—542, und Bd. XLII, S. 566—613.

[3]) In den Höhlen fanden wir überdies mächtige knochenfreie, also taube Ablagerungen, welche uns zwangen, einen azoischen Abschnitt anzunehmen; über das Aequivalent dieser Schichten ausserhalb der Höhlen werde ich später und anderwärts berichten.

Von diesen 11 m entfallen:

auf die präglaciale Zeit	6·30 m
auf die glaciale Zeit	2·20 „
auf die postglaciale Zeit	2·50 „
zusammen . .	11·00 m

Von den ausgehobenen Thierresten nenne ich hier blos die charakteristischer Thierspecies, und zwar für die obere (postglaciale) Schichte: Lagomys pussilus, Cricetus phaeus, Cricetus frumentarius, Spermophilus citillus, Arvicolen; für die mittlere (glaciale) Schichte: Cervus tarandus, Canis lagopus, Lepus variabilis, Myodes torquatus, Lagopus alpinus und albus; für die untere (präglaciale) Schichte: grosse Gras- und Fleischfresser, die in spärlichen Resten auch in den oberen Schichten vertreten waren, in der unteren jedoch vorwalteten: Elephas primig., Rhinoceros tichor., Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel.

In Předmost (S. 46, Bd. XXIV dieser Mittheilungen) war die 1·90 m unter der Oberfläche liegende Culturschichte gewiss glacial; die in meinem Schachte 9 m tief unter dieser im Lösse eingebettet gewesenen Reste von Ursus spel., Equus caball. und Elephas primig. müssen wir demnach dem glacialen Abschnitte zuweisen, da wir sonst ohne allen Grund auch diese 9 m mächtige Lössschichte mit der glacialen Culturschichte verbinden müssten.

Hier sehen wir, wie langsam sich der Löss hat bilden müssen, wenn seit jener längst verflossenen Zeit, in der arktische Thiere bei uns ihr Heim gefunden haben, nur eine 1·40 m mächtige Lössdecke und eine 0·50 m starke Ackerkrume sich hat absetzen können, und welch' einer geraumen Zeit es bedurft hatte, bevor die unter der Culturschichte liegende 9 m mächtige Lösspartie sich abgesetzt hat.

Wir sehen also, dass sich Löss in allen den genannten Abschnitten der Diluvialperiode gebildet hat und dass dessen Bildung nicht an eine bestimmte Phase derselben gebunden war, wie viele Forscher behaupten.

Was den Windschatten anbelangt, in welchem die meisten Lösslager abgesetzt wurden, so hängt diese Frage mit jener über das Klima zusammen und soll hier seinerzeit näher besprochen werden.

So viel ist sicher, dass die meisten und ausgedehntesten Lösslager im Schatten der Nordwestwinde abgesetzt erscheinen.

6. Herr Universitätsprofessor Dr. **Emil Zuckerkandl** übersendet eine Mittheilung über die

Fossae praenasales [1]).

(Mit 10 Text-Illustrationen.)

Der Nasenboden wird in der Mehrzahl der Fälle gegen die faciale Fläche des Zwischenkiefers durch eine deutlich entwickelte Leiste begrenzt. Zuweilen aber fehlt eine solche und man findet an ihrer Stelle jederseits ein der Tiefe nach variantes Grübchen, das man nach einem von mir herrührenden Vorschlage als Fossa praenasalis bezeichnet [2]). Die Lage und Begrenzung der Fossae praenasales fordert eine genaue Betrachtung der unteren Umrandung der Apertura pyriformis, auf deren Beschreibung wir nun einzugehen haben.

Der Rand der Apertura pyriformis setzt sich aus mehreren Theilen zusammen, und zwar seitlich aus dem vorderen Rande des Kieferkörpers (Crista maxillaris Holl [3]), oben aus den zugeschärften distalen Rändern der Nasenbeine, unten aus einer Grenzleiste (Crista intermaxillaris Holl) zwischen dem Nasenboden und dem Alveolarfortsatze (der facialen Fläche des Zwischenkiefers), welche sich zwischen dem unteren Ende der Crista maxillaris und der Spina nasalis inferior quer ausspannt. Die Crista intermaxillaris setzt sich aus zwei Stücken zusammen, aus dem Seitenrande der Spina nasalis inferior und der Crista maxillaris, wie dies deutlich aus der Betrachtung jugendlicher Schädel hervorgeht. Jede Hälfte der Spina nasalis stellt in gut ausgebildetem Zustande eine kleine dreieckige Platte dar; die Basis haftet am vorderen Rande des Nasenbodens, die Spitze ragt vor, der mediale Rand berührt den gleichnamigen Rand der Gegenseite, der laterale (Seitenrand) wendet sich nach hinten und verläuft in gut ausgebildeten Fällen am Nasenboden gegen das vordere Ende der unteren Muschel.

Der maxillare Rand der Apertura pyriformis steigt bis an den Zwischenkiefer senkrecht herab und zieht dann, vor dem seitlichen Spinarand gelagert, an der facialen Zwischenkieferoberfläche im Bogen gegen die Mittellinie hin. Auf dieses Zwischenkieferstück der Crista maxillaris, welches freilich nicht immer deutlich ausgeprägt ist, zuweilen sogar fehlt, hat bisher Niemand geachtet; alle Autoren lassen die Crista maxillaris, sowie sie den Zwischenkiefer erreicht, aufhören. Zwischen den beiden Hälften der Crista intermaxillaris findet sich, da sie nicht ineinander übergehen, eine abgeflachte Stelle, entsprechend welcher der Nasenboden direct in die faciale Zwischenkieferfläche übergeht. Die eben geschilderte Form ist für das kindliche Gesichtsskelet charakteristisch; Holl hat sie vor G. Mingazzini [4]) beschrieben und auch schon auf ihre gelegentliche Persistenz aufmerksam gemacht.

Die Verschmelzung der Crista maxillaris mit dem Seitenrande der Spina nasalis, die zur Regel gehört, vollzieht sich typisch nicht auf die Weise, dass etwa sein Zwischenkieferantheil in die Spina nasalis überginge. Dieser betheiligt sich viel seltener an der Abgrenzung der Apertura pyriformis als ein etwas höher gelegener Spaltungsschenkel der Crista maxillaris, welcher in die Spina nasalis übergeht. Ich bezeichne letzteren als medialen, ersteren als lateralen Schenkel der Crista maxillaris. Die Verschmelzung der Crista maxillaris mit der Spina nasalis tritt häufiger nach als vor dem siebenten Lebensjahre auf; doch habe ich

[1]) Ich bringe dieses Capitel aus meiner „Anatomie der Nasenhöhle", Bd. I, 2. Aufl., zum Abdrucke, da dieses Buch den wenigsten Anthropologen vorliegen dürfte.

[2]) Reise der Novara-Expedition. Wien 1875.

[3]) Ueber die Fossae praenasales etc. Wiener medicinische Wochenschrift, Nr. 24 und 25, 1882.

[4]) Ueber die ontog. und philog. Bedeutung der verschiedenen Formen der Apertura pyriformis. Achiv für Anthrop., Bd. 20.

schon an einem sieben Monate alten Kinde eine deutliche Grenzleiste zwischen dem Nasenboden und dem Os intermaxillare angetroffen.

Zwischen dem lateralen Schenkel der Crista maxillaris und dem Seitenrande der Spina nasalis etablirt sich zuweilen schon beim Kinde eine seichte, halbmondförmige Fossa praenasalis und auch beim Erwachsenen zeigt diese Vertiefung die eben bezeichnete Begrenzung.

Beim Erwachsenen gehört es zur Regel, dass der maxillare Rand der Apertura pyriformis in den intermaxillaren sich fortsetzt und eine scharfkantige Begrenzung zwischen dem Nasenboden und dem Zahnfortsatze zu Stande kommt. Diese Form findet sich nach dem mir zu Gebote stehenden Materiale in 62% der Fälle. Häufig variirt jedoch die bezeichnete Stelle und es treten Formen auf, die zuweilen die Beurtheilung des speciellen Falles erschweren. Ich selbst kenne folgende Formen und Variationen im Bereiche der Crista intermaxillaris:

a) die kindliche Form persistirt (Schema 1);

b) der Seitenrand der Spina nasalis zieht gegen das vordere Ende des Muschelbeines, die Crista maxillaris spaltet sich in zwei Schenkel (einen medialen und einen lateralen), von welchen der mediale mit dem Seitenrande der Spina nasalis zur Grenzkante verschmilzt, während der laterale typisch an der facialen Zwischenkieferfläche medialwärts zieht (Schema 2). Fossae praenasales sind vorhanden, wenn das Gebiet zwischen dem seitlichen Spinarand und dem lateralen Schenkel sich vertieft;

c) das Gleiche, aber der laterale Schenkel der Crista maxillaris fehlt (Schema 3); Bildung der Fossae praenasales nicht möglich;

d) dasselbe, aber die Spina nasalis ist rudimentär;

e) die seitlichen Ränder der Spina nasalis fehlen; die Crista maxillaris läuft in den lateralen Schenkel aus (Schema 4);

f) der seitliche Rand der Spina nasalis zieht zum vorderen Ende des Muschelbeines. Die Crista maxillaris ist in die zwei Schenkel gespalten und zwischen den drei Leisten etabliren sich je zwei Rinnen (Schema 5);

g) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder fehlen vollständig; Crista maxillaris mit lateralem Schenkel vorhanden;

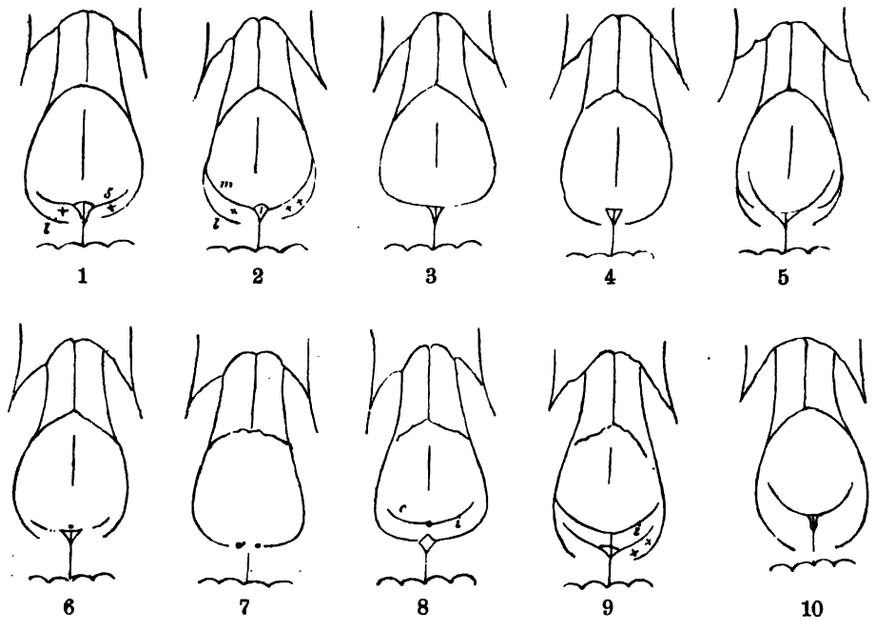


Fig. 1—10. **Schematische Darstellungen der Formen und Variationen im Bereiche der Crista intermaxillaris.**
l lateraler, *m* medialer Schenkel der Crista maxillaris; *s* Seitenwand der Spina nasalis; + Rinne zwischen lateralem Schenkel und Seitenwand der Spina; ++ Fossa praenasalis; *i* Fossa intranasalis; *c* Crista nasodentalis.

h) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder abgetrennt; sonst typisch (Schema 6);

i) Spina nasalis rudimentär, ihre Seitenränder spurlos geschwunden; von der Crista maxillaris ist nur der der laterale Schenkel vorhanden, der hochliegt und den Nasenboden begrenzt (Schema 7).

Fossae praenasales können bei den meisten Formen sich ausbilden; sie werden nach unten von dem lateralen Schenkel, oben von dem medialen Schenkel der Crista maxillaris, von der Crista intermaxillaris oder von den Seitenrändern der Spina nasalis inferior begrenzt. Die untere Begrenzung der Fossa praenasalis wird demnach von einer Leiste gebildet, die normalerweise nicht zur Abgrenzung der Apertura pyriformis gehört. Dies ersieht man am schönsten aus der Betrachtung von Fällen, wo Fossae praenasales neben einer gut ausgebildeten Crista intermaxillaris auftreten. Ich kann

demnach Mingazzini nur theilweise zustimmen, wenn er die Entstehung der Fossae praenasales in der Weise auffasst, dass er sagt: Treffen die Ränder (Theile der Crista intermaxillaris) nicht zusammen, so richtet sich der Seitenrand der Spina nasalis nach hinten und setzt sich gegen die Concha inferior fort; setzt sich dabei der Seitenrand der Apertura pyriformis medialwärts fort, bis er die Spina nasalis erreicht, so entsteht eine von zwei scharfen Rändern begrenzte Fossa praenasalis.

Th. Dwight [1]) schreibt Folgendes über die Umrandung der Fossa praenasalis: „Dass die vordere Grenzlinie mit dem Rande der Nasenöffnung zusammenhängt, ist so klar, in diesem Falle sowohl als auch bei allen Figuren, an die ich mich erinnern kann, dass es mir unbegreiflich ist, wie Jemand daran zweifeln kann. Aber die innere Grenzlinie der Fossa stammt weder bei diesem Schädel, noch, soweit ich es beurtheilen kann, bei jenen der Novara-Expedition von dem vorderen Nasenrande. In diesen Fällen scheint Zuckerkandl wirklich Recht zu haben.“ Wenn Dwight mehr Fälle untersucht hätte, so würde er wohl auch hinsichtlich des unteren Grenzrandes der Fossa praenasalis zu einer von seiner jetzigen Anschauung verschiedenen Auffassung gelangt sein.

Nicht in allen Fällen wird die obere Begrenzung der Fossae praenasales von einer der oben aufgezählten Leisten gebildet; es kommt vor, dass hinter der Crista intermaxillaris am Nasenboden (zwischen Spina nasalis inferior und dem Canalis incisivus) sich eine quer gestellte, gerundete, im Bogen gegen das vordere Ende des Muschelbeines emporziehende Leiste entwickelt, in der der Ramus nasalis des Nervus dentalis anterior mit den gleichnamigen Gefässen seinen Verlauf nimmt. Zuweilen ist dieser Canal stellenweise oder ganz dehiscirt und letzterenfalls durch eine Rinne vertreten. Sondirt man den Canal am Nasenboden, so gelangt die Sonde in den Canalis infraorbitalis. Ich bezeichne die Leiste als Crista nasodentalis, den Canal als Canalis nasodentalis. Gar nicht selten ist nun der von dieser Leiste und der Seitenkante der Spina nasalis begrenzte Theil des Nasenbodens jederseits in ein Grübchen (Fossula intranasalis) umgewandelt, das bald allein, bald neben einer Fossa praenasalis auftritt (Schema 8 nnd 9). Sehr tiefe Nasengruben entstehen, wenn die Fossa intranasalis mit der Fossa praenasalis confluirt (Schema 10).

Fehlen die bezeichneten Grenzleisten (Crista intermaxillaris, C. nasodentalis) nebst der Spina nasalis und ist dabei der Zwischenkiefer stark prognath, dann geht der Nasenboden ohne jedwede Grenze in den schräggelagerten Zwischenkiefer über und es kommt, wie bei den Affen und anderen Thieren, zur Bildung eines Planum praenasale (besser: P. naso-intermaxillare).

Die Fossa praenasalis ist keine pithecoïde, sondern eine anthropoïde Form oder, wie Mingazzini richtig hervorhebt, eine Varietät der anthropoïden Form. Sie findet sich häufiger und besser ausgebildet bei den prognathen aussereuropäischen Völkern als bei uns. Von dem Grade der Prognathie ist sie nichtsdestoweniger unabhängig, wie dies am besten daraus hervorgeht, dass die Fossa praenasalis sich auch an Orthognathen findet.

Ein pithecoides Merkmal ist das Planum praenasale.

[1]) Fossa praenasalis. Archiv für Anthrop., Bd. 21, Heft 3, 1892.

7. Herr Prof. **Ludwig Bella** in Oedenburg übersendet eine Mittheilung über die

Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Oedenburg.

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Dieselbe bildet den Gegenstand jenes Vortrages, welchen Herr Prof. Bella in der Jahres-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. März 1894 hielt [1]).

Unter allen Tumuli der Nekropole des Burgstalles bei Oedenburg ragt durch seine Grösse der sogenannte Königshügel hervor. Derselbe ist auf Taf. IV, Bd. XXI dieser Mittheilungen, mit Nr. 80 bezeichnet. Sein Umfang beträgt am äussersten Rande 110 m, sein grösster Durchmesser 35 m, seine Höhe 4·8 m.

Die Ausgrabung desselben wurde an dem äussersten Nordrande mit der Aushebung eines 11·3 m breiten Stollens begonnen, welcher jedoch nach dem vierten Meter in Folge der Schichtungsverhältnisse nur mehr in der Breite von 5·5 m fortgesetzt wurde. Beim 17. Meter wurde in der Tiefe von 2·5 m ein Steinbau angetroffen, welcher, von allen Seiten blossgelegt, ein Viereck ergab, dessen Breite von Osten nach Westen 5 m, dessen Länge von Norden nach Süden 5·4 m betrug. Die Höhe des Steinbaues wurde durchschnittlich mit 1·2 m festgestellt.

Es muss hervorgehoben werden, dass die Sohle des Stollens gegen die Mitte des Hügels zu aufsteigend weitergeführt wurde, weil schon beim zweiten Meter festes Gestein angetroffen worden war, das gegen das Centrum des Hügels zu immer mehr anstieg, so dass sich beim 17. Meter schon ein Unterschied von nahezu einem Meter in der Höhe ergab, woraus mit Recht gefolgert werden kann, dass zur Anlage des Hügels eine natürliche Bodenanschwellung benützt worden sein muss. Die Erde zur Aufschüttung wurde theils dem um den Hügel geführten Graben, theils zwei parallel laufenden, circa 15 m westwärts gelegenen Gräben entnommen. Die ganze Erdbewegung hat ausser vereinzelten Topfscherben und Brandspuren nichts Nennenswerthes zu Tage gefördert.

Mit der Aufdeckung des Steinbaues wurde nach Ankunft der hiezu geladenen Herren Custos Josef Szombathy und Dr. Otto Müller begonnen. Bald wurde es klar, dass die hohen Erwartungen bezüglich des Inhaltes bedeutend herabgesetzt werden müssten. An der Nordseite des aus Steinen gebildeten Viereckes wurden nur die Trümmer zweier, jedoch figural verzierter, schwarzer Halsurnen auf einer Fläche von beinahe 4 m² zerstreut gefunden, und differirten die

[1]) Siehe Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXIV, S. [24], Sitzungsberichte.

Höhenlagen der verschiedenen Scherben bis zu einem Meter. Beim Anblicke dieser Verschiebungen wäre man leicht geneigt gewesen, auf einen gewaltthätigen Eingriff von aussen zu schliessen; doch ist es viel wahrscheinlicher, dass die natürliche Senkung der Erd- und Steinmassen des Hügels Ursache dieser Verrückung war.

Aus den aufgelesenen Bruchstücken konnten die Gefässe leider nicht mehr reconstruirt werden; so viel liess sich jedoch genau feststellen, dass bei dem einen Reiter, dem ein von zwei Pferden gezogener Wagen mit Wagenlenker folgt. Auffallend ist die Schärfe, mit welcher der Wagen eingeritzt ist; an diesem sind es wieder die vier Räder, welche durch ihre charakteristische Darstellung in's Auge fallen. Nicht nur, dass die Speichen durch tiefgefurchte Striche angegeben sind, ist auch die Achse an jedem der Räder durch einen tiefgeführten Stich bezeichnet. Die Stellung der Räder ist die hier gewöhnliche, nämlich senkrecht über-

Fig. 11. Figural verzierter Halstheil eines Thongefässes (1/3).

Fig. 12. Figural verzierter Halstheil eines zweiten Thongefässes (1/3).

derselben die Gliederung zwischen Bauch und Hals durch einen Ring von eingedrückten, bei dem anderen aber durch einen solchen von aufgesetzten Punkten markirt war.

Die zusammengesetzten Bruchstücke sind nicht ohne Interesse. Wohl das beste Stück ist das in Fig. 11 abgebildete.

Dasselbe stellt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Scene eines Opferzuges dar. Rechts bemerkt man einen einander. Die menschlichen Figuren sind bedeutend kleiner gehalten, als an den bisher vom Burgstall bekannten Gefässen, zeichnen sich jedoch durch kräftig geführte Schraffen aus.

Von dem zweiten Gefässe seien (Fig. 12—14) drei Stücke wiedergegeben, auf welchen stilisirte Menschenfiguren, zwei Vogelgestalten auf hohem Fusse und Combinationen von schraffirten Rhomben und Dreiecken, die vielleicht Bäume darstellen sollen, zu sehen sind.

Andere vorhandene Stücke berechtigen zu dem Schlusse, dass auch die Ausbauchung dieses Gefässes figural verziert war.

Beiläufig in der Mitte des Viereckes wurde eine Gruppe, bestehend aus zwei Fussschalen, einem kleinem Henkeltopf, der mit Schuppenornament und

Fig. 13. Halstheile desselben Thongefässes (1/3). Fig. 14.

An der Westseite des Steinbaues wurden fortlaufend in einer Reihe die Fragmente von fünf Thongefässen gefunden. Bemerkenswerth ist eine Fussschale (Fig. 15). Der ziemlich hohe Fuss ist an vier Stellen

Fig. 15. Verzierte Fussschale aus Thon (1/3).

durch Dreiecke durchbrochen, auf deren Spitze je ein Vogel steht. Die Zwischenfelder sind mit schraffirten Dreiecken ausgefüllt. Am oberen Ende des Fusses läuft ein carrirtes Band herum. Der Rand der Schale ist eingebogen und mit fein schraffirten Dreiecken, welche mit einem Spiralbandornament abwechseln, verziert. Diese Schale ist aus fein geschlemmtem Thon verfertigt und hat eine röthliche Farbe.

vier hervorragenden aufgesetzten Stacheln unter dem Halse verziert ist, eine kleine Schöpfschale mit Henkel und eine kleine Schüssel gefunden. Die erwähnten zwei Fussschalen sind von besonders gefälliger Form, stark graphitirt und weisen an der Innenfläche nebst concentrischen Kreisen je fünf Doppelringe, gleichsam Augen, als Verzierung auf. Mit Ausnahme der

Fig. 16. Drillingsgefäss aus Thon (1/3).

Schüssel konnten alle anderen Objecte aus den Bruchstücken recht gut zusammengefügt werden. Nahe dieser Gruppe, gegen Süden hin, wurde ein Schenkelknochen von Sus palustris, eine Axt aus Hirschgeweih, eine stark oxydirte, eiserne, gerade Nadel und die Bruchstücke eines eisernen Ringes (Armring?) gefunden.

An der Ostseite wurden die Fragmente einer Aschenurne, zweier Schüsseln und eines Henkeltopfes ausgehoben. Hier sowie an der Nordseite konnte das Vorkommen von Kohlen- und Aschenresten constatirt werden.

Ueberblickt man diese Resultate, so muss man sagen, dass die Ausbeute nicht im Verhältnisse zu den gehegten Erwartungen stand.

Zum Schlusse seien hier noch zwei Objecte, welche einem kleinen, jedoch an Gefässen sehr reichen Hügel entstammen, abgebildet. Das eine (Fig. 16) ist ein Drillingsgefäss, bei dem jedes Theilgefäss auf drei Füssen ruht; an der Kuppelung communiciren die Gefässe miteinander. Aus dem grössten derselben ragt seitlich als Ausguss ein Hals mit aufgesetztem Widderkopf hervor. Das zweite Object ist ein Mond-Idol

Fig. 17. Sogen. Mond-Idol aus Thon (1/2).

(Fig. 17), welches merkwürdigerweise keine Füsse hatte, wenn nicht etwa anzunehmen ist, dass dieselben knapp am Körper abbrachen. Besonders bezeichnend sind die am Halse angedeuteten dreifach durchlöcherten Ohren, welche auf das Lebhafteste an die Gesichtsurnen aus Pommern erinnern.

8. Auf freundliche Anregung unseres Mitgliedes Dr. **Oscar Baumann** hat Herr Bildhauer Ludwig Dürnbauer in Wien eine Büste des kleinen Schwarzen angefertigt, welchen Herr Baumann von seiner letzten Reise aus Afrika nach Wien mitgebracht hat. Dieselbe ist ausserordentlich gelungen und zeigt uns den charakteristischen Typus des innerafrikanischen Schwarzen. Dr. Baumann erwarb den kleinen Mhogo hadim Kivunja am Tanganyika-See. Derselbe wurde in Ubwari am Westufer des genannten Sees, das zum Congostaate gehört, von dem Swahili Bakari (Kapokora), einem Manne des Rumalisa in Ujiji, geraubt und zum Sclaven gemacht. In seinem Werke „Durch Massailand zur Nilquelle“ (Berlin 1894), sagt Dr. Baumann auf S. 95 f. über dessen Erwerbung Folgendes: „Besonders rasch und gründlich veränderte sich Mhogo hadim Kivunja, ein Knirps, den ich in der Nähe des arabischen Lagers als schielendes, kleines Scheusal mit runzeligem Greisengesichte aufgelesen. Er wurde später mein persönlicher Diener und weilt in dieser Eigenschaft heute noch bei mir. Doch Niemand würde in dem lebhaften, gesunden Jungen das elende Sclavenkind wieder erkennen, welches ich für eine Schüssel Maniok (Mhogo) und einen Meter Baumwollzeug am Tanganyika erstanden.“

Herr Dr. O. Baumann hatte die Güte, noch folgende Notiz zuzufügen: „Die Wabwari sind Bantu, die sprachlich den Warundi nahestehen und zwischen diesen und den Manyema stehen. Sie bilden mit den Wabembe (Menschenfresser) und Wavira zusammen eine Stammgruppe. Die Wabwari leben von Ackerbau und treiben daneben Fischfang im Tanganyika. Unser Mhogo ist heute etwa 14 Jahre alt, unbeschnitten und trägt ein Loch in der Ohrmuschel, das ein Sclavenzeichen der Firma Tippo Tip darstellt, welcher auch Rumalisa angehört.“

Bestellungen auf diese Büste übernimmt der Künstler, Herr Bildhauer Ludwig Dürnbauer (Wien, IX. Spitalgasse 15), direct.

9. Das correspondirende Mitglied Herr Universitätsprofessor Dr. **Wilhelm Gurlitt** in Graz übersendet eine Mittheilung über den

Tumulus auf dem Loibenberge bei Videm a. d. Save (Steiermark).

Vom 7. bis 13. Februar dieses Jahres hat Dr. O. Fischbach im Auftrage des steiermärkischen Landesmuseums in Graz einen Tumulus von 25 m Durchmesser und 2·40 m Höhe im Weinberge der Frau Oberlehrerin Placida Volavšek am Loibenberge (Parcelle 479 der Ortsgemeinde Altenhausen) untersucht. Der Befund ist in Kürze folgender:

Im Centrum wurde das Grab eines Kriegers, zu dessen Füssen sein Pferd begraben war, aufgedeckt. Neben Pferdezähnen — beiläufig gesagt, den einzigen Knochenresten, die sich von den Skeletten erhalten haben, wurden 4 „Stirnbandrosen“ aus Bronze (vgl. z. B. die im kunsthistorischen Atlas der k. k. Central-Commission, I, Taf. 38, Fig. 16—23, aus Stillfried abgebildeten), 1 eiserne Trense mit ringförmigem Abschluss und 2 kleine, massive Bronzeringe gefunden. Weiterhin gegen Osten lagen die Angriffswaffen des Reiters in seltener Vollständigkeit: 8 eiserne und 2 bronzene Pfeilspitzen, 1 grosser Kelt mit Schaftloch, 1 Hammeraxt, 2 Lanzenspitzen, sämmtlich aus Eisen. Dazu kommt dann noch ein rechteckiges, sehr fein ausgetriebenes Bronzeblech (0·18 m lang, 0·05 m breit), das mit 8 Nieten, von denen 6 noch erhalten sind, auf gleich grosser, eiserner Unterlage befestigt war. Dieses Bronzeblech, offenbar zu einem Leibgurte gehörig, war mit erhabenen, gefurchten Reihen von kleinen Kreisen und Punkten verziert in einem regelmässigen Muster, das sich vermuthlich — die Mitte ist zerstört — viermal wiederholte. Von den Thongefässen, die im Uebrigen mit dem von M. Hoernes, „Die Urgeschichte des Menschen“ (1892), S. 591 ff., beschriebenen Typus übereinstimmen, hebe ich die Scherben eines etwa 0·30 m hohen, roththonigen Gefässes hervor, dessen Fuss und Mündungsrand schwarz sind. Um den Bauch sind drei wagrechte Graphitbänder gelegt; zwischen dem ersten und zweiten Graphitbande erscheinen auf dem rothen Grunde hellrothe, senkrechte Streifen. (Ein ähnliches Gefäss aus Sta. Lucia siehe Kunsthistorischer Atlas, I, Taf. 64, Fig. 9.)

An der Peripherie des Tumulus wurden fünf weitere Beisetzungen constatirt; von einer sechsten fanden sich Spuren, die nicht mehr verfolgt werden konnten, da Regen und Schneegestöber zum Abbrechen der Untersuchung zwangen. Zwei derselben sind durch kurzes Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen und Reste des Gürtelschmuckes als Männergräber, drei durch Arm- und Fussringe, durch reiche Beigaben von Glas- und Bernsteinperlen, das eine Mal auch von zwei zerstörten Fibeln, als Frauengräber charakterisirt. Zu bemerken ist noch, dass das eine Frauengrab durch ein später angelegtes Männergrab theilweise zerstört erscheint. Dennoch sind die Beigaben im Wesentlichen gleichzeitig.

Besonders schön sind die bronzenen Pfeilspitzen, von denen zwei im Grabe in der Mitte, vier in einem Männergrabe in der Peripherie gefunden wurden; sie sind dreikantig, die Seiten eingetieft, mit flacher Mittelrippe, ohne Widerhaken, mit runder Tülle zum Aufstecken auf den Schaft versehen, 0·025 m lang und von vorzüglicher Erhaltung und Ausführung (vgl. M. Hoernes, a. a. O.). Das schwarze Thongeräth zeigt die stark geschwungenen Formen mit weitausladenden Buckeln und energisch vertieften Rippen, welche schon früher im Gräberfelde des Loibenberges beobachtet wurden, in guten Exemplaren.

Sämmtliche Fundstücke befinden sich im steiermärkischen Landesmuseum.

10. Herr Prof. Dr. **L. Karl Moser** in Triest übersendet einen

Bericht über die Ausgrabungen in der Felsenhöhle bei Permani in Istrien.

Auf Grund eines durch meinen ehemaligen Schüler Herrn Erschen aufgefundenen grossen Schädels vom Höhlenbären, von einer Länge von 56 cm und Breite über den Jochbeinen gemessen 38 cm, einer zugehörigen Unterkieferhälfte mit wohlerhaltenen Eck- und den zwei letzten Backenzähnen, der mir vom Finder zum Geschenke gemacht wurde, mit dem Bedeuten, dass derselbe aus der Felsenhöhle bei Permani stamme, begab ich mich im Juli 1893 zur bewussten Höhle, die beim Volke „pečina jama“ genannt wird. Genau da, wo die Fiumaner Fahrstrasse die Südbahnstrecke St. Peter-Fiume kreuzt, auf der G. C. zwischen Quote 383 und 420 m, beim Wächterhause Nr. 27, führt der Weg rechts vom Bahngeleise bergan auf ein bewaldetes Plateau, das man in wenigen Minuten erreicht. Verlassene Kohlenmeiler markiren das Plateau, an dessen östlichem Ende der kleine Eingang zur Höhle liegt. Ueber einige Felsterrassen hinab gelangt man in eine kleine Säulenhalle mit drei Wassertümpeln und einem Chaos von gebrochenen Stalaktiten. Nach etwa 15 m passirt man einen vertropften, 10 m langen Gang und gelangt so in eine zweite grosse Halle, welche die Höhle abschliesst und deren versinterter Boden die Reste der diluvialen Raubthiere birgt. Der Boden der Höhle war bereits überall aufgewühlt durch Grabungen früherer Forscher, deren Resultate mir unbekannt geblieben sind. Die Höhle streicht von Nordwest nach Südost und gleicht zwei aufeinanderfolgenden, durch eine Röhre getrennten Hohlräumen. Da, wo der Boden noch unberührt war, also rechts vom Eingange und links in der Ecke der Halle, wo grosse Sinterplatten den Boden deckten, wurden folgende Objecte gehoben: Eine linke Unterkieferhälfte mit 3 Backenzähnen und 1 Eckzahn, letzterer in eine Fläche nach vorne und doppelflächig rückwärts abgespalten, so dass der Eckzahn eine Kante trägt. Der Kiefer selbst zeigt an der Innenseite eine deutliche Schnittspur und ist in der Gegend der Prämolaren gewaltsam angebrochen, so dass er den Eindruck einer Handwaffe macht. Eine zweite linke Unterkieferhälfte mit Milchgebiss und abgesplittertem, angebranntem Kronenfortsatz. Ein Oberkieferfragment eines alten Thieres mit 2 Molaren, 3 Jochbogenfragmente, 4 grosse Eckzähne, 5 Schneidezähne und 8 Molaren, 2 Ober- und 5 Unterschenkel, alten Thieren angehörig. 5 Unterschenkel, 2 beschädigte Beckenknochen. 16 Wirbelkörper, 18 Tarsal- und Metacarpalknöchel, 41 Phalangenknochen, 3 Schambeine und mehrere Rippenfragmente. — Unter den besseren Funden sind noch vorhanden: Vier bearbeitete Knochen, darunter ein Humerus, zum Theile abgespalten, an Kanten und Ende zugeschliffen mit deutlichen Hiebspuren, ferner drei andere gespaltene Röhrenknochen, ebenfalls abgerundet und abgeschliffen; einer davon spatelförmig zugeschliffen. Von Steinartefacten fand sich ein elliptisch geformter, flacher, auf einer Seite ausgehöhlter Klopfstein aus sandigem Dolomit, mit wulstig aufgeworfenem Rande. Diese letzteren Funde neben dem Vorhandensein von Holzkohle und Knochensplittern lassen vermuthen, dass auch der Mensch zeitweilig diese Höhle bewohnt habe. Ein Schädelfragment mit oberen Schneidezähnen von Arctomys und ein Unterkiefer von Lepus variabilis (?) ergänzen die Fauna dieser Höhle [1]).

Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost.

Von dem wichtigen Mammutfundplatze Předmost bei Prerau ist in diesen Blättern schon wiederholt die Rede gewesen [2]). Die unten an letzter Stelle citirte Abhandlung in diesem Bande der Mittheilung aus der Feder des Herrn Dr. Martin Kříž war die unmittelbare Veranlassung zu diesem Ausfluge der Anthropologischen Gesellschaft. Herr Dr. Kříž hatte bereitwilligst die Führung derselben unternommen; ihm gebührt vor Allem

---

[1]) Ausser dem bereits genannten Herrn Erschen haben in der Höhle die Herren Marinich und Dr. v. Marchesetti vor mir Ausgrabungen veranstaltet.

[2]) 1. Dr. J. N. Woldřich: Ueber den Lagerplatz des diluvialen Mammutfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren. Bd. XIV. Verhandlungen, S. [112] f.

2. Derselbe in Bd. XIX. Sitzungsberichte, S. [81].

3. K. J. Maška: Ueber die Gleichzeitigkeit des Mammuts mit dem diluvialen Menschen in Mähren. Ibidem S. [84] ff.

4. Jap. Steenstrup: Die Mammutjägerstation bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren, nach einem Besuche daselbst im Juni-Juli 1888. Ibidem, Bd. XX, S. 1 ff.

5. Ibidem, Sitzungsberichte, S. [34] f.

6. Dr. M. Kříž: Die Lösslager in Předmost bei Prerau. Ibidem, Bd XXIV, S. 40 ff.

für die sorgfältigen Vorarbeiten und die sachkundige Führung der wärmste Dank aller Excursionstheilnehmer, welche sich an den beiden Tagen in der Zahl von 32 Personen in drei Partien an der Fundstelle eingefunden hatten.

Herr Dr. Kříž, der seit dem 28. Mai an Ort und Stelle weilte, hatte mit grosser Umsicht alle Vorbereitungen getroffen, um die Excursion für die Theilnehmer zu einer möglichst lehrreichen zu machen. Er liess in dieser Zeit an verschiedenen Stellen sechs Schächte abteufen, welche den Zweck hatten, den Nachweis zu liefern, dass der Löss von Předmost sich unmöglich als Absatz aus dem Bečwaflusse gebildet haben kann [1]).

Der erste dieser Schächte wurde in dem Hofe der Actienbrauerei in Prerau, etwa 600 m südlich von der Bečwa entfernt, angelegt. In diesem stiess man in einer Tiefe von 4·5 m auf den hier überall charakteristisch grau gefärbten Bečwasand und Bečwaschotter, welcher Punkt 2 m unter dem Nullwasserstand der Bečwa gelegen ist, was nach Dr. Kříž ganz dem natürlichen Gefälle des Flusses entspricht.

Der zweite Schacht befand sich in der Kirchengasse in Prerau im Garten des dem Herrn med. Dr. Riedl gehörigen Hauses. Hier lag der Schotter 1·8 m unter dem Nullwasserstand der Bečwa.

In keinem dieser beiden Schächte wurde Löss angetroffen. Dasselbe war der Fall in dem dritten Schachte, welcher in der Inundationsebene der Bečwa am anderen Ufer derselben in der Mitte des Gartens der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt ausgehoben wurde.

Dasselbe gilt für den vierten Schacht, welcher in der Nähe des ersten, an der Südseite der Ortschaft Předmost gelegenen Hauses angelegt worden war.

In dem fünften Schachte, welcher in dem etwas höher gelegenen Hofe des der Frau Hermann gehörigen Wirthshauses in Předmost lag, fand sich der Schotter 6·3 m ober dem Nullwasserstand der Bečwa, was zu dem Schlusse berechtigt, dass das Bett der Bečwa ehemals bedeutend höher gelegen sein und bis hieher gereicht haben muss. Auch hier fehlte noch jede Spur von Löss.

Der sechste Schacht endlich befand sich in der Ziegelei Mandl's [2]) unmittelbar in der Nähe der heutigen Lösswand. Hier traf man das Bečwagerölle noch 5 m höher liegend, als in dem vorigen Schachte, was darauf hindeutet, dass wir hier den ehemaligen (ältesten) Uferrand der Bečwa vor uns haben, und zwar liegt das Gerölle hier um 11·3 m höher, als der heutige Nullwasserstand dieses Flusses. Darüber folgt hier noch eine etwa 6 m mächtige Sandschichte. Ueber dieser baut sich die 22·3 m mächtige Lössschichte auf, welche keine Spur einer Ablagerung aus dem Wasser erkennen lässt, sondern höchst wahrscheinlich vom Winde zusammengetragen wurde und sich um die hier aufragende devonische Kalksteinklippe absetzte.

Alle diese Schächte wurden besichtigt und die angeführten Daten für richtig befunden.

Das Hauptinteresse concentrirte sich jedoch auf die auf dem Besitze des Bauers Chromeček gelegene Lösswand, in welcher sich zwei schmale, in geringem Abstande übereinanderliegende Culturschichten zeigten. Herr Realschuldirector K. J. Maška aus Teltsch lässt hier seit geraumer Zeit Abräumungsarbeiten vornehmen, welche den Zweck haben, diese Culturschichten vollkommen blosszulegen und welche Arbeiten den Sommer über fortgesetzt werden sollen. Seinem freundlichen Entgegenkommen verdanken die Theilnehmer an der Excursion einen Einblick in die hier so lehrreichen und für die ganze Frage so wichtigen Verhältnisse. Es ist einem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, dass gerade an den beiden Excursionstagen in jeder der beiden Schichten, und zwar unmittelbar über derselben liegend, je ein Stosszahn [1]), sowie ein Humerus vom Mammut nebst den Knochen anderer Thiere der damaligen Fauna blossgelegt wurden. Aus der Culturschichte selbst, welche Reste angebrannter Knochen, aber nur sehr sparsame Holzkohlenspuren enthielt, wurden eine Anzahl kleiner Feuersteinartefacte von den Excursionstheilnehmern hervorgezogen.

Die detaillirte Beschreibung dieser Localität, sowie der sich an dieselbe knüpfenden Streitfragen hat Herr Dr. Kříž in dem mehrfach citirten Aufsatze gegeben. Weiter auf diese Fragen einzugehen, scheint hier nicht der geeignete Ort zu sein; es kann nur constatirt werden, dass Herr Dr. Kříž alle Daten mit peinlicher Sorgfalt gesammelt hat und dass sich dieselben mit den Thatsachen in vollstem Einklange befinden.

Die nun fortzusetzenden Arbeiten des Herrn Directors Maška haben den Zweck, volle Klarheit in alle die Verhältnisse zu bringen und jeden Zweifel über die Frage der Gleichzeitigkeit der menschlichen Artefacte und der Mammutreste an dieser Stelle zu beseitigen. Wir wünschen daher diesen Arbeiten den besten Erfolg.

Zur Erklärung der Lössfrage hatte Herr Dr. Kříž einen kleinen Aufsatz in diesen Sitzungsberichten unter dem Titel: „Ueber Lehm- und Lösslager“ (S. [50]) veröffentlicht, von dem Abdrücke an die Excursionstheilnehmer vertheilt wurden.

Wir können mit voller Befriedigung über das Gesehene diesen kurzen Bericht schliessen, indem wir die Hoffnung aussprechen, dass durch die Arbeiten jener zwei Männer, welche sich um diese Localität so grosse Verdienste erworben haben, bald jeder Zweifel über die wichtigen, hier zu lösenden Fragen schwinden wird. Ihnen beiden sei hier nochmals der beste Dank der Anthropologischen Gesellschaft für ihr freundliches Entgegenkommen ausgesprochen.

[1]) Die folgenden Daten rühren von Dr. Kříž her.

[2]) Siehe den oben citirten Aufsatz in diesem Bande der Mittheilungen, S. 42.

[1]) Ein ganzes Exemplar und ein Fragment.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, J. Szombathy, K. Teldt, S. Wahrmann.
Redactions-Beirath: M. Much und E. Zuckerkandl.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 4. Sitzungsberichte. August 1894.

II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Tagesordnung.

Donnerstag den 23. August. Von 8 Uhr Früh an: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses (Stadtsaalgebäude, Universitätsstrasse 1). Von 8 Uhr Abends an: Empfang und Begrüssung der Gäste in den Stadtsälen.

Freitag den 24. August. Von 8 Uhr Früh ab: Anmeldung der Theilnehmer im Geschäftsbureau des Kongresses. Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Eröffnungssitzung. (Sämmtliche Sitzungen fanden in den Räumen des Stadtsaalgebäudes statt.) Von 1—3 Uhr: Mittagspause. Von 3—5 Uhr Nachmittags: Erste Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 5—7 Uhr Abends: Besuch der Sammlung antiker Bronzen des Frhrn. von Lipperheide. (Die reichhaltige Sammlung war während der Dauer der Versammlung im ebenerdigen Rundsaale des Ferdinandeums ausgestellt und täglich von 9—5 Uhr für die Versammlungstheilnehmer zugänglich.) Von 7 Uhr Abends an: Gesellige Zusammenkunft in den Stadtsälen.

Samstag den 25. August. Von 9—12 Uhr Vormittags: Zweite gemeinsame Sitzung. Betreffs der wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen waren folgende Bestimmungen getroffen: „Die Tagesordnung und die Reihenfolge der Vorträge in den Sitzungen wird vom gemeinsamen Vorstande festgestellt. Die Vorträge werden während der Versammlung bei dem gemeinsamen Vorstande, vorher bei dem Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft oder beim Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft angemeldet. Die Dauer eines Vortrages soll 20 Minuten nicht überschreiten. Die Herren Vortragenden werden gebeten, ihre Arbeiten nicht abzulesen, sondern in freier Rede den Inhalt kurz mitzutheilen. — Die Herren Redner werden gebeten, sofort nach Abhaltung ihres Vortrages ein druckfertiges Manuscript desselben dem Generalsekretär der deutschen oder dem Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Zwecke der Veröffentlichung in dem Berichte der allgemeinen Versammlung einzureichen, da nur dann für die Veröffentlichung Gewähr geleistet werden kann. — Die Herren, welche sich an einer Diskussion während der Sitzungen oder Kommissionsberathungen betheiligt haben, werden in gleicher Weise ersucht, das von ihnen Gesagte kurz zusammengefasst druckfertig geschrieben einem der beiden oben genannten Herren womöglich noch an demselben Tage oder spätestens am folgenden für den Bericht einzureichen. — Abhandlungen, die nicht

bei der Versammlung vorgetragen sind, können im Versammlungsbericht auch nicht abgedruckt werden." — Von 12—2 Uhr: Frühstückspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. Um 6 Uhr Abends: Festessen im grossen Stadtsaale.

Sonntag den 26. August. Von 8—10 Uhr Vormittags: Besuch der medicinischen Universitätsanstalten. Von 10—1 Uhr: Besuch des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum. Um 3 Uhr Nachmittags: Ausflug auf die Lanser-Köpfe und nach Schloss Ambras. Von 8½ Uhr an: Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und auf dem Ausstellungsplatz.

Montag den 27. August. Von 8—9 Uhr Früh: Zweite Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von 10—12 Uhr Mittags: Dritte gemeinsame Sitzung. Von 12—2 Uhr: Mittagspause. Von 2—5 Uhr Nachmittags: Fortsetzung der gemeinsamen Sitzung. — Von 5—7 Uhr Abends: Demonstration hervorragender Fundobjekte in der urgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums. Von 8 Uhr ab: Gesellige Zusammenkunft in den Stadtsälen.

Dienstag den 28. August. Von 9—1 Uhr Mittags: Gemeinsame Schlusssitzung. Um 3½ Uhr Nachmittags: Antritt des Ausfluges nach Meran. Ankunft in Meran 9 Uhr Abends. Gesellige Zusammenkunft im Kurhause.

Mittwoch den 29. August. Vormittag: Ausflug auf den Sinich-Kopf; Besichtigung der prähistorischen Wallburg auf Schloss Katzenstein. Fest der Stadt Meran. Festessen. Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Merans. Abends: Gesellige Zusammenkunft und Feuerwerk. Schluss des Kongresses.

Die Vorstandschaften:
Virchow, Waldeyer, Andrian, Ranke, Welsmann, Andrian, Brunner, Inama-Sternegg, Heger.

Der Geschäftsführer für Innsbruck:
Wieser.

Verzeichniss der 284 selbständig Theilnehmenden, wozu noch 112 Damen kommen.

(Wo der Wohnort nicht angegeben, ist derselbe in Innsbruck.)

An der Lan Dr. Eduard v., k. u. k. Ministerialrath, sammt Gemahlin.
Andrian Ferdinand Frhr. v., Präsident der Wiener anthropolog. Gesellschaft u. stellv. Vorsitzender d. deutsch. anthr. Ges., Wien.
Ausserer Karl Dr., Wien.
Bancalari Gustav, Oberst a. D., Linz.
Bartels Dr. Max, Sanitätsrath, Berlin.
Bartels Paul, stud. med., Berlin.
Bazzanella Dr. Valentin, Frauenarzt.
Berghaus Martin, Hörer der Medicin.
Bernetich-Tommasini Alois Ritter v., Triest.
Berreiter Dr. Karl, prakt. Arzt.
Birkner Dr. F., Kurat, München.
Blind Dr. med. Hugo, sammt Mutter, München.
Blumner Sigismund, sammt Gemahlin u. Nichte.
Brandis Anton Graf Excellenz, Landeshauptmann.
Bünker J. R., Lehrer in Oedenburg.
Busse Hermann, Werkmeister, Berlin.
Carcassone Achill v.
Cathrein Theodor Dr., Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Hall.
Chapmann Mercer Henry, Kurator für das Museum der Prähistorie und Archäologie der Universität Philadelphia.
Chlingensperg-Berg Dr. Max v., Reichenhall.
Conrad Gust. Dr., k. k. Finanzprokurator.
Cordel Oskar, Schriftsteller, Berlin, sammt Sohn.
Czermak Dr. Wilhelm, Universitätsprofessor sammt Gemahlin.
Czichna Karl, Kunsthändler, sammt Gemahlin.
Damian Josef, Professor, Trient.
Dantscher V. v., Professor, sammt Gemahlin, Graz.
Deichmüller Dr. Johannes, Direktorial-Assistent, Dresden.
Dinter Dr. J., Advokat, sammt Gemahlin.
Doblhoff Josef v., Schriftsteller, Wien.
Durig Dr. Josef, Schulrath.
Eberstaller Dr. Julius, k. k. Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin und zwei Schwägerinnen, Wien.
Ehrendorfer Dr. E., Rector magnificus der Universität, sammt Gemahlin.
Ehrenreich Paul, Dr. med., Berlin.
Eigl Josef, k. k. Oberingenieur, Salzburg.
Engel Hermann, Dr. med., Berlin.
Engl Anton, stud. med.
Enzenberg Arthur Graf v., Excellenz, k. u. k. geheimer Rath, k. u. k. Kämmerer, Sektionschef etc.
Erler Dr. Eduard, Advokat, sammt Mutter und Schwägerin.
Eysn Frau Anna, Private, Salzburg.
Eysn Fräulein Marie, Salzburg.
Feer Karl, Aarau.
Fiala H., Kustosadjunkt am bosnisch-herzegovinischen Landesmuseum, Serajevo.
Ficker Julius Ritter v., k. k. Hofrath.
Fischnaler Konrad, Kustos des Ferdinandeums.
Fliedner Dr. Karl, prakt. Arzt, Monsheim, Worms.
Flunger Josef, Hotelier.
Förtsch Dr. Oskar, Major a. D., sammt Tochter, Halle a. d. S.
Forster Sigm. v., Dr. med., Augenarzt, Nürnberg.
Fritsch Gustav, geheimer Medicinalrath und Universitätsprofessor, Berlin.
Ganner Dr. Ferd., k. k. ärztl. Statthaltereikonzipist.
Ganner Dr. med. Hans, Hall.
Gassner Fr. Josef, Buchhändler, sammt Gemahlin.
Gasteiger Reinhold v., k. u. k. Oberst, sammt Gemahlin.
Gerok Karl, mit Familie.
Gfall J. A., k. k. Hoflieferant.
Gfrörer Dr., Gymnasialoberlehrer, Altkirch, Elsass.
Götz Gust. Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
Gostner Karl, Kaufmann, mit Frau u. Schwägerin.
Greil Dr. Franz, Südbahnarzt, sammt Gemahlin.
Gremblich P. Julius, Professor in Hall.
Grempler Dr. Wilh., geh. Sanitätsrath, Breslau.
Grossmann Ad. Dr., Sanitätsrath, sammt Gemahlin, Berlin.
Haberer Karl, Direktor der Handelsakademie.
Härche Rud., Bergwerksdirektor, Frankenstein.
Hagen Dr. Karl, Assistent am Museum für Völkerkunde, Hamburg.
Hammerl Dr. Hermann, Professor.
Hampel Dr. Jos., Universitätsprofessor, Budapest.
Hartmann Dr. August, Kustos an der k. Hof- und Staatsbibliothek, sammt Gemahlin, München.
Hauer Dr. Franz v., k. u. k. Hofrath, Wien.
Haumeder Dr. Robert v., Stadtphysikus und Spitalsdirektor.
Hauschka Franz v., k. u. k. Generalstabs-Hauptmann.
Hausmann Dr. Richard, Professor, Dorpat.
Hechenberger Dr. Ferdinand, k. k. Notar.
Hedinger Dr. Aug., Medicinalrath, Stuttgart.
Heger Franz, Sekretär der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Heierli J., Docent für prähistorische Archäologie, Zürich.
Hein Dr. Wilhelm, Sekretär-Stellvertreter der anthropologischen Gesellschaft, Wien.
Heinrich Rudolf, Direktor der Gasfabrik, mit drei Töchtern.
Heller Dr. C., Universitätsprofessor.
Helm Otto, Stadtrath, sammt Gemahlin, Danzig.
Henning Dr. Rudolf, Professor, Strassburg.
Herr Gustav, Landesschul-Inspektor, sammt Schwester.
Herrmann Dr. Anton, Professor, Budapest.
Herrmann Dr. E., Ministerialrath, Wien.
Heyden August, Professor, Berlin.
Hibler Dr. med. Emanuel v., Assistent am pathologischen Institut.
Hildebrand Dr. Hans, Reichsantiquar, Stockholm.
Hintner Dr. Max, prakt. Arzt, Barzdorf, Oesterreichisch-Schlesien.
Hlavacek Friedrich, k. k. Hofrath, sammt Gemahlin.
Hochegger Dr. Rudolf, Universitätsprofessor, Czernowitz, mit drei Damen.
Hoernes Dr. Moritz, Musealassistent, Wien.
Hörmann Constantin, k. u. k. Regierungsrath, Direktor des bosnisch-hercegovinischen Landesmuseums, Sarajevo.
Hörmann Ludwig v., k. k. Universitätsbibliothekar.
Hofmann Dr. v., Wien.
Hofmann Ignaz, Militärlehrer, Fischau, N.-Oe.
Hohenbühel Paul Baron v., Hall.
Huber Dr. med. Josef, Bregenz.
Hueber Dr. Adolf, Professor.
Hueber Dr. Richard, Advokat, Wien.
Hundegger Dr. Jos., k. k. Bibliotheksbeamter.
Illing Lorenz, Direktor des Kindergarten-Seminars, mit zwei Damen, München.
Inama-Sternegg Dr. Karl Theodor v., k. k. Sektions-Chef, stellv. Vorsitzender der Wiener anthr. Ges., mit zwei Damen.
Innerhofer Hans, cand. med.
Jenny Dr. Sam., kaiserl. Rath u. k. k. Konservator, Bregenz.
Juffinger Dr. Georg, Universitätsprofessor.
Jung Dr. Julius, Universitätsprofessor, Prag.
Kaltenbrunner Dr. Ferdinand, Universitätsprofessor.
Kaltenegger Ferd., k. k. Hofrath, Brixen.
Kaufmann Dr. Veit, Hofrath, sammt Gemahlin, Dürkheim.
Kessler Engelbert, Vorstand des Beamten-Vereines, Wien.
Knoflach Dr. Karl, prakt. Arzt.
Knoll Dr. Alois, Präsident der Notariatskammer, sammt Gemahlin.

Köllensperger Dr. Alfons, Stadtarzt, sammt Gemahlin.
Kofler Dr. Anton, kaiserl Rath.
Kofler L., Privatier, mit Frau und Tochter.
Kollm Georg, Hauptmann u. Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
Konzert Karl, stud. med.
Kripp Heinrich v., Notariatskonzipient.
Kripp Sigm. v., Landeskulturraths-Sekretär.
Kriz Dr. Martin, k. k Notar, Steinitz, Mähren.
Krug Dr. Walter, mit zwei Damen.
Künne Karl, sammt Gemahlin, Charlottenburg.
Lamprecht J. L., Dr. med.
Lang Leonhard, sammt Frau.
Lantschner Dr. Ludw., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin.
Larcher Dr. Pius v., Landesgerichtsrath, sammt Gemahlin.
Lavogler Vincenz, k. k. Professor, Steyr.
Lechleitner Dr. Hans, Gymnasialprofessor, Linz.
Lehmann-Nitsche Dr. Robert, München.
Lentner Dr. F., Universitätsprofessor.
Lieber Dr. August, prakt. Arzt.
Lindemann Ferdinand, Professor, sammt Gemahlin, München.
Lipperheide Franz Freiherr v., sammt Gemahlin, Berlin-Matzen.
Lissauer Dr. A., Sanitätsrath, Berlin.
Loebisch Dr. W. F., Universitätsprofessor, sammt Gemahlin und Tochter.
Lotter Karl, Stuttgart.
Luschan Dr. Felix v., Direktorial-Assistent, Berlin.
Mader Dr. Hermann, prakt. Arzt, sammt Gemahlin.
Magnus Dr. Paul, Universitätsprofessor, Berlin.
Marchesetti Dr. Karl v., Musealdirektor, sammt Gemahlin, Triest.
Markart Alois, Privat, Schwaz.
Maurizio Karl de, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin und Tochter.
Mayer Dr. Richard.
Mayr Alfons, Architekt.
Mayr Franz, Architekt, sammt Schwägerin und Cousine.
Meindl Ernst, k. Kommissär, München.
Meringer Dr. Rud., Universitätsprofessor, Wien.
Merveldt Franz Graf, Excellenz, k. k. Statthalter von Tirol und Vorarlberg.
Mestorf Fräulein J., Direktor des Museums für vaterländische Alterthümer, Kiel.
Meusburger Arthur, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin.
Mies Josef, Dr. med., Köln.
Mörz Dr. Friedrich, Bürgermeister von Innsbruck, sammt Gemahlin.
Montelius Dr. Oscar, Professor, Stockholm.
Morwitz Martin, Privatier, Berlin.
Moser Dr. Karl, Professor, Triest.
Much Dr. M., Mitglied der k. k. Centralkommission, Wien.
Müller Otmar, stud. phil., mit Schwestern.
Myrbach Franz Freiherr v., k. k. a. ö. Universitätsprofessor.
Nagy Dr. Anton, k. k. Bezirksarzt, Feldkirch.
Nagy Dr. Max Ritter v. Rothkreuz, k. u. k. Oberstabsarzt.
Naue Dr. Julius, Historienmaler, Redakteur der prähistor. Blätter, sammt Gemahlin, München.
Naue W., cand. phil., München.
Nicoladoni Karl, Universitätsprofessor.
Nisius Dr. P. Joh., Universitätsprofessor.
Norz Louis, Juwelier, sammt Gemahlin.
Nüsslin Dr. Otto, Professor, Karlsruhe.
Obexer Max, Kaufmann, mit Gemahlin und Schwiegermama.
Oellacher Dr. Herm., k. k. Bezirksrichter i. P.
Oellacher Dr. Oswald, Augenarzt.
Oellacher Guido, Apotheker,
Offe Jakob, Dr. med.
Orgler P. Flavian, k. k. Schulrath, Hall.
Orschansky J., Professor an der Universität in Charkoff, sammt Gemahlin.
Osborne A., Dr. med., Tegernsee.
Osborne W., Rentier, Dresden.
Palacky Dr. Universitäts-Professor, Prag.
Papsch Dr. Ant., Zahnarzt, sammt Gemahlin.
Patigler Josef, k. k. Gymnasial-Professor, Weidenau.
Peez Alexander, Dr., Reichsraths-Abgeordneter, Wien.
Peter Anton, k. k. Professor, sammt Frau und zwei Töchter.
Petermandl Anton, Musealcustos, Stadt Steyr.
Pfaff Dr. Leopold, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter, Wien.
Pfaundler Meinhard, cand. med., Graz.
Pfeil Joachim Graf, Berlin.
Pichler Ferd., kaiserl. Rath, Inspektor der Südbahn.
Pirchner Dr. Johann, k. k. Bezirksarzt.
Posepny Franz, k. k. Bergrath, sammt Gemahlin, Wien.
Pritzi Dr. Wilhelm, praktischer Arzt, sammt Gemahlin.
Puntschart, Dr. Valentin, Universitäts-Professor.
Putjatin Paul, Fürst, St. Petersburg.
Raol-Rückhard Dr. H., Professor, Berlin.
Raitmayr stud. med. Lambert, sammt Cousine.
Ranke Dr. Johannes, Universitäts-Professor, Generalsekretär der deutschen und Vorsitzender der Münchener anthrop. Ges., sammt Tochter, München.
Reber B., Apotheker, Genf.
Rehlen W. und Frau, Magistratsrath, Nürnberg.
Reicher Jos., Excellenz, k. und k. Feldzeugmeister und Landeskommandirender, sammt Gemahlin und Tochter.
Reichhelm Carl, Assistent.
Reinecker Paul, Dr. med., Berlin.
Reisch Dr. Emil, Universitäts-Professor.
Riccabona Dr. med. Erich v.
Rimml Dr. Alois, prakt. Arzt, Telfs.
Ritt August, Oberbaurath, sammt Gemahlin und Cousine.
Rochelt, Dr. Emil, k. k. Hofrath, Meran
Rosthorn A. v., Wien.
Roux Dr. W., Universitäts-Professor, sammt Gemahlin.
Salvisberg Dr. Paul von, Herausgeber der Hochschulnachrichten, München
Sauter Dr. Ferdinand, k. k. Statthaltereirath.
Saxe Georg, russischer Consul in Malta.
Scala Dr. Rudolf v., Universitäts-Professor.
Scheidemandel Dr. Heinrich, praktischer Arzt, Nürnberg.
Scherer Al., k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin und Tochter,
Schernthanner Alexander, k. k. Forstkommissär, Kitzbühel
Schiestl Dr. Josef, Advokat, sammt Gemahlin und Tochter.
Schmid Therese, Seminarlehrerin, München.
Schober Carl, Realschulprofessor, sammt Gemahlin.
Schönherr Dr. David Ritter v., kaiserl. Rath.
Schönlank William, General-Consul, Berlin.
Schötensack Dr. Otto, Heidelberg.
Schorn Dr. Josef, k. k. Professor.
Schreiner Wolfgang, Stadtpfarrer, Abensberg.
Schumacher Ant., Handelskammer-Präsident.
Schumacher Eckart, Buchhändler, mit Gemahlin.
Schwarz Theodor, k. k. Statthaltereirath, sammt Gemahlin.
Schwick Heinrich, Buchhändler, sammt Schwestern.
Seggel Dr. C., Oberstabsarzt I. Cl., sammt Gemahlin mit Tochter, München.
Sergi Giuseppe, Universitäts-Professor, Rom.
Steinlechner Dr. Paul, Universitäts-Professor, sammt zwei Damen.
Stern Julius, Bankier.
Stolz Dr. Fritz, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter.
Straub F., Buchdruckereibesitzer, München.
Strobel Pellegrino, Dr. Universitäts-Professor, Parma.
Sybold Carl, k. k. Oberpostrath.
Sylwestrowicz Dr. Felix, Assistent der medicinischen Klinik, Warschau.
Szombathy Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.
Tappeiner Dr. Franz, Meran.
Ter Movsessiantz (Mesrop), Archimandrit, Etschmiadzin, Russisch-Armenien.
Teufl, Reichsraths-Stenograph, München.
Thunig, Amtsrath, sammt Tochter, Breslau.
Tiefenthaler Albert, sammt Gemahlin.
Tobisch Victor, Apotheker, sammt Gemahlin, und Mutter.
Toldt Dr. Carl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Wien.
Tolmatschew Dr., Professor an der Universität Kasan.
Tommasini Dr. Anton Ritter v., Rentier.
Treutler Dr., k. u. k. Oberstabsarzt.
Trientl Adolf, Benefiziat, Hall.
Tschamler Rudolf, Ingenieur, sammt Gemahlin.
Tschiderer Ernst Baron v., sammt Gemahlin und Tochter.
Ueberbacher Alois, Bildhauer und Antiquar, Bozen.
Ueberhorst Dr. Carl, Universitäts-Professor.
Unterberger Ernst, Kunsthändler.
Van der Beeck J., Privatier, Neuwied a. Rh.
Vilmar Rudolf, Berlin.
Virchow Dr. Rudolf, geheimer Medicinalrath und Universitätsprofessor, Ehrenpräsident und Vorsitzender d. deutsch. anthr. Ges., sammt Gemahlin und Tochter, Berlin.
Von den Steinen Carl, Professor, mit Gemahlin, Berlin.
Voss Albert, Direktor des königl. Museums Berlin.
Wackerle Dr. med. Alfons, sammt Gemahlin.
Wagner Adolf, Berlin.
Wahrmann Sigmund, Dr. med., Wien.
Walde Dr. P., Advokat, sammt Gemahlin.
Waldeyer Dr. Wilhelm, geheimer Medicinalrath, Universitäts-Professor, stellv. Vorsitzender d. deutschen anthr. Ges., Berlin.
Waldner Dr. Fr., Südbahn-Consulent.
Wallnöfer Dr. med. Theodor, sammt drei Damen.
Wang Nikolaus, k. u. k. Custosadjunkt, Wien.
Weber Leonhard, Dr. med., New-York.
Weinzierl R. v., Lobositz.
Weismann Joh., Oberlehrer, Schatzmeister d. deutschen und Münchener anthrop. Ges., sammt Tochter, München.
Weissenberg Dr. S., Berlin.
Werner Dr. Franz, Magistratsrath.
Wibmer Dr. Andreas, Innichen.
Wieser Dr. Fr. Ritter v., Universitäts-Professor.
Wildauer Tobias v., k. k. Hofrath.
Wildner Dr. Franz, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin und Tochter.
Winkler Dr. Ant., Advokaturs-Konzipient, sammt Gemahlin.
Winkler Dr. Franz, prakt. Arzt.
Winkler Dr. Josef, Advokaturs-Konzipient, sammt Gemahlin.
Witte Dr. E., Oberstabsarzt I. Cl., Berlin.
Zakrezewski Dr. Ignaz, Universitäts-Professor, Lemberg.
Zakrezewski Josef Ritter v., Dr. med., mit Gemahlin.
Zernik Dr., Arzt, sammt Gemahlin, Görlitz.
Zimmeter Albert, Realschul-Professor.
Zingerle Dr. Anton, Assistent a. d. Lehrkanzel für Psychiatrie.
Zingerle Dr. Anton, Universitäts-Professor, sammt Gemahlin.
Zingerle Dr. Josef, Bibliothekar am archäologischen Institute, Wien.
Zunz D. A., Kaufmann, Frankfurt a. Main.

Verhandlungen in den gemeinschaftlichen Sitzungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft.

Erste gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung der Versammlung durch den Präsidenten der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherrn von Andrian. — **Begrüssungsreden:** Se. Excellenz Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merveldt; Se. Excellenz Herr Landeshauptmann von Tirol Graf A. von Brandis; Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck Dr. Friedrich Mörz; Se. Magnificenz Herr Rektor der Universität Innsbruck Professor Dr. E. Ehrendorfer. — Uebergabe des Präsidiums an den Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Herrn Geheimrath Dr. Rudolf Virchow. — **Wissenschaftliche Verhandlungen:** Eröffnungsrede des Herrn Geheimrath Dr. Rud. Virchow. Vortrag des Herrn Hofrath Professor Dr. Toldt: Ueber Somatologie der Tiroler. Vortrag des Herrn Professor Dr. von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichteforschung in Tirol.

Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherr **von Andrian** eröffnet die Versammlung mit folgenden Worten:

Hochverehrte Versammlung! Die deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft haben sich in dem Gedanken begegnet, die Anregung zu ihrer Gründung, welche vor 25 Jahren von der Naturforscherversammlung zu Innsbruck ausgegangen ist, durch einen gemeinsamen Kongress an der Stelle ihrer geistigen Geburt zu feiern. Nur Wenige von denen, welche mit Hand angelegt haben, als es sich darum handelte, dem jüngsten Sprössling der Naturwissenschaften eine gesonderte Vertretung im wissenschaftlichen Leben zu verschaffen, weilen heute noch in unserer Mitte; Andere, welche damals den Grund zu dem Gebäude mitgelegt haben, durften den Ausbau desselben nicht erleben; ihr Andenken wird uns am heutigen Tage schmerzlich lebendig.

Der damals gefasste Beschluss erwies sich als um so folgenreicher, je mehr die deutsche und österreichische Anthropologie beim Beginne ihres Kampfes um's Dasein auf sich selbst angewiesen waren. Trotz mannigfacher, durch staatliche Subventionen nur theilweise gehobener Hindernisse wurden unsere Gesellschaften der Mittelpunkt eifriger und zielbewusster Thätigkeit: sie haben das Interesse für die Anthropologie in die weitesten Kreise unserer Bevölkerung getragen und die Erschliessung der einheimischen Forschungsgebiete angebahnt; aber auch allen weiteren Bestrebungen, mochten dieselben in Sammelthätigkeit und Erforschung fremder Völker oder in Sichtung und genetischer Verwerthung des Beobachtungsmaterials sich äussern, ward seitens unserer Gesellschaften nach Massgabe der verfügbaren Mittel jede Förderung zu Theil. Die von uns gewählte Form der Kooperation, welche die Einzelthätigkeit in allen Richtungen anregt und unterstützt, hat somit einen wesentlichen Antheil an der gedeihlichen Entwickelung der deutschen und österreichischen Anthropologie im verflossenen Vierteljahrhundert. Wir können nur wünschen, dass auch die Fernerstehenden aus den bevorstehenden Verhandlungen entnehmen mögen, wie sehr sich die Disziplinen, welche unter dem Begriff „Anthropologie" zusammengefasst sind, in diesem Zeitraum innerlich gefestigt haben.

Ich selbst möchte nur ganz im allgemeinen auf die wachsende Bedeutung der Anthropologie hinweisen: vor 25 Jahren war die Berechtigung derselben von vielen Seiten lebhaft bestritten, heute beeinflusst sie bereits in sehr fühlbarer Weise selbst die ältesten und ausgebildetsten Geistesdisziplinen. Die Verwerthung des von allen Seiten zusammenströmenden Beobachtungsmaterials bildet heute schon eine breite Basis, auf welcher das Gebäude einer induktiven Soziologie hoffentlich bald wird aufgeführt werden. Die Dienste, welche das Studium des collectiven Menschen der sozialen Wissenschaft und dadurch dem sozialen Leben zu leisten berufen ist, berechtigen uns zu der zuversichtlichen Hoffnung auf eine erhöhte Würdigung unserer Wissenschaft in der Zukunft, welche unter dem Zeichen der sozialen Fragen steht.

Sie sind, hochverehrte Anwesende, zu der heutigen Feier in so grosser Anzahl erschienen, wie wir kaum zu erhoffen wagten. Wir dürfen in Ihrer Mitte hochberühmte auswärtige Vertreter unserer Disziplin erblicken, deren Anwesenheit unserm Kongress erhöhten Glanz verleiht. Die auch bei diesem Anlass uns zu Theil gewordene Theilnahme der hohen Staatsregierung, sowie der Landesbehörden, der gastliche Empfang der Stadt Innsbruck, die Theilnahme der Universität verpflichten uns zu tiefstem Danke. Mögen diese so erfreulichen Kundgebungen uns die Gewähr bieten für Ihre aufrichtige Theilnahme an unsern idealen Zielen. In diesem Sinne erlaube ich mir, Sie herzlich willkommen zu heissen und erkläre ich unsern gemeinsamen Kongress für eröffnet.

Ich bitte nun Seine Excellenz den Herrn Statthalter das Wort zu ergreifen.

Begrüssungsreden.

Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol Graf **F. von Merveldt:**

Geehrte Herren! Im Namen der k. k. Regierung habe ich die Ehre, die zweite gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft achtungsvoll zu begrüssen.

Ich thue dies zunächst mit dem Ausdruck der Freude, dass das mächtige Band, welches die deutsche Wissenschaft mit der ernsten Forschung in Oesterreich zu gemeinsamer Arbeit vereint, in dem Zustandekommen der heutigen Versammlung neue Festigung erfahren hat.

„Wissenschaft ist Macht", ist oft, besonders von Staatsmännern gesagt worden und die k. k. Regierung hat niemals der Wissenschaft die ehrende Anerkennung versagt, die diesem fortlebenden Worte entspricht, bedürfen doch die Lenker der Staaten zu dem Gebrauche ihrer Macht vor Allem der Macht der Erkenntniss. Gewiss aber muss jede Regierung der Wissenschaft oder vielmehr diesem Ganzen von Disziplinen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, deren Vertreter die heutige Versammlung umfasst, einer Wissenschaft, die das γνῶθι σαυτόν, das die Weisen aller Zeiten dem Menschengeschlechte zugerufen, im weitesten Umfange zu verwirklichen strebt.

Wenn diese Wissenschaft uns die Lehre vom Menschen bietet, so gewährt sie in der Erschliessung der Kenntniss der menschlichen Natur der Staatskunst die wichtigste und verlässlichste Grundlage. Die Thätigkeit des Staates ist nur dann im Stande, Fortschritte zu machen, wenn sie von stets zunehmender Einsicht in die wirklichen Bedingungen menschlicher Wohlfahrt geleitet ist. Diese aber ist nur möglich bei eindringlicher Durchforschung aller Beziehungen des menschlichen Seins in der Vergangenheit wie in der Gegenwart.

Mag der eine oder der andere Weg noch so weit erscheinen, noch so langsam zum Ziele führen, jeder verdient betreten zu werden, wenn sich auf demselben ein Beitrag erreichen lässt zum Verständniss des Menschen.

So werden Sie mir, geehrte Herren, Glauben schenken, wenn ich als Vertreter der Regierung eines Staates, welcher wie kaum ein anderer nach unbefangener Erforschung aller realen Grundlagen des Volkslebens und des Volkswohles streben muss, Ihre Versammlung auf österreichischem Boden willkommen heisse und Ihren Arbeiten, Ihren Berathungen und Beschlüssen den besten, den fruchtbarsten Erfolg zu wünschen mir erlaube.

Seine Excellenz der Herr Landeshauptmann von Tirol, Graf **A. von Brandis:**

Hochansehnliche Versammlung! Es gereicht mir zur besonderen Ehre, im Namen des Landes Tirol die hochgeschätzten Herren aufs freundlichste zu bewillkommnen, im Namen eines Landes, welches wie wohl kaum ein zweites auf verhältnissmässig so engem Raume ein so reiches Feld für Ihre wissenschaftlichen Forschungen bieten kann. War ja doch gerade unser Bergland seit den ältesten Zeiten ein beliebter Durchzugspass für die verschiedenen Völkerströmungen zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West, Strömungen, welche nicht verfehlten, die Spuren ihres Daseins zu hinterlassen. Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, zu erforschen, inwiefern diese Spuren in die Gegenwart herüberreichen; es ist aber namentlich für uns jetzt Lebende von höchstem Interesse, einmal mit einiger Zuverlässigkeit zu erfahren, wer unsere Vorfahren in diesem unserem gegenwärtigen Heimathlande, wer unsere Vorahnen waren. Die hochansehnliche Versammlung möge daher überzeugt sein, dass kaum irgendwo Ihre wissenschaftlichen Forschungen mit so lebhaftem Interesse verfolgt werden als gerade in unserem Lande Tirol.

Der Herr Bürgermeister der Stadt Innsbruck, Dr. **Friedrich Moerz:**

Hochansehnliche Versammlung! Geehrte Damen und Herren! Ich schätze es mir zur hohen Ehre, als Bürgermeister der Landeshauptstadt Innsbruck und Namens derselben den gemeinschaftlichen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft hier begrüssen zu können. Ich begrüsse in dem gemeinschaftlichen Kongress die Vereinigung der Koryphäen der Wissenschaft, jener Männer, welche durch ihre Gelehrsamkeit und ihre rastlose, fruchtbringende Arbeit dem Wohle der Menschen dienen und die Wissenschaft zu stets höherer Bedeutung bringen. Dass solche Männer in unserer Mitte weilen, muss uns Innsbrucker in ein erhebendes Gefühl versetzen. Allein seine besondere Weihe erhält der heutige Kongress dadurch, dass die Deutsche anthropologische Gesellschaft zugleich ihr 25jähriges Stiftungsfest feiert und die Wiener anthropologische Gesellschaft nimmt daran so innigen Antheil, dass sie den Beschluss gefasst, das Wiegenfest ihrer Schwestergesellschaft mitzufeiern, und diesen Beschluss durch die Theilnahme so vieler und hervorragender Mitglieder in glänzender Weise durchgeführt hat. Dass Innsbruck die Geburtsstätte einer so illustren Gesellschaft geworden ist, muss uns Innsbrucker mit wahrer Freude und mit Stolz erfüllen. Unsere Stadt, oder nachdem Sie gewohnt sind, in grösseren

reichen Städten Ihre Kongresse abzuhalten, sage ich lieber, unser Städtchen ist nicht gross, aber es ist reich an Schönheiten der Natur; und wenn Sie an dem Festabende, welchen die Stadt Innsbruck ihren illustren Gästen zu geben die Ehre hat, hinaufblicken werden auf die von Freudenfeuern erglänzenden Bergesspitzen, wenn Sie unsere Volksweisen aus froher Sänger Kehlen erschallen hören, dann werden Sie eingestehen, dass Innsbruck, das so glücklich ist, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu sein, innigsten Antheil an Ihrem Wiegenfeste nimmt. Was wir unseren illustren Gästen beider Gesellschaften bieten können, ist zwar wenig, aber das Wenige bieten wir von ganzem Herzen, und so gestatten Sie mir, dass ich Namens der Stadt Innsbruck dem gemeinschaftlichen Kongresse der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft aus freuderfüllter Seele zurufe ein herzliches Willkommen.

Seine Magnifizenz der Herr Rektor der Universität Innsbruck, Professor Dr. **E. Ehrendorfer:**

Es erübrigt auch mir die ehrende Pflicht, im Namen der Innsbrucker Universität die jubelfeiernde Deutsche und Wiener anthropologische Gesellschaft, sowie sämmtliche anwesende Freunde der anthropologischen Forschung auf das wärmste zu begrüssen. Für die Universitas literarum liegt ein besonderer Grund der freudigen Kundgebung darüber vor, dass eine aus bescheidenen Anfängen hervorgegangene, nunmehr zu so hohem Ansehen gelangte wissenschaftliche Körperschaft ihr 25. Gründungsjahr hier in ihrem Geburtsorte feiert. Wir begrüssen mit Freude die gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft um so mehr, als das Jubiläum der Gesellschaft der österreichischen Fachgenossen mit dem der Deutschen Gesellschaft sehr nahe zusammentrifft. Der Universität in Innsbruck ruft aber auch die Zeit der Stiftung der anthropologischen Gesellschaft eine hochwichtige Begebenheit ins Gedächtniss zurück. In jener 43. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vor 25 Jahren in Innsbruck getagt und zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geführt hatte, konnte bei seiner festlichen Ansprache der damalige Statthalter von Tirol, Freiherr von Lasser, die freudige Mittheilung machen, dass die Wiederherstellung der medicinischen Facultät in Innsbruck in kurzem bevorstehe. Unzweifelhaft war die Wahl des Ortes für die Naturforscherversammlung, welche zu jener Zeit auf Innsbruck fiel, von wesentlich förderndem Einfluss auf den Gang der Verhandlungen, welche zur Wiederherstellung der medicinischen Facultät an hiesiger Universität rasch und entscheidend zu einem günstigen Resultate geführt haben. So begleitet denn unsere, an der Südgrenze deutschen Bodens thatkräftig wirkende Universität Ihr schönes Stiftungsfest und Ihre Verhandlungen mit freudigtheilnehmenden Gefühlen und drückt den Wunsch aus, es mögen Ihre Arbeiten zum Segen für die Interessen der Wissenschaft und der Menschheit immer erfolgreicher sich erweisen.

Freiherr **von Andrian** übergab nun an Herrn R. Virchow das Präsidium.

Wissenschaftliche Verhandlungen.

Ehren-Präsident und Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr **R. Virchow**-Berlin:

Eröffnungsrede. Es gereicht mir zu einer besonderen Freude, dass es mir, einem der wenigen Ueberlebenden der Gründungszeit der anthropologischen Gesellschaft, möglich ist, noch in einigermassen lebenskräftigem Zustande mich an dieser Versammlung zu betheiligen. Von den Herren, welche vor 25 Jahren von der anthropologischen Sektion der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hier in Innsbruck beauftragt wurden, den Aufruf zur Gründung einer solchen Gesellschaft zu erlassen, sind meines Wissens ausser mir nur zwei noch am Leben, Herr Karl Vogt und Graf Enzenberg[1]), ein Kind dieses Landes, von dem wir hofften, ihn noch hier zu sehen, und der damals als Schriftführer der Sektion den Verhandlungen beiwohnte. Wir hatten das Vergnügen, ihn in Wien wiederzusehen, als es sich um die 20jährige Feier handelte.

Die Entschliessung von 1869, welche in der That recht folgenschwer geworden ist, war hervorgerufen durch eine Reihe von grossen Veränderungen in den Anschauungen der Gelehrtenwelt Europas, die sich im Laufe des letzten Decenniums vorher vollzogen und ihren äusseren Ausdruck gefunden hatten in der Gründung der internationalen prähistorischen Kongresse. Diese Kongresse, welche zuerst in der Schweiz und in Italien abgehalten wurden, erreichten ihre grössere Bedeutung hauptsächlich von dem Augenblicke an, wo nacheinander Paris, Bologna und endlich Kopenhagen die Sitze dieser Versammlungen wurden. Von den internationalen Kongressen aus ist jene grosse Revolution der Anschauungen hinaus getragen worden, welche seitdem die ganze Welt erobert haben, hie und da etwas weite Wogen schlagend, anderswo etwas bescheidener auftretend, aber doch so, dass es wohl kaum einen Platz auf der Erde gibt, an dem noch civilisirte Menschen leben, wo man nicht einigermassen Kenntniss genommen hat von diesen Veränderungen. Die internationalen Kongresse basirten in erster Linie auf ein paar grossen und die Wissenschaft bis in ihren Grund erschütternden thatsächlichen Beobachtungen. Die eine derselben bezog sich auf das Alter des Menschen und auf seine Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Erde überhaupt; es waren das die Beobachtungen, die zuerst durch den französischen Gelehrten Boucher

1) Nachträglich wurde ermittelt, dass auch Professor Pichler noch unter den Lebenden weilte.

de Perthes in der Nähe von Abbeville bei Amiens gemacht wurden, der in Erdschichten, welche man bis dahin als vollständig unberührt von dem Menschen betrachtet hatte, Produkte menschlicher Thätigkeit nachwies. Es handelte sich nicht um Funde, welche etwa den Menschen jener Zeit unmittelbar darlegten; man fand weder einen ganzen Menschen, noch seine Knochen, sondern nur allerlei — wie man bei wohlwollender Bezeichnung sagt — Artefakte, — die bescheideneren Leute haben sich neuerlich daran gewöhnt zu sagen Manufakte, — die von menschlicher Hand gefertigt innerhalb von Erdschichten lagen, die in späterer Zeit unmöglich von Menschen gerührt sein konnten, welche also dahin gekommen sein mussten, als diese Erdschichten aufgebaut wurden, als nach und nach durch Wasserbewegung die Ablagerungen erfolgten, welche jetzt an den Abhängen der Strombetten zu Tage liegen. Anfänglich lebhaft bekämpft und bezweifelt, wurden diese Funde bald im Gegentheil übertrieben, so dass alles Mögliche für Arte- und Manufakte genommen wurde, wie namentlich Silexstücke, die gelegentlich die bizarrsten Formen darbieten und leicht als Thiergestalten und sogar als Menschengestalten gedeutet werden können. Das hat allmählich abgestreift werden müssen; wir haben mit voller Sicherheit und im Augenblick, glaube ich, unbezweifelt, die Ueberzeugung gewonnen, dass die Feuersteine von Menschen bearbeitet sein mussten, dass sie somit Zeugniss ablegten für die Existenz des Menschen in jener Zeit. Es war das immerhin nur ein indirekter Beweis, aber er ist für wissenschaftliche Anforderungen ausreichend. Damit war ein Dogma erschüttert, welches nicht bloss auf religiöse Ueberlieferungen gegründet war, sondern auch in der wissenschaftlichen Auffassung bis dahin als unerschütterlich gegolten hatte, nämlich dass der Mensch erst entstanden, geschaffen sei, als die Erde im Wesentlichen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte. Wenn das richtig war, was man an der Somme fand und was nachher an vielen anderen Orten bestätigt wurde, so war es klar, dass der Mensch existirt haben musste zu einer Zeit, als die Oberfläche der Erde noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt erlangt hatte.

Die zweite bahnbrechende Beobachtung, welche auf einem ganz anderen Gebiete lag, aber welche in gleich entscheidender Weise auf die Meinungen der Zeitgenossen eingewirkt hat, war die Entdeckung der Schweizer Pfahlbauten, von der Sie alle wissen. Als bei Gelegenheit einer grossen Dürre, welche das Wasser der Schweizer Seen tief senkte, im Züricher See, auf dem blossgelegten Seeboden, Pfähle zum Vorschein kamen, als man neben und zwischen diesen Pfählen eine Masse menschlicher Erzeugnisse, nicht mehr bloss Manufakte, sondern wirkliche Artefakte fand, als man fragte, woher sind sie gekommen, welchem Volke können sie angehört haben, da ergab sich, dass keine Möglichkeit vorhanden war, sie mit einem historischen Volke in Zusammenhang zu bringen, da kam man an dem Grenzpunkte an, wo die überlieferte Geschichte, das, was man bis dahin als die Grenze menschlichen Wissens betrachtet hatte, unzureichend wurde; man musste hinausgehen über die Geschichte und so entstand die Prähistorie.

Die Prähistorie beschäftigt sich und hat sich seitdem damit beschäftigt, zu ermitteln, wie der Mensch gewesen ist, ehe etwas über ihn geschrieben wurde, ehe die Ueberlieferung begann, ehe die Meinungen sich bildeten, die unter uns Kurs hatten.

Nun darf ich vielleicht hier einschalten, es ist dann längere Zeit hindurch hin und her gestritten worden, und gelegentlich tritt dieser Streit wieder hervor, wo denn nun eigentlich die Grenze der Prähistorie liege. Da es immer Leute gibt, die auch den Punkt über dem i ganz genau und scharf ausgeprägt haben wollen, so fehlt die Frage auch nicht, welches ist das Jahr oder wenigstens das Jahrhundert, wo die Prähistorie abschliesst und wo die Prähistorie anfängt. Wir in Deutschland haben uns daran gewöhnt, die Sache ganz objectiv zu nehmen, ohne irgend eine dogmatische Voraussetzung. Wir fangen die Prähistorie rückwärts zu betrachten an, von dem Augenblick an, wo wir über die betreffende Stelle keine historischen Nachrichten mehr haben. Es ist also für jeden einzelnen Punkt der Erde, für jedes Volk die Dauer der Prähistorie verschieden, geradeso wie es übrigens in der gewöhnlichen Geschichte auch geschieht. Denn es wird niemand einfallen, etwa die österreichische Geschichte von demselben Augenblicke anzufangen, wo die assyrische Geschichte anfängt, und ebensowenig wird jemand aus dem Aufhören der assyrischen Geschichte schliessen wollen, dass in anderen Theilen der Welt die Geschichte um dieselbe Zeit auch aufgehört habe. Jedes Volk hat seine Geschichte und auch seine Vorgeschichte. In Wirklichkeit reicht die Vorgeschichte je nach den besonderen Plätzen, um die es sich handelt, ziemlich nahe an uns heran; ja es kommt der sonderbare Fall nicht sehr selten vor, dass für dasselbe Gebiet und für dasselbe Volk eine geschichtliche Periode vorhanden ist und dass dann die Geschichte mit einem Male wieder aufhört, das Buch wird zugemacht, und erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit beginnt sie wieder. Da wird die Geschichte durch einen prähistorischen Zwischenraum unterbrochen. Ich will kurz daran erinnern, dass die Portugiesen, als sie ihre Endeckungen in Afrika machten, am Kongo ein grosses, wohl organisirtes Königreich trafen. Mit dem traten sie in Beziehungen, commercielle und politische; ein Gesandter vom Kongostaate kam nach Lissabon; er starb schliesslich in Rom, sein Monument ist noch heutigen Tages in Rom zu sehen. Dann kamen die europäischen Wirren, Portugal verlor allmählich seine seemächtige Stellung so gut wie seine landmächtige, es wurde allmählich ein armes Land, das nach aussen hin nichts mehr Besonderes leisten konnte, das Kongogebiet schied aus allen Beziehungen zu Portugal aus und wurde für lange unzugänglich für die Europäer. Ja es kam eine Zeit, wo der Kongo vollständig prähistorisch geworden war, so prähistorisch, dass er selbst erst in unserer Zeit wieder entdeckt werden musste und dass man nicht mehr im Stande ist, durch anderweitige Forschungen diese Lücke in der Geschichte auszufüllen. Also eine Periode der historischen Unwissenheit, die auf ein paar Jahrhunderte sich ausdehnt, tritt fast plötzlich ein.

Bei uns ist es ganz ebenso gegangen. Die ersten sicheren Nachrichten über die Länder, aus denen sich die beiden Gesellschaften rekrutiren, verdanken wir den Römern. Die römische Herrschaft ist ziemlich tief in diese Länder eingedrungen, sie hat das ganze grosse Gebiet längs des Rheins und der Donau eingenommen, sie ist an vielen Stellen darüber hinausgegangen, obwohl nicht gerade allzuweit, vielfache Beziehungen mit den eingebornen Stämmen sind eröffnet worden; wir treffen die Spuren römischen Einflusses bis nach Norwegen und Schweden und in die baltischen Ostseeprovinzen hinauf; bei uns in Norddeutschland sind sie sehr zahlreich. Wir wissen auch Einiges von dem, was damals in jenen Gegenden war, durch die römischen Autoren. Namen treten plötzlich

hervor, die dann wieder verschwinden. Ich erinnere daran, dass zur Zeit des Kaisers Augustus bei uns in der Mark Brandenburg bezeugtermassen ein sehr mächtiger Stamm wohnte, die Semnonen, die weit und breit sehr angesehen waren; sie scheinen sich nachher irgendwohin in Bewegung gesetzt zu haben, aber ihre Spur ist gänzlich verloren, niemand weiss, wo sie geblieben sind, welchen Weg sie genommen haben. Der Name erscheint bei uns kurze Zeit, nachdem die Römer aus Norddeutschland verschwunden waren, zum letztenmale. Dann entsteht für die Mark Brandenburg und die Lausitzen eine lange Pause, die wenigstens 6 Jahrhunderte gedauert hat, ehe wir wieder einigermassen festen Boden unter den Füssen haben. Nun würde es ja sehr sonderbar sein, wenn wir diese Zeit nicht prähistorisch nennen wollten; historisch ist sie unzweifelhaft nicht. Denn der blosse Umstand, dass auf dem Monument des Augustus in Ancyra nicht bloss Augustus genannt ist, sondern auch eine Gesandtschaft der Semnonen, die an ihn nach Rom gesandt wurde, genügt noch nicht, um aus den Semnonen ein im engeren Sinne historisches Volk zu machen. Dass sie da waren, wissen wir gerade so gut, wie wir jetzt von vielen centralafrikanischen Völkern die Namen kennen, aber gar nichts weiter; es werden von da viele Namen berichtet, die getreulich registrirt werden, aber mit denen man nichts anfangen kann. Also ich sage und ich glaube, es ist die Meinung aller derer, die gegenwärtig wenigstens in unserem Lande mit thätig sind: die Geschichte beginnt da, wo wirklich geschichtliche Dokumente über die Menschen und ihre Handlungen vorhanden sind; vor dieser Zeit ist unser Gebiet, das der Prähistorie.

Es resultirt daraus eine eigenthümliche Schwierigkeit, die mich, wenn ich sie in ihrem Grunde auseinandersetzen sollte, sehr weit führen würde, nämlich ein gewisses eifersüchtiges Verhältniss, in dem unsere Wissenschaft seit ihrer Gründung mit der sogenannten klassischen Archäologie sich befunden hat. Wir können mit den Philologen noch immer nicht zu einem intimen Verhältniss kommen, nicht als ob wir nicht den Wunsch hätten, der starken Hilfe der klassischen Philologie in jeder Weise uns zu bedienen, sondern weil wir nicht verzichten können darauf, diejenigen Dinge, die wir auf unserem Wege finden, auch zunächst von unserem Standpunkte aus zu beurtheilen und nicht zuerst zu fragen: ist nicht vielleicht irgend ein alter Schriftsteller vorhanden, aus dem man durch eine Reihe von Combinationen schliessen könnte, dass schon damals von diesen Dingen etwas bekannt war? Wenn sich das hinterher herausstellt, so ist es für uns immer sehr angenehm. Wir haben solche Belehrung niemals zurückgewiesen, aber wir können nicht damit anfangen. Denn in der Mehrzahl von Fällen sind die Dinge, welche die Alten erwähnen, so dunkel, so wenig genau bezeichnet, dass man, selbst wo von scheinbar ganz bekannten Gegenständen die Rede ist, nicht herausbringen kann, was es eigentlich war. Ich will nur erinnern an die vielen Erörterungen, welche über die sogenannte Framea stattgefunden haben, ein Werkzeug, welches von den römischen Schriftstellern erwähnt wird, dessen die Germanen sich bedient haben sollen, von dem jedoch Niemand mit Sicherheit sagen kann, was es eigentlich war. Es wäre sehr angenehm, wenn man das wüsste; indess ich darf es vielleicht verantworten, zu sagen, dass unser Herz nicht bricht, wenn man nicht herausbringt, welcher von den Gegenständen, die man in alten Gruben findet, einmal Framea genannt worden ist. Ich will beispielsweise einmal annehmen, es wäre jenes sonderbare Geräth gewesen, dass man bei uns, vorzugsweise im Norden, Celt nennt und das in Oesterreich gewöhnlich Kelt genannt wird, — eine Differenz, die uns wohl auch nicht zu Todfeinden machen wird —, also ich will annehmen, das wäre die alte Framea gewesen, — ich behaupte das jedoch nicht, aber es ist Manches dafür gesagt worden, — so lässt sich das doch nicht beweisen. Wir wissen eben nicht, wie der Celt bei den Römern genannt worden ist, und daher können leicht zwei unbekannte Geräthe in einen Begriff zusammengeschmolzen werden. Es kommt aber sehr wenig darauf an; worauf es ankommt, ist das, dass wir Namen haben, welche die gemeinten Gegenstände so genau und deutlich bezeichnen, dass man sofort weiss, wovon die Rede ist. Wenn jemand aber einen noch besseren Namen weiss, so fügen wir uns auch, wir hängen nicht an dem blossen Namen. Ebensowenig können wir uns die positive Kenntniss, die wir der unmittelbaren Prüfung des Gegenstandes entnehmen, verkümmern lassen durch eine bloss philologische Auseinandersetzung. Das will ich offen aussprechen. Im übrigen erkennen wir mit Vergnügen an, dass jede aus der Kenntniss der Schriftsteller unmittelbar entnommene Thatsache für uns ausserordentlich grossen Werth hat, und wir benützen dieselbe jedesmal als eine Marke, an der wir die Richtigkeit des Weges abmessen, den wir selbst gehen.

Ich möchte bei der Gelegenheit darauf hinweisen, dass das Alterthum, welches den Hergängen an sich viel näher lag als wir, manche Traditionen uns überliefert hat, die, wenn wir sie in die Sprache der heutigen Zeit übersetzen, ungefähr das Nämliche ausdrücken, was auch wir für richtig halten. Wenn Sie z. B. die Erörterungen, welche Lucian über die Zeitalter angestellt hat, mit dem vergleichen, was ein heutiger Lehrer der Anthropologie etwa bietet, so sieht es ja manchmal so aus, als hätte er den Lucian abgeschrieben. Was da gesagt ist über Stein, Kupfer und sonstige Metalle, trifft in der That in vielen Beziehungen zu, es ist ein sehr glückliches Zusammentreffen. Aber wenn wir als Prähistoriker auf Lucian als auf einen Zeugen uns berufen wollten, der genau angeben könnte, wie es in vorgeschichtlicher Zeit zugegangen ist, so darf ich wohl voraussetzen, dass Sie alle mit mir einverstanden sind, wenn ich sage, wir würden in sehr böse Verhältnisse gelangen, wir würden oft die grössten Missgriffe machen. Denn das war ja nur Spekulation. Man sah sich den Menschen an, was er machte, stellte sich vor, wie das wohl gelernt sein könnte, und kam dann von selbst auf den Gedanken, dass es ursprünglich noch kein bearbeitetes Metall geben konnte, was die Menschen in so niederem Zustande der Kultur oder richtiger der Unkultur benutzten, dass sie also etwas anderes nehmen mussten, was sich ihnen darbot. Dass dies Stein sein musste, liegt in der Natur der Dinge, und dass man nachher gefunden hat, dass wirklich das Steinalter den Anfang der menschlichen Kultur bildet, ist kein Beweis dafür, dass Lucian das wusste, sondern nur, dass er ein scharfsinniger Mann war, der sich das ausdenken konnte. Ich habe dieses Beispiel hauptsächlich gewählt, um noch einmal hervorzuheben, dass Jemand auf dem Wege theoretischer Erörterung, blosser Spekulation, auch wenn die Spekulation nicht ausgeht von thatsächlichen Verhältnissen, zu einer Art von Wahrheit gelangen kann, für die freilich die unmittelbare thatsächliche Probe von ihm nicht geliefert wird und die auch nicht aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangen ist. Ich werde gleich nachher auf diesen Punkt

noch kurz zurückkommen. Ich hatte nur geglaubt, da wir über das Wesen der Prähistorie handeln, diese allgemeinen Bemerkungen über ihre Stellung und Bedeutung hervorheben zu müssen. Ich kehre jetzt zu dem unterbrochenen Gedankengange zurück.

Während also die Beobachtungen über das Vorkommen von menschlichen Manufakten in diluvialen Erdschichten den Beweis führten, dass der Mensch schon existirt hat, als die Erdoberfläche noch nicht ihre gegenwärtige Gestalt angenommen hatte, und während die Prähistorie hervorging aus der Erwägung darüber, welchem Volke etwa die Pfahlbauten angehört haben könnten, so kam als ein drittes Moment, welches die menschliche Meinungswelt aufs tiefste erschütterte, der Darwinismus hinzu, der gerade in jene Periode hineinfällt. Bei dem Darwinismus brauche ich wohl nicht lange zu verweilen. Sie wissen alle, wenigstens im Allgemeinen, was damit gemeint ist. Indess muss ich doch eine Restriktion machen. Darwin hat in seiner berühmten Arbeit „Ueber den Ursprung der Arten" eine Reihe positiver Thatsachen mitgetheilt, welche vorzugsweise hervorgegangen waren aus den Beobachtungen, die man bei der Domestikation der Thiere und zum Theil auch der Pflanzen gemacht hatte. Das waren positive Thatsachen, welche darthaten, dass gewisse Thiere und Pflanzen, welche man damals geneigt war, als besondere Arten aufzufassen, in einander übergehen oder übergeführt werden können, also dass etwas, was man für eine besondere Art hielt, zu einer anderen Art werden kann. Darauf baute sich dann mehr und mehr, namentlich bei den Nachfolgern von Darwin, die Vorstellung auf, welche man nachher mit „Darwinismus" bezeichnet hat, dass überhaupt eine Umwandlung, eine Transformation nicht bloss von Arten, sondern auch von Gattungen und schliesslich von ganzen Thierklassen in einander stattfinden könne. Die Frage in dieser Allgemeinheit berührt uns in der Anthropologie nicht; wir können gelegentlich einmal Erfahrungen aus der Pflanzen- oder Thierwelt, welche sich auf transformistische Erscheinungen beziehen, zu Hilfe nehmen für die Erklärung gewisser Einzelheiten beim Menschen, indes entscheidend sind sie an sich niemals, sie müssen immer erst durch entsprechende Beobachtungen am Menschen gedeckt werden. Darwin enthielt sich, wie bekannt ist, anfänglich der speciellen Anwendung seiner Erfahrungen auf den Menschen, er wurde erst durch seine Anhänger und Freunde dahin gedrängt, und er ist allerdings aus dem Leben geschieden mit einem Bekenntniss, welches wesentlich verschieden war von dem, was er ursprünglich gelehrt hatte.

Seit jener Zeit ist sehr viel geforscht worden in diesem Sinne, und die Aufgaben, die wir gegenwärtig zu verfolgen haben, liegen zum grossen Theil auf diesem Gebiete. Sie zerlegen sich in zwei Hauptkategorien:

Die eine ist die Frage, wie der Mensch überhaupt entstanden ist, die Frage, woher ist er gekommen, jene Frage, die, um an die Gedanken unseres Herrn Vorsitzenden anzuknüpfen, für die sittliche Auffassung des Menschen von entscheidender Bedeutung ist, und die schliesslich, wie sich nicht leugnen lässt, auf die ganze soziale Bewegung der Zeit eine starke Einwirkung ausüben muss. Diese Frage des Woher, die, für das ganze Menschengeschlecht gestellt, eine weit über unsere gegenwärtigen Erfahrungen hinausgehende Lösung sucht, hat man bekanntlich auch lösen zu können geglaubt auf dem Wege, den ich vorher andeutete, nämlich auf dem Wege der Spekulation. Auf diesem Wege ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte ebensogut zu anderen theromorphischen Theorien kommen können, z. B. zu einer Elephantentheorie oder zu einer Schaftheorie. Denn es ist nicht zu leugnen, dass der Mensch mit allen diesen Wesen gewisse Beziehungen hat, und wenn man sich darauf versteift und alle Feinheiten der Aehnlichkeiten heraussucht, so findet man bald hier, bald da eine Aehnlichkeit. Aber es galt eine Zeit lang als ein Zeichen eines freien Geistes, dass wir gerade vom Affen abstammen müssten, eine Behauptung, die der Prähistorie in der That zuweilen recht starken Schaden bereitet hat und von der ich nicht behaupten kann, dass sie einen wesentlichen Nutzen gebracht hätte. Aber als wir hier vor 25 Jahren anfingen, — obwohl es nicht genau auf's Datum stimmt, denn der Aufruf ist datirt vom 25. September 1869, — vor 25 Jahren war dies doch die Frage, die in erster Linie im Vordergrund zu stehen schien und welche uns dann auch in der nächsten Zeit in hohem Masse beschäftigt hat. Ich darf wohl in dieser Beziehung bemerken, dass bis jetzt noch kein Affe entdeckt worden ist, der als der eigentliche Urvater betrachtet werden könnte, auch kein Halbaffe. Denn in neuerer Zeit hat man, nachdem man die Affen vergebens durchforscht hatte, die Aufmerksamkeit den Halbaffen zugewandt, die sehr sonderbare Eigenschaften besitzen und sehr mannichfaltige Schlussfolgerungen gestatten. Aber auch damit ist man nicht zu stande gekommen, und diejenigen, welche sehr gerne vom Affen abstammen möchten, richten ihre Zuversicht auf kommende geologische Entdeckungen, welche diesen Urvater einmal an's Licht bringen würden. Darüber lässt sich weder positiv noch negativ urtheilen und ich darf wohl sagen, dass die heutige Anthropologie im Grossen und Ganzen sich mit dieser Frage recht wenig beschäftigt; dieselbe steht nicht mehr im Vordergrund der Forschung. In dem Augenblicke, wo solch' ein Urvater wirklich gefunden würde, wäre er sicherlich von allen Seiten mit der grössten Anerkennung empfangen werden; aber da er nicht da ist, machen wir etwas anderes und dieses andere bezieht sich eben auf die wirkliche, aktuelle Welt, auf das, was wir vor uns haben. Wenn wir aber die aktuellen Menschen vornehmen, so kommen wir alsbald auf die Rassen. Denn wenn wir von dem einzelnen Menschen herausbringen wollen, woher kommt er eigentlich, so betrachten wir seine nächste Umgebung, seine Familie, seinen Stamm u. s. w., und wir kommen schliesslich auf jene grösseren „Gattungen", die man Rassen nennt. Es ist also die Rassenfrage die eigentlich dominirende.

Auch die Rassen hat man häufig sehr einfach abgethan. Es gibt viele Leute, die überzeugt sind, dass wenn z. B. Tiroler nach dem Kongo auswanderten, sie einige Jahrhunderte später nur schwarze Nachkommen hinterlassen würden, weil die Sonne sie allmählich so schwarz gebrannt haben würde, dass sie den Afrikanern gleich sehen müssten. So gibt es viele Gelehrte, die nicht das geringste Bedenken tragen, die Neger aus Asien abzuleiten. Wir haben erst vor kurzem den Tod eines sehr genialen Sprachforschers, Schleicher, zu beklagen gehabt, der die Ueberzeugung hatte, dass die ganze afrikanische Gesellschaft über die Landenge von Suez in Afrika eingewandert sei und die einzelnen Stämme daselbst Ehen unter einander geschlossen hätten, bis das heutige Völkergemisch zu Stande gekommen sei. Dabei wird vorausgesetzt, dass die besondern Eigenthümlichkeiten der Neger allmählich auf dem sehr gemischten Boden und unter der sehr heissen Sonne Afrika's sich

entwickelt hätten. Theoretisch lässt sich vieles dafür sagen. Wenn Jemand, der den Winter über im Studirzimmer gesessen hat, im Frühling auf die Berge steigt, den Hut abnimmt und sich recht von der Sonne bescheinen lässt, so kann er sicher darauf rechnen, dass er eine starke Pigmentirung der Haut erfahren wird, namentlich an allen entblössten Körpertheilen; das kann in der That so weit gehen, dass eine starke Annäherung an die gefärbten Rassen zu Stande kommt. Indess derselbe Mann braucht nur wieder nach Hause zu gehen und wieder einen Winter abzusitzen, so blasst er alsbald wieder ab, und es ist nie beobachtet worden, dass wenn ein solcher Kinder bekam, sie etwa eine braune, gelbe oder gar schwärzliche Färbung der Haut oder gar der Haare gehabt hätten, sondern es werden immer wieder weisse Kinder erzeugt. Ob es möglich ist, dass aus ungefärbten oder schwach gefärbten Stämmen — ganz ungefärbt ist ja Niemand — wie man kurzweg sagt, farbige Stämme durch blosse Einwirkung des Bodens, des Klimas u. s. w. hervorgehen können, darüber fehlt uns jeder bestimmte, exakte Nachweis und jedes Beispiel. Ich muss gleich von vornherein sagen, dass, soweit meine Kenntniss reicht, ich ganz ausser Stande bin, zu entscheiden, ob der ursprüngliche Mensch schwarz war und erst die späteren Menschen durch Erblassen weiss geworden sind oder ob umgekehrt die ersten Menschen weiss waren und erst ihre Nachkommen unter besonderen Umständen schwarz geworden sind. Es ist bekannt, dass beide Meinungen sich immerfort im Wirbel umherdrehen, und dass sie auch in den religiösen Ueberlieferungen eine gewisse Stütze finden, ja zum Theil bis auf bestimmte Namen zurückgeführt werden; aber leider können wir für beide Lehren nichts anführen. Es ist noch nie der positive Beweis geliefert worden, dass von weissen Eltern unter irgendwelchen Umständen eine schwarze Nachkommenschaft hervorgegangen sei, ebensowenig wie jemals Neger, die etwa auf europäischen Boden kamen, aus schwarzen Ehen eine weisse Nachkommenschaft geliefert hätten. Est ist immer wieder die Erblichkeit, die uns entgegentritt, und das ist bekanntlich auch das Element, mit dem Darwin am stärksten gearbeitet hat. Die Bedeutung derselben erkennen auch wir vollkommen an.

Wollen wir die Frage der Rassenentstehung wissenschaftlich erörtern, so darf ich wohl nach dieser Einleitung sagen, sie kann nur gelöst werden durch direkte Beobachtung. Man kann noch so viel darüber spekuliren, noch so viel finden, dieses und jenes komme ja gelegentlich vor, z. B. dass ein Weisser durch irgendwelche Umstände schwarz wird, — das pflegen wir aber als Krankheit zu betrachten, als pathologisch; — umgekehrt kommt es nicht selten vor, dass ein Neger fleckig wird, und wenn er fleckig geworden ist, so kann er auch ganz und gar weiss werden. Es gibt also ein Melasma von Weissen und es gibt eine Leukopathie von Schwarzen; beide sind pathologische Ereignisse, beide betrachten wir nicht als die Grundlage für Rassenbildung. Ob es jemals gelingen wird, diese Umbildung für ganze Völker oder Stämme nachzuweisen und zu zeigen, dass von solchen Anfängen aus eine grosse Nachkommenschaft erzielt werden kann, muss dahingestellt bleiben. Sollte es thatsächlich nachgewiesen werden, so muss es die Wissenschaft natürlich annehmen; im gegenwärtigen Augenblick können wir es nicht annehmen. Ich betone den grossen Unterschied, der besteht zwischen einem pathologischen Ereigniss und einem Ereigniss der definitiven Umwandlung, des Transformismus. Der darwinische Transformismus setzt voraus oder sollte voraussetzen, dass, was nach einer pathologischen Umwandlung weiter geschieht, im wesentlichen sich so vollzieht, dass daraus ein physiologisches Verhältniss wird, also das, was wir typisch nennen. Er knüpft nämlich immer an diese physiologische Betrachtung an: der typische Körper soll ein physiologisch vollständiger und perfekter sein, während der pathologische uns immer als etwas Unvollkommenes, Defektes, etwas gegen die Regel Gerichtetes erscheint. Das kann man im allgemeinen anerkennen; aber ich glaube gerade in diesem Punkte doch hervorheben zu müssen die etwas abweichende Vorstellung, welche ich selbst hege und die ich seit längerer Zeit schon mich bemühe, auch in die Kreise der Physiologen einzuführen, was mir nicht gerade sehr weit gelungen ist.

Ich bin nämlich der Meinung, — es ist das nur Spekulation, ich begegne mich hier also mit den Darwinisten — ich bin der Meinung, dass eine Transformation, eine Metaplasie, also eine Umbildung aus einer Art in eine andere, gleichviel ob einzelner Thiere und Pflanzen oder einzelner Organe oder Gewebe derselben, unmöglich eintreten kann ohne Anomalie; denn wenn keine Anomalie einträte, so würde ja dieses neue und abweichende Ereigniss unmöglich sein. Es muss also die bis dahin bestehende physiologische Norm verändert werden, und das kann man nicht gut anders nennen als eine Anomalie. Eine Anomalie hiess aber in alten Zeiten *πάθος*, und in diesem Sinne ist für mich jede Abweichung von der Norm ein pathologisches Ereigniss. Haben wir ein solches pathologisches Ereigniss festgestellt, so führt uns dasselbe sofort dahin, zu untersuchen, welches Pathos es ist, das die eigentlich veranlassende Ursache war. Wenn man von Transformismus spricht, so überlegen die meisten gar nicht, dass dazu jedesmal eine Ursache gehört. „Es kommt von selbst", sagt man, „es macht sich ganz von selbst, spontan". Diese Denkweise widerstreitet dem Gewissen eines Pathologen. Das ist ein unübersteigliches Hinderniss für die Pathologie. Für sie gibt es überhaupt nichts Spontanes, sie verlangt für jedes Ding eine Ursache und zwar eine demonstrable Ursache, nicht bloss eine ausgedachte, sondern eine wirkliche, nachgewiesene. Das ist unsere Aetiologie, unsere berühmte Aetiologie, die im Augenblick in der Hygiene so grosse Erfolge erzielt. Die Aetiologie braucht palpable Objekte. Das Räsonniren hat für sie aufgehört; sie muss ihre Dinge zeigen, beweisen oder wenigstens durch gute Zeichen die Existenz derselben nachweisen können. Nun kann z. B. eine äussere Gewalt, oder eine chemische Substanz, oder ein physikalisches Agens oder was sonst die erste Ursache sein, dass in dem normalen Zustand des Körpers eine Veränderung, eine Anomalie (*πάθος*) eintritt. Diese Anomalie kann unter Umständen erblich werden und dann kann sie die Grundlage werden zunächst für gewisse kleine erbliche Eigenschaften, die sich in einer Familie fortsetzen; sie gehören an sich in die Pathologie, wenngleich sie weiter keinen Schaden bringen. Denn ich muss bemerken: pathologisch heisst nicht schädlich, es ist nicht eine Krankheit, welche damit bezeichnet wird; die Krankheit hiess griechisch *νόσος*, und das, was das Kranke betrifft, Nosologie. Das Pathologische kann unter Umständen auch Vortheil bringen. Das Objekt der Pathologie heisst Anomalie; wird das Pathologische aber erblich, so gibt es besondere Familieneigenthümlichkeiten, und wir kommen dann von einer ersten Abweichung, welche als eine individuelle Variation erscheint, in die erbliche Variation hinein und

damit in die Möglichkeit, dass aus der Familie ein Stamm und aus dem Stamm ein Volk und aus dem Volk eine Rasse hervorgeht; es kommt nur auf die Multiplikation an, nicht mehr auf die Sache. Diese Frage der Multiplikation eines ursprünglichen anomalen Zustandes, eines ursprünglichen anomalen Verhältnisses beherrscht die ganze Rassenfrage und führt immer von neuem darauf zurück, für jede neue Rasse anzugeben, wo sie hergekommen ist und wie es zugegangen sein kann, dass sie sich so gestaltet hat.

Wir wissen nun seit langer Zeit, dass, wenn eine solche Anomalie eintritt, wie es bei Thieren sehr häufig der Fall ist, auch bei höheren Thieren, dann die Nachkommenschaft einmal wieder zurückschlagen kann in das alte physiologische Verhältniss. Dann kann dieses zurückgeschlagene Thier den Anfang bilden für eine neue Reihe, die sich wieder physiologisch entwickelt und von der nächst vorhergehenden verschieden ist. Dieses Zurückschlagen hat Darwin sehr genau verfolgt, er hat dafür den schon früher bestehenden, aber nicht so genau präcisirten Namen des „Atavismus" wieder belebt. Wir haben damit durchaus zu rechnen. Wo wir in einer bestimmten Rasse dergleichen Atavismen finden, namentlich wo sie häufiger vorkommen, da werden wir allerdings dadurch berechtigt werden, die Frage aufzuwerfen: ist nicht dieser Atavismus ein Beweis, dass die Rasse entstanden ist aus einer ursprünglich so gearteten Art von Lebewesen, wie sie die atavistische Erscheinung uns zeigt. Also wenn z. B. ein Neger Kinder erzeugte, welche durchaus weiss und glatthaarig und mit einer Form der Nase, des Mundes oder der Ohren behaftet wären, die der weissen Rasse entsprechen, so würde das die Frage nahe legen, ob das nicht Atavismus sei; aber das ist nie, weder bei Weissen, noch bei Schwarzen gesehen worden. Der Atavismus bewegt sich vorläufig in sehr engen Grenzen, d. h. er reproduzirt nichts anderes, als was innerhalb der Artgrenze für den Menschen gegeben ist.

Ich spreche jetzt vom Menschen, und wenn das in Beziehung auf manche Punkte auch sehr ungewöhnlich erscheint, so muss man doch berücksichtigen, dass es nicht äussere Grenzen sind, welche vom Anfang an der menschlichen Wesenheit gezogen sind. Nehmen wir z B. die Frage der geschwänzten Menschen, welche zum Schrecken mancher zivilisirter Personen sich immer wieder neu erhebt. Sie hat für den Naturforscher sehr verloren an Interesse und an erschütternder Wirkung, seitdem nachgewiesen ist, dass jeder Mensch einmal ein Schwänzlein hatte; in der ersten embryonalen Entwickelung trägt eben jeder Mensch ein Schwänzlein an sich. Es kommt nur darauf an, ob dieses Schwänzlein wächst oder nicht, ob es entsprechend dem übrigen Körper sich vergrössert, um einen geschwänzten Menschen entstehen zu lassen. Dass es solche Menschen gibt, wissen wir jetzt sehr genau. Es ist nicht festgestellt, wie man eine Zeit lang geglaubt hat, dass es gewisse Stämme gibt, welche geschwänzt sind; das ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Es ist wesentlich eine individuelle Variation, weiter geht die Sache nicht. Aber sie kann anerkannt werden, ohne dass daraus irgend etwas Neues folgt. Denn Niemand hat noch gesehen, dass ein menschlicher Schwanz etwa ein Affenschwanz oder ein Katzenschwanz oder ein Fuchschwanz war. So sehr sonst vielleicht einzelne Eigenschaften des betreffenden Trägers an diese Thiere erinnern mögen, es ist und bleibt immer ein menschlicher Schwanz, und alles was an ihm zu sehen ist, jedes einzelne Gewebe, ich darf vielleicht sagen, jede einzelne Zelle ist menschlich, nicht einer anderen Thierart angehörig. Das ist das, was ich nach meiner Kenntniss der Dinge behaupten will.

Sie sehen daraus zugleich, dass ich eine etwas weitgehende Vorstellung habe über die Bedeutung der Pathologie. Für mich bezeichnet die Pathologie nicht bloss die Grenze der Medizin, sondern auch die Grenze der Anthropologie. Alle Fragen des Transformismus, der Metaplasie müssen meiner Meinung nach an ein erstes pathologisches Ereigniss anknüpfen, von dem aus eine Anomalie zu datiren ist, und diese muss entstanden sein durch eine bestimmte äussere Ursache, nicht durch eine bloss innere. Ich unterscheide mich damit, wie ich vielleicht beiläufig bemerken darf, sehr stark von der Meinung, die gegenwärtig in der Zoologie starke Ausbreitung zu gewinnen anfängt, wonach man sich vorstellt, dass die Abweichung gewissermassen durch inneren Trieb, aus einem inneren Drang der Substanz hervorgehe, der ganz unabhängig von den äusseren Verhältnissen sei. Diese Auffassung zeugt nach meiner Meinung von einer gewissen Unvollkommenheit des kritischen Urtheils. So etwas existirt überhaupt gar nicht. Einen inneren Trieb, der durch nichts weiter als durch sich selbst motivirt ist, kann man allenfalls bei Erscheinungen zulassen, welche in der regelmässigen Weiterentwickelung des Körpers das Resultat und die natürlichen Folgen einer längeren Reihe von voraufgegangenen Einwirkungen sind, die innerhalb der Substanz bestimmte bleibende Aenderungen hervorgebracht haben, aber es gibt keinen Trieb, der ohne Weiteres aus der Substanz etwas anderes macht, als sie sonst unter gewöhnlichen Verhältnissen geworden wäre; macht er etwas anderes, so muss er auf bestimmte und greifbare Ursachen zurückzuführen sein und das ist meiner Meinung die grundlegende pathologische That, welche dem ganzen Phänomen untergelegt werden muss.

Was daraus hervorgeht für die weitere Betrachtung ist das, dass wir erst dann von einer eigentlichen Umbildung (Transformismus) und von einer nachgewiesenen Descendenz werden sprechen können, wenn wir die Vorgänge unmittelbar als solche beobachten können. Wir treffen alle möglichen Arten von Umbildungen schon in der natürlichen Entwickelungsgeschichte des Körpers, aber dass eine solche Umbildung von Art zu Art führt, ist etwas, was bis jetzt materiell nicht beobachtet worden ist. Die Annahme davon ist überall nur ein Produkt der Spekulation, und so sehr wir anerkennen können, dass diese Spekulation in vielen Richtungen begründet sein mag, dass sie aller Vermuthung nach einmal bestätigt werden wird, so müssen wir doch auf der anderen Seite sagen, im Augenblick hat es noch Niemand gesehen, im Augenblick sind alle die sogenannten Transformationen Produkte der spekulativen Konstruktion.

Wenn ich nun von dieser Auffassung aus noch einmal einen kurzen Rückblick werfe auf die Zeit der Gründung der Gesellschaft, so habe ich das Gesagte hauptsächlich ausgeführt, um den Umschwung in der Methode darzulegen, der in diesen 25 Jahren stattgefunden hat. Vor 25 Jahren konnte man noch glauben, auf dem Wege einer mehr oder weniger vorsichtigen Spekulation die Probleme, welche die Natur darbietet, definitiv lösen zu können; heutigen Tags haben wir die Meinung, dass durch diese Art der Behandlung nichts weiter gewonnen wird, als eine schärfere Fragestellung. Jeder Naturforscher, der sich überhaupt mit einer weitergehenden Ermittelung der Vorgänge in dieser Welt beschäftigt, muss solche Fragen stellen, muss aus dem, was er bis dahin weiss, weitere De-

duktionen ableiten und sich fragen: Könnte es nicht so oder so sein? Dann beginnt oder sollte beginnen von dieser Fragestellung aus die neue Untersuchung. Der Streit, in dem wir kaltblütigen Anthropologen — ich kann uns wohl so nennen — zu den Darwinisten stehen, beruht eben nur darauf, dass wir die darwinistische Frage als eine Frage behandeln und dass wir verlangen, es solle darauf hin untersucht werden, während die Darwinisten die Sache schon für erledigt halten mit der Konstruktion der Frage. Das haben wir niemals anerkennen können und werden es, glaube ich, auch nicht anerkennen. Würde man das allgemein anerkennen, so würde damit das Ende der Wissenschaft proklamirt sein, denn dann brauchte man nichts mehr zu machen, es wäre alles klar. Jetzt beschäftigen wir uns in der Anthropologie damit, die ganze Welt zu durchmustern, jeden kleinsten Stamm, der nur fassbar ist, gleichviel ob er in Polynesien, in Grönland oder in Hinterasien wohnt, so genau als möglich zu erforschen, um festzustellen, ob in ihm vielleicht ein Anhalt für den Transformismus zu finden ist, in welchem Verhältniss er steht zu anderen Stämmen, wie er sich verhält in Bezug auf das Alter u. s. w. Diese Fragen sind in voller Bearbeitung. Ich glaube nicht, dass irgend einer der hier Anwesenden den Zeitpunkt erleben wird, wo auch nur ein mässiger Theil dieser Fragen definitiv erledigt sein wird; es ist eine so grosse Arbeit, die so lange Zeit und so viele Opfer erfordert, dass Generationen darüber hingehen müssen, ehe wir einigermassen ausreichende Kenntnisse erlangt haben werden.

Ich möchte nur noch einen einzigen Punkt hervorheben, — wenn Sie mir Ihre Geduld noch einen Augenblick schenken wollen, — der wohl am meisten geeignet ist, zu zeigen, wie schwierig das ist. Das ist das Verhältniss von Australien, oder wie man wohl sagt, von Neuholland; denn ich gebrauche den Namen Australien nicht in dem weiten Sinne, wie er missbräuchlich oft für die ganze hinterindische und polynesische Inselwelt ausgedehnt wird. Das eigentliche Australien, dieser grosse insulare Kontinent, der ganz und gar gesondert von der übrigen Welt ist, ist zweifellos als einer der ältesten auf dieser Erde an die Oberfläche hervorgetreten. Er hat besondere Thiere und Pflanzen, die in früheren Perioden der Erdbildung auch in anderen Gegenden gelebt haben, aber gegenwärtig sind sie ihm mehr oder weniger ganz eigenthümlich. Auch der australische Mensch ist höchst eigenthümlich und wenn ich ihn auch einen Schwarzen genannt und ohne weiteres zu den Negern gestellt habe, so ergibt die genaue Untersuchung doch, dass er wesentliche Verschiedenheiten von dem eigentlichen Neger darbietet. Man hat neuerlich angefangen, nicht alle Schwarzen Neger zu nennen, sondern nur gewisse; der Australier gehört zu den Ausnahmen der von uns geläufigen Regel. Man kann nicht behaupten, er sei von Afrika gekommen, oder umgekehrt, er sei in Afrika eingewandert; das ist eine Frage für sich. Nun hat diese Frage insofern ein besonders hohes Interesse, als der Australier aller Wahrscheinlichkeit nach zu den allerältesten existirenden Rassen gehört. Wenn man den Adel der Menschen bloss nach dem Alter rechnete, müsste man die Australier für die adeligste Rasse erklären. Kein Mensch zweifelt daran, dass die Australier nicht in Australien entstanden sein können, dafür fehlen alle Möglichkeiten. So sind sie sicherlich nicht aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Es gibt auch keine Affen in Australien, von denen sie abgeleitet werden könnten. Man kann also nur zu der Vermuthung kommen, entweder dass sie von anderswoher eingewandert sind, oder dass sie aus jener Zeit, wo Australien aus dem Verbande mit anderen Nachbargebieten losgerissen wurde, übrig geblieben sind. Es gibt — das will ich beiläufig bemerken — einen Genossen des Australiers, der ungefähr in ähnlicher Lage sich befindet, das ist merkwürdiger Weise ein Hund, der Dingo, der nur in Australien vorkommt, so gut wie der Australier auch nur in Australien zu finden ist, und der keinen Verwandten hat auf dem ganzen australischen Kontinent. Der Dingo existirt hier auch als fremdartige Erscheinung. Wenn man sich näher mit ihm beschäftigt, so kann man kaum bezweifeln, dass er eingewandert ist. Wahrscheinlich sind beide, der Mensch und der Hund, zusammen gekommen. Das Woher kann man freilich konstruiren. Wenn man fragt, wo könnten sie hergekommen sein, so lassen sie sich unschwer von Neuguinea oder einem anderen Punkte Melanesiens ableiten. Indess in Neuguinea und Melanesien gibt es keine solchen Menschen, wie es keine solchen Hunde gibt. Dort wohnen freilich auch Schwarze, aber sie gehören wieder einer anderen Rasse (Papua) an. Sie müssten sich also allmählich in Australien transformirt haben. Ich habe in der That die Vorstellung, dass die Australier einschliesslich ihres Hundes transformirte Wesen sind, die einmal in einer anderen Gestalt dahin gekommen sind, und dass im Laufe von Jahrtausenden, vielen Jahrtausenden möglicherweise die jetzige Rasse sich herausgebildet hat. Wenn Jemand mir das vorträgt, so werde ich immer sagen, ich halte es für sehr wahrscheinlich, aber eine Lehre kann ich daraus nicht machen. Ich kann nicht nachweisen, das sei ein transformirter Stamm, denn ich kann nicht nachweisen, aus welchem anderen Stamme er transformirt ist; ich bleibe schliesslich an der Küste stehen und kann darüber nicht hinaus.

Verhältnisse, wie die von Australien, bestehen im Grunde überall, wo wir einen uralten Stamm antreffen; fast nirgends können wir mit Sicherheit sagen, wo er hergekommen ist, wo er angefangen hat. Wenn der kühne Philologe die Neger ohne weiteres über Suez aus Asien herüberkommen lässt, so muss ich zugestehen, dass man in neuester Zeit eigenthümliche Reste einer schwarzen Rasse südlich in Persien und weiter an der Grenze von Beludschistan gefunden hat. Wir beschäftigen im Augenblicke gerade eine Expedition, welche Hinterindien zum Gegenstande hat, wo auf der Halbinsel Malakka ein Negritostamm existirt, von dem wir wenigstens Haare haben und von dem wir sagen können, dass er in diesem Gebiet zu Hause ist. Weiterhin kommen die Negrito-Stämme auf den Philippinen und die Papua in Melanesien. Das gibt eine grosse, lange Reihe, und scheinbar kommt es bloss darauf an, wo man anfängt mit dem Wandern; man kann die Leute aus Asien nach Afrika, aber auch umgekehrt wandern lassen. Z. B. die persischen Schwarzen, die erst in den letzten Jahren von einem französischen Reisenden, Mr. Dieulafoy, entdeckt worden sind, die sich aber schon in alten Bildwerken von Susa haben nachweisen lassen, können sehr wohl aus Afrika gekommen sein. Die Kommunikation mit Afrika ist seit Jahrhunderten über das indische Meer und den persischen Meerbusen geführt worden und wir brauchen uns bloss vorzustellen, dass das einige Tausend Jahre so gegangen ist, so genügt das, um zu erklären, dass die schwarze Rasse in Persien vom Westen her eingewandert sei. Die blosse Theorie hilft uns aber leider nichts, wir müssen auf die Menschen und die thatsächlichen Hergänge eingehen und untersuchen.

Deshalb werden die geehrten Anwesenden vielleicht auch nach dieser lückenhaften Darstellung von hier gehen mit der Ueberzeugung, dass die anthropologischen Gesellschaften nicht aufhören dürfen, zu existiren, dass im Gegentheil immer mehrere gemacht, dass sie immer stärker werden müssen. Wir werden heute noch Gelegenheit haben, über Tirol selbst etwas Genaueres zu hören, und Sie werden sich bald überzeugen, welche Schwierigkeiten es macht, selbst hier Anhaltspunkte zu gewinnen für ein bestimmtes Urtheil über die Herkunft der einzelnen Bevölkerungen. Auch wenn Jemand ein sehr eingefleischter Tiroler ist, wird er doch mit der Aufzählung seiner Ahnen sehr bald am Ende sein, vorausgesetzt, dass er nicht einer neu eingewanderten Familie angehört. Die Einwanderung ist das, was immer am leichtesten festzustellen ist; aber was wirklich als autochthones Material übrig bleibt und was wirklich in die Prähistorie zurückreicht, das ist ein Gegenstand von äusserster Schwierigkeit. Daher empfehle ich Ihnen nicht bloss die Aufgaben, welche die Anthropologie verfolgt, mit einem gewissen Wohlwollen, ja mit einer gewissen Nachsicht zu beurtheilen; wer sich nur einigermassen von den endlosen Schwierigkeiten ein Bild macht, die hier sich erheben, und von der Unmasse von Kenntnissen, die selbst erst erworben werden müssen, um einigermassen klar zu sehen, der wird gern mit Geduld abwarten, was weiter wird. Die Geschichte dieser letzten 25 Jahre hat gezeigt, was fleissige, ruhige und geduldige Arbeit zu stande bringen kann, und ich denke, diejenigen unter uns, die nach 25 Jahren noch am Leben sein werden und die dann wieder einmal einen Rückblick werfen auf diese Periode, werden sagen können: wir sind doch recht viel weiter gekommen, als die Leute, die 1894 in Innsbruck versammelt waren. —

Herr Hofrath Professor Dr. **C. Toldt:**

Zur Somatologie der Tiroler.

Das vorbereitende Comité hat an mich die ehrenvolle Aufforderung gerichtet, an dieser Stelle in kurzen Zügen ein Bild der somatischen Verhältnisse der tirolischen Bevölkerung zu entwerfen. Ich komme dieser, mir persönlich höchst sympathischen Aufgabe um so lieber nach, als das vorgelegte Thema dank der unermüdlichen Thätigkeit in- und ausländischer Forscher in einem verhältnismässig kurzen Zeitraum so weit gefördert worden ist, dass es selbst dieser sachkundigen Versammlung mit Ehren vorgeführt werden darf. Sie werden, hochgeehrte Herren, aus meiner Darlegung ersehen, dass der vor 25 Jahren hier ausgestreute Samen auch auf tirolischem Boden schöne Früchte gezeitiget hat, und dass die seither von vielen hervorragenden Seiten gegebenen Anregungen zu wissenschaftlichem Ausbau der Anthropologie auch bei uns die gebührende Würdigung und Verwerthung gefunden haben.

Es darf hier wohl in erster Linie das grosse Verdienst hervorgehoben und dankbarst anerkannt werden, welches sich Herr Dr. Franz Tappeiner um die kraniologische und in weiterem Sinne um die somatologische Durchforschung der tirolischen Bevölkerung erworben hat; mit Recht darf ich ihn als den Begründer und den eifrigsten Förderer der tirolischen Anthropologie bezeichnen. Aber auch die Wiener anthropologische Gesellschaft hat ihr Augenmerk wiederholt unserem Lande zugewendet und unter ihrer Aegide hat mein verehrter Freund, Professor M. Holl, mehrere tausend Schädel aus verschiedenen Theilen von Tirol und Vorarlberg einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen. Weitere kraniologische Beiträge verdanken wir den Herren Prof. J. Ranke, Prof. Rabl-Rückhard, Prof. Zuckerkandl, Prof. v. Wieser, Dr. Merlin und Dr. L. Moschen.

Die Kraniologie der Tiroler, an deren Besprechung ich zunächst gehen will, hat also, wie man sieht, vielseitige Beachtung gefunden. Es liegt uns gegenwärtig ein Materiale von mehr als 12,000 gemessenen Schädeln vor. Dasselbe vertheilt sich allerdings nicht ganz gleichmässig über das Land; insbesondere sind der italienische Landestheil und das untere Innthal verhältnissmässig wenig, die Bezirke Ampezzo und Primiero gar nicht durchforscht.

Ein Ueberblick über die vorliegenden Messungsergebnisse lässt sofort erkennen, dass die Bevölkerung Tirols und Vorarlbergs ganz vorwiegend eine brachycephale ist, und dass die höheren Grade der Brachycephalie, welche wir als Hyperbrachycephalie bezeichnen, im Allgemeinen mit auffallend hohen Ziffern vertreten sind. Man kann annehmen, dass von der tirolisch-vorarlbergischen Bevölkerung annähernd die Hälfte der Schädel zu den brachycephalen und ein weiteres Drittheil zu den hyperbrachycephalen gehört, die Zahl der Kurzköpfigen also etwa 83 Proz. der ganzen Bevölkerung beträgt. Die Kategorie der Mesocephalen ist allenthalben mit nennenswerthen, jedoch sehr verschieden grossen Prozentsätzen vertreten, während dolichocephale Schädel nur stellenweise in einigermassen erheblicher Zahl eingestreut sind.

Die umfangreichen Ermittlungen von Tappeiner und Holl, welche im Grossen und Ganzen eine erfreuliche Uebereinstimmung zeigen und sich gegenseitig glücklich ergänzen, gestatten auch schon einen näheren Einblick in die prozentische Vertheilung der Schädelformen auf Grund des Längen-Breiten-Index. Es zeigt sich, dass in dieser Hinsicht Deutschtirol mit Vorarlberg ein Bevölkerungsgebiet darstellt, in welchem die Kurzköpfigkeit, d. h. die Summe der brachy- und hyperbrachycephalen Schädel sich im Allgemeinen nahe an oder über dem Durchschnitt von 83 Proz. hält. Davon ausgenommen sind nur das Zillerthal mit seinen Nebenthälern und von den Seitenthälern des Drauthales das Defferegggen-, Isel- und Kalserthal, also einzelne im Norden und Osten des Landes gelegene Thäler.

Innerhalb dieses grossen Gebietes befindet sich aber eine Anzahl von grösseren und kleineren Territorien, in welchen die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen eine besondere Höhe erreicht, nämlich über 88 Proz. der gemessenen Schädel ansteigt. Das grösste dieser Territorien nimmt etwa die Mitte des Landes ein und umfasst die Thalgebiete der Eisak und der Rienz mit den in sie einmündenden Seitenthälern und das Passeyer- und Schnalserthal mit dem oberen Theil des Oetzthales. Ein zweites ähnliches Territorium begreift den grösseren Antheil von Vorarlberg sammt dem angrenzenden Patznauner- und Stanzerthal, dem Lech- und Loisachthal in sich. Dazu kommen, ebenfalls im Westen des Landes gelegen, das Ultenthal mit dem deutschen Theil des Nonsberges, das Martellthal und das Münsterthal. In allen diesen Thälern hält sich die Prozentzahl der Hyperbrachycephalen im Allgemeinen über 40 Proz., ja im deutschen Nonsberg steigt sie auf 50 Proz., im Grödenthal auf 53,5 Proz., im Loisachthal auf 57,1 Proz., im Schnalserthal auf 66,9 Proz. und im Stanzerthal sogar auf 70,6 Proz. an. Mit dem Ansteigen der Hyperbrachycephalen geht das Absinken der mesocephalen Schädel parallel, welche letzteren in keinem der genannten Thäler 11 Proz. der gemessenen Schädel übersteigen, in einzelnen derselben

wie im Schnalser- und Stanzerthal vollständig fehlen, in anderen, wie z. B. im Passeyerthal nicht ganz 5 Proz. erreichen. Dolichocephale Schädel fanden sich in diesen Territorien entweder gar nicht oder nur in verschwindend kleiner Zahl vor.

An die genannten Territorien, welche die höchsten Grade der Kurzköpfigkeit aufweisen, fügt sich im Westen des Landes der obere Vinstgau und das Burggrafenamt, im Süden das Gader- und Fassathal, im Osten das Drauthal und im Herzen des Landes das Stubaithal an. In diesen Thälern halten sich die Kurzköpfe und insbesondere auch die Hyperbrachycephalen noch immer auf einer Prozentziffer, welche ober der Durchschnittszahl steht; allein es treten die Mesocephalen schon etwas stärker hervor, indem sie 12 bis 16 Proz. der untersuchten Schädel betragen. Die Dolichocephalen nehmen nur im oberen Theil des Vinstgau's mit 1,4 Proz. erheblicheren Antheil. Durch ein ähnliches Anwachsen der Mesocephalen bis zu 16 Proz. hebt sich auch in Vorarlberg ein kleines, westwärts gelegenes Gebiet, nämlich das untere Illthal mit einem Theil des Rheinthales ab. Eine etwas eigenartige Stellung nimmt das Stubaithal ein, da in demselben die Brachycephalen die höchste Ziffer von ganz Tirol mit 59,7 Proz. erreichen, hingegen die Hyperbrachycephalen nicht mehr als 23,9 Proz,, auch die Mesocephalen nur 13,4 Proz. ausmachen und die verhältnissmässig beträchtliche Zahl von 3,0 Proz. Dolichocephalen hinzukommt.

Die Untervinstgauer und die Oberinnthaler, sowie die Bewohner des unteren Theiles des Oetzthales und die Wippthaler schliessen sich hinsichtlich ihrer kraniologischen Verhältnisse nahe an die eben besprochene Gruppe an, erreichen jedoch nicht mehr ganz die Durchschnittszahl der Kurzköpfigen. Diese letzteren scheinen gegen die Landeshauptstadt hin allmählich an Zahl abzunehmen, um in der nächsten Umgebung derselben, wie aus den übereinstimmenden Ermittlungen Ranke's und Tappeiner's hervorgeht, auf 77 Proz. herabzusinken. Die Mesocephalen erreichen in der Umgebung von Innsbruck schon die Ziffer von 23 Proz. Derselbe Prozentsatz von Mesocephalen findet sich auch in einem schmalen Gebietsstreifen, welcher vom Süden her in das Hauptgebiet der hochgradig Kurzköpfigen eingreift, im Sarnthal mit Hafling und im Eggenthal mit Deutsch- und Welschnofen; die Hyperbrachycephalen machen hier nicht mehr als 24,0 beziehungsweise 25,8 Proz. aus.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass die Bevölkerung einiger Seitenthäler des Drauthales sehr auffallend von den übrigen Deutschtirolern absticht. In Windischmatrei, Defferegggen und Kals schwanken nämlich die hyperbrachycephalen Schädel zwischen 23,3 und 30,4, während sich die brachycephalen nur zwischen 33,3 und 40 Proz. bewegen. Die Mesocephalen belaufen sich auf 26,1 bis 40,7 Proz. und auch die Dolichocephalen sind mit einzelnen Exemplaren vertreten.

Von höchstem Interesse aber sind die von Holl aufgedeckten Thatsachen über die Bevölkerung Zillerthals, welche hinsichtlich der Schädelformen geradezu eine Ausnahmsstellung unter den Deutschtirolern einnimmt. In diesem Thale steigt die Zahl der Mesocephalen im Mittel auf 40 Proz. an und kommt der der Brachycephalen nahezu gleich; in einzelnen Seitenthälern des Zillerthales erhebt sich die Zahl der Mesocephalen noch weit mehr; so im Gerlosthal auf 61,5 Proz., in Finkenberg (Hintertux) auf 57,6 Proz. Die Hyperbrachycephalen sinken im Mittel auf 9,4 Proz. herab; sie erreichen die höchste Ziffer mit 20 Proz. in der Ortschaft Ried. Dagegen kommt ein mittlerer Prozentsatz von 5,7 Dolichocephalen hinzu, der sich in Mayrhofen auf 10,7 Proz. und in Uderns auf 12,5 Proz. erhebt. Diese Verhältnisse des Zillerthals müssen uns um so auffallender erscheinen, als die beiden an dasselbe in östlicher Richtung angrenzenden, allerdings durch hohe Bergrücken davon geschiedenen Hochthäler, das Alpachthal und die Wildschönau, wie ebenfalls aus den Mittheilungen Holl's zu entnehmen ist, eine sehr kurzköpfige Bevölkerung beherbergen. Bei ihr sind dolichocephale Schädel nicht gefunden worden und die Summe der Brachycephalen und Hyperbrachycephalen erhebt sich auf 82,5, also annähernd auf die für Deutschtirol geltende Mittelzahl. Auch der östlich an das untere Innthal angrenzende Bezirk Kitzbühel weist noch immer 80,2 Proz. Kurzköpfige neben 18 Proz. Mesocephalen auf.

Wesentlich anders als in Deutschtirol gestalten sich nach den Untersuchungen Tappeiner's die Dinge in dem italienischen Theile des Landes. Hier erheben sich die Hyperbrachycephalen nirgends über 15 Proz., um im unteren Etschthal auf 7,7 Proz. und im Fleimsthal sogar auf 2,6 Proz. herabzusinken. Die Summe der Brachy- und Hyperbrachycephalen stellt sich am höchsten in Valsugana und im wälschen Theil des Nonsbergs mit 67,4, beziehungsweise 66,2 Proz. und fällt im Fleimsthal auf 45 Proz. ab. Die mesocephalen Schädel erscheinen in der niedersten Zahl im Valsugana mit 29,4 Proz. und erreichen die höchste Ziffer im Fleimsthal mit 51,3 Proz. Die Dolichocephalen weisen den höchsten Prozentsatz in Judikarien und im unteren Etschthal mit 6,7 Proz., beziehungsweise 6,4 Proz. auf.

Es liegen aber auch Messungen vor, welche L. Moschen an 200 südtirolischen Schädeln, vorwiegend aus Levico im Valsugana stammend, vorgenommen hat. Diesen zufolge würde sich hier ein ähnliches Verhältniss wie in Deutschtirol ergeben, nämlich 48 Proz. Brachycephale neben 34,5 Proz. Hyperbrachycephalen, also im Ganzen 82,5 Proz. Kurzköpfe. Der auffällige Kontrast dieser Zahlen mit jenen Tappeiner's, welcher in fünf verschiedenen Ortschaften Valsugana's zusammen 276 Schädel und 163 Köpfe von Lebenden gemessen hat, bedarf wohl einer weiteren Aufklärung.

Ein Uebergangsgebiet zwischen Deutsch- und Wälschtirol scheint sich im Bezirke Neumarkt und auf den angrenzenden Höhen von Truden zu befinden; denn hier erreicht die Zahl der Mesocephalen schon annähernd 20 Proz., während sich die Hyperbrachycephalen noch auf der ansehnlichen Höhe von 31 Proz. halten.

In Bezug auf die Gesichtsbildung herrscht im Allgemeinen die leptoprosope Form ganz überwiegend vor; sie ist sowohl an mesocephale als auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft. Im Wippthal, in Passeyer und im Pusterthal, ganz besonders aber im Isel- und im Kalserthal ist sie am schärfsten ausgeprägt und am reichlichsten vertreten. Unter den Wälschtirolern kommt sie in Judikarien und im Fleimsthal am häufigsten vor. Kurzes und breites Gesicht tritt im Ultenthal und im Burggrafenamt, auch im Sarnthal verhältnissmässig häufig auf. In diesen Gegenden bildet eine gedrungene, rundlich eckige Kopfform, bedingt durch die Kombination eines breiten Gesichtes mit hyperbrachycephalem Schädel, im Verein mit kurzer, etwas eingebogener Nase, mit den tief liegenden, kurz geschlitzten Augen und dem vollen, weit in die Wangen herein wuchernden Bartwuchs eine häufig auffallende, höchst charakteristische Erscheinung.

Aus dieser kurzen Uebersicht der kraniologischen Verhältnisse Tirols dürften als die markantesten Erscheinungen die folgenden hervorzuheben sein.

1. Mit Rücksicht auf den Längenbreiten-Index der Schädel heben sich zwei Bevölkerungsgebiete sehr scharf von einander ab; die Grenze derselben fällt genau mit der Sprachgrenze zusammen. Die Bevölkerung von Deutschtirol und Vorarlberg zeichnet sich im Allgemeinen durch hohe Ziffern der Hyperbrachycephalen und durch das Zurücktreten der Mesocephalen und Dolichocephalen aus; die Bevölkerung von Wälschtirol hingegen durch niedere Ziffern der Hyperbrachycephalen, durch stärkeres Hervortreten mesocephaler Schädel und durch erheblichere, aber doch nicht sehr bedeutende Beimengung dolichocephaler Schädel.

2. Unter den Deutschtirolern ist ein stärkeres Absinken der kurzgebauten Schädel zunächst im Isel- und Kalserthal und in Defereggen zu bemerken. Am auffallendsten aber ist die Sonderstellung, welche die Bevölkerung des Zillerthals und seiner Nebenthäler durch den hohen Prozentsatz der Mesocephalen und der Dolichocephalen einnimmt.

3. Die Gesichtsbildung ist in den meisten Theilen des Landes ganz vorwiegend eine leptoprosope, und zwar ist das lange Gesicht nicht nur an die längliche Schädelform, sondern auch an brachy- und hyperbrachycephale Schädel geknüpft.

4. Eine regelmässige Beziehung der Höhenlage des Wohnortes zu der Schädelform ist nicht zu erkennen, insbesondere findet die Hypothese von der transformirenden Wirkung hohen Wohnortes auf die Schädelform nach der Richtung der Hyperbrachycephalie in den kraniologischen Verhältnissen Tirols keine Unterstützung. Herr Dr. Tappeiner hat eine ganze Anzahl von Thatsachen hervorgehoben, welche mit dieser Hypothese nicht vereinbar sind, ja geradezu auf das Entschiedenste gegen dieselbe sprechen.

Ich kann nun aber nicht verhehlen, dass die Methode, nach welcher sich die eben besprochene Vertheilung der Schädelformen ergeben hat, nämlich die Gruppirung der Schädel nach dem Längenbreiten-Index, den Bedürfnissen der kraniologischen Forschung keineswegs Genüge leistet; sie reicht aus, um einen allgemeinen Ueberblick zu vermitteln, sie ist aber nicht geeignet, die verschiedenen Schädeltypen scharf gegen einander abzugrenzen und ihre Vertheilung zum richtigen Ausdruck zu bringen. Ich stehe mit meinen Kollegen Zuckerkandl und Holl auf dem Standpunkt, dass der Typus des Schädels durch seine Form bestimmt wird, und dass der Längenbreiten-Index nicht einen geeigneten Massstab für die Darstellung der Schädeltypen bildet, weil eine bestimmte Grösse desselben sich keineswegs immer mit einer bestimmten Schädelform deckt. In Hinblick auf die tirolische Kraniologie scheint mir dieser Umstand wegen der Feststellung der Hyperbrachycephalie an sich und wegen des Studiums ihrer Verbreitung ganz besondere Rücksicht zu verdienen.

Die in Tirol so häufig vorkommenden hyperbrachycephalen Schädel sind durch eigenartige Form ausgezeichnet; sie sind Schädel von rundlichem oder kurz ovalem Umriss, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt; der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne häufig zu einer mässig breiten Stirn. Der Uebergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch annähernd rechtwinklige Abbiegung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelhöckern bewirkt, so dass sich etwa der hintere Drittheil beider Scheitelbeine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Antheil des Schädels ist demgemäss auffallend kurz, das Hinterhauptloch weit nach hinten gerückt.

Wie Holl und Zuckerkandl wiederholt und auf das schärfste hervorgehoben haben und ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, findet sich in den tirolischen Beinhäusern allenthalben eine grössere oder kleinere Zahl von Schädeln, welche auf das Prägnanteste die eben geschilderte Form zeigen, also dem Typus nach entschieden zu den Hyperbrachycephalen gehören, aber wegen ihres Längenbreiten-Index unter die brachycephalen Schädel eingereiht zu werden pflegen. Andererseits aber kommen nicht selten Schädel mit brachycephalem Index zur Beobachtung, welche ihrer Form nach zweifellos den Langköpfen zuzuzählen wären. Es gibt aber auch, wie wir Alle wissen, eine nicht geringe Zahl von Schädeln, an welchen die Kennzeichen einer bestimmten Grundform minder deutlich ausgeprägt sind, Schädel, welche als Uebergangs- oder Mischformen zu bezeichnen sind. Ihnen wird ihr Platz auf Grund des Längenbreiten-Index, ich möchte sagen, zufällig in der einen oder anderen Gruppe angewiesen. So kann also das Zugrundelegen des Längenbreiten-Index nicht zu einem richtigen Bilde der an einem Orte vorhandenen Schädeltypen führen. Dem werden wir in Zukunft wohl Rechnung tragen müssen. Ich bin weit entfernt zu behaupten, dass es werthlos sei, die Schädel nach ihrem Längenbreiten-Index geordnet in bestimmte Gruppen zu theilen; ich meine vielmehr, wir sollen davon nicht abstehen. Allein überdies werden wir dieselben Schädel nach den wesentlichen Merkmalen ihres Baues beurtheilen und in Gruppen bringen müssen, um das wahrhaft Typische an ihnen nebst den Uebergangsformen zur Geltung und Anschauung zu bringen.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Skizzirung der Verhältnisse, welche hinsichtlich der Färbung der Haut, Haare und Augen an der tirolischen Bevölkerung ermittelt worden sind. Es liegen in dieser Beziehung zunächst die Erhebungen an den Schulkindern der diesseitigen Reichshälfte vor, welche im Anschluss an die in Deutschland durch Virchow angeregten diesbezüglichen Untersuchungen durch die k. k. statistische Centralkommission im Jahre 1880 gepflogen und über Auftrag der Wiener anthropologischen Gesellschaft von G. A. Schimmer bearbeitet worden sind. Ausserdem hat Dr. Tappeiner eine beträchtliche Zahl von erwachsenen Personen aus den verschiedensten Theilen Tirols auch in dieser Beziehung untersucht. Es stehen uns demnach Beobachtungen an 117,471 Schulkindern aus Tirol und Vorarlberg und an 3359 erwachsenen Tirolern zu Gebote. Da jedoch die Untersuchungen Tappeiner's, wie es ja unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich war, sich nur auf einzelne Bruchtheile, ja zum Theil nur auf wenige Familien einer jeden Ortschaft beschränken mussten, während die Beobachtungen an den Schulkindern nicht nur der Gesammtzahl nach bei weitem umfangreicher sind, sondern auch eine ziemlich gleichmässige Vertheilung derselben im Verhältniss zur Gesammtbevölkerung vorausgesetzt werden darf, so scheint es mir zweckentsprechend zu sein, meinen Auseinandersetzungen vorzugsweise die Berechnungen Schimmer's zu Grunde zu legen. Leider standen mir die Originaltabellen für die einzelnen Ortschaften nicht zur Verfügung.

Was zuvörderst die Hautfarbe betrifft, so wiegt die weisse im Ganzen sehr bedeutend vor; es wurden

in ganz Tirol und Vorarlberg im Durchschnitt 80 Proz. der Schulkinder mit weisser und 20 Proz. mit brauner Hautfarbe gezählt. Ueberblickt man aber die Vertheilung der Ziffern auf die verschiedenen Schulbezirke, so ergibt sich sofort, dass diese Mittelzahlen zunächst sehr wesentlich durch die Verhältnisse in Wälschtirol beeinflusst werden, wo die braune Hautfarbe allenthalben in stärkerem Masse vertreten ist. In allen wälschtirolischen Schulbezirken, abgesehen von der Stadt Trient, bleibt die Zahl der Schulkinder mit weisser Hautfarbe unter 70 Proz. (im Mittel 66,4 Proz.) und steigt die mit brauner Hautfarbe dementsprechend an. Die höchsten Ziffern der Braunen erscheinen in Tione und Borgo mit 37 Proz., in Riva mit 39 Proz. und in dem Stadtbezirk Roveredo mit 46,6 Proz.

Schaltet man die wälschtirolische Bevölkerung aus, so ergibt sich für Deutschtirol ein mittlerer Prozentsatz von 83,6 und für Vorarlberg von 86,1 für die Schulkinder mit weisser Haut. Während nun aber in Vorarlberg diese Prozentziffer in keinem Bezirke unter die für Deutschtirol geltende Mittelzahl herabsinkt und die grösste Höhe derselben mit 88,9 Proz. (für den Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn) berechnet worden ist, haben sich für Deutschtirol viel grössere Unterschiede herausgestellt. Die weitaus grössten Ziffern entfallen hier für die Kinder mit weisser Haut in den Schulbezirken, welche das Eisak-, Rienz- und Drauthal mit den dazu gehörenden Seitenthälern umfassen; sie steigen im Bezirke Brixen auf 97,6, in den Bezirken Bruneck und Lienz auf 92 Proz. an und erreichen auch in Ampezzo die Höhe von 97,2 Proz. Ueber der Mittelzahl halten sich ferner das Lechthal und Meran mit dem unteren Theil des Vinstgau's, das erstere mit 85,9, das letztere mit 86,8 Proz. Unter der Mittelzahl, aber noch in ansehnlicher Höhe erscheint diese Prozentziffer in den Bezirken Imst mit dem Oetzthal (80,9 Proz.) und in Kufstein (80,7 Proz.). Sie sinkt dann beträchtlich herab in dem Bezirk Landeck, in welchem der obere Theil des Vinstgau's inbegriffen ist (77,6 Proz.) und in dem Bezirke Schwaz, dessen grösseren Theil das Zillerthal bildet (74,6). Die niederste Ziffer unter den Schulbezirken Deutschtirols entfällt auf den Landbezirk Bozen (72,8 Proz.), der sich südlich bis Salurn erstreckt und den Uebergang zu Wälschtirol vermittelt.

Als eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung ist endlich hervorzuheben, dass sich in den zwei grössten Stadtbezirken Tirols sehr hohe Ziffern der Schulkinder mit weisser Haut ergeben haben, in Innsbruck 88,1 Proz. und in Trient sogar 90,4 Proz. Dagegen weist der im unteren Etschthal sich ausbreitende Landbezirk Trient nur 65 Proz. und der Landbezirk Innsbruck, in welchem u. A. das Wippthal und Stubai inbegriffen sind, 77 Proz. Kinder mit weisser Haut auf. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich auch hinsichtlich Bozen, für dessen Stadtbezirk sich diese Ziffer auf 84,0 stellt, während sie im Landbezirk auf 72,8 zurückbleibt. Umgekehrt aber verhält es sich in Roveredo, wo in dem Stadtbezirk 53,4 Proz., im Landbezirk jedoch 64,1 Proz. Kinder mit weisser Haut gezählt worden sind.

Auch bezüglich der Haarfarbe nimmt Wälschtirol gegenüber Deutschtirol und Vorarlberg eine wesentlich abweichende Stellung ein. In Wälschtirol tritt bei den Schulkindern die lichte Haarfarbe gegenüber der braunen und schwarzen sehr bedeutend zurück; nur ein Drittheil derselben (32,9 Proz.) hat lichtes Haar. In Deutschtirol hingegen belaufen sich die Lichthaarigen im Mittel auf 45,7 Proz., in Vorarlberg auf 50,8 Proz. Berücksichtigt man die wälschtirolischen Schulbezirke für sich, so sind die Verschiedenheiten unter denselben nicht sehr beträchtlich. In der Mehrzahl von ihnen schwankt die Ziffer der Lichthaarigen zwischen 34,8 und 35,9. Die niedersten Ziffern weisen der Stadtbezirk Trient mit 31 Proz., Riva mit 27,8 Proz. und der Stadtbezirk Roveredo mit 26,2 Proz. auf.

In den vorarlbergischen Schulbezirken sind die Differenzen ebenfalls nicht sehr erheblich. Obenan steht wieder der Schulbezirk Feldkirch-Dornbirn mit 53,3 Proz. Lichthaarigen; ziemlich gleichmässig stellen sich die Bezirke Bregenz und Bludenz-Montafon mit 49,0 Proz., beziehungsweise 48,8 Proz.

Etwas mehr gehen die Ziffern in Deutschtirol auseinander. Hier findet sich ein grösseres zusammenhängendes Gebiet mit hoher Ziffer der lichthaarigen Schulkinder, welches die Bezirke Lienz, Bruneck und Brixen, also die Thalgebiete der Drau, der Rienz und der Eisak und im Anschluss an diese das Ampezzanerthal umfasst; die Zahl der lichthaarigen Schulkinder hält sich hier zwischen 48 und 52 Proz. Ebenso hoch finden wir sie im Lechthal (52,4 Proz.) und im Bezirk Kufstein (48,3 Proz.). In den übrigen Theilen Deutschtirols schwankt sie zwischen 40 und 46 Proz., um in dem Land- und Stadtbezirk Bozen auf 38,9 Proz., beziehungsweise auf 38,0 Proz. herabzusinken.

Hinsichtlich der Augenfarbe ist vor Allem zu bemerken, dass sich in dieser Hinsicht Wälschtirol von Deutschtirol und Vorarlberg nicht so scharf abhebt und dass sich die Schulbezirke überhaupt wesentlich anders gruppiren, als in Bezug auf die Farbe der Haare und der Haut. Auf ganz Tirol und Vorarlberg kommen im Mittel 60,6 Proz. Schulkinder mit blauen oder grauen, d. i. hellfarbigen Augen. Ueber diese Mittelzahl erheben sich 11 von den 15 deutschtirolischen und 6 von den 10 wälschtirolischen Schulbezirken; unter der Mittelzahl bleiben 3 deutschtirolische Bezirke und Ampezzo, ferner ganz Vorarlberg und 4 wälschtirolische Bezirke. Die höchsten Ziffern der helläugigen Kinder erscheinen im Allgemeinen im oberen und unteren Innthal und im Lechthal; allen voran steht der Bezirk Kitzbühel mit 71,4 Proz. Auch das Drauthal befindet sich mit 66,0 Proz. auf beträchtlicher Höhe. Etwas tiefer schon sinkt die Ziffer im Eisakthal (64,5 Proz.) und im Rienzthal (63,4 Proz.). Schwaz mit dem Zillerthal steht mit 63,1 Proz. helläugigen Kindern tiefer als die beiden anderen Schulbezirke Unterinnthals. Unter der Durchschnittsziffer der Helläugigen stehen die Stadtbezirke Innsbruck und Bozen, sowie der Landbezirk Bozen.

Von den wälschtirolischen Schulbezirken stehen voran der Landbezirk Trient und Primiero, beide mit 64 Proz. helläugiger Kinder; sechs Bezirke bewegen sich zwischen 50 und 62 Proz. Besonders kleine Ziffern zeigen die Stadtbezirke Roveredo (43,3 Proz.) und Trient (35,4 Proz.)

In Vorarlberg kommen im Mittel nur 58,4 Proz. helläugige Kinder vor, wobei der Bezirk Feldkirch-Dornbirn die beiden anderen Schulbezirke um 2 Proz. übertrifft.

Von den beiden Nuançen der hellen Augen ist im Allgemeinen die graue nicht unerheblich stärker vertreten als die blaue. In den Bezirken Ampezzo und Brixen gibt es sogar zweimal soviel graue Augen als blaue. Auch in Kitzbühel und Schwaz, sowie in ganz Vorarlberg sind die grauen Augen in bedeutender Mehrheit; nur wenig überwiegen sie in Reutte, Imst, Kufstein, Lienz und Meran, auch in Riva und im Stadtbezirk Trient. In Minderheit gegenüber den blauen Augen sind die grauen nur in Landeck und im Stadbezirk Bozen. Ein wesentlicher Unterschied

zwischen Wälsch- und Deutschtirol ist in dieser Hinsicht nicht hervorgetreten.

Nicht ohne Interesse ist es, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Vorkommen der weissen Haut und der hellen Färbung der Haare und Augen. In ganz Tirol und Vorarlberg haben im Mittel 4 Fünftheile der Schulkinder (80 Proz.) weisse Haut, 3 Fünftheile (60,6 Proz.) haben helle Augen und nur 2 Fünftheile (41,7 Proz.) lichte Haare. Bezüglich aller drei Momente hält sich Deutschtirol wenig über, Wälschtirol nicht unerheblich unter der Durchschnittszahl. Vorarlberg steht hinsichtlich der Haut und der Haare beträchtlich über, bezüglich der Augen aber ebenso beträchtlich unter der Mittelzahl. Die grössten Schwankungen der Prozentziffern für die einzelnen Schulbezirke zeigt die Hautfarbe, geringere die Farbe der Haare und die weitaus geringsten die Farbe der Augen.

Aeusserst verschieden gestaltet sich die Kombination der Haut-, Augen- und Haarfarbe. Es gibt eigentlich in Tirol nur zwei Schulbezirke, in welchen hohe Ziffern der weissen Haut mit hohen Ziffern heller Augen und Haare zusammenfallen; diese sind die Bezirke Lienz und Reutte. Der letztere bleibt jedoch bezüglich der lichten Hautfarbe schon etwas zurück. Die Bezirke Bruneck und Brixen weisen zwar bezüglich der weissen Haut und der lichten Haare hohe Ziffern aus, stehen aber bezüglich der lichten Augen erst in zweiter Reihe. Kitzbühel und Kufstein hingegen treten nebst Reutte durch die höchsten Ziffern heller Augen hervor, erheben sich aber hinsichtlich der lichten Haarfarbe nur wenig über die Mittelzahl und erreichen diese eben noch bezüglich der weissen Haut. Immerhin tritt in allen den ebengenannten Bezirken der blonde Typus verhältnissmässig stark hervor. Dasselbe haben im Allgemeinen die Erhebungen Tappeiner's auch für die erwachsenen Personen ergeben.

An die pusterthalischen Bezirke schliesst sich Ampezzo an; dort finden sich nahezu ausschliesslich nur Kinder mit weisser Haut; auch lichtes Haar herrscht vor, aber die hellen Augen stehen weit hinter der Mittelzahl.

Es folgt dann ein Gebiet, welches das Burggrafenamt, den Vinstgau und Oberinnthal umfasst: die Schulbezirke Meran, Landek und Imst; hier erscheinen die hellen Augen mit hohen Prozentziffern, die weisse Haut hält sich auf der Mittelzahl, die lichten Haare etwas über derselben. Auch dieses Gebiet kann noch als eines derjenigen bezeichnet werden, in welchem der blonde Typus in erheblichem Maasse vertreten ist.

Eine Mittelstellung nehmen die Bezirke Innsbruck, Schwaz und Bozen ein; sie vermitteln den Uebergang zu dem braunen Typus. Abgesehen von den Stadtbezirken Innsbruck und Bozen, in welchen die Schulkinder mit weisser Haut hohe Prozentsätze aufweisen, halten sich diese in den eben genannten Bezirken nahe den Durchschnittszahlen oder sinken etwas unter dieselben herab.

Von den wälschtirolischen Schulbezirken schliesst sich der Landbezirk Trient, insbesondere in Rücksicht auf die verhältnissmässig hohe Ziffer der hellen Augen am nächsten an die deutschtirolischen Bezirke an; in allen übrigen tritt der braune Typus auffallend hervor. Am intensivsten erscheint er im Stadtbezirk Roveredo und nächst diesem in Riva und Borgo. In Bezug auf den Stadtbezirk Trient ist schon hervorgehoben worden, dass in ihm rund neun Zehntheile der Kinder weisse Haut besitzen; dagegen kommt kaum mehr als ein Drittheil der Kinder mit hellen Augen und weniger als ein Drittheil mit lichtem Haar vor. Dies ist um so bemerkenswerther, als in dem Landbezirk Trient, wo sich der Prozentsatz für die weisse Haut nur auf 65,0 Proz. stellt, mehr als ein Drittheil der Kinder lichtes Haar und 64 Proz. der Kinder helle Augen besitzen. Auch in dem Landbezirk Roveredo hält sich die Ziffer der lichten Haare und Augen höher als in dem gleichnamigen Stadtbezirk. Dieses räthselhafte Verhältniss steht keineswegs vereinzelt da, denn ganz Analoges ist schon von G. Mayr für die bayrischen und von Schimmer für die Mehrzahl der österreichischen Stadtbezirke im Vergleich zu den entsprechenden Landbezirken aufgedeckt worden. Bei den deutschtirolischen Stadtbezirken tritt es jedoch nicht, oder wenigstens nicht in erheblichem Maasse hervor.

In Vorarlberg erscheinen bei den Schulkindern die lichten Haare und auch die weisse Haut allenthalben weitaus überwiegend; nach beiden Richtungen hin erheben sich die Prozentziffern beträchtlich über die Mittelzahl für Tirol und selbst über die Durchschnittsziffer für Deutschtirol. Dagegen treten die hellen Augen auffallend zurück; sie sinken unter die Mittelzahl für Tirol herab und nähern sich der Durchschnittsziffer für Wälschtirol. Unter den vorarlbergischen Schulbezirken ergibt sich übrigens für Feldkirch-Dornbirn durchaus eine etwas höhere Ziffer für die helle Färbung als in Bregenz und Bludenz; die beiden letzteren Bezirke stimmen unter sich in jeder Richtung nahezu überein.

Ueberblickt man die geschilderten Verhältnisse Tirols und vergleicht man sie mit den aus anderen Ländern Europa's bekannt gewordenen Thatsachen, so muss man wohl zur Ueberzeugung kommen, dass nicht nur die statistische Feststellung, sondern auch die Beurtheilung und Erklärung der normalen Pigmentbildungen im menschlichen Körper nach Art, Grad und Lokalisation unter allen anthropologisch wichtigen Faktoren den allergrössten Schwierigkeiten begegnet. Diese sind für den Augenblick geradezu unüberwindlich, weil wir von den Bedingungen, unter welchen sich die normale Pigmentbildung an den verschiedenen Oertlichkeiten des Körpers vollzieht, noch zu wenig unterrichtet sind. Wir dürfen und müssen dabei ein Hauptgewicht auf die Vererbung legen. Wir dürfen es auch als erwiesen betrachten, dass in jenen Fällen, in welchen bei den Voreltern ein bestimmter Typus rein und entschieden bestanden hat, derselbe Typus auf die Nachkommenschaft übergeht, so lange, als eine Vermischung nicht erfolgt und Wohnort und Lebensbedingung dieselben bleiben. In allen jenen Fällen aber, in welchen der somatische Typus der Vorfahren nicht ein reiner, entschiedener und gleichmässiger war, verlieren wir jeden Massstab für unser Urtheil, und dies um so mehr, wenn etwa noch Veränderungen der äusseren Lebensverhältnisse dazugetreten sind. Wenn wir von solchen Familien einzelne in's Auge fassen, und zwar Familien, welche sich nachweisbar durch viele Generationen innerhalb desselben Volksstammes unvermischt fortgepflanzt haben, so finden wir unter den Geschwistern die mannigfachsten Kombinationen der Haar- und Augenfarbe, ja selbst Verschiedenheit der Hautfarbe. Es gewinnt geradezu den Anschein, als ob die Gesetze und Bedingungen für die Vererbung der Hautfarbe ganz andere wären als wie für die Vererbung der Augenfarbe. Allein wir sehen in solchen Familien nicht immer nur Färbungen, welche an Vater oder Mutter bestehen, sondern auch solche, welche nachweisbar weder bei den Eltern, noch bei den Gross- und Urgrosseltern vorhanden waren. Eines der markantesten Beispiele ist wohl das plötzliche Auftreten

rother Haare in einer Generation, trotzdem solche wenigstens in drei vorausgegangenen Generationen und auch in anderen Zweigen derselben Familie nicht vorgekommen sind. Nur eine grosse Reihe umsichtiger und umfassender Detailbeobachtungen an verschiedenen Orten, ganz besonders aber experimentelle Untersuchungen können das Dunkel, in welches diese Fragen jetzt noch gehüllt sind, im Laufe der Zeit erhellen.

Ich füge nun noch einige Worte über die Körpergrösse der Tiroler und Vorarlberger an. Durch die Zuvorkommenheit des ehemaligen Kommandanten des Tiroler Jäger-Regimentes, des Herrn k. und k. Generalmajors Ritter von Kurz und durch die freundliche Unterstützung des Herrn k. und k. Hauptmanns Fr. Kasperowsky ist es mir möglich gewesen, aus den Stellungslisten des Jahres 1890 einiges darüber zu ermitteln.

Es hat sich herausgestellt, dass der überwiegende Antheil Deutschtirols und Vorarlbergs eine hochwüchsige Bevölkerung beherbergt, dass aber die Grösse des Menschenschlages im Allgemeinen von Norden und Osten gegen Süden und Westen hin abnimmt. Es gibt da zunächst ein ausgedehntes Gebiet grossen Menschenschlages, welches das ganze untere und den anschliessenden Theil des oberen Innthales sammt den zugehörigen Seitenthälern und dem Lechthal, ferner das Pusterthal und dessen Nebenthäler umfasst und sich westwärts über die Mitte des Landes hinaus erstreckt. In diesem Gebiete beträgt die Zahl der „Grossen", d. i. der 170 cm und darüber Messenden zwischen 36 und 52 Proz. der Untersuchten, während die Zahl der „Kleinen", d. i. der unter 160 cm Messenden sich im Allgemeinen zwischen 3 und 7 Proz. bewegt und nur in einzelnen Gegenden bis auf 10 oder 11 Proz. ansteigt. Innerhalb dieses Gebietes sind die östlichen Ausläufer des Landes: die Verwaltungsgebiete Kufstein, Kitzbühel und Lienz durch besondere Grösse des Menschenschlages ausgezeichnet, indem annähernd die Hälfte der Stellungspflichtigen zu den grossen Menschen zu rechnen ist. Die Zahl der „Kleinen" übersteigt hier nicht 6 Proz. der Untersuchten. Aehnlich verhält es sich im Gerichtsbezirk Sterzing und in Sarnthal. Hingegen besitzt dieses Gebiet zwei Enklaven, die Gerichtsbezirke Steinach und Taufers, deren Menschenschlag als ein mittlerer, dem grossen aber immerhin sehr nahe stehender bezeichnet werden muss.

In den im Westen Tirols an die Schweiz angrenzenden Bezirken fällt die Grösse des Menschenschlages sehr beträchtlich ab; die den westlichen Theil des oberen Innthals umfassenden Gerichtsbezirke Landeck und Ried besitzen einen mittleren Menschenschlag, der Vinstgau sogar einen kleinen. Ebenso schliesst sich südwärts an das Gebiet grossen Schlages ein mittlerer Menschenschlag an, der sich in den Gerichtsbezirken Lana, Bozen, Kastelrut und Gröden ausbreitet und den Uebergang bildet zu dem fast durchwegs kleinen Menschenschlag Wälschtirols.

In diesem letzteren Landestheil sinkt die Zahl der hochwüchsigen Menschen allenthalben unter ein Drittheil, ja in vielen Bezirken unter ein Fünftheil der Untersuchten herab, um die niedersten Ziffern, 12 bis 15 Prozent, in den Gerichtsbezirken Arco, Mori und Cembra zu erreichen. In ähnlichem Masse steigt hier die Zahl der „Kleinen", d. i. der weniger als 160 cm Messenden an; sie bewegt sich im Allgemeinen zwischen 16 und 25 Proz. und erhebt sich in der Stadt Roveredo auf 27 Proz., in den Gerichtsbezirken Arco und Mori sogar über 28 Proz. Einen ansehnlichen Prozentsatz an „Grossen" weisen in Wälschtirol nur der Gerichtsbezirk Pergine mit 37,5 Proz. und das südlich davon an der östlichen Landesgrenze gelegene Folgareit mit 36,2 Proc. auf. Daran schliessen sich die Gerichtssprengel des Valsugana mit 24—28 Proz. „Grossen" an.

Die Bevölkerung Vorarlbergs verhält sich bezüglich der Körpergrösse sehr ungleichmässig. Während im Norden des Landes der Bregenzerwald und der Mittelberg, ebenso im Süden Montafon einen ziemlich grossen Menschenschlag enthalten, muss er für das westlich gelegene Rheinthal als ein mittlerer, für den die Mitte des Landes von West nach Ost durchziehenden Gerichtsbezirk Bludenz aber als ein kleiner bezeichnet werden.

Ein erheblicher Unterschied zwischen der Bevölkerung der grösseren tirolischen Städte und den sie unmittelbar umgebenden Landbezirken ist hinsichtlich der Körpergrösse nicht wahrzunehmen; ebenso wenig ein Einfluss der Höhenlage des Wohnortes auf dieselbe. Denn der Grossglockner mit den hohen Tauern ist von einem sehr grossen, der Ortler mit dem Adamello von einem kleinen Menschenschlag umwohnt; dem Lauf der Etsch entlang gegen Süden wird der Schlag der Thalbevölkerung kleiner, dem Lauf des Inn entlang nach Nordosten wird er grösser. Auch ein Einfluss der äusseren Lebensbedingungen ist nach keiner Richtung hin festzustellen.

Ich würde der übernommenen Aufgabe nicht vollständig gerecht werden, wenn ich nicht noch einige Momente wenigstens kurz berühren würde, welche wesentlich zur Kennzeichnung der physischen Beschaffenheit eines Volkes dienen; es sind dies die Fortpflanzungsfähigkeit, die Lebenszähigkeit und die körperliche Rüstigkeit desselben. Allerdings stehen diese Momente sehr stark unter dem Einfluss sozialer Zustände, jedoch nicht minder werden sie durch ererbte, dem Volke eigenthümliche körperliche Eigenschaften bedingt; sie dürfen daher bei der anthropologischen Beurtheilung eines Volksstammes nicht ausser Acht gelassen werden. Sind sie doch für das Leistungsvermögen, für die Dauerhaftigkeit und Ausbreitungsfähigkeit desselben von höchstem Belang.

Den detaillirten Ausweisen über die Jahre 1881 bis 1890, welche mir der um die Sanitäts-Statistik Tirols hochverdiente Herr Sektionsrath Dr. J. Daimer gütigst zur Verfügung gestellt hat, sowie den entsprechenden amtlichen Publikationen will ich nur die summarischen Ergebnisse entnehmen. Diesen zufolge ist die Lebensdauer der Tiroler eine nicht unerheblich grössere, als sie im Mittel für ganz Oesterreich berechnet wird, so dass die höheren Altersklassen einen verhältnissmässig grossen Antheil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Jedoch liegen die Verhältnisse lange nicht für alle Theile Tirols gleich. Ohne diesbezüglich in die Einzelheiten einzugehen, will ich nur hervorheben, dass Wälschtirol eine erheblich grössere Zahl von lebend geborenen Kindern aufweist als Deutschtirol und Vorarlberg, jedoch eine bedeutend grössere Sterblichkeit der Kinder in den ersten 10 Lebensjahren, ja auch zwischen dem 10. und 20. Jahre, und im Allgemeinen eine kürzere Lebensdauer.

Für die statistische Darstellung der körperlichen Rüstigkeit eines Volkes dürfte sich allerdings kaum ein durchaus geeigneter Schlüssel finden. In einer gewissen Richtung jedoch kommt sie in den Ergebnissen der militärischen Assentirungen, d. i. in der Verhältnisszahl der zum Militärdienst tauglichen Jünglinge

zu vergleichsweisem Ausdruck. Auch in diesem Punkte stellt sich Tirol im Vergleich zu den anderen Ländern Oesterreichs ziemlich günstig, und zwar Wälschtirol annähernd gleich wie Deutschtirol, Vorarlberg etwas weniger günstig. Schon die Zahl der zur Militärstellung gelangenden Personen ist für Tirol und Vorarlberg verhältnissmässig grösser als in den meisten übrigen österreichischen Provinzen; aber auch das Tauglichkeitsprozent der Untersuchten war ein relativ hohes; am günstigsten stellte es sich von den deutschtirolischen Assentirungsbezirken in Bruneck, Sterzing, Ampezzo und Passeyr; von den wälschtirolischen erreichte nur der Bezirk Stenico eine den vorgenannten Bezirken gleichkommende Prozentziffer.

Sie werden nun, hochverehrte Herren, mich vielleicht fragen: Wozu haben bis jetzt diese mühsamen somatologischen Forschungen geführt, was ergibt sich aus all' den vorgebrachten Einzelheiten? Welche Schlüsse kann man aus denselben ziehen, nach welcher Richtung hin lassen sie sich verwerthen?

Es ist gewiss nicht die Schuld jener Männer, welche sich so sehr der Sache angenommen haben, wenn die Antwort darauf keineswegs sehr bestimmt lautet, wenn sie insbesondere Diejenigen nicht befriedigen wird, welche in wissenschaftlichen Angelegenheiten immer sofort ein abschliessendes Resultat hören wollen. Ich will es versuchen, die Antwort so zu formuliren, wie sie vom Standpunkte ernster und objektiver Naturforschung eben lauten kann.

Unser Streben besteht darin, zunächst die somatischen Eigenschaften der tirolischen Bevölkerung im einzelnen genau kennen zu lernen, dann aber sie auf naturwissenschaftlichem Wege und im Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung des Volkes zu beurtheilen und zu erklären. Nach einer Richtung hin sind wir diesem Ziele näher gerückt; denn wir sind bereits in den Stand gesetzt, eine gewisse, wenn auch nicht eine vollkommene anthropologische Charakteristik für bestimmte Territorien des Landes zu geben.

Wir haben gesehen, welch' durchgreifender Unterschied zwischen Wälsch- und Deutschtirol besteht. Die Wälschtiroler besitzen im Grossen und Ganzen ein ziemlich einheitliches Gepräge. Kleiner Wuchs, braunes oder schwarzes Haar, braune Augen, dunkle Hautfarbe und dolichoide Kopfform mit langem Gesicht sind bei ihnen vorherrschend; im südlichsten Theile des Landes, namentlich in Roveredo, tritt dieser Volkstypus am schärfsten hervor.

Anders die Deutschtiroler; so viel Uebereinstimmendes unter diesen zu finden ist, und so sehr sie sich gegenüber den Wälschtirolern abheben, so sind die somatologischen Differenzen zwischen verschiedenen Gebieten des deutschen Landestheiles kaum minder beträchtlich. Mehrere derselben weisen ganz charakteristische Züge auf. Wenn uns in den östlichen Ausläufern des Landes, in den bedeutendsten Nebenthälern des Drauthales und in dem östlichen Theile Unterinnthals sehr hoher Wuchs, gepaart mit entschieden blondem Typus und auffallender Neigung zu dolichoider Schädelform entgegentritt, so drängen sich bei der ebenfalls hochwüchsigen Bevölkerung des Zillerthals, in welcher die dolichoide Schädelform am meisten verbreitet ist, die braunen Augen neben den blauen und grauen, das braune Haar neben dem blonden viel stärker hervor. Das obere Innthal stimmt mit dem Vinstgau in mancher Beziehung, insbesondere durch das mässige Vorwalten des blonden Typus und durch das ziemlich häufige Vorkommen brachy- und hyperbrachycephaler Schädel überein; hingegen unterscheidet sich der Vinstgau durch seinen kleinen Menschenschlag wesentlich vom Oberinnthal. Das Lechthal hingegen schliesst sich hinsichtlich der Körpergrösse an das obere Innthal an, hebt sich aber von diesem durch entschieden blonden Typus und durch starkes Vorherrschen der Kurzköpfigkeit ab. Ganz ähnlich wie im Lechthal gestalten sich die somatischen Verhältnisse in dem weit davon abgelegenen Rienz- und Eisakthal. Auch hier vereinigt sich hoher Wuchs mit hochgradiger Kurzköpfigkeit und blondem Typus. Der Bevölkerung des Rienzthales schliessen sich im Wesentlichen die Ampezzaner an, nur erscheint unter ihnen viel seltener das blaue oder graue Auge.

Ein wahres Uebergangsgebiet zwischen Deutsch- und Wälschtirol lernen wir in der Gegend von Bozen und in den südlich davon gelegenen Bezirken Kaltern und Neumarkt kennen. Der Menschenschlag hält sich hier noch auf mittlerer Höhe, der blonde Typus ist aber schon mehr als in irgend einem Bezirke Deutschtirols durch den braunen eingeengt und die dolichoide Schädelform mischt sich sehr reichlich unter die brachycephale.

Bezüglich der tirolischen Ladiner haben die bisherigen Untersuchungen zu dem bemerkenswerthen Resultat geführt, dass die Bevölkerungen der ostladinischen Bezirke weder unter sich, noch mit den Westladinern somatisch übereinstimmen. Die Enneberger stellen einen grossen, die Grödenthaler einen mittleren, die Buchensteiner einen kleinen und die Fassaner einen sehr kleinen Menschenschlag dar; die Hyperbrachycephalie herrscht in Buchenstein weit weniger, im Grödenthal viel mehr vor, als bei den anderen Ladinern, der blonde Typus endlich ist bei den Westladinern weit mehr als bei den Ostladinern, und unter diesen letzteren wieder am wenigsten bei den Grödenthalern vertreten.

Was endlich die Vorarlberger betrifft, so bewegen sich ihre somatischen Verhältnisse in ähnlichen Grenzen wie die der Deutschtiroler. Unter ihnen zeichnen sich die Bewohner des Rhein- und unteren Illthals durch stärkeres Ueberwiegen des blonden Typus und der dolichoiden Schädelform, sowie durch mittelhohen Wuchs aus. Die Bregenzerwälder schliessen sich vermöge ihres hohen Wuchses und der zahlreichen Hyperbrachycephalen an die Lechthaler an, unterscheiden sich aber von denselben durch auffallendes Zurücktreten des blonden Typus, namentlich der hellen Augen.

Haben wir nun aber auch hinsichtlich der Beurtheilung und Erklärung dieser somatischen Differenzen Namhaftes geleistet? Beruhen sie wesentlich auf der Abstammung von verschiedenen prähistorischen Ahnen, welche zuerst das Land besiedelt haben, oder sind sie mehr auf den Zufluss verschiedenartigen Blutes in der Zeit der Völkerwanderung zurückzuführen, oder endlich sind sie seither im Laufe der Jahrhunderte durch langsame aber stetige Vermischung heterogener Volkselemente entstanden? Hat sich das Gepräge vorhistorischer, unter sich stammesverschiedener Völker an einzelnen Orten wenigstens in gewissen Zügen erhalten, oder ist dieses im Laufe der Zeit durch den natürlichen Entwicklungsprozess des Menschengeschlechtes und unter dem Einfluss klimatischer Verhältnisse und anderer äusserer Lebensbedingungen bis zur Unkenntlichkeit verändert worden? So viele Fragen, so viele Räthsel! Wir sind heute ebenso wenig als vor 25 Jahren im Stande, vom anthropologischen Stand-

punkte aus eine dieser Fragen zu beantworten, ja nicht einmal geeignete Anhaltspunkte zu ihrer wissenschaftlichen Würdigung zu bieten.

Die Geschichts- und Sprachforschung lässt uns noch immer im Zweifel, wessen Stammes jene Völker gewesen sind, welche das Gebiet von Tirol als die Ersten besiedelt haben; sie vermag uns bis jetzt auch nur ganz unvollkommen darüber zu belehren, welche Volkselemente und wo solche späterhin sich den ersten Ansiedlern dauernd beigesellt haben; wir wissen endlich sehr wenig und zumal nichts Bestimmtes von den körperlichen Eigenschaften jener Völker, welche dabei in Betracht kommen. Die Spuren der Bajuwaren und zum Theile der Alemannen sind die einzigen, welche wir mit einiger Bestimmtheit verfolgen können; in Bezug auf sie haben die Arbeiten Ranke's und Kollmann's schon erfreuliches Licht verbreitet. Die Andeutungen, welche uns über körperliche Eigenschaften jener Ureinwohner Tirols und der dahin zugewanderten Völker aus alten Schriftstellern bekannt geworden sind, sind äusserst spärlich und vielleicht nicht einmal verlässlich. Die körperlichen Ueberreste aber, welche bis jetzt von ehemaligen Bewohnern des Landes aufgefunden werden konnten, sind so gering an Zahl und, wenn man etwa von den durch Wieser und Merlin bekannt gewordenen Reihengräberschädeln von Igels absieht, ihrer Provenienz nach so unsicher, dass sie nicht im Entferntesten ausreichen, um uns über die kraniologischen Verhältnisse der prähistorischen Bewohnerschaft der einzelnen Landestheile, und noch weniger über die Stammeszugehörigkeit derselben einigermassen zu orientiren.

So wird es wohl noch lange währen, bis alle Konstruktionstheile jener Brücke herbeigeschafft sein werden, von welcher wir hoffen, dass sie einmal dazu führen wird, die körperliche Beschaffenheit der Landesbewohner von Einst und Jetzt in bestimmte kausale Beziehung zu bringen. Indessen sind die Wege, welche unfehlbar dahin führen müssen, bereits gewiesen und vielfach begangen. Die prähistorische Forschung ist dank der Initiative, welche durch die anthropologischen Gesellschaften und ihre hervorragendsten Vertreter gegeben worden ist, allenthalben, und so auch hier zu Lande in lebhaftem Aufschwung begriffen und fördert Jahr für Jahr neue Bausteine zu Tage. Die naturwissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hat jene Richtung eingeschlagen, welcher in allen Gebieten geistigen Schaffens die höchsten Erfolge zu danken sind, indem sie sich bemüht, die Gesetze der Entwicklung und Fortpflanzung körperlicher Eigenschaften und Merkmale zu erforschen. Aber auch die einige Zeit hindurch etwas hintangesetzte Ermittlung der somatischen Zustände in den jetzt lebenden Bevölkerungen wird in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit mehr und mehr anerkannt und hat nicht unwesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Gerade in diesem Punkte bleibt jedoch noch Manches zu bessern und zu regeln. Ich bin der Meinung, dass in dieser Hinsicht namentlich für Tirol Erspriessliches zu leisten wäre, wenn sich eine Zahl von Männern zu einer Spezialkommission vereinigen würde, welche in engem Anschluss an die anthropologischen Gesellschaften gewissermassen eine Zentralstelle für die somatologische Durchforschung des Landes bilden könnte. Eine solche würde gewiss geeignet sein, das allgemeine Interesse an dem Gegenstand im Lande zu wecken, Arbeiten einzelner Forscher anzuregen und zu fördern, diesen, soweit nöthig, eine einheitliche Richtung zu geben, ganz besonders aber die unentbehrliche Unterstützung derselben durch die staatlichen Behörden zu erwirken.

Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, diesen Gedanken in privatem Kreise näher zu erörtern, ihn in konkrete Form zu bringen und so unserer Sache zu nützen.

I.

Lichte Haut.

(Schulkinder nach Schimmer.)

Tirol:

	Proz.
Brixen	97,6
Ampezzo	97,2
Lienz	92,8
Bruneck	92,6
Trient (Stadt)	90,4
Innsbruck (Stadt)	88,1
Meran	86,8
Reutte	85,9
Bozen (Stadt)	84,1
Imst	80,9
Kufstein	80,7
Kitzbühel	79,3
Landeck	77,6
Innsbruck (Land)	77,2
Schwaz	74,6
Bozen (Land)	72,8
Cavalese	68,4
Cles	67,3
Trient (Land)	65,0
Primiero	64,9
Roveredo (Land)	64,1
Tione	63,2
Borgo	62,8
Riva	61,1
Roveredo (Stadt)	58,3

Mittel für Tirol 78,6 Proz.
Mittel für Deutschtirol 83,6 Proz.
Mittel für Wälschtirol 66,05 Proz.

Vorarlberg:

Feldkirch-Dornbirn	88,9
Bludenz-Montafon	85,9
Bregenz	83,5

Mittel für Vorarlberg 86,1 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 80 Proz. lichte Haut.

Höchste Ziffern der *braunen Haut:*

Borgo und Tione	37 Proz.
Riva	39 „
Stadt-Roveredo	46,6 „

II.

Lichte Haare.

(Schulkinder nach Schimmer.)

Tirol:

	Proz.
Reutte	52,4
Lienz	52,2
Bruneck	50,9
Brixen	48,8
Kufstein	48,3
Ampezzo	48,0
Kitzbühel	45,8
Innsbruck (Stadt)	45,0
Landeck	44,9
Imst	44,6
Meran	44,0
Schwaz	42,9
Innsbruck (Land)	40,4
Bozen (Land)	38,9
Bozen (Stadt)	38,0
Trient (Land)	35,9
Cles	35,5
Borgo	35,4
Roveredo (Land)	35,0
Tione	34,9
Primiero	34,8
Cavalese	32,9
Trient (Stadt)	31,0
Riva	27,8
Roveredo	26,2

Mittel für Tirol 39,5 Proz.
Mittel für Deutschtirol 45,7 Proz.
Mittel für Wälschtirol 32,9 Proz.

Vorarlberg:

Feldkirch-Dornbirn	53,3
Bregenz	49,0
Bludenz-Montafon	48,8

Mittel für Vorarlberg 50,8 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 41,7 Proz. Lichthaarige.

III.

Helle (blaue und graue) Augen.

(Nach Schimmer.)

Tirol:

	Proz.
Kitzbühel	71,4
Reutte	69,0
Kufstein	68,6
Landeck	66,3
Lienz	66,0
Imst	64,9
Meran	64,7
Brixen	64,5
Trient (Land)	64,2
Primiero	64,0
Bruneck	63,4
Schwaz	63,1
Innsbruck (Land)	62,7
Riva	62,6
Cles	62,4
Roveredo (Land)	62,1
Tione	60,9
Bozen (Stadt)	60,4
Innsbruck (Stadt)	59,0
Bozen (Land)	56,9
Borgo	56,6
Cavalese	54,9
Ampezzo	54,9
Roveredo (Stadt)	43,3
Trient (Stadt)	35,4

Mittel für Tirol 61,9 Proz.
Mittel für Deutschtirol 63,7 Proz.
Mittel für Wälschtirol 56,6 Proz.

Vorarlberg:

Feldkirch-Dornbirn	59,7
Bregenz	57,7
Bludenz-Montafon	57,2

Mittel für Vorarlberg 58,4 Proz.
Mittel für ganz Tirol und Vorarlberg 60,6 Proz. Helläugige.

IV.

Graue Augen.	Proz.	Blaue Augen.	Proz.	Differenz. Graue Augen Proz.
		(Nach Schimmer.)		
Kitzbühel	46,0	Landeck	34,3	32,0 — 2,3
Brixen	42,9	Reutte	33,4	35,6 + 2,2
Schwaz	39,4	Bozen (Stadt)	31,4	29,0 — 2,4
Innsbruck (Land)	39,0	Imst	31,2	33,7 + 2,5
Primiero	38,7	Kufstein	31,1	37,5 + 6,4
Ampezzo	38,6	Meran	30,4	34,3 + 3,9
Bruneck	38,4	Lienz	30,0	36,0 + 6,0
Cles	38,1	Riva	28,6	34,0 + 5,4
Kufstein	37,5	Trient (Land)	28,0	36,1 + 8,1
Innsbruck (Stadt)	36,1	Roveredo (Land)	27,1	35,0 + 7,9
Trient (Land)	36,1	Tione	26,4	34,5 + 8,1
Lienz	36,0	Kitzbühel	25,4	46,0 + 20,6
Reutte	35,6	Primiero	25,3	38,7 + 13,4
Roveredo (Land)	35,0	Bruneck	25,0	38,4 + 13,4
Tione	34,5	Cles	24,4	38,1 + 13,7
Meran	34,3	Innsbruck (Land)	23,7	39,0 + 15,3
Borgo	34,2	Schwaz	23,7	39,4 + 15,7
Riva	34,0	Bozen (Land)	23,4	33,5 + 10,1
Imst	33,7	Innsbruck (Stadt)	22,9	36,1 + 13,2
Bozen (Land)	33,5	Borgo	22,5	34,2 + 11,7
Cavalese	32,6	Cavalese	22,2	32,6 + 10,4
Landeck	32,0	Brixen	21,6	42,9 + 21,3
Bozen (Stadt)	29,0	Roveredo (Stadt)	16,9	26,4 + 9,5
Roveredo (Stadt)	26,4	Trient (Stadt)	16,3	19,1 + 2,8
Trient (Stadt)	19,1	Ampezzo	16,3	38,6 + 22,3
		Vorarlberg:		
Feldkirch	39,4	Bludenz	21,4	38,5 + 17,1
Bludenz	38,5	Bregenz	21,1	33,4 + 12,2
Bregenz	33,4	Feldkirch	20,4	39,4 + 19,4

V.

Vergleich der Stadtbezirke mit ihrer Umgebung.

	Lichte Haut Proz.	Lichtes Haar Proz.	Helle Augen Proz.
Trient Stadt	90,4	31,0	35,4
„ Land	65,0	35,9	64,2
Innsbruck Stadt	88,1	45,0	59,0
„ Land	77,0	40,0	62,0
Roveredo Stadt	53,4	26,0	48,3
„ Land	64,1	35,0	62,0
Bozen Stadt	84,0	38,0	60,4
„ Land	72,8	38,9	56,9

Schädelgruppen nach dem Längen-Breiten-Index.[1])

Tirol:

Laufende Zahl	Gruppe	Autor: H. = Holl T. = Tappeiner	Zahl der untersuchten Schädel	Zahl der untersuchten Köpfe	Hievon sind in Prozenten dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal	brachy- u. hyperbrachycephal
1	Stanzerthal	H.	17	—	0,0	0,0	29,4	70,6	100,0
2	Schnalserthal	T.	28	51	0,0	4,0	29,1	66,9	96,0
3	Ridnaunerthal	T.	35	12	0,0	4,3	31,9	63,8	95,7
4	Lermoos(Loisachthal)	T.	21	—	0,0	4,8	38,1	57,1	95,2
5	Passeierthal	T.	4	162	0,0	4,8	50,0	44,6	94,6
6	Martellthal	T.	107	72	0,0	5,6	49,7	44,7	94,4
7	Grödenthal	T.	18	81	0,0	6,1	40,4	53,5	93,9
8	Pfitscherthal	T.	5	10	0,0	6,7	60,0	33,3	93,3
9	Deutsch-Nonsberg	T.	68	70	0,0	8,7	41,3	50,0	91,3
10	Eisackthal	T.	425	186	0,3	8,8	47,0	43,9	90,9
11	Ahrenthal	H.u.T.	151	32	0,5	8,7	41,1	49,7	90,8
12	Lechthal	H.u.T.	270	50	0,0	9,4	50,0	40,6	90,6
13	Paznaunerthal	H.	873	—	1,4	8,5	55,9	33,9	89,8
14	Rienzthal (West-Pusterthal)	H.u.T.	221	65	1,1	9,5	48,4	41,0	89,4
15	Taufers (Münsterthal)	T.	128	52	0,0	11,1	48,5	40,6	88,9
16	Inneres Oetzthal	T.	63	44	0,9	10,5	43,0	45,5	88,5
17	Ultenthal u. Tisens	T.	340	180	1,0	11,0	42,1	45,9	88,0
18	Ober-Vintschgau	T.	136	149	1,4	12,3	45,6	40,7	86,3
19	Fassathal	T.	278	118	0,0	14,1	48,5	37,4	85,9
20	Gaderthal	T.	16	32	0,0	14,6	39,6	45,8	85,4
21	Drauthal(Ost-Pusterthal)	T.	139	63	1,0	14,4	53,8	30,7	84,5
22	Burggrafenamt	T.	1008	253	0,8	15,2	46,0	37,9	83,9
23	Stubaierthal	T.	67	—	3,0	13,4	59,7	23,9	83,6
24	Wildschönau	H.	31	—	0,0	17,5	57,5	25,0	82,5
25	Alpachthal	H.	17	—	0,0	17,6	58,8	23,6	82,4
26	Wippthal	H.u.T.	93	23	2,6	16,4	50,8	30,2	81,0
27	Ober-Innthal	T.	549	283	1,2	18,0	45,6	35,2	80,8
28	Unter-Innthal	T.	387	100	1,4	18,1	49,1	31,4	80,5
29	Neumarkt u. Truden (Mittleres Etschthal)	T.	86	52	0,7	19,6	48,6	31,2	79,7
30	Unter-Vintschgau	T.	399	273	0,7	22,3	44,2	32,7	77,0
31	Eggenthal m.Deutsch- u. Welschnofen	T.	18	71	2,2	21,4	50,6	25,8	76,4
32	Sarnthal u. Hafling	T.	30	149	0,6	23,5	51,9	24,0	75,9
33	Buchenstein	T.	1	68	0,0	26,1	59,4	14,5	73,9
34	Kalserthal	T.	8	15	4,3	26,1	39,2	30,4	69,6
35	*Valsugana*	T.	276	163	3,2	29,4	51,7	15,7	67,4
36	*Welsch-Nonsberg* und *Sulzberg*	T.	8	131	2,9	30,9	51,1	15,1	66,2
37	Defereggerthal	T.	—	30	3,3	33,3	40,1	23,3	63,4
38	*Judicarien* und *Rendena*	T.	—	150	6,7	32,7	46,0	14,6	60,6
39	Windisch-Matrei (Iselthal)	T.	—	27	0,0	40,7	33,2	26,0	59,3
40	Zillerthal	H.	245	—	6,1	40,0	44,1	9,8	53,9
41	*Mezzolombardo* und *Trient*(unt.Etschthal)	T.	—	78	6,4	44,9	41,0	7,7	48,7
42	*Fleimsthal*	T.	—	78	3,8	51,3	42,3	2,6	44,9
43	Tuxerthal	H.	38	—	5,3	52,6	31,6	10,5	42,1
44	Gerlosthal	H.	13	—	0,0	61,6	38,5	0,0	38,5
			Vorarlberg:						
1	Bregenzerwald	H.	125	—	0,0	4,8	58,4	36,9	95,2
2	Walserthal	H.	201	—	0,0	10,5	49,2	40,2	89,5
3	Montafon u. Silberthal	H.	18	—	0,0	11,1	55,6	33,3	88,9
4	Rheinthal	H.	512	—	1,1	16,6	48,5	33,8	82,3
5	Illthal	H.	51	—	2,0	15,7	54,9	27,4	82,3

1) Gewöhnlicher Druck: Deutschtiroler.
Gesperrter Druck: Ladiner.
Cursiver Druck: Wälschtiroler.

Herr Professor Dr. von Wieser: Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol. (s. unten.)

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Gestatten Sie, dass ich für das, was wir eben gehört haben, noch einmal mit ausdrücklichen Worten den Dank dem Herrn Redner gegenüber ausdrücke. Das Wichtigste, was uns hieher leitete, sind die Lehren, welche wir hier zu empfangen haben. Diejenigen von Ihnen, welche das Museum angesehen haben, werden sich überzeugt haben, welche Schätze sich darin finden und wie sehr die neue Leitung dazu beigetragen hat, diese Schätze erkennbar zu machen. Viele von uns sind früher darin gewesen und haben hie und da ein merkwürdiges Stück gesehen, aber gestern erst bin ich selber in die Lage gekommen, mir von dem Reichthum ein Bild zu machen, der dort aufgehäuft ist, und ich bin zu einem besseren Verständniss desselben gelangt. Es handelt sich dabei zum Theil um eine Reihe der wichtigsten neuen Funde; ich hoffe, dass es nicht die letzten sein werden und ein günstiges Geschick den Tiroler Forschern gestatten wird, noch eine grosse Reihe weiterer schöner Funde zu machen. —

Zweite gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung durch Freiherrn von Andrian. — Much: Vorlegung der von der k. k. Zentralkommission herausgegebenen prähistorischen Wandtafeln. Dazu Virchow. — J. Szombathy: Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich. Dazu Virchow, Much, Szombathy, Virchow. — C. von Marchesetti: Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten. — M. Hoernes: Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia. — F. von Luschan: Ueber orientalische Fibeln. — B. Reber: Vorhistorische Sculpturstein der Schweiz und speziell diejenigen des Kantons Wallis. Dazu Virchow, von den Steinen, von Luschan, Much, Schoetensack, Much, Virchow, Reber, Schötensack, Virchow, H. Hildebrand, Virchow. — Löbisch: Die Ernährungsfragen in ihrer anthropologisch-ethnologischen Bedeutung. Dazu Palacky. — Ferdinand Kaltenegger: Die geschichtliche Entwickelung der Rinderrassen. — Palacky: Zur Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts.

Vorsitzender Freiherr **von Andrian** eröffnet die Sitzung.

Herr k. k. Conservator Dr. jur. **M. Much**-Wien:

Der geehrte Herr Vorsitzende hatte die Güte, gestern ein Begrüssungstelegramm der kais. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale zur Kenntniss zu bringen; seither ist an mich, als eines ihrer Mitglieder der Auftrag gekommen, dies nun auch mündlich zu thun, den ich hiemit erfülle.

Ein grosser Theil der Aufgaben ist ja den anthropologischen Gesellschaften und der Zentral-Kommission gemeinsam. Ihrer I. Sektion ist die Erforschung und Erhaltung der Denkmale aus der prähistorischen Zeit und aus der Zeit der Römerherrschaft zugewiesen. Der II. Sektion obliegt die Pflege der Kunst- und historischen Denkmale des Mittelalters und der Neuzeit; aber auch da noch finden sich zahlreiche Berührungspunkte in unserer gemeinsamen Arbeit. Wie der verehrte Herr Vorsitzende gestern ausgeführt hat, schliesst die prähistorische Zeit für uns keineswegs mit einem scharfen Schnitte ab, verdeckte Fäden führen uns in historische Zeitalter, ja bis in die Gegenwart herein. Wenn wir z. B. heute Hausmarken und Steinmetzzeichen sammeln, Todtenläden, Sühnkreuze, Bauernhäuser und ihr alterthümliches Geräth u. s. w. aufsuchen, so treffen wir auch da wieder zusammen, wenn auch mitunter von einem verschiedenen Beweggrunde dahin geleitet.

Sie werden daher die Sympathie begreiflich finden, die Ihnen die kaiserliche Zentral-Kommission entgegenbringt. Indem ich Sie also in ihrem Namen herzlich begrüsse und zu Ihren Erfolgen beglückwünsche, darf ich noch beifügen, dass unsere Institution auch auf einem anderen Wege thätig ist, die gemeinsamen Aufgaben zu fördern. Da sie der Regierung nahe steht, so ist es ihr gelungen, so manche Anordnung zum Schutze der prähistorischen Alterthümer zu erwirken. Aller Voraussicht nach wird das hohe Unterrichtsministerium im kommenden Herbste eine besondere Kommission zur Vorberathung von weiteren und zwar umfassenden Verordnungen und Gesetzen zum Schutze der Denkmäler aller Art einberufen. Zu diesem Zwecke hat die Zentral-Kommission eine Reihe von Vorschlägen mit ihren Motiven dem h. Ministerium vorgelegt, und da auch Delegirte der Zentral-Kommission an jenen Berathungen theilnehmen werden, so können Sie, geehrte Anwesende, überzeugt sein, dass wir bei diesem Anlasse auch den Schutz prähistorischer Alterthümer und insbesondere eine Erleichterung der berufsmässigen Ausgrabungsthätigkeit mit aller Kraft anstreben werden.

Die Zentral-Kommission versäumt auch sonst keine Gelegenheit, im Sinne der urgeschichtlichen Forschung zu wirken. Ein solches gelegentliches Mittel war der bei unserer ersten gemeinsamen Versammlung vorgelegte prähistorische Atlas; heute bin ich in der Lage, Ihnen eine prähistorische Wandtafel für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen und insbesondere an Lehrerbildungsanstalten vorlegen zu können.

Schon vor längerer Zeit wurde die bekannte prähistorische Wandtafel des Freiherrn von Tröltsch vom hohen Unterrichtsministerium der Zentral-Kommission zur Begutachtung mit der Frage zugewiesen, inwiefern sie für die österreichischen Länder Verwendung finden könne.

Ueber die Erspriesslichkeit einer solchen Wandtafel kann kein Zweifel obwalten, fraglich blieb nur, ob das Werk des Freiherrn von Tröltsch unverändert auch für unsere Schulen übernommen werden könne, oder ob ein neues, unseren besonderen Verhältnissen entsprechendes Werk herzustellen sei.

Die unveränderte Uebernahme erwies sich nach eingehender Erwägung aller Umstände als nicht durchführbar. Die an sich höchst verdienstvolle Tafel des Freiherrn von Tröltsch, die man schon desshalb dankbar begrüssen musste, weil sie die erste Verwirklichung eines guten Gedankens war, ist doch zu sehr ein Kind des Landes, aus dem sie hervorgegangen war. Die Verhältnisse in dem kleinen Gebiete Württembergs sind viel einheitlicher als jene in den weiten Ländern Oesterreichs, die, so nahe sie in vieler Beziehung stehen, doch auch manches Abweichende zeigen.

So sind auf der Tafel des Freiherrn von Tröltsch die Funde der beiden grossen Abtheilungen der Steinzeit, die in mehreren unserer Provinzen in so reichem Maasse vertreten sind, nur in bescheidener Zahl und daher für unsere Verhältnisse in ungenügender Weise zur Darstellung gebracht. Auch die Hallstatt-Periode schien bei uns eine grössere Berücksichtigung zu erheischen. Andererseits tritt bei uns — bis jetzt wenigstens — die fränkisch-merowingische Zeit nicht so kräftig hervor, dagegen müssen wir auch den Resten der frühslavischen Zeit gerecht werden.

Dazu kam endlich der Umstand, dass von den auf der Tafel abgebildeten Gegenständen nicht ein einziger in Oesterreich selbst gefunden worden ist, was trotz der unleugbaren typischen Verwandtschaft der beiderseitigen Funde bei dem an sich natürlichen, durch unsere schwierigen politischen Verhältnisse erhöhten Selbstgefühle der verschiedenen Provinzen unseres Staates immerhin auch ein nicht zu übersehender Uebelstand gewesen ist.

Aehnliche Erwägungen mochten massgebend sein, als man im deutschen Reiche zunächst eine eigene prähistorische Wandtafel für die Provinz Hannover, eine andere für Westpreussen in Aussicht nahm, denen wahrscheinlich weitere folgen werden.

Hatte man aber einmal den Entschluss gefasst, eine neue Tafel herauszugeben, dann musste man bestrebt sein, etwas recht Tüchtiges zu schaffen, da man ja schon einen durch einen Vorgänger eröffneten Weg vor sich hatte. Ich möchte daher die Erwägungen, die mich bei dem Entwurfe der neuen Tafel geleitet haben, kurz darlegen.

Da die Tafel ihre Bestimmung als Wandtafel zu erfüllen hat, so schien mir der von Freiherrn von Tröltsch oben und an den Seiten angebrachte Text, insbesondere für jüngere Personen, kaum mehr lesbar, weshalb ich mich entschloss, die kurze Uebersicht der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung und die Verhaltungsregeln nicht in die Tafel selbst aufzunehmen, und mich auf die Anfügung der Figurenerklärung an ihrem Fusse, wo sie noch lesbar ist, zu beschränken. Der hiedurch gewonnene Raum konnte nun, ohne dass also die Tafel vergrössert werden musste, zu einer umfassenderen Berücksichtigung der beiden Steinzeitalter und zu einer gesonderten Darstellung der Perioden der vorgeschichtlichen Metallzeit, welche von Freiherrn von Tröltsch nicht durchgeführt wurde, verwendet werden.

Die kurze Uebersicht über die vor- und frühgeschichtlichen Kulturperioden und die Verhaltungsregeln werden auf einem eigenen Blatte dem Lehrer, für den sie ja doch bestimmt sind, in die Hand gegeben.

Was die Frage der Auswahl der darzustellenden Gegenstände betrifft, so machte ich mir zur Regel, nicht etwa selten vorkommende Stücke, und wären sie durch ihre Erscheinung noch so auffallend, sondern gerade die am häufigsten zu Tage tretenden Funde aufzunehmen, weil der Charakter der Zeit nicht durch irgend eine besondere Seltenheit, sondern durch das, was oftmals und überall vorkommt, bestimmt wird, und weil es sich doch darum handelt, die Jugend mit eben jenen Dingen bekannt zu machen, die ihr ein wahres Bild des jeweiligen Kulturzustandes geben.

Dagegen war ich wohl bemüht, auf neu auftretende Erscheinungen Bedacht zu nehmen, soferne sie neue Kulturerrungenschaften, eine neue Technik oder sonstige Merkmale, wodurch sich das eine Zeitalter von dem früheren unterscheidet, zur Anschauung zu bringen.

In Betreff des Massstabes habe ich verschiedene Meinungen vernommen. In Hannover — wenn ich nicht irre — hat man die Darstellung in natürlicher Grösse und daher drei Tafeln beansprucht. Dass hiefür auch die doppelte Zahl nicht ausreichen würde, geht daraus hervor, dass z. B. schon eines unserer schönen Gefässe aus der Hallstattzeit eine Tafel für sich ausfüllen würde. Ebensowenig lässt sich ein einheitlicher Massstab anwenden, da ganz kleine Gegenstände die Darstellung in natürlicher oder nahezu natürlicher Grösse erfordern und damit auch alle anderen nach diesem Masse dargestellt werden müssten.

Freiherr von Tröltsch wendete einen gemischten Massstab an, wie ihn die jeweilige Grösse des Gegenstandes erforderte, und ich bin diesem Beispiele ohne Bedenken gefolgt. Das Kind gewöhnt sich schon durch seine Bilderfibel, in verschiedenem Mass verkleinerte Gegenstände auf die richtige Grösse zurückzuführen, und weiss ganz gut, wie gross z. B. der darin abgebildete Topf in Wirklichkeit ist. Gerade diese Vertrautheit mit den Gefässen ermöglicht es mir auch, diese in Gruppen, doch so zusammenzustellen, dass ihre Form noch immer kenntlich blieb, wodurch ich mir Gelegenheit schaffte, eine viel grössere Zahl zur Darstellung zu bringen.

Wesentlich gefördert wurde das Werk dadurch, dass es gelang, den Maler Ludwig Hans Fischer, der sich selbst mit Urgeschichte befasst und einigen der geehrten Anwesenden durch seinen Vortrag über indischen Schmuck bei der gemeinsamen Versammlung in Wien und durch seinen Bericht über die Mammuthstation in Willendorf in Erinnerung sein dürfte, dafür zu gewinnen. Ich glaube, dass Sie mir beistimmen werden, wenn ich seinen Antheil am Werke als vollkommen gelungen bezeichne. Für den Entwurf der Tafel, die Auswahl und Anordnung der Gegenstände und für den Text bin ich allein verantwortlich.

Herr **R. Virchow**:

In Bezug auf die Vorgänge in unserem Vaterlande will ich nur bemerken, dass die Verhandlungen in Hannover sich wesentlich bezogen auf eine Anordnung unseres Unterrichtsministers, der für sämmtliche Provinzen derartige Tafeln angeordnet hatte. Leider war diese Anordnung nicht soweit ins Einzelne ausgearbeitet, dass ein gleichmässiges Verfahren stattgefunden hätte, und wir mussten leider in Hannover konstatiren, dass neben einander ganz verschiedenartige Behandlungen und zum Theil auch Bezeichnungen sich vorfanden. Das war unsere Hauptklage, und nicht sowohl die Grösse der Darstellungen, die wir den einzelnen Provinzen, wie dem Herrn Minister ganz überlassen wollten. Aber es schien uns absolut nothwendig zu sein, dass überall eine gleichmässige Auswahl stattfinde und dass auch Bezeichnungen derselben Art gewählt würden. Ich weiss nicht, ob seitdem eine Aenderung eingetreten ist. Die Einleitung zu solchen Aufstellungen ist, soviel ich weiss, in allen preussischen Provinzen erfolgt. Ich muss dabei allerdings anführen, dass der Gegensatz der preussischen Provinzen in Bezug auf Prähistorie doch noch grösser ist, als es in Oesterreich-Ungarn der Fall ist. Wir haben ja viele Provinzen, in denen die Römer niemals geherrscht haben, also irgend etwas, was auf römischen Einfluss zurückgeht, nur auf dem Importwege hereingekommen sein kann. Dann haben wir grosse Abschnitte des Landes, wo die Feuersteinkultur eine sehr geringe Entwicklung erreicht hat, also von untergeordneter Bedeutung ist, während es andere gibt, welche gerade in dieser Beziehung eine so bedeutende Stellung einnehmen, dass es merkwürdig wäre, wenn die Steinzeit auf den Tafeln nicht in hervorragender Weise vertreten würde. Daher müssen wir provinzielle Ungleichmässigkeit für ganz nothwendig halten, und es ist dem Forscherthum mit Recht eine gewisse Freiheit gewahrt. Es müsste aber allerdings überall eine gleichmässige Terminologie und auch eine entsprechende Auswahl der Gegenstände stattfinden. Darüber wird es später vielleicht zu einer internationalen Verständigung kommen.

Herr k. und k. Custos **Szombathy**-Wien:

Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Oesterreich.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat das Glück, für ihre Jubiläumsversammlung, an der wir Wiener hier theilnehmen, nicht nur den äusseren Anlass des erreichten fünfundzwanzigsten Lebensjahres, sondern auch eine tiefe, innere Berechtigung zu besitzen. Unseren beiden Gesellschaften war es beschieden, mit ihrer intensiven Arbeit die Kinder- und Lehrjahre der anthropologischen Wissenschaft schützend, nährend und mächtig fördernd zu begleiten.

Wir können jetzt sagen, dass diese Anfangsperiode unserer Wissenschaft zu Ende geht; denn gleichzeitig mit der Ausgestaltung und inneren Festigung unserer

Disziplinen verallgemeinert sich die Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit mit den verwandten älteren Wissenschaften. Gerade bei uns in Oesterreich hat ja diese Anerkennung sehr lange auf sich warten lassen. Sie ist zwar an unseren Universitäten von Wien und Prag bezüglich der Einräumung von Lehrkanzeln für die prähistorische Archäologie noch immer nicht über die erste Stufe (der Privatdocenturen) hinaus gekommen, aber sie ist doch schon da.

Die schönste und erfreulichste Illustration zu dem Antheile, welchen unsere anthropologischen Gesellschaften an den in unserer Wissenschaft zu verzeichnenden Erfolgen haben, erblicke ich darin, dass die verdienstvollsten von jenen Männern, welche an der Wiege der beiden Gesellschaften standen, nunmehr obenan sitzen in unserer Festversammlung.

Um die Fortschritte der letzten fünfundzwanzig Jahre richtig schätzen zu können, dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen, dass der frühere Stand der Kenntnisse bereits ein sehr beachtenswerther war. Einige der wichtigsten Grundsteine der Prähistorie waren damals schon gefunden und entsprechend anerkannt. Z. B. das diluviale Alter des Menschengeschlechtes, die Aufeinanderfolge von Stein-, Bronze- und Eisenkultur, die Pfahlbauten der Schweiz und der Formenschatz, sowie die Zeitstellung der mitteleuropäischen Hallstatt-Kultur. An manchem dieser Grundsteine ist ja tüchtig gerüttelt worden und (von kleineren Gegenströmen ganz abzusehen) beispielsweise ein paarmal, unter Hostmann's Vorantritt und durch andere, die Priorität der Bronze vor dem Eisen, ein andermal durch Hochstetter (mit einem bescheidenen Antheil von mir) die Abhängigkeit unserer Hallstattkultur vom Süden und zuletzt durch Steenstrup die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in unseren Gegenden angefochten worden. Auch Uebertreibungen, wie die mit der Canstatt- und Neanderthaler-Rasse und selbst Fälschungen, wie z. B. die famose Hornperiode der Westschweiz galt es zu bekämpfen. Aber die dadurch angeregte eingehendere Untersuchung der strittigen Fragen und die durch allseitige Erweiterung unserer Detailkenntnisse vermehrte Sicherheit des Urtheils führten zur Klärung unseres Wissens und meist zurück zur Anerkennung der bestrittenen Fundamentalpunkte. Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat diesen Strömungen stets das lebhafteste Interesse und vollkommen objektive Diskussion gewidmet. Hand in Hand mit den kritischen Erörterungen wurde von allen Seiten an der Vermehrung gut beobachteten Fundmaterials gearbeitet. Und da muss ich doch, um dem angewendeten Bilde treu zu bleiben, sagen, dass die Grundsteine, wenn sie auch dieselben blieben, im Laufe der 25 Jahre ihren Platz verändert haben, denn dieser muss ja dem Bedürfnisse des auf sie gegründeten Lehrgebäudes angepasst sein und dieses Gebäude, dessen Grundriss anfangs so einfach schien, entwickelt sich nun vor unseren Augen in einer von Jahr zu Jahr sich steigernden Complication.

Das Präsidium der Wiener anthropologischen Gesellschaft, dessen speciellen Wunsch ich hier zu erfüllen bestrebt bin, konnte nicht die Absicht haben, eine Darlegung über die einzelnen Stufen unserer Fortschritte und über den Gesammtstand unseres heutigen prähistorischen Wissens in den engen Rahmen dieses Vortrages zu pressen. Ich gedenke daher im Folgenden nur für jene wenigen Theilnehmer unserer Versammlung, welche der Urgeschichtsforschung etwas ferner stehen, einige uns Oesterreicher speziell angehende Punkte flüchtig zu beleuchten.

Um in chronologischer Folge zu beginnen, will ich erwähnen, dass Oesterreich-Ungarn meines Wissens noch keinen namhaften Beitrag zur Frage des tertiären Menschen geliefert hat. In diesem Kampfe sind wir bis zur Stunde Zuschauer und ich darf wohl sagen skeptische Zuschauer geblieben.

Hingegen verdankt das Kapitel über den diluvialen Menschen dem österreichischen Fundgebiete bedeutende Beiträge. Die wichtigsten Lokalitäten liegen im Löss Mährens und des linken Donauufers in Niederösterreich, sowie in den mährischen Höhlen, also durchwegs in Strichen, welche von der letzten grossen Vergletscherung Europa's nicht berührt wurden. In den von der Vergletscherung betroffenen Gebieten, wie in den Höhlen von Peggau in Steiermark und am Dachstein hat man wohl Reste von Ursus spelaeus und anderen diluvialen Thieren, aber nichts vom Menschen gefunden.

Ich gedachte bereits des allgemein bekannten Angriffes, welchen Japetus Steenstrup vor fünf Jahren nach einem mit vorgefasster Meinung unternommenen Besuche der reichen Fundstelle von Předmost bei Prerau auf die Gleichalterigkeit der Lössmenschen mit den diluvialen Thieren unserer Gegenden machte. Das grosse Ansehen des greisen Forschers und die Ausführlichkeit seiner Darlegungen verfehlten nicht die starke Wirkung. Allein ich glaube sagen zu dürfen, dass seine Zweifel theils durch die von ihnen veranlassten neueren, genauen Lokalstudien, theils durch die an seinen Sätzen geübte Kritik wieder vollkommen zerstört sind, wenn auch einige Nebenfragen (z. B. über die engeren Ursachen der an verschiedenen Fundorten beobachteten Zusammenhäufung von Mammuth-Stosszähnen) nach wie vor unbeantwortet bleiben. Die zwei Vorträge, welche unser Programm über diese interessante Controverse verspricht, werden sich sicher im Sinne meiner Auffassung ergehen.

Bemerkenswürdiger als dieser Streit sind die durch grossartige Ausgrabungen an den verschiedenen Punkten gewonnenen Einzelresultate, welche alle zum Ausbaue unseres Wissens nach der einen, seit Poucher de Perthes angenommenen Richtung zusammenstimmen. Wenn wir den Versuch machen, unsere Funde den französischen gegenüberzustellen und mit den bekannten Stufen Gabriel de Mortillet's zu vergleichen, so können wir für die drei unteren Stufen des Chelléen, Moustérien und Solutréen eigentlich nur eine entsprechende Faune aus den Felsspalten von Zuzlawitz im Böhmerwalde und aus anderen Höhlen namhaft machen. Erzeugnisse des Menschen fehlen uns zu dieser Gegenüberstellung. Hingegen ist die Schichte des Magdalénien (und meiner Ansicht nach auch Solutréen) durch die reichen Funde aus dem Löss von Předmost, Joslowitz, Stillfried, Gösing, Willendorf, Aggsbach u. s. w., ferner aus einigen mährischen Höhlen (Slouper Höhle, Žitný-Höhle) bei uns glänzend vertreten. Von besonderem Interesse ist aber, dass wir ausgezeichnete, grosse Höhlenfunde besitzen (Gudenus-Höhle bei Krems, Mokrauer Höhle, Höhlen von Ojczów bei Krakau), welche mit ihren Rennthierresten und ihren zum Theil recht gut entwickelten Artefakten den von Mortillet zwischen dem paläolithischen Magdalénien und dem neolithischen Robenhausien konstatirten Hyatus ausfüllen.

Zur Gliederung der neolithischen Periode haben unsere Funde bisher wenig beigetragen, obwohl das aufgesammelte Material einen ganz gehörigen Umfang besitzt. Vielleicht fehlte nur der nöthige Muth,

um unter den verschiedenartigen Funden feste Stufen zu unterscheiden. Als Materialien für eine unterste Stufe bieten sich wohl die längst bekannten Funde aus der Vypustekhöhle in Mähren mit ihren bombenförmigen Gefässen, eine Schichte in den Krakauer Höhlen und verschiedene Karstfunde dar. Diese Schichte wäre eines zusammenfassenden Studiums besonders würdig. Bei den der voll entwickelten jüngeren Steinzeit unserer Länder angehörigen Funden können wir zunächst die in Mitteldeutschland so wohl studirte geographische Grenze zwischen der bandverzierten und der schnurverzierten Keramik ziemlich genau beobachten. Sie geht in west-östlicher Richtung mitten durch Oesterreich-Ungarn. Im nördlichen Gebiete, an welchem besonders Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien (wahrscheinlich auch Nordungarn) betheiligt sind, finden wir die Schnurkeramik am besten in Skelet-gräbern mit geknickter Leichenlage (sogen. liegende Hocker) vertreten. Auch bezüglich der Gefässformen ist die Anlehnung an die typischen Vorkommen deutlich. Wir haben besonders den geschweiften Becher, die flache Schüssel mit kleinem Henkel und die bauchige Vase mit verengtem Halstheil und kleinen Henkeln. In den Nordkarpathenländern sind auch die Formenstufen des Flintbeiles, welche Montelius für die nordische jüngere Steinzeit aufstellte, vollzählig entwickelt. Im südlichen Gebiete haben wir dann verschiedene lokale Ausbildungen der Bandkeramik: Die Pfahlbauten des Salzkammergutes und des Laibacher Moores, Werkstättenfunde und Ansiedelungen auf festem Boden von den oberen Donaugegenden an bis Siebenbürgen und bis zu den ältesten Castellieren Istriens, Dalmatiens und Bosniens und dem unübertroffenen Reichthume von Butmir bei Sarajevo.

In diesem südlichen Gebiete sind die Spuren fröhlichen Kulturfortschrittes am Ende der neolithischen Periode deutlich zu verfolgen. In den Pfahlbauten des Salzkammergutes zeigen vereinzelte kleine Kupfer- und Bronzegegenstände, sowie thönerne Gusslöffel u. dgl., dass diese Wohnstätten nicht nur den Beginn der Metallzeit erlebt, sondern dass sich ihre Bewohner auch selbstthätig der neuen Substanz zur Erzeugung kleinerer Geräthe bemächtigt hatten. Es sind auch alte Kupferbergwerke mit hauptsächlich neolithischem Inventar nachgewiesen. Viele Funde auf dem flachen Lande legen ebenfalls Zeugniss für diese Fortentwicklung ab und selbst in dem eben genannten Butmir, welches noch kein Metallfundstück geliefert hat, zeigt ein Theil der Thonwaaren Charaktere, welche ich auf nähere Beziehungen zu metallverarbeitenden Ländern zurückführen zu müssen glaube.

Diese jüngste Stufe der neolithischen Periode hat bekanntlich Herrn Dr. Much das Material zu seiner Kupferperiode geliefert. Seinen sorgfältigen Studien verdanken wir ein ausgezeichnetes Werk über die Kupferzeit, aber ich kann auf dieses Buch wohl den Satz „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande" anwenden. Meine und meiner nächsten Fachkollegen Meinung geht dahin, dass der Kupferzeit nur die Eigenschaft einer Uebergangsstufe zukommt. Der Charakter und die Menge der bekannten Kupferfunde laden nicht dazu ein, die ihnen von Dr. Much dem Zeitraume und der kulturellen Bedeutung nach zugeschriebene grosse Rolle anzuerkennen. Insbesondere scheint mir, dass gewisse Kupferobjekte, wie die grossen Aexte mit Stielloch, welche unter den ungarischen Kupferfunden eine so grosse Rolle spielen, nicht dem älteren, auf echte neolithische Muster zurückführbaren Formenkreise zuzurechnen sind.

Diese frühzeitige Weiterentwicklung der neolithischen Kultur ist in Galizien und den nordöstlich sich anschliessenden Gebieten nicht zu beobachten. Dort scheint die neolithische Kultur zu einem Dauertypus geworden zu sein, welcher die Kupferstufe und die Bronzezeit unberührt überdauerte, bis er bei einer feinen, hellbraunen Thonwaare, die mit schwarzen und rothen Spiraloidornamenten bemalt ist, anlangte. Diese charakteristischen Gefässe scheinen mit importirten Bronzen der Hallstattperiode gleichzeitig zu sein. Ihre Technik erinnert auch vollständig an die der bemalten Gefässe Schlesiens.

Mit der Erforschung unserer eigentlichen Bronzezeit sind wir sozusagen auch noch im Rückstande. Ich glaube es theilweise dem blossen Zufalle zuschreiben zu dürfen, dass in Oesterreich bisher eine so geringe Zahl von Funden aus dieser Periode an das Tageslicht gekommen sind. Manche Gegenden, wie z. B. die ganze Alpenregion, sind jedoch so arm an Bronzezeitfunden, dass wir schon nach besonderen Gründen für diese Erscheinung suchen müssen. In die Sammlungen haben mit Ausnahme der im Ferdinandeum aufbewahrten wichtigen Funde die Ostalpen fast nur als Einzeln- oder Depotfunde aufzufassende ältere Bronzen geliefert. Ausserhalb dieses Gebirges steht die Sache jedoch besser. Ich glaube da folgende räumliche und zeitliche Gruppirung vornehmen zu können:

Nördlich der Alpen können heute im westlichen Theile der Monarchie mit Hilfe von Gräberfunden drei Bronzezeitstufen unterschieden werden. Die vorhandenen Depot- und Einzelnfunde lassen sich willig in diese Eintheilung einreihen.

Die älteste, an die neolithische Periode sich anschliessende Schichte ist vertreten durch Flachgräber mit geknickt liegenden Skeleten, welche in Niederösterreich, Mittel- und Nordböhmen und Mähren in grosser Zahl beobachtet worden sind. Die Skelete zeigen uns einen dolichocephalen, aber kleinen, gracilen Menschenschlag. Durch die charakteristischen Schleifen- oder Nobbenringe aus Draht, durch Flachbeile und einfache Messer ist auch eine Parallelstellung mit den bayerischen und norddeutschen Schichten ermöglicht. In Nordböhmen erscheinen als Leitbronzen mittelgrosse Gewandnadeln mit umgekehrt kegelförmigem Kopfe, auf dessen Endfläche ein Oehr sitzt. In der Donaugegend erscheint die ganz einfache Terramarafibula. Die hieher gehörigen Thonwaaren haben eine ziemlich feine Mache. Zu den charakteristischen Formen gehören kleine, scharf profilirte Henkeltöpfe von dunkelbrauner Farbe.

Als mittlere Bronzezeitschichte erscheinen mir Brandgräber, welche z. B. in Gemeinlebarn am rechten Donauufer sich unmittelbar an die vorige Stufe anschliessen. In ihnen kommen mannigfaltige, zum Theil graphitirte Gefässe und die zweitheilige nordische Fibula mit blattförmigem Bügel und kleinen Endspiralen vor. Von den Grabhügeln des südwestlichen Böhmens scheint eine Anzahl dieser Stufe anzugehören.

Die dritte Stufe findet sich in Niederösterreich und im südwestlichen Böhmen in Grabhügeln, deren Bronzen in vielen Stücken an die ungarischen Formen erinnern.

In den südlich der Alpen gelegenen Fundstellen und in Ungarn weiss ich nur zwei Stufen dieser eigentlichen Bronzezeit zu unterscheiden. Die ältere ist die Terramarenstufe, welche ihre Vertretung sowohl in den älteren Pfahlbaufunden von Peschiera, wie in den terramaraähnlichen Ansiedelungshügeln der ungarischen Ebene hat. Die obere ist hauptsächlich durch Massen-

funde aus Ungarn, welche Aehnlichkeiten mit der dritten österreichischen Stufe aufweisen, aber auch durch die jüngeren Formen von Peschiera vertreten.

Die ältere Eisenzeit, zu welcher wir ja den eponymen Fundort Hallstatt besitzen, bildet bekanntlich den Stolz unserer Sammlungen. Sie liefert uns von allen prähistorischen Epochen das reichhaltigste und schönste Fundmaterial. Diese Reichhaltigkeit gab eben vor 12 Jahren den Anstoss dazu, in unseren Gegenden ein Centrum und in gewissen Beziehungen den Ausgangspunkt für die Hallstatt-Kultur zu suchen; aber, wie bereits erwähnt, hat die Erweiterung und Vertiefung unserer Kenntniss der einschlägigen Funde längst aufgezehrt, was von diesen Ansichten einseitig war.

In der Entwicklung unserer Ersten Eisenzeit sind drei Abschnitte festzustellen: eine schmale Uebergangsstufe und dann die zwei Hauptabtheilungen der eigentlichen Hallstattperiode. Es ist vielleicht nicht überflüssig, gerade hier daran zu erinnern, dass solche Abtheilungen niemals als gleichartige untergeordnete Theile eines wohlgerundeten Ganzen aufzufassen sind, sondern dass sie sowohl nach ihrer räumlichen Ausdehnung als auch in ihren Beziehungen zu den Nachbarländern von einander verschieden sind.

So ist z. B. die älteste oder Uebergangsstufe, welche durch die Brandgräberfelder von Maria Rast in Steiermark, sowie von Hadersdorf am Kamp und Stillfried in Niederösterreich repräsentirt wird, wegen ihrer engeren Beziehungen zum ungarischen Fundgebiete bemerkenswerth. In den metallarmen Gräbern dieser Stufe erscheint nicht selten die eingliederige ältere Ungarfibula mit langer, einseitiger Nadelspiralrolle; jedoch nicht blos aus Bronze, sondern manchmal, z. B. in dem Urnenfelde von Obřan bei Brünn in Mähren, auch aus Eisen. Durch diese Fibel ist meiner Meinung nach eine weitere Stufe der ungarischen Bronzezeit, nämlich die dritte, die sich so wie die älteren Stufen eines bedeutenden Bronzereichthums erfreut, charakterisirt und dem Anfange unserer Eisenzeit gleichgestellt. Für die folgenden zwei Kulturstufen liegen so enge Beziehungen zu Ungarn nicht zu Tage.

Unter den Fundorten, welche die eigentliche Hallstattperiode bei uns vertreten, sind gerade die grössten und berühmtesten, wie Hallstatt, Watsch und St. Lucia, am wenigsten für das Detailstudium bestimmend, da in ihnen zufolge der Jahrhunderte langen Benützung auf beschränktem Raume die älteren und jüngeren Gräber vielfach unter einander gemengt sind. In diese grossen Fundmassen muss eine Alterstrennung erst hineingetragen werden. Bessere Anhaltspunkte gewähren in dieser Beziehung kleinere Nekropolen wie z. B. St. Michael in Krain, wo sich die Gräber der älteren Hallstattstufe mit Bogenfibeln und die der jüngeren mit Certosafibeln auf verschiedenen einander benachbarten Feldtheilen fanden. Hier ist die Analogie mit dem oberitalischen Fundgebiete schlagend. Je weiter wir uns von dem Golfe von Triest entfernen, desto stärker machen sich neben den typischen Formen lokale Eigenthümlichkeiten geltend und doch können wir in Niederösterreich ebenso wie in Mähren und Böhmen oder in Bosnien und der Hercegovina die Funde auf die zwei verschiedenen Altersstufen zurückführen. In Niederösterreich sind z. B. die jüngst in Angriff genommenen Tumuli auf der Malleiten bei Fischau, so wie die mit ihnen nächstverwandten Tumuli auf dem Burgstall bei Oedenburg der älteren, die Tumuli von Gemeinlebarn und ihre nächsten Verwandten hingegen der jüngeren Stufe zuzuschreiben.

Bei diesen Funden haben wir aber auch auf die Frage, welchem Volke sie angehört haben mögen, Rücksicht zu nehmen. In erster Linie ist eine Abgrenzung des illyrischen Gebietes (Görz, Krain, Istrien, Kroatien, Bosnien) von dem ausserillyrischen zu suchen. Wie weit ersteres gegen die Donau herauf sich erstreckt, ist noch nicht ausgemacht. Ganz verschieden von dieser Frage ist dann die nach den weiter reichenden Kultureinflüssen, bezüglich welcher wir als gebend in erster Linie die Apenninenhalbinsel und in zweiter Linie die Balkanhalbinsel, als von uns empfangend aber die westlich, nördlich und östlich an die alte Ostmark angrenzenden Länder in's Auge fassen müssen. Für derartige Kultureinflüsse besitzen wir beispielsweise glänzende Leit-Anticaglien in den figuralverzierten Bronzegefässen und Gürtelblechen, welche in den an den Uebergang von der Hallstatt- zur Latène-Periode anzusetzenden Gräbern erscheinen und von dem Lande der oberitalischen Veneter aus ihre Verbreitung bis an die Donau bei Wien und bis an den Inn gefunden haben.

Die Latène-Periode, unsere „zweite Eisenzeit", hinterliess uns einen im Verhältniss zu ihrer Zeitdauer weit geringeren Reichthum an Funden, als die vorangegangene Periode. Auch ihre einzelnen Stufen fanden in den verschiedenen Provinzen unseres Landes keine ganz gleichartige Entwicklung. Die Früh-Latène-Stufe tritt nur nördlich der Donau, speziell in Böhmen, theils in Depot-, theils in Gräberfunden als selbstständige Schichte auf, in unverkennbarem Anschluss an die mitteldeutsche Fundgruppe. Südlich von der Donau können wir Früh-Latène-Formen blos als Einstreuungen zwischen den jüngeren Hallstattfunden nachweisen. So in Hallstatt selbst und in ganz Krain, Istrien, Dalmatien, Kroatien und Bosnien. Am lehrreichsten sind hiefür vielleicht die Fundverhältnisse Krains. Bekanntlich ist in Unterkrain die jüngere Hallstatttstufe in grossen, mit zahlreichen Gräbern besetzten Grabhügeln erstaunlich stark und reich vertreten. Diese Tumuli, wie auch gewisse Gräbergruppen von Watsch enthalten neben der Certosastufe auch Gräber mit Früh-Latène- und selbst Mittel-Latène-Formen sammt dem der Hallstattperiode eigenthümlichen Aufwande von Bronzeschmuck, Eisenwaffen und Thongefässen; ein Zeichen, dass die alte wohlhabende Bevölkerung die neuen Formen auf friedlichem Wege erhalten und sozusagen assimilirt hat. In Bosnien gibt es Fundorte von der Art des jüngst zur Veröffentlichung gelangten Grabfeldes von Jezerine, in welchen solch ein ungestörter Fortgang vom Ende der Hallstattperiode an bis zur römischen Kaiserzeit erkannt werden kann. In Krain jedoch tritt während der Mittel-Latène-Periode ein Wandel der Dinge ein und wir treffen dann die Mittel- und die Spät-Latène-Stufe in Flachgräbern mit Leichenbrand und mit einem ganz specifischen Eiseninventar. Diese Veränderung scheint nur durch einen einschneidenden geschichtlichen Akt, wahrscheinlich die Besitzergreifung des Landes durch die Kelten, erklärt werden zu können. Den charakteristischen keltischen Formen von eiserner Zier und Bewaffnung, deren Expansivkraft ja fast über ganz Europa reichte, begegnen wir bekanntlich in allen Theilen unserer Monarchie. Besonders in Ungarn haben die schönen Funde, dieser Periode frühzeitig die grösste Beachtung gefunden.

Wollen wir uns mit diesen wenigen Umrisslinien begnügen. Vielleicht reichen sie schon hin, auch den Fernerstehenden errathen zu lassen, in welchem Maasse unsere Wissenschaft durch die Thätigkeit der letzten 25 Jahre, besonders die Ausgrabungen, gefördert wurde.

Mit jedem Jahre mehren sich die sichergestellten Fundthatsachen, an welche wie um Ossificationscentren die einzelnen Kapitel der prähistorischen Archäologie anwachsen. Aber diese selbst sind noch sozusagen im Flusse und ich denke, wir wollen uns vor dem Versuche, sie einer vorzeitigen Verknöcherung zuzuführen, hüten. So gewährt derselbe Standpunkt, von welchem aus wir einen befriedigenden Rückblick auf das bisherige Arbeitsgebiet unserer beiden Gesellschaften werfen können, auch einen Arbeit und Fortschritt verheissenden Blick in die Zukunft.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte mir ein paar Bemerkungen erlauben; dabei muss ich im voraus die etwas unbequeme Stellung bezeichnen, in der ich mich dem Herrn Redner gegenüber befinde. Ich kann nichts dazu beitragen, seine so lehrreichen Mittheilungen zu vervollständigen, und so komme ich in die böse Lage, dass ich als erklärter Gegner erscheinen könnte, da meine Bemerkungen nur kritischer Natur sein werden und leicht so aussehen möchten, als seien sie schlimmer gemeint, als sie sein sollen. Ich habe nämlich in der That einige etwas schwere Einwendungen zu machen.

Die eine ist die, dass Herr Szombathy seine und seiner österreichischen Kollegen Leistungen etwas zu niedrig veranschlagt, indem er im Eingange eine Darstellung gegeben hat, die wenigstens auf jemand, der nicht ganz unterrichtet ist, den Eindruck machen konnte, als ob zu der Zeit, als die Gesellschaften gegründet wurden, so ziemlich Alles klar gewesen sei und sie nur weiter zu arbeiten gehabt hätten. Dagegen muss ich hervorheben, dass wir alle nach meiner persönlichen Erfahrung damals in sehr grosser Unklarheit waren. Man wusste vielerlei von Stein, Bronze und Eisen, von Pfahlbauten und Gräberfeldern, aber das scharf auseinander zu halten, davon war gar keine Rede, nicht im entferntesten. Die Klarlegung der Verhältnisse, die Feststellung der Grenzen zwischen den einzelnen Kulturen hat erst begonnen, — ich will uns allein nicht die Ehre zuschreiben, — mit der Gründung der internationalen Kongresse, die auch nicht weit über die Gründung unserer Gesellschaften hinausreicht, besonders aber mit der Ausdehnung und Vertiefung der Lokalforschung, welche durch die neue Organisation hergestellt wurde. Ich will speziell hervorheben, dass die genaue Kenntniss der neolithischen Zeit ganz und gar dieser späteren Periode angehört und dass die feine Ausarbeitung der Erfahrungen wesentlich auf dem Gebiete Oesterreich-Ungarns und Deutschlands erfolgt ist. Man wusste ja in Skandinavien, Frankreich, Belgien, England, der Schweiz und Italien vielerlei von, wie man zu sagen pflegte, der jüngeren Steinzeit, aber es bezog sich das hauptsächlich auf Einzelfunde; jene feinere Kenntniss, welche erst erschlossen worden ist mit der genaueren Untersuchung der neolithischen Gräber, ist erst in den letzten beiden Decennien geschaffen worden, ich kann sagen, eigentlich erst im allerletzten Decennium. Ja, die fortwährend sich erweiternde Kenntniss von der räumlichen Ausbreitung dieser Periode ist noch in diesem Augenblicke in der Bearbeitung.

Dann darf ich vielleicht daran erinnern, dass die Abgrenzung der verschiedenen metallischen Zeiten auch noch in der Kindheit war. Von la Tène hat man damals fast nichts gewusst; die einzige Andeutung, die man damals besass, bezog sich auf das, was man in England *late celtic* und in Frankreich gallisch oder galloromanisch nannte, aber was wir jetzt in so breiter Ausdehnung vor uns sehen, die sogen. Tène-Periode, gehört ganz und gar der Zeit an, von der wir als von „unserer Zeit" sprechen dürfen. Dasselbe muss ich sagen in Bezug auf die Kenntniss der Hallstattzeit. Wer hat früher daran gedacht, dass die Hallstattzeit, wer weiss, wie weit über die Grenzen von Hallstatt hinaus bis nach Italien und Skandinavien verfolgt werden könnte? Wer hat geglaubt, dass z. B. bei uns in Deutschland, doch einem nahe benachbarten Lande, Hallstattfunde, die man gegenwärtig allgemein anerkennt, so häufig seien? Als wir anfingen, nannte man z. B. in Norddeutschland gerade diejenigen Gräber, von denen man jetzt weiss, dass sie vorzugsweise der Hallstattzeit angehören, Wendengräber, belegte sie also mit einem Namen, der chronologisch dahin wies, sie der Zeit kurz vor der Christianisirung der Einwohner, also der historischen Zeit zuzurechnen. Das sind neue Gesichtspunkte gewesen, die erst gefunden werden mussten.

Ich will nicht weiter auf das Einzelne eingehen, es würde mich zu weit führen; ich will nur bemerken, dass alle diejenigen, die in dieser Zeit gearbeitet haben, etwas mehr Anspruch haben auf Anerkennung, als sie, wie mir schien, Herr Szombathy ihnen zuerkennen wollte. Gerade die österreichischen Herren haben ja einen grossen, wichtigen, entscheidenden Antheil an diesen Forschungen genommen; das sprechen wir ihnen mit voller Anerkennung und mit vollem Bewusstsein zu. Wir sind oft genöthigt gewesen, ihre Spuren zu wandeln, da sie von der Natur besonders bevorzugt sind. Was bei uns spärlich und kümmerlich vorkommt, das erscheint bei ihnen in üppiger Fülle und zugleich in grossen, oft gigantischen, häufig sehr prachtvollen Formen.

Etwas, was meiner Meinung nach in dieser Sache besonders streitig ist und worin ich Herrn Szombathy sehr gerne beistimme, das sind die kleineren Abgrenzungen, welche sich innerhalb der einzelnen Perioden machen lassen. Da kann man darüber streiten, ob man etwas der voraufgehenden oder der nachfolgenden Periode zurechnen soll, ob wir z. B. eine Kupferzeit unterscheiden oder innerhalb der Bronzezeit eine Kupferperiode trennen wollen. Das ist zum Theil für die Zukunft vorzubehalten; im Grunde wird es jedoch immer dasselbe bleiben. Denn wenn wir eine Bronzezeit annehmen, in welcher das Kupfer wesentlich mit vertreten ist, während nachher eine lange Periode folgt, wo das reine Kupfer ganz und gar verschwunden ist, so werden wir zugestehen müssen, dass das zweierlei ist. Oder umgekehrt, wenn wir annehmen wollen, es komme schon in der neolithischen Zeit Kupfer vor. Ich erkenne das an. Wir haben gerade bei uns in Norddeutschland allerlei Funde, wo ein solcher Uebergang zu konstatiren ist; ob wir das neolithisch nennen wollen oder Kupferzeit, ist mehr eine Frage der Doctrin oder auch wohl eine persönliche Angelegenheit. Aber was wichtig ist und worin ich Herrn Dr. Much zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin, obwohl vorher schon bedeutungsvolle Arbeiten über die Kupferzeit in Ungarn gemacht worden waren, das ist die zunehmende Kenntniss von den Funden überhaupt, nicht bloss von Kupfer, sondern von solchem Kupfer, welches nicht mit den Produkten der späteren Mischung in der Bronze zusammen enthalten ist.

Was die anderen Abgrenzungen anbetrifft, so verhält es sich damit ähnlich. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, gerade bei dieser Betrachtung, der Zeit unserer Gründung. Als wir 1871 in Bologna auf dem internationalen Kongresse waren, hatte man in

Italien noch nicht die leiseste Vorstellung von dem Vorkommen von Ueberbleibseln aus der gallischen Zeit und es war Gegenstand der Diskussion auf dem Kongresse, wo namentlich mein verstorbener Freund Desor und einige andere Herren, namentlich aus Frankreich, entscheidend eingriffen, dass man den Italienern nachwies, wie unter den Funden, die in Marzobotto gemacht waren, wirklich gallische Waffen vorhanden waren. Als ich ein paar Jahre später nach Italien kam und meinen theuren Freund Chierici in Reggio-Emilia besuchte, sagte er mir: Jetzt habe ich gallische Gräber hier aufgefunden. Er hat in seinem Museum die erste Aufstellung gemacht von Funden der Zeit, die man nachher mehr und mehr in die la Tène-Periode gerechnet hat, womit zugleich ein ethnologischer Anhalt gewonnen wurde.

Bei uns ist es oft noch sehr verworren, wohin die Sachen gehören, und es wird nothwendig sein, immer ganz genau zu controliren. Herr Szombathy hat z. B. angeführt, dass gewisse bemalte Gefässe in Schlesien an die neolithische Zeit sich anschliessen. Diese Gefässe sind zufälliger Weise ausserordentlich scharf charakterisirt durch Funde, die in Posen gemacht worden sind. Mein alter Freund Thunig, den ich hier in der Versammlung sehe und bei dem ich persönlich ein grösseres Gräberfeld dieser Art wiederholt explorirt habe, das von Zaborowo, wird mir bezeugen, dass wir dort diese bemalten Thongefässe, die übrigens nicht braun, sondern hellgelb sind, in ausgezeichnetster Weise gefunden haben. Sie erscheinen in Verbindung mit Bronzefunden einer späteren Zeit, — wenn Sie das Hallstattzeit nennen wollen, habe ich nichts dagegen. In unmittelbarster Nähe von Zaborowo liegt das wundervolle Gräberfeld von Kazmierz, wo die viel besprochene Fibula mit dem gebänderten Glasüberzug gefunden worden ist, deren vollkommene Identität mit Bologneser Fibeln aus der klassischen Zeit durch Exemplare, die ich persönlich von Herrn Arnoaldi erhalten hatte, ich zeigen konnte. Da haben wir also italische Beziehungen in unmittelbarster Nähe und doch ist da reichlich Bronze und zwar aus der ersten Eisenperiode. Dahin gehören auch unsere bemalten Gefässe; sie haben mit der neolithischen Zeit nichts zu thun.

Weiter will ich nur die Scheidung hervorheben, die wir bei uns glücklicher Weise zum Abschluss gebracht haben gerade während der in Frage stehenden Zeit; das ist die Umkehrung der Chronologie unserer Gräberfelder und Burgwälle. Ich habe den Nachweis geführt, dass ein gewisser Theil derselben der Hallstattperiode angehört, dass aber der grössere Theil der Burgwälle und manche Gräberfelder, die man früher für germanische hielt, den Wenden oder Slaven zuzuschreiben sind. Wir können, glaube ich, mit ziemlicher Genauigkeit die Grenze zwischen beiden Perioden bezeichnen. Darin sind wir den Oesterreichern etwas „über". Denn soviel ich sehe, sind Sie noch nicht zu der gleichen Sicherheit gelangt und ich darf vielleicht der Hoffnung Raum geben, dass endlich einmal auch hier diese Grenzen sorgfältiger verfolgt werden möchten.

Was die Celten anbetrifft, so sind Sie auch in der glücklichen Lage, in der wir nicht sind, sich mit wirklichen, historisch nachgewiesenen Verhältnissen beschäftigen zu können, und ich kann nur sagen, es würde im höchsten Grade wünschenswerth sein, wenn diese Dinge völlig klar gestellt würden.

Ich habe mancherlei Wünsche ausgedrückt. Sie wissen ja, wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über, und ich bitte recht sehr, dass Sie meine Bemerkungen nicht als Vorwürfe, sondern nur als Wünsche betrachten wollen. Lassen Sie uns in den weiteren Untersuchungen, die wir beiderseitig zu machen haben, mit gleichem Wetteifer vorgehen und einander zuvorzukommen suchen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie uns sehr weit zuvorkommen mögen.

Herr **M. Much:**

Ich möchte mir zu den Ausführungen des Herrn Vorredners, in denen mein Name genannt worden ist, nur eine kurze Bemerkung erlauben. Er setzt jedenfalls voraus, dass ich der Zeit des Gebrauches von ungemischtem Kupfer eine grössere Bedeutung beilege, als es von mir in Wirklichkeit geschieht. Ich bin entfernt davon, der Kupferzeit jene Ausdehnung und Entwicklung zu geben, welche die ihr vorangehende jüngere Steinzeit oder die ihr folgende Bronzezeit haben. Es ist aber möglich, dass der Herr Vorredner durch das grosse Material, welches ich für den Bestand einer Kupferzeit beigebracht habe, veranlasst worden ist, dem Sachverhalte selbst eine grössere Bedeutung beizumessen, als es von meiner Seite geschehen ist.

Herr **Szombathy**-Wien:

Ich darf mir zunächst gestatten, unserem hochgeehrten Herrn Vorsitzenden den Dank dafür auszusprechen, dass er das persönliche Moment bezüglich der Arbeiten, welche in den letzten 25 Jahren gemacht worden sind, in den Vordergrund gerückt hat. Ich glaube, Sie werden selbst zugestehen, dass es mir als einem bescheidenen Anfänger nicht zusteht, etwa eine Abwägung der Verdienste so vieler Gelehrter, welche an den Arbeiten theilgenommen haben, vorzunehmen. Das bitte ich, als Grund dafür anzusehen, dass ich nur versucht habe, nach meinen Kenntnissen die letzten Enden der Fäden, welche wir spinnen, aufzuweisen.

Bezüglich der bemalten Gefässe glaube ich ein paar Worte sagen zu müssen, auch um einigen Missverständnissen vorzubeugen. Die Stellung der Funde von Zaborowo ist mir ganz wohl bekannt. Aber speziell die Funde im Osten von Galizien und in der Bukowina sind so, dass ich glaubte, sie besonders hervorheben zu müssen. Wir haben z. B. in unmittelbarer Nähe von Czernowitz, bei Schipenitz, eine sehr grosse neolithische Ansiedelung untersucht, welche Massen von geschlagenen Steinwerkzeugen enthielt und neben diesen jene Art von Keramik, welche in einer nicht allzuweit gegen Westen entlegenen Nachbarschaft der Hallstattperiode zuzumessen ist. Das war es, glaube ich, worauf ich Gewicht legen sollte, und ich habe es angeführt, weil ich glaube, dass in jenen weiter östlich gelegenen Gegenden wirklich noch zur Zeit dieser fortgeschrittenen Keramik eine neolithische Stufe bestand. Es ist dadurch am besten die Gleichalterigkeit der im Westen so hoch entwickelten Metallzeit mit der im Osten so tief stehenden Kultur illustrirt.

Herrn Dr. Much möchte ich bemerken, dass gerade die Menge der von ihm angeführten und mit so grosser Sorgfalt und Sachkenntniss zusammengelesenen Kupferfunde uns Oesterreicher vor allem dahin geführt hat, anzunehmen, dass der Kupferzeit nur eine sehr geringe Bedeutung beizumessen ist; denn in 500 Fundstellen kommt nur eine sehr geringe Zahl von Kupferstücken jeder Fundstelle zu, gegenüber den Millionen von Steinwerkzeugen und Bronzen, die gefunden worden sind. Die Fundstellen dieser Kultur sind verschwindend klein und gerade das numerische Missverhältniss ist es, welches die Kupferzeit sehr beschränkt und in einen bescheidenen Rahmen zurückverweist.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den Herrn Redner missverstanden habe; ich habe geglaubt, er hatte die schlesischen Funde wesentlich im Auge. Bezüglich der galizischen Funde will ich besonders konstatiren, dass die bemalten Sachen von Galizien mit denen von Posen und Schlesien keinen unmittelbaren Zusammenhang erweisen, dass vielmehr unsere Funde sich anschliessen an eine Reihe von anderen, die durch Mitteldeutschland hindurch sich erstrecken und von denen ich vermuthe, dass sie mit den Gefässen von Hallstatt einen gewissen Zusammenhang haben. Ich freue mich, dass wir hierin zusammentreffen.

Herr Dr. **Carl v. Marchesetti:**

Ueber die Herkunft der gerippten Bronzecisten.

Unter den mannigfaltigen Bronzegefässen, die uns die prähistorischen Forschungen geliefert haben, nehmen die gerippten Bronzecisten einen hervorragenden Platz ein und haben mit Recht die besondere Aufmerksamkeit namhafter Archäologen auf sich gezogen. Ihre eigenthümliche Form, die auf einen Korb aus Binsengeflecht hindeutet, verbindet mit der Zierlichkeit einen hohen Grad von Widerstandsfähigkeit und wurde desshalb zu rituellen Zwecken häufig bevorzugt.

Da man sie zuerst in grösserer Zahl in etruskischen Nekropolen fand, wurden sie natürlich als ein Produkt dieses kunstreichen Volkes angesehen. Und da man damals den nördlich gelegenen Völkerschaften allgemein die Fähigkeit, in der Kunst etwas Namhaftes zu leisten, absprach, wurden auch jene Exemplare, die man in anderen Gegenden fand, den Etruskern zugeschrieben und als von demselben Centrum herstammend betrachtet, aus welchem sie als ein kostbarer Handelsartikel in die entlegensten Länder Europas exportirt wurden.

Dieser Meinung, die bis vor Kurzem allgemein angenommen war, steht jene Alexander Bertrand's gegenüber, welcher diese Cisten als ein rohes, primitives Produkt barbarischer Handwerker, unwürdig der weit vorgeschrittenen Kunst der Etrusker ansieht und sie desshalb den Celten zuschreibt, von welchen sie nachträglich nach Italien eingeführt worden wären.[1])

Die Auffindung einiger Cisten in Süditalien brachte Helbig auf den Gedanken, dass dieselben Produkte der griechischen Metallotechnik seien, welche von Cumae und vielleicht von Neapolis in die nahegelegenen oskischen Städte, wie Nocera, eingeführt wurden.[2]) Das Centrum ihrer Fabrikation blieb also nach Helbig noch in Italien, nur die Erzeuger wären statt Etrusker griechische Kolonisten gewesen.

In neuester Zeit wurde von Schumacher die Ansicht Helbig's angenommen, mit dem Unterschiede jedoch, dass nach ihm diese Gefässe nicht in den calcidischen Colonien Süditaliens verfertigt, sondern aus Griechenland direkt importirt wurden.[3])

Wenn wir diese verschiedenen Ansichten näher prüfen, muss uns besonders befremden, dass Bertrand gerade diese so meisterhaft ausgeführten Gefässe, die oft reichlich verziert sind, als ein barbarisches Produkt ansieht. Die Cisten zeigen uns eine so hoch entwickelte Technik, wie wir sie kaum in einer anderen Gefässform wiederfinden; sie spielten daher eine hervorragende Rolle als „Cistica mistica" im Cultus des Dionisius und der Ceres. Gegen eine gallische Fabrikation spricht noch der Umstand, dass, während in Italien bereits 115 Cisten gefunden wurden, aus Frankreich erst 6 Exemplare bekannt sind.

Dieser letzte Umstand scheint uns auch gegen eine Erzeugung dieser Gefässe in Süditalien zu sprechen, denn gegenüber den wenigen (11) daselbst gefundenen Exemplaren besitzt man 67 aus Mittelitalien und besonders aus dem Gebiete Felsina's, die theils in umbrischen, theils in etruskischen Gräbern gefunden wurden. Es ist daher naturgemässer, anzunehmen, dass die Cisten aus Etrurien nach den griechischen Colonien Süditaliens, anstatt in umgekehrter Richtung eingeführt wurden. Ein Argument von grossem Belange, um Etrurien die Provenienz dieser Manufacte zu vindiciren, sehe ich in dem Vorhandensein von thönernen Cisten in Villanova, in einer Nekropole nämlich die gleich der archaischen Gruppe von Benacci uns noch keinen aus Süditalien oder Griechenland importirten Gegenstand aufweist. Da die metallischen Cisten nach Helbig und Duhn nicht weiter als bis zum 5. oder höchstens dem Ende des 6. Jahrhunderts v. C. zurückreichen und jene Villanova's zweifelsohne älter sind, muss man annehmen, dass in Etrurien die Prototypen, oder wie sie Gozzadini nennt, die „Incunabeln aus Thon" existirten, nach denen später die bronzenen Cisten nachgemacht wurden.

Die von Schumacher angeführten Gefässe aus Mycenae und dem Kuppelgrabe von Menidi beweisen uns nur die Gemeinschaft in beiden Ländern einer primitiven Gefässform, wie sie die cylindrische ist, und die Anwendung der Reifenverzierung, die übrigens schon in der Steinzeit nachweisbar ist. Aus Griechenland kennt man bisher weder glatte noch gerippte Cisten und es ist sehr merkwürdig, dass auch in den anderen Gegenden der Balkanhalbinsel, wie Croatien und Bosnien, bronzene Gefässe beinahe gänzlich fehlen, wie auch überhaupt die Reifenverzierung unbekannt oder höchst selten ist.

Wir haben somit keinen Grund, die Erzeugung der gerippten Bronzecisten ausserhalb Italien zu suchen. Nun fragt es sich, ob ihr Produktionscentrum ausschliesslich in Etrurien war oder ob auch in den nördlich gelegenen Gegenden der Veneter dieselben verfertigt wurden.

Um diese Frage zu entscheiden, scheint mir die geographische Verbreitung der einzelnen Formen von besonderer Wichtigkeit zu sein. Jedem, der die Museen besucht hat, in denen eine grössere Zahl Cisten aufbewahrt ist, werden die zwei Hauptformen dieser Gefässe aufgefallen sein, nämlich die mit oberen, beweglichen Henkeln, die gewöhnlich kleiner sind und die grösseren mit seitlichen, fixen Handhaben. Diesen zwei Formen wurde bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewendet, da man sie als zufällig und lediglich von dem Geschmacke des Künstlers abhängig ansah. Und doch wird uns eine nähere Betrachtung derselben zu einigen wichtigen Schlüssen über die Herkunft derselben führen und uns zwei bestimmte Erzeugungscentren erkennen lassen.

Die mit fixen, seitlichen Handhaben versehenen Cisten finden sich beinahe ausschliesslich in den bolognesischen Nekropolen mit Ausstrahlungen in die Nachbarländer, während die mit oberen Henkeln im Süden und Osten Italiens und besonders in Norditalien, im lombardisch-venetianischen Gebiete und im österreichischen Litorale, sowie in den transalpinen Gegenden vertreten sind.

1) Revue Archeol. 1873, p. 372.
2) Ann. Corr. Arch. 1880, p. 253.
3) Eine Praen. Ciste, p. 47.

Wie bereits angegeben, kennt man aus Italien 115 Bronzecisten, von denen 11 in Süditalien, 67 in Mittelitalien und 37 in Oberitalien gefunden wurden. Von diesen können wir jedoch bloss 103 in Betracht ziehen, da für die übrigen 12[1]), weil sie zu fragmentarisch sind, oder aus anderen Gründen, nicht möglich war, ihre Form näher festzustellen. Hinsichtlich dieser haben wir nun 55 Exemplare mit seitlichen und 48 mit oberen Henkeln. Und hier zeigt sich die merkwürdige Thatsache, dass, während von den ersteren in Bologna und den nahegelegenen Fraore und Castelvetro 51 Exemplare existiren[2]), im ganzen übrigen Italien bloss 4 gesammelt wurden.[3]) Ganz umgekehrte Verhältnisse treffen wir für die Cisten mit oberen Henkeln, von denen Bologna bloss 2[4]), die anderen Provinzen Italiens (das österreichische Litorale inbegriffen), bereits 46 geliefert haben.[5]) Gleiche Verhältnisse haben wir auch in den transalpinen Gegenden. Wir finden auch hier eine nur geringe Anzahl Cisten mit seitlichen Handhaben im Vergleiche zu jenen mit oberen Henkeln, nämlich nur 8 Exemplare der ersteren[6]) gegenüber 44 der letztgenannten.[7])

1) Hieher gehören 1 aus Gnathia und 2 aus Tarent, über die nichts näheres bekannt ist; 1 aus Cuma, 1 aus Bagnarola bei Bologna, 1 andere ebenfalls aus Bologna (Fondo Benacci), deren Henkel durch eine kleine Kette ersetzt ist; 1 aus Este, 1 aus Golasecca, von welcher nur 5 Zonen noch existiren und die wahrscheinlich obere Henkel besass; 2 aus Scarlasso bei Bergamo, mit Wahrscheinlichkeit auch diesem Typus gehörend; 1 aus Brembatte sotto. Die zwölfte, die erst vor wenigen Wochen in Verucchio bei Rimini gefunden wurde und erst restaurirt werden muss, dürfte nach freundlicher Mittheilung des Dr. Tosi seitliche Henkel besitzen.

2) Davon 49 aus Bologna und je 1 von Fraore und Castelvetro.

3) Von diesen stammt 1 aus Cuma, 1 aus Este, 1 aus Montebelluna bei Treviso und 1 aus Aquileja, die aber höchst wahrscheinlich von einer anderen Lokalität (Este?) herrührt.

4) Beide palaeo-etruskisch und zwar aus Benacci und De Luca.

5) Es gehören hieher aus Süditalien je 1 aus Cuma, Nocera, Piedimonte d'Alife, Vulci, Rugge und 1 angeblich aus Pompei; aus Küstenstationen des Picenum und Umbriens 3 aus Telentino, 4 aus Novilara bei Pesaro und 4 aus der Umgebung von Rimini, nämlich je 1 aus Verucchio, Friano, Spadarolo und S. Martino in Venti; aus Oberitalien 1 aus Castelletto Ticino in der Lombardei, 1 aus Verona, 1 aus Rivoli Veronese, 1 aus Montebelluna bei Treviso, 3 aus Caverzano bei Belluno, und aus unserem Küstenlande 1 aus S. Daniel am Karste, 10 aus S. Lucia bei Tolmein im Isonzothale, 6 aus Vermo bei Pisino, 3 von den Pizzughi bei Parenzo und 2 aus dem Castelliere S. Martino di Torre am Quietoflusse.

6) Davon stammt je 1 aus S. Magdalenenberg in Krain, Hallstatt, Nacla in Mähren, Uffing in Bayern, Hundersingen in Württemberg, Grauholz in der Schweiz, Slupec bei Kolisch in Polen und Monceau-Laurent in Frankreich. Man könnte hieher vielleicht noch eine andere Ciste aus Watsch mit 7 Reifen (in der Sammlung des Fürsten Windischgrätz) rechnen, die aber nicht cylindrisch ist, sondern sich gegen die Mitte bedeutend verengt (Durchmesser 306 mm), um am oberen Rande (Durchm. 346 mm) und am Boden (Durchmesser 364 mm) breiter zu werden.

Die durch diese Statistik dargelegten Verhältnisse sind zu markant, als dass sie als zufällig betrachtet werden könnten. Wenn wir ein einzelnes Produktionscentrum in Etrurien annehmen, wie würden wir diese eigenthümliche geographische Verbreitung erklären, dass, während im Gebiete Felsina's auf 53 gerippte Bronzeeimer nur 2 mit oberen Henkeln bekannt sind, man dagegen in Norditalien (die Ostküste einbegriffen) und den transalpinen Ländern davon auf 95 nicht weniger als 84 zählt?

Wir müssen daher ein zweites Centrum für diese letzteren aufsuchen und über dieses kann wohl kein Zweifel obwalten, wenn wir bedenken, welchen hohen Grad von Kultur die alten Veneter erreicht hatten, deren Monumente, obzwar erst in der jüngsten Zeit mit mehr Musse studirt, sich den umbrischen und etruskischen als vollkommen ebenbürtig zeigen.

Die in den letzten Jahren in Este, in den ausgedehnten Nekropolen des Isonzothales und Istriens, sowie in anderen Alpenländern gemachten Entdeckungen haben uns eine grosse Menge interessanter prähistorischer Objekte geliefert, die einen eigenartigen Charakter zeigen und wesentlich von den umbrischen und etruskischen differiren, so dass sie sonder Zweifel als Lokalprodukte angesehen werden müssen. Es würde hier zu weit führen, wenn ich diese Unterschiede, die sich weniger im Typus der einzelnen Gegenstände, als im Detail ihrer Ausführung offenbaren, eingehender besprechen wollte, und muss in dieser Hinsicht auf

7) Es sind folgende: 1 aus Watsch in Krain, 1 aus Frögg bei Rosegg in Kärnthen, 5 aus Hallstatt, 5 aus der Höhle von Byčiskala in Mähren, 1 aus Strakonitz in Böhmen, 1 aus den Hügelgräbern zwischen dem Ammer- und Staffelsee in Bayern, 1 aus Klein-Aspergle und 1 aus Ludwigsburg in Württemberg, 4 aus Luttum und 1 aus Niemburg in Hannover, 1 aus Mainz, 1 aus Pansdorf bei Lübeck, 1 aus Kluczewo und 1 aus Primendorf in Posen, 1 aus Eygenbilsen in Belgien, 1 aus Chatelet sur Seine, 2 aus Bourges, 1 aus den Hügelgräbern von Reylly in Frankreich und 14 aus Kurd in Ungarn. — Zur Vervollständigung der in den transalpinen Ländern bisher gefundenen Reifencisten führe ich noch jene auf, bei denen mir nicht möglich war, die Form näher festzustellen. Es gehören hieher 2 aus Klein-Glein in Steiermark (eine in Graz, Fragmente der zweiten im Germ. Museum in Nürnberg), 1 aus Meienburg in Mecklenburg und 1 aus Gommeville in Frankreich. Ueberdies jene figurirte von Moritzing in Tirol, die jedoch nach der Rekonstruktion von Prof. Wieser seitliche Henkel hätte. — Hinsichtlich der verschiedenen Verzeichnisse, die über unsere Cisten existiren, bemerke ich, dass, während Bertrand im Jahre 1873 (Rev. Arch. p. 361) nur 19 und im Jahre 1889 (Arch. Celt. et Gaulois, p. 310) 24 anführt, Gozzadini im Jahre 1877 (Arnoaldi, p. 38) 78 und Zannoni kurz darauf (Certosa, p. 241) 93 Exemplare notiren. Mein zu Ende des vorigen Jahres publicirtes Verzeichniss (Scavi nella necr. di S. Lucia, p. 185—197, wo auch die betreffende Literatur angegeben ist) enthielt 159 Cisten, die durch die neu hinzugekommenen auf die ansehnliche Summe von 172 angewachsen ist. Helbig, der bloss die palaeoetruskischen Cisten behandelte (Ann. Ist. Corr. Arch. 1880, p. 241) citirt davon 55 (35 aus Italien und 20 aus dem übrigen Europa), denen er später Homer. Epos 1884, p. 34) noch 7 aus Italien hinzufügt. Die von Wosinsky (Etrusk. Bronzeg., Budapest 1886) herausgegebene Liste zählt auch andere Gefässformen unter den Cisten auf.

meine bereits citirte Arbeit über die Nekropole von S. Lucia hinweisen.

Eine charakteristische Eigenschaft der venetischen Kunst ist die Vorliebe für die Reifendekoration, die sonst in anderen Gegenden ziemlich selten ist. Ich erinnere hier an die zierlichen, in Zonen getheilten Kelche, die in Este, Caporetto und S. Lucia so zahlreich sind, während sie nur ganz vereinzelt in Bologna und in den krainischen Nekropolen vorkommen. In den zwei letztgenannten küstenländischen Grabfeldern sind überdiess die so häufigen grossen, gerippten Ossuarien zu erwähnen, die anderswo kaum zu finden sind. Der hohe Grad der Entwicklung, den die Metallotechnik der alten Veneter erreichte, ist uns noch durch die grosse Zahl bronzener Gefässe, insbesondere Situlen dargethan, von denen unser Litorale allein bei 200 bereits geliefert hat. Bezüglich dieser letzteren bemerke ich noch, dass dieselben in Bologna durchwegs glatt, die von Este und S. Lucia hingegen sehr oft durch horizontale Rippen in Zonen getheilt sind.

Es wird daher wohl nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir für die gerippten Bronzecisten zwei besondere Produktionscentren annehmen, nämlich ein mittelitalisches in Bologna für die mit seitlichen fixen Handhaben versehenen, und ein zweites oberitalisches im Lande der Veneter für jene mit oberen beweglichen Henkeln, von welchem aus die grösste Zahl der nördlich der Alpen gefundenen Exemplare exportirt wurde.

Herr Dr. **Moriz Hörnes:**

Zur Chronologie der Gräber von Sta. Lucia.

In seinem Vortrage „über die Gliederung der vorrömischen Metallzeit Süddeutschlands" in der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg 1881 (Corr.-Bl. XII. S. 121 ff.) hat Otto Tischler die Erwartung ausgesprochen, dass sich die Trennung der Hallstattperiode in eine ältere und eine jüngere Stufe leicht werde bewerkstelligen lassen, wenn nur erst das vollständige Inventar der Funde aus den grossen Nekropolen der Alpenländer Oesterreichs „grabweise geordnet nebst genauem Plan der Felder" veröffentlicht sein würde. Er setzte seine Hoffnungen namentlich auf Hallstatt selbst, dessen ursprünglicher Bestand sich nach dem genauen Fundprotokoll Ramsauers ohne Mühe reconstruiren liesse, dann auf die krainischen Fundorte Watsch und St. Margarethen, denen er eine unabsehbare Bedeutung zuerkennt, und deren zielbewusste Aufnahme und Bekanntmachung, da es sich ja um neue, noch im Gang begriffene Arbeiten handle, gar keine Schwierigkeiten böte.

Diese Aussichten haben sich bis heute nicht verwirklicht. Statt gediegener, den heutigen Ansprüchen Rechnung tragender Publikationen haben wir eine chaotische Menge neuer und zum Theil ebenso ergiebiger Lokalitäten kennen gelernt, welche die einst so leicht erscheinende Aufgabe ins Ungemessene vergrössert und erschwert haben. Die Fülle des Stoffes steht gegenwärtig in argem Missverhältniss zur geringen Zahl der geschulten Arbeitskräfte und zu den materiellen Mitteln, welche die dringendst nöthigen Publikationen erfordern würden. Als Tischler jenes Postulat aufstellte, war Sta. Lucia noch so gut wie unbekannt, Este noch nicht publicirt — von den später entdeckten Fundstätten Krains, Kroatiens, Bosniens ganz zu geschweigen — und beinahe möchten wir fragen, was man denn damals habe wissen können. Tischler stellt einige wenige italische Typen auf, welche theils für die ältere, theils für die jüngere Stufe kennzeichnend sein sollen, stützt sich aber dabei vorwiegend auf Aehnlichkeiten zwischen Bologna, das damals im Vordergrund des Interesses stand, und Hallstatt. Daneben erkennt er jedoch schon einen Formenkreis einheimischen Ursprunges (Armbänder und Eisensachen), welcher eine ziemlich entwickelte lokale Kultur bezeugt.

Auf diesen gesunden Grundanschauungen haben wir mit den reicheren Mitteln, die wir heute besitzen, weiter zu bauen. Die Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Depots ist es, von welcher die Erkenntniss des Entwicklungsganges der Hallstattkultur abhängt. Die erste Eisenzeit Oberitaliens mit ihren bei Bologna so scharf ausgeprägten Stufen von Villanova und La Certosa bietet uns hiezu das direkt anwendbare Schema, und die Fülle des Stoffes gestattet uns heute die Sache tiefer aufzufassen und reichlicher zu illustriren als vor zehn und mehr Jahren, wo man nur ein Paar äusserliche Merkpunkte besass. Auch die Verschiedenheiten der Entwicklung erkennen wir heute deutlicher; und sie sind es eigentlich, welche Leben in das Gesammtbild bringen. In Mittelitalien, wohin wir die Entstehung des Villanova-Kreises verlegen, hat die Kultur einen anderen Weg eingeschlagen, als in Oberitalien, und wieder anders ist sie in den Alpenländern verlaufen; aber den zeitlichen und allgemeinen Parallelismus der Erscheinungen in diesen drei Gebieten können wir doch mit sicherer Hand blosslegen. Hätte alle Kultur nur den einen Weg von Süd nach Nord eingeschlagen, so stünde die Sache einfacher. Allein auf die Alpenländer haben auch andere Faktoren eingewirkt als Italien, und Oberitalien ist nicht von Mittelitalien allein beeinflusst worden, sondern auch von den Alpenländern. So verkettet sich eine Reihe von Fragen miteinander, die hoffentlich einmal alle, soweit derlei Probleme überhaupt lösbar sind, eine befriedigende Beantwortung finden werden.

Wenn wir gegenüber Italien in der Sonderung der Zeitstufen unserer Hallstattperiode zurückgeblieben sind, so war uns erstlich der receptive Charakter unseres nordischen Gebietes hinderlich, in welchem das ältere Kulturgut durch jüngere Einflüsse nicht so rasch und vollständig in den Hintergrund gedrängt wurde, wie in offenen Ländern mit vielseitigem Verkehr. Dann aber boten die engen Alpenmatten und Thalsohlen oder Hügelgehänge, auf welchen unsere Nekropolen angelegt sind, nicht den Raum zu jener Nebeneinanderlagerung zeitlich verschiedener Gräbergruppen, welche die Unterscheidung zwischen Aelterem und Jüngerem an vielen Orten Ober- und Mittelitaliens so leicht macht. Bei uns waren die Flachgräber Anfangs dünner gesäet und verbreiteten sich bald über den ganzen verfügbaren Raum; später kamen in den Zwischenräumen neue hinzu, so lange der Stand der Zeichen (denn oberflächlich waren sie einst wohl alle, wenn auch nur durch rohe aufgerichtete Feldsteine bezeichnet) erkennen liess, dass noch Platz vorhanden sei. Da innerhalb der relativ wenigen Jahrhunderte, welche zwischen Beginn und Endschaft dieser Friedhöfe fallen, eine erkennbare vertikale Gliederung nicht eintreten konnte, machen die Gräber bei der Aufdeckung insgesammt den Eindruck einer homogenen Masse, die nur mit dem schwer zu handhabenden Instrument der Typologie chronologisch zerlegt werden kann. Dazu gehören nun einerseits methodisch ausgeführte und vollinhaltlich veröffentlichte Ausgrabungen, andererseits gründliche Untersuchungen über die Zeitstellung und Abstammung einer Reihe der wichtigsten Typen und ihrer Varietäten. Die letzteren Arbeiten können vor

der Erledigung der ersteren nicht in Angriff genommen werden, und so hängt schliesslich Alles nicht von der Entdeckung neuer Reichthümer des Bodens, sondern von der Anstellung und Wiedergabe genauer Beobachtungen bei einigen längeren Fundreihen ab, von dem Durchbruch wissenschaftlicher Grundsätze bei der Gewinnung des Materials, die wir im Prinzipe zwar immer bekennen, in der Praxis aber leider nur zu oft verläugnen.

Dass es an einzelnen rühmlichen Ausnahmen nicht fehlt, ist bekannt, und eine derselben setzt uns in den Stand, einen ersten Versuch in der Eingangs angegebenen Richtung zu wagen.

Die Ausgrabungen in Sta. Lucia am Isonzo sind, von kleineren früheren Arbeiten abgesehen, von zwei sehr gewissenhaften Forschern, den Herren Marchesetti und Szombathy mit aller Umsicht geleitet, von dem Ersteren auch publicirt, von dem Letzteren in genau geführten Grabungsjournalen aufgezeichnet worden. In Wien und Triest sind lange Serien ausgewählter Gräber zur Schau gestellt. Wenn auch nicht Alles zugänglich ist und Vieles noch unter der Erde liegt, so ist hier der allgemeinen Einsicht doch ein hinlängliches Material erschlossen, um die Frage der chronologischen Ordnung aufzuwerfen. Allein sowohl Marchesetti, als auch (in geringerem Grade) Szombathy verhalten sich ablehnend gegen die Unterscheidung älterer und jüngerer Gräber. Der Erstere stützt sich darauf, dass häufig rohe Thongefässe in denselben Gräbern, wie die feineren auftreten und dass nur wenige zerstörte Gräber vorkommen. Er vermisst typische Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Theilen des Gräberfeldes, und ähnlich äussert sich Szombathy (Mitth. d. Anthr. Gesellsch. XVII, S. [28]. Allein es fällt heute wohl Niemandem ein, rohe Thongefässe, bloss weil sie roh sind, für absolut älter zu halten, als feinere. Das Vorhandensein zerstörter Gräber hat Marchesetti selbst zugegeben; auch zweifelt er nicht, dass die Gräber äusserlich bezeichnet waren, wodurch es möglich gemacht war, die jüngeren Gräber ohne Störung der älteren zwischen die letzteren einzusetzen. Die Hauptsache aber ist, dass die beiden genannten Forscher nach dem Beispiel italischer Nekropolen gesonderte Gruppen älterer und jüngerer Gräber zu finden erwarteten, und dass sich diese Hoffnung bisher nicht erfüllt hat. So kamen sie zu der strengen Zurückhaltung, die als Vorsicht zu loben, als Ansicht von der Untrennbarkeit einer so grossen, scheinbar homogenen Masse aber jedenfalls unhaltbar ist. Das hat auch Virchow, der sich stets lebhaft für Sta. Lucia interessirte, längst erkannt; denn er schrieb schon 1887: „Allem Anscheine nach ist die Stelle sehr lange bewohnt gewesen; denn sie birgt unter ihren Beigaben Vertreter sehr verschiedenen Alters."

Wir sind in der glücklichen Lage, in einer von Sta. Lucia nicht sehr weit südöstlich entfernten Fundstelle eine Lokalität zu besitzen, wo — wahrscheinlich, weil die Volkszahl viel geringer und die Besiedlung innerhalb der ersten Eisenzeit keine ununterbrochene war — die von den italischen Begräbnissplätzen hergeholte Voraussetzung wirklich zutrifft. In St. Michael bei Adelsberg in Krain liegen auf nicht sehr ausgedehntem Raume zerstreut, aber streng gesondert, Gräbergruppen zweier verschiedener Altersstufen, die kaum ein Stück ihres Inventars mit einander gemeinsam haben. Was nun von diesen St. Michaeler Typen in Sta. Lucia vorkommt, erscheint dort ebenso getrennt, aber allerdings nicht in verschiedenen, durch unbelegte Bodenflächen oder sonstige scharfe Grenzen abgetrennten Gräbergruppen, sondern in verschiedenen einzelnen Gräbern. Es empfiehlt sich daher, in Sta. Lucia nicht zeitlich verschiedene grosse Gräbergruppen zu suchen, sondern man begnüge sich, zeitlich verschiedene einzelne Gräber zu finden und diese in ideale Gruppen zu ordnen.

Dieser Aufgabe habe ich eine umfassende Arbeit gewidmet, welche demnächst, auch mit den nöthigen Abbildungen ausgestattet, erscheinen soll. Hier kann nur das Ergebniss meiner Studien mitgetheilt werden. Ich unterzog denselben sämmtliche 2950 Gräber, über welche Marchesetti in seinen beiden bekannten Publikationen Detailberichte gegeben hat. Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntniss zeigten sich nur diejenigen Gräber direkt und mit Sicherheit verwendbar, welche Fibeltypen von führender Bedeutung enthielten. Die letzteren sind:

I. Aeltere Formen. Brillenspiralfibeln, Brillenscheibenfibeln, Halbmondfibeln, zweischleifige eiserne Bogenfibeln.

II. Jüngere Formen. Certosafibeln, Schlangenfibeln, Armbrustfibeln, lokaltypische einschleifige Bogenfibeln mit Anhängseln („Sta. Lucia-Fibeln").

Dadurch reduzirte sich die Zahl der mit den einfachsten Mitteln der Typologie zeitlich zu unterscheidenden Gräber auf 543. In dieser Zahl finden wir nun

199 Gräber, welche nur Typen der I. Reihe enthalten,
337 „ „ „ „ „ II. „ „
7 „ in welchen die Typen der I. und der II. Reihe
543 gemengt erscheinen.

In einem der 7 letzteren Gräber ist die jüngere Stufe nur durch eine Reifenurne, in 2 anderen nur durch Fibelbruchstücke vertreten, so dass wir unter 2950 Gräbern nur 4 finden, in welchen neben einem älteren Fibeltypus (Brillenfibel) ein jüngerer (Schlangenfibel) vorkommt. Es scheint uns unmöglich, vor so sprechenden Zahlen die Augen zu schliessen und zu sagen, dass man noch keine Altersunterschiede sehen könne. Wir müssen vielmehr staunen, wie streng und scharf sich die Reihen mit den älteren und jene mit den jüngeren Typen von einander absondern.

Wenn Marchesetti trotzdem jene oben erwähnte Meinung hegt, so verlohnt es sich gewiss, auf seine Gründe einzugehen. Diese bestehen aber ausser der bereits angeführten Voraussetzung getrennt angelegter Gräbergruppen nur in einer (meiner Ansicht nach) falschen Auffassung der lokaltypischen, halbkreisförmigen „St. Lucia-Fibel", die wir aus zwingenden Gründen zu den jungen Fibelformen rechnen müssen. M. schreibt nämlich in seiner letzten grossen Publikation (S. 224): „Wie ich schon bei anderen Gelegenheiten bemerkte, ist es unmöglich, verschiedene Perioden unseres Gräberfeldes nach den Fibelformen zu unterscheiden, da sich oft die disparatesten derselben, von den ältesten bis zu denen, welche allgemein relativ späten Epochen zugeschrieben werden, in demselben Grabe finden." Gerade das Gegentheil hievon ist richtig, wie seine eigenen Aufzeichnungen lehren; aber man erkennt doch, wie M. zu jener befremdlichen Aufstellung kommen konnte. Denn er macht zu jenem Satze die Anmerkung: „Von dieser Vergesellschaftung kann sich Jeder überzeugen, der das Grabungsjournal durchblättert. So finden wir einfache Bogenfibeln neben Brillenfibeln, Halbmondfibeln, Blechbandfibeln, Kahnfibeln, Sanguisuga-, Knopf-, Schlangen-, Certosa-, Armbrust- und Thierfibeln, sonach mit allen Fibelgattungen,

welche unsere Nekropole geliefert hat. Ebenso verhält es sich in Karfreit und im nahen Krain zum Unterschiede von dem, was man in Bologna und Este beobachtet hat." Der Fehler liegt darin, dass M. alle Fibeln einer grossen Klasse als einheitliche Masse betrachtet und z. B. den grossen Unterschied übersieht zwischen den wirklich alten, häufig in Eisen ausgeführten Kreisbogenfibeln mit Fussschleife und der jüngeren (bloss alterthümlichen) einschleifigen „Sta. Lucia-Fibel". Beide sind ihm bloss „fibule ad arco simplice", und da er dann natürlich diesen Typus mit allen anderen vergesellschaftet findet, läugnet er die führende Geltung der Fibeltypen in der Frage der Zeitbestimmung. Hätte er die Halbkreisfibeln richtig auf die beiden Stufen vertheilt oder auch ganz bei Seite gelassen und die Probe mit einem andern Typus angestellt, so wäre er gewiss zu ganz entgegengesetzten Resultaten gekommen. Wie nahe er durch seine Beobachtungen an die letzteren herangeführt wurde, beweist der Umstand, dass laut seinen eigenen Berichten das Gemenge älterer und jüngerer Gräber keineswegs ein gleichmässiges ist, dass vielmehr in langen Reihen einmal die älteren und dann wieder die jüngeren Gräber vorherrschen. Er schreibt l. c., Anm. 2: „So begegnen uns z. B. im westlichen Theile vorwiegend einfache Bogenfibeln und Brillenfibeln, im östlichen Schlangen- und Certosafibeln." Da der neuesten Publikation kein Plan der gegrabenen Flächen beigegeben ist, können wir nicht sagen, wieweit etwa auch die Forderung räumlich getrennter älterer und jüngerer Gräbergruppen thatsächlich schon erfüllt ist.

In St. Lucia liegen die Verhältnisse, dank dem unermüdlichen Eifer Marchesetti's, viel klarer vor uns, als z. B. in Hallstatt. Sie sind aber auch sonst leichter zu durchblicken. Auf dem Salzberge bei Hallstatt sind zuverlässigen Schätzungen zufolge von verschiedenen Seiten ungefähr 3000 Gräber geöffnet worden, also fast genau ebensoviele, als allein Marchesetti in Sta. Lucia erschlossen und in seinen beiden Berichten beschrieben hat. Die von Ramsauer geöffneten 993 Gräber, circa ein Drittel der Gesammtzahl, lieferten nach Sacken (Grabfeld S. 60) über 400 Brillenfibeln, d. h. genau dreimal so viele, als sämmtliche 2950 Gräber Marchesetti's. Demnach scheint die Brillenfibel in Hallstatt circa neunmal so häufig gewesen zu sein, als in St. Lucia. Sie ist nach einer approximativen Berechnung in Hallstatt um mehr als die Hälfte stärker vertreten, als alle anderen Fibelformen zusammengenommen, während sie in Sta. Lucia nur $^1/_{13}$ sämmtlicher Fibeln bildet. Diese Zahlen illustriren ein wenig den rascheren Wechsel der Kultur an dem Südrand der Alpenzone gegenüber dem Nordgehänge derselben oder mit anderen Worten die Zähigkeit, mit welcher sich alterthümliche Formen im Norden behauptet haben. Hier wird man zu anderen Mitteln greifen müssen, um Zeitunterschiede zu statuiren.

Wenn man an der Hand der Fibeln, welche deutlich zwei Stufen der ersten Eisenzeit erkennen lassen, das gesammte Material der Gräber von Sta. Lucia in ein Kulturgut älterer und ein solches jüngerer Zeit zerlegt, so findet man die aufgewendete Mühe reichlich belohnt. Denn, wie bei Bologna zwei scharf begrenzte Perioden auf einander folgen: Benacci II. (oder Arnoaldi, die Endstufe der Villanova-Kultur, ca. 650—550 oder 500) und Certosa (die etruskische Kulturstufe Oberitaliens, ca. 550 oder 500—400), wie um Este die Perioden II und III ein ähnliches Bild gewähren, — so unterscheiden wir auch in Sta. Lucia zwei geschlossene Kulturbilder, ein älteres und ein jüngeres, die sich nahe an die korrespondirenden italischen Epochen anschliessen.

Es entspricht allen gerechten Erwartungen, dass sich die Trennung zweier Phasen unserer ersten Eisenzeit, welche um Bologna an ein historisches Ereigniss — die Festsetzung der Etrusker in Oberitalien — anknüpft, dessen Ausgangspunkt vielleicht an der Tiber, in der Erstarkung der jungen römischen Macht zu suchen ist, nicht nur in Este, sondern auch in Sta. Lucia wiederfindet. Aber allerdings erscheint die Wirkung des Ereignisses mehr und mehr verdunkelt, der Anstoss abgeschwächt — die Wellenringe verflachen sich und verlaufen in unmerkliche Schwingungen. Wir werden daher leichter Zustimmung finden, wenn wir Este II und III mit Sta. Lucia I und II, als wenn wir etwa Bologna mit Hallstatt vergleichen. Auch hiebei werden wir Este III und Sta. Lucia II einander ähnlicher finden, als Este II und Sta. Lucia I. Die Stufen Benacci I und Este I, d. h. die ältere Villanovastufe, fehlt in den Ostalpen, und was wir ihr chronologisch etwa gleichstellen können, bildet wenigstens keine Unterabtheilung der Hallstattperiode. Este II zeigt dagegen schon innere Verwandtschaft mit Sta. Lucia I; aber die Verschiedenheiten sind doch so gross, dass wir eine direkte und ausschliessliche Abhängigkeit der letzteren von der ersteren Stufe nicht annehmen dürfen. Dagegen zeigen Este III und Sta. Lucia II so viele Uebereinstimmungen, dass, abgesehen von dem Fortwirken älterer Traditionen die letztere als eine aus der ersteren direkt abgeleitete Stufe angesehen werden kann

Die Stufe Sta. Lucia I mag man (wie Benacci II) um 650 beginnen und etwa 200 Jahre währen lassen; die Stufe II würde dann um 450 beginnen und etwa 100 bis 150 Jahre oder noch länger dauern. Vor allem ist aber festzuhalten, dass die Stufen I und II durch keine Kluft geschieden sind, wie sie sich theilweise um Bologna bemerkbar macht. Kein Abbruch früherer Beziehungen hat stattgefunden, von keinem Wechsel oder Zuwachs der Bevölkerung kann die Rede sein. Ein und dasselbe friedliche Volk hat in ruhiger Entwicklung die Früchte seiner Thätigkeit und der Lage seiner Wohnsitze geerndtet. In allmählicher Steigerung ist unter dem Fortwirken älterer Traditionen der südliche Einfluss stärker hervorgetreten. Diesen begünstigte vielleicht noch mehr die Stammesverwandtschaft der alten Bewohner des Isonzothales mit denen des reicheren Niederlandes, als die geographische Stellung des Gebietes, wie vortheilhaft dieselbe auch gewesen ist. Denn Sta. Lucia ist von Este mehr als dreimal so weit entfernt, als von Laibach, und dennoch steht es auf seiner II. Stufe der alten Kultursphäre von Este sozusagen dreimal näher, als den Kulturstätten an der Save. Wenn auch nahe dem Tiefland, wohnte dieser Stamm doch mitten im Gebirge unter ähnlichen Natureinflüssen, wie mancher andere, den aber kein engeres Band mit den Niederländern verknüpfte. Der direkte Nordweg von Este führt ja nicht ins Thal des Isonzo, sondern in das der Etsch, wo aber im Gebirg ein anderer Volksstamm wohnte.

So muss die Trennung zweier Kulturstufen in St. Lucia aufgefasst werden, welche in Wirklichkeit nicht so scharf war, wie wir sie in der Theorie erscheinen lassen müssen, um nur überhaupt ein „Früher" und ein „Später" zu erkennen und mit diesen Merkzeichen die Richtung des Fortschrittes abzustecken. Der beschränkte Umfang dieser vorläufigen Mittheilung gestattet mir ebenso wenig, die Gräberreihen anzugeben, welche ich der I. und der II. Stufe zurechne,

als auch die Typen, welche diesen beiden Stufen angehören, im Einzelnen zu betrachten. Ich gebe wieder nur einen Auszug aus der vorbereiteten grösseren Darstellung, indem ich das Wichtigste kurz zusammenfasse.

I. Aeltere Stufe.

1. *Thongefässe.* Ausser einem Produkt der Auflösung des Villanova-Urnentypus, der hier kein Fortleben gefunden, treffen wir bauchige Töpfchen, deren grösster Durchmesser in der Mitte der Höhe liegt, tiefe Schalen und Schälchen mit Halskehlen und hohen Henkeln, flachere Schalen mit eingebogenem Rande, fusslos oder mit hohem, hohlem Fuss, bombenförmige Gefässe mit hohlem Fuss und konische Situlen (die aber erst in der II. Periode besonders häufig auftreten). — Die Verzierungen bestehen in eingerissenen, manchmal weiss ausgefüllten, in punktirten oder gestrichelten (Schnur-)Linien, welche Zickzackbänder, Mäander u. dgl. bilden. Auch erscheinen Ornamente durch Stempeleindrücke hergestellt oder — in Nachahmung getriebener Bronzearbeit — durch Bronzeknöpfchen, welche höchst einfache geometrische Figuren, zuweilen auch heraldisch gepaarte Thiergestalten bilden.

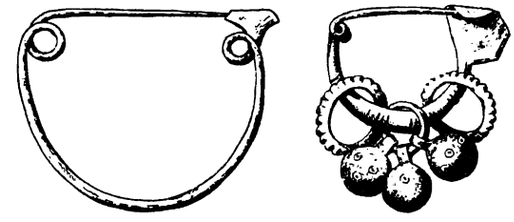
Diese Keramik kann man (wie die Fibeln) in zwei Gruppen zerlegen: eine lokale oder autochthone mit jenen Formen und Verzierungen, die an und in der Töpferarbeit entstanden sind, und eine italische mit jenen Typen und Ausschmückungen, die aus der Nachahmung getriebener Bronzen hervorgegangen sind. (Die Originale kann man nur höchst spärlich besessen haben; denn wir finden sie nicht in den Gräbern.)

2. *Fibeln.* Diese bilden 3 Gruppen: halbkreisförmige, Kahn- und Brillenfibeln. Die ersteren zerfallen wieder in solche mit dünnem, rundlichem und solche mit dünnem, breitem Bügel (Halbmondfibeln). Beide werden sowohl aus Eisen wie aus Bronze lokal gefertigt und sind fast immer zweischleifig. — Die Kahnfibeln haben entweder wenig verlängerte Nadelrinne oder langen Fuss mit Schlussknopf; die ersteren haben flachen, feingravirten oder vollen, eckig verbreiterten, einfacher gravirten Bügel — die letzteren zerfallen scharf in solche mit dicken, rundlichen und andere mit flachen, am Scheitel mit 2 Seitenknöpfen verzierten Bügeln. Die Brillenfibeln gliedern sich in solche mit Draht- und solche mit Blechdisken.

3. *Anhängsel.* Hier erscheint das bekannte Dreiecksanhängsel in verschiedenen Gestalten (flach, hohl, durchbrochen), ferner die geschlitzte Hohlkugel und namentlich die Doppelspirale.

4. *Ringe.* Nur wenige einfache Typen von Finger-, Arm- und Halsringen, entweder aus Bändern oder Drähten zusammengebogen oder in Guss hergestellt. Zahlreich sind geschlossene eiserne Armringe. Daneben erscheinen eiserne Halsringe mit rhombischem Durchschnitt und zurückgerollten Enden.

Jedem Kenner prähistorischer Typen werden die meisten der hier angeführten Dinge als althallstättische aus den vorcertosazeitlichen Gräbern bei Bologna, aus Este II, aus St. Michael I oder aus den älteren eisenzeitlichen Hügelgräbern Oberbayerns, kurz von Fundorten, wo eine zeitliche Trennung bisher erkannt wurde, geläufig sein. Auf das Einzelne soll an anderem Orte eingegangen werden. Im Allgemeinen hier nur soviel. Schon die Stufe I lässt neben einem alteinheimischen ein altitalisches Element erkennen. Man übte die Töpferei in althergebrachter Weise und bereicherte sie durch Nachbildungen fremder Arbeiten in Bronze. Aus Italien erhielt man nur kleinere fertige Bronzen in grösserer Zahl. Im Lande selbst blühte eine eigene, in anderen Formen arbeitende Metalltechnik, deren Produkte theils von barbarischem, theils von geläutertem Geschmack zeugen. Die ersteren sind vorwiegend Schmiede-, die letzteren Gusswaaren. Zu jenen gehören die Drahtbogenfibeln aus Eisen und Bronze, die Halbmondfibeln mit ihren Kettchen und Klapperblechen oder Spiraldoppeldisken, die Brillenspiral- und Brillenscheibenfibel, die glatten oder schraubenförmig gedrehten eisernen und bronzenen Halsreifen. Gusswaaren von besserem Geschmack sind die mehrknöpfigen Schmucknadeln, die astragalusförmig oder einfach geperlten Halsringe und Bogenfibeln, aus welchen letzteren in der II. Periode die rohe Form der gerippten St. Lucia-Fibel hervorgegangen ist.



a) **Fibula ad arco semplice.** (Zweischleifig, glatt, aus Bronze oder Eisen.) **Aeltere Hallstatt-Stufe.**

b) **„Sta. Lucia-Fibel."** (Einschleifig, gerippt, mit Anhängseln, Bronze.) **Jüngere Hallstatt-Stufe.**

II. Jüngere Stufe.

1. *Bronzegefässe.* Diese erscheinen jetzt erst in den Gräbern. Es sind grosse Pithoi, unten konisch, oben sphärisch verengt, eine vorgeschrittene Form, welche nicht mehr der alten Technik des Zusammennietens gebogener Blechplatten ihre Entstehung verdankt, die hier aber doch noch so hergestellt ist. Dann grosse konische Situlen (lokales Fabrikat), geschweift-konische Eimer (italische Arbeit), kleine, meist unverzierte Situlen, Reifencisten des jüngeren venetischen (enggerippten) Typus.

2. *Thongefässe.* Fortsetzung der autochthonen und italisirenden Keramik, welche letztere jetzt aber mehr Bürgerrecht erlangt. Die zahlreichen eimerförmigen Gefässe, erst jetzt z. Th. mit „Cordoni", bilden die Hauptmasse der zweiten Richtung. Cordoni erscheinen auch an enorm grossen, rothen Urnen, einer Specialität von Sta. Lucia und Karfreit, an welchen auch abwechselnd rothe und schwarze Zonen vorkommen, die sonst nirgends auf derlei Gefässen auftreten und offenbar von der Dekoration der Thonsitulen herübergenommen sind. Hierin excellirt die lokale Töpferei, während einige auf überseeischem Weg importirte Stücke (griechische Kylikes und Oinochoen) das heimische Handwerk nicht zu Nachahmungen angeregt haben. Einiges in Watsch und St. Lucia weist auch darauf hin, dass in dieser Zeit ein wohl nur spärlicher Austausch lokaler Töpfereiprodukte zwischen dem Save- und Isonzogebiet stattgefunden hat.

3. *Emailwaare.* Der Import kleiner Emailarbeiten nimmt in der jüngeren Stufe mehr Raum ein, als in der älteren, wo er nur einfärbige lichtblaue, kleine oder dunkelblaue gelbäugige Perlen bringt. Er vermittelt jetzt reicher verzierte Perlen (auch grosse, menschenköpfige) und schöne, äusserst kostbare Henkelschälchen.

4. *Fibeln.* Auch die Fibeln der II. Stufe zerfallen — abgesehen von den ganz aparten Thierfibeln — in 3 Grup-

pen: halbkreisförmige, Kahnfibeln (im engeren und weitesten Sinne, einschliesslich der Blechband-, Rauten-, Certosa- und Paukenfibeln) und Schlangenfibeln. Das häufige Vorkommen der erstgenannten Form erklärt sich durch eine lokale Moderichtung ähnlich derjenigen, unter deren Einfluss wir auch in Jezerine plumpe, ganz eigenthümliche, halbkreisförmige Bogenfibeln in relativ sehr jungen Gräbern antreffen. Die Gruppe der Kahnfibeln vollendet die schon in der älteren Stufe angebahnte Entwicklung und verästelt sich in eine Reihe der verschiedensten Varietäten. Die der Schlangenfibeln bringt etwas für unser Lokal völlig Neues und wir erkennen hier deutlich die späte Uebertragung eines Typus, dessen Stammformen nur in Italien zu finden sind. Auch die Varietäten der Kahnfibel scheinen ihren Ursprung in Italien zu haben und der Norden nimmt daran nur insoferne Antheil, als Importstücke und lokale Nachbildungen eine weite Verbreitung finden. Bei den letzteren sind die Dimensionen und die Arbeit sehr verschieden; doch haftet den lokalen Arbeiten immer etwas Rohes, Flüchtiges oder Schwerfälliges an, wenn es sich nicht um Drahtwindungen, sondern um feste Gussstücke handelt.

Seit 400 etwa, also gleichzeitig mit dem Beginn der Früh-La Tène-Stufe in anderen Gebieten, erscheinen Thierkopffibeln mit oder ohne Armbrustspirale und andere T-Fibeln, die in Italien selten sind, auch „Zweirollenfibeln" und solche mit Schlingenkranz hinter der einfachen oder doppelten Rolle. Es ist kein blosser Zufall, dass die alpinen Lokalformen, sowohl in der älteren, als in der jüngeren Hallstattperiode sich von den Stammformen durch Hinzufügung von Drahtspiralschleifen unterscheiden. Diese Neigung erscheint am stärksten ausgeprägt in den Doppel T-Fibeln von Prozor und Jezerine, von welcher ostillyrischen Barbarei unsere Veneter im Isonzothale frei geblieben sind. Auch die Thierkopffibeln mit crista-artig über die Bernsteinaufsätze des Bügels herablaufendem Drahtschlingenkranz, wie sie Idria in grösster Nähe von Sta. Lucia geliefert hat, — auch diese Geschmacklosigkeit, die in der angedeuteten Richtung liegt, hat in St. Lucia nicht mehr Eingang gefunden.

Die Betrachtung der ganzen Fibelentwicklung drängt uns zu dem Schlusse, in der Drahtfibel, welcher das Streben nach symmetrischer Bildung innewohnt, ein altes oder alterthümliches oder aber barbarisches, in der einem anderen Schönheitsgesetz folgenden gegossenen Fibel ein klassisches Produkt zu erblicken. Mit der Drahtfibel beginnt die ganze Entwicklung, zur Drahtfibel kehrt sie in der Bauernarbeit, die noch heute in den Ostalpen stellenweise getragen wird, zurück, und die Armbrust-Spiralfibel ist nur eine Rückfalls-Erscheinung, hervorgerufen durch die Ausbreitung des gallischen Elementes. Aber der einmal gemachte, technische und ästhetische Fortschritt lässt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Die La Tène-Periode ist nur ein kurzes Mittelalter, und aus dem Rückfall selbst entwickelt sich eine neue klassische Reihe, die der römischen Fibeln. In der bekannten Art, wie diese die Armbrustspirale entweder durch ein Charnier ersetzen, mit einem Kopfbalken bedecken oder in eine Hülse einschliessen, verräth sich fort und fort der alte Gegensatz zwischen der barbarischen Drahtwindung und dem klassischen Gussstück.

Wir übergehen die minder bedeutungsvollen ebenfalls zum Theil mit Funden aus den Certosagräbern und Este III übereinstimmenden Formen der Anhängsel und Ringe, sowie der jetzt zuerst auftretenden Pincetten und anderen kleinen Toilettegeräthe, die ihren jüngeren italischen Ursprung nicht verläugnen können, und sagen nun noch ein Wort über

5. *Gürtelhaken.* Metallbeschläge über den ganzen Gürtel wie in Hallstatt fehlen, ebenso die elliptischen und rautenförmigen Gürtelschliessplatten, wie in Este. Dagegen herrschten als eine lokale Mode gegossene starke Gürtelplatten, länglich viereckig mit mittlerem Längsgrat, aus dem der auffallend lange Haken hervorgeht. Aehnliche Gürtelplatten erscheinen in Watsch aus Eisen. Sie sind sicher lokales Fabrikat. —

Wieder müssen wir hier, wo der Raum nicht gestattet, unsere Beweismittel vorzuführen, an die Specialkenntnisse Derjenigen appelliren, welchen die meisten oben angeführten Formen aus anderen Fundplätzen als junghallstättische bekannt sind. Statt einzelner Anführungen sei hier nur im Allgemeinen auf Prosdocimi's Publikation der Nekropolen von Este und Zannoni's grosse Arbeit über die Gräber der Certosa hingewiesen.

Nach den Stufen I und II dürften wir in Sta. Lucia eine Stufe III erwarten, entsprechend Marzabotto bei Bologna, Este IV, Idria II, St. Michael II, Nassenfuss u. s. w., kurz eine Stufe mit ausgesprochenen Mittel- und Spät-La Tène-Formen. Die ersten La Tène-Sachen erscheinen aber in Sta. Lucia nur zerstreut, ausserhalb der Gräber. Das Fehlen einer Gräberstufe, die wir mit III bezeichnen könnten — wenn sie nicht etwa noch in einem besonderen Theile der Nekropole nachgewiesen wird —, scheint zu zeigen, dass der venetische Stamm um Sta. Lucia zuletzt andere Schicksale erfahren hat, wie seine Verwandten im Niederlande. Von diesen wissen wir durch Schriftstellerzeugnisse, dass sie (was die Funde um Este bestätigen), keltische Kultur annahmen, obwohl sie den keltischen Waffen widerstanden und durch ihre drohende Haltung im Rücken der oberitalischen Kelten selbst die Anschläge der letzteren auf Mittelitalien zu nichte machten. Das Eindringen keltischer Kultur in Venetien erfolgte wohl auf demselben Wege, wie früher die Fortpflanzung etruskischer und noch früher umbrischer Formen, d. h. vom transpadanischen Gebiet, von den Boiern um Bononia, nicht von den Alpenkelten. Dieser Einfluss reichte aber nicht mehr ins Gebirge. Andererseits scheinen die zerstreuten Alpenkelten solchen Einfluss, wie ihn die mächtigeren Flachlandkelten auf die Veneter Oberitaliens geübt, auf die illyrischen Stämme im Gebirge nicht ausgeübt zu haben. Stationen der Illyrier wie bei St. Lucia und der Kelten beim nahen Idria werden geraume Zeit neben einander bestanden haben, bis das von den Kelten umlagerte und bedrängte, friedfertige illyrische Element zusammenschmolz, sich mit den Zuwanderern vermengte oder sonstwie aus der Reihe der äusserlich sichtbaren Erscheinungen wich und verschwand. Wie lange dies dauerte, wird Niemand sagen können, — auch mitten im Verlauf des Prozesses würde wohl Niemand den Zeitpunkt haben bestimmen können. Es war eben kein historisches Ereigniss im engeren Sinne, sondern eine Uebergangs- oder Entwicklungsphase, welche die Kultur unserer Heimath zuletzt so gestaltete, wie sie von den Römern angetroffen wurde.

Herr Dr. **Felix v. Luschan**-Berlin:

Ueber orientalische Fibeln.

Auf unserer Versammlung in Ulm hat Herr Virchow vor zwei Jahren in so warmen Worten der Ausgrabungen in Sendschirli gedacht, dass ich es jetzt, nach Ablauf einer neuen Campagne, nicht nur als Recht, sondern als Pflicht empfinde, gerade an dieser

Stelle auf diese nordsyrische Ruinenstätte zurückzukommen, obwohl ich mir ganz gut bewusst bin, dass der weitaus grösste Theil der auch in diesem Jahre wieder erreichten Ergebnisse in das Gebiet der alten Geschichte, der Architektur und Kunsthistorie, sowie der orientalischen Epigraphik fällt und daher, genau genommen, nicht viel mit anthropologischen und vorgeschichtlichen Dingen zu thun hat.

Allerdings sind in Sendschirli auch grosse Mengen von Feuerstein- und Obsidian-Artefacten, ferner Steinbeile und durchbohrte Hämmer gefunden worden, welche sich der Form nach von unseren prähistorischen Stücken aus Europa gar nicht unterscheiden lassen, aber sie sind wenigstens theilweise datirbar, sie gehören in Perioden, die uns historisch greifbar sind und fallen daher von rechtswegen nicht in das engere Gebiet der Vorgeschichte.

Auch die Bronze-Fibeln, über welche heute zu sprechen ich die Erlaubniss erbeten habe, gehören in das Gebiet dieser historischen Alterthümer — aber ihr Vorhandensein ist auch ethnographisch wichtig; desshalb habe ich geglaubt, gerade diese Fibeln zum Gegenstand einer kleinen Mittheilung machen zu sollen und dies umsomehr, als es ein sehr weit verbreitetes Dogma ist, dass federnde Gewandnadeln im alten Orient ganz unbekannt waren.

Rud. Virchow hat zwar schon 1881 drei Fibeln aus Kistengräbern der Troas erwähnt und 1883 auch abgebildet[1]), welche ihm Schliemann eingesandt hatte und die sich jetzt im Berliner königl. Museum für Völkerkunde befinden und auch auf einem kleinasiatischen Felsen-Relief (Ibris) hat Studniczka eine Fibel nachgewiesen, — aber gegenüber der ungeheuren Menge europäischer Fibeln traten diese spärlichen Funde östlicher Herkunft so sehr in den Hintergrund, dass die meisten Fachleute deren Vorhandensein übersehen zu dürfen glaubten. Aehnlich ging es mit sechs ganz wunderbar schönen Fibeln, welche seit nahezu fünfzig Jahren öffentlich und jedermann zugänglich im British Museum ausgestellt sind und noch von den Ausgrabungen Sir A. Henry Layard's in Nimrud stammen. Es ist bezeichnend für die Geringschätzung, welche die Realien noch immer von Seite der meisten Fachgelehrten erfahren, dass diese assyrischen Fibeln bisher von jedermann übersehen oder wenigstens nicht als Fibeln erkannt worden sind. Erst im vorigen Jahre habe ich auf dieselben hingewiesen und einige schematische Skizzen von denselben veröffentlicht, so dass ich hoffen darf, dass unsere englischen Kollegen sie bald in würdiger Weise publiciren werden; einstweilen scheint es, dass sie ungefähr der Zeit Tiglatpilesar III. angehören, also dem VIII. vorchristlichen Jahrhunderte.

Eine sehr grosse Zahl völlig gleichartiger Fibeln habe ich selbst in Sendschirli ausgegraben, alle in dem Bauschutte oder in der unmittelbaren Umgebung von Palästen, welche ungefähr derselben Zeit angehören und von denen einer geradezu durch eine lange Bauinschrift datirt ist, welche den königlichen Bauherrn als einen Zeitgenossen des dritten Tiglatpilesar erkennen lässt. Eine weitere Fibula, die sich in allen wesentlichen Eigenschaften ganz an die aus Nimrud und aus Sendschirli anschliesst und sich von diesen eigentlich nur durch ihre mächtige Grösse (sie wiegt, soweit erhalten, also ohne die Nadel und ohne das Fussende 104 Gramm) habe ich kürzlich unter altem Eisen und anderem Trödelkram im Bazar von Smyrna gefunden. Ich kann Ihnen das Stück hier im Original vorlegen, es wird Sie zunächst zwar eher an einen Kistenhenkel erinnern, aber wenn Sie es genauer betrachten, werden Sie seine wahre Natur nicht lange verkennen. Der Angabe nach stammt diese Fibula aus Sardes; ich möchte freilich kein sehr grosses Gewicht auf diese Angabe legen — levantinische Händler und Agenten sind nicht immer zuverlässig — aber wir worden doch nicht weit fehlgehen, wenn wir annehmen, dass diese mächtige Fibula aus dem westlichen Kleinasien stammt und nicht allzuweit von Smyrna selbst aufgefunden worden ist.

Ein weiteres Stück genau dieser Gattung befindet sich im Museum von Graz, aber ganz ohne nähere Herkunftsangabe; nur dass es nicht dort einheimisch, sondern mit orientalischen Alterthümern nach Graz gelangt ist, liess sich noch ermitteln; wir werden uns also darauf beschränken müssen, von der Existenz eines einzelnen solchen Stückes auch in Graz Kenntniss zu nehmen.

Hingegen besitzt das Ashmolean Museum in Oxford eine weitere Fibel dieser Art aus Tartûs, aus der Landschaft gegenüber von Ruâd (*ΑΡΑΔΟΣ*), also aus einer rein phönicischen Gegend.

So kennen wir aus Kleinasien, aus Syrien und aus den Euphratländern, mit anderen Worten aus dem ganzen vorderen Orient eine Fibelform, welche in sich sehr homogen ist, von unseren europäischen Typen aber wesentlich abweicht. Alle diese Fibeln nämlich sind durchweg aus zwei Stücken zusammengesetzt, aus einem halbkreisförmigem oder in rechtem Winkel gebogenem, im Querschnitt rundem oder viereckigem Bügel und aus einer federnden Nadel, die mit dem einem Ende tief in eine Aushöhlung des Bügels versenkt und dort festgehämmert oder auch angenietbet ist, während die freie Spitze in dem flachgedrückten und umgebogenen Bügelende Aufnahme findet. Der Bügel selbst ist stets aus Bronze, manchmal mit perlartigen, stets symmetrischen Auftreibungen, manchmal auch mit eingravirten Linien verziert, anscheinend stets gegossen. Bei einer der Fibeln aus Nimrud und bei mehreren völlig gleichartigen aus Sendschirli hat das zur Aufnahme der Nadel dienende flache Bügelende die Form einer Hand, welche die Nadelspitze umgreift, so dass die ganze Fibula einen kleinen, im Ellbogengelenk gebogenen Arm vorstellt. Ausgehend von einer unrichtigen Vorstellung über die Art, in der die Fibeln getragen wurden, haben die Prähistoriker sich jetzt daran gewöhnt, dieses flache Ende des Bügels als „Fuss" der Fibula zu bezeichnen; ich weiss nicht, ob es möglich sein wird, dieses Wort wieder auszurotten, ich würde aber meinen, dass es besser durch Hand ersetzt werden würde; ja nicht etwa, weil diese Gegend wirklich bei drei Fibeln unter vielleicht zehntausend als Hand gebildet ist, sondern einfach, weil dieses Ende des Bügels bei allen Fibeln das Nadelende zu halten, zu umgreifen hat und weil wir für solche Greiforgane das Wort Hand haben — doch das nur ganz nebenbei; auf was es mir heute ankömmt, ist lediglich, Sie überhaupt mit dieser neuen, bisher völlig unbeachtet gebliebenen Fibelform bekannt zu machen, mit dieser Form, von der ich bis auf weiteres annehmen möchte, dass sie im Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends über den ganzen vorderen Orient verbreitet war. Allerdings kennen wir bisher nur wenige Dutzend Vertreter dieser Gattung, aber wo sind dort auch bisher sonst noch grössere Grabungen in älteren Ruinenstätten gemacht worden! Und dass diese Form damals auch die typische, fast

1) Gräberfeld von Koban, Berlin 1883, S. 27.

allein herrschende war, möchte ich gleichfalls schon jetzt als gesichert annehmen; die trojanischen Fibeln, von denen mindestens zwei ganz abweichende Formen haben, gehören wohl alle drei einer späteren Zeit an, und sonst kennen wir aus ganz Vorderasien überhaupt nur noch eine einzige Fibula, welche nicht dem bisher hier beschriebenen neuen Typus angehört — eine aus einem runden Draht zusammengebogene Fibel aus Sendschirli — alle anderen vorderasiatischen Fibeln gehören ein und demselben Typus an und sind unter einander enge verwandt.

Für unsere Prähistorie ergibt sich zunächst freilich keinerlei Gewinn aus diesen Thatsachen; denn die grosse Mehrzahl der orientalischen Fibeln hat einerseits keinerlei Verwandtschaft mit unseren einheimischen Formen und sie repräsentirt andererseits, wie ich mit der allergrössten Sicherheit annehme, durchaus keine ursprüngliche Bildungsstufe, sondern nur das Produkt einer viele Jahrhunderte alten selbstständigen Entwicklung irgend einer uns einstweilen noch völlig unbekannten Form, die erst ausgegraben werden muss, die wir vorläufig nicht einmal reconstruiren können.

Aber auf eine Thatsache möchte ich Sie doch noch hinweisen, welche vielleicht im Stande ist, die uns jetzt nur rein lokal erscheinende Bedeutung dieser Fibeln in ein etwas besseres Licht zu setzen: Zwei weitere Fibeln, genau dieser Gattung, liegen im Ashmolean Museum mit der Angabe Theben, Böotien! Bestätigt sich das Vorkommen dieses Fibeltypus auch in Griechenland, so können wir mit Sicherheit voraussehen, dass gerade diese Fibeln uns dermaleinst noch sehr wichtige Leitfossilien sein werden für die Erkenntniss der älteren Beziehungen zwischen Griechenland und dem vorderen Oriente, die ja einstweilen noch in so tiefes Dunkel gehüllt sind.

Vorläufig also wissen wir nur, dass ein ganz bestimmter und völlig genau definirbarer Fibeltypus im achten Jahrhunderte vor Chr. in Vorderasien verbreitet war; aber welchem Volke gehörte er an? Da muss ich nun die Frage der Hethiter streifen, der ich sonst so vorsichtig aus dem Wege gehe. Nachdem man nämlich diese alte Völkergruppe lange unterschätzt und eigentlich völlig ignorirt hatte, befinden wir uns jetzt in einer Zeit der schlimmsten Ausartung nach der anderen Richtung — alles, was man im vorderen Oriente nicht definiren kann und das ist beinahe alles, was älter ist, als die griechische Kultur, das erklärt man jetzt für hethitisch. Auch die gewisse Bilderschrift, mit deren Entzifferung sich Sayce und Peiser so intensiv und doch eigentlich ohne greifbare grosse Resultate beschäftigt haben und die endlich in diesem Jahre erst und ohne Vorhandensein einer grösseren Bilinguis den scharfsinnigen Untersuchungen Jensen's gegenüber wenigstens einen Theil ihrer Räthselhaftigkeit eingebüsst hat — auch diese Bilderschrift wird jetzt fast allgemein als hethitisch bezeichnet. Puchstein hat zuerst gegen diesen Missbrauch des Hethiter-Namens protestirt und das Wort einfach durch „Pseudo-Hethiter" ersetzt; andere wenige sind seinem Beispiele gefolgt, oder haben von Kappadokern, von Kilikern oder, allgemeiner, von alten Vorder-Asiaten gesprochen. Ich selbst habe vor zwei Jahren in Ulm mitgetheilt, dass die Bevölkerung von Vorder-Asien in älterer Zeit nahezu einheitlich war und ich habe für sie die Bezeichnung armenoïd oder protoarmenisch vorgeschlagen. Aber lassen wir die Namen; ich denke, sie sind zunächst recht gleichgültig — wichtiger scheint es mir zu wissen, nicht wie diese alten Vorder-Asiaten hiessen, sondern wie sie aussahen; und da bin ich heute in der glücklichen Lage, Ihnen hier unseren gelehrten armenischen Kollegen zeigen zu können, den hier anwesenden Archimandriten Ter Mowsessiantz (Mesrop); ich bitte Sie, sich diesen Herrn sehr gut anzusehen, Sie werden mehr Nutzen davon haben, als wenn ich Ihnen 6000 Messungen von Vorder-Asiaten vortragen würde. So, genau so, haben die Hethiter ausgesehen, die der zweite Rhamses in der mykenischen Urzeit vor ihrer Hauptstadt Kadesch besiegte, so sahen die Hatti aus, welche im 9. vorchristlichen Jahrhundert Assurnassirpal, der erste wirkliche Soldatenkaiser, den die Weltgeschichte kennt, vergebens zu vernichten bemüht war, so sahen die Hethiter aus, von denen uns die Bibel berichtet, seinen Typus erkennen wir aber auch oft genug wieder, wenn wir die Reliefbilder assyrischer Könige und ihrer Grossen betrachten.

Das armenische Volk hat eben seine alten physischen Eigenschaften treuer bewahrt, als vielleicht irgend ein anderes Volk dieser Erde; aber ich habe schon in Ulm gezeigt, wie auch unter den anderen modernen Vorder-Asiaten der Typus der alten, der vorsemitischen Urbevölkerung sich in mächtigem Prozentsatze völlig rein erhalten hat; ich habe damals auch schon darauf hingewiesen, wie besonders auch ein recht grosser Theil unserer modernen Juden seinem physischen Habitus und also auch seiner Abstammung nach nicht semitisch ist, sondern der vorsemitischen Bevölkerung angehört. Ich komme heute hier darauf zurück, lediglich weil ich die Gelegenheit wahrnehmen will, Ihnen hier in unserem Kollegen Mowsessiantz (Mesrop) einen so durchaus typischen Vertreter jener Rasse zu zeigen, welche einst ganz Vorderasien bewohnt hat. Wenn man findet, dass er „jüdisch" aussieht, so kann ich nichts dagegen einwenden; es ist eben eine Thatsache, dass es sehr viele Juden gibt, die so viel altes Blut von ihren vorsemitischen Stammeltern bewahrt haben, dass man sie für Armener halten könnte — ich möchte nur darauf aufmerksam machen, dass wir derlei Typen nicht als semitisch, sondern als armenisch betrachten müssen, gerade so, wie wir uns allmählich auch daran gewöhnen werden, auf den assyrischen Reliefs nicht jeden Kopf für echt semitisch zu halten — es unterliegt gar keinem Zweifel, dass auch die Assyrer viele stammfremde Elemente in sich aufgenommen haben, mit denen sie freilich durch politische, religiöse und sprachliche Bande dann eng genug verbunden waren.

Welchem Volke gehören nun aber unsere vorderasiatischen Fibeln an, den Semiten oder der Urbevölkerung? Wir kennen diese Fibeln hauptsächlich aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert; in dieser Zeit aber ist wenigstens ein Theil des nördlichen Syriens bereits semitisirt gewesen, das heisst man sprach und schrieb semitisch, wie die dem 9. und 8. Jahrhundert angehörigen altsemitischen Inschriften beweisen, die ich in und bei Sendschirli gefunden habe; wir haben aber nicht den allermindesten Grund, anzunehmen, dass diese Semitisirung eine sehr tiefgreifende war, vor allem keinen Grund, etwa zu glauben, dass die Leute, die ihre Sprache und ihre grossartige Alphabetschrift nach den syrischen Küstenstrichen brachten, die dort einheimische Bevölkerung auch physisch sehr wesentlich verändert haben.

Ist nun unser Fibeltypus auch aus den Euphratländern nach der syrischen Küste gekommen, oder haben ihn die Assyrer sich ebensogut in Syrien angeeignet, wie sie nachweisbar gewisse Elemente der nordsyrischen Architektur übernommen und an den Euphrat

verpflanzt haben? Der Thatsache, dass eine nicht geringe Zahl unserer Fibeln aus Nimrud stammt, also aus einer Gegend, die man (wenn auch wahrscheinlich mit Unrecht) für recht rein semitisch hält, steht die Thatsache gegenüber, dass wenigstens eine unserer Fibeln aus der Gegend von Smyrna stammt, für die wir eine wesentliche semitische Einwanderung nicht kennen. Es möchte daher wohl scheinen, dass unsere Fibeln der vorsemitischen Urbevölkerung angehören, obwohl sie uns bis jetzt nur aus einer Zeit entgegentreten, in der diese Völker schon theilweise oberflächlich semitisirt wären.

Spätere Ausgrabungen werden diese Frage wohl entscheiden, aber auch sprachliche Untersuchungen können da helfend eintreten. Tritt uns ja die Fibula nicht nur in Ibris, sondern auch auf einem grossen Grab-Relief aus Sendschirli plastisch entgegen, so dass wohl zu erwarten ist, dass in gleichzeitigen Inschriften auch die einheimischen Namen für dieses Schmuckstück vorkommen und richtig erkannt werden.

Einstweilen kann ich diese kurze Mittheilung nicht schliessen, ohne Herrn Virchow für die warme Theilnahme zu danken, die er für Sendschirli hat. Die letzte Ausgrabung ist wesentlich mit Geldern gemacht worden, die er aus der Rudolf Virchow-Stiftung und mit Beiträgen von Privaten bereit gestellt hat. Wichtige Kleinfunde, herrliche Sculpturen und die Kenntniss dreier königlicher Paläste mit höchst bemerkenswerthen Grundrissen sind das Ergebniss dieser vierten Campagne in Sendschirli. Ich glaube, Sie werden alle das Gefühl der Dankbarkeit begreifen, dem ich hier auch öffentlich Ausdruck gebe. Möge der alten Stadt solcher Schutz und solches Wohlwollen auch in Zukunft erhalten bleiben, dann dürfen wir wohl hoffen, die Untersuchung derselben im Laufe der Jahre allmählich ganz zu Ende führen zu können.

Herr **B. Reber:**

Die vorhistorischen Sculpturendenkmäler der Schweiz und speziell diejenigen des Kantons Wallis.

Eine dem Titel entsprechende, vollständige Arbeit würde eine bedeutende Zeit in Anspruch nehmen. In den kurzen, für eine Mittheilung angesetzten Minuten werden wir kaum die Umrisse einer solchen Abhandlung zu skizziren vermögen.

Wie Dr. Ferd. Keller[1]), unser hervorragendster Archäologe, angibt, kommen die Schalensteine der Schweiz in antiquarischen Schriften zum ersten Male in den Jahren 1853 und 54 in der in Bern erschienenen „Historischen Zeitung der Schweiz" zur Sprache. Bald darauf, im Jahre 1857 brachte der „Schweizerische Anzeiger für Geschichte und Alterthumskunde" vereinzelnte Nachrichten über Schalensteine und von nun an sah man Beschreibungen in den Pfahlbauberichten von Dr. Ferd. Keller, im „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" u. s. w. Jede einzelne Angabe eines neuen diesbezüglichen Fundes erscheint hier überflüssig.

Da die Schalen- oder überhaupt Sculpturensteine in fast allen Ländern Europas, dann in Asien bis nach Indien, ja sogar in Nord- und Zentralamerika verbreitet sind, so wären wohl vergleichsweise eine grosse Menge Schriften zu consultiren. Vorübergehend sei von der jedenfalls ausserordentlich auffallenden Thatsache, dass ganz identische Schalensteine auch in Amerika aufgefunden wurden, Notiz genommen. Da eine Verwandtschaft unter allen diesen Sculpturen vorausgesetzt werden darf, so muss angenommen werden, dass, wenn Asien der Sitz des ursprünglich die Schalensteine erstellenden Volkes war, ein Theil davon schon in der grauen Vorzeit ebensowohl nach Amerika, als nach Europa gelangte.

Eine den ganzen Stoff behandelnde Arbeit ist auch bereits 1881 von Charles Rau[1]) erschienen. Eine solche Beschreibung würde heute den dreifachen Umfang erreichen.

Bei uns in der Schweiz beschäftigten sich hauptsächlich die Archäologen Troyon[2]), Desor[3]), Keller und Vionnet[4]) mit dem Gegenstande. Allein zur Zeit dieser Forscher kannte man nur eine verhältnissmässig geringe Zahl und zudem nur einförmige Schalensteine, höchstens noch Rinnen und an einer Stelle, (im Steigs, Weisstannenthal) Ringe. Es erhellt hieraus schon, dass die von diesen Forschern gezogenen Folgerungen und Schlüsse heute nur noch theilweise zutreffen können und vielfach ganz wegfallen müssen. Wir werden uns genöthigt sehen, hierauf später noch kurz zurückzukommen.

Die vorhistorischen Sculpturen finden sich sowohl auf einzelnen erratischen Blöcken, als auch auf eigentlichen unbeweglichen Felsenpartieen, immer aber nur auf dem dauerhaftesten, widerstandsfähigsten Material, wie Gneiss, Granit, Serpentin, Serneñt, überhaupt Gesteinsarten mit vorherrschenden Silicatverbindungen, niemals auf Kalkstein oder andern leicht verwitternden Felsarten vor. Es ist dies eine Beobachtung, welche Keller schon gemacht, und die sich bis jetzt bewährt hat.

Da in den untern Thälern, in der sogenannten ebenen Schweiz, solches Material nur erratisch vorkommt, so kann hier von Sculpturen an Felswänden nicht die Rede sein. Andererseits sind hier leider auch die erratischen Blöcke meistens verschwunden, indem sie seit der Römerzeit bis auf unsere Tage als ausgezeichnetes Baumaterial verarbeitet wurden. Ueberhaupt fand man in diesen Gegenden meistens nur kleinere Blöcke zu Schalensteinen verwendet, währenddem wir seither im Wallis z. B. wahrhafte Riesen mit Schalen und Sculpturen aufgefunden haben. Uebrigens scheint weder die Form, noch die Grösse unsere vorhistorischen Ahnen am Sculptiren gehindert zu haben, jedoch möchten wir nicht behaupten, dass sowohl Form als Grösse und Standort der Blöcke nicht ihre spezielle Bedeutung hätten. Offenbar dienten die Steine verschiedenen Zwecken. Die kleinen tischförmigen Monumente können nicht in der gleichen Absicht mit Sculpturen versehen worden sein wie die haushohen Felsblöcke.

Eine der ursprünglichen Wirklichkeit entsprechende Systematik ist leider, wie schon gesagt, für alle Zeiten unmöglich gemacht. Wir müssen aus dem noch vorhandenen Material klar zu werden suchen. Beginnen wir daher mit einer Aufzählung der auf unsern schweizerischen Monumenten aufgefundenen Zeichen.

---

1) Dr. Ferd. Keller: die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz. 1870. (In: Mittheilungen der antiqu. Gesellschaft Zürich.)

1) Charles Rau: Observations on Cup-shaped and other lapidarian sculptures in the old word and in America. Washington 1881.

2) Seine diversen Schriften.

3) Mélanges scientifiques. Paris 1879, p. 184—222.

4) Les monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie. Album de Photographies avec texte. Lausanne 1872.

Da ist in erster Linie die Schale zu nennen. Sie ist das einfache aber typische Zeichen, welches dieser Art vorhistorischer Denkmäler den Namen Schalensteine (pierres á écuelles oder pierres á bassins der Franzosen, cup-stones der Engländer) verlieh. Die Schale ist kreisrund, oben 2 bis 20 Centimeter weit, bei einer Tiefe von ½ bis 10 Centimeter. Innen erscheint die Sculptur meistens gut polirt. Auf allen vorhistorischen Monumenten, selbst denjenigen mit den grossartigsten Sculpturencomplexen der verschiedensten Formen, wie jene in Salvan und Villa, bilden die runden Schalen, in alle Combinationen vermischt, die Hauptzahl der vorhandenen Zeichen.

Ganz entgegen der früheren Ansicht der Archäologen, dass für Schalensteine nur kreisrunde Aushöhlungen anerkannt werden müssen, besitzen wir die schlagendsten Beweise, dass ovale Schalen geradeso gut als vorhistorische Zeichen anerkannt werden müssen, als runde. Man sieht sogar oft, untermischt mit den runden Schalen, Figuren, welche durch Rinnenverbindung von runden mit ovalen Schalen entstanden sind. Lange bevor uns die Combinationen auf den Walliser Denkmälern bekannt wurden, erklärten wir ovale Schalen auf Granitblöcken in der Umgebung von Aarau und Solothurn als gleichberechtigt wie die runden, um als vorhistorische Denkmäler anerkannt zu werden.

Trotz scheinbarer Absichtslosigkeit in der Lage der Schalen glauben wir im Allgemeinen überall eine wohlüberlegte, bedeutungsvolle Anordnung derselben zu erblicken, selbst da wo nur ausschliesslich Schalen vorhanden sind. Wo aber Schalen, Rinnen, Ringe, Kreuze u. s. w. vorkommen, braucht es nicht einmal einen sehr aufmerksamen Beobachter, um sofort eine bestimmte Anordnung herauszufinden.

Runde sowohl als ovale Schalen kommen oft in solcher Grösse vor, dass man sie als wirkliche Becken bezeichnen darf. Von diesen aus führen Rinnen zu kleinen runden und ovalen Aushöhlungen, oder verlaufen auch einfach als solche auf dem Steine.

Hier dürfen wir gleich die Dreiecke und Vierecke, diese als Quadrat oder als Rechteck, beifügen, wie wir solche in Salvan und St. Luc beobachten konnten.

Es folgen die einfachen und doppelten Ringe kleinerer Dimension, öfters mit einer Schale in der Mitte, oder auch mit kreuzförmig eingelegten Speichen, wodurch eine radförmige Figur entsteht (Salvan, Villa, Viège). Diese 5 bis 15 Centimeter im Durchmesser haltenden Ringe, mit einer oder mehreren Schalen im Innern, kommen durch Rinnen mit andern Zeichen verbunden, in verschiedenen Gruppen vor.

Anders verhält es sich mit grossen von einem Meter und mehr im Durchmesser haltenden Ringen oder rundlichen Sculpturen. Diese sind bis jetzt nur für sich, ohne jegliche Combination mit andern Sculpturen getroffen worden. Da dieselben an berühmten alten Pässen erscheinen (Nendaz-Alpen, Bodmen bei der Gommi, Salvan und Villa), glaubten wir hierin einen Grund erblicken zu müssen, dass diese grossen einzelnen Kreise vorhistorische Wegweiser darstellen.

Alle Zeichen sind immer durch vertiefte Rinnen, niemals in erhabener Form dargestellt. Aber auch an und für sich stellt die Rinne ein Zeichen dar. Dieselbe kommt einzeln oder mehrere in paralleler und anderer Anordnung, gerade, gebogen, in spitzen, rechten und stumpfen Winkeln, aber öfters auch an den Ecken und Enden mit Schalen oder andern Figuren (in Salvan auf einer Gruppe z. B. mit Kreuzen, auf einer andern mit Dreiecken) verbunden, vor. Die Rinne bildet ein unzweifelhaftes Merkmal der menschlichen Arbeit, welche also hierin durchaus keinen Zweifel zulässt. Wir betonen dieses ganz besonders, weil es auch heute noch Leute gibt, welche diese Sculpturen, allerdings von ihrem Studirzimmer aus und nicht auf eingehende Beobachtungen gestützt, als Erosion hinstellen möchten.

Die Rinnen theilen sich sichtlich wieder in ganz verschiedene Formen, die ohne Zweifel auch verschiedenen Zwecken gedient haben, also jedenfalls auch verschiedene Bedeutung aufweisen. Die einfach zwei bis sieben, ja zehn und mehr Schalen in Gruppen vereinigenden Rinnen haben meistens eine den Schalen entsprechende Breite, nebst deutlicher Ausrundung und Polirung im Innern. Dann finden wir ganz scharfe, schmale, innen eckig verlaufende Rinnen, die öfters auch mit Schalen, meistens aber mit andern Figuren zusammenhängen. Die ferner beobachteten krummen und gewundenen Rinnen stellen natürlich eine eigene Art Zeichen dar.

So wie andere Länder, Frankreich, England und besonders der Norden, so weist auch unser Wallis Abbildungen von Menschen, Thieren und Werkzeugen auf. In Salvan findet sich eine Gestalt, die wir als einen Reiter zu Pferd betrachten, in Verbier wurde ein Monument mit einer menschlichen Figur vernichtet, in Villa erblickt man deutlich eine vollständige Axt mit Stiel, übereinstimmend mit Stein- und Bronzeäxten. Eine grosse Anzahl Zeichen erlaubt noch keine Deutung. Dieselbe wurde aber bis jetzt nur durch die rohe Ausführung verhindert. Es bedarf eines Zufalls um auch diese zu verstehen. Dann kommen kleinere, ziemlich aufmerksam ausgeführte Zeichen vor (besonders in Grimentz), die eine primitive Schrift vermuthen lassen.

Wenn nun die Zahl der verschiedenen Zeichen auch keine sehr bedeutende ist, so lassen sich damit doch ganz ausserordentlich complicirte Zusammenstellungen und Figuren erzielen. Wir verweisen hier auf die grossen Sculpturencomplexe von Salvan, Villa, Grimentz und Verbier.

Ausserordentlich zahlreich erscheinen ovale oder halbrunde Sculpturen, welche vom Volke als Abdrücke der Füsse von Menschen (Grimentz, Verbier), Feen (Lourtier) Teufeln (Turtmannthal) oder von Thierfüssen, wie Pferd, Maulthier, Esel und der Kuh angesehen werden und worüber ein sehr ausgedehnter Sagenkreis besteht.

Was die Vertheilung dieser Denkmäler im Lande anbetrifft, so erwähnten wir bereits, dass, nachdem im Flachlande längst die meisten Findlinge als günstiges Baumaterial Verwendung gefunden, es ganz undenkbar ist, dass wir uns jemals über die ursprüngliche Verbreitung dieser merkwürdigen Zeugen eines vorhistorischen Menschengeschlechtes genaue Kenntniss zu geben vermögen. Wenn nur auch dafür gesorgt würde, dass uns die verhältnissmässig wenigen Zeugen jener Zeit erhalten blieben. Im Allgemeinen dürfen wir sagen, dass es wohl nur wenige Kantone gibt, wo keine Schalensteine bekannt sind. Die Westschweiz ist reicher an diesen Monumenten, als der deutsche Theil. In den Hochthälern des Kantons Wallis allein haben wir mehr Schalen- und Sculpturensteine entdeckt, als sonst die ganze Schweiz heute noch aufweist. Wir tragen uns mit der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, die Hochthäler der ganzen Schweiz derartig durchzustudiren.

Viele Sculptursteine befinden sich heute unter Schutt und Erde. Wir kennen mehrere Fälle, wo ganz

bedeutende derartige Blöcke bei Erdarbeiten zum Vorschein kamen. Auch in Gräbern liegen gewiss noch solche verborgen.

Eine ganz genaue Statistik mit Angabe jedes einzelnen Steines, Zahl der Schalen und Zeichen nebst Fundgeschichte und Detailbeschreibung behalten wir uns für später vor, nachdem wir das Wallis total durchwandert und auch andere Thäler der Schweiz noch besucht wurden. Bereits sind wir nämlich ähnlichen Denkmälern auch in Gebirgsgegenden ausserhalb des Wallis auf die Spur gelangt. Diese Zusammenstellung dürfte wohl höchstens 3—4 Jahre auf sich warten lassen.

Unterdessen erlauben wir uns, diejenigen, welche sich für die Angelegenheit interessiren, auf unsere zahlreichen Veröffentlichungen im Archiv für Anthropologie, Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde, Zürich, nebst einer Anzahl selbstständiger Broschüren aufmerksam zu machen. Sie werden darin gewiss eine grosse Anzahl merkwürdiger Anhaltspunkte finden.

Wie schon erwähnt, können nach den zahlreichen neuen Entdeckungen die Schlüsse der früheren Forscher nur theilweise aufrecht erhalten bleiben, andere sind ganz unhaltbar geworden. So schreibt z. B. Dr. F. Keller: „Es ist noch weiter als Eigenthümlichkeit dieser Art Denkmäler anzuführen, dass sie immer isolirt stehen, dass ihrer nie mehrere ganz nahe bei einander vorkommen und dass die verschiedenen Exemplare in keiner Beziehung zu einander zu sein scheinen.“ Unsere Entdeckungen im Wallis, an Stellen, welche von der Vernichtung verschont geblieben sind, beweisen das Gegentheil. In Grimentz (Val de Moiry), auf den Hubelwängen oberhalb Zermatt, bei Villa im Eringerthal sind grossartige Kultusstellen der vorgeschichtlichen Bewohner, mit zahlreichen, unbedingt zusammengehörenden Schalen- und Sculpturensteinen zum Vorschein gekommen. Vollständig aber werden alle früheren Ansichten über diese Denkmäler verändert durch unsere Entdeckungen in Salvan, am Wege von Vernagaz nach Chamonix, und Villa, am Passe über den Col de Torrent. Diese bis jetzt einzig in ihrer Art dastehenden, ganze Serien von bis jetzt unbekannten Zeichen aufweisenden Sculpturenflächen erheischen eine viel ernsthaftere Beobachtung dieser Vorkommnisse, als es bis jetzt der Fall war. Wir erachten dieselben als unbedingt von der grössten Bedeutung.

Wir sagten oben, dass wohl die verschiedenen Formen und Grössen der Sculpturensteine eine engere Bedeutung hätten. Es ist in der That anzunehmen, dass säulen-, platten- und tischförmige Steine, sodann kleine, tragbare, ferner wieder haushohe Blöcke ganz verschiedenen Zwecken dienten. In Naters an der Furkastrasse und hoch oben im Ganterthal am Simplonpass stehen säulenförmige Schalensteine. Die Zeichen der Beiden, lauter kleinere und grössere Schalen, ohne jegliche Rinnenverbindung, zeigen eine gewisse Analogie. Als ebene, sehr wenig über den Boden erhobene, tischförmige Platten nennen wir die Sculpturblöcke der Hubelwängen über Zermatt (besonders die „Heidenplatte“). den „Feenstein“ von Vissoye im Einfischthal, den „Feenstein“ von Villa im Evolenathal u. s. w. Als Kanzeln an Kultusstellen könnten wir den „Druidenstein“ von St. Luc, die „Pirra Martera“ in Grimentz, die „Pirra Malla“ (verwünschter Stein) von Bagnes, und andere aufführen. Diese letzteren Monumente dürften ebenfalls als Richtstätten, Opferaltäre, für civile und Weiheakte gedient haben. Zugleich mögen gewisse Zeichen hochwichtige Begebenheiten, das Andenken eines Häuptlings, eines Priesters, eines Sieges, einer Errettung aus grosser Gefahr „verewigen“. Merkwürdig erscheinen besonders Bergspitzen und Höhenfelsen wie Veygi bei Vex, St. Leonhard, Valeria bei Sitten und Villa, alles angezeichnete Fernsichtspunkte. Ob sie wirklich dazu gedient haben, das Land zu überwachen, lassen wir dahin gestellt. Gewiss spielen die göttlich verehrten Gestirne, Sonne und Mond an der Spitze, unter den Zeichen ihre Rolle.

Nicht immer zeigen die vorhistorischen Sculpturen monumentalen Charakter. Grosse Kreise an Felsen, welche man von Zeit zu Zeit am uralten Pfade von Salvan nach Vernayaz (Pass aus dem Rhonethal nach Chamonix im Arvethal) erblickt, können gewiss nur einem praktischen Zweck gedient haben. Aehnlich mag es sich mit den Teufelstritten im Turtmannthal, den Maulthier- und Eselstritten im Bagnes- und Eringerthal verhalten. Wir hoffen überhaupt noch viele solche vereinzelte Spuren des alltäglichen Lebens jener entfernten Vorzeit zu treffen. Dieselben erscheinen uns für die Schaffung eines Gesammtbildes von der grössten Wichtigkeit.

Hieher gehören vielleicht auch die kleinen, transportablen Steine mit einer oder nur wenigen Schalen. Solche wurden in Pfahlbauten, Gräbern, an Seeufern u. s. w. gefunden. Ebenso kennen wir mehrere ähnliche aus dem Wallis (Grimentz, Bagnes). Es muss aber gleich beigefügt werden, dass die schalenartigen Vertiefungen dieser kleinen Steine, wenigstens soweit uns dieselben zu Gesichte kamen, keine Politur aufweisen, also wohl Werkzeuge darstellten, welche zu gewissen Arbeiten (Aufklopfen von Nüssen, Verreiben von Getreide u. s. w.) gedient haben können.

Auffallend erscheint uns, dass kein einziger Schalen- oder Sculpturenstein neben den Zeichen irgend eine Bearbeitung zeigt. Die Steine und Felsenstellen wurden ausgesucht und nur die geeigneten zu Sculpturen gewählt, hingegen ausser denselben ganz im rohen Urzustand gelassen.

Bis jetzt kennt man in der Schweiz nur höchst seltene Fälle, wo Werkzeuge oder andere Funde derart mit Zeichen- oder Schalensteinen in Verbindung gebracht wurden. Aber eine authentische Beobachtung ist nicht vorhanden und auf das Erzählte nur höchst wenig Werth zu legen. Eine Ausgrabung in der Nähe von Sculptursteinen kennen wir aus eigener Anschauung noch nicht, so wünschenswerth dieselbe besonders im Wallis erscheint. Da wo solche bis jetzt von Forschern und richtigen Beobachtern unternommen wurden, ist auch nicht eine Spur von weiteren Anzeichen des Menschen bemerkt worden. Bei einer systematischen Durchsuchung von Monumentalstellen wie Salvan, Villa, Grimentz, Hubelwängen, Verbier u. s. w., welche voraussichtlich in ihrem Urzustande geblieben sind, müsste nach unserer Ansicht, allerdings nur mit grossen Mühen und vielen Kosten, doch ein günstigeres Resultat erzielt werden. Wir werden gelegentlich den Versuch wagen, indem einzig und allein nur auf diesem Wege etwas Licht über die Entstehungszeit und das Volk, welches diese Monumente erstellte, verbreitet werden kann.

Es möge gleich hier ein Faktum erwähnt werden, welches vielleicht später mehr Werth bekommt. Dr. Ferd. Keller, V. Pfahlbaubericht, 1863, p. 48, erwähnt einen kleinen, mit vier Schalen versehenen Stein, welcher in einem Grabe auf dem Jolimont, zwischen Bieler- und Neuenburgersee zum Vorschein kam. Einen solchen Fund haben auch wir in Douvaine (Savoyen) aufzuweisen. Der ausgezeichnet erhaltene Schalenstein bildete die Kopfplatte eines Steinkistengrabes aus der

Bronzezeit. Dann gehört in diese Kategorie der berühmte Damenstein von Troinex, der einen Tumulus krönte. Neben den rohen Figuren an der Seite enthält dieser auf der Oberfläche, allerdings ziemlich schlecht erhaltene, jedoch deutlich gruppirte Schalen.

Wenn nun über das Volk und die Epoche, denen die erwähnten vorhistorischen Werke angehören, wenig oder nichts Bestimmtes bekannt ist, so scheinen doch deren heutige Benennungen schon auf ein hohes Alter hinzudeuten. So hört man Namen wie Heiden-, Druiden-, Celten-, Feen-, Zwergen-, Bergmännchen-, Gotwergi-, Teufels-, dann Altar-, Opfer- und Marterstein. Auch Pierre des Servagois (Stein der Wilden), Pierre à sacrifices (Menschenopferstein) kommen vor. Dann findet man im Wallis Namen, die heute Niemand mehr zu deuten vermag, wie Teeudraga in Villette. Bringen wir hier auch die Pirra Martera in Grimentz, die Pirra Malla in Chables, die Pierre de Riva in Villa und Bagnes wieder in Erinnerung.

An diese Namen knüpfen sich aber meistens sehr interessante Sagen, welche sich mit Versammlungen, religiösen Handlungen und Kämpfen der Wilden, der Heiden u. s. w. befassen. In manchen Hochthälern ist die Erinnerung an die Ureinwohner heute noch eine sehr lebhafte. Im Eringerthal sogar wurde noch bis vor etwa 30 Jahren alljährlich auf der mysteriösen Place Bella in Vex, ganz in der Nähe eines prachtvollen Schalensteines, der Sieg über die Wilden gefeiert. Wir müssen uns auch hierin aller Einzelheiten enthalten und erlauben uns daher, ebenfalls für diese Seite der vorhistorischen Forschung im Wallis auf unsere früheren Schriften zu verweisen.

Die Sage ist ein traditionelles, mündlich überliefertes Archiv. Altbekannt ist die Thatsache, dass Gewohnheiten und Bräuche sehr gern traditionell werden. Die Tradition überliefert uns solche von Generation zu Generation aus den allerältesten Zeiten, öfters ursprüngliche Institutionen inbegriffen. Bei uncivilisirten Stämmen ist diese Art der Ueberlieferung heute noch der einzige Weg der Erhaltung von Gesetzen und Religion. Jahrtausende genügen nicht, eine traditionelle Gewohnheit zu vernichten, weder Gesetze, noch gewaltthätige Unterdrückung helfen viel, die Gewohnheit widersteht energisch und bleibt unverwüstlich. Auf diese Weise kamen Sitten und Gebräuche der früheren Völker immer auf die nachfolgenden Bewohner eines Landes und wir selbst üben, wohl unbewusst, vielfach heutzutage noch solche, welche der Vorzeit angehören.

Viele Sagen mythologischen Inhaltes überbrücken eine unberechenbar lange Periode bis zu den Urvölkern und deren Entwicklungsperiode zurück und gestatten uns heute noch, einen, wenn auch nur sehr fragmentarischen, Einblick in das Leben der Urzeit. Sagen, welche die Heiden, Wilden, Teufel, Feen, Zwerge u. s. w. zum Gegenstande haben, stehen mit den abergläubischen Ansichten früherer Völker in direkter Verbindung und selten wurden wir bei der Nachforschung getäuscht. Sehr oft lieferte uns ein solches Sagengebiet ein oder mehrere Sculpturensteine, Gräber, Anzeichen von vorhistorischen Wohnungen u. s. w. Diese Sagen mythologischen und urgeschichtlichen Inhaltes, nicht aber die mittelalterlichen oder auch neueren Geister- und Spuckgeschichten, bilden zur Auffindung der noch vorhandenen Anzeichen der Urvölker einen vorzüglichen Wegweiser. Es ist daher begreiflich, dass wir denselben auch die grösste Aufmerksamkeit widmeten und noch weiter zu widmen gedenken.

Zum Schlusse sei es uns gestattet, einige Folgerungen zu ziehen.

1. In längst bewohnten, sehr bevölkerten Gegenden sind die Sculptursteine meistens verschwunden und kaum mehr in ihrem ursprünglichen Zusammenhange zu einander zu treffen. Dieses letztere ist aber in abgelegenen Hochthälern der Alpen noch der Fall.

2. Bis jetzt hat das Wallis die überraschendsten Serien von vorhistorischen Sculpturensteinen geliefert.

3. Alle Monumente dieser Sorte scheinen dem gleichen Volke und der gleichen Entwicklungsperiode anzugehören.

4. Kein einziger Fall hat bis jetzt mit Bestimmtheit einen direkten Anhaltspunkt über das Herkommen und das Alter dieser Sculpturen geliefert.

Zur genügenden Kenntniss dieser vorhistorischen Monumente bleibt noch unendlich vieles zu thun. Aber die Reisen in den Gebirgen sind beschwerlich und das Studium oft sehr schwierig. Es braucht eine energische Ausdauer und viel Geduld. Dessen ungeachtet gedenken wir die Ausforschung dieser Gegenden nun erst recht kräftig an die Hand zu nehmen.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte nur bezüglich der Bezeichnung „Schalenstein" bemerken, dass die Eindrücke, wonach sie genannt sind, nur kreisförmige Gruben darstellen; wir pflegen sie Grübchen zu nennen. Man kann sie auch Schalen nennen, aber es wäre wünschenswerth, sie nicht so zu nennen. In Amerika nennt man solche Steine „Zeichensteine".

Herr **von den Steinen**-Berlin:

Der Herr Vortragende hat auch auf die Schalensteine in Amerika hingewiesen und dabei die Meinung ausgesprochen, dass sie vielleicht in „grauer Vorzeit", wie er sagte, von demselben Volke hergestellt worden seien, wie die in der alten Welt gefundenen. Ich möchte doch vor diesem ganz entschiedenen Irrwege warnen; alle Versuche, zwischen der alten und neuen Welt ethnographische Brücken zu schlagen, sind bisher gescheitert. Es kommt hinzu, dass die vergleichbaren Felsarbeiten in Amerika aus sehr verschiedenen Zeiten und von sehr verschiedenen Völkern herrühren. Man wird deshalb auch für Europa ein ähnliches Verhalten wenigstens a priori nicht ausschliessen dürfen. Vielleicht ist es auch deshalb nicht gleichgültig, weil es als eine Art ratio betrachtet werden könnte, dass diese Vertiefungen alle derselben Epoche und demselben Volke angehören müssen. Es ist hier wohl schon ein ganz klarer Fall gegeben, dass diese Steine in Amerika von ganz verschiedenen Völkern herrühren.

Herr Dr. **Felix von Luschan**-Berlin:

Da hier eben von einer Brücke zwischen der alten und der neuen Welt die Rede ist, fällt mir ein, dass gerade jetzt und hier es die richtige Zeit und der richtige Ort sein möchte, einen Gegenstand zu erwähnen, der einerseits eine Art lokales Interesse für Tirol hat und andererseits thatsächlich eine Art Brücke zwischen diesem Lande und Amerika herzustellen scheint.

Allerdings stimme ich meinem unmittelbaren Vorredner sehr lebhaft bei, wenn er eine Brücke zwischen Europa und Amerika in dem Sinne, wie sie Herr Reber annimmt, zurückweist, und ich glaube, dass man dies auch thun müsste, wenn ganz fest stünde, dass unter all' diesen „Sculpturen" nicht eine einzige Ero-

sion nachzuweisen wäre. Ich erinnere an den Versuch, den Herr Campbell gemacht hat, in einem zweibändigen Prachtwerke sogar die alten Hethiter an die amerikanischen Indianer anzuschliessen, aber dieser Versuch hat seine eigenen Landsleute zu der Aeusserung veranlasst, Herr C. wäre zwar ein guter und ehrenwerther Mann, aber er sollte eigentlich in ein staatliches Prytanaeum gebracht werden — ich erinnere an jene sehr bezeichnende Form von Steinhämmern, die gerade in Amerika so häufig sind mit einer ringsum laufenden Rille, welche von dem gespaltenen Stiele umfasst wird[1]) und bemerke, dass ich die gleiche Form von Hämmern in Sendschirli ausgegraben habe, in der alten „hethitischen" Hauptstadt, von der ich heute schon hier gesprochen, aber ich bin unendlich weit entfernt davon, etwa von dieser Uebereinstimmung aus auch meinerseits eine Brücke zwischen den Hethitern und den Indianern zu suchen — die ethnographische Brücke, von der ich vermuthe, dass sie vielleicht Tirol mit Amerika verbinden könnte, ist eine verhältnismässig ganz moderne.

Sie kennen wohl alle die sogenannten Tiroler Gürtel, diese sehr eigenartigen Leibgurte, welche besonders im Anfange dieses Jahrhunderts hier in Tirol sehr allgemein verbreitet waren und vornehmlich auch durch die Abbildungen von Andreas Hofer und seinen tapferen Zeitgenossen weit über die Grenzen dieses Landes hinaus bekannt geworden sind. Diese Ledergürtel waren sehr häufig mit dem Namen oder den Initialen des Besitzers und mit einer Jahreszahl versehen, gewöhnlich in weisser oder sonst heller Stickerei, die sich sehr gut von dem dunklen Ledergrunde abhob. Das Material für diese Stickerei waren in der Regel ganz dünne Lederstreifen.

Es gibt nun aber einzelne Gürtel — hier das Ferdinandeum bewahrt solche, und ich kenne auch sonst noch einzelne solche Stücke —, bei denen als Material für die Stickerei nicht Lederstreifchen verwendet sind, sondern sehr harte, glänzende, blendend weisse, dünne Streifen, welche zweifellos aus dem Schafte von langen Vogelfedern geschnitten sind. Dies ist nun eine Technik, welche sonst — meines Wissens — in der ganzen Welt nirgends weiter geübt wird, als bei gewissen amerikanischen Indianer-Stämmen und ihren unmittelbaren Verwandten im nordöstlichen Asien. Hier ist nun wirklich eine Veranlassung, zu fragen, ist diese ganz eigenartige Uebereinstimmung eine zufällige oder liegt eine wirkliche Brücke vor. Ich will die Möglichkeit eines Zufalles durchaus nicht in Abrede stellen, aber ich denke, dass wir vielleicht die Brücke ermitteln können, auf der diese uralt amerikanische Technik nach diesem schönen Lande Tirol gekommen sein mag. Es fällt mir nämlich auf, dass die mit Federstreifen ausgenähten Tiroler Gürtel durchaus nicht etwa die älteren sind, sondern dass ihre Jahreszahlen alle in die dreissiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, während die älteren Gürtel, wenigstens so weit ich sie kenne, nur mit weniger ausgezeichneten Materialien gestickt sind. Bei den Indianern ist dieses Verhältniss natürlich umgekehrt; da finden wir nur die ganz alten guten Stücke mit Federstreifen oder mit kleinen Hystrix-Stacheln gestickt, während heute diese vornehme Technik ganz verschwunden ist und der Stickerei mit Leder, mit Bindfäden aller Art und mit Perlen Platz gemacht hat. Halten wir aber daran fest, dass diese Technik in Tirol erst nach 1830 aufzutreten scheint, so liegt es nahe, sie in Zusammenhang mit den tirolischen Bergleuten zu bringen, welche um diese Zeit sehr zahlreich aus Amerika in die alte Heimath zurückkehrten. Auch mein eigener Grossvater[1]) kam damals mit Frau und Kindern, aber auch mit einer grossen Anzahl früher von ihm angeworbener Tiroler Landsleute nach Europa zurück, und verschiedene Stücke mit indianischer Feder-Stickerei haben sich noch heute aus seinem Nachlasse erhalten. Ich denke nun an die Möglichkeit, dass solche Stücke, die sicher mehrfach nach Tirol gelangt sind, den Anlass gegeben haben, auch die Tiroler Gürtel in derselben Technik und mit demselben ausgezeichneten und unverwüstlichen Material zu besticken, und würde also in einem solchen Zusammenhange eine wirkliche „Brücke" nachgewiesen haben. Ich thue das aber nur ganz andeutungsweise, rein nur, um die hier in Tirol einheimischen Gelehrten zu bitten, die Sache weiter zu verfolgen. Es wäre ja vielleicht sehr schön, in Tirol ein völlig unabhängiges, ganz insulares Auftreten einer sonst ausschliesslich nur aus Amerika und Nordost-Asien bekannten Technik zu kennen, aber es wäre wissenschaftlich ebenso dankenswerth, mit Bestimmtheit irgend eine Art der Uebertragung nachweisen zu können.

Vielleicht nimmt jemand aus Ihnen, hochgeehrte Anwesende, die hier angeregte Untersuchung auf; es sind ja kaum zwei Menschenalter seit der von mir erwähnten Zeit vorbei gegangen und alte Leute müssen sich noch persönlich an sie erinnern. Inzwischen formulire ich die Frage ganz kurz: Brücke oder Insel? Uebertragung oder Völkergedanke?

Herr M. Much:

Im nordwestlichen Viertel von Niederösterreich finden sich ausschliesslich im Gebiete des Granits auf den Tausenden herumliegender Blöcke zuweilen Vertiefungen mit meist senkrechter Begrenzung, welche von Mehreren, die sich auch mit urgeschichtlichen Untersuchungen beschäftigen, als „Schalensteine" erklärt wurden, und die man unklarer Weise einerseits in die Steinzeit hinaufzurücken, andererseits als germanische Opfersteine zu erweisen bemüht war. Eine geschäftige Phantasie fand in einzelnen dieser Steine die der menschlichen Gestalt angepasste Vertiefung, in welche der Mensch zur Schlachtung hineingelegt wurde, und die Blutrinnen; an anderen ersah man die Gestalt der Holla oder ihres Lieblingsthieres, der Katze; in den Höhlungen, die durch übereinander liegende Blöcke gebildet werden, sollen ihre Priesterinnen gewohnt haben, und was dergleichen Wahrnehmungen mehr sind.

Als nun vor zwei Jahren eine grosse Zahl dieser gewaltigen Granitblöcke nach Prag geführt wurde, um zur Wiederherstellung der eingestürzten Pfeiler der dortigen Brücke Verwendung zu erhalten, wurde die Zentral-Kommission und die Regierung in den Vertretungskörpern auf das Heftigste angegriffen, dass sie

1) Das Laibacher Museum besitzt einen solchen Hammer, aber ohne bestimmte Angabe seiner Herkunft; es ist nicht wahrscheinlich, dass er europäisch ist; eine Gesteinsuntersuchung wäre ganz ungemein erwünscht.

1) J. C. Hocheder, geb. 1800 zu Zell im Zillerthale, war späterhin im österreichischen Montanministerium thätig und theilt sich mit seinem Vetter Heidinger und dem Grafen Breuner in den Ruhm, 1849 an der Gründung der Wiener geologischen Reichsanstalt betheiligt gewesen zu sein, der ältesten Anstalt dieser Art auf dem Continente, der z. B. in Berlin erst 1873 ein ähnliches Institut gefolgt ist.

solche Frevel geschehen lasse. Als ich nach der an Ort und Stelle vorgenommenen Prüfung der Sache erklärte, dass es sich nicht um Dinge, an denen die menschliche Hand ihre Spuren hinterlassen hat, sondern um Ergebnisse eines natürlichen Vorganges, ein Erzeugniss der Erosion handle, wurde der Angriff auf mich selbst abgelenkt.

Nach dem, was ich jetzt aus der Darstellung der Schalensteine der Schweiz ersehe, muss ich meine Behauptung, dass die sogenannten Schalensteine Niederösterreichs ein Naturgebilde seien, mit aller Entschiedenheit aufrecht erhalten.

Herr **Schoetensack:**

Ich möchte mir gestatten, darauf hinzuweisen, dass im Norden Deutschlands bekanntlich auch vielfach Steine mit Schalen oder Näpfchen vorkommen, und zwar an megalithischen Monumenten. Ich habe mit meinem Freunde, Herrn Konservator Eduard Krause, zusammen wiederholt derartige Schalen genau untersucht und wir haben festgestellt, dass dieselben nur an Granitsteinen vorkommen: die Feldspathkrystalle wittern aus und schliesslich bilden sich Vertiefungen, die von der Dorfjugend, welche die in der Nähe ihres Ortes gelegenen Monumente als Tummelplatz benutzt, gelegentlich auch wohl derart vergrössert werden, dass sie napfartig erscheinen.

Herr **M. Much:**

Eine, den sogenannten Schalensteinen Niederösterreichs entsprechende Erscheinung fand ich im vergangenen Jahre in Pakosch in der Provinz Posen. Dort liegt vor einer der zahlreichen Kirchen ein Granitblock mit einer von senkrechten, rauhen Wänden eingeschlossenen, beckenartigen Vertiefung, der sich den Vorkommnissen dieser Art vollkommen an die Seite stellen lässt. Wie man mir erzählte, soll es vorkommen, dass man die bekannten muldenförmigen Mühlsteine an die Kirchenthüren stellt, um als Weihwasserbecken zu dienen. Ein solcher prähistorischer Mühlstein mag auch der beckentragende Granitblock in Pakosch sein, bei dem die ursprünglich ausgerundete Mulde durch Erosion umgestaltet worden ist. Ein eigentlicher Schalenstein ist auch er nicht.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich kann aus eigener Erfahrung noch hinzufügen: Wir haben ein sehr ausgezeichnetes megalithisches Monument bei Stöckheim in der Altmark, welches einen grossen Deckstein besitzt, an dem eine Menge flacher Schalen sich befindet. Die Landleute erzählen, dass jedes Jahr in der Neujahrsnacht eine neue Mulde oder Schale entstünde. Die genauere Betrachtung ergab, dass es sich einfach um Erosion oder Abblätterung handelt. Diese Naturprodukte muss man natürlich unterscheiden von den künstlichen Näpfchen, die gelegentlich auch an megalithischen Monumenten vorkommen, vorzugsweise an der unteren Fläche der Decksteine. Dieselben zeigen einen viel mehr regelmässigen, geglätteten, künstlichen Charakter, als die mehr unregelmässigen und rauhen erosiven der Aussenflächen.

Herr **Reber:**

Ich möchte den Herren, die sich eben über die Schalensteine verbreitet haben, zu bedenken geben, dass wir solche ganz authentisch in Gräbern der Bronzezeit finden. Es ist dies nur einer der vielen Beweise für das hohe Alter dieser Monumente. Dass durch das Kratzen der Kinder auf dem sehr harten, immer quarzitischen Gesteine unsern vorhistorischen Sculpturen ähnliche Vertiefungen hervorgebracht werden, ist oft behauptet, nie bewiesen worden. Ich habe diese Steine nur desshalb Schalensteine genannt, weil sie bis jetzt immer so bezeichnet wurden. Ich ziehe aber den Ausdruck „Sculpturenmonumente" vor und bediente mich desselben in meinen letzten Arbeiten ausschliesslich. Und dieses um so mehr, als ich selbst ganz complicirte Zeichnungen entdeckte, wo die Schalen puncto Wichtigkeit mehr in den Hintergrund treten. In Salvan haben wir in entgegengesetzter Richtung mit den von Menschenhand ausgeführten Zeichen auch noch Gletscherstriemen gesehen und erwähnen dieses, um gleich noch ein Wort gegen jene anzuführen, welche die vorhistorischen Sculpturen durch die Erosion entstehen lassen wollen. Wenn man überhaupt von Kinderarbeit sprechen wollte, müsste die Sache viel einfacher und naiver aussehen. Die Zeichen, worunter auch die Schalen zu verstehen sind, wurden augenscheinlich nach einem wohlüberlegten Plane gefertigt, was doch niemals von dem Resultate einer Kinderspielerei behauptet werden dürfte. Ob es irgend ein religiöser, politischer oder anderer Zweck war, dem sie dienten, wissen wir nicht und müssen wir dieses vorderhand auch dahingestellt sein lassen. Wenn man bedenkt, dass bis vor kurzem bei uns in der Schweiz fast nur Steine mit Schalen und Rinnen, ohne auffallende Complicationen bekannt waren und dass alle hier besonders in Betracht kommenden Sculpturensteine mit grossartigen, bis jetzt noch ganz unbekannten Zeichenzusammensetzungen erst in den letzten Jahren aufgefunden wurden, so ist anzunehmen, dass uns noch weitere Entdeckungen bevorstehen, dass uns also weiteres, voraussichtlich Aufklärung bringendes Material zum Studium zugeführt werden kann. Ich hoffe, dass ich auf diesem Felde nicht allein bleibe, sondern dass sich mir andere Archäologen mit ihren persönlichen Entdeckungen beigesellen. Wenn wir einmal das ganze Gebiet durchforscht haben, also alle noch vorhandenen derartigen Monumente nebst ihren Zeichen kennen, finden wir uns vielleicht in der angenehmen Lage, allgemeine Grundsätze und Regeln aufzustellen. Bis dahin glaube ich, ist es ganz überflüssig, dieselben in dieser Weise anzuzweifeln.

Herr **Schoetensack:**

Um einer irrthümlichen Auffassung entgegen zu treten, muss ich bemerken, dass sich meine Aeusserung, wie ich dies übrigens ausdrücklich bemerkt habe, nur auf die an den megalithischen Denkmälern Norddeutschlands beobachteten Schalen bezog; über die Schalensteine der Schweiz, die ich aus eigener Anschauung nicht kenne, erlaube ich mir kein Urtheil. Bezüglich des von Herrn Geheimrath Virchow erwähnten Steinkammergrabes von Stöckheim möchte ich noch darauf hinweisen, dass dieses sich ganz nahe bei dem genannten Dorfe befindet. Ein anderes Megalithgrab, dessen Deckstein auf der Oberfläche mit näpfchenartigen Vertiefungen ganz übersäet ist, liegt mitten im Dorfe Lehmstedt, Kreis Gestemünde. Auf Megalithen, die weit entfernt von Ortschaften liegen, haben wir diese Erscheinung niemals feststellen können.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich darf wohl konstatiren, dass die Bemerkungen, die gefallen sind, an sich nicht die Existenz der Schalensteine in Frage stellen wollen. Ich habe nicht geglaubt, dass in der Versammlung jemand an-

nehmen wird, dass es künstlich hergestellte Schalen nicht gibt. Es gibt z. B. an verschiedenen Orten in Schleswig-Holstein ausgezeichnete Schalensteine, an deren künstlicher Herstellung niemand zweifeln wird. Ich denke, es obwaltet ein Missverständniss insofern, als keiner der Redner allgemein eine Negation der Schalensteine bezwecken wollte.

Herr Dr. **H. Hildebrand,** Reichsantiquar, Stockholm:

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich glaube, dem Herrn Reichsantiquar unseren ganz besonderen Dank aussprechen zu dürfen dafür, dass er uns die neuere Geschichte der Alterthumsforschung in seinem Vaterlande einmal in einem zusammenhängenden Bilde vorgeführt hat. Ich war erst vor 14 Tagen in der Lage, unter seiner persönlichen Führung sowohl das Reichsmuseum zu besuchen, als auch eine Fahrt nach Gotland zu machen, und ich kann nur sagen, dass ich in höchstem Masse entzückt und voll neuen Lernstoffes heimgekehrt bin. Ich kann nur dringend empfehlen, die Reise zu machen; Sie werden kein zweites Museum in Europa finden, welches die gleiche Vollständigkeit und Reichhaltigkeit aufweist. Namentlich die Vikinger-Periode, die für uns ein fast ganz fremdes Gebiet darstellt, ist ausserordentlich lehrreich für die gesammte Entwickelung der jüngeren Eisenzeit.

Herr Professor Dr. **Löbisch**-Innsbruck:

Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung.

Die Anthropologie lehrt uns die Ernährung als einen, die kulturelle und somatische Entwicklung des Menschen in bedeutendem Masse beeinflussenden Faktor kennen. Einen grossen Theil der Geschichte des prähistorischen Menschen vom Höhlenbewohner bis zum Bewohner der Pfahlbauten studiren wir an den Ueberresten seiner Mahlzeiten. Aus diesen Ueberresten konstruiren wir uns die Fauna und Flora seiner Umgebung und weiter die geologische Zeitepoche, in der er lebte. Die ersten Waffen bereitet sich der Mensch, um seine Nahrung zu erjagen, und aus den Knochen der von ihm verzehrten Thiere bereitet er die ersten Werkzeuge der Hausindustrie. Kochtöpfe aus Lehm sind die ersten Proben seiner bildenden Kunst, deren Erinnerung sich so tief in das Bewusstsein der Völker einprägt, dass sie die Bildung des Menschen aus Lehm in die Symbolik der religiösen Anschauung aufnehmen. Ebenso zeigen uns die ersten historischen Nachrichten, wie innig die kulturelle Entwicklung des Menschen mit der Art der Erfüllung seines Nahrungsbedürfnisses zusammenhängt. Der Jäger und alleinige Viehzüchter bleibt lange Zeit Nomade, während die ackerbautreibenden Völker bald sich zu den höheren Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, deren Blüthe der Staat bildet, emporarbeiten. Zugleich lehrt uns die Geschichte, dass ebenso an jenen Orten, wo es unmöglich wird, wegen der isolirten Lage des Wohnortes und der Unwirthbarkeit des Bodens dem Nahrungsbedürfniss naturgemäss zu genügen, sowie an jenen Orten, wo die Natur alles in solchem Ueberflusse spendet, dass dem Menschen die Nahrung ohne irgend welche Anstrengung im vollsten Masse zu Gebote steht, die Menschen auf einer niedrigen Kulturstufe stehen bleiben.

Sehen wir nun einerseits die kulturelle Entwicklung der ganzen Menschengattung im Allgemeinen an die Möglichkeit und an die Art seiner Ernährung geknüpft, so betrachtet die Anthropologie anderseits auch die Einwirkung der Nahrung auf die somatische Entwicklung des Menschen. Die Resultate der Forschungen der Ernährungs-Physiologie, welche über den täglichen Bedarf des Menschen an Nahrung und über die Art seiner Ernährung unter verschiedenen Klimaten, über den Einfluss der Nahrung auf die körperliche Entwicklung des Menschen und das Vorkommen von Kümmerformen des Menschen bei unzureichender Nahrung uns belehren, gehen alsobald in den Besitzstand der Anthropologie über, welche jeden Fortschritt auf diesem Gebiete der Forschung als einen Beitrag zur Lehre von der Natur des Menschen und von den Einflüssen, welche auf seine körperliche Entwicklung eingreifend mitwirken, sorgsam zu verwerthen bestrebt ist.

Von diesen Thatsachen ausgehend, nehme ich mir die Freiheit, einige Ergebnisse der neueren Forschungen der Ernährungslehre in Kürze darzulegen, um daraus neue Aufgaben für die anthropologische Forschung abzuleiten.

Eine der wichtigsten Fragen der Ernährungslehre bildet die nach dem täglichen Bedarf des Menschen an den Nährstoffen, Eiweiss, Fett und Kohlenhydrate, die er in der Nahrung aufnimmt. Bekanntlich haben, um nur die Vertreter der Münchener Schule zu nennen, Bischoff, Pettenkofer, Ranke und Voit sowohl durch direkte Messung der Ausscheidungen des auf seinem körperlichen Bestande bleibenden Menschen, als durch Ermittlung des Nahrungsbedarfes kräftiger, unter verschiedenen Bedingungen lebender Menschen auf statistischem Wege folgendes Bedürfniss an Nährstoffen als Mittelzahl für die deutsche Bevölkerung gewonnen.

Bedürfniss an Nährstoffen nach Voit:

	Eiweiss	Fett	Kohlenhydrate
1. Erhaltungsdiät . . . . (67 Kilo schwer)	35 g	30 g	300 g
2. bei mittlerer Arbeit . .	118 g	56 g	500 g
3. bei angestrengter Arbeit	145 g	100 g	447 g

An diese Zahlen, deren hohes Ansehen und praktische Bedeutung schon daraus erhellt, dass die Kostrationen der Heere aller Kulturstaaten im Kriege wie im Frieden bestrebt sind, den durch dieselben geforderten Mengen an Nährstoffen zu entsprechen, an diese Zahlen knüpft sich eine grosse Anzahl wissenschaftlicher Fragen und Controversen, deren Lösung und Austragung für den Anthropologen von grösster Bedeutung ist. Wir fragen zunächst:

1. Ist dieses Nährstoffbedürfniss für den erwachsenen Menschen aller Klimaten ein gleiches oder wechselt es je nach der Kälte oder Wärme der Erdstriche, die der Mensch bewohnt?

2. Entspricht dieses Nährstoffbedürfniss im Ganzen wirklich dem Bedarf des Menschen oder sind einzelne Theile desselben, z. B. der Bedarf an Eiweiss oder an Fett zu hoch oder zu niedrig gegriffen?

3. Wird dieses Nährstoffbedürfniss von den Menschen zumeist in Form von thierischer oder pflanzlicher Nahrung gedeckt?

4. Welches ist jene Combination von Nahrungsmitteln, durch welche das Bedürfniss an Nährstoffen in der einfachsten compendiosesten und billigsten Form gedeckt werden kann?

Es würde zu weit führen, hier alle diese Fragen beantworten zu wollen; es möge mir jedoch gestattet sein, um zu dem eigentlichen Ziel dieser Darstellung zu gelangen, einige derselben in Kürze zu erörtern.

So ist es z. B. eine feststehende Thatsache, dass gegenüber dem oben angeführten Schema des Bedarfes an Nährstoffen in den heissen Klimaten die Kohlenhydrate bevorzugt werden, während in der kalten Zone überhaupt und bei uns in dem gemässigten Klima während des Winters Fett in grösserer Menge verbraucht wird. Botho Scheube fand die Mengen der 3 Nährstoffe Eiweiss, Fett und Kohlenhydrat bei 3 Japanern:

	Eiweiss	Fett	Kohlenhydrate
36½jähr. Krankenwärter (48½ Kilo)	74	6	479
20jähr. Student (49 Kilo) . . .	85	13	384
24½jähr. Student (54 Kilo) . .	110	18	542

welche uns ganz deutlich darüber belehren, dass der Japaner selbst in einem Kostmaasse, welches dem von Voit für den Mann bei mittlerer Arbeit aufgestellten am nächsten steht, nur ⅓ des von ihm als Bedarf angegebenen Fettes verbraucht. Der allerdings auf einer niederen Ernährungsstufe stehende 48 Kilo schwere Krankenwärter begnügt sich sogar mit 6 g Fett täglich in der Nahrung.

Demnach sehen wir hier beträchtliche Differenzen im Verbrauch des Fettes beim Japaner gegenüber dem Europäer.

Bekanntlich kommt jedem dieser 3 Nährstoffe in der Ernährung ausser einem stofflichen Werthe, d. h. ausser der Fähigkeit bestimmte Stoffe vor dem Verlust durch den Lebensprozess zu schützen oder bestimmte Stoffe im Körper zum Ansatz zu bringen, auch noch ein ganz bestimmter Wärmewerth zu, d. h. jener Werth, den sie bei ihrer vollständigen Verbrennung liefern und welcher das calorische Aequivalent der Nährstoffe bildet. Da wir die Arbeitsleistung des Körpers und die Wärmeproduktion desselben, deren er bedarf, um den Körper trotz Wärmeabgabe an seine Umgebung auf seiner Eigen-Temperatur zu halten, nach dem Gesetz der Aequivalenz der Naturkräfte als Wärmeverbrauch im Organismus zusammenfassen können, so ist es einleuchtend, dass bei der genügenden Ernährung durch die Verbrennung der Nährstoffe im Organismus ebenso viel Wärme gebildet werden muss, als der Körper produzirt. Rubner berechnet die von einem Menschen von 70 Kilo pro 24 Stunden im Hungerzustand produzirte Wärmemenge auf 2,303,000 Calorien. Anderseits findet er den Wärmewerth für 1 g Eiweiss 4700 Calorien, für 1 g Fett 9300 Calorien und für 1 g Kohlenhydrat 4100 Calorien. Nach diesem Befunde liefert bei gleichem Gewichte das Fett durch seine Verbrennung im Körper 2mal soviel Wärme als Eiweiss oder Kohlenhydrat.

Würde nun der Wärmewerth der Nährstoffe das allein Massgebende für ihren Verbrauch sein, dann wäre es nicht nothwendig, 3 verschiedene Nährstoffe in die Nahrung aufzunehmen. Wir sollten, soweit es unsere Verdauungsorgane und unser Geschmack erlauben, die Kosten der Wärmeproduktion des Körpers durch entsprechende Mengen eines Nährstoffes allein oder eventuell zweier decken können. Thatsächlich ist dies bis zu einer gewissen Grenze möglich, namentlich Fett und Kohlenhydrate vertreten sich beinahe in jenem Maasse, als dies die Verdauungsorgane ermöglichen. Jedoch vom Eiweiss muss eine ganz bestimmte Menge in der täglichen Nahrung eingeführt werden, damit der Organismus regelmässig funktionire und erhalten bleibe. Demgemäss wird in der neueren Ernährungstheorie die Frage lebhaft ventilirt, ob die 118 g Eiweiss, welche von Voit für die tägliche Kost des 67 Kilo schweren Mannes bei mittlerer Arbeit fordert, nicht zu gross sind, und es wird zugleich damit die Frage aufgestellt, welches ist die niedrigste Menge Eiweiss, bei deren täglicher Einfuhr in der Nahrung der Mensch in seinem Eiweissbestande nicht herabgesetzt und in der Ausübung seiner körperlichen Funktionen nicht gehindert ist. Es ist an die Angaben von Ranke und Beneke, sowie von Beaunis zu erinnern, nach welchen der arbeitende Erwachsene mit 90—100 g Eiweiss auskommt. Pflüger und seine Schüler Bohland und Bleibtreu fanden bei 14 kräftigen, mässig arbeitenden Männern einen Eiweissumsatz von im Mittel 90—93 g Eiweiss. Um ein extremes Beispiel anzuführen, möge noch der Fall von Hoch angeführt werden, der in der Tagesration eines sehr thätigen Steinhauers von 86 Kilo Gewicht im Durchschnitt nur 93 g Eiweiss fand. Demnach erscheint es nicht unberechtigt, die Eiweissration für den 65—70 Kilo schweren Mann auf täglich 100 g herabzusetzen.

Andere Autoren wollten noch unter diese Zahl hinuntergehen, namentlich Fr. Hirschfeld, 73 Kilo schwer, zeigte durch einen Selbstversuch, dass bei kurzer Zufuhr von Kohlenhydraten und Fett, bezw. Alkohol, er für kurze Zeit (2—8 Tage) mit einer täglichen Eiweissgabe von 40—50 g ausreichte, ohne an dem Eiweissbestand des Körpers einzubüssen. Darauf hin stellte Hirschfeld die These auf, dass ein Erwachsener mit 70 g Eiweiss auskommen könne und wies dabei auf die Japaner hin, die sich hauptsächlich von der eiweissarmen Reiskost erhalten. Jedoch die aus der japanischen militärischen Lehranstalt in Tokio aus den 1892 mitgetheilten Analysen der Kost der japanischen Soldaten (R. Mori, G. Oi und S. Ihisima, Arbeiten a. d. kais. japan. militär-ärztl. Lehranstalt 1. Tokio 1892) ergaben, dass diese mit der in Japan üblichen Reiskost, d. h. mit Reis, Fischen und vielen pflanzlichen Nahrungsmitteln zuweilen auch geringe Mengen von Rindfleisch enthaltenden Kost ernährten Truppen, im Durchschnitt volle 85 g Eiweiss aufnehmen. Hier möge noch zugefügt werden, dass die Untersuchungen von Munk und Rosenheim an Hunden deutlich darlegten, dass, wenn der Eiweissbedarf in der Nahrung unter ein gewisses Minimum herabsinkt, selbst wenn der calorische Bedarf des Körpers durch Fett- und Kohlenhydrate ganz genügend ergänzt ist, sich bald Störungen in der Verdauung und in der Ausnützung der Nährstoffe einstellen, welche den baldigen Tod des Thieres herbeiführen. Es werden nämlich unter solchen Verhältnissen die Verdauungssekrete Magensaft, Darmsaft, Galle in zu geringem Maasse abgesondert, so dass das Thier an den Folgen von Verdauungsstörungen zu Grunde geht.

Die Bedeutung dieser und ähnlicher Fragen für die Anthropologie liegt nun, wie schon Eingangs erwähnt, in den Beziehungen der Ernährung des Menschen zu seiner somatischen und ethischen Entwicklung, und in grossen Umrissen ist ja dieser Einfluss der Ernährung schon von Joh. Ranke hervorgehoben worden. Ich selbst möchte nur bei dieser Gelegenheit die Anregung geben, es mögen die Anthropologen in gleicher Weise, wie sie dies für die Lösung der anatomischen Fragen der Anthropologie gethan haben, auch an der Lösung der ernährungsphysiologischen Fragen, insoferne dieselben für die Anthropologie Bedeutung haben, mitwirken.

Wie auf allen Gebieten des Naturlebens, so gibt es auch auf dem der Ernährung einen primitiven Zustand, Veränderungen in den Ernährungsverhältnissen mit darauffolgender Anpassung oder Einbusse gegen früher, mit einem Wort, auch auf diesem Gebiete gibt es Stillstand, Rückschritt und Fortschritt und diese in ihrer Einwirkung auf die Bevölkerung kennen zu lernen dünkt mir ebenso eine Aufgabe der Anthropologie zu sein, wie sie als eine der Ethnographie schon längst anerkannt ist.

Es ist zweifellos, dass uns der Besuch von Thälern, welche durch ihre Lage von den Einflüssen der Kultur ziemlich frei geblieben sind, wie dies z. B. in den Hochthälern, in den kleinen Seitenthälern der Alpen der Fall ist, sehr wichtige Aufschlüsse über die einfachsten Ernährungsverhältnisse der Bewohner unserer Thäler und damit werthvolle Beiträge zur Lösung der oben erwähnten Fragen geben könnte. Zum Theil ist diese Anregung schon verwirklicht worden, und in der Literatur nehmen die Angaben von Voit über die Schmalzkost der bayerischen Holzknechte, durch welche wir erfahren, dass diese sich aus Mehl, Milch und Schmalz eine sehr eiweissreiche Nahrung bereiten, eine höchst wichtige Stelle ein.

Jedoch auf diesem Wege liesse sich nicht nur über das tägliche Kostmaass, über die Vertheilung der Nährstoffe auf pflanzliche und thierische Nahrung, über die zweckmässige Combination der Nahrungsmittel zu einer ausreichenden Nahrung Werthvolles erfahren: auch die Fragen über den Einfluss der Nahrung auf das Wachsthum des Menschen, das Verhalten der Longävität zur Menge der dargebotenen Nahrung, Einfluss derselben auf die Vermehrung der Population, auf ihr geistiges Streben könnten zum Theil Beantwortung finden. Wie mir Herr Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann in Innsbruck mittheilt, gibt es in Tirol noch Thäler, in welchen kein Gasthaus zu finden ist und in denen die ganze Bevölkerung kein alkoholisches Getränke geniesst, mit Ausnahme der Wohlhabenderen an Feiertagen und Markttagen. Ein solches Thal ist z. B. Schoana (Schönau), das Thal hinter dem Angererberg, das von Breitenbach nach Maria Stein führt. Im ganzen wohlhabenden Thale findet sich kein Gasthaus, die Bevölkerung ist von hoher Statur und hat eine blühende Gesichtsfarbe. Auch im Gschnitzthal, einem Seitenthale des Wippthals, ist von Trins an kein Gasthaus. Auch in diesem Thale geniessen nur die reicheren Leute an Sonntagen alkoholisches Getränke und sind viel kräftiger, als Leute der Umgebung, wo der Alkoholgenuss eingebürgert ist. Die Gschnitzthaler werden von der Rekrutirungskommission ohne Ausnahme für tauglich erklärt. Anderseits gibt es Thäler, in denen die ganze Bevölkerung kein Wasser, sondern nur Wein trinkt und wo man den Kindern schon am zweiten oder dritten Tage Wein einflösst. So ist es namentlich im Hauptthale des Etschlandes. Hier geniesst die Bevölkerung fast täglich Fleisch und zwar isst der Etschländer kein grünes, sondern geräuchertes Rind- und Schweinefleisch. Doch der Burggräfler ist im Mittel von kleiner, jedoch kräftiger Statur, ist als Vielesser sprichwörtlich im Land Tirol und ist nicht gerade langlebig.

Bezüglich des Einflusses der Ernährung auf die Longävität des Menschen ist der hohe Werth einer sehr reduzirten Kostration, einer sog. Erhaltungskost, besonders im höheren Alter für die Verlängerung des Lebens allgemein bekannt. Meldet ja auch die Geschichte einige Namen von Männern, welche ein hohes Alter durch eine längere Zeit fortgesetzte, sehr spärliche Nahrung erreichten. Ich erinnere diesbezüglich nur an den berühmten Seefahrer Dandolo, welcher in den letzten 20 Jahren seines Lebens täglich nur ein Ei gegessen haben soll und dabei ein sehr hohes Alter erreichte. Von grossem Interesse war mir in dieser Beziehung eine Mittheilung in Virchow's Archiv, 136. Bd., p. 547. von Bernhard Ornstein, Generalstabsarzt in Athen, der schon längere Zeit (15 Jahre) die Verhältnisse der Lebensdauer in Griechenland mit Aufmerksamkeit studirte. Er gelangt auf Grund neuerer Beobachtungen zur Ueberzeugung, dass die Altersklasse von 95 Jahren und darüber nirgends in Europa so viele Vertreter zählt als in Griechenland.

Als Ursache dieser griechischen Langlebigkeit führt Ornstein ebenfalls die staunenswerthe Mässigkeit des sesshaften Griechen an, eine Mässigkeit, welche durch die scherzhafte Behauptung des weiland Prof. Sepp in Athen illustrirt erscheint. nach welcher ein Grieche da noch fett wird, wo ein Esel vor Hunger stirbt.

Jedoch für die Wissenschaft ist der Ausdruck mässig ein relativer und für diese wäre es von Interesse, die Menge der einzelnen Nährstoffe zu kennen, während deren Gebrauch der Grieche einerseits hoch gewachsen und kräftig wird und andererseits die höchste Lebensdauer der europäischen Bevölkerung erreicht.

Doch ich würde das Ziel dieses Vortrages, den Anthropologen die Wichtigkeit der Vornahme von ernährungsphysiologischen Untersuchungen an einer Bevölkerung, welche dermalen noch in den möglichst einfachen Kulturverhältnissen lebt, darzulegen, nur zur Hälfte erreichen, wenn ich nicht auch die Hilfsmittel andeuten würde, welche die Ausführung solcher Untersuchungen mit einer für die Zwecke der Anthropologie genügenden Genauigkeit ermöglichen.

Es genügt nämlich für diese Zwecke die statistische Methode der Bestimmung des Kostmaasses während einer Dauer von 8—14 Tagen, um daraus die tägliche Kostration an Nährstoffen zu berechnen. Man darf die Mühe nicht scheuen, eine Bauernfamilie zur selbstthätigen Mitwirkung an der Lösung dieser Frage zu überreden. Diese Mitwirkung besteht vor Allem darin, dass der Bauer die Erlaubniss gibt, die Nahrung, die er einnimmt, zu wägen. Es muss also die Milch, das Mehl, das Fleisch u. s. w., welches ein oder mehrere Männer von bekanntem Körpergewicht während einer bestimmten Zeitdauer als Nahrung einnehmen, gewogen werden und das erhaltene Gewicht mit der Anzahl der Tage, während welcher die Individuen von der gewogenen Nahrung lebten, getheilt werden. Die bekannten König'schen Tabellen setzen uns in Stand, die Mengen an Eiweiss, Fett und Kohlenhydraten zu berechnen, welche in der Menge der eingeführten Nahrung waren, wodurch wir das Bedürfniss an Nährstoffen kennen lernen. Bei der einfach zusammengesetzten Nahrung der ländlichen Bevölkerung muss es auf diesem Wege gelingen, das Bedürfniss an Nährstoffen für die einzelnen Altersperioden während der verschiedenen Jahreszeiten, während der Arbeitszeit und der Ruhe an verschiedenen Orten festzustellen und es ist gewiss zu hoffen, dass auf diesem Wege wichtige Beiträge für die Lehre von der Ernährung des Volkes und deren Einwirkung auf die somatische und kulturelle Entwicklung der Bevölkerung erhalten werden.

Ich wende mich daher auf Grund meiner allerdings nur kurzen Ausführungen an die anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen, sie möge dasselbe Wohlwollen, welches sie der anatomischen Forschung behufs Feststellung der Rassenunterschiede des Menschen entgegen bringt, auch der biochemischen For-

schung behufs Feststellung des Einflusses der Ernährung auf das ganze Bereich der somatischen Entwicklung des Menschen angedeihen lassen.

Herr Professor Dr. **Palacky**-Prag:

Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, dass die ungarische Regierung eine derartige Forschung durchgeführt hat. Ministerialrath Keleti hat ein dickes Buch über die Ernährungsfrage herausgegeben, worin die Ernährung der Bevölkerung nach dem Prozentsatze, der Häufigkeit und Zusammensetzung einzelner Speisen u. s. w. behandelt ist; es könnte anderen solchen Untersuchungen als Muster dienen.

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meine Anschauungen kund zu geben über den Parallelismus zwischen den Wohnsitzen verschiedener Volkselemente im Lande Tirol und der Verbreitung der in diesem hervorragenden Alpenlande einheimischen Hornviehschläge oder Rinderrassen, so glaube ich, mit einigen Worten die Motivirung vorausschicken zu sollen, wieso ich dazu gekommen bin, eine derartige Parallele anzustellen.

Es sind nunmehr 20 Jahre, dass ich seitens der k. k. österreichischen Regierung, speziell seitens des Ackerbauministeriums beauftragt worden bin, die Landeskulturzustände in den österreichischen Alpenprovinzen einer genauen, eingehenden Erhebung zu unterziehen und im Rahmen dieser Erhebung naturgemäss denjenigen Zweigen der Landeskultur die grösste Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche für das Alpengebiet in Oesterreich in erster Linie massgebend oder wichtig erscheinen. Das sind die Rindviehzucht, die Alpwirthschaft und das Molkereiwesen. Ich begann 1874 die Detailerhebungen im Lande Tirol und habe dieselben seither über sämmtliche übrigen Alpenländer Oesterreichs, nämlich ausser Tirol mit Vorarlberg über Salzburg, Steiermark und Kärnthen, sowie über die alpinen Theile Ober- und Niederösterreichs ausgedehnt.

Weil naturgemäss bezüglich der einschlägigen Verhältnisse sehr viele Wechselbeziehungen oder Kontinuitäten weit über die Grenzen der genannten Alpenprovinzen hinaus theils mit den benachbarten Alpengebieten der Schweiz, Süddeutschlands und Oberitaliens, theils mit den grossen Flussniederungen im Norden und Süden, nämlich mit dem Donau- und dem Pothale bestehen, so habe ich bei Gelegenheit Anlass genommen, in diesen eben zitirten Gebieten gleichfalls Studien zu machen. Auch darf ich hinzufügen, dass mir seit nahezu 10 Jahren Gelegenheit geboten ist, einschlägige Beobachtungen im äussersten Osten der mitteleuropäischen Gebirgswelt, nämlich im Bereiche der dinarischen Alpen zu machen, so dass ich wohl sagen darf, mein Untersuchungsmaterial, das ich seit 20 Jahren gesammelt und bearbeitet habe, erstreckt sich fast über die gesammten europäischen Alpen.

Es lag in der Natur der Dinge begründet, dass ich mich nicht auf die blosse Wahrnehmung der vorhandenen Thatsachen beschränkte, sondern es als in meiner Aufgabe gelegen erachtete, auch namentlich die Frage zu beantworten, wie die grosse Verschiedenartigkeit aller landeskulturellen Verhältnisse in diesem weit ausgedehnten Ländergebiete zu Stande gekommen ist, respektive wie man sie erklären, sowie in Beziehung bringen kann zu denjenigen, welche daselbst die ausübende Landeswirthschaft repräsentiren. Ich versuchte also, festzustellen, wie man diese Dinge in Zusammenhang bringen könnte mit den verschiedenen Volksstämmen, welche das weite Gebiet der österreichischen und ausserösterreichischen Alpen und ihrer Annexe bewohnen. Daher war ich genöthigt, mich auch vielfach mit historischen Dingen zu beschäftigen; ich musste und wollte die Fragen zur Beantwortung bringen, in welchen Thälern der Alpen sind verschiedenartige Volksstämme, in welchen sind gleichartige, welche weiteren, ausserhalb der gegenwärtigen Heimath derselben befindliche Beziehungen walten ob, um, wenn möglich oder thunlich, auf die eigentlichen Wurzeln dieser Zusammenhänge zu gerathen.

Der Versuch, diese Aufgabe zu lösen, hat mich natur- und sachgemäss über die Historie hinaus in die Prähistorie geführt, und aus diesen beiden erwähnten Momenten fühle ich mich auch berechtigt, bei dieser hohen Versammlung über das Thema, welches ich mir vorgesetzt habe, mich äussern zu dürfen.

Es wird mir nun meine Aufgabe hocherfreulicherweise ebenso wesentlich erleichtert, als vereinfacht durch die gediegenen Auseinandersetzungen des gestrigen und theilweise des heutigen Tages; insbesondere sind es die Mittheilungen, welche die Herren Dr. v. Wieser und Dr. Toldt uns über speziell tirolische Verhältnisse bekannt gegeben haben, auf die ich mich umsomehr zu stützen vermag, weil ich mich, um das System, nach dem ich vorgegangen bin, gewissermassen nur zu exemplificiren, auf Tirol beschränke.

Trete ich an der Hand der mir von Herrn Hofrath Dr. Toldt gütigst zur Verfügung gestellten kraniologischen Karte von Tirol und Vorarlberg in die Mitte des Gegenstandes ein, so möchte ich wohl vorziehen, um ein allgemeines Verständniss mir zu sichern, mit den extremsten Erscheinungen zu beginnen, zunächst jedoch darauf hinweisen, dass, obwohl das Alpenland Tirol nicht gerade als sehr gross seiner geographischen Ausdehnung nach sich zeigt, es gleichwohl unter allen europäischen Alpenländern die grösste Mannigfaltigkeit seiner Rinderrassen oder seines Rindermaterials besitzt. Es ist ein förmliches Mosaikbild, das uns entgegentritt, und zwar ein Mosaik, dessen Grundelemente sich zusammensetzen aus Elementen, die wir im Osten, Westen, Süden und Norden, sowohl innerhalb als auch ausserhalb des Alpenbereiches finden. Ich will das eben Gesagte illustriren durch den Hinweis auf die augenfälligsten Erscheinungen; die grössten Gegensätze berühren sich auch hier zu Lande; einer silberweissen Rasse des Rindes, welche den Hauptkern des Landes Tirol erfüllt, steht unmittelbar gegenüber in nächster territorialer Nachbarschaft eine schwarze Rasse. Aber nicht blos in der Farbe sind diese beiden Haupttypen des Landes grundverschieden, sondern auch im Körperbau, und zwar in der Formation der einzelnen Theile, wie in der gesammten Individualität.

Nun erleichtert mir, wie schon erwähnt, meine Aufgabe zunächst ganz besonders dasjenige, was gestern Herr Hofrath Dr. Toldt über die kraniologischen Verhältnisse des Landes uns auseinandergesetzt hat, weil thatsächlich auch auf anthropologischem Gebiete sich die grössten Extreme in unmittelbarster Nachbarschaft befinden. Herr Professor Dr. Toldt hat uns auf seiner Karte das durch vollflächige Rothfärbung hervorleuchtende Centrum von Tirol als das Gebiet der grössten Hyperbrachycephalie des Menschen erklärt und beigefügt, dass im nordöstlichen Anschluss daran, wenn auch in einer viel beschränkteren Zone, die grösste Dolichocephalie vertreten ist. Ganz dieselben Gebiete sind nun als die Stammsitze der beiden vorerwähnten extremen Rinderformen zu bezeichnen: was auf der vorliegenden Karte auf dem Gebiete der hyperbrachy-

cephalen Landesbewohner markirt erscheint, dieses selbe Terrain deckt sich mit dem Gebiete der weissen Rinderrasse, und was im kleineren Rayon, aber markant hervorstechend durch ausgedehnte Dolichocephalie sich verzeichnet findet, ist das eigentliche Heimathsgebiet der schwarzen Rasse.

Wie ich mir einzuschalten erlaube, bin ich in letzter Zeit daran gegangen, die Klassifikation der Rinderrassen nach analogen Prinzipien zu bewerkstelligen, wie man sie für die naturwissenschaftliche Klassifikation der Menschenrassen in Anwendung gebracht hat, nämlich sie auf Grund kraniologischer Messungen, die ich zu Tausenden an lebenden Thieren und in grösserer Anzahl an Schädelskeletten vorgenommen habe, in Unterabtheilungen zu bringen. Nun kann ich beifügen, dass nach Uebertragung der Messungsgrundsätze der menschlichen Kraniologie auf die Kraniometrie des Rindes die weisse Rinderrasse brachycephal, die schwarze dolichocephal sich herausstellt. Ich möchte ferner, um den Herrschaften einen näher liegenden Vergleich hinsichtlich der Verschiedenartigkeit des gesammten Exterieurs vorzuführen, eine windhundartig schlank gebaute Rasse nennen die weisse, der die gewissermassen mopsartig dick, kurz und gedrungen gebaute schwarze Rinderrasse gegenüber steht; wir haben sohin zwei so verschiedene Formen, dass sie gewiss der einfachste Laie nicht für blosse Modifikationen einer und derselben Grundform erachten wird, genau so, wie es Niemanden beifällt, einen hyperbrachycephalen Menschenschlag aus sich selbst heraus einfach zu einem dolichocephalen werden zu lassen oder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

II. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich

XXV. Allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in Innsbruck vom 24.—28. August 1894.

Nach stenographischen Aufzeichnungen

redigirt von

Professor Dr. **Johannes Ranke** in München,
Generalsekretär der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

(II. Sitzung. Fortsetzung.)

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

(Fortsetzung.)

Ausser beiden vorbesprochenen Haupt- und Grundformen des Hausrindes, die insoferne gewiss so zu nennen sind, weil sie thatsächlich die extremsten Verhältnisse zeigen, welche auf dem Gebiete der Hornviehzucht obwalten, kommen auch noch andere Formen im Lande vor, von denen ich zunächst eine weit verbreitete, wichtige und dritte nennen will, nämlich die roth-weiss gefleckte Form des Rindes.

Es ist diese Rasse gleichfalls ziemlich ausgebreitet vertreten und ebenso ist sie sowohl der Farbe und Farbenzeichnung, als wie ihrer Körpergestalt nach sowohl von der schwarzen, als auch von der weissen Hauptrasse auffällig und deutlich unterschieden. Sie repräsentirt sohin eine dritte Haupt- und Grundform des Rindes in den Tiroler Alpen. Sie hat ihre Heimath oder ihr Verbreitungsgebiet sowohl im Nordosten, als wie im reinen Osten des Landes, in jenen Thalbezirken, welche auf der kraniometrischen Tafel mit rothen Querstrichen versehen sind. Ich kann aber beifügen, dass auch durch die Salzburg'sche Enklave dieselbe Rasse durchgeht, und dass sie sich von der Westgrenze an, wo auf der kraniologischen Karte Tirols die mesocephale Zone ausgezeichnet erscheint, bis hinüber nach dem Nordwesten Obersteiermarks fortpflanzt. Es ist das also eine sehr ausgebreitete Rasse in den Alpen, die zwischen Inn und Enns, von den Quellgebieten des Ziller und der Salzach angefangen, nordwärts bis über die Donau und tief in das ehemalige herzynische Waldgebirge verbreitet erscheint. Dies ist also die dritte Hauptform des Rindes, welche wir im Lande antreffen. Sie sehen, auch ihr Verbreitungsgebiet deckt sich in überraschender Kongruenz mit der als mesocephal bezeichneten Bevölkerungszone. Aber Herr Hofrath Dr. Toldt hat im Laufe seiner Ausführungen ausdrücklich aufmerksam gemacht auf Verschiedenheiten, welche im oberen Innthal und im Vintschgau, das geographisch das obere Etschthal umfasst, obwalten, indem er gesagt hat, dass hier ein eigenthümlicher Mischungstypus zu Hause zu sein scheint. Ich bin meinerseits in der Lage, konstatiren zu können, dass auf dem Gebiete der Hornviehzucht ebenfalls ein eigenthümlicher Mischungstypus vorhanden ist. Der Oberinnthaler und der Vintschgauer Schlag unterscheiden sich für den Fachmann wenigstens scharf und klar von den angrenzenden Haupttypen, die theils der silbergrauen, theils der rothbunten und schwarzen Hauptrasse angehören.

Noch habe ich zu ergänzen, dass im Lechthal und im Gebiete der Bregenzer Ache auf der kraniologischen Karte ein zweites hyperbrachycephales Gebiet von bedeutendem Umfange verzeichnet steht. Es deckt sich dieses Gebiet mit der gewiss sehr vielen von Ihnen wenigstens dem Namen nach bekannten Rasse des Allgäu's, deren Unterschläge hier zu Lande die Bezeichnung Lechthaler, im Vorarlbergischen Bregenzerwälder führen und die nach meinen Untersuchungen mit der Hauptrasse des weissen Rindes im Herzen von Tirol in naher Stammes- oder Blutsverwandtschaft steht. Gewisse Nuancirungen, welche zwischen beiden Typengruppen vorhanden sind, lassen sich unschwer aus historisch beglaubigten Verschiedenheiten, welche in den Bevölkerungs- oder Ansiedelungsverhältnissen herrschen, erklären.

Mit dem Vorgebrachten sind die in Tirol und Vorarlberg vorhandenen Hauptabweichungen in Form und Farbe des Hornviehes noch nicht erschöpft. Um bei der gewählten Vergleichsparallele zu bleiben, sind aber auch die kraniometrischen Ergebnisse noch nicht in allen ihren Grundverschiedenheiten zum Vergleiche herangezogen worden, sondern Sie erlauben, daran zu erinnern, dass es gestern geheissen hat, Italienisch-, Süd- oder Wälschtirol sei eine wesentlich von dem nachbarlichen Deutschtirol verschiedene Zone.

Auf dem Gebiete der Hornviehzucht tritt zwar Wälschtirol nicht in der Schärfe hervor, die sich in den bisher besprochenen Theilen Deutschtirols zeigt; aber meine Untersuchungen über die Verhältnisse der Hornviehzucht früherer Perioden (und zwar unserer Zeit nicht allzu ferne liegender, sondern noch genau konstatirbarer) haben ergeben, dass im grössten Theile vom italienischen Südtirol vor kaum mehr als hundert Jahren eine wesentlich anders geartete Hornviehrasse heimisch gewesen ist, als wie die in Deutschtirol annoch verbreiteten, und dass diese Rasse identisch ist mit jener, welche auch heute noch im südwestlichen Landestheile, nämlich in den Flussgebieten der Sarca und des Chiese oder in den sogenannten drei judikarischen Bezirken zu Hause ist.

Diese vierte Rasse ist weder weiss, noch schwarz oder roth, auch nicht mittelfarbig, wie das Vieh im nördlichen Vorarlberg, dann im oberen Innthale und im Vintschgau, sondern es ist entschieden dunkelbraun einfärbig mit grau- bis rostgelben Streifenzeichen, mit verschiedenen Schattirungen oder Abstufungen des Hauptcolorits und ausserdem verschieden durch einen ziemlich auffällig anders gestalteten Habitus, so dass von einer Variation einer der früher erwähnten Hauptrassen des Landes keine Rede sein kann.

Dass sich jeder dieser namhaft gemachten oder wenigstens in ihrer allgemeinen geographischen Verbreitung angedeuteten Grundtypen des Hausrindes gewöhnlich in lokal abgegrenzte Unterschläge zertheilt, ähnlich wie derlei Verschiedenheiten auch bei den Bevölkerungsverhältnissen obwalten, brauche ich nicht weiter zu erörtern und wären sohin die hauptsächlichen Gebiete der Formenvertheilung erledigt.

Nun frägt es sich, und es war mir seinerzeit sehr daran gelegen, Antwort darauf zu geben, erstens mit welchen ausserhalb Tirols verbreiteten Rinderschlägen der näheren Umgebung oder der grösseren Entfernung einerseits die einzelnen Stammrassen des Landes blutsverwandt sind, und zweitens, welche Völkerschaften oder Nationalitäten in Betracht zu ziehen kommen, wenn man überhaupt die letzte oder ursprüngliche Provenienz dieser hausthierischen Formen ergründen will.

Selbstverständlich war es, soweit sie über das Land vorliegt, die allgemeine Geschichte desselben, und soweit diese nicht ausreichte, die Vorgeschichte Tirols, woraus ich mich bemühte, Auskunft zu erhalten, sowie den ins Auge gefassten Parallelismus anzuknüpfen.

Ueber einige hergehörige Punkte, und zwar solche, welche die Prähistorie Tirols betreffen, haben, wie ich zunächst zu meiner eigenen hohen Befriedigung aussprechen darf, insbesondere die Ausführungen des Herrn Dr. von Wieser über die urgeschichtlichen Verhältnisse des Landes interessante Aufklärungen gebracht. Ueber Manches, was mir bis vor 24 Stunden, ich möchte sagen, wenigstens ab und zu zweifelhaft gewesen ist, wurden die Zweifel gelöst, und ich glaube heute wirklich ziemlich sicher andeuten zu können, wo überallhin die Fäden der ursprünglichen Provenienz unserer landeseinheimischen Rinderrassen laufen und wie sich deren Zustandekommen oder deren allmähliche Entwicklung, von den letzten Wurzelfasern ausgehend, bis in die Gegenwart vollzogen hat. Dieser Werdeprozess ist nun, soweit auf historischem Gebiete die landesgeschichtlichen Verhältnisse mehr oder weniger klar gestellt erscheinen, leicht in nuce angeführt; man weiss, dass in der vorrömischen Periode das Land von Rhätern, Vindeliciern, Norikern und Euganäern bewohnt war, deren ehemalige Stammesverbreitung oder doch Gebietsgrenzen nicht unbekannt sind; man weiss insbesondere, dass vom mittleren Inn aus, dem Ziller entlang thalaufwärts über die Bergjöcher herüber und durch das Ursprungsgebiet der Rienz, beziehungsweise des Taufererbaches herab von Nord nach Süd die norisch-rhätische Provinzialgrenze durchgelaufen ist, und man weiss ferner, dass das Lechgebiet bereits vindelicisches, das tiefere Wälschtirol euganäisches Gebiet gewesen ist.

Rhäter, Vindelicier, Noriker und Euganäer sind demnach die althistorischen, dem Namen nach bekannten Bewohner Tirols gewesen. Die archäologische Anthropologie hat indessen gefunden, dass damit für die vorgeschichtliche Periode das Auslangen nicht gefunden werden kann, sondern auch noch andere, dem Namen nach vielleicht gänzlich unbekannt gebliebene Völker im Lande gehaust haben müssen. Auch darüber wurden verschiedene Vermuthungen ausgesprochen, aber im Grossen und Ganzen hat man es bisher vermieden, diesen Urvölkern bestimmte Namen zu geben, ja es ist selbst das, was man an Volksnamen aus der unmittelbar frühgeschichtlichen Zeit ins Treffen führt, in seinem eigentlichen Kerne ebenfalls noch dunkel. Ueber die Rhäter, Vindelicier, Euganäer und Noriker weiss eben eigentlich auch der Historiograph keine nähere Auskunft zu geben; es sind allerdings Namen, aber woher ihre Träger gekommen sind und wohin sie gehören, das heisst, mit welchen anderen bekannten Völkerschaften sie in Beziehungen zu bringen sind, darüber sind die Meinungen noch sehr getheilt. Nur bezüglich der Noriker ist man in neuerer Zeit dahin überein gekommen, ihr nationales Wesen mit dem eher verständlichen Volkselemente der venetischen Illyrier in Zusammenhang zu bringen. Im Grunde haben wir damit auch nicht viel mehr, weil immer noch die Frage ungelöst ist, zu welchem europäischen Urvolke sich die Illyrier ihrerseits stellen, worüber gleichfalls sehr verschiedene Meinungen im Schwange sind. Sodann darf man auch die vielseitig erwähnten Kelten nicht vergessen, welche gleichfalls mit unter die uralte Einwohnerschaft Tirols gerechnet werden.

Die archäologische Ethnographie hat sich zwar bisher nicht sehr viel damit abgegeben, den in Tirol

dereinst urheimisch gewesenen Völkern insgesammt positive Namen geben zu wollen, so dass wir eigentlich nur solche Namen vor uns haben, welche in der frühesten geschichtlichen Zeit oder in der sogenannten antiken schriftstellerischen Welt vorkommen; gleichwohl habe ich den darin niedergelegten, sowie seither dazu gekommenen verschiedenartigen Vermuthungen ein Augenmerk zugewendet und war bemüht, Umschau zu halten auf dem, nach dem früher Angeführten wohl gerechtfertigt zu betrachtenden Parallelgebiete. Ich habe nämlich Umschau gehalten innerhalb und ausserhalb der Alpen, wo es etwa Rinderstämme von gleichen oder ähnlichen Verhältnissen der Farben und Farbenzeichnung und der Körpergestalt, sowie mit gleichen physiologischen Eigenschaften geben könnte, um auf diesem indirekten Wege zu positiveren Schlüssen zu gelangen. Nun, dieses Bemühen war nicht gänzlich erfolglos. Ich will wieder mit den extremen Erscheinungen beginnen. Als ich seinerzeit die vorhin erwähnte weisse Hauptrasse im Lande konstatirt hatte und sich zeigte, dass dieselbe mit der hyperbrachycephalen Bevölkerung des Landes ein und dasselbe Heimathgebiet theilt, wurde zunächst die Geschichte vorgenommen, um auszukundschaften, was über den letzteren Gegenstand, nämlich über Namen und Wesen der betreffenden Einwohnerschaft in historischen Quellen und Studien sich findet. Da war es nun die rhätoetruskische Frage, die vor 15—20 Jahren durch den mir auch persönlich bekannt und befreundet gewesenen Dr. Ludwig Steub in Fluss gebracht worden war, welche dieses Gebiet beherrschte. Dr. Steub und meine Wenigkeit haben uns vielfach über dieses Thema unterhalten und sind schliesslich zu den gleichen Anschauungen gelangt. Dr. Steub hat sich nicht aus der Lokal-Namenforschung allein, sondern auch aus gründlichen historischen Studien über das Tiroler Gebiet seine Ansicht gebildet. Er ist in Uebereinstimmung mit anderen autoritativen Historikern dahin gelangt, dass die Rhäter, welche den in Betracht fallenden Theil des Landes nach positiven geschichtlichen Zeugnissen in vorrömischer Zeit in Besitz gehabt haben, mit den im heutigen Toskana seit Urzeiten einheimischen Etruskern oder Tuskern eines und desselben Stammes gewesen seien, dass ursprünglich beide Volkszweige vereint als Rhäto-Etrusker in der ausgedehnten Tiefebene des Po gesessen und durch den im 4., 5. oder 6. Jahrhundert vor Christus verzeichneten Einfall gallischer Kelten auseinandergerissen worden seien, wobei die einen in die Alpen, die anderen in die Apenninen geworfen wurden.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, dass im Richtigkeitsfalle dieser Argumentation im alten Etrurien sich ein dem rhätischen Grauvieh ähnlicher Rinderschlag finden müsste, wandte ich mich nach Toskana und kann versichern, dass in einzelnen dortigen Gebirgsthälern und zwar speziell in der Val di Chiana ein Hornviehstamm von ganz kongruenter Beschaffenheit existirt, wie die von mir in Tirol als rhätoetruskische Rasse bezeichnete. Es handelt sich nun hiebei um zwei weit auseinander liegende, historisch seit nahezu 2500 Jahren getrennte Gebiete, welche nach den geschichtlichen Quellen und sprachhistorischen Forschungen einem und demselben Volke angehört haben sollen. Und dieses Volk war ein Hirtenvolk. Thatsächlich besitzen beide Gebiete annoch die gleiche Rinderrasse, wornach für mich wenigstens die Frage zu Gunsten des dereinstigen Zusammenhanges des rhätoetruskischen Volkes, damit zugleich aber auch die etruskische Nationalität der tirolischen Rhätier entschieden ist.

Sehen wir nun, wie es sich verhält mit der schwarzen Rasse des Rindes, deren Stammheimath sich deckt mit der hyperdolichocephalen Bevölkerungszone. Sie hat auch in anderen, gleichfalls ziemlich entlegenen Gebieten Parallelen oder Analogieen ihres Vorkommens und es ist in diesem Falle ein Alpengebiet, welches in Betracht kommt, nämlich das schweizerische Wallis.

Es ist indessen nicht nur durch meine eigenen vergleichenden Studien sowohl hier zu Lande als im Wallis, sondern auch durch andere Forscher, welche mit der Rinderrassenfrage sich beschäftigten, ausser Zweifel gestellt, dass die schwarze Rasse in Tirol durchaus nicht etwa einer tirolischen Urbevölkerung angehört, sondern dass sie erst auf dem Wege mittelalterlicher Kolonisation ins Land versetzt worden ist. Die schwarze Rasse Tirols, welche unter dem Namen der Duxer Rasse bekannt ist, ist im 12., 13. und 14. Jahrhundert aus dem Kanton Wallis in der Schweiz nicht nur an mehreren Punkten im Herzen Tirols, sondern namentlich auch in Vorarlberg, Lichtenstein, im schweizerischen Graubünden und an anderen Orten eingepflanzt worden. Für eine Anzahl dieser Orte liegt der angeführte Sachverhalt urkundlich erhärtet vor, und wo es nicht der Fall ist, spricht die ausserordentlich charakteristische und vererbungskräftige Rasse durch ihr Vorhandensein dafür, dass sie seinerzeit auf gleiche Art an Ort und Stelle gekommen ist.

Ich bin bezüglich beider Hauptrassen, der schwarzen und der weissen, weiter gegangen in der Erforschung ihrer ursprünglichsten oder letzten Provenienz, kann aber bei der gedrängten Zeit nur die Endergebnisse noch andeuten. Diese zielen dahin, dass die weisse Rasse inmitten von Tirol, welche der hyperbrachycephalen Bevölkerungszone angehört, dem grössten Blutsantheile nach identisch ist mit jener weissen Rasse, die sowohl in Mittelitalien, als auch im südöstlichen Europa zur Stunde noch die grösste Verbreitung besitzt, wogegen der schwarze Stammtypus seine nächsten Verwandten im südwestlichen Europa, sowie im nördlichen Afrika zu haben scheint.

Ein grosser Theil der verehrten Zuhörerschaft kennt gewiss das Vieh der römischen Campagna, ein nicht minderer das der ungarischen oder südrussischen Pusten; beides ist eine und dieselbe schöne, grauweisse, hoch und schlank gewachsene Rasse, die dem eigentlichen Habitus, d. i. den wirklich rassenmässigen oder typischen Grundformen nach in nächsten, stamm- oder blutsverwandtschaftlichen Beziehungen steht mit der weissen Rasse in Tirol.

Die Geschichte sowohl wie die Sprachforschung und Anthropologie lassen nun kaum einen Zweifel zu, wohin die seit jeher im Besitze echter Steppenvölker verbliebene Rasse in der Campagna, oder in Ungarn und Südrussland, oder noch weiter in den Steppen des Ostens zuzutheilen ist; es ist kein Zweifel, dass diese Rasse identisch ist mit der Rasse des turanischen Urvolkes, das einst im Osten von Europa und in ganz Westasien sass. So ist denn der letzte Schluss meiner Meinung nach über die allerursprünglichste Herkunft der in der hyperbrachycephalen Bevölkerungszone alteinheimischen Rinderrasse im Lande, dass sie eine in grauer, noch der Prähistorie angehörender Vorzeit aus den turanischen Steppen Hochasiens bis ins Herz des tirolischen Alpenlandes vorgedrungene ist.

Das wäre immerhin ein Fingerzeig, dass aus einer vergleichenden Beurtheilung der Rinderrassen im Zusammenhange mit den physischen und geschichtlichen Verhältnissen der Bevölkerung sich werthvolle Anhaltspunkte gewinnen lassen, um gewisse Fragen einer

Lösung näher zu bringen, für die sich gerade die Anthropologie wesentlich interessirt.

Es würde mir nicht schwer fallen, auch die übrigen erwähnten Rassetypen bis auf die letzten Wurzeln ihrer muthmasslichen Herkunft zurückzuführen, aber nachdem die dazu nöthige Zeit mir nicht mehr zur Verfügung steht, glaube ich, es bei diesen Andeutungen genügen lassen zu sollen; jedoch möchte ich den Wunsch beifügen, dass die Anthropologie Notiz nehmen möchte davon, wie es um die Entwicklungsgeschichte des nützlichsten aller Hausthiere steht und jemals gestanden hat. Die Berechtigung hiezu ist, glaube ich, dadurch gegeben, dass, so lange oder wo immer eine kulturgeschichtliche Phase des Menschendaseins konstatirt werden konnte, auch das Rind (die frühesten Epochen der Prähistorie nicht ausgeschlossen) als treuer Begleiter dem Menschen zur Seite gestanden ist und dass es sozusagen durch alle weiteren Phasen seiner Kulturentwicklung das Schicksal mit ihm getheilt hat.

Nur noch einen Punkt möchte ich bitten, meinen Ausführungen hinzufügen zu dürfen: ich hege auf Grund meiner langjährigen Spezialstudien über die Rinderrassen die Ueberzeugung, dass es beim Rinde viel leichter möglich ist, die Urrassen und ihre Heimath festzustellen als beim Menschen; beim Rinde ist es ferner auch leichter möglich, die Mischungsverhältnisse festzustellen, d. h. die ganz bestimmten Form-, Farbe- und Farbenzeichnungsverhältnisse der elementaren Bestandtheile herauszuschälen, aus denen an irgend einem Orte eine noch so gemengte Rasse der Jetztzeit zusammengesetzt erscheint.

Wenn das richtig befunden werden sollte, so würde die Beurtheilung der Rinderrassenformen vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus ein werthvolles Hilfsmittel abgeben, so manche archäologische, anthropologische, sprach- und allgemeine historische Zweifel zu lösen, geradeso gut, wie man ja Alles, was die Menschen irgend einer Zeitperiode an Werth- und Hilfsgegenständen zurückgelassen haben, und wenn es im extremen Falle selbst nicht mehr sein sollte als eine einzige Fibula oder ein geringes Steinartefakt, oft schon als sehr gewichtige Beweisstücke anführt. Den behandelten Gegenstand möchte ich schliesslich aber auch desshalb Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen, weil es in der ganzen altgeschichtlichen und vollends in der urgeschichtlichen Zeit meiner Meinung nach kaum andere Völkerschaften gab, als viehzüchtende Hirten- und Nomadenvölker; die ganze Prähistorie zeigt thatsächlich überall, auch in den ältesten Fundschichten, in der Gesellschaft des Menschen, sobald er die Phase des reinen Jägerlebens hinter sich gelassen, auch das Rind.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Herr Heierli wird wohl unserem Schweizer Freund, seinem berühmten Landsmann Rütimeyer Nachricht zukommen lassen über die Verhandlungen hier. Dieser berühmteste aller Rinderforscher wird dann vielleicht Gelegenheit nehmen, sich der Sache anzunehmen.

Herr Dr. **Palacky**-Prag:

Ich habe mich zum Worte gemeldet wegen einiger Sätze in der gestrigen Einleitungsrede unseres Herrn Präsidenten und wegen einer Aufforderung, die heute in einem der hiesigen Tagesblätter steht, wo gesagt wird, ob denn die Ansicht über das Alter des Menschen, die da ausgesprochen worden ist, konform sei mit den bisherigen Traditionen und Ansichten. Nach dem französischen Sprichwort „un drapeau qu'on cache dans sa poche — c'est un mouchoir" sage ich nun ganz offen — ich habe aus meiner Farbe nie ein Geheimniss gemacht — dass mir gar nichts bekannt ist, warum der Mensch nicht im Miocän gelebt haben könnte, ebenso gut als im Pliocän oder Eocän. Wissenschaftlich wie auf dem Gebiete der positiven Tradition, weder in der Bibel noch anderswo ist über ein Zeitmaass eine positive Angabe gemacht, im Gegentheil, diese Frage ist erleichtert dadurch, dass mit den Fortschritten der Geologie die Cuvier'sche Idee der Revolutionen, die eigentlich nur im Wege steht, vollständig hinfällig geworden ist. Ich empfehle, die sehr interessante Abhandlung des verstorbenen Professors der Geologie Villànova in Madrid über die Concordanz der Genesis mit der Geologie zu lesen, wo sich der Grundgedanke findet, den ich mir weiter auszuführen erlaube. Aber auch mein sehr verehrter Freund Suess hat im „Antlitz der Erde" positive und sehr schätzbare Daten gegeben für eine sehr moderne Auffassung über die Rückdatirung der Ereignisse, die wir gewöhnlich mit dem Namen Sintfluth bezeichnen. Es war schon früher bekannt, dass darüber eine selbständige semitische Tradition existirte, welche diese Ereignisse nicht weit zurückdatirt. Das Neue und Wichtige ist aber nur das, dass es verschiedene Epochen gegeben hat, in welchen der Ausbruch des Basaltes, der das Ende des Miocäns bildet, vorkam. Wenn auch ich die Sache hier verfolge, so möchte ich sagen, dass der Zusammenhang dieser tiefen, schwersten Schichte der Erdkruste allerdings durch das gleichzeitige Versiegen des Karlsbader Sprudels während des Lissaboner Erdbebens etwas probabler geworden ist, aber es ist kein Grund anzunehmen, dass nicht vor Tausenden von Jahren und noch länger in dieser oder jener Gegend eine geologische Periode früher eintreten konnte, ja es ist beinahe sicher, dass sie früher eingetreten ist; zu beachten sind hier die Uebergänge von einer Stufe zur andern in gewissen Gegenden, wie z. B. Wealden in Spanien, Hannover, England, Belgien. Ein direkter Beweis aber hiefür sind die Traditionen über die Sintfluth. Es ist nicht sicher und ich will das Alles dahingestellt sein lassen, in welcher Zeit ungefähr die grosse Abkühlung der nördlichen Hemisphäre, die wir Eiszeit zu nennen pflegen, eingetreten ist; das ist aber sicher und besonders durch Heer nachgewiesen, dass sie im Miocän nicht stattgefunden hat, denn am schärfsten und akutesten ist sie in der Schweiz aufgetreten. Ich kann hier nur auf die Abhandlung des Prof. Heer verweisen über das Klima des Schweizer Tertiärlandes, die beweist, dass in der Miocänzeit dort das Klima dasselbe war, wie jetzt im südlichen Nordamerika von Virginia ungefähr bis Florida. Hiezu muss ich den Herren sagen, wie weit ungefähr die Eiszeit reichte und wo sie nicht auftrat, und dann werden wir die Traditionen des Menschen damit vergleichen. Die Eiszeit trat auf am heftigsten in Nordamerika und zwar im östlichen. Ich beziehe mich auf das Wort eines Vorredners, man soll amerikanische Sachen nicht mit europäischen parallelisiren, es ist vollständig richtig, man kann die amerikanischen Perioden gar nicht parallelisiren mit unseren. Auf der alten Hälfte ging es ungefähr so, dass die konstante Vereisung, welche den Menschen bis zu den Alpen verfolgte, England nicht ganz deckte — bis ungefähr südlich der Themse —, Südengland blieb frei, denn sie hinterliess hier keine direkten Spuren; ebenso auf den Inseln und Gebieten des Mittelmeeres, wo grössere Gletscher bis zum Atlas und Sinai reichen und dann nach Osten zurücktraten; es trat dort trockene Kälte, das Steppenklima ein, wie

wir es heute ungefähr in Tibet haben. Ich berufe mich ausdrücklich auf das Zeugniss meines Freundes Wojejkov in der Dresdener geographischen Versammlung, dass von einer Eiszeit nach unseren Begriffen im Osten von Asien keine Spur sei, weder Gletscher, noch irgend etwas anderes; von Ostrussland ab hat es mit Ausnahme des Altai keine Vereisung gegeben. Dann wissen wir, dass südlich an der Grenze ungeheuer grosse Regengüsse entstanden sind in beiden Westhälften von Amerika und Europa. Vergleichen wir nun die Traditionen — ich bin da in den Fussstapfen von Ritter (Erdkunde) und Smith (Chaldäische Genesis). Die älteste ist die chinesische; sie spricht nicht von Eis, sie spricht von ungeheuer grossen Fluthen, von Ueberschwemmungen in einer Gegend, wo es heute nur Sand gibt, nicht Wasser, in der heutigen südlichen Gobi und Kansu und der Gegend, wo sich die Traditionen des älteren China lokalisiren. In dieser Gegend war so viel Wasser, sagt die alte chinesische Tradition, dass man es ableiten musste, und noch bis in die historische Zeit hinein spricht man nur von grossen Ueberschwemmungen und grossen Wäldern. Es scheint heute wie eine Ironie, und doch gibt es nachgewiesene Spuren grosser Revolutionen und Spuren davon, dass wirklich eine solche feuchtwarme Zeit existirte. Die Geologie ist mit der menschlichen Tradition im Einklang: bis 3000 und 4000 Jahre spricht die chinesische Tradition von feuchten und regenreichen Gegenden. Das coincidirt sehr gut mit dem Ende der Eiszeit, mit dem Abschmelzen der grossen Gletscher. Es haben andere — ich will hier nicht auf die bekannte englische Arbeit Howorths zurückgehen — nachgewiesen, dass die Hebung des Himalaia auch einer späteren Zeit angehört, ganz gewiss der Zeit nach dem Miozän. Ich muss erklären, dass ich zwischen den Worten Miocän und Pliocän in nicht europäischen Gegenden heute keinen festen Unterschied machen kann, weil die Formen ausser in Italien vielleicht anderswo nicht nachgewiesen sind, wenigstens nicht in dieser Art und Weise. Das französische Pliocän z. B. ist ein ganz anderes wie das deutsche und zwar so, dass nach Süden immer wärmere Formen vorkommen. Ich kann hier auf Details natürlich nicht eingehen, aber es ist ganz interessant, z. B. das Pliocän in Sizilien zu vergleichen mit dem im Norden, das spanische zu vergleichen mit dem französischen, man wird immer nach Süden und Westen wärmere Formen finden. Die Tradition von einer Sintfluth oder grossen Ueberschwemmung ist eine lokalisirte; die grossen, erwarteten Ereignisse sind eingetreten, aber keine grossen Gletscher oder Schneefelder, weil es zu warm war. Die Theorie stimmt ganz genau mit der Tradition. Die Arier haben im Grossen und Ganzen keine Sage von einer grossen Fluth, weder die Deutschen, die Slaven noch andere, aber der damalige Bildungszustand macht dies begreiflich; es gibt nur eine, die östliche, die indische und was damit zusammenhängt. In Indien ist von einer grossen Fluth, vom Schiffe des Gottes die Rede, das allein auf dem Berge Meru war. Wenn wir vom poetischen Gewande absehen, ist das nichts anderes, als dass der Berg Himalaia bei den grossen Ueberschwemmungen unberührt geblieben ist. Dass die Ueberschwemmungen erst nach der Hebung stattfinden konnten, wird man begreifen können, denn Hebungen wie die des Himalaia waren natürlich das Ende der Ueberschwemmungen, je mehr sich dieser hob, desto weniger hat es geregnet. Es ist bekannt, dass jetzt dem Zendavesta nicht das Alter zugeschrieben wird, das man ihm früher gegeben hat, aber es ist doch immer anzunehmen, dass er aus sehr alten Traditionen besteht; in dem ersten Kapitel der sogenannten Segenwanderung spricht Ormudz: ich musste andere Länder schaffen, weil sie durch Ahriman — den Teufel — mit der Kälte (siehe Ritter Asien 8, S. 33) verdorben worden sind. Das ist eine so prägnante Erscheinung, dass sie vielleicht auch eine Erklärung gibt für die Wanderung der Arier. Man setzt die Wanderung der Arier gewöhnlich etwas jünger an, aber dieses alles ist ungewiss, weil wir im Ganzen und Grossen heute nicht mehr gebunden sind, eine gleichmässige Veränderung der ganzen Erde, eine solche Revolution anzunehmen. Sie hat an der einen Ecke begonnen, hat sich fortgesetzt, ist manchmal langsamer, manchmal schneller gegangen. Bezüglich der Sage des Deukalion ist es bekannt, dass der Einbruch des ägäischen Meeres in ganz moderne Zeiten verlegt wird, es ist aber möglich, dass das zusammenhängt, ich will es nicht behaupten, aber man kann doch nicht von vorne herein die Möglichkeit ausschliessen, dass diese Tradition richtig ist. Was die alten Traditionen enthalten, widerspricht durchaus nicht dem heutigen Stande der Geologie. Die Annahme eines grösseren Alters des Menschen ist nicht bewiesen, aber ist mindestens ebenso probabel wie das bisher angenommene Gegentheil. Das ist es, womit ich den Handschuh aufgenommen habe, den uns heute jemand hingeworfen hat.

Dritte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: **Vormittags-Sitzung.** Der Vorsitzende Herr R. Virchow eröffnet die Sitzung. — O. Montelius: Kupferzeit in Schweden. Dazu Much, Virchow, Szombathy, Virchow, Kaltenegger, Montelius, Virchow. — Fiala: Ueber den gegenwärtigen Stand der Ausgrabungen auf dem Glasinac. Dazu Virchow: Zum Kongress in Sarajevo vom (15.—21. August), die Forschungen auf dem Glasinac und bei Butmir. — A. Herrmann: Mittheilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzog Josef. — C. Maška-Virchow: Brief des ersteren über die diluviale Station von Předmost. Dazu Virchow. — L. C. Moser: Ueber Höhlenfunde in der Gegend von Nabresina. Dazu Much, Moser, Montelius, Moser. — **Nachmittags-Sitzung.** Der Vorsitzende Freiherr von Andrian eröffnet die Sitzung. — M. Kříž: Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut in Mähren. Dazu J. Ranke, Kříž. — R. Virchow: Ueber die Zwergrassen. — Sergi: Ueber die europäischen Pygmäen. — Waldeyer: Ueber Gehirne der einheimischen Bevölkerung von Ostafrika. Dazu Virchow. — J. Ranke: Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und des Menschen. — Mies: Ueber das Gehirngewicht der heranwachsenden Menschen. — A Hein: Zur Entwicklungsgeschichte der Ornamente bei den Slowaken. — E. Herrmann: Anthropologisches über den Geruchssinn.

Vormittags-Sitzung.

Vorsitzender Geheimrath Prof. Dr. **R. Virchow**-Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

Ueber die Kupferzeit in Schweden.[1])

Man weiss ja jetzt mit Bestimmtheit, dass in den meisten Ländern von Europa einmal eine Kupferzeit existirt hat, d. h. eine Zeit zwischen dem reinen Steinalter und der Bronzezeit. Es war eine Zeit mit so viel Steingeräthen, dass man sie ebensogut die letzte Stufe der Steinzeit nennen kann; aber ich glaube, es ist doch zweckmässig, diese Periode Kupferzeit zu nennen, weil sie sich vom eigentlichen Steinalter ebenso wie vom Bronzealter unterscheidet, von ersterem dadurch, dass sie nicht nur Steingeräthe darbietet, sondern in ihr auch das Kupfer bekannt war, und von der Bronzezeit dadurch, dass, was von Metall ist, reines Kupfer ohne Zinn war.

Aus Ungarn, aus der Schweiz, aus Italien, aus verschiedenen andern Ländern im südlichen und mittleren Europa kennt man schon diese Kupferzeit ziemlich genau; die Frage ist aber, haben wir von einer ähnlichen Zeit auch im hohen Norden Spuren? Ich bin der Meinung, dass man solche Spuren auch in Skandinavien gefunden hat. Jetzt spreche ich eigentlich nur von Schweden, aber das, was ich von Schweden sage, hat auch für Dänemark Giltigkeit.

In Schweden haben wir in den Museen von Stockholm, Lund, Malmö u. s. w. sehr viele Gegenstände, welche durch ihre Form sich als dem Steinalter nahe stehend zeigen und welche durch Analyse sich als reine Kupfergegenstände bewiesen haben. Es ist eine Reihe solcher Analysen in den letzten Jahren auf Kosten der k. Akademie der Archäologie und Geschichte in Stockholm ausgeführt worden. Ich habe hier auf dieser Tafel[2]) einige der wichtigsten Typen abbilden lassen, welche aus reinem Kupfer sind, und andere, die ein wenig Zinn enthalten; die meisten sind in der Provinz Schonen, folglich im südlichsten Theile des Landes gefunden worden. Fast alle bei uns gefundenen Aexte, welche aus reinem Kupfer sind, haben vollständig dieselbe Form wie die Steinäxte; diejenigen, welche ein wenig Zinn enthalten, sind mehr oder weniger abweichend: die Schmalseiten sind nicht mehr so parallel miteinander, die Schneide wird viel breiter, und allmählich sieht man auch einen Anfang von den erhabenen Rändern, welche für die folgenden Formen so bezeichnend werden.

Nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland und verschiedenen anderen Ländern waren die ältesten Metallsachen aus Kupfer und die nächstältesten aus Kupfer mit einer kleinen Beimischung von Zinn. Dies ist von grosser Bedeutung, weil man somit zeigen kann, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und später gefunden haben, dass, wenn man etwas Zinn dazu setzt, das Metall besser wird; allmählich hat man mehr und mehr Zinn dazu gesetzt, und schliesslich hat man die ächte, schöne Bronze mit ungefähr 10 Proz. Zinn als das beste Metall beibehalten. Wenn das so ist, so versteht man den Ursprung der Bronzezeit viel besser als früher. Lange hatte man ja grosse Schwierigkeit mit der Frage, wie die Bronzezeit zu erklären wäre. Man sagte, es ist merkwürdig, dass die Menschen zuerst die Bronze, eine Komposition, und dann erst das Eisen, das einfache Metall, entdeckt haben. Jetzt sehen wir aber, dass die Menschen zuerst das Kupfer entdeckt haben und allmählich, nur durch einen langsamen Uebergang, den man sich leicht erklären kann, sind sie bis zur Bronze gekommen.

Die Frage, woher Skandinavien in jener Zeit das Kupfer erhalten hat, kann man jetzt wenigstens theilweise beantworten. Eine in Schonen gefundene Axt aus Kupfer hat eine Form, welche die Herren aus Ungarn und Oesterreich augenblicklich als eine in den letztgenannten Ländern einheimische erkennen müssen, und es ist nicht unmöglich, dass man auch in anderer Beziehung einen Verkehr zwischen Skandinavien und diesen Gegenden schon in der Zeit nachweisen kann. Die Analysen haben nämlich gezeigt, dass das Kupfer der hier in Frage stehenden Arbeiten aus der Kupferzeit und der Uebergangszeit zum Bronzealter nicht absolut rein ist; eine Beimischung von anderen Metallen in ganz kleinen Prozentsätzen von 1/2 oder 1/4 Proz. ist vorhanden, aber dieselben Metalle kommen auch hier in Oesterreich und Ungarn als Beimischungen vor.

Ein Fund, der ebensogut für diesen Verkehr zwischen Ungarn, Oesterreich und Skandinavien spricht, ist eine Axt aus Kupfer mit Schaftloch; analysirt ergab sie reines Kupfer. Wie Sie sehen, hat diese Axt grosse Aehnlichkeit einerseits mit den Kupferäxten, die man in Oesterreich-Ungarn wie in Schweden gefunden hat und zweitens mit den Steinäxten, die auch in Oesterreich wie in Schweden gefunden worden sind.

1) Der Vortrag erscheint ausführlich mit Abbildungen im Archiv für Anthropologie XXIII, 3.

2) Eine Tafel mit einer grossen Zahl Abbildungen von schwedischen Aexten aus reinem Kupfer und zinnarmer Bronze war vom Redner unter die Anwesenden vertheilt worden.

Solche Steinäxte sind in Schweden sogar sehr häufig, aber das Merkwürdige ist, dass diese Form in Dänemark vollständig fehlt. Dieser Umstand ist von grosser Bedeutung, weil, wie Sie wissen, Dänemark in der Steinzeit wie in der Bronzezeit ausserordentlich reich an Funden ist, viel reicher als die meisten Provinzen Schwedens. Dass dieselbe Form von Stein- wie Kupferäxten hier in Oesterreich und in Schweden vorkommt, wäre dadurch zu erklären, dass jene Aexte auf einem direkten Wege von Oesterreich-Ungarn nach Südschweden gekommen sind und nicht über Dänemark. Der gewöhnliche Weg für die damalige Verbindung zwischen Skandinavien und den übrigen Ländern Europas ging wohl über Dänemark. Es ist aber wahrscheinlich, dass schon damals einige andere Wege, z. B. der Oder entlang, von Zentraleuropa nach der Ostsee führten, und so lange man aus Dänemark keine solche Axt kennt, glaube ich, ist man berechtigt, zu sagen, hier haben wir eine Andeutung einer Verbindung auf direktem Wege zwischen Südskandinavien und Oesterreich-Ungarn.

Man könnte einwenden, es ist ja nicht möglich, dass in so früher Zeit solche Verbindungen zwischen entfernten Ländern existirten, aber bei Gelegenheit der Versammlung in Danzig habe ich mir erlaubt, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass man schon in den letzten Perioden der Steinzeit Spuren von Verbindungen zwischen weit mehr entfernten Gegenden gefunden hat, und bei der Versammlung in Serajewo vor einigen Tagen konnten wir einen Fund aus Butmir, in der Nähe von Serajewo, kennen lernen mit denselben Ornamenten auf Thongefässen, welche man einerseits in Südschweden während der letzten Steinzeit und andererseits im südöstlichen Mittelmeergebiet zur selben Zeit findet. Man hat diesen Fund aus Butmir — der auch aus der Steinzeit stammen muss, denn Tausende von Steingegenständen, aber keine Metallgegenstände sind dort gefunden worden — als einen neuen Beweis für diese alte Verbindung zwischen Südskandinavien über Zentraleuropa durch Deutschland, Oesterreich-Ungarn bis ins östliche Mittelmeergebiet anzusehen, und so ist es nicht unmöglich, sogar sehr wahrscheinlich, dass die ersten Kupfersachen auf diesem Wege hereingekommen sind.

Einige Kupfersachen können auch auf dem westlichen Wege über England und Frankreich zu uns gekommen sein, weil die Verbindungen Skandinaviens mit England und Frankreich in der Steinzeit, wie die Aehnlichkeit der Grabformen — Dolmens, Ganggräber und Steinkisten — es beweist, von grosser Bedeutung waren.

Herr **M. Much:**

Das gestern in Bezug auf mich angerufene Sprichwort „nemo propheta in patria" hat sich in der That heute im vollen Umfange bewährt: meine in der Heimath lebhaft bestrittenen Forschungen über die Kupferzeit haben durch den eben gehörten Vortrag eine dankenswerthe Stütze aus der Fremde erhalten. Unser verehrter Vorsitzender hat bei der Besprechung der im Jahre 1888 erschienenen ersten Auflage meines Buches über die Kupferzeit, trotzdem sie so wohlwollend war, dennoch bemerkt, dass ihn meine Darlegung des Verhältnisses der Kupferzeit zur Bronzezeit nicht befriedigt. Und mit vollem Rechte. Damals war das wissenschaftliche Material, welches zur vollkommenen Klarstellung hätte dienen können, noch ganz ungenügend. Seither ist es besser geworden und schon in der zweiten Auflage konnte ich auf eine Anzahl von chemischen Analysen einzelner Gegenstände, insbesondere von Flachbeilen und Dolchen verweisen, welche dem ersten Anscheine nach in der Form noch immer den Vorbildern der Kupferzeit folgen, gleichwohl aber schon einen zwar geringen, aber immerhin sehr beachtenswerthen Zusatz von Zinn besitzen, somit den Uebergang in die eigentliche Bronzezeit anzeigen.

Aus den Untersuchungen des Herrn Konservators Montelius, deren Ergebniss er soeben vorgetragen und von dem er mich schon vor längerer Zeit in Kenntniss zu setzen die Güte hatte, lässt sich nun weiters ersehen, dass mit der allmählichen Aufnahme des Zinnes in das Kupfer auch eine allmähliche Aenderung der Form der Flachbeile vor sich geht, dass also Stoff und Form in einem zweifellosen Verbande stehen und gemeinsam ihre Wandlung durchmachen.

Diese im Zinngehalte sich langsam bereichernden und zugleich in der Form von der früheren Art sich allmählich entfernenden und weiter entwickelnden Gegenstände kennzeichnen uns nunmehr in zuverlässiger Weise den Uebergang zur eigentlichen Bronzezeit und füllen die Lücke aus, die bisher noch zwischen der Kupferzeit und der Bronzezeit bestand. Sie liefern uns zugleich den Beweis, dass die Kultur der Bronzezeit nicht in ihrer vollen Blüthe nach Mittel- und Nordeuropa gelangt ist, sondern dass wir auch hier ihre ersten Keime zu erkennen vermögen.

Ich habe in der Zwischenzeit selbst eine weitere Reihe von Analysen veranlasst, worüber ich im Verlaufe des kommenden Winters Bericht erstatten wollte, und ich kann jetzt schon sagen, dass sie die Beobachtungen des Herrn Konservators Montelius in vollem Umfange bestätigen.

Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um noch einige Worte gegen eine gestern von Herrn Custos Szombathy erhobene Einwendung vorzubringen, welche dahin ging, dass die Zahl der Kupferfunde viel zu gering sei, um darauf den Bestand einer eigenen Periode zu gründen, denn insbesondere gegen die Hunderttausende, ja Millionen von Steingeräthen seien die 4000 Kupferfunde ohne Belang.

Dem gegenüber möchte ich bemerken, dass, wenn die Kupferzeit 100 Jahre gedauert hat, die Steinzeit mindestens 1000 Jahre gedauert haben muss. Ein Gegenstand aus Kupfer hat also mindestens dieselbe Bedeutung, wie 10 Gegenstände aus Stein. Was geschah ferner mit den Steingeräthen, als man in den Besitz des Metalles gelangte? Man hat sie keineswegs vernichtet, sondern sich ihrer allmählich entäussert, und wir sind nun in der Lage, sie bei ihrer bekannten Widerstandsfähigkeit wieder zu erlangen. Die Kupfergegenstände aber wurden, als die Bronzemischung aufkam, sicher ausnahmslos dem Schmelztiegel überliefert, da das Kupfer schon durch einen geringen Zusatz von Zinn, also durch blosses Zusammenschmelzen mit anderen, etwa abgenützten Bronzesachen erhöhtere Eigenschaften gewann. Es sind also nur jene wenigen Kupfersachen erhalten geblieben, welche schon vor dem Bekanntwerden der Bronzemischung dem Besitze der Lebenden entzogen waren. Aus diesem Grunde steigert sich die archäologische Bedeutung auch nur eines Kupferfundes abermals um ein Vielfaches, und man hat daher den Werth des gesammten, schon an sich nicht geringen Bestandes von Kupfergegenständen ganz anders anzuschlagen, als jenen der Steingegenstände.

Dazu kommt, dass die Kupferzeit auch schon sehr vollkommene Formen hervorgebracht hat. Eine der

merkwürdigsten Erscheinungen dieser Zeit ist der Ihnen auf der Tafel des Herrn Konservators Montelius zur Anschauung gebrachte Hammer aus Schonen. Er besteht aus reinem Kupfer, und wer sich den Thatsachen nicht absichtlich verschliessen will, wird die volle Gleichartigkeit seiner Form mit jener der nebenbei dargestellten Steinhämmer nicht in Abrede stellen. Ihre getreuen Seitenstücke finden wir zahlreich in den oberösterreichischen Pfahlbauten und zwar in Gesellschaft ebenso zahlreicher Gegenstände aus ungemischtem Kupfer einerseits und eines grossen Bestandes von Steingeräth andererseits.

Ein hieher gehöriger Gegenstand ist ein aus Westpreussen stammender Dolch mit angegossenem Griff, über den vor einigen Monaten Herr Dr. Lissauer in Berlin berichtet hat. Seine Zeitstellung ist durch die Gesellschaft von Gegenständen aus dem Uebergange vom Stein zur Bronze gesichert und dessen Analyse ergab reines Kupfer. Er bildet somit für eine andere Art von Funden ein gleichwerthiges Beweisstück, wie der Hammer aus Schoonen. Ein zweiter derartiger Dolch aus Westpreussen und ein dritter aus Graubünden enthalten schon einen kleinen Zusatz von Zinn und bezeugen die längere Konservirung dieser Form.

Zählt man zu diesen Funden noch den Schmuck aus Kupfer und die zahlreichen Erscheinungen, die nicht an das Kupfer als Stoff gebunden sind, wohl aber Kupferfunde begleiten, so zeigt sich, dass die Kupferzeit auch einen ansehnlichen Formenreichthum besessen hat.

Das Alles sollte genügen, diese Zeit aus der ihr vorangehenden reinen Steinzeit und ihr nachfolgenden reinen Bronzezeit als einen gut charakterisirten Abschnitt herausheben zu dürfen. Was ihren Namen betrifft, so würde ich mich gern bescheiden, wenn man sie statt Kupferzeit als Uebergangszeit vom Stein zur Bronze bezeichnen wollte; da aber Herr Konservator Montelius durch seine Untersuchungen nachgewiesen hat, dass es zweifellos auch eine Uebergangszeit vom Kupfer zur reinen Bronze gibt, so hätten wir zwei Uebergangszeiten, die eine — grössere — vom Stein zur Bronze und innerhalb ihr eine zweite — kleinere — vom Kupfer zur Bronze, wesshalb ich es für zweckmässiger halte, bei der Bezeichnung Kupferzeit zu verbleiben.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich möchte Herrn Dr. Much, wie schon neulich, darin beitreten, dass es zweckmässig ist, eine strengere Unterscheidung zu machen und die Kupferzeit als solche zu bezeichnen. Das stimmt überein mit dem alten Grundsatze der Naturwissenschaften, dass die Unterscheidung für den Fortgang der Forschung nützlicher ist, als die Zusammenfügung. Die Synthese mag ja später kommen, zunächst aber handelt es sich um die Analyse. Wir befinden uns gegenwärtig im Stadium der Analyse, und da ist es viel besser, wenn wir uns daran gewöhnen, die Kupferfunde zunächst für sich zu betrachten und nicht ohne weiteres mit der ganzen übrigen Metalltechnik zusammenzuwerfen.

Die Mittheilungen des Herrn Montelius und die Tafeln, die er uns vorgelegt hat, haben mich überrascht, weil sie zeigen, dass unter gleichen Verhältnissen überall dieselben Formen sich vorfinden. Mit einem Gedanken können wir uns freilich ein wenig schwer befreunden, nämlich dass überall von Neuem die Entwicklung stattgefunden hat, dass man überall von der Steinzeit zur Kupferzeit und Bronzezeit aufgestiegen ist, gleichsam durch eigene Erfindung. Ich meine, dass der Uebergang an sich nicht an jedem Orte sich wiederholt hat, sondern dass man im Gegentheil aus den uns vorgelegten Abbildungen deduciren kann, dass wir eine Tradition annehmen müssen, die von gewissen Stellen aus auf andere sich fortpflanzte, so dass eine Lehre nothwendig war und dass Wanderungen anzunehmen sind. Ich stimme Herrn Montelius darin bei, dass auch in jener frühen Zeit schon sehr weitgehende Wanderungen stattfanden. In Norddeutschland haben wir Beweise von Verbindungen, die bis in die Schweiz gereicht haben. Der materielle Transport von Arte- und Manufakten auf so grosse Strecken ist nur so zu erklären.

Ich möchte noch hervorheben, dass es auch unter den Geräthformen gewisse einzelne gibt, bei denen es besonders schwierig wird, überall den einen Gedanken der selbstständigen Erfindung zu Grunde zu legen, bei denen vielmehr die Nothwendigkeit vorliegt, die Erfindung auf ein gemeinsames Zentrum zurückzuführen. Ich habe in einer Diskussion bei Gelegenheit der Versammlung in Danzig schon darauf hingewiesen, dass wir namentlich eine Form haben, welche diesen ganz spezifischen Charakter der Ueberlieferung an sich trägt, die Doppelaxt aus Kupfer mit einer Schneide an jedem Ende. Daraus sind die beiden Formen hervorgegangen, von denen bei der einen auf jeder Seite des in der Mitte liegenden Stielloches eine gleichmässig und zwar quer gestellte Schneide ist, während bei der anderen auf der einen Seite des Stielloches eine horizontale Platte, auf der anderen eine verticale, jede mit einer (also über das Kreuz gestellten) Schneide liegt. Diese Doppelaxt ist bei uns sehr selten und zugleich so eigenthümlich und so sehr abweichend von allen Bronzeäxten, welche gewöhnlich gefunden werden, dagegen so ähnlich gewissen orientalischen und ungarischen Aexten, dass ich vollständig überzeugt bin, dass sie nur auf dem Wege der Ueberlieferung, sei es des Handels, der materiellen Ueberlieferung, oder sei es der Lehre, der Uebertragung einer Kunstfertigkeit, zu uns gelangt sein kann.

Was die von Herrn Montelius abgebildete Steinaxt betrifft, so haben wir über diese Form schon wiederholt auf den internationalen Kongressen diskutirt; es ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob die Steinäxte dieser Art nicht in die Bronzezeit reichen, weil sie Formen an sich haben, die der Metalltechnik mehr entsprechen, als der einfachen Politur, dem einfachen Zuschleifen eines Steines. Je mehr ich die Sache verfolgt habe, umsomehr glaube ich mich dieser Ansicht zuwenden zu müssen: ich halte diese Axt für eine jener Formen, welche eine Nachahmung von Gusstücken sind, also der Bronzezeit angehören. Es gibt im Norden, namentlich in den deutschen Ostseeprovinzen Russlands, zahlreiche Gelegenheiten, zu sehen, wie diese Art von Polituräxten in Stein sich in Gräbern findet, die im Uebrigen mit voller Bronzekultur ausgestattet sind.

Herr **Szombathy**-Wien:

Wenn wir es ja gewiss als unsere Pflicht ansehen müssen, bei unseren Forschungen so viel als möglich die Unterschiede unter den Thatsachen aufzuzeigen und festzustellen, so, glaube ich, ist es wiederum in einer Versammlung wie die heutige angemessen, die Uebereinstimmung in den Gedanken, die vielleicht früher nicht so klar zu Tage trat, als sie durch die Diskussion hier sich ergibt, auch wiederum aufzuzeigen. In dieser Beziehung muss ich sagen, dass ich, obwohl ich hier als der Stänker in dieser Frage er-

scheine, mit grösster Befriedigung aus der heutigen Diskussion scheide; denn wir haben gesehen, erstens einmal, dass sowohl für Schweden als auch anerkanntermassen für unser Mitteleuropa die eigentlichen Typenformen nichts anderes sind und als nichts anderes gedeutet werden können, denn als metallene Nachbildungen der Steinzeitformen, der steinernen Aexte. Das zweite ist, dass die Fortentwicklung in der Kupferzeit selbst nicht zu besonderen Kupferzeitformen führt, sondern dass in der allernächsten Fortentwicklung die Kupferformen durch bronzene Sachen verdrängt werden, welche wir bereits der eigentlichen Bronzezeit zuschreiben müssen, und dass für die Kupferperiode, wenn ich die ungewöhnlichen Stücke ausscheide, auf deren Ungewöhnlichkeit der Herr Vorsitzende soeben aufmerksam gemacht hat, eigentlich nichts anderes übrig bleibt, als eine Reihe kleinerer Werkzeuge, wie Nadeln, Axt- und Messer- oder Dolchklingen u. s. w. Dies sind eben Gegenstände, die keine spezifische Form, sondern nur Steinformen haben. Damit ist ja die Stellung, welche wir der Kupferzeit zumessen können, zum Theil auch typologisch gegeben. Das, glaube ich, ist dasjenige, was wir aus allem hier Gesagten feststellen können. Wenn die Herren damit übereinstimmen wollen, so glaube ich, ist der Standpunkt des Herrn Dr. Much mit meinem bescheidenen Standpunkte vollkommen vereinigt, und das ist es ja, was wir in Bezug auf die Meinungen, die wir haben, zu erreichen suchen sollen. Dass die Schicht, in welcher das Kupfer zuerst auftritt, sehr wohl zu unterscheiden und in jedem einzelnen Stücke aufs genaueste festzuhalten ist, ist offenbar und wird keiner Bekämpfung unterliegen, wie auch ich dagegen nie gekämpft habe. In der Beziehung stehe ich vollkommen auf dem gleichen Standpunkt. Die Frage ist nur, ob wir einen bestimmten Typus hier haben, welcher so, wie andere archäologische Schichten, durchaus von den benachbarten sich unterscheidet oder nicht, und das scheint mir bei der Kupferzeit nicht in dem Maasse der Fall zu sein, wie bei anderen archäologischen Perioden.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir sind wohl alle einig darüber, dass das Kupfer als Material der Technik sich von der ersten Kupferzeit her bis zur Gegenwart fortsetzt und dass noch gegenwärtig bisweilen eine Kupferzeit eintritt. Bei gewissen Formen muss man sogar fragen, ob es in der That altes Kupfer ist. Im Gegensatz zum Herrn Vorredner möchte ich hier nur noch einmal konstatiren, dass gewisse Formen in Stein und in Kupfer neben einander vorkommen, aber es ist das nicht so zu interpretiren, dass die Formen zuerst aus Stein und dann aus Kupfer und vielleicht auch aus Bronze gebildet worden sind, sondern umgekehrt, dass man sie zuerst aus Metall gebildet hat und erst dann, nachdem die metallische Form gegeben war, aus Stein, d. h., dass die steinerne Axt nicht der Steinzeit angehört, sondern der Metallzeit. Das ist unsere grosse Differenz; sie bezieht sich namentlich auf die Chronologie, darauf, dass in baltischen Bronze- und Eisengräbern eine Menge von Bohrzapfen gefunden worden ist, neben denen metallene Geräthe vollständig entwickelt vorhanden waren. Dass also Steingeräthe auch in der metallischen Zeit noch hergestellt worden sind, das ist es, was uns noch einigermassen scheidet. Es ist ganz undenkbar, dass ein Mensch, der nur aus Stein fabrizirte, auf solche Formen der Steingeräthe gekommen sein sollte, wie sie hier abgebildet sind, ohne dass er ein Vorbild hatte, das aus weicherem, bildsamerem Material hergestellt war. Wie mir scheint, ergibt sich aus diesem Punkte wohl die grösste Differenz zwischen uns.

Was im Uebrigen die Abtrennung einer Kupferzeit betrifft, so halte ich es für praktisch, dass wir zunächst mehr auseinander legen; ob es sich nachher mehr zusammenbringen lässt oder nicht, will ich im Augenblicke nicht beurtheilen, aber ich rathe dazu, dass wir nicht allzu frühzeitig alles Kupfer der Bronze subsumiren, sondern die Unterabtheilung der Kupferperiode festhalten.

Herr Hofrath **Kaltenegger**-Brixen:

Ich möchte nur ganz kurz bemerken, dass nach meinen bisherigen Wahrnehmungen auf dem Gebiete der recenten wie der fossilen Rinderzucht ein vollkommener Parallelismus herrscht zwischen der ausgedehntesten Verbreitung der neulich besprochenen weissen Urrasse des Rindes und dem Bereiche der Kupfer- wie Bronzeperiode, indem überall dort, wo eine ausgesprochene Bronzezeit von der Archäologie konstatirt wurde, soweit theilweise ein untersuchtes fossiles Knochenmaterial des Rindes in Frage kommt, ganz besonders aber, soweit sich aus den heutigen Formen des Rindes in den gegebenen Lokalitäten ein Rückschluss ziehen lässt, eine ganz eminente Zusammengehörigkeit zwischen beiden Elementen wahrzunehmen ist. Darnach erscheint die Bronzezeit als identisch mit der Zeit der Verbreitung der weissen Urrasse des Rindes und die weisse Urrasse des Rindes ist identisch im grossen und ganzen mit der turanisch-mongolischen Rasse des Rindes. Sohin stehe ich nicht an, die Meinung zu vertreten, dass weit weniger blosse Handelsbeziehungen es gewesen sind, welche die frappante Gleichartigkeit zahlreicher und typischer Bronzegegenstände an den scheinbar weitest auseinander liegenden Punkten unseres Kontinents, zumal im Osten und Norden, erklären, als wie thatsächlich erfolgte Völkerverschiebungen oder Wanderungen, resp. Neugründungen und Niederlassungen von bestimmten Völkerschaften.

Nach Massgabe meiner Anschauungen über die stete Unzertrennlichkeit des Menschen und des wichtigsten seiner Hausthiere muss ich annehmen, dass die turanisch-mongolische oder überhaupt die der grossen Hauptgruppe der mongoloiden Urmenschen zugehörige Form des Rindes zugleich diejenige gewesen sei, welche die Bronzevölker in der Welt, wenigstens in der europäischen Welt, begleitet habe. Ich dürfte mir zur Erläuterung dessen vielleicht die Bemerkung erlauben, dass ein ähnlicher Parallelismus sich auch für die Steinzeit herausstellt, wobei es der Beweiskraft meiner Folgerungen sehr zu statten kommt, dass das Rind der Steinzeit durch die Ihnen allen bestens bekannten Forschungen Rütimeyer's ziemlich klar gelegt worden ist. Das Rind der Steinzeit zeigt eine ganz ähnliche allgemeine Ausbreitung wie das Rind der Bronzezeit; ich habe mir aber diesen Hinweis deshalb gestattet, um meine Ausführungen von neulich zu stützen, unter Einem aber auch die Meinung derjenigen, welche nicht Handelsbeziehungen, sondern hauptsächlich Wanderungen auch für die Bronzezeit vertreten — und es sind gewichtige Autoritäten, welche das thun — von dem in Betracht gezogenen Gesichtspunkte aus zu unterstützen.

Herr Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

Ich habe die Ehre, dem Kongresse ein Exemplar des Werkes: La civilisation primitive en Italie

depuis l'introduction des métaux zu überreichen. Es ist das erste Exemplar der ersten Abtheilung des Albums, das eben in diesen Tagen zur Vollendung gereift ist; in einigen Monaten will ich mit dem Texte fertig werden.

Ich glaubte, dass es vielleicht den Kongress interessiren könnte, dieses Album kennen zu lernen. Es ist eine Arbeit, womit ich seit 1876 beschäftigt bin, und die Ausgabe ist nur dadurch ermöglicht worden, dass ein schwedischer Herr Namens Wilson, der jetzt gestorben ist, eine sehr grosse Summe zur Verfügung gestellt hat; einige schwedische Institutionen, wie z. B. die Regierung und die k. Akademie für Archäologie und Alterthumskunde haben auch beigetragen. In diesem Album habe ich das Material aus der prähistorischen und protohistorischen Zeit Italiens zusammengestellt. Dieses Material ist ausserordentlich umfangreich und es war bis jetzt sehr schwer, es näher kennen zu lernen, weil die Sachen selbst in einer Unmenge von Sammlungen zerstreut liegen und ein zusammenfassendes Werk bis jetzt nicht existirt.

Diese erste Abtheilung enthält zuerst eine typologische Darstellung der italienischen Fibeln, weil die Fibeln als „Leitmuscheln" für die spätere Zeitbestimmung dienen können; die zweite Serie bietet eine Zusammenstellung aller wichtigeren Funde, die man in Italien gemacht hat, hier nur aus Norditalien. Ich fange mit der Kupferzeit an — wie bekannt hat man ja in Italien sogar einige Gräber aus jener Zeit gefunden —; und so gehe ich allmählich bis in die gallische Periode. Das Werk umfasst die Zeit von ungefähr 2000 v. Chr. bis zum letzten Jahrhundert v. Chr. Die Tafeln sind so arrangirt, dass man leicht sehen kann, aus welcher Gegend und aus welcher Periode die abgebildeten Gegenstände stammen und wie sie gefunden worden sind, ob in Terramaren, in anderen Pfahlbauten, in Gräbern oder in Depotfunden.

Vorsitzender Herr **Virchow**-Berlin:

Ich darf wohl sagen, dass wir Herrn Montelius nicht bloss zu Dank verpflichtet sind, sondern es auch als eine besondere Ehre empfinden, dass er uns gerade dieses erste Exemplar vorgelegt hat. Wir werden uns bemühen, möglichst die Vertheidiger und Vertreter der Richtung zu sein, die er so mühevoll gegründet hat.

Herr **Franz Fiala,** Custosadjunkt, Sarajevo:

Ueber einiges Neue vom Glasinac.

Vor fünf Jaren hatte mein Amtskollege Dr. Truhelka gelegentlich der ersten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Wien die Ehre, über die Erfolge der ersten systematischen Ausgrabungen am Glasinac zu berichten. Die Arbeiten wurden inzwischen in erhöhtem Massstabe fortgesetzt; die Zahl der ausgegrabenen Tumuli ist auf 1000 gewachsen und die Fundobjekte aus den Tumuli betragen heute circa 5000 Stücke. Auf die, bei den Ausgrabungen gewonnenen Erfahrungen, sowie auf das neue Materiale gestützt, erlaubt sich der Referent, einiges Neue und zugleich Berichtigende über diese interessanten Nekropolen einer illustren Versammlung zur Kenntniss zu bringen.

Für Diejenigen, welchen die Literatur über dieses Kapitel bisher nicht zugänglich war, will ich einiges über das Vorkommen von Tumuli im Occupationsgebiete vorangehen lassen.

Mit Ausnahme des nördlichen Bosniens sind dieselben fast überall, wenn auch in variirender Anzahl, im Gebiete zu finden. In ungeheuerer Menge kommen dieselben in Mittelbosnien und zwar im Bezirke von Petrovac und in der Expositur Dolnji Unac, ferners in Südbosnien im Bezirke Rogatica und in der Hercegovina vor. Die Hügelgräber des letztgenannten Landes bergen jedoch keine Bestattungen aus der älteren Eisenzeit, sondern zumeist Bestattungen in Steinkisten, deren relatives Alter in Folge der geringen Beigaben, Scherben von Freihandgefässen, heute noch nicht mit Sicherheit konstatirt werden kann.

Der Glasinac bildet die östliche Abfallstufe der circa 26 Kilometer nordöstlich von Sarajevo gelegenen Romanjaplanina. Das circa 950 m hoch gelegene Plateau „Glasinac" mit den gegen dasselbe abfallenden Hügelzügen repräsentirt gewissermassen das Zentrum des Vorkommens der Tumuli im Bezirke von Rogatica, daher auch der Name „Glasinac" als Sammelname für die Tumuli des genannten Bezirkes figurirt.

Die Hügelgräber sind in der Regel in mehr oder weniger dicht geschlossenen Nekropolen um Ringwälle (Wallburgen) situirt.

Mit Vorliebe erscheinen Hügel mit freier Aussicht in der nächsten Nähe der Wallburgen zur Anlage gewählt. Die Form der Tumuli ist die eines abgestutzten Kegels mit eliptischer oder kreisförmiger Basis; die Durchmesser variiren zwischen 3 und 15 m, die Höhen zwischen 0,3 — 4 m. In wenigen Fällen wurden auch Durchmesser von 18, 22 und 30 m beobachtet. Dem Materiale nach bestehen die Gräber aus Bruch- und Klaubstein, mit geringen Beimischungen von Erde. Reine Erdtumuli kommen äusserst selten vor.

Interessant ist das Vorkommen von Tumuli in Ringwallform; die Beisetzungen sind bei solchen immer unter dem Walle und nicht im freien Innenraume zu finden.

Beachtenswerth sind tumuliartige Hügel, die jedoch nur abgewitterte Schichtenköpfe des Triaskalkes vorstellen; beim Abgraben derselben findet man immer die Reste des Schichtenkopfes als massiven, anstehenden Fels.

Der Durchmesser solcher Hügel beträgt nie über 5 m, die Höhe nicht über 1 m. Ich habe diese Art von Hügeln „geologische Tumuli" benannt. Sie enthalten nur in äusserst seltenen Fällen Beisetzungen. Für Tumuli mit krater- oder brunnenförmig eingesunkenem Scheitel habe ich darin die Erklärung gefunden, das solche auf Karstmulden oder Karsttrichtern angelegt waren und durch die Wirkung der Meteorwässer ein theilweises Nachstürzen stattgefunden hat.

Die Beisetzungen bestehen aus Skeleten oder Leichenbrand; manchmal kommen in einem Tumulus beide Bestattungsarten neben einander vor. Unter dem mir bis dato zur Verfügung stehenden Materiale habe ich die Prozentzahl für Tumuli mit unverbrannten Beisetzungen mit 60 Proz., für solche mit Brandbestattungen mit 30 Proz. und endlich für jene mit beiden Bestattungsarten neben einander mit 10 Proz. ermittelt.

Die Beisetzungen, ob Brand, ob Skelet, liegen in der Regel auf dem gewachsenen Naturboden. Bei einigen Massengräbern konnte ich Beisetzungen in verschiedenen Niveaus beobachten; aber wohlbemerkt, die Beigaben aller Beisetzungen gehörten dann der gleichen Stilrichtung an, so dass von Nachbestattungen aus späteren Perioden nicht die Rede sein kann. Ich halte solche Gräber für Sippengräber. —

Die Hauptmenge der Hügelgräber gehört der älteren Eisenzeit an. Nebenbei kommen jedoch auch Tumuli der jüngeren Bronzezeit, der La Tène-Periode,

der römischen Epoche, der Völkerwanderungszeit und des Mittelalters, Schlachten- oder Epidemiegräber vor.

Ausser diesen letztgenannten Hügelgräbern habe ich auch Nachbestattungen aus all' den erwähnten Perioden in Tumuli der älteren Eisenzeit gefunden.

Tumuli der reinen Bronzezeit, Skeletgräber bergend, wurden nur ein einzigesmal in einer geschlossenen Gruppe, bei Borowsko, sonst nur einzelweise gefunden.

Die Funde bestanden in flachen, torquesartigen, halboffenen Halsringen mit eingravirten Spiralornamenten, massiven Schmucknadeln aus Bronzeguss, Anhängseln aus mit einander verbundenen Spiralringen, kurzen Dolchmessern, getriebenen Knöpfen und hülsenförmigen halboffenen Armbändern aus Bronzeguss.

Einmal wurde ein kurzer Bronzedolch nebst einer Hammerart aus Diorit bei einer Leiche gefunden.

Insbesondere beanspruchen die Gräber der älteren Eisenzeit unser Interesse. Es kommen hier sowohl Brand-, als auch Skeletgräber vor.

Bei den unverbrannt beigesetzten Leichen überwiegt die Orientirung von West nach Ost (70 Proz.); doch sind auch solche in allen Richtungen der Windrose beigesetzt gefunden worden.

Die Artefakte verrathen einestheils gewisse Uebereinstimmung mit Funden aus Hallstatt, anderentheils sind griechische Einflüsse konstatirbar.

Die Bronze bildet das Material zu allen Schmuckgeräthen, das Eisen wird bis auf einige Fibeln und Schmuckringe sonst ausschliesslich zu Waffen verwendet.

Von anderen Metallen wurden Silber und Blei, allerdings nur selten gefunden.

Die Thongefässe sind Freihandtypen, die theils griechische Muster kopiren, theils Formen der istrischen und bosnischen Ringwälle entsprechen.

Nach gewissen typischen Artefakten, vornehmlich Fibeln und Armringen habe ich eine wenn auch nur vorläufig giltige Trennung der Funde in drei stylistisch und zeitlich verschiedene Perioden aufgestellt.

I. Aelteste Periode der Skeletgräber.

Charakteristich für diesen Abschnitt ist das Vorkommen der bronzenen griechischen Fibel, der Peschirafibel, einiger Arten der Scheiben- oder Plattenfibel, der stulpenförmigen Armringe aus Bronzedraht und des geraden Eisenschwertes mit schalen- oder glockenförmigem Knaufe und zweilappigem Griffe (Form der Bronzezeit in Eisen ausgeführt).

II. Jüngere Periode der Skeletgräber mit dem ersten Vorkommen von Brandgräbern.

Die charakteristischen Typen sind folgende: Die zweischleifige bronzene Bogenfibel mit variabler Fussplatte, die eiserne zweischleifige Bogenfibel, die bronzene und eiserne Brillenspiralfibel, Formen von bronzenen Platten- oder Scheibenfibeln, die bronzene Kahnfibel, die bronzene Knopffibel, massive, gegossene Gelenkringe aus Bronze, rund oder flach im Körper, mit Gravirungen dekorirt, und das einschneidige, gekrümmte Haumesser aus Eisen, welches das Schwert ersetzt.

III. Periode der Brandgräber.

Die bronzene Knotenfibel (einschleifig, mit verlängertem, dreieckigem Fusse), die eiserne, einschleifige Bogenfibel, die Certosafibel, die Armbrustcertosafibel, einige Arten von Charnierfibeln, Armbänder aus Bronzeblech mit getriebenen Ornamenten und Thongefässe aus feingeschlemmtem Material, meist in der Form von Fusschalen repräsentiren das charakteristische Material dieser Periode. —

Wie vorher erwähnt, ist die Trennung der drei Perioden keine absolut scharfe; denn hie und da wird auch eine Type der einen Periode in einem Grabe der zweiten gefunden. —

Um Ihnen ein Bild eines reich ausgestatteten Grabes demonstriren zu können, benütze ich die hier ausgestellten Objekte, welche einem Tumulus aus der Umgebung von Ilijak entstammen.

Die kleine Nekropole liegt am Fusse der Wallburg Ilijak. Der Tumulus war 2 m hoch; der Durchmesser der Basis betrug 15 m; er enthielt nur eine Beisetzung. Das Skelet lag auf einem 0,7 m hohen Steinbanquette von Nordost nach Südwest orientirt.

Auf dem Haupte desselben lag eine bronzene Schale mit eierstabförmig getriebener Wandung (à godrons); auf der Brust befanden sich 48 Paare bronzener, getriebener Buckelknöpfe, eine Schnur kleiner Bernsteinperlen und eine Schmucknadel aus Bronze mit Vorstecker.

Die Knöpfe haben höchst wahrscheinlich eine Art von Brustpanzer gebildet.

An der rechten Hüfte stand eine grosse bronzene Schüssel, welche in ihrem Innern einen aus Bronzeblech getriebenen Skyphos barg.

Am Schoose des Skeletes wurde eine Patere aus Bronzeblech, ein Wetzstein in einer bronzenen Hülse gefasst und ein Schwert mit bronzenem Knaufe und solchen Griffschalen gefunden. Die Schienbeine waren mit Beinschienen aus Bronzeblech, welche getriebene Verzierungen aufwiesen, bekleidet. In der Nähe des Hauptes lagen zwei massive Gelenkringe aus Bronzeguss, ein radförmiges Zierstück aus Bronze und zwei eiserne Lanzenspitzen.

Besonders interessant erschien nur der Umstand, dass der Kopf des Skeletes mit einer Schale à godrons bedeckt war.

Ich habe schon einmal denselben Fall in einem Tumulus bei Citluci konstatiren können. — Haben wir es hier mit einer eigenthümlichen Form von Kopfbedeckung oder einer sacralen Gepflogenheit, nach welcher ein Weihegefäss dem Todten auf das Haupt gelegt wurde, zu thun? Ich will noch einen eventuellen dritten analogen Fund abwarten, um dann mit Sicherheit das Resummé abfassen zu können.

Beachtenswerth ist auch das Beinschienenpaar, zu welchem noch zwei analoge Paare in der Nekropole von Ilijak ausgegraben wurden. Das Fehlen jeglicher Muskelmodellirung und die Gravirungen, welche dieselben Motive, wie die Stirnreife, Schliessen und Tänien vom Glasinac aufweisen, bestimmen mich, die Arbeit für eine epichorische zu halten. Eigenthümlich ist die Art der Befestigung derselben; es sind an den Rändern der Schienen drei Ringpaare angebracht, die zum Durchziehen des Binderiemens bestimmt waren.

Gegenstände griechischen Importes sind wiederholt in den Tumuli der älteren Eisenzeit am Glasinac gefunden worden. Ein korinthischer Bronzehelm, ein bemaltes Thongefäss, bronzene Beinschienen mit schön ausgearbeiteten Muskelpartien, mehrere griechische Bronzefibeln, bronzene Pateren und Henkelkannen bilden das diesbezügliche Fundinventar.

Nur kann ich nicht der Ansicht huldigen, dass sämmtliche Artefakte, die annähernd griechischen Stil reproduciren, auch direkt Importartikel sind; ich glaube vielmehr, dass vereinzelte Geräthe griechischer Provenienz unter den einheimischen Erzarbeitern Bosniens

als Vorbilder für ganze Suiten grăcisirender Artikel gedient haben.

Eine ebenso auffallende Erscheinung wie die Nekropolen bilden die Ringwälle (Wallburgen) am Glasinac; wir zählen deren bereits 35. Die Eingänge der Seitenthäler, sowie fast aller dominirenden Punkte sind von ihnen gekrönt Sie lassen sich nicht alle unter einen Typus schablonisiren.

Einige mit grossem Areal und mächtigen Kulturschichten entsprechen dorfähnlichen Siedelungen, andere mit mächtigen, komplizirten Befestigungswällen, ohne Kulturschichte, sind meiner Meinung nach nur Refugien in Kriegsgefahr, wohin sich das Volk mit Vieh und sonstiger Habe flüchtete.

Endlich gibt es noch Ringwälle mit schwachem, niedrigen Walle ohne Kulturschichte; diese scheinen nur eine Art von grossen Viehpferchen gewesen zu sein. Die Anlage der Wallburgen schmiegt sich immer dem Terrain an. Wasser ist gewöhnlich nicht in der nächsten Nähe zu finden; doch habe ich in einigen Wallburgen Reste von primitiven Cisternen gefunden.

Die Ausgrabungen, die in drei solchen Stätten vorgenommen wurden, ergaben das Resultat, dass Wallburgen und Nekropolen einer und derselben Kulturepoche angehören; dieselben bronzenen und eisernen Artefakte, die gleichen Thongeräthe liefern den vollgültigen Beweis dafür.

Der Glasinac ist eine der besten Hochweiden Bosniens; die Viehzucht steht in Folge dessen in hoher Blüthe und sichert der Bevölkerung einen hohen Grad von Wohlhabenheit. Man darf daher nicht staunen, dass diese Gegend bereits in prähistorischer Zeit eine so dichte Besiedlung aufweist, die sich in den zahlreichen Ringwällen und massenhaften Tumuli manifestirt. Ausserdem ist die strategische Position des Glasinac, der Schlüssel Bosniens gegen Osten, eine sehr wichtige, so dass es kein Staunen zu erregen braucht, wenn sich dort so viele zu einem komplizirten Vertheidigungsnetze vereinigte Ringwälle befinden.

Was das Volk anbelangt, dem die prähistorischen Denkmäler zuzuschreiben sind, so kommen hiebei nur die Illyrier in Betracht. Daten der alten Schriftsteller, sowie illyrische Ortsbezeichnungen und Tumulinamen, ferners die Resultate der Messungen der aus den Tumuli stammenden Schädel legen die Thatsache ziemlich nahe.

Das geringe Vorkommen von La Tène-Objekten auf dem Glasinac rief in mir die Vermuthung wach, dass die ältere Eisenkultur in dieser Gegend fast unmittelbar in die römische Provinzialkultur überging. Dieses Bollwerk, im gebirgigen Landesinnern gelegen, wird wohl am längsten der römischen Occupation widerstanden haben; dies bezeugen auch die verhältnissmässig jüngeren römischen Grab- und Meilensteine, welche in jenem Landestheile gefunden worden sind und die insgesammt der späteren Kaiserzeit angehören.

Der Glasinac ist seit jeher ein vielfach umstrittenes Bollwerk gewesen. Wenn auch kein Historiker die Kämpfe in römischer Zeit verzeichnet hat, so kennen wir doch die bedeutenden Treffen des türkischen Occupationsheeres mit den königlich bosnischen Schaaren im Mittelalter an dieser Stätte. Und eine sonderbar anmuthende Ironie des Schicksals ist der Umstand, dass beim letzten Treffen der österreichischen Occupationstruppen mit den Insurgenten am Glasinac, 1878, in den Reihen der Letztgenannten viele Albanesen, die Stammverwandten oder Reste der alten Illyrier, auf altillyrischem Boden ihr Blut vergossen.

Heute ist es ruhig geworden am Glasinac. Es ist aber nicht die traurige Stille des Schlachtfeldes, sondern beglückende Mittagsruhe. Die Sonnenstrahlen haben den dichten Nebel durchbrochen; sie küssen die üppigen, erntereifen Fluren und vergolden die Schwingen des über dem Gefild dahinschwebenden Kaiseraars.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich als Vorsitzender etwas zu viel spreche; ich würde indess glauben, der Pflicht der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit nicht zu genügen, wenn ich, nachdem wir beinahe eine Woche in Bosnien waren, den dortigen Herren nicht auch meine ganz besondere Anerkennung aussprechen wollte. Sie haben so grosse Arbeiten durchgeführt, dass sie unserer Bewunderung sicher sein können.

Wir haben das Vergnügen gehabt, unter der Führung des Herrn Fiala zwei Tage auf dem Glasinac selbst zuzubringen und denselben in verschiedenen Richtungen, einigermassen wenigstens, kennen zu lernen, und ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass wir voll des höchsten Erstaunens und Lobes über die dortigen Arbeiten waren. Vielleicht ist es nicht ganz ohne Interesse für die fernerstehenden Herren, wenn ich die beiden Hauptpunkte, welche schliesslich bei der Diskussion hervorgetreten sind, darlege.

Was zunächst die Rassenfrage anbetrifft, die Herr Fiala mit berührt hat, so sind wir wenigstens in der Mehrzahl zu einem Resultat gekommen, welches von dem früher ausgesprochenen nicht unerheblich differirt. Es ist vielleicht von besonderer Wichtigkeit, das hier zu betonen, weil ein so sorgfältiger Forscher, wie unser Freund Tappeiner, in der Schrift, die er dem Kongresse vorgelegt hat, über die Urbevölkerung von Tirol, in Bezug auf die Rhätier und Illyrier oder über die Rhätier und Tiroler zu dem etwas überraschenden Resultate gekommen ist, dass, während alle seine eigenen Untersuchungen dahin tendiren, für Tirol eine brachycephale Bevölkerung auch in der alten Zeit anzunehmen, — aus dem Grödener Thal hat er das ausgezeichnete Grab eines brachycephalen prähistorischen Mannes beschrieben, — er nachher die Frage aufwirft: wenn die Rhätier Illyrier gewesen wären, wenn das die Abstammung der Tiroler Rasse wäre, wenn endlich Rhätier, Veneter, Illyrier zu einem und demselben Stamme gehörten, wie verhält es sich dann in Illyrien selbst mit den prähistorischen Gräbern? Da ist er gerade auf den Glasinac gestossen, und die ersten Mittheilungen, die er von da bekam, verleiteten ihn, anzunehmen, dass die alten Illyrier dolichocephal gewesen seien, woraus er folgerte, dass die jetzigen Tiroler und was mit ihnen zusammenhängt, nichts mit den alten zu thun haben könnten. Wir sind aber in Sarajevo durch die Beobachtung an einer grösseren Zahl von Schädeln, die zum Theil nach der Anfrage des Herrn Tappeiner zu Tage gekommen und erst in letzter Zeit durch die Sorgfalt des Herrn Dr. Glück zusammengefügt worden sind, zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen; wir haben unter diesen Schädeln höchst ausgeprägte Brachycephalen gefunden, und ich habe an Ort und Stelle von meinem Standpunkte aus betonen dürfen, dass die besten Albanerschädel, die wir bis jetzt einer Untersuchung haben unterziehen können, — ein Theil derselben stammte von hervorragenden Personen — in Hauptpunkten mit denen vom Glasinac übereinstimmen, nämlich mit der kephalonischen und zugleich brachycephalen Gruppe. Ich besitze Albanerschädel, welche von denen des Glasinac in gar nichts unterschieden

sind. Insofern, glaube ich, kann ich unserm alten Freunde Dr. Tappeiner bei dieser Gelegenheit vielleicht die freudige Nachricht mittheilen, dass wenigstens nach diesen Erfahrungen gegen die Verwandtschaft der Tiroler mit der illyrischen Bevölkerung nichts einzuwenden ist. Wir haben diesen Punkt, den von der Craniologie der Illyrier, bei der Kürze der Zeit in Sarajevo freilich nicht endgiltig erledigen können.

Ein zweiter Punkt, den ich nur kurz berühren will, betrifft die Frage, wie denn überhaupt die sehr merkwürdige Bewohnung eines solchen Hochplateaus, wie es der Glasinac darstellt, zu begreifen ist. Herr Fiala hat Ihnen das schon vorgeführt, ich werde es von meinem Standpunkt aus nochmals betonen. Denken Sie sich ein Gebirgsland, in dessen Mitte an einer Stelle plötzlich eine starke Erhebung sich findet, ein umfangreicher Kegel, der jedoch oben nicht flach abgeschnitten, sondern ausgemuldet ist. Seine Mitte stellt eine tiefe und lange Mulde dar. Man kommt von Sarajevo her über eine steile Randerhebung, die Romanja Planina, die etwa 1600 m hoch ist; dann steigt man wieder herunter bis zu einem Niveau von beiläufig 1000 m in die Mulde und ist dann in einem grossen Becken von etwas unregelmässiger Form, welches offenbar in seinem zentralen Theile früher einen sumpfigen Charakter gehabt hat. Jetzt ist es ziemlich trocken, denn das Wasser fliesst durch trichterförmige Löcher ab, welche zu entfernten Ausflussbächen führen. Ansammlungen von Wasser sind daher auf der Hochebene gar nicht möglich, sie ist ausserordentlich wasserarm. Von einem bequemen Getreidebau wird wohl niemals die Rede gewesen sein. Dass da jemals eine reiche Bevölkerung gewohnt hat, erscheint wenigstens für einen Fremden etwas unwahrscheinlich. Wenn Sie dann hören, dass man auf dieser Hochebene bis jetzt etwa 20,000 Tumuli von grossem Durchmesser gezählt hat, — wahrscheinlich gibt es noch mehr, — so werden Sie begreifen, dass es eine sehr schwierige Sache ist, herauszubringen, woher denn die vielen Todten gekommen sind, welche da begraben worden sind. Denn es gehört dazu nicht bloss, dass die Menschen starben; sie mussten auch begraben werden, und dies geschah in Hügelgräbern mit gewaltigem Steinsatz. Die ungeheure Masse von Steinen, welche da zusammengehäuft wurden, setzt ein Quantum von Arbeit voraus, also auch eine Menge von Arbeitern, welche in einer wenig fruchtbaren Gegend in der That schwer ansässig sein konnten. Auch die Annahme, dass die Bewohner Jahrhunderte hindurch immer von neuem Steine aufgehäuft haben, ist etwas schwierig. Es erhebt sich daher die andere Frage, ob nicht ausser der lokalen Thätigkeit, die vielleicht Viehzucht und etwas Ackerbau gewesen war, — Bergbau ist an dieser Stelle nicht nachgewiesen, — ob, sage ich, nicht noch etwas anderes zu Hilfe genommen werden kann, und da bietet sich allerdings in erster Linie die Frage des Handelsverkehrs dar. Diese Frage ist in unserer Besprechung eingehend erörtert worden, und es sind von verschiedenen Seiten, namentlich von Herrn Hampel, interessante Gesichtspunkte geltend gemacht worden, welche dafür zu sprechen scheinen, dass der Glasinac einmal oder vielmehr sehr lange Zeit hindurch eine Art von Zwischenstation für den Handel gewesen ist, der, wenigstens zu einem nicht unerheblichen Theile, vom adriatischen Meere heraufgekommen ist und in weiten Fäden aus der Balkanhalbinsel seine Strasse hinüber nach dem Norden gefunden hat. Es gibt vielleicht keinen zweiten Ort in Europa, von dem wir bis jetzt wenigstens in so hohem Grade die Hoffnung hegen können, dass weiter fortgeführte Untersuchungen zu wichtigen Schlüssen in Bezug auf eine Kulturbewegung der alten Zeit führen werden.

Ich möchte unter den Sachen, die Herr Fiala hier ausgelegt hat und deren kritische Bedeutung er etwas kühl behandelt hat, ihre Aufmerksamkeit auf die Fibel richten, die nach meinem Verstande ein sehr ausgezeichnetes Beispiel einer griechischen Fibel ist. Ich weiss nicht, ob ihr Herr Montelius mit Sicherheit eine originär italienische Form an die Seite stellen kann. —

An diese Ausführungen möchte ich noch eine kleine Mittheilung knüpfen, die mir soeben durch Herrn Berghauptmann Radimsky aus Sarajevo zugegangen ist. Es befindet sich eine andere uralt bewohnte Stelle ganz in der Nähe von Sarajevo, in Butmir, und zwar merkwürdiger Weise in der Ebene. Da ist man auf eine sehr unbedeutende Bodenerhebung gestossen und unter dieser auf eine Fundstätte, die bis auf eine Zahl von Metern in die Tiefe verfolgt werden kann. Dieselbe hat fast nur ausgesprochen neolithische, und zwar so reiche neolithische Funde ergeben, wie man sie selten findet. Auf unserer Konferenz wurde durch Herrn Pigorini die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtig sei, hier eine Terramare-Station im strengen Sinne des Wortes anzunehmen. Man war darüber verschiedener Meinung und die Konferenz sprach den Wunsch aus, es möchten noch weitere Ausgrabungen vorgenommen werden. Diese haben inzwischen stattgefunden und Herr Berghauptmann Radimsky hat mir über das Ergebniss Mittheilung gemacht.

Ich bemerke vorweg, dass an dieser Stelle eine Reihe übereinander liegender Schichten, wenn auch nicht durchgehends, vorhanden ist, die bis zur äussersten Oberfläche, bis eine Hand breit unter dem jetzigen Boden, noch neolithische und zwar ziemlich grosse Einschlüsse zeigen. Ich habe eine Ecke unter meiner Leitung ausgraben lassen. Wir trafen da in geringer Tiefe ein Steinpflaster, offenbar durch Brand veränderte Kalksteine, von einer Art, wie sie in der Nähe vielfach vorkommen; dasselbe hatte etwa $1^1/_2$ m Flächendurchmesser. Auf demselben war in der Mitte eine Erhöhung, aus ähnlichen grösseren Steinen, die ebenfalls gebrannt waren, zusammengesetzt. Dazwischen lagen sehr viele kleinere Steine und darüber ein platter Stein, ein Quarzit, umgeben von runden Schlagsteinen und Reibsteinen. Zu alleroberst darauf, also sehr oberflächlich, lag ein roh geschlagener Steinkeil, an dessen artificieller Natur niemand zweifelte.

Von da aus bis in die Tiefe keine Aenderung in der Kultur, keine Spur von Metall, weder von Kupfer, noch von Bronze, noch von Eisen, gar nichts davon; immer nur das eine Material, Stein. Das einzige, was ausserdem reichlicher vertreten war, waren keramische Gegenstände, und unter diesen, wie Herr Montelius vorhin erwähnte, solche mit eigenthümlichen, schönen, schlangenartigen oder spiralförmigen und rankenartigen Ornamenten, die eine hohe Kunstfertigkeit des betreffenden Künstlers voraussetzen, die aber ziemlich unvermittelt in diesem Schutt auftreten. In Folge von Zweifeln, die daraus entstanden, wurde schon während der Tage, die wir noch in Bosnien zubrachten, eine weitergehende Grabung und Inspektion durch verschiedene Herren vorgenommen, welche dahin führte, dass man in der Tiefe ein paar Holzpfähle fand. Seitdem ist weiter gegraben worden und Herr Radimsky theilt nun mit:

„Der Graben wurde im Einverständnisse mit Herrn Pigorini nahe am Rande der Kulturschicht

angelegt und radial nach aussen zu auf eine Länge von etwa 40 m ausgehoben. Am Anfange besass die Kulturschicht eine Mächtigkeit von etwa 90 cm, sie wurde aber immer schwächer und lichter, bis sie sich in etwa 20 m Länge des Grabens ganz ausspitzte. Die weiteren 20 m des Grabens zeigen unter dem Humus nur eine Lehmdecke, welche ganz homogen ist und auf einer Schotterbank aufliegt. Von irgend einem Walle oder einem Graben fand sich keine Spur. Herr Pigorini sprach nun die Ansicht aus, dass sich unsere Arbeit innerhalb des Umfassungsgrabens bewege. Dem widerspricht aber einerseits der Umstand, dass der Versuchsgraben in der Richtung von der Ansiedelungsmitte gegen die Grenze und über dieselbe hinaus geführt ist, somit einen Umfassungswall und Graben verqueren müsste. Anderseits besitzt die Kulturschicht in unserm Versuchsgraben ein gegen aussen gerichtetes Gefälle. Wären wir mit unserer Arbeit in dem Umfassungsgraben, dann müsste dessen Sohle doch horizontal sein. Ueber Wunsch des Herrn Pigorini wird der Versuchsgraben nunmehr in etwas geänderter Richtung gegen die Mitte der Ansiedelung zu fortgesetzt, wobei dieser Herr hofft, den Stand des Grabens und auch den Wall zu verqueren."

Ich kann nur sagen, dass die Mehrzahl der Mitglieder der Konferenz den Gedanken, dass man es mit einer Terramare zu thun hätte, abgelehnt hat. Wir werden ja sehen, ob sich noch etwas findet. Aber schon jetzt muss ich erklären, dass die ganze Erscheinung so fremdartig ist, dass es einer gewissen Zeit der Gewöhnung bedürfen wird, um sie in unser prähistorisches Verständniss aufzunehmen.

Herr Dr. **A. Herrmann**-Budapest:

Mittheilungen über die Zigeuner-Arbeiten des Erzherzogs Josef.

Einem Buche, das man einer sehr werthen und besonders lieben Person übergibt, pflegt man einige Geleits- und Widmungsworte hinzuzufügen; so will auch ich gleichsam nur ein paar Geleitsworte sprechen, indem ich ein durch die Person des Verfassers sehr interessantes Werk der geehrten Versammlung vorlege und zugleich den Vereinsleitungen für das Archiv übergebe. Es ist vorläufig nur in ganz wenigen Interimsexemplaren erschienen und umfasst eigentlich nur einen kleinen Theil des gesammten Werkes, der Zigeunergrammatik Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Erzherzogs Josef, deren deutsche Ausgabe jetzt im Druck ist und von welcher der Theil über die Grammatik selber jetzt hier abgeschlossen vorliegt. Das Original ist vor 6 Jahren von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden und enthält ausser der Grammatik von der Autorschaft des hohen Verfassers noch einen litterarischen Wegweiser, eine ausführliche Bibliographie, eine verdienstvolle Arbeit des rühmlichst bekannten ungarischen Philologen Prof. Dr. Emil Thewrewk de Ponor, welche sozusagen zu einer Encyclopädie der Zigeunerwissenschaften sich herausgebildet hat, die in der deutschen Ausgabe durch Ergänzungen ansehnlich vermehrt werden wird, so dass das Buch selber den dreifachen Umfang des jetzt vorgelegten Theiles erreichen wird. Nur einige Worte über die Genesis dieses Buches, mit welchen ich zugleich auch die Zigeuner-Studien Sr. Hoheit kurz charakterisiren werde. Se. Hoheit hat eine der wichtigsten Probleme der Ethnologie und Ethnographie zum Gegenstand eingehendster Studien gewählt und ist dabei zugleich von humanitären Gesichtspunkten geleitet worden, indem er nicht nur bestrebt war, Sprache und Eigenart der Zigeuner, dieses besonders für Ungarn recht charakteristischen Volkes, für dessen Erforschung der klassische Boden eben Ungarn ist, zu ergründen, sondern dasselbe auch für die Kultur zu gewinnen. Das erste ist ihm ziemlich gelungen, im zweiten hat er schon viel bescheidenere Resultate aufzuweisen.

Vor mehr als 40 Jahren waren zwei junge österreichische Offiziere, ich glaube, in Böhmen stationirt und schlossen sich auf längere Zeit einer Zigeunertruppe an, die aus Deutschland herübergekommen war und dahin wieder zurückging. Es mögen auch gewisse romantische Nebenreize mit unter den Motiven gewesen sein. Bei dem einen von diesen war die Sache mit der Expedition abgeschlossen, der andere aber gewann ein solches Interesse und solch' tiefen Einblick in das Leben und Treiben des Volkes, dass er dasselbe zum Gegenstande sehr ernstlicher, eindringender Forschungen gemacht hat. In Folge wiederholter Anregungen von befreundeter Seite hat er die Resultate seiner Studien veröffentlicht; das erste ist die Grammatik; der schliesst sich in naher Vollendung ein ausführliches Wörterbuch der Zigeunersprache an. Die bisherigen Wörterbücher, abgesehen von dem fundamentalen Werke Pott's, das aber jetzt veraltet ist, umfassen zumeist nur gewisse Mundarten, und beschränkte Territorien. Von Sr. Hoheit liegt ferner eine mehr populäre, sehr verdienstvolle Arbeit vor in dem grossen ungarischen Konversationslexikon, welches der Pallasverein in Budapest herausgibt; davon ist eine Separatausgabe (a cigányokról, 6 Bogen, gr. 8^0) vorbereitet, welche auch sehr instruktive Illustrationen enthält. Kleinere Arbeiten Sr. Hoheit sind auch erschienen sowohl in Zeitschriften als auch in Separatabdrücken, besonders in meiner Zeitschrift: „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn". Wenn ich die Arbeiten Sr. Hoheit charakterisiren soll, so muss ich vor allem hervorheben, dass sich seine Zigeunerarbeiten auszeichnen durch unbedingte Zuverlässigkeit des Stoffes. Es handelt sich hier vor allem um sprachlichen Stoff, den er durch eine lange Reihe von Jahren gesammelt hat, theils indem er seine militärische Stellung dazu benützte, um mit Zigeuner-Soldaten zu verkehren, theils auch auf Reisen und bei anderen Gelegenheiten. Ein grosser Theil seiner Studien rührt aber auch daher, dass er auch das soziale Problem des Zigeunerthums zu lösen versucht und auf seinen Gütern in Ungarn gross angelegte Kolonisirungsversuche gemacht hat, die leider aber bis jetzt noch nicht vollständig gelungen sind. Zum Theil liegt das jedenfalls an der Methode des Vorgehens, zum Theil an der Isolirtheit des Beginnens, zum grössten Theil aber an der Eigenart der Kolonisten selber. Wenn aber das Ergebniss auch ein durchaus negatives wäre, so würden sich daraus jedenfalls sehr wichtige und werthvolle Folgerungen im Interesse der allgemeinen Kolonisirung ergeben, an die man gegenwärtig in Ungarn von Staatswegen zu schreiten gedenkt.

Die Zigeunergrammatik behandelt in systematischer Uebersichtlichkeit, erschöpfend eingebender Darstellung, wenn auch nicht mit streng philologischer Methode die meisten der zahlreichen Zigeunerdialekte Ungarns und ausserdem die der türkischen, rumänischen, deutschen, czechisch-mährischen Zigeuner. In dem zweiten Theil, dem litterarischen Wegweiser, wird neben Herbeibringung des reichsten bibliographischen

Materials die Lösung der meisten kulturgeschichtlich und ethnologisch besonders wichtigen Fragen der Ciganologie, des Gypsy-Lore versucht.

Indem ich dies kurz anzeige, will ich noch bemerken, dass Se. Hoheit in gerechter Würdigung der Wichtigkeit der Sache sich in letzter Zeit dazu entschlossen hat, die Existenz der von mir herausgegebenen Zeitschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder", die gewisser ungünstiger Verhältnisse wegen dem Eingehen nahe war, materiell und moralisch zu sichern. Diese Zeitschrift ist nun seit 1893 im Einverständnisse mit den Leitern der Gypsy Lore Society zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde und erscheint unter dem Protektorate, sowie der wissenschaftlichen Mitwirkung und redaktionellen Betheiligung Sr. Hoheit. Unsere Zeitschrift ist eigentlich ein litterarisches Tauschmittel und wird jedem Forscher auf dem Gebiete der Ethnologie auf Wunsch ständig gratis zugestellt. Diese Art der Verbreitung macht die Zeitschrift besonders geeignet zur Anzeige von Publikationen, die sich auf Volkskunde beziehen. Ich werde morgen das neueste Heft dieser Zeitschrift, welches auch als Festgruss an die Versammlung bestimmt ist, zur Vertheilung bringen.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich habe zunächst einen Brief des Herrn Maška-Předmost (Mähren) mitzutheilen, der leider erkrankt ist und bedauert, nicht selbst den von ihm angekündigten Vortrag halten zu können. Der Brief enthält einen

vorläufigen Bericht über den Fund diluvialer Menschenskelette in Předmost.

„Anlässlich der seit Mai l. J. betriebenen systematischen Grabungen auf der Diluvialstation in Předmost bei Prerau in Mähren stiessen wir am 7. August in einer Tiefe von 2,3 m unter der ehemaligen Oberfläche auf menschliche Skeletreste und zwar auf der Westseite der ehemaligen devonischen Kalksteinklippe, 4 m vom gegenwärtigen Plateaurand entfernt. Sie nahmen einen elliptischen Flächenraum von 4 m Länge und 2,5 m Breite ein und befanden sich in einer seichten Vertiefung, zum grössten Theile unterhalb der eigentlichen diluvialen Kulturschicht, von welcher sie durch einen bis 40 cm mächtigen Kalksteinhaufen getrennt waren, in reinem Löss eingebettet. Nur am Südrande, wo die Kalksteindecke fehlte, befanden sich Menschenknochen auch in der Kulturschicht. Eine Unterbrechung oder nachträgliche Störung wurde weder bei dieser Kulturschicht, noch bei der 30 cm höher liegenden, gleichfalls diluvialen Kohlenschicht beobachtet.

„Das Grab — denn als solches ist die Fundstätte anzusehen — enthielt, soweit festzustellen es möglich war, die vollständigen Skelette von mindestens 8 Personen, welche als liegende Hocker, mit dem Kopfende zumeist gegen Norden gekehrt, neben und auf einander lagen. Dem Alter nach waren unter den Begrabenen 2 ältliche Personen mit bedeutend abgeriebenen Molaren, 1 erwachsene Person mit kaum abgenutztem drittem Molar, 3 jugendliche Individuen, bei denen der dritte Molar noch nicht durchgebrochen, aber in der Alveole bereits entwickelt war, 1 Kind bloss mit dem ersten Molar und durchbrechendem unterem Canin und 1 Kind mit Milchgebiss. Die Skelette waren im Allgemeinen zusammenhängend, doch lagen nicht selten einzelne Skelettheile, insbesondere Extremitätenknochen und Schädeltheile, abseits vom sonstigen Skelet. Kein einziger Schädel war intakt geblieben, vielmehr waren sämmtliche Schädel in dem Maasse zerfallen, dass die einzelnen Theile aus ihrem Nahtverbande gewichen waren und nahe der Kopfgegend auf einander lagen. Zu hoffen ist es, dass eine Restaurirung der Schädel möglich sein wird. Die Unterkiefer sind zumeist vorzüglich erhalten.

„Die dunkelbraun bis schwarz gefärbten Menschenreste stimmen in ihrem Erhaltungszustande mit den in der Nachbarschaft vorgefundenen diluvialen Thierresten vollständig überein. An dem diluvialen Charakter derselben kann nicht gezweifelt werden.

„Bemerkenswerth ist noch, dass am Südrande der Fundstätte zahlreiche Eisfuchsreste, insbesondere Schädel, sich vorfanden. 1 Eisfuchsschädel lag etwa in der Mitte des Grabes auf den Menschenknochen, 1 von Menschen deutlich abgeschabtes Mammuth-Schulterblatt am nördlichen Ende und 1 vollständiges Schulterblatt vom Mammuth gegen das Südende des Grabes zu neben und auf den Menschenresten. Einzelne Knochenkohlen-Stückchen, 4 Eckzähne vom Eisfuchs und 3 Flintspäne wurden zwischen den Menschenknochen vorgefunden.

„Eine flüchtige Besichtigung dieser Menschenreste ergab, dass keine pithekoiden Eigenschaften vorhanden sein dürften. Die Schädel sind dolichocephal mit niedriger Stirn und stark ausgebildeten Augenbrauenwülsten, die Tibiae in hohem Grade platykmenisch. Ein männliches Skelet ragt durch bedeutende Grösse hervor. Der eine kindliche Unterkiefer, welcher dieselbe Zahnentwicklung, wie der Šipkakiefer, zeigt, weist keines der auffallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale auf.

„Auf Grund der genau konstatirten Fundverhältnisse schliesse ich, dass wir es mit dem Grabe einer diluvialen Familie zu thun haben, welche durch irgend eine Katastrophe gemeinschaftlich zu Grunde gegangen war. Die Bestattung erfolgte früher, als die Bildung der diluvialen Kulturschicht an Ort und Stelle begann. Alle Umstände sprechen dafür, dass die Begrabenen und die Bestatter Zeitgenossen des Mammuths in Předmost waren. Bemerkt wird noch, dass ein namhafter Theil des Grabes, etwa 2 Skelette umfassend, in ungestörter Lage sammt dem Erdreich gehoben und verwahrt wurden."

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich bemerke, dass es etwas schwer verständlich ist, wenn gesagt wird, dass der neue Unterkiefer dieselbe Zahnentwicklung, wie der Šipkakiefer, und doch keines der sonstigen, höchst auffallenden, diesem Kiefer eigenthümlichen Merkmale aufweise. Das Auffallende des Šipkakiefers beruht in der sonderbaren Zahnentwickelung und in seiner Grösse. Ich kann jedoch aus dem Briefe nicht genau ersehen, was eigentlich gemeint ist; ich denke, wir werden annehmen dürfen, dass die Zähne regelmässig gebildet waren. „Dieselbe Zahnentwicklung" kann sich wohl nur darauf beziehen, dass gewisse Zähne noch nicht durchgebrochen sind. Das wird jedenfalls noch Gelegenheit zu Erörterungen geben.

Herr Prof. Dr. **L. Carl Moser**-Triest:

Ueber Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina.

Der Vortragende Herr Professor Dr. L. Carl Moser aus Triest legt eine Sammlung prähistorisch neolithischer Funde aus Höhlen des österreichischen Litorale vor. Namentlich reich vertreten sind Funde aus einer

nächst Nabresina gelegenen Felshöhle, die unter dem Namen Lašca jama (deutsch Rothgartl-Höhle) bekannt ist. Im Ganzen sind Funde aus 10 Felshöhlen von Nabresina und Funde je einer Höhle von Zgonik Gabrovica-Borst vertreten. Die Fundobjekte der Rothgartl-Höhle sind auf 4 Tafeln, die der anderen Höhlen auf einer einzigen Tafel in kleinen Gruppen zusammengestellt.

Wenn auch alle diese Fundobjekte die einstige Anwesenheit des Menschen schon auf den ersten Blick erkennen lassen, so gibt doch nur ein einziges Fundstück gleichsam Zeugniss vom Menschen selbst. Es ist dies ein vortrefflich erhaltener, linker, oberer Schneidezahn des Menschen, wahrscheinlich einer Frau in mittleren Jahren angehörig, der mit einem Flintartefakt gleichzeitig aus der Aschenschichte in der Mais-Höhle bei Nabresina gehoben wurde.

Von den Fundobjekten der Rothgartl-Höhle wurde nur ein Theil der Hirschhorn- und Knochenartefakte, Steinwerkzeuge, bearbeiteter Muschel- und Schneckengehäuse und die wenigen vorgefundenen Metallgegenstände zur Anschauung gebracht, während die Ausstellung der Gefässreste und der übrigen voluminösen Fundobjekte unterbleiben musste. Unter den Knochenartefakten (135 Stücke) sind ausser den verschiedenen feinen Nadeln und mannigfaltigen Werkzeugen diejenigen hervorzuheben, welche durch die Hand des Höhlenkünstlers gravirt sind. Auf einem angekohlten Unterkieferstücke erblickt man die Darstellung eines Ebers auf grasiger Flur, in den Knochen eingeritzt. Eine zweite Thierdarstellung ist der Kopf und vordere Brustflosse einer Meerschildkröte, deren künstlerische Darstellung nichts zu wünschen übrig lässt. Eigenthümlich sind noch jene kreuzartigen Zeichen und Striche über dem Kopfe der Schildkröte; auch diese Figur ist auf einem angekohlten Bruchstücke des Unterkiefers eines grösseren Raubthieres dargestellt. Etwas schematisirt und in leichten Ritzern hingeworfen ist auf einem nicht angekohlten, nur wenig gerösteten und in seinem ganzen Umfange bearbeiteten Knochenstücke eine menschliche Darstellung. Sie stellt etwa den Menschen nicht in der Contour dar, sondern der Kopf ist durch einen vertieften, kreisrunden Einschnitt dargestellt, während Arme und Beine als vom Körper abstehend gebogen erscheinen. Während die Arme nach den rechts und links gezeichneten Baumstämmen greifen, stemmen sich die Füsse auf die Zweige derselben. Trotz der überaus einfachen Darstellung gehört doch nicht viel Phantasie dazu, um aus dem Motiv zu errathen, was der Künstler wiedergeben wollte. Bemerkenswerth ist noch ein Zierstück, aus dem Panzer einer Schildkröte gefertigt mit eingeritzten Diagonalen und in den Winkeln derselben je eine punktartige Vertiefung, dann ein Fischchen, 4 schöne Pfeilspitzen, eine grosse Harpune, ferner ein Angelhacken, fein bearbeitete und gekerbte Knochenstäbe, die wahrscheinlich als Maassstäbe dienten, lange feine Nadeln mit wohlerhaltener Spitze.

Unter den zahlreichen Steinartefakten, 151 Stücke, sind nur 4 aus Obsidian, alle übrigen aus verschiedenen Quarzvarietäten gefertigt in Formen von Messern, Pfeilspitzen, Schabern, Knöpfen und Steinkernen (Nuclei). Die gröberen Stücke bezeugen, dass unsere Prähistoriker des Karstes in Ermangelung eines guten Flints den unreinen, schwarzen Feuerstein benützten, wie ihn die nächste Umgebung des Kreidegesteins bot. Die Stücke mit feinerer Bearbeitung und von schönen Farben wurden jedenfalls weit hergeholt; ausserdem sind noch 4 Bruchstücke von Steinbeilen aus bläulichgrünem Quarzit — ein halber Steinhammer aus dunkelgrünem Serpentin, an beiden Enden stark abgenützt, erwähnenswerth.

Unter den Gehäusen der Meeres-Conchylien finden sich namentlich abgeschliffene Austernschalen, vielleicht als Löffel verwendbar, grosse am Rande zugeschärfte Schalen der Miesmuschel, die vielleicht zum Abzwicken der Barthaare dienten, gelochte Napf- und Nadelschnecken, daneben auch die kleinen Landcyclostomen mit Doppellöchern versehen, die aufgefädelt den bescheidenen Schmuck des Karsthöhlenbewohners ausmachten. Reste von Krebsen und Fischen, wilden und gezähmten Thieren vervollständigen die Liste des Speisezettels unserer Prähistoriker.

Die mit grosser Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ausgeführten Grabungen förderten Gegenstände auch da zu Tage, wie sie in den französischen und deutschen Höhlen gefunden wurden, nämlich Kunst-Erzeugnisse des Höhlenbewohners unseres Karstes, wie sie bisher bei uns noch nicht nachgewiesen worden sind.

Herr **M. Much:**

So dankenswerth die Mittheilungen des Herrn Professors Moser sind, so ist es doch zu beklagen, dass die durch seine Ausgrabungen erzielten Funde des einheitlichen Charakters entbehren. Für mich insbesondere wäre das Vorkommen des kleinen Kupferstückchens inmitten eines steinzeitlichen Inventars von grossem Werthe, allein die Beweiskraft dieses Kupferfundes wird durch das gleichzeitige Vorkommen eines Eisenstückes bedeutend abgeschwächt, denn so wie das Eisenstück kann nun auch das Kupfer in den steinzeitlichen Fundbestand gelangt sein. Es ist dabei bedauerlich, dass die Formlosigkeit beider Funde die Zuweisung an einen bestimmten Zeitabschnitt nicht gestattet. Liesse sich die Zusammengehörigkeit des Kupferstückes mit den steinzeitlichen Funden nachweisen, dann würde sich die Rothgartl-Höhle anderen Höhlen des Küstenlandes, insbesondere jenen von St. Canzian und Duino anreihen, in welchen ebenfalls Kupfer neben Stein- und Knochengeräthen gefunden wurde.

Herr **Moser**-Triest:

Ich will nur ergänzend erwähnen, dass das Kupferstück ganz derselben Schichte entstammt, wie die Steinartefakte; ich habe eigens darauf Acht gegeben und kann es mit Bestimmtheit versichern. Es wird das auch aus meinen Aufzeichnungen, die ich später veröffentlichen werde, hervorgehen.

Herr Professor Dr. **Montelius**-Stockholm:

Sind die Schichten horizontal ausgegraben worden? Man kann nicht ganz bestimmt sagen, dass die Sachen da gelagert waren, wo sie gefunden wurden, wenn man vertikal gegraben hat. Bei solcher Grabung können sie aus einer höheren Lage mit in die Tiefe kommen.

Herr **Moser**-Triest:

Ich habe bei meinen Grabungen selber Acht gegeben, dass die Funde aus verschiedenen Schichten nicht verwechselt werden; die Höhle ist ganz beleuchtet, das direkte Sonnenlicht bescheint sogar den vorderen Theil, so dass man die einzelnen Schichten genau unterscheiden kann.

Vorsitzender Herr Geh.-Rath Prof. Dr. **R. Virchow** schliesst die Vormittags-Sitzung um 12¾ Uhr.

Nachmittags-Sitzung.

Vorsitzender Freiherr **von Andrian** eröffnet die Sitzung.

Herr Notar Dr. **M. Kříž**-Steinitz in Mähren:

Ueber die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe in Mähren.

Die nach dem Tertiär abgesetzten Ablagerungen sind in den verschiedenen Ländern verschieden benannt worden. Der passendste Ausdruck für dieselben ist die Benennung Quartär.

Dieses umfasst die älteren mit dem Namen Diluvium bezeichneten und durch eine merkwürdige Fauna[1]) charakteristischen Ablagerungen, sowie die jüngeren mit dem Worte Alluvium benannten Absätze. Diluvium und Alluvium sind Ablagerungen, die durch Flüsse, Bäche, Spülwässer abgesetzt, die durch Winde zusammengetragen wurden oder die in stehenden Gewässern (Sümpfen, Teichen, Seen) sich als Schlamm gebildet haben oder die durch Verwesung von Vegetabilien entstanden sind.

In den ehemals vergletscherten Ländern kommen noch hiezu die verschiedenen mit dem Namen Erraticum bezeichneten fremdländischen Geschiebe und Steinblöcke.

Die wissenschaftliche Untersuchung des Quartärs ist mit bedeutenden Schwierigkeiten, mit grossem Kostenaufwande verbunden und erfordert eine grosse Reihe von Jahren zu seiner Ergründung.

Das Veni, vidi, vici Cäsars ist kaum irgendwo für den Forscher verhängnissvoller gewesen als auf dem Gebiete der geologischen Untersuchung und hier wieder insbesondere bei der Ergründung der quartären Ablagerungen.

Die dem Quartäre zugehörigen Produkte in Mähren zerfallen in solche, die in Höhlen abgelagert erscheinen und in solche, die ausserhalb der Höhlen abgesetzt wurden.

In diesem Monate sind es 30 Jahre, seitdem ich mich mit der wissenschaftlichen Erforschung beider dieser quartären Kategorien befasse.

Was nun die Höhlen anbelangt, so habe ich, wie aus meiner grösseren Abhandlung „Die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit", Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt Wien 1891, Bd. 41, Seite 443—570 und 1892, Bd. 42, S. 463—626 hervorgeht. die wichtigsten Höhlen (Slouperhöhlen, Kulna, Výpustek, Byčí skála, Kostelík u. s. w.) untersucht und hiebei 130 Schächte mit einer Gesammttiefe von 568 m ausgehoben; die felsige Sohle wurde 88 mal erreicht, nebstdem wurden 30 Stollen und 10 Felder ausgegraben und im Ganzen 4021 Kubikmeter Erdmassen ausgehoben und untersucht.

Diese gewiss sehr ausgedehnten Arbeiten setzten mich in den Stand nachstehende Fragen zu lösen: wie die Höhlenräume entstanden sind, wie die Ablagerung beschaffen sei, woher sie gekommen war und welche Einschlüsse sie enthalte.

Bei der Erforschung der Ablagerungsmassen ist die genaueste, durch Spezialnivellements gewonnene Kenntniss der Niveauverhältnisse von der grössten Wichtigkeit; wer diese nicht besitzt, der sieht in den Ablagerungen ein Chaos der mannigfaltigsten Schwemmprodukte, der sieht sich fort und fort in seiner Berechnung getäuscht.

Kennt jedoch der Forscher die Provenienz der in den einzelnen Strecken abgesetzten Ablagerungen, hat er in Folge der Grabungen und des Nivellements ein klares Bild über das Gefälle der einzelnen Schichten, so vermag er im voraus zu berechnen und zu bestimmen, wie die Schichten auf dieser oder jener Stelle aufeinander folgen werden und wird sich nie täuschen. Ja dann staunt man wirklich über diese so einfachen und so natürlichen Ablagerungsverhältnisse, dann schwindet jeder Zweifel über die Richtigkeit der Schlüsse und die in solchen Schichten ausgehobenen Thierreste werden wirklich zu klassischen Urkunden, die uns das Alter der Schichten und der mit eingeschlossenen Reste menschlicher Hinterlassenschaft bezeugen.

Nur eins muss der Forscher noch in's Auge fassen: die Ungestörtheit der Schichten.

Dieser Umstand ist bei längeren Höhlenstrecken, wo man die abgelagerten Schichten auf weitere Entfernungen verfolgen kann, auf das zuverlässigste und genaueste festzustellen; bei kleineren Höhlen, die Reste menschlicher Hinterlassenschaft enthalten, helfen dem Forscher die ausgedehnten Feuerstätten mit ihren mächtigen Aschenhaufen.

Was unter einem ungestörten Aschenherde lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein.

Hiezu gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken; was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

Ich will dies mit Rücksicht auf unser Thema nur an einem Beispiele nachweisen:

Bei Sloup in Mähren in dem Gebiete der devonischen Kalke liegt eine 85 m lange, 8 m hohe, 15—20 m breite, lichte Höhle, genannt Kůlna. Die Ablagerung daselbst ist 16 m mächtig und bis auf die felsige Sohle knochenführend. Hier konnte ich genau nachstehende Schichten unterscheiden:

a) eine schwarze, aus Lehm und Kalkgerölle bestehende, 1,20 m mächtige, obere Schichte; in dieser kommen Reste von Hausthieren (Hausrind, Schaf, Ziege, Schwein und Haushund), dann Scherben von Thongefässen nebst Spinnwirteln in Menge vor; dagegen fehlen die oberwähnten diluvialen Thiere. Diese Schichte war also alluvial.

b) Unter dieser lag die 14,80 m mächtige, aus gelbem Lehme und Kalksteintrümmern bestehende Schichte, in der Reste von Hausthieren und Scherben von Thongefässen vollständig fehlten, die dagegen von Resten diluvialer Thiere reichlich durchsetzt war.

1) Das Diluvium erscheint charakterisirt durch Reste von ausgestorbenen (Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Ursus spelaeus und Cervus megaceros) und seit undenklicher Zeit ausgewanderten Thieren (arktische Vertreter: Ovibos moschatus, Cervus tarandus, Lepus variabilis, Canis lagopus, Gulo borealis, Myodes torquatus, Myodes obensis, Arvicola ratticeps, Lagopus alpinus, Lagopus albus, Stryx nyctea; — alpine Species: Capra ibex, Arvicola nivalis, Sorex alpinus, Capra rupicapra; südliche Species: Felis leopardus, Felis spelaea, Hyaena spel.; Steppenthiere Lagomys pusillus, Cricetus phaeus, Arctomys bobac, Spermophilus rufescens, Saiga Antilope). — Im Alluvium fehlen die eben erwähnten Thierarten, treten dagegen Hausthierreste auf (Bos taurus, Ovis aries, Capra hircus, Sus domestica, Canis familiaris).

Die obere alluviale Schichte hob sich markant von der unteren diluvialen ab und war so regelmässig abgelagert, dass ich, nachdem das Gefälle derselben bestimmt war, an jeder beliebigen Stelle im voraus ihre Mächtigkeit berechnen und anführen konnte. Beide Schichten, die alluviale und diluviale, waren ungestört. In der alluvialen waren ausgedehnte Feuerstätten mit mächtigen Aschenhaufen. Jede Störung der Schicht hätte eine Zerstörung der Feuerstätte und die Vermischung mit der schwarzen Erde zur Folge gehabt, was sofort erkennbar gewesen wäre. Was nun die diluviale gelbe Schicht anbelangt, so zerfiel diese in nachstehende Straten:

a) Die obere, 2,80 m mächtige enthielt Reste menschlicher Hinterlassenschaft in Menge und darunter auch ausgedehnte Feuerstätten;

β) die untere, 12 m starke Strate, in der Reste menschlicher Hinterlassenschaft nicht vorkommen. In beiden aber waren in grosser Anzahl diluviale Thierreste und darunter jene von Elephas primigenius, Rhinoceros tichor, Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel. vertreten. Dass die diluviale Kulturschichte ungestört war, folgte aus der Ungestörtheit der oberen schwarzen Schichte und aus jener der vielen Feuerstätten in derselben selbst. Hier lagen also Reste menschlicher Hinterlassenschaft in ungestörten Schichten mit jenen ausgestorbenen Thieren eingebettet. Gibt es eine andere vernünftige Erklärung hiefür als jene, dass die Urmenschen mit den oberwähnten Thieren gleichzeitig gelebt haben?

Freilich könnte Steenstrup und seine Anhänger sagen: Das Mammuth lebte allerdings vor dem Urmenschen in Mähren; als aber dieser nach Mähren eingewandert ist, waren die Mammuthe längst in der Erde begraben und eingefroren und die diluvialen Menschen haben selbe nach Jakutenart herausgegraben oder die Skelettheile aufgedeckter Leichen zur Herstellung ihrer Geräthe benützt.

Allein bei der Kůlna existirt kein solcher Lösshügel wie bei Předmost, wo eine ganze Mammuthherde eingebettet gewesen wäre und steigen die Mammuthreste von 16 m Tiefe kontinuirlich in die Kulturschichte hinauf. Hier also musste der Urmensch mit dem Mammuthe gleichzeitig gelebt haben.

Was nun die ausserhalb der Höhlen abgesetzten quartären Ablagerungen anbelangt, so haben wir es bei uns in Mähren eigentlich nur mit den Lehm- und Lössdepots und den sie unterteufenden Schottern und Sanden zu thun.

Es ist unmöglich, die Frage über die Contemporennität des Menschen mit dem Mammuthe in dieser Richtung zu beantworten, ohne auf die Bildungsart der Lehme und Lösslager näher einzugehen und selbe zu beleuchten.

Ich habe es mir zu einem Theile meiner Lebensaufgabe gemacht, die Quartärbildungen Mährens zu verfolgen. Die, wie man zu sagen pflegt, typischen und wichtigsten Lehm- und Lösslager Mährens habe ich untersucht; aus Ost- und Westmähren, aus Mittel- und Südmähren habe ich bis zum heutigen Tage über ein Hundert Lössdepôts besichtigt und verglichen.

Die von mir in den Sitzungsberichten der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1894, Bd. XXIV, S. 50—57 publicirte Abhandlung über die Lehm- und Lösslager enthält in bündiger Form die Hauptresultate dieser Forschungen; die Beschreibung der von mir untersuchten Lösslager wird bald nachfolgen.

Wie also sind die Lehm- und Lösslager in Mähren entstanden?

Es ist nothwendig, vorerst nachzuforschen, wie sie nicht entstehen konnten:

a) Die Lösslager sind nicht marinen Ursprunges; diess beweisen die in ihnen vorkommenden Reste von Landsäugethieren und die oftmals in Massen auftretenden Landconchylien.

b) Die in Mähren von mir untersuchten Lehm- und Lösslager sind nicht von den Fluthen der Flüsse und Bäche abgesetzt worden.

Wir finden nämlich die Lehm- und Lösslager in den meisten Fällen weit von den jetzigen Bach- und Flussläufen und so hoch über dem Bette derselben abgesetzt, dass zu deren fluviatilen Bildung das Vorhandensein so hoher Wasserstände vorausgesetzt werden müsste, die den ehemaligen tertiären Meeresgewässern gleichen würden. (Beispiele hiezu siehe auf Seite 52 meiner Abhandlung über die Lehm- und Lösslager.)

c) Unsere Lösslager sind der Hauptsache nach von den Winden zusammengetragen worden; das Material ist rein lokaler Natur; in den meisten Lösslagern kommen zugleich Straten vor, die durch Spülwässer abgesetzt worden waren (pluviatile Straten).

Ein schönes Beispiel für die von mir angeführte Bildungsart ist gerade der bei Předmost gelegene Lösshügel, von dem wir wegen seiner Wichtigkeit näher berichten wollen.

An der Westseite der eine kleine halbe Stunde im Norden von Prerau gelegene Ortschaft Předmost erhebt sich eine Klippe devonischen Kalkes, der in zwei Steinbrüchen aufgeschlossen erscheint; rings um diese Kalksteinklippe ist Löss abgelagert und bildet mit jener Kalksteinklippe eine auf allen Seiten isolirte Anhöhe, genannt Chlumberg oder Hradiskoberg.

Wie aus den von mir in der Zeit vom 28. Mai bis 2. Juni d. Js. in der Inundationsebene der Bečva und der Umgebung von Předmost abgeteuften Schächten hervorgeht[1]), überzeugten wir uns, dass, soweit die Bečva ihre Gewässer bei Ueberschwemmungen ergiesst oder früher ergossen hat, sich wohl Gerölle und Sande abgelagert haben, aber kein Löss sich gebildet hat; dass dagegen gerade da der Löss beginnt, wo die Ueberschwemmungsprodukte der Bečva aufhören und dass dann der Löss 22 m hoch zu der isolirten Spitze des Chlumberges bei Předmost steige; hieraus folgt also, dass der Löss bei Předmost nicht von den Fluthen der Bečva abgesetzt werden konnte.

Aber auch Spülwässer konnten diesen Löss nicht abgelagert haben, weil selbe von keiner Seite das Gefälle hieher besitzen, noch besassen; es konnten also nur Winde aus den Schwemmsanden der Bečva und den tertiären Sanden und Tegeln der Umgebung[2]) den Lösshügel gebildet haben.

Nun sind wir zu dem eigentlichen Punktum litis (Streitfrage) gelangt, nämlich zu der Frage, ob der Mensch nach der in dem Lössdepôt im Garten des Chromeček in Předmost vorkommenden Kulturschichte und ihren Einschlüssen mit den darin eingebetteten Mammuthen gleichzeitig gelebt hat oder nicht.

Wäre der dänische Forscher J. Steenstrup nicht im Jahre 1888 nach Mähren gekommen und hätte er nach Besichtigung des Lösslagers bei Předmost seine im Nachfolgenden zu prüfende Theorie nicht aufgestellt und

---

1) Siehe S. 63—64 Sitzungsberichte der anthropol. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV. 1894.

2) Vergleiche meine Abhandlung: Die Lösslager in Předmost bei Prerau. Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft Wien, Bd. XXIV, S. 40—50.

sich gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe nicht ausgesprochen: es wäre wenigstens für Mähren die von Dr. Wankel, von Karl Maška und mir ausgesprochene und begründete Ansicht, der Urmensch habe mit dem Mammuthe in Mähren gelebt, kaum angegriffen worden.

Nun hat sich aber Dr. Wankel, der der Erste in dem Lösslager im Garten des Chromeček wissenschaftliche Grabungen unternommen hat, für die Ansicht Steenstrup's entschieden und so standen in dieser Frage Steenstrup und Wankel mit ihren Anschauungen auf der einen, Karl Maška und ich auf der anderen Seite.

Betrachten wir nun näher Steenstrup's Theorie und prüfen wir genauer die von ihm vorgebrachten Gründe.

Steenstrup, der unsere diluvialen Ablagerungen nicht studirt hat, der unsere Höhlen und ihre Ablagerungen nicht kennt, sagt[1]):

1) Wie in Dänemark und in dem skandinavischen Norden, so war auch in Mitteleuropa und sonach auch in Mähren das Mammuth präglacial[2]) (S. 3 u. 20).

2) Auf dem Lösshügel von Předmost verendete in Folge einer natürlichen Katastrophe eine Mammuthherde (S. 12). Ihre Reste lagen auf dem sich bildenden Lösshügel und wurden zeitweise benagt durch Hyänen und andere Raubthiere (20).

3) Zwischen der Mammuthkatastrophe und der Ankunft des Menschen sind vielleicht Jahrtausende verflossen (S. 9).

Die Mammuthreste sind zufolge der Natur der Lössbildung bald mehr, bald minder von einer Schicht Lössstaubsandes überdeckt, bald wieder abgedeckt und entblösst gewesen.

Die Folge davon war, dass die grösseren und stärkeren Knochen geborsten und der Länge nach gesprengt, die kleineren (Wirbel und Rippen) nach allen Seiten geborsten sind und dass alle blossliegenden Knochen durch die Luft und den windbewegten Staubsand eigenthümlich an der Oberfläche geglättet und die Kanten der grösseren Knochen Spuren der Abschleifung und Abrundung zeigen (20).

4) Während diese Mammuthreste bloss oder theilweise bloss lagen, haben Rudel kräftiger Wölfe das reiche Aasfeld besucht; vielleicht sind sie Jahrhunderte hindurch auf ihren Streifzügen zu Gast gewesen. Dasselbe thaten Polarfüchse (S. 21).

5) Der Mensch erschien jedoch in Mähren erst mit dem Renthiere, d. h. in der Renthierzeit (S. 20), die unabsehbar weit von jener der Mammuthe liegt; zwischen beiden Phasen des Diluvium liegen vielleicht Jahrtausende (9).

Dieser Renthiermensch jagte hier das Mammuth nicht; er fand es vielmehr nur im fossilen oder halbfossilen Zustande vor und hat sich, wie es die Jakuten und andere nordasiatische Volksstämme noch heutigen Tags thun, aus dem Elfenbein und den Knochen seine Artefakte gemacht (S. 20 u. 21).

6) Die Kulturschichte im Garten Chromečeks ist offenbar missverstanden und missdeutet worden (S. 9). Dieselbe war nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige; sie bestand aus der dem Raume nach kleineren und der Zeit nach jüngeren Gruppe der Bestandtheile und dem der Masse und dem Raume nach überwiegenden Bestandtheile, nämlich dem den ganzen Platz überdeckenden Leichenfelde von Mammuthgerippen und ihren Zeitgenossen — diese war zugleich die ältere (S. 19).

Wir wollen nun in Kürze auf Steenstrup's Ausführungen antworten.

ad 1. Das Mammuth, das Nashorn und viele andere Gras- und Fleischfresser waren in Mähren präglacial und sind lange vor dem Urmenschen nach Mähren eingewandert. Diess erscheint von mir bereits in den Mittheilungen der Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristenklubs 1886, S. 9 ausgesprochen und in meiner Monographie über die Höhlen in den mährischen Devonkalken und ihre Vorzeit (Jahrb. der k. k. geolog. R.-A., Bd. 42, S. 610—612) erwiesen.

Hierin stimmen also unsere Ansichten überein. Allein wie aus der Liste meiner mit der grössten Sorgfalt ausgehobenen Funde der Thierreste in der Kůlna (Jahrbuch Bd. 41, S. 526—535) über allen Zweifel hervorgeht, lebte bei uns das Mammuth auch in der glacialen Zeit zusammen mit Cervus tarandus, mit Gulo borealis, Canis lagopus, Lepus variabilis, Lagopus alpinus, L. albus und Myodes torquatus, und in dieser Zeit kam der Urmensch nach Mähren, so dass dieser noch das Mammuth sah und es jagen konnte.

ad 2. Die Frage, wie die Mammuthe auf den Lösshügel von Předmost gekommen sind, ist eigentlich eine Nebenfrage; sie wird jedoch von Steenstrup zur Hauptfrage erhoben und zum Angelpunkte gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe gemacht.

Nehmen wir nun mit Steenstrup an, es sei hier bei Předmost eine Mammuthherde aus welch' immer elementarem Ereignisse umgekommen. Was folgt daraus?

Raubthiere kamen und zerstückelten die frisch gefallenen Leichen und dislocirten die einzelnen zusammenhängenden Theile. Aber auch der Mensch konnte sich eingefunden und an dem Mammuth-Gastmahle sogar im Kampfe mit den Bestien participirt haben.

ad 3. Wenn Steenstrup behauptet, die Mammuthreste seien bald von dem Lössstaube bedeckt, bald wieder unbedeckt geblieben und es seien Jahrtausende zwischen der Mammuthkatastrophe und der Ankunft des Menschen verflossen (S. 9), so muss diess auch jener, der sich mit der Lössbildung niemals befasst hat, entschieden widersprechen.

Setzen wir also voraus, die Mammuthherde wäre im strengen Winter auf dem Lösshügel umgekommen; was geschieht im nächsten Sommer?

Das Fleisch musste abfaulen, von den Knochen nach und nach sich ablösen und die Cadavera in einzelne, etwa noch durch Sehnen zusammenhängende Skeletstücke zerfallen.

Im nächsten Winter mögen diese Mammuthreste sich wohl erhalten haben; aber in dem darauffolgenden Sommer werden auch die Sehnen verfault gewesen sein und der Verwitterungsprozess der Knochen wird nun begonnen haben.

Ueber diesen Verwitterungsprozess will ich aus eigener Erfahrung Folgendes mittheilen:

Gleich nach dem Anlangen der Steenstrup'schen Abhandlung im Jahre 1890 setzte ich einige Knochen von Hausthieren den Atmosphärilien aus. Von diesen lege ich hier vor: den rechten Unterkiefer vom Pferde und den linken hinteren Laufknochen (Metatars sin.) vom Hausrinde.

Nach Ablauf von 4 Jahren erhielt der Unterkiefer des Pferdes folgendes Aussehen:

1) Siehe Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft in Wien, 1890, Bd. XX, S. 1—31.

2) S. 9 in der Fussnote werden diese ausdrücklich Vor-Eiszeit-Elephanten genannt.

Die Farbe ist schmutzig grau mit einzelnen verbleichten Stellen, besonders an der Aussenseite; der Knochen ist wie ausgelaugt, mit vielen Rissen und Sprüngen versehen, die zumeist der Längsachse des Astes parallel laufen. Der äussere Alveolalrand steht von den Zahnrändern weit ab; die 6 Backenzähne sind an der inneren und äusseren Wand rissig, einzelne Theile des Schmelzes sind abgesprungen, grössere Partien hievon im Abspringen begriffen; aus dem ganzen Aussehen und der Beschaffenheit des Knochens geht hervor, dass der Kieferast im Bersten und die Zähne im Zerfallen begriffen sind.

Der Metatarsus vom Hausrinde ist besser erhalten, doch nimmt man wahr, dass die untere Epichise sich ablösen will und dass der Knochen sowohl an der vorderen, als auch an der hinteren Seite in der Mitte der Länge nach geborsten erscheint und dass das Zerfallen dieses Knochens in zwei Hälften wird nicht lange auf sich warten lassen.

Nun, diess sind die Folgen einer bloss 4jährigen Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse bei uns im gemässigten Klima; die Folgen strenger sibirischer Kälte würden noch nachhaltiger sein.[1])

Wenn nun Steenstrup behauptet, die Mammuthknochen wären bald bedeckt gewesen, bald wieder lange Zeit unbedeckt geblieben und diess hätte Tausende von Jahren gedauert, so sehen wir aus den obigen Beispielen, dass aus den Mammuthknochen und Mammuthzähnen gar nichts mehr geblieben wäre, sie wären nach einigen Dezenien zerfallen, Spülwässer hätten die Partikeln weggetragen und wir wären nicht in die Lage versetzt worden, über ihre Provenienz uns den Kopf zu zerbrechen.

Nach Steenstrup sollen Mammuthknochen geglättet sein und diess soll von der Einwirkung sandführender Luftströmungen herrühren; ebenso sei die Abrundung und Abschleifung an den Kanten hiedurch bewirkt worden.

Wenn wir die Knochen sowohl der Mammuthe, als auch der übrigen hier eingebetteten Thiere näher untersuchen und vergleichen, so finden wir, dass nur wenige eine scheinbar geglättete Oberfläche besitzen; die grösste Anzahl derselben hat eine rauhe, ausgelaugte Oberfläche, wie sie fast allen Thierresten eigen ist, die aus dem wasserdurchlässigen Lösse stammen; die meteorischen Niederschläge dringen in den Löss hinein, sickern nach und nach durch und laugen die Knochen aus; nur da, wo ein Knochen über dem anderen liegt, kann es geschehen, dass der untere, also geschütztere Knochen ein frischeres Aussehen behält und eine mehr glatte Oberfläche sich bewahrt; auch da, wo eine mehr tegelige Schichte den Knochen vor dem sickernden Wasser deckt, erscheint die Oberfläche weniger ausgelaugt, also weniger rauh.

Die Abrundung und Abschleifung der Kanten war in Folge der von Thieren und Menschen geschehenen Dislocirungen der Knochen veranlasst worden.

Ich lege hier aus einer kleinen Höhle des Hadeckerthales, genannt Schwedentisch, die 16 m über der Thalsohle erhoben ist und in die gewiss keine staubführenden und glättenden Luftströmungen gelangt waren, 2 Rhinocerosknochen vor (Corpus der linken Tibia und corpus des linken Radius).

Wie wir an beiden Knochen sehen, sind die oberen und unteren Enden abgebissen und die Kanten von Bestien abgekaut, überdiess ist der Radius der Länge nach geborsten, während von der Tibia an der Vorderseite der Kamm im Abspringen begriffen erscheint; weiters lege ich den linken Astragalus von Rhinoceros tichor. vor; auch dieser trägt Zahnmarken von Raubthieren; alle 3 Knochen erscheinen auf der Oberfläche schön geglättet.

Aber so, wie Steenstrup sich die Bildung des Lösses vorstellt, ist selbe bei uns nicht vor sich gegangen.

Ehe aus dem blossen Sande, d. h. den lose angehäuften Kieselkörnern der plastische gelbe Lehm, d. h. der Löss sich bildet, muss dieser Sand reifen, d. h. durch die Einwirkung der Atmosphärilien muss sich die thonige Substanz bilden und mit dem Sande vermengen; wenn wir den Sand auf der einen Stelle nehmen und ihn auf der anderen ablagern, so wird aus ihm noch kein Löss — wir hätten ja in den Wüsten schon längst überall fruchtbaren Löss statt des unfruchtbaren Sandes. Der Sand reifte in der Regel unweit des jetzigen Lössdepôts aus Sanden und Tegeln heran und wurde schon als Lössstaub vom Winde hergetragen und dann von einer Grasdecke überzogen.

Ist aber blosser Sand auf den sich bildenden Lösshügel hingetragen worden, so musste durch Graswuchs eine Umwandlung dieses Sandes in Löss nach und nach erfolgt sein.

Hat sich aber einmal eine Grasdecke über den Lösshügel ausgebreitet, dann vermochte kein Wind den Löss wegzutragen, zumal sich durch das Sickerwasser die Lössmasse immer fester verband.

Dass aber die Lössoberfläche in Předmost von dieser Grasdecke geschützt war, beweisen die feinen Röhren in demselben, die von abgestorbenen Pflanzenwurzeln und Pflanzenfasern herrühren.

4. Die Wölfe sollen Jahrhunderte lang zum Frasse zu diesem Aasplatze sich eingefunden haben.

Wie ist diess, frage ich, möglich? Waren die Mammuthreste unbedeckt, so verfaulte das Fleisch, die Knochen wurden ausgelaugt und nach wenigen Jahren stellten sich die Wölfe zu einem Schmause hier gewiss nicht ein; waren die Mammuthreste vom Lösse bedeckt, so verfaulte doch das Fleisch und die Knochen wurden durch das Sickerwasser auch ausgelaugt; auch dann stellten sich die Wölfe nicht ein. War jedoch der Boden festgefroren, so konnte ihn der Wind nicht wegtragen und die Wölfe an dem Fleische der Knochen nicht nagen.

Wenn aber der Boden aufgethaut ist, da begann der Verwesungsprozess; in einigen Jahren musste in jedem Falle jede Schmauserei hier aufgehört haben.

ad 5. Unsere Funde in den Höhlen weisen nach, dass der Mensch in Mähren in der glacialen Zeit erschienen ist; dasselbe bestätigt aber auch die Kulturschichte von Předmost; denn wenn wir darin Reste von Ovibus moschatus (Moschusochsen), Myodes torquatus (Halsbandlemming), Canis lagopus (Eisfuchs), Gulo borealis (Vielfrass), Cervus tarandus (Renthier), Lepus variabilis (Schneehase), Lagopus alpinus und Lagopus albus (Schneehuhn und Moorhuhn), also die Vertreter der arktischen oder glacialen Fauna vorfinden,

---

1) Aus der Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie 1881, Bd. XVI, pag. 197—198, entnehme ich über die Kälte von Werchojansk (67° 34′ N, 133° 51′ E) Folgendes:

Alte Baumstämme bersten in Folge des Frostes unter betäubendem Lärm, mächtige Felsstücke werden abgesprengt und rollen in die Tiefe herab; ein dreifacher Renthierpelz ist kaum im Stande, das Blut vor dem Erstarren zu schützen, den Pferden platzen vor Kälte die Hufe, Renthiere suchen Schutz in den Wäldern u. s. w.

wie sollen wir jene Phase des Diluvium benennen, in der jene Thiere in der Umgebung von Předmost gelebt haben.

Ob der Mensch das Mammuth hier gejagt hat oder nicht ist wieder für unsere Hauptfrage irrelevant.

Dass der Mensch das Mammuth hier nicht im fossilen oder halbfossilem Zustande angetroffen habe, sondern mit ihm gleichzeitig lebte, haben wir bereits gezeigt.

ad 6. Die Kulturschichte im Garten des Chromeček haben genau untersucht: Dr. Wankel, Karl Maška, Prof. J. Klvaňa, ich und Florian Koudelka, derzeit k.k. Bezirksthierarzt in Wischau. Keinem von diesen Forschern fiel es ein, eine Kulturschichte, in der von dem Liegenden bis zum Hangenden Thierreste und darunter vornehmlich Mammuthreste nebst Artefakten vorkommen, eine zweitheilige zu nennen; jeder von ihnen war überzeugt, diese durch Holz- und Knochenkohle geschwärzte Strate sei in einer bestimmten Phase des Diluvium entstanden; der Mensch mit den hier eingebetteten Thieren habe hier gelebt, sich durch längere Zeit oder wenigstens in nicht langen Intervallen sich auf dem Lösshügel aufgehalten.

Nun kommt Steenstrup aus Dänemark und erklärt nach geschehener Besichtigung dieser Kulturschichte:

Ihr alle habet euch geirrt, ihr habet diese Kulturschichte missverstanden, sie ist nicht eine einfache, sondern eine zweitheilige, ungeachtet dass Flint und Steinwerkzeuge mit den Mammuthknochen zusammen in einer Art Breccie eingepackt sich vorfinden (S. 10).

Wie man sich eine solche zusammen verkittete Schichte als eine zweitheilige vorstellen könne, begreife ich nicht; ich habe Hunderte von Schichten untersucht und beschrieben; aber zweitheilig konnte ich nur eine solche nennen, bei der die Straten (oberen und unteren) sich durch ihre Farbe oder ihre Zusammensetzung unterscheiden.

Wenn wir aber von diesem nicht zutreffenden Worte absehen wollen, was konnte Steenstrup bewegen, diese so zusammengesetzte Schichte in eine ältere aus Mammuthknochen und in eine jüngere aus Artefakten und aus Resten von Thieren, die dem Menschen als Nahrung dienten (vornehmlich Cervus tarandus) bestehende zu scheiden, da es doch handgreiflich war, dass Renthierreste und Artefakte die ganze Kulturschichte durchsetzten?

Die zuletzt erwähnte Ausführung Steenstrup's wäre ganz unbegreiflich, wenn sie sich nicht auf seine vorgefasste, nach Mähren bereits mitgebrachte und hier zurecht gelegte Meinung über das nacheiszeitliche Auftreten des Menschen in Mittel-Europa stützen würde. Ich selbst war Anfangs nicht ein Anhänger der von Steenstrup bekämpften Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuthe; allein je länger und intensiver ich mich mit wissenschaftlichen Grabungen befasst habe, desto klarer überzeugten mich die Funde und ihre Lagerungsverhältnisse, dass das Mammuth, Elephas primigenius, in Mähren (von anderen Ländern spreche ich nicht) schon in der präglacialen Zeit aufgetreten ist, dass dasselbe jedoch in die glaciale Phase des Diluvium hinübertrat, und wenn es sich auch in diesen ungünstigen Zeiten stark verminderte, dennoch mit dem Urmenschen bei uns lange Zeit gelebt hat. Auf Grund der in den Höhlen und ausserhalb derselben vorgenommenen Untersuchungen spreche ich mich in Bezug auf Mähren mit aller Entschiedenheit für die Contemporennität des Menschen mit dem Mammuthe aus.

Herr Prof. Dr. **Joh. Ranke**-München:

Die Herren, welche vor zwei Jahren mit in Ulm gewesen sind, werden sich daran erinnern, dass bei dem damaligen Kongresse Herr Geheimrath Virchow zu dieser Frage Stellung genommen hat und zwar in einem ganz anderen Sinne als wir das eben von Herrn Dr. Kříž gehört haben. Herr Geheimrath Virchow hat die Einwürfe, welche von Steenstrup und Wankel gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammuth in Předmost vorgebracht worden sind, besprochen und hat uns aufgefordert, in der Erklärung dieser Funde recht vorsichtig zu sein. Das was wir jetzt gehört haben, war eigentlich eine Entgegnung gegen das, was damals Herr Geheimrath Virchow in Ulm gesagt hat; so muss man das Ebengehörte von vorneherein auffassen, und so will es gewiss auch der geehrte Herr Vorredner aufgefasst haben.

Der Herr Vorredner hat zunächst über die Höhlenforschungen gesprochen und hat uns über die Schichtungen in den Höhlen, die von ihm selbst so sorgfältig untersucht worden sind, ein Bild zu geben versucht. Diese Höhlenforschungen haben alle, mögen sie nun sorgfältig oder weniger sorgfältig ausgeführt werden, einen gewissen Haken: wir sind nämlich kaum jemals vollkommen im Stande, die Schichten, auch sehr tiefe, vollkommen scharf betreffs ihres Inhaltes von einander zu trennen. Ich erinnere dafür nur an das berühmte Wort von niemand Geringerem als dem Entdecker des Diluvialmenschen: Boucher de Perthes, dass der Werth der in den Höhlen gefundenen Reste für die Altersbestimmung des Menschen ein zweifelhafter sei, da die Höhlen die Karawansereien aller vergangener Geschlechter gewesen seien. Wir finden dort vielfach auch in scheinbar ungestörten Schichten in der Tiefe doch Dinge, die dahin nicht gehören und die gewissermassen zufällig in die Schichtenablagerungen hineingekommen sind. In den feuchten Höhlenlehm z. B. werden Dinge eingetreten, welche dann auch durch ihr spezifisches Gewicht sinken. Auf diese Weise können sie auf den Grund des Höhlenlehms kommen, während sie ihrer eigentlichen Provenienz nach in die allerhöchste Schichte gehören. So habe ich selbst mitten unter Knochen diluvialer Thiere Scherben eines gusseisernen Topfes gefunden. Ich glaube, dass wir uns, von Höhlenforschungen ausgehend, doch nur mit der allergrössten Vorsicht ein Bild machen dürfen über die zeitlichen Verhältnisse, in denen der Mensch in der Höhle aufgetreten ist.

Sie wissen alle, dass die eigentliche Entscheidung über das Vorkommen des Menschen im Diluvium nur dadurch möglich war, dass man in seit dem Diluvium sicher ungestörten diluvialen Schichten ausserhalb der Höhlen die charakteristischen Manufakte des Menschen gefunden hat, auf welche von dem Herrn Vorsitzenden in seiner Eröffnungsrede hingewiesen worden ist. Nun darf man aber die in Frage stehende Lössablagerung bei Předmost meiner Meinung nach, weil sie eben aus Löss besteht, keineswegs identifiziren etwa mit jenen klassischen ungestörten Diluvialschichten, z. B. im Sommethal, aus denen man die menschlichen Manufakte, die zweifellos aus dem Diluvium stammen, gewonnen hat. Wer überhaupt Löss untersucht hat, wie ich ihn viel untersucht habe, weiss, wie ausserordentlich schwierig es ist, die ursprüngliche s. v. v. Schichtung in ihm zu erkennen. Wir haben im Löss in der Nähe von München eine ganze Reihe künstlicher Höhlen, in welche ich selbst vielfach hineingekrochen bin. An Stellen, wo solche Höhlen eingestürzt waren,

habe ich oft graben lassen und konstatirt, dass hier die alte Lagerung nicht mehr zu erkennen war. Der Besitzer einer solchen künstlichen Höhle bei Dachau bei München warnte mich einmal sehr lebhaft, in seine Höhle hinein zu kriechen. Ich habe es dort auch wirklich nur einmal ausgeführt, weil der Löss an der Höhlendecke bröckelte, so dass es sehr leicht hätte eintreten können, dass ich dort verschüttet worden wäre und dann hätte man mich vielleicht einmal später als diluvialen Professor aus dem Löss bei Dachau ausgegraben.

Der Löss ist für Sickerwasser in hohem Grade durchlässig, so dass er zusammensickert und dadurch eine unter Umständen ganz regelmässige und doch ganz neue Lagerungen bildet. Die Verhältnisse sind in gewissem Sinne ähnlich wie bei den Salzstöcken in Hallein, wo man mitten in den Salzstöcken die Manufakte der alten prähistorischen Bergleute findet; diese haben aber auch nicht gelebt vor der Bildung des Salzes, sondern ihre Manufakte sind ganz in derselben Weise, wie das beim Löss vorgehen kann, in diese scheinbar ungestörten Lagen hineingekommen.

Das Hauptmissverständniss aber, an welchem der Vortrag des Herrn Vorredners leidet, ist das, dass er glaubt, es sei von Steenstrup die Meinung ausgesprochen worden, diese Mammuthleichen seien in einer unseren gegenwärtigen Verhältnissen in Mitteleuropa z. B. in Mähren ähnlichen Periode längere Zeit, vielleicht viele Jahrhunderte oder Jahrtausende unbedeckt gewesen. Das, worauf Steenstrup exemplifizirt, sind ja die heutigen Tags noch erhaltenen Mammuthleichen, welche die Jakuten und die nordsibirische Bevölkerung heute noch ausgraben und welche noch heute die Hauptquelle des Elfenbeins in der Technik sind. Gerade so wie jene Völker heute noch die Leichen nur in dem gefrorenen Boden auffinden, aus den Zähnen und Knochen ihre Werkzeuge machen, und mit dem Fleische ihre Hunde füttern, so konnte der Mensch auch in der Zeit, um die es sich bei dieser Diskussion handelt, nämlich in der Glacial- resp. Postglacialperiode, in der Rennthierepoche, wo Menschen sicher vorhanden waren, Mammuthleichen auch in unseren Gegenden in ganz ähnlichem Erhaltungszustande finden. Das ist die Idee Steenstrups gewesen, und wenn er sagte, es können Jahrhunderte hingegangen sein, in welchen Hunde und Wölfe von den Mammuthleichen gefressen haben, so hat er guten Grund dafür. Es sind ja doch gewiss in Nordasien jetzt schon Jahrtausende verflossen, seitdem diese Thiere von den Mammuthleichen sich nähren, wie sie es ja heutzutage bei den Jakuten u. s. w. noch thun.

Die Auseinandersetzungen von Steenstrup haben ja noch keinen vollen Beweis dafür gebracht, dass der Mensch nicht gleichzeitig mit dem Mammuth dort in Předmost war. Aber das ist ganz gewiss, dass man sich ganz ausserordentlich skeptisch verhalten muss bei Erklärung dieses Fundes, da wir es dort nicht mit Funden aus sicher seit dem Diluvium ungestörten diluvialen Schichten zu thun haben, sondern mit Löss. Ich wiederhole: wir müssen hier sehr vorsichtig sein, und wir haben auch noch heute gar keinen Grund, an den Aufstellungen zu rütteln, welche vor 2 Jahren unser hochverehrter Herr Vorsitzender in Ulm gemacht hat, und wir müssen es Steenstrup und Wankel mit Dank gedenken, dass sie ihre Zweifel über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth in Předmost zu begründen versucht haben.

Herr Dr. **Kříž**:

Ich kann die von dem hochgeehrten Herrn Vorredner gemachten Bedenken durchaus nicht theilen. Ich habe ausdrücklich bemerkt, dass man Funde aus kleineren Höhlen, wo die eben früher erwähnten Kriterien nicht vorhanden sind, zur Altersbestimmung gar nicht verwenden soll.

Bei grösseren Höhlen aber, wo man die Schichten auf lange Entfernungen genau verfolgen kann, ist jede Täuschung ausgeschlossen.

Die Bemerkung, dass Artefakte aus jüngerer Zeit, etwa in Folge des spezifischen Gewichtes, in ältere Schichten sich herabsenken können, ist, soweit es unsere mährischen Höhlen anbelangt, nicht zutreffend.

Die Kulturschichten in unseren Höhlen bestehen aus so fest verbundenen Erd- und Geröllmassen, dass ein Herabsinken etwaiger Artefakte, wie diess etwa bei Moorgründen der Fall ist, ganz unmöglich war und ist.

Selbst grosse Kalblöcke sind nicht im Stande, in Folge der eigenen Schwere in die bestehende Ablagerung herabzusinken, viel weniger also Artefakte.

Den bei Předmost über der Kulturschichte abgesetzten Löss erkennt Steenstrup selbst als ungestört an (Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft, Bd. XX, S. 11); ich habe also in dieser Richtung gar nichts mehr beizusetzen; ich bemerke nur im Allgemeinen, dass wir bei uns in den Lösslagern in der Regel pluviatile, d. h. von Spülwässern abgesetzte Schichten vorfinden und dass also jede nachträgliche Störung des Lösses die Störung dieser pluviatilen Schicht zur Folge hatte, was sofort erkennbar wäre.

Was unter einem ungestörten Aschenherde lag, muss seit der Zeit dieser Feuerstätte ungestört geblieben sein; hiezu gesellen sich in vielen Fällen mehr oder weniger starke Sinterdecken, was unter einer ungestörten Sinterdecke eingeschlossen war, konnte unmöglich jünger sein, als die Sinterdecke selbst und das, was in der über der Sinterdecke ruhenden Ablagerung enthalten ist.

„Funde aus kleineren Höhlen, wo diese Kriterien nicht vorhanden sind, sollen zur Altersbestimmung nicht verwendet werden; und in dieser Richtung wurde viel gesündigt und wird jetzt noch gesündiget."

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ueber Zwergrassen.

Ich habe, hochverehrte Anwesende, schon im vorigen Jahre auf der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Hannover eine kleine Besprechung über die Zwergrassen begonnen. Damals war eben vor nicht langer Zeit Dr. Stuhlmann aus Afrika zurückgekehrt und hatte zwei lebende Damen eines Zwergenstammes mit nach Berlin gebracht; ich musste mich daher auf einige vorläufige Bemerkungen beschränken. Ich darf wohl jetzt über diese hinweggehen. Diejenigen, die sich dafür interessiren, möchte ich darauf verweisen, dass unser vorjähriger Bericht das Nöthige, was diesen Punkt betrifft, enthält. Seit dieser Zeit ist das Material nicht unbeträchtlich verstärkt worden, insbesondere sind die sonstigen Schädel, die Herr Stuhlmann in Zentral-Afrika gesammelt hatte, angekommen und zwar in einem gut erhaltenen Zustande. Es ist damit zum erstenmal ein thatsächliches Material von nicht geringer Ausdehnung zur Stelle geschafft und die Ergebnisse lassen sich durch gegenseitige Vergleichung der individuellen Variationen einigermassen aus-

gleichen. Was das eine zu viel hat, hat das andere zu wenig, und wir gewinnen so allmählich ein gewisses mittleres Maass. Darüber werde ich gleich nachher kurz sprechen, soweit es im Rahmen einer solchen Verhandlung möglich ist.

Ich will vorausschicken, dass die Frage der Zwergrassen, wie es ja immer bei derartigen neuen Fragen geht, sich schnell erweitert hat; immer neue Bezirke der Erde sind hereinbezogen worden, wo Zwergrassen zu finden seien. Ich habe deshalb einige grosse Karten aufhängen lassen, um die Gegenden zu zeigen, wo Zwergstämme wohnen. Sie werden daraus ersehen, dass manche dieser Stämme längst bekannt waren; man hat aber erst angefangen, nachdem man einmal die Afrikaner hatte, auch die sonst bekannten kleinen Stämme Zwergrassen zu nennen, während man sie früher nicht so genannt hatte, z. B. die Wedda auf Ceylon oder die Lappen. Von denen wusste man ja, dass sie kleine Leute seien, aber bis dahin hatte man sie nicht mit den Afrikanern zusammengestellt.

Die Bedeutung der Zwergen-Frage ist nun aber mehr und mehr verschärft worden und ich will namentlich hervorheben, was mich vorzugsweise bestimmt hat, hier darüber zu sprechen, nämlich die Neigung, die sich augenblicklich geltend macht, die Zwerge bis in sehr ferne Zeiten der Prähistorie zurückzuverfolgen. Die Zwergenfrage ist in der That eine prähistorische Frage geworden.

Wie das zugegangen ist, ist allerdings sehr sonderbar. Der erste, welcher derartige Betrachtungen angestellt hat, war ein französischer Forscher, Mr. Piette, seines Berufes Ingenieur, ein sehr scharfsichtiger Mann, der im südlichen Frankreich auf demselben Wege, auf dem schon frühere Anthropologen ihre bahnbrechenden Beobachtungen gemacht hatten, weiter gegangen ist. Unter manchen persönlichen Schwierigkeiten, die er in seinem Bericht ausführlich schildert, ist er dahin gelangt, eine Reihe unberührter diluvialer Fundschichten bloss zu legen, in denen er allerlei Werkzeuge von Elfenbein antraf, auf denen sich Zeichnungen der verschiedensten Art finden, namentlich auch menschliche Figuren. Er hat diese Periode, im Gegensatz zu einigen anderen benachbarten Abschnitten der ältesten Steinzeit, durch einen besonderen Namen unterschieden: er hat sie die époque de l'ivoire, die Elfenbeinperiode genannt. Sie würde sich als ein besonderes Gebiet zwischen Steinzeit und Metallzeit einschieben. Innerhalb dieser Elfenbeinperiode hat er nun — ich kann mich in dieser Beziehung nur auf seine Angaben berufen, ich selbst war nicht in der Lage, etwas davon zu sehen — auch Figuren, theils vollkommen ausgeführte, theils nur vorgeritzte, gefunden, welche Menschen darstellen, und er hat daran zu zeigen sich bemüht, dass diese Gestalten unter den uns bekannten Völkerstämmen am meisten Aehnlichkeit mit den Buschmännern haben, und zwar hauptsächlich durch zwei Eigenthümlichkeiten, die im Kreise von Damen nicht weiter erörtert werden können, einerseits durch die sogenannte Steatopygie, andererseits durch die Hyperplasie der Labia minora. Beides glaubte er mit positiver Sicherheit aus den Zeichnungen nachweisen zu können. Darauf basirte er seine These, dass die Menschen, welche diese Skulpturen hergestellt haben, offenbar Personen vor sich gehabt haben müssen, welche den heutigen Buschmännern (oder Buschfrauen) glichen. Unser Buschmann-Forscher, Dr. Fritsch, ist leider schon abgereist, und wir müssen vorläufig auf sein Urtheil verzichten. Herr Piette fasst die Elfenbeinkünstler der Urzeit als nahe Verwandte derjenigen Zwergrasse auf, die wir gegenwärtig besprechen wollen. Jedenfalls müssten wir, wenn seine Angaben richtig sind, annehmen, dass in der alten Steinzeit im südlichen Frankreich ein Geschlecht existirt habe, das in wesentlichen Zügen mit den heutigen Buschmännern übereinstimmte. Sie wissen wohl, dass in Frankreich seit langer Zeit eine grosse Neigung besteht, die prähistorischen Menschen des südlichen Frankreichs mit der afrikanischen Bevölkerung in nahe Beziehung zu setzen. Die einzelnen Forscher unterscheiden sich nur dadurch, dass der eine befriedigt ist, wenn er bis zum Atlas gehen kann, der andere die Sahara dazu nimmt, bis wir schliesslich zum Kap der guten Hoffnung gekommen sind. Das würde an sich schon genügen, um uns zu veranlassen, einen Blick auf diese Verhältnisse zu werfen.

Allein einer unserer deutschen Freunde, der ein sehr eifriger und sorgfältiger Beobachter ist, Herr Kollmann in Basel, der Vorgänger des Herrn Ranke im Generalsekretariat der deutschen Gesellschaft, glaubt nun auch in der Schweiz eine Stelle aufgefunden zu haben, wo ein Pygmäengeschlecht der Vorzeit in Wirklichkeit existirt hat, und er glaubt auch, die Reste desselben direkt aufgefunden zu haben. Leider ist der Mann, der uns über diese Stelle berichten sollte, Dr. Nüesch, so viel ich weiss, bis jetzt nicht erschienen; er war angemeldet, aber es ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden, dass er erschienen wäre. Er ist ein eifriger Forscher, der seit mehreren Jahren damit beschäftigt ist, eine kleine und, wenn ich so sagen soll, höchst eingedichtete Stelle nach solchen alten Ueberresten zu durchforschen.

Die Stelle liegt etwas nördlich von Schaffhausen, in einer Richtung, die auch sonst schon in prähistorischer Beziehung sehr bekannt ist, insbesondere durch die berühmte Thayinger Höhle, die so lange Zeit hindurch die Autoren beschäftigt hat wegen der Funde von eingeritzten Zeichnungen. Die neue Stelle findet sich am Eingange zum Freudenthal, in dem, etwas weiter zurückliegend, die bekannte Freudenthaler Höhle erforscht ist, welche ausgezeichnetes Material in Renthiersachen geliefert hat. Die Stelle, von der ich sprechen will, führt den Namen: Das Schweizerbild. Der Thalrand wird daselbst durch steil aufgerichtete und stark abgebröckelte Felsen gebildet. Insbesondere hebt sich ein grosser Vorsprung hervor, der an seiner Basis eine seichte Einbuchtung besitzt. An dieser kleinen Stelle, die nach aussen ganz offen ist, fand man im Schutt neben zahlreichen Thierknochen Reste von einem alten Menschengeschlecht, namentlich eine ganze Reihe von Gräbern. Ich war vor ein paar Jahren auf Einladung des Herrn Dr. Nüesch selbst da und habe einige dieser Gräber gesehen. Leider hatte ich nicht Zeit genug, mich lange mit der Sache zu beschäftigen; ich war jedoch überrascht, dass diese Gräber so klein waren und die Skelette auch. Ich hatte, wie Herr Nüesch, die Meinung, die vielleicht irrig war, dass es sich hauptsächlich um Kindergräber handle, und ich bin mit diesem Gedanken nach Hause gefahren[1]). Herr Kollmann hat dann später die Sache aufgenommen, diese „Kinder" genau untersucht, und glaubt nun, nachweisen zu können, dass es sich nicht um Kinder handelt, wenigstens nur zum Theil, und dass ein anderer Theil Zwerge gewesen seien. In dem Bericht, den er mir geschickt hat, hat er angegeben, dass im

1) Vgl. Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch., XXIV, S. 456.

Ganzen 26 Bestattungen konstatirt worden sind; unter diesen waren nach seiner Bestimmung 13 Erwachsene, d. h. solche aus der neolithischen Zeit, und 11 Kinder im Alter bis zu 7 Jahren. Auch fand man in der nächsten Nachbarschaft ausserdem noch die Leiche eines Erwachsenen und eines Kindes. Unter diesen Resten glaubt er nun positive Pygmäenreste nachweisen zu können. Er hat mir ein paar Knochen davon geschickt, Extremitätenknochen, von denen ich nicht umhin kann, zu sagen, dass sie in wesentlichen Stücken dem entsprechen, was man bei Zwergen erwarten darf. Es sind kleine Knochen, aber ausgebildete, nicht erst im Wachsthum begriffene oder darin unterbrochene. Auf einer mir übersendeten Abbildung ist ein Paar solcher Knochen wiedergegeben: ein langer, gewöhnlicher Knochen von einem heutigen Schweizer und mehrere kleinere Knochen aus dem Erdloch des Schweizerbildes; daneben sind auch Schädel in Parallele abgebildet. Die Details seiner Untersuchung werden demnächst erscheinen, ihre Publikation ist schon vorbereitet; ich habe hier nur darauf hinweisen wollen.

Nun möchte ich noch Eines besonders betonen, und da wir einen gelehrten italienischen Forscher seit gestern unter uns haben, der seine Aufmerksamkeit dieser Pygmäenfrage besonders zugewendet hat, Herrn Sergi von Rom, so darf ich hervorheben, dass er es gewesen ist, der sehr wesentlich dazu beigetragen hat, die Auffassung von Kollmann zu stärken, indem er auf das Vorkommen verhältnismässig kleiner Schädel in der heutigen europäischen Bevölkerung aufmerksam gemacht hat. Herr Kollmann hat sich der Auffassung Sergi's, dass die kleinen Schädel auch kleinen Menschen gehören, sehr stark genähert. In diesem Punkte muss ich jedoch meine volle Diskordanz mit den beiden Herren aussprechen. Nach meiner Erfahrung ist für die Frage der Zwergrassen die Grösse der Schädel allerdings nicht gleichgiltig, aber doch von keinem entscheidenden Werthe.

Ich will in dieser Beziehung ein paar positive Angaben machen. Dieselben stützen sich zuerst auf das Material, welches Dr. Stuhlmann aus Centralafrika mitgebracht hat. Ich darf wohl kurz erwähnen, dass die Region, aus der seine Zwerge stammen, tief im Innern gelegen ist, südwestlich vom oberen Nil, da wo die Quellflüsse der nördlichen Nebenströme des Kongo entspringen, wo also die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo liegt. Von hier aus gehen die Flüsse, wie zuerst von Schweinfurth erkundet wurde, nach Westen. Hier fand dieser glückliche Forscher zuerst die Akka auf der Reise, die er zu den Monbuttu machte. Jetzt, auf der Expedition, die er mit Emin Pascha zusammen machte, stiessen sie auf Zwerge am Ituri, einem Nebenflusse des Kongo, der aus einem weiten Waldgebiete herausgeht und westlich abströmt. Von da hat Herr Stuhlmann, nach seiner Trennung von Emin Pascha, drei lebende Zwerge mitgebracht. Sie gelangten auf dem Wege nach Bagamoyo an die Küste. Der eine, ein Mann, wurde nach Zanzibar herübergebracht und ist da gestorben; die beiden Mädchen dagegen wurden ganz erträglich durchgebracht, und sie sind es gewesen, die nach Deutschland kamen und mit denen vielleicht mancher von Ihnen persönlich Bekanntschaft gemacht hat. Gleichzeitig hat Dr. Stuhlmann aus diesem Gebiete eine Reihe von Schädeln mitgebracht: einen Theil, der unmittelbar von Zwergen stammt, einen andern, dem die nächsten Nachbarn bis zum Victoria Nyanza angehören. Auch die Leiche des männlichen Zwerges, der auf Zanzibar starb, ist später nach Berlin gebracht worden und ihr Skelet konnte von mir mit in die Betrachtung einbezogen werden. Ich war so in der Lage, die Schädel von 7 Zwergen zu prüfen; nur einer davon war nicht ganz messbar.

Ich schalte hier ein, dass ich eine Capacität des Schädels von 1200 ccm als die Grenze der Nannocephalie, der Zwergköpfigkeit bezeichnet habe; unter 1200 ccm nenne ich die Schädel zwergartige, gleichviel, ob der Körper auch zwergartig ist oder nicht; darüber nenne ich sie gewöhnliche. Herr Sergi ist später diese Wege weiter gegangen; er hat umfassende Untersuchungen gemacht, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. —

Wenn wir die Capacität von 1200 ccm als Grenze nehmen, so ergibt sich, dass unter den 6 messbaren Zwergenschädeln aus dem Iturigebiete von dem Stamme, — der, wenn wir ihn ethnisch bezeichnen wollen, Ewwe, wie sie sich selber nennen, heissen muss, — nur 2 nannocephal sind. 3 weitere haben einen Rauminhalt von 1260—1280 ccm; dann folgt einer, der schon 1305 ccm hat. Es ist also gar nicht daran zu denken, dass etwa die Nannocephalie als ein constantes Criterium dieser Zwergrasse betrachtet werden darf.

Wenn man die Raumverhältnisse des menschlichen Schädels in grösseren Gebieten studiert, so stellt sich heraus, dass kleine Schädel in grosser Zahl in allen zentral- und ostafrikanischen Völkerschaften vorkommen, zum Theil in nicht minder grosser Zahl unter solchen Rassen, bei denen man von Zwerghaftigkeit gar nicht zu sprechen pflegt. Ich habe es übernommen, den anthropologischen Theil des II. Bandes von Dr. Stuhlmann's Werk über Ostafrika zu schreiben; das ist eine Gelegenheit, eine Zusammenstellung aller darauf bezüglichen Erfahrungen zu geben, namentlich auch das grosse Schädelmaterial zu besprechen, welches Schweinfurth von seinen neueren Reisen aus Abessinien und der neu erworbenen italienischen Colonia Eritrea, welche zum Theil erst durch den neuesten Sieg der Italiener bei Kassala gesichert worden ist, mitgebracht hat. Auch hier ergibt sich ein gewisser Bruchtheil von Nannocephalie. Ich habe einen Schädel aus Abessinien bekommen, der bis jetzt als der kleinste überhaupt bekannte afrikanische Schädel angesehen werden muss; er hat eine Capacität von nur 975 ccm. Er ist der allerkleinste, der aus ganz Afrika bekannt ist; er hat nicht die leiseste Beziehung, soweit ich wenigstens bis jetzt sehen kann, zu einer Zwergrasse.

Daher muss ich, vorläufig wenigstens, sagen, dass wenn jemand aus blosser Nannocephalie, d. h. Zwergköpfigkeit, den Rückschluss machen will, dass der Träger ein Pygmäe, d. h. ein Mensch mit Zwergwuchs des Körpers, gewesen sei, ich dem nicht zustimmen kann, und zwar umsoweniger, als die Zwerge bei uns, wenn sie nicht gerade einer kretinistischen Gruppe angehören, meistens durch grosse Köpfe sich auszeichnen. Der grosse Kopf der Zwerge galt von jeher für typisch und hat selbst Dichtern, Prosaikern und Malern als Prototyp gedient.

Was dagegen die Länge des Körpers anlangt, also die Höhe des Individuums und die Entwicklung der Extremitäten, die ganz wesentlich zu dieser Höhe beiträgt, so verhält es sich damit gerade umgekehrt. Es gibt nicht wenige Rassen, die kurze Extremitäten haben, aber diese sind in sehr verschiedener Weise ausgebildet. Ich war kurze Zeit, bevor ich hieher kam, in Stockholm und habe im anatomischen Museum daselbst noch einmal meinen Blick über die Reihe der Lappen-Skelette gleiten lassen. Ich war ganz über-

rascht, wieder einmal die kurzen Unterschenkel zu sehen, so kurz, dass sie meiner Meinung nach schon von weitem jedem erkennbar sein müssen. Von solcher Kürze der Unterschenkel kann bei den Skeletten der afrikanischen Zwerge gar nicht die Rede sein. Ich muss daher vorläufig ganz in Abrede stellen, dass man aus einzelnen Theilen des Körpers so schwer wiegende Rückschlüsse machen darf und dass man eine Identität der Rassen einfach aus der Länge der Extremitätenknochen oder der Grösse der Schädel ableiten könne. Es ist für die Rassenbestimmung absolut nothwendig, dass wir zuerst feststellen, in welcher Völkergruppe die besonderen Zwerge vorkommen, die uns interessiren. Ich muss auf das bestimmteste zurückweisen, dass ich einen und denselben Maassstab für die Lappen, wie für die Akka oder Ewwe oder gar für die Buschmänner gelten lasse. Vom philosophischen Standpunkte aus mag man eine solche Betrachtung anstellen, naturwissenschaftlich haben die Lappen mit den anderen genannten Stämmen nichts zu thun.

Es sind ganz besondere Abtheilungen der Bevölkerung, die wir bis jetzt aus Afrika kennen gelernt haben, in deren Mitte Zwerge in grösserer Zahl leben. Die aus dem Iturigebiete sind unzweifelhaft Neger in der vollendetsten Form; sie haben die ausgemachte Negerbehaarung, ein ausgesprochenes Negerkolorit, die ausgezeichnete Negernase oder vielmehr die durch einen gewissen Mangel an knöchernem Material bezeichnete Nase des Negers, die gelegentlich ganz hinter der Gesichtsfläche verschwindet, sie haben das dicke Maul, — so kann man ja wohl sagen, — und eine Menge anderer Eigenschaften.

Unter ihren Eigenschaften sind meiner Auffassung nach die Haare am meisten bemerkenswerth. Wenn man einen solchen Kopf befühlt, so bekommt man jenes eigenthümliche Gefühl, welches seit langer Zeit als „Pfefferkörner" bezeichnet ist. Isolirt man ein solches Pfefferkorn, so ergibt sich seine Zusammensetzung aus einer Anzahl kleiner Spiralrollen, die zusammengewickelt, meist unter Hinzutreten von Nachbarrollen, ein Korn bilden. Die Haare wachsen nämlich sofort aus der Kopfhaut hervor in Form feiner Rollen, die sich ganz eng aufwickeln, so dass, wenn man sie abschneidet, man von einem Ende zum andern durchsehen kann; es sind eben hohle Röhren, die ein Lumen haben. Das ist das, was ich seit langer Zeit meinem Freund Fritsch gegenüber, der die Aehnlichkeit dieser Spiralrollenbildung mit der Schafwolle nicht anerkennen will, als „Wolle" vertheidigt habe. Ich spreche indess in Bezug auf den Menschen gewöhnlich nicht von Wolle, weil das zu einem Missverständnis führen könnte; ich sage eben „Spiralrollen", aber diese betrachte ich als eine typische Eigenthümlichkeit der eigentlichen Neger. Soweit Spiralrollenhaar in Afrika existirt, muss man die Träger desselben als mit den Negern zusammenhängend betrachten.

Diese Spiralrollen sind in aller Vollständigkeit auch bei den Ewwe vorhanden, und daher kann ich nicht umhin, zu sagen, dass dieser Stamm, obwohl in den dichten Urwäldern des Landes fast völlig isolirt lebend, mit den benachbarten Neger-Rassen in Zusammenhang gebracht werden muss.

Hat man einmal diese „wolligen" Negerköpfe festgestellt, so ist allerdings die Versuchung sehr nahe gerückt, sie gewissen anderen schwarzen Rassen ferner Gegenden anzureihen, welche ungefähr unter derselben Breite leben. Unter diesen pflegen in erster Linie die Bewohner der Andamanen aufgeführt zu werden, einer kleinen Inselgruppe, die im bengalischen Meerbusen nicht sehr weit von der Küste von Hinterindien gelegen ist. Die Existenz einer reinen Wollkopfbevölkerung, die zugleich zwerghaften Wuchs und schwarze Haut besitzt, ist hier um so mehr auffallend, als die nächsten Inseln, die Nikobaren, keine Idee davon zeigen, sondern eine vollkommen glatthaarige Bevölkerung besitzen, die sich den gelben Rassen Asiens anschliesst. Man kennt ferner schon länger die Negritos, die im Innern der Philippinen, allerdings in derselben Breite mit den Andamanesen, existiren, und die man früher zusammenwarf mit der schwarzen Bevölkerung der ganzen östlichen Inselwelt bis nach Australien. Aber in diesem weiten Gebiet gibt es eine ganze Anzahl verschiedener Stämme und Rassen. Die Schwarzen von Melanesien, die sog. Papua, sind eine ganz andere Rasse, als die Australier, welche nichts weniger als Wollhaar besitzen. Was das krause Haar der Papua betrifft, so hat es allerdings eine grössere Aehnlichkeit, aber die Papua zeigen andere, unterscheidende Merkmale im Körperbau.

Neuerlich haben wir hinter einander mehrere wilde Stämme auf der Halbinsel Malacca erforscht. Das Land war bis jetzt in seinem zentralen Theile ganz unnahbar, da es von Sumpfwäldern durchsetzt ist, in welche kein Europäer eindringen kann, ohne den schwersten Malariakrankheiten ausgesetzt zu sein. Bisher waren alle Versuche, zu den Urbewohnern durchzudringen, gescheitert. Im Laufe des vorigen Jahres habe ich zum erstenmale durch unseren dortigen Reisenden, Herrn Vaughan Stevens, ein paar „Pfefferkörner" von da erhalten, und das ist wahres Spiralhaar. Diese Haarprobe stammt von einem Manne des Panggang-Stammes, der den Orang Semang zugerechnet wird; sie steht im geraden Gegensatze zu dem welligen Haar der übrigen wilden Stämme Malacca's. Immerhin liesse sich daraus ein gewisser Zusammenhang mit den Andamanesen vermuthen.

Dazu kommt, dass neuere Reisende von verschiedenen Stellen der südasiatischen Küste etwas ähnliches berichtet haben. Ich will nur hervorheben die sehr bemerkenswerthen Angaben von Mr. Dieulafoy, der Susa, die alte persische Ruinenstadt, ausgegraben hat und dessen schöne Funde jetzt im Louvre in Paris stehen. Er hat an der Meerenge von Ormuz und weiter hinauf bis zum Norden des persischen Golfes Spuren einer Bevölkerung gefunden, von der er ähnliches behauptet, aber ich besitze von da kein Objekt, ich kann darüber nicht urtheilen. Ich möchte jedoch ganz kurz bemerken: wenn man einmal Susa heranzieht, so kann man auch aus dem Pendschab einzelne ähnliche Beobachtungen anführen. Ob jedoch, wie man behauptet hat, diese Angaben genügen, um daraus zu schliessen, dass einstmals wollhaarige Neger durch ganz Südasien gewohnt haben, scheint mir verfrüht zu sein. Am wenigsten folgt daraus für das Vorkommen von Zwergrassen. Ausser den Andamanesen sind höchstens die Negritos der Philippinen wegen ihres kleinen Wuchses zu nennen; Melanesier und Australier kommen hier nicht in Betracht.

Wenn wir das Gebiet betrachten, das von den Akka und Ewwe eingenommen wird, und im Anschlusse daran das weiter südliche am mittleren Kongo, wo die Batua wohnen, so meine ich, dass diese, weit von allen Küstengegenden entfernte Region der Erde zunächst für sich betrachtet werden muss. Die charakteristische Erscheinung äussert sich bei den Zwergstämmen darin, dass ihre Angehörigen immer dieselbe

Entwicklung des Körpers durchmachen. Wir stehen also vor einer Frage, die tief in die Rassen-Genese eingreift. Ihre endliche Beantwortung wird jedenfalls viel dazu beitragen, uns einen gewissen, festen Anhalt in Bezug auf die Beurtheilung der Rassenbildung zu gewähren. Aber zuerst ist die Vorfrage zu beantworten, ob die wollhaarigen Zwerge nicht in verschiedene Rassen einzurangiren sind. Soweit sind wir nach meiner Meinung noch nicht, um die Besonderheiten jeder der in Betracht kommenden Rassen so genau darzulegen, dass daraus ein festes Wissen hervorgeht. Es ist jedoch eigenthümlich, dass, während die afrikanischen Zwergrassen mit der Nachbarbevölkerung in einem gewissen Zusammenhang stehen, die genannten asiatischen Stämme einen solchen Zusammenhang nicht erkennen lassen.

Es gibt auch sonst an verschiedenen anderen Stellen der Erde gewisse Plätze, wo Nannocephalen in grösserer Zahl vorkommen. Selbst Amerika besitzt einige solche Gebiete, so in dem an Venezuela anstossenden Theil von Colombien, ferner in dem südlichen Theile der Cordillere und auf ihren Abhängen nach West und Ost. Aber das sind keine schwarzen Rassen und auch keine „Pfefferkorn-Köpfe", es sind nur vereinzelte kleine Köpfe mit straffem Haar.

Eine andere Frage, welche sich, wie ich hier besonders betonen will, mit grosser Dringlichkeit aufwirft, wenn man die geographische Lage betrachtet, ist die Beziehung, welche diese Stämme zu den anthropoiden Affen haben könnten. Bekanntlich ist Afrika das Vaterland zweier anthropoider Affen, des Gorilla und des Schimpanse, dagegen bildet den Mittelpunkt für den Orang-Utan und den Gibbon die Sunda-Insel Borneo. Das sind die beiden Hauptgebiete der Anthropoiden, und wenn jemand seiner Phantasie frei die Zügel schiessen lässt, so kann er sehr leicht dahin kommen, aus diesen Heimathsstellen auf eine nähere Verwandtschaft zwischen den Zwergen und den Anthropoiden zu fahnden. Das war auch der Hintergedanke, wie ich offen aussprechen kann, mit dem einige Gelehrte an die Untersuchung der Zwerge herangingen. Dagegen will ich nur hervorheben, dass, während ich mich bemüht habe, mit möglichster Sorgfalt das mir zugängliche Knochen-Material von den Zwergen durchzustudiren, sich gerade diejenigen Eigenschaften bei ihnen entweder gar nicht oder nur in beschränktem Maasse gefunden haben, die man im engeren Sinne vom anatomischen Standpunkte aus pithekoid, affenartig zu nennen pflegt. Unter diesen steht obenan die eigenthümliche Bildung der Schläfengegend, wo die ganze Ordnung der Knochen bei Anthropoiden etwas anders ist, als beim Menschen, wo jedoch gelegentlich auch beim Menschen Abweichungen eintreten, wie sie in der Regel nur bei höheren Affen gefunden werden. Die bedeutendste unter diesen Abweichungen findet ihren Ausdruck in dem sogen. Schläfenfortsatz (Processus frontalis squamae temporalis), einem vom vorderen oberen Winkel der Schläfenschuppe nach vorn gehenden Knochenfortsatz, der die sonst vorhandene Anfügung des grossen Keilbeinflügels an das Seitenwandbein unterbricht. In dieser Beziehung kann ich erwähnen, dass von den 7 Ewwe-Schädeln nur 3 einen Schläfenfortsatz zeigen, — eine für afrikanische Verhältnisse nicht auffallende Häufigkeit, da ich z. B. unter 7 Schädeln von Bukoba (Nyanza-See) 4, unter 16 Massai-Schädeln gleichfalls 4 mit dem Processus frontalis antraf. Ich kann also nicht zugeben, dass aus den bisherigen Untersuchungen etwas hervorginge, was die erwähnte Vermuthung in Bezug auf die Zwerge, im Gegensatze zu anderen Negern, zu stützen im Stande wäre.

Naturwissenschaftlich betrachtet ist kein Zweifel, dass die afrikanischen Zwergstämme zu den allermerkwürdigsten Erscheinung gehören, welche durch die neue Forschung uns näher gebracht worden sind. Es liegt auch sehr nahe, die Frage von ihrer Entstehung in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren; ich warne aber davor, über das Maass dessen, was uns die Beobachtung lehrt, ohne weiteres hinauszugehen.

Ganz kurz darf ich vielleicht noch erwähnen, dass es noch eine andere Art, auch der naturwissenschaftlichen Deutung solcher Erscheinungen, gibt, die man bei dem Studium gewisser analoger Abweichungen in Betracht ziehen muss, — das ist der Einfluss schlechter Ernährung und grosser Vernachlässigung auf die Entwickelung des Körpers. Erst kürzlich ist uns hier von den Tirolern auseinandergesetzt worden, welchen Einfluss die Ernährung auf ihre Körperentwicklung ausübt. Es ist kein Zweifel, dass wir auch bei kräftigen Thier-Rassen durch anhaltend schlechte Ernährung kleine und kümmerliche Individuen hervorbringen können, dass aber auch bei Menschen unter ärmlichen Verhältnissen eine solche Verkümmerung entstehen kann. Desshalb habe ich seit 20 Jahren die Frage offen gehalten und studirt, ob nicht die Lappen, die unter den finnischen Stämmen eine ganz anomale Stellung einnehmen, ihre dürftige Entwicklung der Mangelhaftigkeit ihrer äusseren Existenzbedingungen verdanken. Es scheint mir aber auch, dass man unschwer eine ähnliche Frage aufwerfen kann gegenüber diesen ärmlichen Waldbewohnern, die unter allen afrikanischen Völkern am wenigsten günstig in Bezug auf die Ernährung gestellt sind und die bis auf den heutigen Tag an vielen Stellen nicht einmal die Anfänge von Ackerbau oder Viehzucht erlernt haben, so dass sie sich fast ausschliesslich von den Erträgnissen einer wilden Raubjagd erhalten.

Herr Prof. **Sergi**-Rom:

Ueber die europäischen Pygmäen.

Ich möchte den Mittheilungen des Prof. Virchow über die Zwergrassen einige Eigenthümlichkeiten von meinen Forschungen von 1892 hinzufügen.

Nachdem ich in Melanesien eine mikrocephalische Menschenrasse mit viel kleinerem Schädelinhalt als die der Negritenschädel und auch der Form nach von dieser verschieden entdeckt habe[1]), wandte sich meine Aufmerksamkeit auf einige Schädel von viel kleinerem Inhalt, die ich in Italien und dann in Russland gesehen hatte und den melanesischen Mikrocephalen fast ähnlich waren.

Ich habe eindringlicher die Sache untersuchen wollen, um die Erklärung dieser bemerkungswürdigen Erscheinung zu finden, und namentlich, nachdem ich anerkannt hatte, dass der verschiedene Schädelinhalt nicht immer als individuelle Verschiedenheit angenommen werden kann. Unterschiede von 1000 ccm bis 1500 ccm, bis 1800, bis 2000 ccm sind, nach meiner Ansicht, keine individuellen Verschiedenheiten, da sie zu gross sind, ich habe sie dagegen als ethnische Verschiedenheiten betrachtet; während die individuellen Verschiedenheiten nur kleine, nicht typische und vergängliche sind, die von Entwicklungszuständen ab-

1) Varietà umane della Melanesia. Roma. Accad. Medica di Roma 1892 und Archiv für Anthropologie. 1892. XXIII.

hängen. Daher sind die Schädel mit 1000 oder 1200 ccm Inhalt nicht eine einfache Abänderung von denen mit 1500 bis 1600 ccm Inhalt, sondern sie sind eine verschiedene Menschenrasse.

Da regte sich in mir der Verdacht, dass einem so niedrigen Schädelinhalt eine bestimmte Körpergrösse entsprechen sollte, wie schon sonst von den Anthropologen angenommen ist, dass das mit dem Schädelinhalt correspondirende Gewicht des Gehirns fast proportional mit der Körpergrösse zu- und abnimmt.[1])

Obwohl es eine Tradition vom klassischen Alterthume her von dem Vorhandensein der Pygmäen in Europa gibt, ist doch nichts bewiesen und die Tradition ist sehr unsicher, während heute das Vorhandensein der Pygmäen in Afrika, Asien, Oceanien bewiesen ist. Ich habe daher meine Forschungen auf die Schädel mit kleinem Inhalt am Mittelmeere und im kurganischen Russland, und auf die Körpergrösse der gegenwärtigen Völkerschaften, namentlich von Italien, gewendet.[2])

Ich habe 47 theils alte, theils moderne Schädel von kleinerem Inhalt als 1150 ccm, alle vom mittelländischen Meere, studiren können und dann noch 46 Schädel von gleichem Inhalt, wie der der Negriten von Andamanen, also 1244 ccm (oder Elattocefalie nach meiner Methode), auch vom Mittelmeere und endlich 106 sicilianische moderne Schädel von gleichem Schädelinhalt, alles zusammen also 199 ♂♀ Schädel. Von den russischen Schädeln der Kurganen, die im Moskauer Museum aufbewahrt werden, habe ich 145 von kleinerem Inhalt als 1150 ccm studirt, ein reiches Material für meine Arbeit.

Sämmtliche 344 alten und neuen Schädel gehören nach meiner morphologischen Methode bestimmt den gewöhnlichen Varietäten vom Mittelmeer und von den Kurganen Russlands an. Aus zahlreichen Elementen ergibt sich unzweifelhaft, dass es am Mittelmeer und im östlichen Europa ein Volk mit normalem, microcephalischen Kopf gegeben hat und noch heute gibt, ein Volk, das auch pygmäisch sein muss, wenn man das Verhältniss zur Körpergrösse annimmt. Aber ich habe mich mit dem einzigen Prinzip der Korrespondenz zwischen Körpergrösse und (Schädel)Gehirn nicht zufrieden gestellt, ich habe nachforschen wollen, ob es eine bestimmte Zahl von niedrigen oder pygmäischen Körpergrössen, die von Structur und Entwicklung normal wären, in denselben Gegenden, wo man die Schädel mit kleinem Inhalte gefunden hat, gebe.

Und ich habe die Statistik der italienischen Aushebung-ämter für 9 Jahre (1854—62) nachgeschaut. In der Statistik der Befreiten sind diejenigen, die wegen Krankheiten, von denjenigen, die wegen niedriger Statur befreit werden, von einander geschieden, daher sind alle pathologischen Fälle, wie Rhachitis etc., ausgenommen; die Zahlen entsprechen der Wahrheit einer niedrigen normalen Körpergrö-se und zwar aus ethnischem Charakter. Ich hätte mich auch bedienen können der ähnlichen statistischen Arbeiten von Russland, darunter auch derjenigen des Prof. Anutschin, aber hier sind viele ethnische Elemente, die ausgelassen werden sollten, weil sie nach der Zeit der Kurganen eingedrungen sind.

Desswegen beschränke ich meine Forschungen über die Körpergrösse nur auf die italienischen Bevölkerungen, das ich für genügend halte.

---

1) De Quatrefages, Les Pygmées. Paris, 1887.

2) Varietà umane microcefaliche e Pigmei di Europa. Boll. Accad. Medica di Roma. 1893.

Die Ergebnisse sind folgende:

1) Man findet immer eine bestimmte Zahl von 20jährigen jungen Leuten, die nicht die Höhe von 1,56 erreichen; diese Zahl ergibt sich aus dem procentualischen Verhältniss in allen Aushebungen Italiens.

2) Die Zahl der durch 9 Jahre (von 1854—1862) gemessenen jungen Leute, die eine Höhe von m 1,25 bis 1,55 erreichen, ist 14,49 Proz. mit Schwankungen von 13,59—16,09 Proz.

3) Die Zahl der jungen Leute, die durch dieselben 9 Jahre nicht eine Höhe von m 1,46 erreichen, sondern zwischen m 1,25—1,45 ist 1,63 Proz. mit Schwankungen von 1,50—1,77 Proz.

4) Die Medie der absoluten Zahl für dieselben 9 Jahre von den jungen Leuten, die die Höhe von m 1,25—1,45 erreicht haben, ist 4275, während die derjenigen von 1,25—1,55 m 37879 ist.

5) Die grösste Zahl von Leuten kleiner Gestalt findet sich namentlich in den 10 Provinzen der Inseln Sicilien und Sardinien und in Süditalien; in diesen Provinzen waren für die Statur von m 1,25 - 1,45 3,61 Proz., von m 1,25—1,55 24,35 Proz.; in der Provinz Cagliari finden sich 29,99 Proz., in Reggio-Calabria 25,99 Proz.

6) Die absolute Zahl für die im Jahre 1862 Geborenen, die eine Höhe von 1,25—1,45 erreichten, ist 1380, für diejenigen von 1,25—1,55 9105 für die zehn Provinzen.

Nun, wenn wir ausrechnen, dass die Zahl in der Medie constant ist, und dass im weiblichen Geschlechte eine Correlation sein muss, so können wir eine Zahl finden, die alle kleinen Leute der ganzen lebenden Bevölkerung angibt.

Nach der Statistik von 1881 ist die Bevölkerung von den 10 Provinzen ♂♀ 3618628; so wird 3,61 Proz. gerechnet, die Zahl derjenigen, die eine Höhe von 1,25—1,45 erreichten, steigen auf 143875 ♂♀ und die derjenigen von 1,25—1,55 auf 838378 ♀♂.

Rechnen wir für ganz Italien die Medie von 9 Jahren (geb. 1854—1862) der 20jährigen männlichen Bevölkerung, so haben wir die

Statur von	m 1,25—1,45	1,63 Proz.
	m 1,25—1,55	14,49 Proz.

Ausgerechnet für die männliche Bevölkerung allein von 15000000, so haben wir

Statur von	m 1,25—1,45	489000 ♂
	m 1,25—1,55	2173500 ♂

Wenn man die korrespondirende Medie für das weibliche Geschlecht ausrechnet, so haben wir

Statur von	m 1,25—1,45 ♂♀	978000 ♂♀
	m 1,25—1,55 ♂♀	4347000 ♂♀

Die Zahlen sind sehr gross für eine Bevölkerung von niedriger Höhe.

Wenn man die Körperhöhe von orientalischen und afrikanischen Pygmäen betrachtet, so findet man, dass ein Maximum von 1,55 m ♂ für die italienischen Pygmäen nicht übertrieben ist, wenn man Schwankungen bis 1,60 m ♂ bei den Andamanesen zugibt; übrigens habe ich die Höhe von 1,45 ♂ ausrechnen wollen, die sehr niedrig ist, und die Zahl von solchen Leuten ist sehr gross.

Alles dieses beweist, dass es in Italien ein Volk von Pygmäen gibt, welches an dem schon erwähnten kleinen Schädelinhalt, Micro- und Elattocephalie, erkennbar ist und beweist auch, dass solche Pygmäen zahlreicher in den südlichen Provinzen und in den zwei grossen Inseln, als in Oberitalien sind.

Andere Forschungen, obwohl nicht viele, habe ich mit Hilfe meines Freundes, Hrn. Mantia, an lebenden

Sicilianern der Provinz Girgenti gemacht, und andere an Bewohnern Samniums. Und die Ergebnisse sind, dass einer kleinen Gestalt oft ein kleiner Kopf mit kleinem Inhalt korrespondirt. Wichtig für mich ist gewesen, an lebenden Individuen dieselben Kopfformen gefunden zu haben, wie ich sie an den Schädeln gefunden hatte.

Diese Schädel zeigen viele Merkmale der Inferiorität, welche auf eine niedrige Herkunft deuten.

Diese Merkmale der Inferiorität findet man namentlich in dem Gesichtsknochenbau: breite Nasenöffnung, niedrige Nasenhöhe, kleine und eingedrückte Nasenknochen, also Platyrhinie, die manchmal einen Index von 69 hat, also Negroiden-Charaktere, die man unter den Afrikanern und Melanesien findet. Der Kiefer ist kurz, mit tiefen Fossae caninae, mit kurzen und dünnen aufsteigenden Prozessen, kleinen Molaren, aber eckig und kantig vorspringend. Orbitae immer sehr verschieden, tief und niedrig, von der Form eines Parallelogramms, Prognathismus sehr selten.

Aber man muss nicht immer hoffen, die Pygmäen mit mikrocephalischem oder kleinem Kopf zu sehen, denn man muss nicht auf die Mischungen vergessen und daher auf die übrigen Formen. Nichts leichter, als hohe Gestalten mit kleinen Köpfen und kleine Gestalten mit grossen oder mittleren Köpfen zu finden. Ich habe das erwähnt, damit man nicht glaube, dass dies der Correlation zwischen Schädelinhalt (Hirngegewicht) und Körperhöhe widerstreiten könne.

Ich habe folgende Hypothese aufgestellt, die ich hier wiedergebe:

„Nachdem man eine so grosse Zahl von Microcephalen und Pygmäen gesehen und ihre Charaktere erforscht hat, glaube ich, dass man aufstellen kann, was noch kein Anthropolog angezeigt hat, dass eine Auswanderung von Pygmäen von Afrika nach dem Mittelmeere und ein Ueberfallen von Südeuropa mit allen seinen Inseln und von Osteuropa seitens des schwarzen Meeres stattgefunden hat. Diese Pygmäen sollten in längerer oder kürzerer Zeit, allein oder mit anderen Völkern gemischt, in den Continent eingedrungen sein, wie man klar sieht aus der Vertheilung der microcephalischen Schädel in Russland, welche in den Kurganen und in einigen alten Grabhügeln von Cherson bis Nowoladoga, von Kasan und von Astrachan bis Minsk gegen Osten gefunden wurden, nicht ausgenommen die Centralregion des Gouvernements Moskau. Diese Pygmäen hätten sich dann mit anderen Völkern vom Mittelmeere und von Russland in verschiedenen Zeiträumen gemischt; von dieser Mischung wäre dann jene nach Statur und Schädelinhalt sammt anderen äusseren Charakteren, wie Hautfarbe, Haare und Augenfarben, Bau und Zusammenstellung der Gesichtsknochenverhältnisse und dieser zum Schädel, hybride Form geboren.

Die Zahl der Gemischten von normaler Grösse und mit höheren Charakteren von hellerer Haut, von glatten und kastanienfarbigen Haaren sollte die niedrige und nicht kleine Zahl der Pygmäen überwunden haben.

Und diese Zahl der Gemischten von normaler Grösse liess einige äussere negroide Charaktere der Pigmäen verschwinden, indem sie die inneren Charaktere, d. i. die auf das Skelett bezüglichen und namentlich des Schädels und der Statur wenig oder gar nichts ändern.

Diese Pygmäen von Europa müssen, wenn man die mikrocephalen Köpfe und die Zahl der Individuen von 1,26—1,45 m Höhe in Italien betrachtet, wie auch die afrikanischen Pygmäen, die Schweinfurth, Stanley, Emin, Casati, Miani gesehen haben, viel kleiner gewesen sein, als die östlichen Pygmäen. Wie ich schon oben erwähnt habe, müssen auch die elattocephalischen Köpfe einem Pygmäenvolk zugeschrieben werden, und gleichen Schädelinhalt haben die Andamanesen, die die bestimmtesten Pygmäen sind.

In Süditalien und auf den italienischen Inseln findet man eine grosse Zahl von ebenso kleinen Schädeln. Die Annahme von einer Einwanderung der Pygmäen von Afrika in Europa führe ich hypothesisch an, aber es scheint mir wirklich eine bewiesene Thatsache.

Und ein sicherer Beweis scheint das Vorkommen solcher mikrocephalen Varietäten nicht nur unter den Sicilianern, Sarden und anderen neuen Italienern, sondern auch unter wenigen alten phönicischen, etruskischen und römischen Schädeln mit gemeinsamen Charakteren, wie mir auch ein guter Beweis scheint, dass man unter der früheren Bevölkerung Russlands und im ganzen europäischen Russland eine grosse Zahl microcephaler Abarten findet, die auch am Mittelmeer vorkommen.

Die von Prof. Virchow gelesene Mittheilung des Prof. Kollmann über ein neolithisches Skelet, das in Schaffhausen gefunden wurde und das mir schon bekannt war, weil Prof. Kollmann mir es gezeigt hatte, als wir uns bei dem internationalen medicinischen Kongress in Rom fanden, ist für meine Hypothese, die ich vor zwei Jahren über den wahrscheinlichen Ursprung der Pygmäen in Europa ausgab, sehr günstig.[1])

Diese Pygmäen also sind seit unendlichen Zeiten in Europa und sind nicht nur an den Ufern des Mittelmeeres vertheilt, sondern langsam sind sie in das europäische Festland eingedrungen, allein oder mit anderen ethnischen Elementen vermischt in den fortwährenden Wanderungen der Völker.

Wie bereits erwähnt, habe ich sie bis in Kurganen und in der Umgebung von Petersburg gefunden und glaube annehmen zu können, dass die Einwanderung der Pygmäen in das europäische Russland sehr zahlreich gewesen sein muss, wenn man sieht, dass die grosse Zahl microcephaler Schädel unter den anderen Schädeln der Kurganen mehr als 10 Prozent ergibt.

Für wenig wichtig halte ich die Einwendung, dass man in Italien und in Russland bei den Pygmäen

---

1) Ich will nur eine Thatsache, um meine wahrscheinliche Theorie zu behaupten, hinzufügen. Ich lese in Crania helvetica antiqua von Prof. Studer und Prof. Bannwarth, Leipzig, S. 20, über die Station der späteren Steinzeit von Chevroux, wo man einige pygmäenhafte Skelette gefunden hat, die folgende Bemerkung:

„Wir haben es also hier mit einer pygmäenhaften Rasse mit mesocephalem Schädel zu thun, welche von der Rasse der Pfahlbau-Bewohner vollkommen abweicht ... Da bis jetzt keine analogen Funde gemacht worden sind, so lässt sich nur annehmen, dass es sich um die zurückgelassenen Gebeine einer wandernden Horde handelt, die, nach dem Muschelschmuck zu urtheilen, vom Süden her kam; die Schalenstücke von Tritonium nodiferum ham. lassen wenigstens auf Herkunft von den Ufern des Mittelmeeres schliessen.“ Siehe auch S. 18.

nicht jene äusseren Charaktere findet, welche sie als Afrikaner zeigen sollten, wenn sie von Afrika abstammen würden, d. h. die Hautfarbe und die Haarform, wie sie die heutigen Pygmäen, die Miani, Schweinfurth, Stanley gesehen haben, besitzen.

Die bleibenden physischen Charaktere sind die inneren und besonders die Statur und Schädelform, die anderen wechseln und ändern sich in den fortdauernden und aufeinander folgenden Mischungen mit andern Völkern.

Der Skeletbau ist ungeändert geblieben, wie ich schon bewiesen habe, und die anderen ursprünglichen Charaktere treten unter den Pygmäen Europas, hie und da den wahren Ursprung verrathend, hervor.

Herr Prof. **Waldeyer:**

Ueber einige Gehirne von Ost-Afrikanern.

Durch die freundlichen Bemühungen des z. Arztes bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, jetzigen Stabsarztes im I. Badischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 14 zu Mannheim, Herrn Dr. Steudel, gelangte das erste anatomische Institut zu Berlin in Besitz von 12 Gehirnen verschiedener in Deutsch-Ostafrika theils angesessener, theils angesiedelter Afrikaner. Zulu's, Sudanesen, Suaheli und Wanyamwesi; die Sudanesenhirne sind bezüglich ihrer Abkunft nach Stämmen nicht näher bezeichnet.

Mit Bezug auf das, was der Vortragende seiner Zeit auf der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg ausgeführt hat, glaubt er sich verpflichtet überall da, wo ihm Gelegenheit geboten wird, mit gutem Beispiel vorgehen zu sollen, damit die anthropologische Hirnuntersuchung, insbesondere die der Windungen, sich dereinst der Schädeluntersuchung an die Seite stellen könne. Freilich wird da noch ein langer und mühsamer Weg zu durchwandern sein, zumal uns ja noch die Durchschnittsformel für die Gehirnwindungen fehlt — die Hirnanatomie ist noch lange nicht so weit wie die Schädelanatomie. — Massenuntersuchungen sind hier nothwendig, mehr als irgend anderswo, um den etwaigen Rasseneigenthümlichkeiten auf die Spur zu kommen, und so dürfte jeder, wenn auch noch so bescheidene Beitrag willkommen sein.[1])

Dr. Steudel sandte 12 Gehirne. Sie waren auf meinen Rath in Bagamoyo thunlichst bald nach dem Tode der Betreffenden in Alkohol eingelegt (mit Watte-Unterlage) und durchgehärtet worden. Die Reise nach Berlin machten sie in einer Kiste mit Blecheinsatz, welcher in einzelne Kammern, die gut je ein Gehirn aufnehmen konnten, getheilt war. Sie wurden mit spiritusfeuchter Watte umhüllt in die Kammern eingesetzt, so dass sie zum Rütteln keinen Spielraum hatten, dann wurden die Kammern verlöthet. Die Gehirne kamen völlig unversehrt an, die Watteverpackung war noch vollkommen feucht.

Zehn von diesen Gehirnen wurden von der Pia so weit befreit, dass man die Windungen und Furchen klar erkennen konnte: Die Pia erwies sich an allen Gehirnen als sehr dünn und war nur mühsam zu entfernen. Ich habe die Prozedur der Pia-Ablösung an sehr vielen in Alkohol gehärteten Europäer-Gehirnen ausgeführt, und habe sie bei keinem dieser so schwierig gefunden.

Es würde wenig erspriesslich sein, wenn ich hier die sämmtlichen Windungen und Furchen — denn nur von diesen soll für jetzt die Rede sein — der einzelnen Gehirne beschreiben wollte; das ginge kaum an, selbst wenn ich dazu gleich die betreffenden Abbildungen demonstriren könnte. Ich beschränke mich daher auf kurze Angaben über das Hirngewicht, die Gesammtform, den Windungsstand[1]) und über die Hauptfurchen und Hauptwindungen: Fossa Sylvii, Insel, Centralfurche nebst Centralwindungen, erste Schläfenwindung, Fissura parieto-occipitalis, Fiss. calcarina, Fiss. interparietalis, Praecuneus, Cuneus, Lobulus lingualis, fusiformis und einiges Andere.

Zunächst möge eine tabellarische Zusammenstellung der Gehirne nach Herkunft, Gewicht, Gesammtform und Windungsstand kommen.

(Siehe Tabelle S. 152.)

Fossa sylvii nebst den benachbarten Theilen, insbesondere der dritten Stirnwindung.

Ich fand die Fossa sylvii bei allen 10 Gehirnen deutlich und gut entwickelt, überall in der bekannten Tiefe einschneidend, so dass auch wohlerkennbare Gyri temporales transversi (Heschl) hervortraten. Die hintere Gabel der Fossa sylvii (F. sylv. bifurcatio post in Fig. 1) fehlte verhältnissmässig oft auf einer oder auf beiden Seiten (Nr. 2, 3 Suaheli, Nr. 7 Sudanese und Nr. 10 Unyamwesi). Kurz erschien die Fossa sylvii ebenfalls bei mehreren Gehirnen. Bei dem dolichocephalen Unyamwesi-Hirn (9) war sie lang mit sehr deutlicher und grosser hinterer Gabel. Die Rami anteriores vertic. und horizontalis (s. Fig. 1) waren immer vorhanden, nur bei dem Hirn Nr. 6 (Sudanese) fand sich eine Abweichung insofern, als von der Fossa sylvii aus sich zunächst nur ein Ast und zwar aufsteigend, abzweigte, der dann gabelig in zwei unter stumpfem Winkel zerfiel; somit erreichte der von Broca als „cap" bezeichnete Theil (β in Fig. 1) denn auch mit seiner unteren Spitze die Fossa sylvii nicht, und war unten stark abgestumpft. Uebrigens zeigt sich ein solches Verhalten, wenn schon selten, auch bei Europäer-Gehirnen. Aufgefallen ist mir ferner, dass die beiden genannten Aeste etwa in der Hälfte der Fälle kleiner waren, als bei Europäer-Gehirnen.

Bei dem taubstummen Suaheli (Nr. 2) war das proximale Stück der dritten Stirnwindung (α in Fig. 1) beiderseits rudimentär und ganz in der Tiefe einer Furche versteckt. Es sei jedoch bemerkt, dass das Gleiche, wenn auch nicht ganz in demselben Grade

---

1) Ich erinnere hier an die Worte zweier hochverdienter Anthropologen E. Huschke's und J. Ranke's.

Bei dem Ersteren heisst es, S. 158 seines Werkes, Schädel, Hirn und Seele des Menschen, Jena, 1854: „Ich zweifle nicht, dass selbst zwischen den zivilisirten Völkern Europa's Verschiedenheiten in dem Windungssysteme existiren. Mögen sie bald von einer anthropologischen Encephalotomie aufgefasst und zu Tage gefördert werden!"

J. Ranke schreibt („Der Mensch, 2. Aufl. Bd. I. S. 528 1894) volle vierzig Jahre später: „Wir besitzen noch keine auf statistisches Material gegründete vergleichende Gehirnlehre der Menschenrassen; die Ausarbeitung einer solchen ist eine, freilich schwierig zu lösende Hauptaufgabe der modernen Anthropologie."

1) Als „Windungsstand" möchte ich das Gesammtverhalten der Windungen und Furchen, insbesondere nach ihrer Zahl und mehr oder minder klaren Ausbildung bezeichnen.

	Herkunft	Gewicht in Grammen	Form	Windungsstand
A. Zulu	1) Zulu ♂, 20 Jahre. Tod an Variola vera	1050	brachycephal	windungsarm
B. Suaheli und Küstenneger	2) Suaheli ♂, 17 J., taubstumm. Tod an Dysenter.	1250	—	ziemlich windungsreich
	3) Suaheli ♂, 15 J., Tod an Variola vera	1125	—	desgleichen
	4) Suaheli ♂, 35 J., Tod an Pleuropneumonie	Hirngewicht frisch nicht ermittelt; nach der spätern Ermittelung kann es auch nicht über 1000 betragen haben	brachycephal, schmales Stirnhirn	desgleichen
	5) Küstenneger ♂, aus Ukarmi (hint. Bagamoyo gelegen). Tod an Variola vera	1275	—	desgleichen
C. Sudanesen	6) Sudanese ♂, 50—60 J. Metastasirendes Neoplasma des Pankreas. Leiche stark abgemagert	1030	mesocephal	windungsarm
	7) Sudanese ♂, 25 J., Soldat, kräftig. Dysenterie, Leiche stark abgemagert	1150	—	windungsarm
D. Wanyamwesi	8) Wanyamwesi ♂, 18 J., mittelgr., septisches Fussgeschwür, starke Abmagerung	780	dolichocephal	Stirnhirn wenig windungsreich, die andern Lappen reich an schmalen Windungen
	9) Wanyamwesi ♂, 15 J., schlank, Träger. Tod an Variola vera	1285	dolichocephal	sehr windungsreich
	10) Wanyamwesi ♂, 45 J., etwas über mittelgross. Tod an Variola vera	1250	dolichocephal	windungsreich

bei fünf der übrigen Gehirne der Fall war. Wie es mit dem Sprachvermögen hier bestellt war, darüber habe ich keine Kenntniss. Eine sehr breite Pars proximalis gyri front. III (α Fig. 1) hatte der Unyamwesi Nr. 8 mit dem geringen Hirngewicht.

Centralfurchen und Centralwindungen, Stirnhirn, Sulcus interparietalis.

Im folgenden Abschnitte betrachte ich vorzugsweise die Centralfurche sowie die Sulci prae- und retrocentralis sammt den Centralwindungen, zugleich die Frage nach dem Verhalten der Stirnwindungen und Scheitelwindungen zu den Centralwindungen, d. h. ob erstere in den letzteren wurzeln oder nicht. Weiterhin habe ich mein Augenmerk auf den von Eberstaller als constant beim Menschen erkannten Sulcus inmitten der zweiten Stirnwindung der Autoren, den ich Sulcus principalis zu nennen vorschlug[1]), gerichtet, und berücksichtigte ich endlich das Verhalten des Sulcus interparietalis und der dritten Stirnwindung.

Bei allen Gehirnen waren die Centralfurche (Sulc. centralis in Fig. 1) und die beiden Centralwindungen (Gyr. praecentr. und G. retrocentr. in Fig. 1) sehr deutlich erkennbar und gut ausgebildet. Die Centralfurche war stark schräg gestellt, d. h. weit zurückreichend, bei 3 Gehirnen (Nr. 1 — Zulu — Nr. 2 — Suaheli — Nr. 9, Unyamwesi), steil gestellt bei 2 Gehirnen (Nr. 4 — Suaheli und Nr. 6 — Sudanese —) bei den übrigen 5 nahm sie eine Mittelstellung ein. Sie reichte von der Fossa sylvii bis zur Mantelkante, ja noch über letztere hinaus auf die Medianfläche der Hemisphäre bei 4 Gehirnen (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 8 und 9 — Unyamwesi); auffallend kurz war sie bei Nr. 7 (Sudanese), wo sie weder die Mantelkante noch die Fossa sylvii erreichte; in den übrigen Fällen zeigte sich eine mittlere Ausdehnung. Niemals war in der Mitte eine Unterbrechung vorhanden.

Die Sulci prae- und retrocentralis (s. Fig. 1) zeigten sich in bemerkenswerther Weise häufig einfach durchlaufend wie die Centralfurche selbst, entweder alle beide auf einer oder auf beiden Seiten, oder doch einer oder der andere von ihnen bald auf der einen bald auf beiden Seiten (Nr. 2 — Suaheli — Nr. 3 — Suaheli — Nr. 4 — Suaheli — Nr. 6 — Sudanese — Nr. 9 Unyamwesi), also fanden sich in der Hälfte der Fälle solche durchlaufende Sulci prae- und retrocentralis, welche die Stirn- und Scheitelwindungen von den Zentralwindungen ausschlossen. In den übrigen Fällen wurzelten diese Windungen zum Theil in den Centralwindungen, wie das gewöhnlich ist. Besonders bemerkenswerth erscheint der Sulcus retrocentralis beiderseits bei dem Unyamwesi-Gehirn Nr. 9, welches sich sonst durch seinen Windungsreichthum auszeichnete; er reichte hier von der Fossa sylvii bis über die Mantelkante hinaus.[2])

---

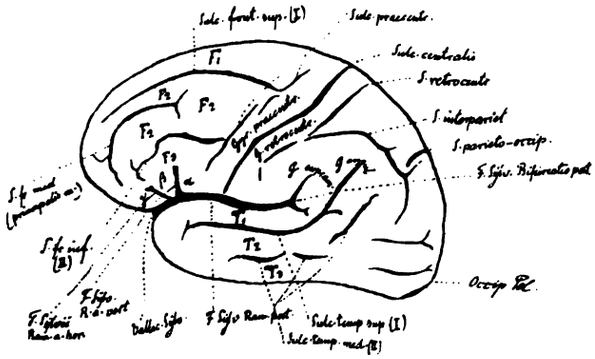
1) Waldeyer, Das Gibbon-Hirn. Festgabe für Rudolf Virchow, Band I. Berlin 1891, Hirschwald.

2) In der von J. Ranke (Der Mensch etc.) wiedergegebenen Photographie eines dolichocephalen Negerhirns (der Stamm ist nicht angegeben) ist links der Sulc. retrocentralis auch durchlaufend. In einer späteren ausführlicheren Abhandlung sollen auch die übrigen bereits vorhandenen Abbildungen von Negergehirnen, wie die von Tiedemann, Barkow, Calori u. A. eingehend berücksichtigt und verglichen werden.

Die Sulci interparietalis und principalis (S. front. medius Eberstaller) — s. Fig. 1 — traf ich stets gut erkennbar. Der Sulcus interparietalis hing in einigen Fällen nicht mit dem Sulcus retrocentralis zusammen.

Fig. 1.

Linke Hemisphäre, laterale Ansicht (Schema).



Der Gyrus frontalis III (F 3 in Fig. 1) war immer gut ausgebildet bis auf die vorhin bereits angegebenen beiden Fälle, in denen das proximale Stück (α) schmal und verdeckt erschien. Die beiden Gyri centrales (praecentr. und retrocentr. Fig. 1) waren bei den Sudanesen-Gehirnen sehr einfach gebildet ohne Nebengliederungen; beim Gehirn Nr. 8 (Unyamwesi) notirte ich ausdrücklich eine reiche Nebengliederung durch kleine Quer- und Längsfurchen, die in sie einschneiden, auch bei dem windungsreichen Hirn Nr. 9 (Unyamwesi) war dies ähnlich.

Temporallappen, insbesondere die erste Temporalfurche und -Windung bei dem Gehirn Nr. 2 (taubstummer Suaheli), zeigte sich der Sulcus temporalis sup. (I) — s. Fig. 1 — sehr deutlich und undurchbrochen beiderseits bis über die Mitte der Hirnhöhe mit seinem hintern Ende hinaufreichend, so dass der sehr klar ausgebildete Gyrus angularis (s. Fig. 1) hoch zu liegen kam. Das Bemerkenswertheste in diesem Falle lag jedoch darin, dass der Sulcus an beiden Seiten, rechts mehr vorn, links mehr in der Mitte seines Laufes, dicht an die Fossa sylvii heranrückte, so dass an diesen Stellen nur je ein sehr schmaler Gyrus temp. I (T 1 in Fig. 1) vorhanden war. Ein ähnliches nahes Heranrücken, jedoch in minderem Grade, zeigte sich im hinteren Abschnitte des S. t. I links bei dem Hirn Nr. 6 (Sudanese).

Noch auffälliger war das Verhalten bei dem Hirn Nr. 7 (Sudanese). Hier zeigte links der Sulc. temp. I sich vorn der Fossa sylvii auf 3 cm Länge zwar sehr genähert, aber doch deutlich von ihr getrennt, dann, weiter nach hinten, fliesst er scheinbar mit ihr zusammen, läuft jedoch, in der Tiefe der Fossa sylvii versteckt, selbständig weiter, so dass hier der Gyrus temporalis I (T 1 in Fig. 1) auf eine Strecke weit verborgen in der Fossa sylvii liegt. Dann tritt der Sulc. t. I wieder aussen vor und läuft in den unmittelbar das Kleinhirn deckenden Hemisphärenrand aus. Rechts ist bei diesem Gehirn der S. t. I der Fossa sylvii vorn ebenfalls genähert.

Bei dem Hirn Nr. 8 (Unyamwesi) ist der Gyrus temp. I durch eine accessorische Längsfurche in 2 Gyri (zum Theil) zerlegt, auch der accessorische Sulcus hat am hinteren oberen Ende eine Bogenwindung. Bemerkt zu werden verdient auch der Befund beim Hirn Nr. 10 (Unyamwesi), wo an der linken Seite vom Sulc. temp. I zunächst eine Zweigfurche ausging, die in die Fossa sylvii mündete, während derselbe Sulcus weiter nach hinten durch eine ansehnliche Windungsbrücke unterbrochen war.

In einzelnen Fällen (Nr. 3 und 4 Suaheli) liess sich der Sulc. temp. I mit seinem hinteren Ende sehr hoch hinauf, selbst bis zur Mantelkante hin, verfolgen.

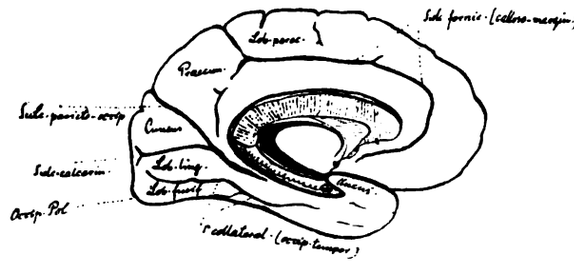
Insula Reilii. Die Insel zeigte sich in allen Fällen in ihrer typischen Form mit deutlichem Sulcus centralis insulae ausgebildet. In der Hälfte der Fälle war ein kleines Stück der Insel nach Wegnahme der Pia von aussen ohne Weiteres zu sehen; sonst schien mir die Insel bei allen untersuchten Stücken etwas klein zu sein. Vergleichende Messungen habe ich noch nicht gemacht.

Fissura calcarina, Fissura parieto-occipitalis. (Fig. 1 und 2.) Beide Fissuren fand ich an der Hälfte der Gehirne in der gewöhnlichen Form ausgebildet; in der übrigen Hälfte zeigte sich ein weites Herabreichen der Fiss. parieto-occip. auf die laterale Hemisphärenfläche hinaus.

Die Lobuli lingualis und fusiformis (s. Fig. 2) waren stets wohl erkennbar; es darf vielleicht erwähnt werden, dass bei Nr. 6 (Sudanese) der Gyrus fusiformis völlig glatt ohne jede Nebenwindung erschien. Gut ausgebildet zeigten sich auch die so charakteristischen Bildungen des Lobul. paracentralis, des Praecuneus und des Cuneus, sowie der Sulc. fornicatus (callosomarginalis) — s. Fig. 2 —. Bei dem Suaheli-Hirn Nr. 4 zeigte sich jederseits am Occipitalpole (Fig. 1 und 2) eine deutliche, ziemlich tiefe Grube.

Fig. 2.

Linke Hemisphäre, mediale Ansicht (Schema).



Ich stelle nun zum Schlusse noch dasjenige zusammen, worin mir bemerkenswerthe Unterschiede vom Europäer-Gehirn zu liegen scheinen.

1) Das geringe Hirngewicht; dasselbe erreichte auch bei der höchsten Ziffer nicht das Durchschnittsgewicht des Europäer Männerhirns. Wenn auch nur 10 Hirne dieser Untersuchung zu Grunde lagen, so ist dies Ergebniss unzweifelhaft höchst beachtenswerth, da erst verhältnissmässig wenige Wägungen von frischen Negergehirnen — wenn wir von den nordamerikanischen (Ira Russell u. A.) absehen, vorliegen und Dr. Steudel's Wägungen die bisherigen Erfahrungen bestätigen.

2) Die schwache Nebengliederung und Angliederung der Zentralwindungen, welche sich u. A. durch das relativ häufige Vorkommen von durchgehendem Sulcus prae- und retrocentralis erwies.

3) Die geringere Grösse und das Freiliegen der Insel.

4) Die wiederholt beobachtete dichte Zusammenlagerung des Sulcus temporalis I und der Fossa sylvii.

Ob die Nummern 2—4 wirklich durchgreifende Unterschiede abgeben, das darf natürlich nach der Untersuchung von 10 Gehirnen nicht behauptet werden. Ich bezwecke mit ihrer Hervorhebung für jetzt auch nur, die weitere Forschung auf diese Dinge hinzuweisen.

An einem anderen Orte werde ich später genauere, durch Abbildungen unterstützte Mittheilungen geben und dann auch auf die bereits in der Literatur vorhandenen Angaben über Afrikanergehirne, insbesondere Negerhirne zurückkommen.

Die beiden beigegebenen Figuren stellen nicht etwa Abbildungen eines der untersuchten Negergehirne vor, sondern sind Schemata. Sie sind in ihren Umrissen mit kleinen Abänderungen nach Edinger's Zeichnungen Fig. 33 und 35 (Vorlesungen über den Bau der nervösen Zentralorgane, 4. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1893) copirt und lehnen sich an Eberstaller's Befunde an, mit denen meine eigenen am meisten übereinstimmen. Sie sollen lediglich dem Zwecke einer leichteren Orientirung und einer genauen Festlegung des Gesagten dienen.

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Der Herr Generalsekretär möchte noch ein paar Zahlen haben.

Die Zahlen für die Schädelcapacität bei meinen Abessiniern stellen sich so, dass in der Gesammtsumme von 104 Schädeln sich 13 befanden, deren Capacität nicht bestimmt werden konnte. Unter den 91 gemessenen waren 18, also 19,7 Proz., welche 1200 ccm oder darunter hatten, also nannocephal waren; dahin gehört auch der schon erwähnte mit dem geringsten Kubikinhalt von 975 ccm, nicht ganz doppelt so viel, als ein grosser Gorilla auch hat.

Dabei möchte ich gleich bemerken, dass das Gehirn von 780 gr, das Hr. Steudel gemessen hat, allerdings etwas verdächtig aussieht; ob es dabei in der That mit rechten Dingen zugegangen ist und der Mann wirklich 18 Jahre alt war, darf wohl bis auf weiteres dahin gestellt bleiben.[1]) 975 ccm hat der kleinste aller Schädel, die mir jemals aus Afrika vorgekommen sind.

Dem gegenüber gibt es aber in Afrika auch einzelne sehr grosse Schädel und zwar unter den gleichen Stämmen. So finde ich unter dem Haufen von Abessinier-Schädeln 5 Kephalonen, darunter denjenigen, der den grössten Kubikinhalt hatte, mit 1665 ccm. Die 4 anderen ergaben 1650, 1610 und zweimal 1600 ccm. Aehnlich ist es übrigens bei den benachbarten, mehr zentral gesessenen Stämmen. Unter 13 Massai-Schädeln waren 2 Nannocephalen und 1 Kephalone, letzterer mit 1629 ccm. Das geht sehr durcheinander. Es lässt sich im Augenblick nur konstatiren, dass die Schädel bei Zwergen und anderen Afrikanern nicht minder grosse Variationen darbieten, als wie sie bei europäischen Völkern gefunden werden.

---

1) Nachträgliche Bemerkung: Das betreffende Gehirn wurde von mir später nachgewogen; es hatte (nach der Alkoholhärtung) nur 630 gr Gewicht. Demnach erscheint ein Zweifel an der Richtigkeit der Wägung Dr. Steudel's wohl ausgeschlossen. Dr. Steudel gibt an, dass der Betreffende von „mittlerer" Grösse gewesen sei, das deutet auch darauf hin, es sei die Altersangabe wohl als richtig zuzulassen.

Waldeyer.

Herr Prof. Dr. **Joh. Ranke**-München:

Ueber die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirn.

Es ist ein offenkundiges Missverständniss, wenn man meint, dass bloss der Mensch aufrecht zu gehen vermöge; Jeder von uns hat ja schon im Circus Pferde, Bären, Hunde oder vielleicht die Hagenbeck'schen Elephanten in ihren grotesken Tänzen gesehen, wie sie auf den Hinterbeinen, die Vorderfüsse in der Luft, einherschreiten. Andererseits sehen wir, auch im Circus, dass ein Clown wie ein vierfüssiges Thier geht und hockt wie ein Affe. Unter Umständen wählen aber die menschenähnlichen Affen und auch andere Thiere den aufrechten Gang, die aufrechte Körperhaltung freiwillig, nicht durch Dressur dazu gezwungen, und zwar nehmen Bären sowohl, wie Gorilla eine aufrechte Haltung an, um z. B. einen mächtigeren Hieb gegen ihren Gegner, besonders gegen den Menschen, auszuführen. Anderseits kann auch der Mensch durch gewisse Verhältnisse gezwungen werden, eine Körperbewegung auf allen Vieren zu wählen, oder wir sehen ihn klettern oder schwimmen wie einen Seehund. Es fällt uns aber ohne weiteres auf, dass die Bedingungen für den aufrechten Gang und Körperhaltung bei den verschiedenen animalen Wesen recht verschieden sind. Unter Umständen können verschiedene Körperhaltungen von allen Säugethieren eingenommen werden, aber wenn es sich darum handelt, eine Maximalleistung auszuführen, wenn es sich darum handelt, eine Leistung auszuführen, in welcher alle Körperkräfte wo möglich, so weit sie überhaupt zu Gebote stehen, für diese Leistungen Verwendung finden, z. B. bei einer raschen Flucht, dann sehen wir, dass nur ganz bestimmte Körperhaltungen eingenommen werden. So flieht der Mensch in aufrechter Körperhaltung, während das Thier sich dabei gewöhnlich auf alle Viere stellt, und auch der Affe nimmt dann die ihm eigenthümliche halb aufrechte Stellung an, in welcher wir ihn auf allen Vieren hineilen sehen, wenn die Bewegung auf ebenem Boden stattfindet. Es ergibt sich sonach ein Unterschied bezüglich der Körperhaltung für Maximalleistungen; wir können sagen, dass der Mensch dabei aufrecht gehen muss, während die anderen animalen Wesen dann eine andere Körperhaltung, die meisten Säugethiere eine vierfüssige, einnehmen müssen.

Es ist gegenwärtig in der ganzen Betrachtungsweise der Zoologie wieder eine auffallend ähnliche Stimmung eingetreten, wie diejenige war, welche Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte. Damals hatte man unter Führung von Linné die Unterschiede zwischen Mensch und Affe so gut wie gänzlich geleugnet; Linné hatte den Menschen und Affen mit den Halbaffen und Fledermäusen in seine grosse Ordnung der Primaten zusammengefasst, und er sagte ganz ausdrücklich, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Affen aufzufinden. Linné stellte dabei verschiedene Species der Menschen auf; er hat sie nur als Genus von den Affen getrennt. Eine dieser verschiedenen Menschen-Species sollte der Orang-Utan des Bontius sein, den er Homo nocturnus s. sylvaticus oder Troglodytes u. a. nannte; sein „wilder Mensch", Homo ferus L., sollte vierfüssig gehen. Ende des vorigen Jahrhunderts sind nun namentlich Cuvier und Blumenbach gegen diese Theorie aufgetreten; beide kämpften gegen die gesammte Systematik, wie sie Linné aufgestellt hatte,

gegen sein künstliches System für ein natürliches System. In dem letzteren sollten nicht nur etwa nach der Zahl der Zähne u. a. die Unterabtheilungen geschaffen werden, die Systematik sollte aufgebaut werden auf den gesammten Habitus, auf die gesammte Körperbildung der Thiere. Cuvier gelangte mit dieser allgemeinen Betrachtungsweise zu seiner grossen Scheidung der Thierwelt in zwei Hauptgruppen. Das wichtigste aller Organe in der gesammten Körperbildung der animalen Wesen ist das Zentralnervensystem. Nach diesem theilte Cuvier die Thiere ein einerseits in solche, welche ein Gehirn-Rückenmark und Wirbelsäule besitzen, die Wirbelthiere, und andererseits in solche, welche ein so geartetes Zentralnervensystem und eine Wirbelsäule nicht besitzen, die Wirbellosen. Er hat dann mit Blumenbach ziemlich gleichzeitig und ganz in demselben Sinne, wie dieser, die Grenzscheidung zwischen Mensch und Affe, welche Linné vergeblich gesucht hatte, geordnet. Sie waren die von Linné scherzend verlangten „Geodäten", welche die Grenze zwischen Mensch und Affen zu ziehen verstanden. Der Unterschied zwischen Mensch und Affen besteht darin, dass der Mensch gezwungen ist zur aufrechten Körperhaltung und dieser entspricht dann die ganze menschliche Körperbildung: der Mensch besitzt einen Steh- und Gehfuss, während die Affen einen Greiffuss haben; beim Menschen finden wir neben den Steh- und Gehfüssen zwei Greiforgane, die man „Hände" nennt, und darnach bezeichnet Cuvier den Menschen als den Zweihänder, Bimanus; den Affen, welcher an allen vier Extremitäten handähnliche Greiforgane besitzt, als Vierhänder, Quadrumanus. Sie wissen das Alle.

Bis gegen das Ende der Fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hat auch in der Zoologie in Deutschland diese Eintheilung Anerkennung gefunden; man glaubte, mit dieser Unterscheidung das Wahre getroffen zu haben. Nun ist aber in neuerer Zeit die alte Linné'sche Lehre von der Zusammengehörigkeit von Mensch und Affe wieder in den Vordergrund getreten. In den besten und vielgelesensten zoologischen Lehrbüchern sehen wir wieder eine Ordnung der Primaten erscheinen und in dieser Ordnung, als Genus oder Unterordnung, den Menschen mit den Affen vereinigt. Man erkennt die Unterschiede, die Blumenbach und Cuvier gefunden hatten, nicht mehr als so vollkommen einschneidend an, dass man durch sie eine weitere systematische Trennung begründen könnte.

Nun, ich glaube, dass wir die systematische Trennung, welche Cuvier und Blumenbach zwischen Quadrumanen und Bimanen statuirten, doch aufrecht erhalten können und zwar gestützt auf das wichtigste Organ des animalen Körpers, nicht etwa auf die Zählung der Zähne oder den Abschluss der Augenhöhlen u. ä., sondern auf die Ausbildung und Entwicklung des Gehirns zum übrigen Körper, also des wichtigsten Abschnittes jenes Gesammtorgans, des Zentral-Nervensystems, welches das natürliche zoologische System zu seiner primären Gruppenbildung der Thierwelt benützt.

Die Körperhaltung des Affen und die des Menschen sind, so ähnlich sie sich auch äusserlich sehen mögen, doch im mechanischen Prinzip verschieden; beim menschenähnlichen Affen und bei den Affen überhaupt ist der Kopf etwa ebenso seitlich an der Wirbelsäule befestigt, wie bei allen vierfüssigen Thieren. Wie bei allen diesen sehen wir, dass auch bei den menschenähnlichen Affen ein besonderer Halteapparat für die Geradehaltung des Kopfes existirt. Bei den meisten niederen vierfüssigen Thieren besteht dieser Apparat darin, dass an den ersten Wirbeln der Brustwirbelsäule, an den Nackenwirbeln, mehr oder minder mächtige Dornfortsätze in die Höhe ragen und dass von da ein langes und starkes, elastisches Band, das Nackenband, zum Schädel und zum zweiten Halswirbel geht, um den Kopf zu halten, so dass der Kopf ähnlich wie ein Krahn gehalten wird. Bei den grossen menschenähnlichen Affen ist dieses Verhältniss ein anderes; bei ihnen sind die Dornfortsätze an den Brustwirbeln keineswegs so mächtig, wie sie dem grossen und mächtigen, ebenfalls seitlich an der Wirbelsäule, wie bei den im eigentlichen Sinne vierfüssigen Thieren, befestigten Schädel entsprechen würde. Bei den menschenähnlichen Affen entwickelt sich aber ein ähnlicher knöcherner Halteapparat für den Kopf an den Dornfortsätzen der Halswirbelsäule, die sich bei allen Affen, aber am auffallendsten bei den grossen menschenähnlichen, von den Dornfortsätzen der übrigen Wirbel unterscheiden. Am Halse ragen bei ihnen grosse Dornfortsätze empor, die wohl verglichen werden können mit denen, wie sie am Nacken von Rindern und anderen grossen „vierfüssigen" Säugethieren zu sehen sind. Wie diese stehen sie in einer gewissen Beziehung zur Haltung des Kopfes. Der Kopf der menschenähnlichen Affen wird durch die Muskel- und Bandmassen, welche sich an die stark entwickelten Dornfortsätze der Halswirbel ansetzen, entsprechend gehalten, wie der Kopf der „vierfüssigen" Säugethiere durch den Halteapparat an den Nackenwirbeln. Diese besondere Entwicklung der Dornfortsätze der Halswirbel steht in unverkennbarer Beziehung zu der halbaufrechten Stellung der Affen. Wenn wir uns in der Thierwelt umsehen, so bemerken wir bald, dass nicht der Affe oder gar der menschenähnliche Affe allein eine annähernd aufrechte Körperhaltung einnimmt. Auch ein relativ grosser Halbaffe, der madagassische Jagdaffe, Lichanotus Indri Geoff., oder Indri brevicaudatus, nimmt gern die aufrechte Stellung ein, auch bei ihm erheben sich im Gegensatz gegen die anderen Halbaffen die Dornfortsätze der Halswirbel stärker als die der Brustwirbel, offenbar, um bei der aufrechten Körperhaltung den Schädel zu tragen. Auch bei den Vögeln kommen aus dem gleichen Grunde derartige Skeletbildungen vor; die Pinguin, Eistaucher u. a. pflegen für gewöhnlich in aufrechter oder halbaufrechter Stellung zu hocken und zu gehen. Während bei der Mehrzahl der übrigen Vögel eine stärkere Entwicklung der Halswirbel-Dornfortsätze fehlt, ragen diese nur bei den eben genannten, aufrecht sitzenden und gehenden in ganz ähnlicher Weise wie bei dem menschenähnlichon Affen hervor. Die hervorragenden Halsdornfortsätze halten sonach mit ihren muskulösen und elastischen Hilfsapparaten den seitlich an der Wirbelsäule des mehr oder weniger aufrecht gehenden Thieres befestigten Kopf.

Das ist nun beim Menschen ganz anders. Beim Menschen ist der schwere Schädel auf der Wirbelsäule balancirt schon durch die Unterstützung der Processus condyloidei. Die Halswirbelsäule ist der schwächste Theil der ganzen Wirbelsäule und namentlich die Dornfortsätze sind schwach. Eustachius fand es schon wunderbar, dass der schwerste Knochen (der Schädel) von den schwächsten gestützt wird. Der Ansatzpunkt der Wirbelsäule an dem Schädel ist so gelagert, dass mit Aufwendung von sehr wenig Muskelkraft der Schädel in der aufrechten Stellung gehalten werden kann. Dem entspricht es, dass die Dornfortsätze an der Halswirbelsäule beim Menschen so auffallend schwach entwickelt sind, ebenso die Nackendornen, die bei den „vierfüssigen" Thieren so mächtig ausgebildet sind.

Die Dornfortsätze der Brustwirbel des Menschen senken sich bekanntlich sogar nach abwärts.

Durch die Balancirung des Schädels auf der Wirbelsäule ist der aufrechte Gang des Menschen bedingt. Nicht nur die Verbindung des Schädels mit der Wirbelsäule ist bei dem Menschen so konstruirt, dass der Schädel durch ein Minimum von Muskelkraftaufwand gestützt wird, der ganze Körper des Menschen ist, damit in genauester Correlation, zum Aufrechtgehen und Stehen mechanisch eingerichtet, nicht bloss die Füsse. Das braucht hier nicht bewiesen zu werden.

Die ganze Frage nach der aufrechten Körperhaltung des Menschen spitzt sich also dahin zu: woher kommt es, dass der Schädel des Menschen so eingerichtet ist, dass er bei aufrechter Körperhaltung auf der Wirbelsäule balancirt?

Ich habe in einer grösseren Untersuchung über die Verhältnisse des Schädelgrundes zum Gehirn und anderen Theilen des Schädels[1]) den Grund für diese Einrichtung gefunden, theilweise im Anschluss an die Ergebnisse früherer Untersuchungen von Virchow.[2]) Die Stellung des Schädels zur Wirbelsäule ist abhängig von der Stellung des Foramen magnum, des grossen Hinterhauptloches, durch welches das Rückenmark aus der Schädelhöhle in den Wirbelsäulekanal heraustritt. Zur Seite des Foramen magnum befinden sich die beiden Gelenkhöcker, Cordylen, mit denen der Schädel auf der Wirbelsäule aufruht und auf ihr sich bewegt. Darin, dass beim Menschen diese beiden Gelenkhöcker c. in die Mitte der unteren Fläche der Schädelbasis verlegt sind, ist es begründet, dass bei ihm der Schädel bei der aufrechten Körperhaltung balanciren kann. Bei den menschenähnlichen Affen steht das Hinterhauptloch ganz gegen die Rückseite, der hinteren Fläche des Schädels zugewendet, das ist die Ursache, wesshalb der Schädel vorn und seitlich an der Achse der Wirbelsäule hängt.

Die Frage lautet also: wie kommt es, dass das Foramen magnum resp. die Gelenkhöcker, die an dessen beiden Seiten stehen, beim menschlichen Schädel in die Mitte der Schädelbasis gelangt sind?

Das hängt nach meinen Untersuchungen ab von dem Verhältniss der Grösse des menschlichen Hirnschädels zur Schädelbasis und zum Gesichtsschädel. Der menschliche und thierische Schädel setzen sich ja bekanntlich aus zwei hauptsächlichen Theilen zusammen, aus dem Hirnschädel und aus dem — abgesehen von den Sinnesorganen — hauptsächlich dem Kauakte dienenden Gesichtsschädel, mit anderen Worten aus einem Theil, welcher dem Gehirn dient, und aus einem anderen, welcher den Darmfunktionen dient. Das gegenseitige Verhältniss dieser beiden Schädelabschnitte zu einander bedingt die Stellung des Foramen magnum und damit der Gelenkfortsätze an dessen Rand. Bei den anthropoiden Affen und den niederen Säugethieren bildet die untere Fläche des Schädelgrundes, bis zu einem gewissen Grade eine ebne Fläche, ihre von vorne nach hinten gerichtete Mittellinie, die Schädelgrundlinie, bildet also annähernd eine gerade Linie, an deren hinterem Ende das Foramen magnum sitzt (Demonstration an Modellen). Nun hat, wie R. Virchow l. c. vor vielen Jahren nachgewiesen hat, der Schädelgrund die Fähigkeit, etwa in Mitte der Schädelgrundlinie sich zu bewegen. An dieser Stelle liegt die Knorpelfuge zwischen Hinterhauptbein und Keilbein, die Symphysis spheno-occipitalis, in welcher die Schädebasis, ähnlich wie in einem Scharnier-Gelenke, ihren hinteren Abschnitt gegen den vorderen auf- oder abbiegen kann. Ich habe nun nachweisen können, dass diese Bewegungen des Schädelgrundes in der Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge unter dem Einflusse des mehr oder weniger auf die Schädelbasis (grob mechanisch ausgedrückt) drückenden Gehirns ausgeführt werden.

Suchen wir uns zunächst die Verhältnisse klar zu machen, welche eintreten, wenn ein Thierschädel eine grössere Menge Gehirn erhält, so dass sein Hirnschädel wächst. Um dies zu ermöglichen, wird nicht die Schädelbasis entsprechend vergrössert, sondern sie wird nur in der Keilbein-Hinterhauptbeinfuge winkelig abgeknickt, so dass der hintere Abschnitt des Schädelgrundes nach abwärts gebogen wird (Demonstration an Modellen). Auf diese Weise hängt die Stellung des Hinterhauptloches und damit die Stellung der Gelenkfortsätze, auf welchen sich der Schädel auf der Wirbelsäule bewegt, von der Grösse des Gehirns ab. Ich will nicht in die einzelnen feineren Details eintreten, durch welche ich den Beweis geführt habe, dass diese Knickung der Schädelbasis vollständig gleichsinnig verläuft mit der Vergrösserung des Gehirns. Nur Einiges sei erwähnt. Im Anfang, wenn der Schädel des Thieres sich bildet, ist überhaupt eine sehr geringe Entwicklung des dem Darmsystem dienenden Theiles des Schädels (des Kauapparats) vorhanden, in dieser Zeit haben wir ganz menschliche Verhältnisse, da ist eine Schädelbasisknickung bei jedem Wirbelthier vorhanden, wir haben da eine Form, die so menschenähnlich ist, dass wir sie beinahe menschlich nennen könnten. Aber in demselben Verhältniss, in welchem das Darmsystem sich am Schädel stärker entwickelt und die Entwicklung des Gehirns entsprechend zurückbleibt, wird die Knickung geringer, beim erwachsenen menschenähnlichen Affen verläuft endlich die Grundlinie der Schädelbasis gerade. Beim Menschen dagegen bleibt mit geringen Schwankungen das embryonale Uebergewicht des Gehirns über die dem Darmsystem dienenden Theile des Schädels bestehen, die Grundlinie der Schädelbasis, und mit ihr das Foramen magnum mit den Condylen, zeigt sich daher auch bei dem Erwachsenen in der Keilbein-Hinterhauptbein-Fuge stark nach abwärts geknickt.

Damit habe ich aber den Beweis erbracht, dass die zentrale Lage des Hinterhauptloches und der Gelenkhöcker und damit die Möglichkeit der Balancirung des Schädels auf der Wirbelsäule und in Folge davon die aufrechte Körperhaltung, wie sie nur dem Menschen allein zukommt, die eben darin beruht, dass der Mensch nur dann mit dem Minimum seiner Muskelleistungen sich bewegt, wenn er in aufrechter Körperhaltung ist, abhängig ist von der Grösse seines Gehirns. Wir können sagen: Der typische Bau des menschlichen Körpers beruht auf dieser mächtigen, auch in dem nachembryonalen Leben sich noch immer mächtiger gestaltenden Entwicklung des Gehirns, während die Körperbildung bei den menschenähnlichen Affen und den übrigen Thieren abhängig ist von der im embryonalen, besonders aber im nachembryonalen Leben immer mächtigeren Entwicklung der Organe des Darmsystems.

Es existirt sonach zwischen dem Menschen und den übrigen animalen Wesen überhaupt eine Kluft,

---

1) J. Ranke: Ueber einige gesetzmässige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtsschädel. Mit 30 Tafeln. München. F. Bassermann, 1892.

2) R. Virchow: Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes. Berlin, 1857.

nicht bloss zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen. Wir dürfen, wie ich glaube, weil nur der menschliche Körper in allen seinen Bauverhältnissen durch das Gehirn in der angegebenen Weise beeinflusst ist, den Menschen als specifisches Gehirnwesen bezeichnen, während die übrigen animalen Wesen, trotz der allgemein giltigen Baugesetzmässigkeit, für welche ja der Mensch sogar als Paradigma angesprochen werden darf, als Darmwesen bezeichnet werden können. Dieser relative Gegensatz geht über die Gruppe der Wirbelthiere hinaus, und gilt ganz allgemein gegenüber der gesammten Thierwelt.

Diese Darlegungen sind wohl genügend, um zu zeigen, dass trotz der verhältnissmässigen Annäherung des Menschen an die Affen doch ein ganz wesentlicher und auch systematisch greifbarer Unterschied zwischen Mensch und Affe existirt. Ich glaube, wir müssen die zoologische Trennung, wie sie schon Blumenbach und Cuvier gefunden haben, aufrecht erhalten. Wir dürfen aber die beiden animalen Gruppen nicht mehr nach verhältnissmässig geringfügigen und in gewissem Sinne kleinlichen, jedenfalls sekundären Unterschieden als Bimanen und Quadrumanen, benennen. Der Hauptunterschied zwischen beiden liegt in der verschiedenen Entwickelung des Gehirns im Verhältniss zu den übrigen Körpertheilen. Bei dem Menschen ist das Gehirn das den ganzen Bau seines Körpers beherrschende Organ. Die spezifische Entwickelung des menschlichen Körpers (auch die Fussbildung) ist auf das Gehirn basirt. (Ich möchte für die Bezeichnung dieses menschlichen Verhältnisses das alte Wort Owen's[1]): Archencephalie, „Hirnherrschaft", benützen und die Menschen im zoologischen System als Archencephalen von den Affen, Primates, Simiae, abtrennen.

Damit trifft das wissenschaftliche Ergebniss auch mit dem allgemeinen Bewusstsein der Menschheit über ihre Stellung zu den nächst ähnlichen Thieren zusammen. Die Gehirnentwicklung und die an die Gehirnentwicklung geknüpfte höhere psychische Entwicklung ist es, was den Menschen von den übrigen animalischen Wesen trennt. Das psychische Wesen, dessen hohe Ausbildung den Menschen den übrigen animalen Geschöpfen gegenüber auszeichnet, basirt auf dem gleichen Grunde wie das, was ihn körperlich von den Thieren unterscheidet: auf der übermächtigen Gehirnentwicklung.

Herr Dr. **Mies**-Köln a/Rh.:

Ueber das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen.

Obwohl man glauben sollte, dass die Untersuchung des Gewichtes eines wachsenden Organs wenigstens ebensoviel Reiz hat wie die Betrachtung der Schwere desselben Körpertheiles, nachdem sein Wachsthum vollendet ist, findet man in der deutschen und ausländischen Literatur bis jetzt noch bedeutend weniger Arbeiten oder vielmehr Bemerkungen über das Gehirngewicht des heranwachsenden als über das des ausgewachsenen Menschen.

Die meisten Gewichtsbestimmungen, nämlich 928, hat Dr. Jules Parrot, ein Franzose, an Kindern in den ersten sechs Lebensjahren gemacht. Leider wurde dieser Forscher durch den Tod daran gehindert, seine werthvollen Beobachtungen zu veröffentlichen. Auf Grund seiner Aufzeichnungen hat Fräulein Jeanne Bertillon in der Sitzung der Pariser anthropologischen Gesellschaft vom 3. März 1887 einen schönen Vortrag gehalten, welcher unter dem Titel L'indice encéphalocardiaque in den Bulletins dieser Gesellschaft erschienen ist und nebst einigen Erläuterungen von der Verfasserin mir zugesandt wurde, wofür ich derselben verbindlichst danke. In diesem Aufsatze weist Fräulein Bertillon auf die regelmässige Veränderung hin, welche in dem Verhältniss zwischen Herz- und Hirngewicht mit dem Alter eintritt. Im ersten Monat kommen auf 10 gr Herz 230, in der folgenden Zeit des ersten halben Jahres etwas mehr, nämlich 257 gr Gehirn. Dann nimmt der 10 gr Herz entsprechende Theil des Gehirns fortwährend bis auf 151 gr im fünften und sechsten Lebensjahre ab. Nächst Parrot hat der Engländer Boyd[1]) die meisten jugendlichen Gehirne gewogen; denn von seinen zahlreichen Gewichtsbestimmungen beziehen sich 408 auf Personen im Alter von einem Tage bis 20 Jahren. Aus verschiedenen Gründen ist es sehr zu bedauern, dass die Beobachtungen dieser beiden Forscher nicht einzeln veröffentlicht worden sind. Nur die Zahl der Fälle, die mittleren, von Boyd auch die kleinsten und grössten Werthe sind für die verschiedenen Altersstufen bei jedem Geschlecht angegeben.

Ausser diesen grossen Beobachtungsreihen, welche ich durch die von Parchappe, Sappey und Parisot gewogenen Gehirne (122 ♀ und 139 ♂) vermehrte, habe ich noch 627 Einzelbestimmungen in meiner Arbeit über das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen verwerthet. Hierunter befinden sich 212 Angaben, deren Benutzung Herr Obermedizinalrath Bollinger mir gütigst gestattete, wofür ich demselben meinen aufrichtigsten Dank ausspreche. Diese im pathologischen Institut zu München angestellten Gewichtsbestimmungen hat bereits Oppenheimer seiner Inaugural-Dissertation über die Wachsthumsverhältnisse des Körpers und der Organe zu Grunde gelegt, ohne jedoch Einzelangaben zu machen. Aus München stammen ferner 21 grösstentheils noch nicht veröffentlichte[2]) Beobachtungen, welche Herr Geheimrath v. Voit mir bereitwilligst zur Verfügung stellte, wofür ich meinen früher[3]) schon ausgedrückten Dank hiermit von ganzem Herzen wiederhole. Abgesehen von 15 eigenen Beobachtungen habe ich die übrigen Fälle aus der deutschen und ausländischen Literatur zusammen gestellt. Unter diesen befinden sich nicht nur Gehirne von verschiedenen europäischen, sondern auch von einigen überseeischen Völkern. Alle habe ich in meine Zusammenstellung aufgenommen, da ich der Meinung bin, dass es weniger schadet, die sicherlich zwischen den Völkern bestehenden Verschiedenheiten zu vernachlässigen, als die verhältnissmässig geringe Zahl der Einzelbestimmungen durch Ausschaltung von ziemlich vielen Fällen zu verkleinern. Die Sorge für eine

1) The Anatomy of Vertebrates London. 1866. Vol. II, S. 274, cf. auch Derselbe: Proceedings of the Linnaean Society. Febr. u. Apr. 1857.

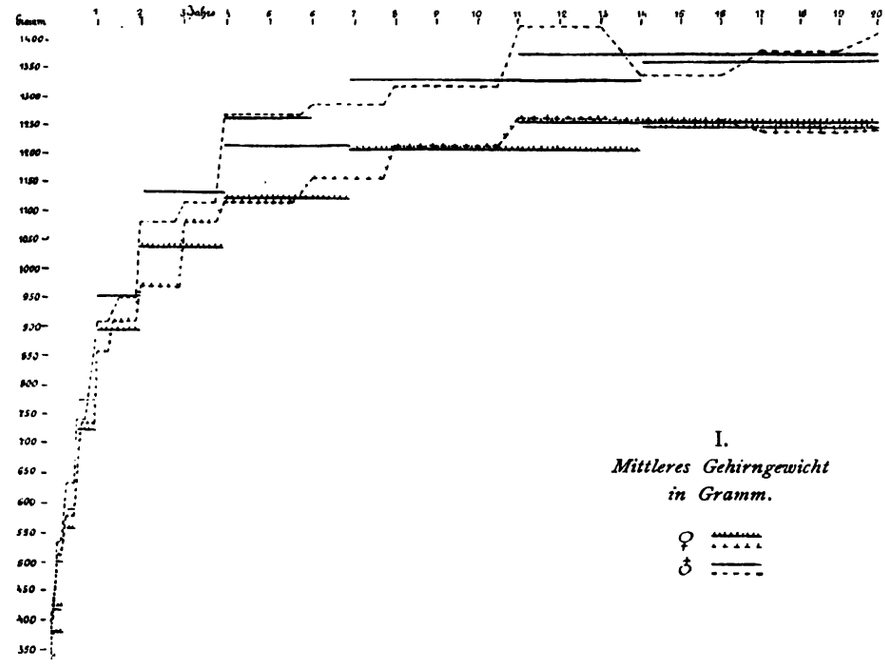
1) Dr. Boyd, Tables of the weights of the human body and internal organs in the sane and insane. Philosoph. Transact. 1861.

2) Acht derselben stimmen mit Angaben von Th. v. Bischoff überein und sind wahrscheinlich identisch.

3) Mies, Ueber das Gehirngewicht neugeborener Kinder. Tageblatt der Naturforscher-Versammlung in Köln 1888, S. 195, und Wiener klinische Wochenschrift, 1889, S. 39.

möglichst grosse Zahl von Fällen, welche auf die Genauigkeit der Mittelzahlen einen ganz bedeutenden Einfluss ausübt, bestimmte mich auch, nur die aussergewöhnlich niedrigen und hohen Werthe, sowie die durch tiefgreifende Krankheiten veränderten Gehirne nicht zu berücksichtigen, diejenigen Fälle aber aufzunehmen, bei welchen weniger auf das Gewicht einwirkende Krankheiten Gehirn und Gehirnhäute ergriffen hatten. Uebrigens scheinen die niedrigsten und höchsten Werthe in der grossen Reihe der Beobachtungen Boyd's darauf hinzudeuten, dass kein einziger Fall ausser Acht gelassen wurde. Wahrscheinlich hat auch Fräulein Bertillon alle Aufzeichnungen Parrot's benutzt. Trotz der geringen Ansprüche, welche ich an die Beobachtungen für die Aufnahme in meine Register gestellt habe, enthalten letztere noch mehrere Lücken, welche durch spätere Arbeiten ausgefüllt werden müssen. Ist es aber gelungen, eine annähernd genaue Darstellung vom Wachsthum des menschlichen Gehirns zu geben, so wird man dieselbe bei einem ausreichenden Material durch Ausscheidung aller kranken Gehirne verbessern und kann endlich dazu übergehen, die nationalen Verschiedenheiten unparteiisch zu bestimmen.

laufenden Linien, welchen sämmtliche Beobachtungen, über 2000, zu Grunde liegen, geben die allgemeine Richtung in der Aufwärtsbewegung des mittleren Gehirngewichts an; durch die unterbrochenen Linien, welche sich auf die von mir zusammengestellten 627 Bestimmungen beziehen, suchte ich einige Einzelheiten zur Anschauung zu bringen. Wie Sie sehen, liegen alle mit senkrechten Strichchen versehenen Linien, die unterbrochenen sowohl wie die fortlaufenden, unter den nicht ausgezeichneten Linien, d. h. zu jeder Zeit ist das mittlere Gewicht des männlichen Gehirns höher als das des weiblichen Gehirns. In meiner Arbeit über das Gehirngewicht des neugeborenen Menschen habe ich gefunden, dass dieses Organ bei den Mädchen im Durchschnitt 330 (329,99), bei den Knaben 340 (339¼) gr schwer ist. Am Ende des zweiten Jahrzehnts wiegt das weibliche Gehirn im Mittel etwas mehr als 1230, das männliche Gehirn beinahe 1400 gr. Ersteres hat demnach um rund 900, letzteres um annähernd 1050 gr zugenommen. Genaue Zahlen führe ich nicht an, weil sie die Uebersicht erschweren und wahrscheinlich nicht endgültig sind, sondern durch ein grösseres und ausgesuchteres Material noch Verschiebungen, voraussichtlich nach unten, erleiden werden. Diejenigen, welche



I.
Mittleres Gehirngewicht in Gramm.

Um Sie durch Zahlen nicht zu ermüden, habe ich zunächst auf Figur I die Zunahme des mittleren Gehirngewichts durch Linien veranschaulicht. Die Abscissen geben das Gehirngewicht, die Ordinaten das Alter an und zwar bedeutet jeder Millimeter in senkrechter Richtung 12½ gr (auf der beim Vortrag gezeigten Originaltafel 1 gr), jeder Millimeter in wagerechter Richtung einen Zeitraum von 62½ (5) Tagen. Die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien beziehen sich auf die weiblichen, die andern auf die männlichen Gehirne. Die Figur zeigt fortlaufende Linien, welche nicht mit einander verbunden sind, und unterbrochene Linien, die mit einander in Verbindung stehen. Die fort-

sich für meine bis auf eine bezw. mehrere Decimalen berechneten Ergebnisse interessiren, werden dieselben in einer ausführlichen Arbeit finden, welche ich über das Gewicht des menschlichen und thierischen Gehirns zu verfassen gedenke.

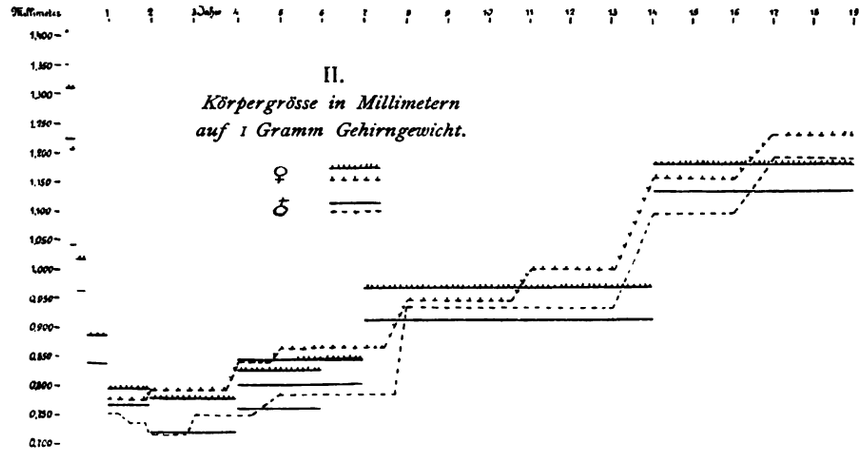
Das erste Drittel der vorhin erwähnten Zunahme des weiblichen Gehirns um 900, des männlichen Gehirns um 1050 gr fällt ungefähr in die neun ersten Monate. Um die zweiten 300 bezw. 350 gr zu gewinnen, gebraucht das Gehirn beim weiblichen und männlichen Geschlecht etwa doppelt so viel Zeit, vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres. Auf eine noch viel längere Zeit ver-

theilt sich die Zunahme um das letzte Drittel jener 900 und 1050 gr. Die Frage, wann das menschliche Gehirn sein mittleres absolutes Gewicht im Grossen und Ganzen nicht mehr vermehrt, möchte ich noch nicht beantworten. Denn aus dem zweiten Jahrzehnt habe ich nur etwa halb so viel Einzelbestimmungen gesammelt, wie aus den ersten zehn Lebensjahren. Bei der Zusammenstellung dieser Fälle mit den Beobachtungsreihen von Boyd und Parrot erhielt ich für das erste Jahrzehnt sogar ein dreimal so grosses Material, wie für die zweiten zehn Jahre. In Folge dessen glaube ich auch, dass die bei den Mädchen etwas auffallende, bei den Knaben aber ganz bedeutende Erhebung der unterbrochenen Linien in den ersten Jahren des zweiten Decenniums durch das zufällige Zusammentreffen von Gehirnen bedingt ist, die in ihrer Mehrzahl schwerer sind, als das wirkliche Mittelgewicht. Wahrscheinlich vermehrt sich das durchschnittliche Hirngewicht im zweiten Jahrzehnt noch fortwährend, aber mit abnehmender Geschwindigkeit.

Zu den schwersten Gehirnen, welche bei jugendlichen Personen gefunden wurden, gehört dasjenige, welches von Herrn Geheimrath Virchow gewogen worden ist und von Rudolf Wagner in seinen Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns aufgeführt wird. Dasselbe stammte von einem dreizehnjährigen Knaben und erreichte, trotzdem seine Substanz blutarm war, und seine Höhlen wenig Flüssigkeit enthielten, durch seine mächtigen Grosshirnhälften das aussergewöhnliche Gewicht von 1732 gr. Dieses Gehirn wird aber an Schwere noch weit übertroffen durch ein Gehirn, welches Lorey[1]) bei einem mit sechs Jahren an Tuberculose gestorbenen Knaben fand. Denn dieses Gehirn wog nicht weniger als 1840 gr. Da von dem Ergebniss der Leichenöffnung nur angegeben ist, dass beide Lungen von Höhlen durchsetzt waren, und Miliartuberkel auf Brust- und Bauchfell, sowie eine grosse Milz sich fanden, und da Lorey sonst krankhafte Veränderungen der nervösen Zentralorgane immer anführt, so darf man wohl annehmen, dass es sich um ein gesundes Gehirn gehandelt hat.

1) C. Lorey, Gewichtsbestimmung der Organe des kindlichen Körpers, Jahrbuch für Kinderheilkunde, XII. Band, 1878, S. 260—274.

Durch die Angabe der mit dem Alter fast ununterbrochen zunehmenden kleinsten und grössten Gehirngewichte sowie der Unterschiede der äussersten Werthe will ich Ihre Aufmerksamkeit nicht in Anspruch nehmen, sondern ich gehe nunmehr zu dem Verhältniss zwischen Gehirngewicht und Körpergrösse über. Zur schnelleren und bequemeren Orientirung bediene ich mich auch hier der graphischen Darstellung mittelst der Figur II. Die Ordinaten geben die Zeit, die Abscissen die Verhältnisszahlen an, und zwar bedeutet jeder Millimeter in wagrechter Richtung wieder 62 1/2 (auf der 12 1/2 mal grösseren Originaltafel 5) Tage, während die Millimeter in senkrechter Richtung anzeigen, wie viel 12 1/2 eintausendstel Millimeter Körpergrösse auf ein Gramm Gehirn kommen.[1]) Die Aufzeichnung von Mikromillimetern nach Berechnung der Verhältnisszahlen bis zur dritten Decimale war nothwendig, um in einem grösseren Saale die Veränderung der Beziehung zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht deutlich zur Anschauung zu bringen. Die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien gehören wieder den Mädchen, die anderen Linien den Knaben an. Die fortlaufenden, nicht miteinander verbundenen Linien beziehen sich auf alle Beobachtungen, die unterbrochenen Linien aber, welche miteinander in Verbindung stehen, auf die Einzelbestimmungen, ebenso wie auf Figur I. Bei Betrachtung der Linien dieser Figur II fällt uns zunächst auf, dass dieselben in den ersten zwei bis drei Jahren sich senken und dann ansteigen. Die ersten Linien auf dieser in kleinerem Maassstabe gezeichneten Tafel, welche ich herumgehen lasse, zeigen Ihnen, dass die Verkleinerung der Verhältnisszahlen zwischen Körpergrösse und Gehirn-



II.

Körpergrösse in Millimetern auf 1 Gramm Gehirngewicht.

gewicht schon beim Kinde vor der Geburt stattfindet. Je reifer die Frucht wird, desto weniger Körpergrösse

1) Bei den relativen Gewichten habe ich im Gegensatze zu einigen andern Forschern das Gehirngewicht als Einheit genommen, also berechnet, wie viel Millimeter Körpergrösse und wie viel Gramm Körpergewicht auf 1 gr Gehirn kommen, weil ich die Schwere des Gehirns für wichtiger und weniger veränderlich halte als die Grösse und das Gewicht des Körpers. Diese Verschiedenheit des Ausgangspunktes bedingt es, dass die von Bischoff u. s. w. angeführten Verhältnisszahlen wachsen, wenn die meinigen abnehmen, und umgekehrt.

kommt auf 1 gr Gehirn. Dies beruht darauf, dass die Körpergrösse beim menschlichen Fötus und dem Kinde bis in's zweite bezw. dritte Jahr langsamer zunimmt als das Gehirngewicht. Diese Bevorzugung des Gehirns vor der Körpergrösse scheint bei den Knaben etwas länger zu dauern als bei den Mädchen; doch halte ich auch in diesem Punkte eine Aenderung meiner Kurve durch ein grösseres Material keineswegs für ausgeschlossen. Nachdem das Kind zwei bezw. drei Jahre alt geworden ist, wächst die Verhältnisszahl zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht, wie es scheint, ununterbrochen bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. Um die Aenderung der Verhältnisszahlen anzudeuten, erlaube ich mir mitzutheilen, dass in dem ersten Monat nach der Geburt bei den Mädchen durchschnittlich auf 1,41, bei den Knaben schon auf 1,35 mm Grösse 1 gr Gehirn kommt. Die niedrigste Zahl, 0,78, fällt bei den Mädchen in das zweite Lebensjahr, während das Verhältniss zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht bei den Knaben im dritten Jahre für das Gehirn am günstigsten ist, zu welcher Zeit bei letzteren im Mittel auf 0,72 mm 1 gr Gehirn kommt. Am Ende des zweiten Jahrzehnts entspricht 1 gr Gehirn beim weiblichen Geschlecht ungefähr $1^1/_4$, beim männlichen annähernd $1^1/_5$ mm Körpergrösse. Die Abnahme der 1 gr Gehirn entsprechenden Körpergrösse beträgt also bei beiden Geschlechtern rund 630 tausendstel Millimeter (♀ 629, ♂ 633), die Zunahme beim weiblichen Geschlecht 469, beim männlichen 489 tausendstel Millimeter. Während die hier in Betracht kommende Verhältnisszahl von der Geburt bis in's zweite bezw. dritte Lebensjahr sich verkleinert, erstreckt sich ihre Vergrösserung über 17 bezw. 18 Jahre. Letztere Aenderung der Verhältnisszahl zu Ungunsten des Gehirngewichts vollzieht sich also, obwohl sie geringer ist als die Abnahme, erst in einem sechs- bis neunmal so langen Zeitraume. Die Ursache des Wachsthums der Verhältnisszahl liegt darin, dass nach dem zweiten bezw. dritten Lebensjahre die Körpergrösse schneller und mehr zunimmt als das Gehirngewicht.

Im Gegensatze zur Figur I liegen auf Figur II die mit senkrechten Strichchen versehenen Linien über den nicht gekennzeichneten Linien, woraus wir erkennen, dass bei den Knaben ein kleinerer Theil der Körpergrösse auf ein Gramm Gehirn kommt als bei den Mädchen. Eine ungünstigere Stellung des weiblichen Geschlechts geht hieraus nur mit Wahrscheinlichkeit hervor. Bewiesen wird sie meiner Ansicht nach erst dann sein, wenn sie sich bei einer sehr grossen Anzahl jugendlicher und erwachsener Personen von annähernd gleichem Alter und gleichem Körpergewicht finden wird.

Denn auch das Körpergewicht übt bekanntlich einen Einfluss auf das Gehirngewicht aus. Da jedoch das Körpergewicht viel grösseren Schwankungen unterliegt als die Körpergrösse und das Gehirngewicht, so hat das Verhältniss zwischen dem Gewichte des Körpers und des Gehirns einen geringeren Werth als die beständigeren Beziehungen der Körpergrösse zum Gehirngewicht. In Folge dessen zeige ich Ihnen auch nur durch die Zahlen dieser Tabelle, wie viel Gramm Körper auf ein Gramm Gehirn kommen. Sie sehen, dass in den ersten drei Monaten 1 gr Gehirn nicht ganz 6 gr Körper entspricht. In den ersten sieben Jahren nimmt dann der auf 1 gr Gehirn kommende Theil des Körpergewichts langsam und wenig zu:

Alter in Jahren	Zahl der Fälle	Körpergewicht in Gramm auf 1 gr Gehirngewicht		Zahl der Fälle
	weiblich		männlich	
$^9/_{10}$ — $^3/_4$	187 (189)[1]	5,96	5,92	189
$^3/_4$ — $^9/_{10}$	86	5,72	5,85	75
$^9/_{10}$ — 1	109	6,34	6,48	112 (111)
1 — 2	158	6,99	6,93	167
2 — 4	159 (158)	8,91	8,78	143 (142)
4 — 6	51	9,93	9,76	46
4 — 7	49 (53)	10,46	10,28	50 (49)
7 — 10	16	14,70	13.80	12
11 — 13	10	18,01	17,10	6
14, 15	12	26,49	24,08	16
16, 17	18	30,24	31,68	7
18, 19	12	35,00	35,06	22

nur um $4^1/_2$ (♀) bezw. $4^1/_8$ (♂) gr. Von da ab dagegen wächst diese Verhältnisszahl bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts noch um fast 25 Einheiten. In der während der Jugend eintretenden Aenderung der Beziehungen des Gehirngewichts zur Grösse und dem Gewichte des Körpers besteht also ein doppelter Gegensatz insofern, als die Verhältnisszahl zwischen Körpergrösse und Gehirngewicht bis in das zweite bezw. dritte Lebensjahr ziemlich schnell abnimmt und hierauf langsam ansteigt, die Verhältnisszahl zwischen Körpergewicht und Hirngewicht dagegen mit alleiniger Ausnahme des zweiten Vierteljahrs fortwährend zunimmt und zwar in den ersten sieben Lebensjahren langsam und wenig, später schneller und mehr. Der Unterschied zwischen Knaben und Mädchen fällt in den verschiedenen Altersstufen nicht immer zu Gunsten desselben Geschlechtes aus. Im Allgemeinen nehmen die Knaben auch hier eine bevorzugte Stellung ein, da die meisten mittleren Verhältnisszahlen bei ihnen kleiner sind als die entsprechenden Zahlen bei den Mädchen.

Zum Schlusse fasse ich diejenigen Ergebnisse meiner Arbeit, welche voraussichtlich endgültig sind, in folgende Sätze zusammen:

Das mittlere absolute Gewicht des Gehirns ist während der beiden ersten Jahrzehnte beim männlichen Geschlecht stets grösser als beim weiblichen Geschlechte. Mit sehr ungleicher Geschwindigkeit vollzieht sich die Gewichtsvermehrung des Gehirns. Theilt man die gesammte Zunahme des Gehirns an Schwere in drei gleiche Theile, so gehört das erste Drittel den neun ersten Monaten, das zweite der Zeit vom letzten Vierteljahr des ersten bis zum zweiten Quartal des dritten Jahres, endlich das letzte Drittel der ganzen übrigen Zeit an, in welcher das Gehirn noch wächst.

Die Verhältnisszahl zwischen Hirngewicht und Körpergrösse nimmt bei der menschlichen Frucht und dem Kinde bis ins zweite bezw. dritte Jahr ab, verändert sich also zu Gunsten des Hirngewichts; nach dieser Zeit wächst dieselbe auf Kosten des Gehirngewichtes bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts. In der Jugend kommt auf ein Gramm Gehirn beim weiblichen Geschlecht stets mehr Körpergrösse als beim männlichen Geschlecht, was auf eine günstigere Stellung der Knaben hinweist.

Der einem Gramm Gehirn entsprechende Theil des Körpergewichts vermehrt sich in den ersten sieben Jahren langsam und wenig, dann bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts schnell und viel.

1) Eingeklammert ist die Zahl der Gewichtsbestimmungen des Körpers, wenn sie von der links daneben stehenden Summe der Hirnwägungen abweicht.

Die Veränderungen in den Beziehungen des Gehirngewichts zu der Grösse und dem Gewichte des Körpers beruhen auf der ungleichen Zunahme des Gehirngewichts, der Körpergrösse und des Körpergewichts, worauf ich bei einer späteren Gelegenheit zurückkommen werde.

Herr Dr. **Wilhelm Hein**-Wien:

Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken.

In Folge der vorgerückten Abendstunde beschränkt sich der Vortragende auf die rasche Vorführung von Originalstickereien aus dem Museum des Vaterländischen Vereines in Olmütz und zeigt in diesen das allmähliche Uebergehen der Vogelfigur in bestimmte, charakteristische geometrische Formen.

Der Vortrag wird in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" erscheinen.

Herr Ministerialrath **Herrmann**-Wien:

Anthropologisches über den Geruchssinn.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Vierte gemeinschaftliche Sitzung.

Inhalt: Eröffnung durch den Vorsitzenden Herrn R. Virchow. — Constantin Hörmann: Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Hercegovina. Dazu Virchow. — Freiherr von Andrian: Einige Resultate der modernen Ethnologie. — A. Voss: Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen. — Vorträge über die menschliche Wohnung und speciell das Haus. — O. Montelius: Ueber die älteste Geschichte des menschlichen Wohnhauses. — Archimandrit Mesrop: Das armenische Bauernhaus. — J. Eigl: Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlage am Salzburger Bauernhause. — G. Meringer: Ueber das volksthümliche Haus in den österreichischen Alpen. — R. Henning: Ueber das deutsche Haus. — Oberst G. Bancalari: Die Ergebnisse und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich. — Virchow: Zur Gründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und Schlusswort. — **Nachtrag:** Hildebrand, cf. II. allg. Sitzung. — v. Wieser, cf. I. allg. Sitzung. — C. Hörmann, cf. IV. allg. Sitzung.

Der Vorsitzende Geh.-Rath Prof. Dr. **R. Virchow**-Berlin eröffnet die Sitzung.

Herr Regierungsrath **Constantin Hörmann**, Museumsdirektor in Sarajevo:

Ueber Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Hercegovina.

(Vortrag wird noch eintreffen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Ich freue mich von Herzen, dass Herr Regierungsrath Hörmann seine Gesundheit in der kurzen Zeit seit unserer Trennung soweit wiedergewonnen hat, dass er uns diesen interessanten Vortrag halten konnte. Er ist der berufenste Vertreter des neuen Landes, der Freund aller Schichten des Volkes, der Kenner aller Einzelheiten des Lebens und der Industrie; ich empfinde eine grosse Befriedigung darüber, dass wir Gelegenheit gehabt haben, ihn in einem grösseren Kreise von deutschen und fremden Kollegen einzuführen. Möge er recht lange in der segensreichen Stellung bleiben und sich der Anerkennung erfreuen, welche seine Regierung ihm zollt!

Der Vorsitzende Freiherr **von Andrian:**

Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie.

I.

Ein Rückblick auf die Entwickelung der Ethnographie im Verlaufe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts liefert ein fesselndes Bild energischen Fortschritts. Politische, wirthschaftliche, religiöse, wissenschaftliche Strömungen wirken zusammen, um dieser Epoche die Signatur eines Zeitraumes der grossen ethnographischen Entdeckungen zu verleihen. An der ethnographischen Pionierarbeit, der unmittelbaren Beobachtung, betheiligen sich alle dem europäischen Kulturgebiete angehörigen Nationen nach Maassgabe ihrer Weltstellung. Die ursprünglich rein ideale Thätigkeit deutscher Forschungsreisender und Missionäre, sowie einer um den genialen Bastian geschaarten deutschen Ethnographenschule greift sogar weit über die politischen Verhältnisse hinaus und bereitet Deutschlands neue Weltstellung als Kolonialmacht vor. Diese wetteifernde Thätigkeit hat das ethnographische Material in fast unübersehbarer Weise bereichert. Die Verwerthung desselben durch wissenschaftliche Erforschung der uralo-altaischen, amerikanischen, afrikanischen, malayo-polynesischen, melanesischen, dravidischen Sprachen bietet die wichtigsten Handhaben zur Beurtheilung ethnischer Affinitäten und zur wissenschaftlichen Classification der Völkergruppen. Für ein richtigeres Verständniss der indogermanischen Sprachenverwandtschaft hat die berühmte Wellentheorie des Herrn Prof. Johannes Schmidt einen neuen, auch sonst ethnographisch verwerthbaren Gesichtspunkt eröffnet. Dieser vertieften Beurtheilung der ethnisch so bedeutsamen sprachlichen Verhältnisse entspricht die Erweiterung des Gesichtsfeldes durch die Orientalistik. Beeinflussen doch jede Bereicherung des Inventars aus der ägyptischen oder den asiatischen Literaturen, jeder nähere Einblick in die Geschichte der grossartigsten Collectivgebilde der Erde unsere allgemeinen Vorstellungen über den Gang der geistigen und socialen Entwickelungen der Menschheit. Der Schwerpunkt scheint dabei in dem Ausbau der semitischen Sprach- und Alterthumsforschung zu liegen, da die Semiten, wie Fritz Hommel sagt, mit den ersten Kapiteln dieser Entwickelung unauflöslich verbunden sind. Von einem andern Standpunkte aus hat die prähistorische Archäologie zur Klärung unserer Ansichten über die Allgemeingiltigkeit der verschiedenen Kulturstufen wesentlich beigetragen.

Zu diesen so mannigfachen Quellen ethnologischer Thatsachen gesellt sich eine andere wissenschaftliche

Richtung, welche zwar nicht auf dem Boden der modernen Anthropologie erwachsen ist, jedoch trotz der Selbstständigkeit ihres Auftretens zu einer nothwendigen Ergänzung derselben geworden ist. Die Anregungen, welche J. Grimm zum ersten Erforscher des Folk-lore stempeln, entstammen der Romantik, welche uns bekanntlich W. Schlegel und Chamisso geliefert hat. Bereits 1808 hat Grimm den bedeutungsvollen Satz ausgesprochen: „nicht zu sehen, dass es noch eine Wahrheit gibt, ausser den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch." Die deutsche Romantik hat aber wiederum die slavischen Gelehrten dem Studium ihres Volksthums zugewendet. Dieser junge hoffnungsvolle Sprössling hat in seinem eigentlichen Heimathlande zwar schöne Blüthen getrieben, sich jedoch daselbst weniger kräftig entwickelt wie in den übrigen Kulturländern, unter welchen wiederum England an der Spitze steht. Der Grund hiefür lag in der zu einseitigen Ausbildung der Grimm'schen Auffassung des Mythus als der obersten Quelle „aller Sitten und Einrichtungen"! Der gesammte Komplex von Erscheinungen der Volksseele sollte aus der Mythologie erklärt werden. Diese causale Unterordnung des grossen Gebietes ethnischer Aeusserungen unter eine Theilerscheinung derselben erwies sich als ein Hemmschuh für die deutsche Volkskunde. Wenn wir vorläufig freie Bahn für eine intensivere Erforschung der Sitten und Meinungen unserer Völker in der Gegenwart und Vergangenheit verlangen, sollen die zum wissenschaftlichen Gemeingut gewordenen positiven Resultate der Mythologie nicht aufgegeben, sondern nur auf ihre richtige Stelle gerückt werden. In Anpassung an den Standpunkt der heutigen Anthropologie vollzog sich eine für uns hochbedeutsame Thatsache, die Umwandlung der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" in das Organ des „Vereins für Volkskunde", welcher unter Virchow's Aegide 1891 zu Berlin ins Leben trat. Bei uns in Oesterreich wird wohl leider die Nachahmung dieses Beispiels für längere Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Doch muss andererseits konstatirt werden, dass die Erforschung des Volksthums, besonders bei den slavischen Völkern Oesterreichs, gegenwärtig sehr eifrig betrieben wird. Es wird uns hoffentlich gelingen, die Früchte dieser schätzenswerthen Arbeiten nach und nach dem wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen.

Mit dem Zusammenströmen des ethnographischen Materials aus den verschiedensten Arbeitskanälen ging das Bestreben nach einer Konzentrirung und Erhaltung desselben Hand in Hand. Wir verdanken dem Eingreifen begeisterter Männer, wie Franks, Bastian, Hochstetter, Lüders, Serrurier, Hamy, Worsaae, Pigorini, v. Schrenk, Ost, A.B. Meyer, Moritz Wagner, Netto y Mels, Anderson u. A., sowie der verständnissvollen Theilnahme der Regierungen die Errichtung der ethnographischen Museen. An die kräftige Initiative von Theodor Waitz zur Zusammenfassung einer reichen, aber bis dahin gewissermassen obdachlosen Literatur schliesst sich eine lange Reihe von Arbeitern, welche die materiellen Produkte der Kollektivarbeit in grösseren Völkergebieten beschreibend zusammenfassen, wie Schweinfurth, Ratzel, du Clercq, Schmeltz, Schurz, Max Weber, Joest, Grünwedel u. A., oder andererseits, wie Bastian, Tylor, Andree, Bartels, Ploss, Post u. s. w. den ethnographischen Urwald durch Querschläge nach bestimmten, völkerpsychologisch wichtigen Richtungen zu lichten bestrebt sind. Alle wie immer gearteten Aeusserungen der Volksseele werden im naturwissenschaftlichen Sinne als Naturformen behandelt, möglichst scharf lokal und zeitlich bestimmt und beschrieben. Die Beschreibung hat aber, wie die anderen naturhistorischen Disziplinen, auch die Ethnographie zur Vergleichung gedrängt. Durch die Vergleichung aller ethnischen Erscheinungen wird die Ethnologie ein unentbehrliches Glied in der Reihe der menschlichen Geisteswissenschaften.

Die heftigen Einwände, welche gerade gegen die vergleichende Methode der Ethnologie während des verflossenen Zeitraums erhoben wurden, sind durch die Erfolge derselben grösstentheils widerlegt worden, geradeso, wie dies bei der vergleichenden Sprachwissenschaft der Fall war. Die Heranziehung der Naturvölker und der unscheinbarsten Erzeugnisse derselben hat sich für die Diskussion der grundlegenden ethnischen und völkerpsychologischen Thatsachen äusserst förderlich erwiesen; sie übt schon heute eine tiefe Rückwirkung auf die Beurtheilung der Mythologien, Religionen, Literaturen, Sitten, Rechtsgebräuche, sowie der socialen Organisirung der Culturvölker aus. Wie viel Indogermanisches, Semitisches u. s. w. ist heute schon ins allgemeine menschliche Inventar übergegangen! Zwingende Nothwendigkeit, bisher unnahbare genetische Probleme tiefer zu fassen, treibt die Archäologie, Religionsgeschichte. Mythologie, Kunstgeschichte, Sociologie, die Rechtswissenschaft zur ethnologischen Betrachtungsweise. Diese unbestreitbare Thatsache widerlegt schon von vorneherein die doctrinären Einwürfe unserer Gegner, unter welchen bekanntlich Max Müller die hervorragendste Stelle behauptet.

Die Ethnologie ist bei Entwerfung ihrer Gedankenstatistik ursprünglich von der Verschiedenheit der socialen Aeusserungen ausgegangen. Eindringendere Beobachtung hat eine Menge von Parallelen aufgedeckt, welche um so überraschender wirkten, je weniger sie gesucht oder auch nur vermuthet wurden. Was bedeuten gegenüber diesen durch die Beobachtung festgelegten Thatsachen die Versuche, Natur- und Culturvölker zu definiren und specifisch abzugrenzen? Bei der Aufstellung der Parallelen bildet allerdings die Aehnlichkeit einen wichtigen, wenn auch nicht ausschliesslichen Leitfaden. Die wirkliche ethnologische Gleichwerthigkeit dieser Aehnlichkeiten wird allerdings in vielen Fällen bei genügendem Vergleichsmateriale sofort klar, in anderen Fällen bleibt dies zweifelhaft. Ganz verschiedene Vorstellungen und ethnische Vorbedingungen können zu äusserlich sehr ähnlichen socialen Handlungen führen. So liegen den äusserlich so ähnlichen Formen der Höhenverehrung inhaltlich und zeitlich verschiedene Vorstellungen zu Grunde. Gleiches beobachten wir bei sehr ähnlichen Formen der Wetterzauberei. Ein Wiederaufleben alter Gebräuche, von Menschenopfern, Wittwenverbrennung, Ahnenkulten kann zu Einrichtungen führen, deren directer Zusammenhang mit den analogen primären Gebräuchen und Cultusformen häufig sehr zweifelhaft ist. Die äussere Aehnlichkeit darf nur dann als Beweismittel für die Identität der ethnischen Entwickelung gelten, wenn sie durch die genetische Betrachtung und durch Uebereinstimmung des Gesammtcomplexes der sie begleitenden völkerpsychologischen Momente bei den einzelnen Volksgruppen unterstützt wird.

Zur Entscheidung der Frage, ob aus den ethnologischen Vergleichungen bisher etwas Allgemeingiltiges herausgekommen sei, müssen wir uns die früheren Discussionen über die specifische Verschieden-

heit der Menschenrassen vergegenwärtigen. Es handelte sich dabei allerdings in erster Linie um den physischen Menschen, allein die Annahme von verschiedenen Menschenspecies konnte nicht allein auf das Physische beschränkt bleiben, sie musste auch auf die Beurtheilung der Psyche zurückwirken. So finden wir eine ungleiche psychische Veranlagung der verschiedenen Rassen als obersten Erklärungsgrund der auffallendsten Kulturdifferenzen theils stillschweigend vorausgesetzt, theils nachdrücklich behauptet. Die einseitige Ueberschätzung der klassischen Kulturen beruhte vielfach auf diesem Vorurtheile. Wurden doch sogar seit O. Müller die Kulturunterschiede der einzelnen griechischen Stämme auf eine verschiedene Begabung zurückgeführt (Ed. Meyer). Herr v. Wilamowitz-Möllendorf bemerkt noch neuerdings missbilligend: „Feinheit des Bluts, Reinheit der Race, Einheit der Begabung sind Schrullen, über die ein aufgeklärtes Zeitalter hinaus ist". [1] Theodor Mommsen widerlegt die landläufige Ansicht, dass die Römer das für die Jurisprudenz durch eine mystische Gabe des Himmels privilegirte Volk seien, unter einfachem Hinweis auf das beispiellos schwankende und unentwickelte römische Kriminalrecht. [2] Für die Semiten im Allgemeinen, für die Israeliten insbesonders ist vielfach eine spezifische, zum Monotheismus führende Begabung vorausgesetzt worden. Bei den Indern und Indogermanen verstand sich dies gewissermassen von selbst, wie für die Chinesen. Allbekannt sind die Anschauungen der älteren amerikanischen Ethnographen, welche in Anlehnung an Agassiz für Neger, Indianer und Weisse eine spezifische Verschiedenheit der Psyche postulirten. Hierauf ist Nott's und Gliddon's Eintheilung des Menschengeschlechts in höhere und niedere Rassen gegründet, welch letztere nur thierische Instinkte besitzen! Die Proteste der europäischen Ethnographen gegen solche Anschauungen werden noch heute von den Spezialdisziplinen vielfach ignorirt. Theodor Waitz, der Vater der modernen Ethnographie, vermuthet übrigens auch, dass eine Ungleichheit der Anlage durch Vererbung erworbener Bildung entstehen könne.

Die Annahme einer individuellen Vererbung steht im Gegensatze zu der Anschauung der meisten Naturforscher, welche eine Vererbung von Gehirnfunktionen, wie sie in der Zulassung angeborener Gedanken gelegen ist, entschieden ablehnen. [3] Ausserdem kann die Behauptung einer ungleichen psychischen Veranlagung durch den Nachweis einer allen Völkern gemeinsamen Vorstellungsgeschichte ein für alle Mal direkt widerlegt werden. Waitz hat zwar viele hierauf bezüglichen Thatsachen gekannt, doch gebührt Edward B. Tylor und Adolph Bastian das Verdienst, die fundamentale Bedeutung, die unzähligen Formen und ideellen Zusammenhänge der animistischen Vorstellungen mittelst umfassender Induction begründet zu haben.

Die primären Vorstellungen des Menschen knüpfen sich an die Empfindungen von Hunger, Schmerz und an „das mit Agression einhergehende Lustgefühl" (Meynert) eines gesunden lebenden Körpers. Die Ahts beten bei Mondenschein, indem sie unter tiefem Aufathmen rasch hintereinander teech herausstossen, welches Wort Gesundheit, Leben bedeutet. [4] Der Lebensbegriff erweitert sich bei fortgesetzter Beobachtung in Krankheit, Tod, Rausch, Traum zum Begriff einer individuellen Seele, welche alle Lebenserscheinungen hervorruft, jedoch den Körper zeitweilig oder dauernd verlassen kann. Der Athem, der Schatten u. s. w. sind die häufigsten Manifestationen der als winziges Abbild des Körpers gedachten Seele. Nach dem Çatapatha-Brahmana müssen fünf Brahmanen dem neugeborenen Kinde die fünf Prâna, die fünf Funktionen des Athems, einhauchen, [1] ein Geschäft, welches, nach von den Steinen, die Bakaïri-Eltern während der Couvade besorgen. [2]

Zu jenem primären Vorstellungskomplexe gehört aber entschieden der Unsterblichkeitsgedanke, weil nach der geistreichen Deutung Meynert's, obgleich der Tod uns in der Natur umgibt, doch ein Aufhören unserer Existenz sich nicht an die Selbstbeobachtung knüpft. [3]

Nun hat aber unser früh verblichener Freund gleichfalls nachgewiesen, [4] dass das primäre „Ich" ursprünglich sich und die Aussenwelt als gar nichts Verschiedenes empfindet, und dass sich ihm erst nach unzähligen Schlüssen die Trennung des eigenen Leibs von der Aussenwelt ergibt. Wundt bezeichnet dies als personifizirende Apperzeption, deren Wesen darin besteht, dass der Mensch sein eigenes Bewusstsein objektivirt. [5] Diese Entwickelungsstufe des menschlichen Intellekts ist thatsächlich, wie sich später zeigen wird, nicht bloss bei den Naturvölkern vorhanden. Man kann dieselbe nicht besser schildern, als dies von den Steinen bezüglich der Bakaïri, Im Thurn bezüglich der Indianer Guianas gethan haben. Die Grenzen zwischen Mensch und der gesammten Natur sind für den Indianer nicht vorhanden. Ein beliebiges Thier ist ihm eine Person genau wie er selbst. Da ihm jede Vorstellung einer Abgrenzung der Arten fehlt, betrachtet er z. B. gewisse Kannibalenstämme als direkte Abkömmlinge des Jaguar. Der Medizinmann kann sich nicht bloss beliebig verwandeln, er versteht auch alle Sprachen, die im Walde, in der Luft oder im Wasser gesprochen werden.

Wir besitzen somit schon heute die Handhabe zur wissenschaftlichen Erklärung des Animismus, welcher das ganze Weltall mit allen seinen Erscheinungen als ein ungeheures Aggregat von wandernden Seelen auffasst. Die Thatsache, dass diese Auffassung alle primitiven Sozialformen in ausgedehntestem Maasse beherrscht, widerspricht so bündig als möglich dem Versuche Max Müller's, den Seelenglauben, wie früher den Mythus, als blosse sprachliche Erscheinung hinzustellen. Ebensowenig können wir eine zeitliche und sachliche Unterscheidung von Seelen- und Dämonenglauben billigen, da ja die sogenannten Personifikationen der Naturerscheinungen in engster Verbindung mit dem Seelenglauben stehen, wie ja auch Mogk zuzugeben geneigt scheint. [6]

Die Schule von Herbert Spencer betrachtet dagegen den Seelenglauben nicht als primären Gedanken, sondern als eine spätere spekulative Phase des menschlichen Geistes. Ihr Oberhaupt glaubte sich zu der Ansicht im Hinblick auf die Thatsache berechtigt, „dass verschiedene niedrigstehende Völker gar keine oder

1) v. Wilamowitz, Aus Kythathen. Philol. Untersuchungen I, 143.
2) Mommsen, Röm. Gesch. II. Aufl. B. I, 406.
3) Meynert, Populäre Vorträge 142.
4) Sproat, Scenes and studies of savage Life 207.

1) Deussen, Sûtrás des Vedanta 463.
2) von Steinen, Zweite Schinga-Expedition.
3) Meynert, Populäre Vorträge 179.
4) Meynert, l. c. 170.
5) Wundt, Ethik 63.
6) Vergl. den Abschnitt VI in Paul's Grundriss der germ. Philol. cap. V.

nur sehr schwankende Ideen von einem Wiederaufleben nach dem Tode und daher von einer Seele im Allgemeinen haben". Die hiefür beigebrachten Thatsachen über das Auffressen von Menschen durch Menschen oder Thiere beziehen sich indessen entschieden weniger auf die Vernichtung der individuellen Seele, als auf deren Aufnahme in einen anderen Leib, wodurch dem gespensterhaften Treiben derselben einigermaassen Einhalt geschieht. Bekanntlich ist aber auch Spencer's Behauptung von dem Fehlen des Seelenglaubens bei den Yangs, Andamanesen, Feuerländern, Australiern durch neuere Beobachtungen vollständig widerlegt.

Einige Nachfolger Spencer's nehmen aus evolutionistischen Gründen eine primäre Geistesepoche an, in welcher auf Grund des Bewusstseins von unpersönlichen Naturkräften oder von übernatürlichen Eigenschaften (mana der Polynesier, wakan der Nordamerikaner) gezaubert wurde. Die Vorstellung vom „Uebernatürlichen" wird an Sinnestäuschungen, körperliche Beschwerden, Träume angeknüpft, die niederste Form des supernal ist die Glücksvorstellung; [1]) dass die Thiere auch an Uebernatürliches glauben, wird z. B. durch das mit afrikanischen Fetischgebräuchen identifizirte Spielen der Hunde mit einem Knochen oder Bein zu beweisen gesucht! Diese Theorie beruht auf ganz willkürlicher Behandlung des Beobachtungsmaterials und einer völlig unzulässigen Heranziehung von Abstraktionen, welche offenbar spätern Entwicklungsperioden angehören. Man vergleiche über die Bedeutung des mana und des wakan die Ausführungen von Codrington und von Bartels in seiner „Medicin der Naturvölker". Eine genaue Analyse der einzelnen Formen der Zauberei und Astrologie hat bisher immer animistische Motive enthüllt. [2]) Auch wird die Glücksvorstellung thatsächlich auf das Wirken von Geistern zurückgeführt. [3]) Das primitive Bewusstsein scheint überdies vorwiegend von der Furcht vor den bösen Geistern beherrscht zu werden. Die Geschichte der Naturwissenschaften lehrt uns, dass die Vorstellung von unpersönlichen Naturkräften das Resultat von langandauernden Anstrengungen des menschlichen Geistes ist, während frühere Entwicklungsstadien hartnäckig an der persönlichen Natur derselben festhalten.

Bekanntlich hat Renan den Semiten die Fähigkeit, eine Mythologie zu bilden, „la conception de la multiplicité dans l'univers", abgesprochen. Trotz der umfassenden Assimilirung des akkadischen Polytheismus durch die Babylonier und Assyrier, trotz der durch Forscher ersten Ranges aufgefundenen Spuren altisraelitischen Polytheismus, bildet, wie der Standpunkt Fritz Hommel's beweist, die Frage der psychologischen Grundanlage der Semiten immer noch eine der grossen Controversen der Völkerpsychologie. Glücklicherweise haben in neuester Zeit Robertson Smith und Wellhausen die semitische Forschung der ethnologischen Betrachtungsweise viel näher gerückt.

Der Seelenbegriff der Semiten entspricht vollkommen dem der übrigen Völker. [1]) Muhammed goss Wasser auf das Grab seines Söhnchens, weil nach altarabischem Volksglauben die Seele der Abgeschiedenen durstig ist. [2]) Er ass keine Eidechsen, weil er sie für Nachkommen eines israelitischen Clans hielt. [3]) Die Verwandlung von Menschen in Thiere, Pflanzen und Steine war den Semiten ganz geläufig. [4]) Sie hatten animistische Culte von Steinen, Bäumen, Bergen, Pflanzen, von Laren und Penaten, auch betrachteten Süd- und Nordsemiten die Krankheiten als Werk böser Dämonen. Ob sie es zu Totems gebracht haben, wie Herr R. Smith annimmt, ist noch nicht sichergestellt, dagegen waren Formen der Zauberei und des Volksaberglaubens überall vorhanden. So erwähnt Smith die Ariern und Semiten gemeinschaftliche Verehrung der Mandragora (Alraunwurzel). [5]) Wir finden an vielen Stellen der Bibel Andeutungen über Beseelung der Gestirne, über das Wahrsagen mit präparirten Köpfen (Teraphim), das Loswerfen mit Halmen (Kasmim), das Wahrsagen aus dem Vogelfluge, aus den Wolken, aus Träumen, das Berufen von Geistern der Abgeschiedenen (Ob). [6]) Letzteres wird noch im Talmud festgehalten. Wir dürfen darin nicht blossen Import von heidnischen Völkern erblicken, sondern zum grössten Theil gewiss ächte Volksvorstellungen, welche in der vortalmudischen Zeit aus religiösen Gründen prinzipiell nicht aufgezeichnet wurden. Aus Tractat Sanhedrin ersehen wir, dass auch Schlangen, Wiesel, Fische, Sterne befragt wurden. Im Tractat Berachoth heisst es: [7]) Wenn dem Auge die Kraft verliehen wäre (Geister) zu sehen, so könnte kein Geschöpf vor den schädlichen Geistern bestehen. Man kann sie aber sehen, wenn man die Augen mit dem Pulver der getrockneten Nachgeburt einer schwarzen Katze reibt. Wer ums Bett gesiebte Asche streut, sieht am Morgen deren Hasentritte. Nach dem Mischna [8]) fragt man die Schedim (Dämone) nicht am Sabbath. Dieses Verbot wurde später auf alle Werktage ausgedehnt, und zwar, wie die Commentatoren bemerken, wegen der damit verbundenen Gefahr. Auch über israelitische Wetterzauberer finden wir darin Angaben. Der immerhin mögliche Nachweis eines fremden Ursprungs einiger hieher gehöriger Vorstellungen vermag unsere Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der psychischen Grundanlage der Semiten mit jener der übrigen

---

1) John H. King, The Supernatural, its origin, nature and evolution. Lond. 1892, 2 Bde.

2) Gaffarel, Curiositez invoyes sur la sculpture talismanique des Persans 1631, behandelt die These, dass die allgemein (auch vom Verfasser) anerkannte Wirkung der persischen Talismane nicht, wie man allgemein annimmt, auf der Thätigkeit der Dämonen beruht, sondern auf geheimen Naturkräften, welche z. B. der magnetischen Kraft analog sind. Als der Missionär Mackay einem jungen Eingeborenen Ugandas den Geisterglauben zu Gunsten christlicher Anschauungen ausgeredet hatte, warf derselbe sofort seine sämmtlichen von den Priestern (maandwa) der Lubare erkauften Amulette weg. Mackay, Mission Uganda 174. Nach dem Volksglauben der nordamerikanischen Indianer treiben die Tanzmasken, wenn sie mit dem Antlitz nach aussen aufgehängt werden, des Nachts allerlei Spuk. J. of American Folk-lore 1889, 280.

3) So deutet Baudissin, Stud. z. semit. Religionsgeschichte I, 131, den phönizischen Eigennamen Gadsched als Glück des (bösen Geistes) Sched.

1) Siebeck, Zeitschr. f. Völkerpsychologie. XII, 309.

2) Wellhausen, Reste nordisch. Heidenthums 161.

3) Die Belege bei Smith, Lectures on the Religion of Semites, 86.

4) Smith, l. c. 87.

5) Smith, l. c. 423. Vgl. Grimm D. Myth. II, 1005 f.

6) Hanneberg, Die religiösen Alterthümer der Bibel. 65—75 gibt die nöthigen Belegstellen.

7) Wünsche, Babylonischer Talmud I, 12.

8) Wünsche, l. c. 2, II, 318.

Rassen nur zu verstärken, da ja nur Verwandtes assimilirt werden kann. Von anderen Gesichtspunkten aus ist der berühmte Rechtslehrer Rudolph von Ihering[1]) der Renan'schen Irrlehre zu Leibe gegangen, deren Berücksichtigung den Fachgenossen hiermit empfohlen sei.

Die uns so oft vorgetragene Anschauung, dass die Dämonologie des klassischen Alterthums ein spätes Produkt einer langsam absterbenden Religion sei, hat Rhode's „Psyche" in ihren Grundfesten erschüttert. Auf dem so vielfach überarbeiteten Gebiete der griechischen Geistesentwicklung wird gegenwärtig das Ueberwuchern mythologischer Betrachtung als ein Hinderniss für eine unparteiische geschichtliche Auffassung betrachtet.[2]) Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche den Lokalkulten geschenkt wird, kann nicht ohne Rückwirkung auf die Erkenntniss der früher vernachlässigten Volksvorstellungen bleiben. Auch die orphischen Theogonien werden heute in ein weit höheres Alter versetzt als früher.[3]) Wir begrüssen freudigst Ed. Meyer's Ansicht, dass ohne Würdigung der Orphik die griechische Entwickelung des sechsten und fünften Jahrhunderts, namentlich die der Philosophie, gar nicht zu verstehen ist.[4]) Dieser Gesichtspunkt führt uns aber einerseits auf die Volksvorstellungen, welche z. B. die Pythagoräer vielfach aufgenommen haben, anderseits auf orientalische Einflüsse.

Ein weiterer entschiedener Widerspruch gegen die Anwendung „der animistischen Theorie" auf die Chinesen ertönt von Seite einiger berühmter Sinologen, deren Arbeiten über chinesische Mythologie, Religion und Literatur die Wissenschaft vom Menschen in grossartiger Weise gefördert haben. H. v. Harlez, Legge u. s. w. lassen die Ausbildung des Animismus nur für spätere Zeiten gelten, während für das höchste uns zugängliche chinesische Alterthum die Verehrung des Shang-ti als obersten Himmelskaisers massgebend bleiben soll. Gleichzeitig stellt aber Hr. v. Harlez alle jene wohlbekannten Stellen aus dem Shu-king, dem Shi-king, dem Li-ki zusammen, aus denen das hohe Alter und die Natur des chinesischen Geisterglaubens für uns unwiderleglich hervorgeht. Er belehrt uns, dass die Autoren des Shu-king „se montrent constamment préoccupés d'inculper le culte, la vénération des esprits, alors que Kong-tze prêche de les tenir à l'écart."[5]) Der Widerspruch des Herrn v. Harlez gegen die ethnologische Auffassung beruht lediglich auf dessen unrichtiger Beurtheilung und Unterschätzung des Animismus, welcher in weiterer Ausbildung zu einer Beseelung und Vergeistigung der ganzen Natur führt. Die chinesischen Geister sind „immaterielle, unsichtbare, mächtige persönliche Wesen", welche dem Himmel, der Erde, allen Naturerscheinungen „vorstehen", d. h. die Macht über die ganze Natur (unter der obersten Controle von Shang-ti) ausüben. So heisst es im Youen-kien-lui-han B. CCCII, p. 1: „In den Bergen, Wäldern, Flüssen, Seen, in den Hügeln nennt man Jene, welche Wolken bilden, Wind und Regen hervorbringen können, Alles endlich, was ausserordentlich ist, Chin." (Shen.) Im übrigen leben die Shen ganz wie die Menschen.[1]) Vervollständigt wird die chinesische Definition der Geister durch die von Harlez selbst gebrachte Auffassung, „dass die Menschenseelen von der Geisterwelt ausgehen, und in dieselbe nach dem Tode zurückkehren." Es fehlt somit keines der wesentlichen Merkmale des Animismus, nicht einmal die Verantwortlichkeit der Herrscher für den Gang der Naturerscheinungen. Bei jeder Naturcalamität wird der Zorn eines durch Unterlässung von Opfern beleidigten Geistes vorausgesetzt. In der Ode Yun han klagt König Hsüan aus dem Hause der Tschou (822 v. Chr.) gelegentlich einer grossen Dürre: „Es ist kein Geist, dem ich nicht geopfert hätte, ich habe kein Opferthier gespart. Unsere Jade-Stücke welche bei Dürre in der Erde vergraben wurden) sind alle erschöpft. Wie kommt es, dass ich nicht erhört werde?"[2]) In den „Instruktionen des J" heisst es: „Die früheren Könige von Hsiä pflegten ernstlich ihre Tugend; da gab es keine vom Himmel geschickten Unfälle Die Geister der Berge und Flüsse blieben ruhig; die Vögel, wilden Thiere, die Schildkröten und Fische erfreuten sich ihres Daseins gemäss ihrer Natur."[3]) Das nach Lacouperie älteste chinesische Buch Yh king ist ein Zauberbuch. Entbehren doch auch die Opfer nicht ganz des zaubermässigen Beigeschmacks. So heisst es im Shu king, dass König Wu alle Geister zu sich zieht, indem er den heiligen Riten vorsteht; selbst die Geister des Hŭ und diejenigen, welche in den Bergen wohnen. Der Fall des Prinzen Tschou-kung, welcher sich dem Himmel an Stelle seines schwererkrankten Bruders, des Kaisers Wu-Wang, zum Geisterdienste anbietet und dabei seine grössere Befähigung für denselben rühmt,[4]) die bekannten Gebräuche bei Sonnenfinsternissen u. s. w. sind beweiskräftiger für die animistische Geistesanlage der Chinesen, als die rationalistisch gefärbte Erklärung späterer Commentatoren über die Bedeutung der sechs Tsongs in dem Canon of Shun des Shu-king.[5])

Die systematische Individualisirung und Bereicherung der chinesischen Geisterwelt im Laufe der Zeit ist in Harlez's Bearbeitung des Shīn-Sien-Shū (le livre des Esprits et des Immortels) förmlich mit Händen zu greifen. Die Ethnologie schuldet dem grossen Sprachforscher unvergänglichen Dank für die Erschliessung einer der vollständigsten animistischen Entwicklungsreihen. Wie alle chinesischen Dynastien hat gewiss jene der Tschou dabei wesentlich mitgewirkt. Sie hat gewiss auch neue Formen der Zauberei und Astrologie den bereits bestehenden hinzugefügt. Dies kann jedoch kaum von den Wu gelten, denn wir lesen schon in den „Instruktionen von J" (des Premierministers des 1754 vor Chr. gestorbenen Kaisers Thang): die höheren Beamten sollten nicht immer in ihren Palästen tanzen, trinken, singen, denn dies sei die Art der Zauberer.[6]) Auch beweist das spätere Erlöschen gewisser Riten aus den Zeiten der Tschou noch nicht deren fremden Ursprung. Bei allem Wechsel der Riten und Rangordnungen der Geisterhierarchie bleibt die alte Geisterverehrung in ihrem innersten Wesen immer dieselbe. Sie gelangt unter Führung des Toismus zu zeitweiligem ungemessenen Aufschwung selbst in den

1) Th. v. Ihering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. Aus dem Nachlasse herausgegeben. 1894.

2) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 735.

3) O. Gruppe, Die griech. Culte u. Mythen 668; Kern, De Orphei Epimenidis Pherecydis theogoniis quaestiones criticae, 1884.

4) Ed. Meyer, l. c. II, 736.

5) Harlez, Religions de la Chine 26.

1) Harlez, Shēn-Siēn-Shū 11 nach dem Shen-sien-tchuen.

2) Legge, Sacred Books of the East III, 419.

3) Legge, l. c. III, 9.

4) Legge, Sacr. Books of the East III, 151.

5) Harlez, Rel. d. l. Chine 58 f.

6) Legge, l. c. III, 94.

Herrscherhäusern, gegen welchen die Verachtung der rationalistischen Schüler des Konfucius unwirksam bleibt. Die Toisten haben immer den Anspruch erhoben, das Volksthum zu vertreten, dessen Fortleben bis in die Gegenwart in den Missionärberichten, vor Allem in de Groots ausgezeichneten Arbeiten klar bezeugt wird.

Die europäische Kulturgeschichte beleuchtet auf das Anschaulichste die mühevolle Emancipation des Menschengeistes von den Fesseln des Animismus, welcher selbst Geister, wie Kepler u. s. w. beherrschte. Die Ausbildung der Volkskunde ergibt aber weiter die fast verblüffende Thatsache, dass die gegenwärtig noch überall in grösster Breite vorfindlichen Vorstellungen, welche als Volksaberglaube zusammengefasst werden, unter einander sehr ähnlich sind und sich von den Anschauungen der Naturvölker nicht wesentlich unterscheiden. Das Material hierüber ist so unerschöpflich reich, dass man nur die Verlegenheit der Auswahl hat. Selbstverständlich muss ich mich auf einzelne Andeutungen beschränken. Wenn Jemand stirbt, wird die Thüre oder das Fenster geöffnet, damit die Seele hinausfliegen kann (Zingerle für Tirol, aber überall bezeugt). Im Voigtland gibt man dem Todten sogar Regenschirm und Gummischuhe mit ins Grab.[1]) Der Hexenglauben ist nach dem einstimmigen Zeugniss aller Beobachter bei den europäischen Landbevölkerungen ebenso vorhanden, wie bei den Völkern Afrika's oder den Malayen. Die Hexen sind Seelen abgestorbener oder lebender Menschen. Sie sind die Urheber gewisser Elementarereignisse. In einem Szegediner Hexenprozesse heisst es, die Hexen hätten am h. Georgstage Nachts 11 Uhr am Mattyi-Ufer den Regen und die Fische auf sieben Jahre in die Türkei verkauft. (Wlislocki nach Ipolyi.)[2]) Wer denkt dabei nicht an das Loos des Häuptlings Nigella der Bari, dem der Bauch aufgeschlitzt wurde, in welchem er angeblich den Regen verborgen hielt! In Tirol spricht man vom „Pfeifer-Huisele", der eine „vielleicht zu erlösende" Seele ist, vom Wind als „Lotter" (Landstreicher), vor dem man nichts Böses sagen soll. In Steiermark heisst der laue Vormittagswind „der Wind", der scharfe Abendwind „die Windin" (Fossel). Das sogenannte „Geistern", das Umherschweifen unerlöster Seelen ist ein stehender Artikel in dem Volksaberglauben der europäischen Völker. Vergleichen wir damit die Anstrengungen der Naturvölker, das Wandern der Seelen von Abgestorbenen zu verhindern. Die Hausgeister, von denen der Schrättlig als Katze oder selbst als Strohhalm durchs Schlüsselloch ins Haus schleicht (Vorarlberg nach Vonbun), kehren bei allen Völkern mit ähnlichen Attributen wieder. Berge, Gewässer, Thiere, Pflanzen sind auch nach der Anschauung unserer Landbevölkerungen von Geistern erfüllt. Einige Esten essen das Blut der Thiere nicht, weil deren Seele darin enthalten ist (Wiedemann). Nach Oetzthaler Volksglauben kann man sogar besessen werden, wenn man einen Grashalm in den Mund bringt, in dem ein aus einem anderen Besessenen ausgefahrener Teufel steckt. Nach magyarischem Volksglauben ist jede Katze eine Hexe, doch können Hexen auch in der Gestalt von Pferden, Hunden, Igeln, Käfern, Schmetterlingen erscheinen. Man kann die guten oder bösen Geister unter gewissen Bedingungen oder zu gewissen Zeiten sehen. Auch offenbaren sie sich auch sonst durch gute oder böse Wirkung, vor Allem durch Verkünden der Zukunft. Sonntagskinder sehen die Geister und in die Zukunft. (Zingerle.) Weit verbreitet ist noch heute die Vorstellung vom Donnerstein (Donnerkugel Tirol), der mit dem Blitz herunterfällt.

An diese Vorstellungen knüpft die auch bei uns überall nachweisbare Zauberpraxis an. Bedingt auch die ethnische Differenzirung eine endlos scheinende Reihe von Variationen in den Mitteln, welche zur Abwehr oder offensiven Beeinflussung der Geister dienen, so wirken doch anderseits die Parallelen gewisser Zaubergebräuche um so schlagender. Ich erinnere z. B. an die wohl durch ganz Europa bekannte Form des Wetterzaubers, welche in dem „Füttern des Windes" durch Ausstreuen von Mehl, Staub, Werg u. s. w. besteht. In Steiermark wird vorzugsweise die „Windin" von der Bäuerin gefüttert. In Tirol (Alpach) wurden nach Zingerle am h. Christabend die vier Elemente gefüttert. Im Stubaithal warf man, um eine Feuersbrunst zu besänftigen, Nudeln und Krapfen ins Feuer. (Zingerle.) Das Windfüttern ist aber schon im 17. Jahrhundert durch den Jesuiten P. Dobrizhofer bei den Abiponern,[1]) in der neuesten Zeit durch die französische Expedition ans Cap Horn bei den Feuerländern konstatirt worden. Ausserdem kennen wir diesen Brauch bei den Neuseeländern. Im deutschen Volksglauben wird auf gleiche Weise die Seele des Abgeschiedenen gefüttert, indem man ihr Wasser, Asche, Feuer nachwirft.[2]) Des Tränkens der Seelen im arabischen Volksglauben wurde bereits gedacht. In Schweden giesst man Bier oder Wein in muldenförmige Steine (blóthaugar, welche auf den Grabhügeln liegen).[3]) Der Brauch, die Seelen durch Aufstellen von Speisen zu füttern, geht durch alle Völker und ist auch noch bei uns nachweisbar (Pinzgau nach Zingerle),[4]) obgleich dies schon 785 zu Paderborn verboten wurde.[5])

Das Beschwören, Bedrohen des Wetters kommt überall vor, desgleichen das Wind- und Regenpfeifen. Die europäischen Völker schiessen oder werfen Messer gegen den Sturmwind und die Wetterwolke oder den Hagel, die Australier werfen den Bumerang gegen dieselbe, die Namaquas schiessen mit Pfeilen u. s. w. Alle wissen aber, dass dies sehr gefährlich ist. Die Abwehr des Dämons durch allerlei Lärm bei Verfinsterung der Sonne oder des Mondes hat schon Grimm behandelt. Dieser Brauch geht bekanntlich durch alle Welttheile. Er ist noch kürzlich auf den Andamanen von Man beobachtet worden.[6]) Noch für die Jetztzeit weist die ihm zu Grunde liegende Vorstellung Wiedemann bei den Esten, Wlislocki bei den Magyaren nach. In Norwegen spricht man noch heute vom solulv oder solgvarg = dem Sonnenwolf, der auch in der Völuspa vorkommt. Auf Island bezeichnet man mit úlfakreppa (Wolfennoth) der Sonne die Erschei-

1) Köhler, Volksbrauch im Voigtland 441, citirt in H. Paul, Grundriss germ. Phil. I, Abschnitt VI (Mythologie v. Mogk) 1000. Das Kapitel V enthält die zahlreichsten Belege für das hier Vorgebrachte.

2) Wlislocki, A. d. Volksleben der Magyaren 116.

1) Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer II, 101 f.

2) E. H. Meyer, German. Myth. 70.

3) Mittheilung des Dr. Detter.

4) Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volks. 176 f. 37.

5) Lippert, Relig. d. europäischen Culturv. 151.

6) E. H. Man, On the aboriginal inhabitants of the Andaman islands. J. Anthrop. Instit. XII, 160.

nung, wenn die Sonne eine Nebensonne vor und hinter sich hat.[1])

Vollends klar ist der Zusammenhang der europäischen Volksmedicinen mit jenen der Naturvölker, deren Darstellung wir Hrn. Dr. Bartels verdanken. Die Zaubertrommel wird zwar nicht mehr in Europa bei der Behandlung der Kranken gerührt, allein das Besprechen, Absprechen, Beschwören, Abringeln, Ausblasen des Krankheitsdämons wird noch immer geübt, auch ist der Glaube an Amulette und die signatura rerum durchaus noch nicht erloschen.

Die ethnologische Vergleichung beweist somit auf das Eindringlichste, dass wir es hier nicht mit „Auswüchsen", „Degenerationen" zu thun haben, oder gar mit krankhaften Zwangsvorstellungen, wie neuerdings ein berühmter Psychiater den Aberglauben definirt hat. Der Aberglaube theilt die Gefahr, pathologisch zu entarten, mit den höchsten Formen des menschlichen Geisteslebens. Wir müssen vielmehr den Animismus als die ursprünglichste, allen Menschen gemeinsame Vorstellungsweise betrachten, welche Bastian „die Spannung der Elementargedanken" nennt. Gegen die von Grimm aus in die ältere Ethnographie übergegangene Deutung desselben als einer Degenerationsform der höheren Religionen spricht vor Allem die Gleichförmigkeit und die allgemeine Verbreitung dieser Vorstellungen, sowie der historische Sachverhalt, soweit derselbe der Beobachtung zugänglich ist. Von den deutschen Forschern hat Niemand die eigenthümliche Stellung „der niedern Mythologie" im psychischen Leben treffender gewürdigt, als Wilhelm Mannhardt, obgleich demselben das mächtige Hilfsmittel ethnologischer Vergleichung nur innerhalb sehr enger Grenzen zu Gebote stand. Die Beobachtung der Naturvölker führte Tylor zu der Auffassung, dass der Animismus vorzugsweise den niederen prähistorischen Entwicklungsstufen angehöre, deren „Ueberlebsel" bei den Kulturvölkern noch überall wahrnehmbar sind. Nach dem heutigen Stande unserer Erfahrungen stellt sich die Sache allerdings etwas anders dar. Der Begriff von „Ueberlebseln" ist entschieden zu enge der Thatsache gegenüber, dass die erdrückende Majorität der Kulturvölker noch an animistischen Vorstellungen festhält. Es sind nicht vorwiegend prähistorische, sondern allen Geistesepochen gemeinsame Vorstellungen. Sehen wir doch, wie im Verlaufe der Kulturentwicklung das animistische Inventar durch zahlreiche neue selbstständige oder erborgte animistische Aperceptionen immer vermehrt wird. Man denke an die zahlreichen aus der christlichen Kultur hervorgegangenen Zauberformen, an die tiefen Eindrücke, welche das Gebahren der „fahrenden Schüler" in der Volksphantasie zurückgelassen hat. Aus solchen Einflüssen ist die Faustsage hervorgegangen. Geradezu kolossal ist die Einwirkung der orientalischen Zauberei und Astrologie auf die Weiterbildung des Animismus in historischer Zeit, wobei gerade die gebildeten Stände die Vermittler waren. In den Hexenprozessen sehen wir alte und neue animistische Vorstellungen in buntester Verwirrung nebeneinander. Unsere Zeit hat den Spiritismus aus der Schaar der Gebildeten hervorgehen gesehen. Der Schriftsteller Zola betrachtete früher die Zahl drei als Glückszahl, jetzt hat er sich für sieben entschieden. Er hat seinen Freunden gestanden, dass jeden Abend die Fenster seines Landhauses mittelst gewisser Vorrichtungen hermetisch abgesperrt werden, offenbar damit die Geister nicht hereindringen.[1]) Ich könnte die Anzahl der Beispiele aus meinem Bekanntenkreise heraus sehr vermehren. Sogar Naturforscher haben ihr Kontingent dazu geliefert, wie Ihnen ja Allen bekannt ist.

Bekanntlich genügt der Animismus vollständig den gesammten religiösen und spekulativen Bedürfnissen vieler Völker, welche Lokal-, Schutz- und Ahnengeister verehren, die Naturverhältnisse mittelst der weitestgehenden Analogien aller als belebt gedachter Dinge sich zurechtlegen und den Verkehr mit der Geisterwelt durch den Schamanismus unterhalten. Das Verhältniss der höheren zu den niederen Mythologien wird wohl erst unter umfassender Beleuchtung des primären Vorstellungsgebietes, dessen vergleichende Behandlung kaum begonnen hat, mit Aussicht auf Erfolg untersucht werden können. Ob dabei die evolutionistischen Theorien von Herbert Spencer, Lippert u. A., welche alle höheren Religionsformen aus dem Ahnencult ableiten, ernste Dienste leisten können, bleibt mehr als zweifelhaft. Rudimentäre höhere Gottesvorstellungen kommen bei sehr primitiven Völkern neben dem übermächtigen Seelenglauben vor. Sie werden gewöhnlich als Ueberlebsel einer höheren Kultur oder als fremde Importwaare gedeutet; doch fehlen hiefür sehr oft ausreichende Beweise. Man kann sich der Annahme nicht erwehren, dass sie vielmehr in vielen Fällen selbständige Ansätze zu höherer Entwicklung sind, welche erst nach dem Durchbruche höherer Sozialformen ethnische Triebkraft erlangen. Nach Codrington (Melanesians 117—190) unterscheiden die Melanesier Seelengeister (Tindalos) und Geister, welche niemals Seelen waren (Vui). Grosse Unterschiede in der Art ihrer Verehrung scheinen allerdings nicht zu bestehen. Die Schutzgeister entstammen wohl allgemein dem Chaos der Seelengespenster, jedoch nicht immer dem spezifischen Ahnenkomplexe. Muss doch bei den Nordamerikanern und anderen Völkerfamilien der mannbar gewordene Jüngling seinen Schutzgeist erst durch langes Fasten und Nachtwachen in der Einsamkeit gewinnen! Bei den höher organisirten Naturvölkern finden wir bereits auch mannigfache höhere religiöse Differenzirungen, welche in ihrer Anlehnung an die wichtigsten sozialen Bedürfnisse und Erfahrungen zum Theil bereits weit über den Seelenbegriff hinausgehen. Die einseitige Ableitung der Stammesgötter aus dem Ahnenkult ist das wissenschaftliche Seitenstück zu der allezeit geübten Fiktion, welche alle Stammesmitglieder von Einem gemeinschaftlichen Vater ableitet. Thatsächlich ist die inhaltliche Vorgeschichte der meisten Stammesgötter derzeit noch ebenso dunkel, wie nach Post, jene der geschlechterrechtlichen Verbände überhaupt!

Um wie viel komplizirter müssen die Einflüsse und Kompromisse sein, welche zu der Anerkennung der höheren polytheistischen Pantheone geführt haben. Die Verschiedenheit der in denselben aufbewahrten und zu einem gewissen Gleichgewicht gebrachten geistigen Entwicklungsschichten spricht schon von vornherein gegen die Annahme einer einheitlichen Quelle derselben. Das Bedürfniss nach einer umfassenderen politischen Einigung widerstrebender Elemente musste gerade zu der Aufstellung von Göttergestalten drängen, welche mit Stammesgottheiten so wenig als möglich zu thun hatten. So hat Georg Busolt mit Recht betont, dass die Spartaner bei der Bildung ihrer Symmachie sich nicht auf den beschränkten dorischen

1) Mitth. des Hrn. Dr. Detter.

1) Journal des Goncourt VII (1894) 37.

Standpunkt gestellt und einen den Doriern eigenthümlichen Kultus als religiöse Grundlage des Bundes genommen haben, denn die nicht-dorischen Bevölkerungen hätten gerade darin stets eine erneute Anregung zum Widerstand gegen diesen Bund gefunden![1]) Die Heiligthümer zu Delphi und Olympia sind weder spezifisch dorisch, noch im Besondern peloponnesisch dorisch.[2]) Das homerische Pantheon ist, wie Ed. Meyer sich ausdrückt, etwas Höheres als der lokale Götterkreis der einzelnen Stämme und Kultusstätten.[3]) Es verdankt, wie das Epos selbst, seine eigenthümliche Ausbildung den Joniern, welche das Verbindungsglied zwischen der asiatischen und der hellenischen Welt darstellen. Das Verdienst, den Ursprung der Odinsverehrung nach Westdeutschland und England, resp. in die Berührungszone von Kelten, Germanen und Römern verlegt zu haben, gebührt Müllenhof, dem die neuere germanische Forschung gefolgt ist.[4]) Man kann Mogk nur beistimmen, wenn ihm die völkerpsychologische Bedeutung dieser Gottheit als massgebend erscheint, deren Folge nicht deren Ausgangspunkt die Personifikation der Naturerscheinungen und die Aufsaugung von zahlreichen untergeordneten Lokalgottheiten mit den dazu gehörigen Mythen und Symbolen ist. Dies gilt wohl auch von den andern grossen Göttergestalten, welchen der Kampf gegen die Dämonen obliegt. Dass Schang-ti der Chinesen nicht aus der animistischen Geisterschaar hervorgegangen ist, hat v. Harlez siegreich bewiesen.

Das Gewicht dieser Auffassung wird dadurch wesentlich verstärkt, dass, wenn auch Ahnenverehrung überall vorhanden war, doch in vielen Fällen die höhere Ausbildung derselben in einen förmlichen Ahnen- und Heroenkult neben den längst vorhandenen höheren Gottesvorstellungen stattgefunden hat. Für China sei wiederum auf Harlez verwiesen.[5]) Rhode leitet den griechischen Heroenkult von den alten Lokaldämonen ab, welche „zu den olympischen Göttern in einem losen Verhältniss, wenn nicht in einer Art Gegensatz stehen".[6]) Er muss somit seinem Wesen nach allerdings älter sein als der Zeuskult, hat jedoch, ebenso wie der Ahnenkult, auch in „späteren Zeiten noch neue Sprösslinge getrieben, als die Göttersage nur noch in der Ueberlieferung sich erhielt".[7]) Diese Entwicklung war aber nach den einzelnen Landschaften verschieden; jedenfalls stand sie zurück gegen jene des römischen Ahnenkults. Spuren des Ahnenkults sind bei den Germanen allerdings vorhanden.[8]) Doch ist dessen Entwicklung weit weniger reich als bei den klassischen Völkern. Den germanischen Heroenkult hält E. H. Meyer für eine mit dem Götterglauben gleichzeitige Bildung. Im Rigveda finden wir die Verehrung der pitris neben jener der grossen Götter. In allen diesen besser beglaubigten Fällen hat sich somit eine ziemlich selbständige Entwicklung des Seelen- und des Götterglaubens neben einander vollzogen.

Die Unzulänglichkeit des modernen Euhemerismus tritt am Klarsten bei dessen Auffassung des Ursprungs der monotheistischen Religionen hervor. Wären dieselben ein einfacher Entwicklungsprozess aus dem Seelenglauben, so müssten wir an den verschiedensten Punkten der Erde monotheistische Religionsformen finden. Man müsste besonders bei den Kulturvölkern die Stufenleiter Animismus, Polytheismus, Monotheismus in lebenskräftigen Sozialformen nachweisen können, was trotz monotheistischer Anläufe, welche einzelne Kulturvölker aufweisen, nicht im Entferntesten der Fall ist. Bekanntlich knüpfen alle monotheistischen Religionen an ein ethnisches Zentrum an, dessen zielbewusste monotheistische Schulung ein Unicum in der menschlichen Geistesgeschichte darstellt. Die Bezeichnung Jahve's als Stammesgott sagt uns gar nichts über dessen Ursprung als Ahnengott. Der Seelenglaube war allerdings bei den Israeliten vorhanden, wie bei jedem anderen Volke der Erde. Sie hatten Seelenkult, vielleicht auch höhere polytheistische Formen. Für die Beurtheilung des genetischen Verhältnisses dieser Formen zum Monotheismus ist jedoch die Thatsache entscheidend, dass die hebräische Bibel, im Gegensatz zum Volksglauben, die Unsterblichkeit der Seele theils ignorirt, theils geradezu leugnet. Die Lehre von der Auferstehung und die einer künftigen Vergeltung gehören nach Renan der neueren jüdischen Richtung an. Die Sadducäer haben sie niemals angenommen; die eigentlichen Vertreter derselben waren die viel volksthümlicheren Pharisäer. Im Gefolge derselben kam in der Sekte der Essener sogar die früher so energisch bekämpfte Zauberei unter gleichzeitiger Anlehnung an Babylon wieder auf die Oberfläche. Das im Talmud bezeugte Wiederaufleben animistischer Volksvorstellungen ist durch Anleihe bei den benachbarten Völkern unterstützt, jedoch sicherlich nicht hervorgerufen worden. Doch konnte dadurch die ethnische Triebkraft der reinern Gotteslehre nicht mehr wesentlich angetastet werden, ebensowenig wie beim Christenthume. Aehnliche Verhältnisse finden sich beim Islam, welcher aus dem israelitischen Monotheismus im Gegensatz zum arabischen Polytheismus hervorgegangen ist.

Für den Ethnologen sind die höheren Religionsformen kollektive psychische Energien, welche aus der menschlichen Grundanlage heraus durch die spezifisch verschiedenen Komplikationen der geschichtlichen Prozesse in den Sozialkörpern angeregt werden und im sozialen Sinne weiterwirken. Hat uns die vergleichende Ethnologie die einfachen Urformen menschlichen Denkens enthüllt, so kann die Erklärung der höheren psychischen Differenzirungen nur in der Besonderheit der geschichtlichen Entwickelung der einzelnen Sozialkörper liegen. Sie sind nicht als stetige nach aufwärts strebende Abänderungen der primitiven Religionsformen aufzufassen, deren Abänderungsfähigkeit durchaus nicht unbeschränkt ist, sondern als eine Ueberlagerung von selbstständigen Gebilden, welche fast immer sprungweise durch Uebertragung, nicht durch regelmässige Entwickelung erfolgt. Bei solchen Ueberlagerungen durch fremde Neubildungen zeigen sich die höheren mythologischen Gestalten weit weniger widerstandsfähig, als die niedere Mythologie. Diese Letztere stellt ein psychisches Beharrungsmoment dar, welches mit den zu stets erneuter Abänderung und Anpassung treibenden idealen Niederschlägen der vielgestaltigen menschlichen Daseinskämpfe unausgesetzt um die Oberherrschaft im Völkergedanken ringt. Die Völkergedanken selbst sind offenbar die Resultirende aus den erhaltenden und abändernden

---

1) Busolt, Die Lakedämonier 48.
2) Busolt, l. c. 40.
3) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 422.
4) Müllenhof, Irmin u. seine Kinder. Z. f. Deutsche Alterth. XXIII, 4.
5) Harlez, Religions de la Chine 67 f.
6) Rhode, Psyche 94.
7) Rhode, Psyche 179.
8) Ich verdanke den Hinweis auf die Helgilieder der Edda dem Germanisten Dr. Detter.

Strömungen des kollektiven Geisteslebens. Den Componenten desselben bleibt immerhin innerhalb gewisser Grenzen selbstständiges Leben gewahrt. So lange die geschriebenen Literaturen als einzige Quelle für die Beurtheilung der Volksseele galten, konnte sich allerdings die heute überwundene Fiktion einer geistigen Gleichförmigkeit der Culturvölker behaupten, deren Eigenthümlichkeit auf spezifischer Grundanlage beruhte!

Dieser geistige Wettkampf wird innerhalb und mittelst der Sozialgruppen unter gegenseitiger Verdrängung und Anpassung der konkurrirenden Vorstellungen und der darauf gegründeten sozialen Handlungen geführt. Wir finden eine Menge solcher Anpassungen bei allen Religionen. Das Christenthum hat der Seelenglauben assimilirt, dessen Bethätigung auf bestimmte Formen beschränkt, die ethnische Triebkraft desselben dagegen auf das bescheidenste Maass herabgesetzt. Der Ausgang dieses Wettkampfes hängt wesentlich von der Energie und Anpassungskraft der die höheren Ideen vertretenden Faktoren ab. Machen wir doch die Wahrnehmung, dass im Verlaufe geschichtlicher Entwickelung das Schwergewicht der den Animismus vertretenden Massen meistens gesiegt und grosse Weltreligionen auf ihr geistiges Niveau herabgedrückt hat!

Das ethnographische Material beleuchtet aber auch die Gleichförmigkeit der menschlichen Grundanlage aus anderen wichtigen Aeusserungen der Volksseele, für welche spezifische Begabungen bisher als selbstverständlich angenommen wurden. Ausgezeichnete Ethnologen haben sich bekanntlich in letzterer Zeit mit der Ornamentik der Naturvölker beschäftigt. Wir verdanken Hrn. E. Grosse einen überaus interessanten Versuch, die Anfänge der Kunst nach ethnographischen Gesichtspunkten zu studiren. Derselbe weist vor Allem die Allgemeinheit einer Kunstanlage nach. Die Buschmänner sind nicht bloss sehr gute Zeichner, sie besitzen auch eine sehr ausgebildete Instrumentalmusik. Alle Australier weisen eine grosse Improvisationsgabe auf; sie verehren das Andenken ihrer ausgezeichnetsten Dichter. Die künstlerischen Produktionen der verschiedenen Jägervölker in Kosmetik, Ornamentik, Gymnastik, Poesie, sogar in der Musik, zeichnen sich durch grosse Gleichförmigkeit aus. Am auffallendsten ist aber die Monotonie der primitiven Ornamentik, also gerade dort, wo, nach Grosse's Ausdruck, die grösste Mannigfaltigkeit hätte erwartet werden sollen. Die einfachsten rhythmischen Formenreihen gehen durch die ganze Welt und sind heute noch in mancher europäischen Volksindustrie zu finden. Eine höhere rhythmische Form, „die Zickzacklinie" (Wellenornament) spielt eine grosse Rolle in der Ornamentik aller Völker. Es gibt aber auch kein Volk, welches nicht das künstlerische Prinzip der Symmetrie bethätigte. Bei primitiven wie bei entwickelten Völkern sind soziale Momente für die Weiterentwickelung dieser Prinzipien massgebend, namentlich die Technik, welche bekanntlich Semper als Grundbedingung des Styls für die Culturvölker bezeichnet hat. Hr. Grosse gelangt zu der für uns überaus bedeutungsvollen Schlussfolgerung, „dass die Einheit der primitiven Kunst im schärfsten Gegensatze zu der Verschiedenheit der Rassen steht. Wer nur einmal die Felszeichnungen der Australier und Buschmänner und sodann deren Urheber selbst verglichen hat, wird es kaum mehr wagen, Taine's Lehre, dass die Kunst eines Volkes in erster Linie der Ausdruck seines Rassencharakters sei, aufrecht zu erhalten." Bekanntlich hat Conze den bei allen Naturvölkern auftretenden geometrischen Styl als arisch (indogermanisch) bezeichnet, während Furtwängler und Löscher ihn speziell den Doriern, Helbig den Phöniciern zuschreiben.[1]) Angesichts dieser durch die Vergleichung festgelegten Einförmigkeit wird das Auftreten sehr absonderlicher Schmuckformen, wie des Lippenpflocks bei den Botokuden, Eskimos und in Centralafrika auch ohne die Annahme einer Uebertragung erklärbar.

Hat doch Hr. Rowbotham durch eine über viele ganz verschiedene Völkerfamilien ausgedehnte Vergleichung es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass sogar die Entwickelung der Musik überall in einer allgemeingiltigen Reihenfolge verläuft, welche durch die Erfindung von Schlag-, Blas- und Streich-Instrumenten gekennzeichnet ist.[2]) Grosse stellt für die Weiterentwickelung die verschiedenen Arten des Nahrungserwerbs als maassgebend in den Vordergrund. Dieselben sind jedoch weder mannigfaltig genug, noch selbst bei den Naturvölkern hinlänglich scharf getrennt, um als Hauptfaktor hiebei gelten zu können, wenngleich ein gewisser allgemeiner Einfluss der Wirthschaftsverhältnisse auf die Kunst eines Volkes zugegeben werden mag. Man wird von vorneherein erwarten müssen, dass auf diesem Gebiete die verschiedensten Momente ethnischer Differenzirung ihren Ausdruck finden müssen, vor Allem aber die Religion, welche nachweislich die Pflege einzelner Kunstzweige auf das Intensivste beeinflusst. So können wir uns beispielsweise die hohe Blüthe der griechischen Kunst aus dem Zusammentreffen der mannigfachsten Umstände — der Uebernahme einer sehr vorgeschrittenen orientalischen Kunsttechnik, der eine freie Geistesbewegung fördernden politischen Entwickelung einzelner Staaten, sowie der Anregungen, welche durch die geographischen Verhältnisse geboten waren — befriedigender erklären, als durch die Annahme einer spezifischen Kunstanlage einzelner hellenischer Völker.

II.

Wir haben gesehen, dass die Elementargedanken noch immer ihren Platz innerhalb der Völkergedanken behaupten, dass jedoch die letzteren nicht so ohne Weiteres aus den Elementargedanken abgeleitet werden können, wenn man nicht den Boden der Thatsachen verlieren will. Das primäre Ich Meynert's, dessen Inhalt die von einem bewussten Wesen erlebte Aussenwelt ist, erweitert sich durch Parallelvorstellungen von anderen Menschen zum sekundären Ich, welches ein weiteres Gesellschaftsbild umfasst. Die Entwickelung des primären Ich zum sekundären, oder ethnologisch gesprochen, vom Elementargedanken zum Völkergedanken, findet in und durch die Sozialgruppen des *ζῶον πολιτικόν* statt.

Die Beschreibung dieser Formen unter Verwerthung des rasch anwachsenden ethnographischen Materials hat, in Folge der Antheilnahme der Juristen, unter welchen wohl Hrn. Post die Palme gebührt, wesentliche Fortschritte gemacht. Durch die von den Vertretern der vergleichenden Rechtswissenschaft geübte Combination der vergleichenden Beobachtung mit der historischen Methode sind aber auch wichtige entwickelungsgeschichtliche Anhaltspunkte gewonnen worden.

---

1) Belege bei E. Meyer, Geschichte des Alterthums II, 280.

2) Journ. of Anthrop. Inst. Great Brit. X, 380 ff.

Das vorläufige Resultat dieser Bestrebungen deckt sich vollkommen mit der Annahme einer allgemeingiltigen psychischen Anlage. Die Unabhängigkeit der wichtigsten und durchgreifendsten Sozialformen von der Rasse ist schon heute als unantastbares Axiom anerkannt. Mit einer fast unheimlichen Consequenz, sagt Post, erscheinen dieselben oft höchst eigenthümlichen Rechtsbräuche bei den verschiedensten Völkerschaften der Erde und vielfach bei solchen, bei denen es undenkbar ist, dass sie anders als originär entstanden sind. Es ist daher fast hoffnungslos, aus dem Rechte eines Volkes einen Rückschluss auf seine Abstammung zu ziehen. Nach Dargun verhalten sich die Familienrechte aller Völker zu einander ähnlich, wie die Sprachen eines und desselben Sprachstammes, z. B. des arischen, sich zu einander verhalten. Dargun hat die Spuren des Mutterrechts in verschiedenen germanischen Volksrechten, in der lex salica sowie im germanischen Erbrechte nachgewiesen, während die ursprünglich als arisches Gut erklärten Haus- und Dorfgemeinschaften zuerst von Renan bei semitischen Stämmen Nordafrika's und später in weitester Verbreitung bei den verschiedensten Völkern aufgefunden worden sind.

Ich will nun versuchen, aus der kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit der völkerrechtlichen Erscheinungen einige allgemeinere Momente hervorzuheben.

Vor Allem interessirt uns das Verhältniss der Familie zu den höheren Sozialformen. Die primitivsten Assoziationen beruhen allerdings auf der Verbindung von Mann und Weib. Dieselbe äussert sich jedoch auf den untersten Stufen gewöhnlich in äusserst variablen und unbestimmt umrissenen Formen. Die geschlechtliche Verbindung ist, wie Dargun sehr treffend bemerkt, in primitiven Zeiten kein Organisationsprinzip. Die wenigen und niedrigststehenden Gruppen, welche nur Vaterfamilien besitzen, sind durch das Fehlen jeder weiteren sozialen Organisirung charakterisirt. In den auf Blutsverwandtschaft durch die Mutter gegründeten nächsthöheren Geschlechtsverbänden gewinnt wohl eine umfassendere soziale Gruppe an Consistenz, keineswegs aber die individuelle Familie, welche ja eigentlich keinen Vater kennt, und die Vaterrechte nicht immer aber doch sehr oft wesentlich beschränkt.[1]) Die Entwickelung des Mutterrechts, welche sich immer mehr als eine mit wenigen Ausnahmen allgemeingiltige und zugleich ältere Form des Soziallebens gegenüber dem Vaterrecht herausstellt, wird mit Unrecht auf Promiscuität, auf Unbekanntschaft des Erzeugers zurückgeführt, anderseits mit dem Aufkommen des von den Weibern vorzugsweise geübten Ackerbaues in Verbindung gebracht. Viel wichtiger erscheint mir der Umstand, dass nur durch das kräftige Zusammenhalten der mütterlichen Verwandten das individualistische Gebahren des Vaters allmählich gebrochen und dem Schutzbedürfniss durch Aufrechterhaltung grösserer Verbände — auf Kosten der Einzelnfamilie — einigermassen entsprochen werden konnte. Dasselbe Bedürfniss hat auch die Umwandlung des ursprünglich individuellen Eigenthums in das kollektive bewirkt.[2])

Von grosser Tragweite ist der Dargun in seiner letzten Arbeit gelungene Nachweis,[3]) dass das Vaterrecht und die agnatische Verwandtschaftsform ursprünglich eine künstliche nicht auf der Vaterzeugung, sondern auf der Vatergewalt begründete Sozialform ist. Sie ist in den meisten Fällen das Endergebniss eines langen und wechselvollen Kampfes der auf „äusserer Macht, auf Schutz und wirthschaftlichen Diensten" beruhenden Vatergewalt mit dem Mutterrecht. Wie grosse Dienste auch das Mutterrecht der Kultur geleistet hat, so liegt doch die Weiterentwicklung nach oben in der Wiedereinsetzung des „Rechtes des Stärkeren" innerhalb der durch das Mutterrecht gefestigten Verbände, welche dann allmählich in vaterrechtliche Organisationen übergeführt werden.

Schon in den frühesten Stadien der sozialen Entwicklung treten jedoch abändernde Momente auf, welche das Verwandtschaftsprincip der Geschlechtsverbände vielfach durchbrechen. Blutrache, Kriege, alle freundlichen oder feindlichen Berührungen der Menschengruppen führen zur Einverleibung von fremden Elementen in die Stämme, zu Geschlechterverbrüderungen in grösserem Maassstabe, zu den von Post vielfach beschriebenen Formen der künstlichen Verwandtschaft,[1]) sowie zur selbstständigen Abtrennung einzelner Unterabtheilungen der Geschlechtsverbände. Ein solch primitiver Stamm wird daher, mit Post zu reden, häufig ein ebenso komplizirtes Gebilde wie eine Nation[2]) und kann daher als Stützpunkt für die Annahme einer ursprünglichen ethnischen Einheit der auf die Stämme aufgebauten höhern Sozialorganisationen nur mit grösster Vorsicht benützt werden.

Eine der folgenreichsten Organisationsformen, das Häuptlings- oder Königthum, beruht ursprünglich auf persönlichen Eigenschaften, deren Anerkennung vorerst im Kriege erzwungen wird; im Frieden gibt es bei vielen Völkern keine Häuptlinge. In etwas vorgeschritteneren Organisationen, deren soziale Functionen kaum getrennt sind, differenziren sich die militärischen gewöhnlich zuerst. In manchen Fällen wird die Häuptlingschaft durch einige Feste erworben. Dies thatsächliche Verhältniss ist aber naturgemäss ungeheuer schwankend. Wahlhäuptlinge werden anfänglich nur auf eine bestimmte Zeit gewählt,[3]) bis das Uebergewicht der regierenden Familie und die wohlthätigen Folgen einer Autorität für die Gesammtheit die Erblichkeit dieser Würde sichern. Diese Entwickelung geht nicht aus den mutter- und vaterrechtlichen Gebilden hervor, sondern überlagert dieselben (Post).

Zunahme der Bevölkerungen, Differenzirung der Erwerb- und Besitzformen, die Nothwendigkeit deren natürliche Unterlagen zu behaupten, kurz gesagt, die Bedingungen einer verschärften Konkurrenz im Innern der Verbände und nach aussen hin bewirken einen Durchbruch der höhern Sozialformen, welche wir als Staaten bezeichnen. Sie sind freiwillige oder erzwungene Kompromisse zwischen benachbarten rivalisirenden Geschlechts- und Territorialverbänden mit und ohne Häuptlingen. Diese so häufig beobachteten friedensgenossenschaftlichen Föderationen können als

1) Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht 18. Cunow, Verwandtschaftsverh. d. Australneger 139.

2) Dargun, Ursprung u. Entwickelungsgesch. d. Eigenthums. Zeitschr. f. vergl. Rechtswiss. V, 1—115.

3) Dargun, Mutterrecht und Vaterrecht.

1) Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte d. Familienrechts 21—42.

2) Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz 116. Eine schlagende Bestätigung hiefür enthalten die Legenden über die Stammesbildung der Navajos, vgl. Matthews im J. of American Folk-lore III, 39 ff.

3) Ueber eine originelle Art der an der Wolga bis zum 10. Jahrhundert wohnenden Kurtassen, die Regierungszeit ihrer Wahlhäuptlinge abzukürzen, vgl. Hahn, Ausland 1891, 555. Post, Grundriss 392.

rudimentäre Staatenbildungen betrachtet werden, deren Weiterbildung jedoch nur auf Kosten der alten Organisation erfolgen kann, was nicht so leicht zu gelingen pflegt. Sie erliegen gewöhnlich, wie unter Anderem die Geschichte der klassischen Völker beweist, jenen Sozialformen, in welchen unter Führung kräftiger Persönlichkeiten und Aufnahme von fremden ethnischen Elementen die Geschlechtsverfassung als Staatsprinzip ganz oder theilweise abgestreift und durch eine straffere Zentralgewalt ersetzt worden ist. Sehr erkennbaren Einfluss üben auf die Ausbildung dieser Formen die Völkerwanderungen und Völkermischungen, die Eroberung und definitive Behauptung neuer Wohngebiete, unter Ueberlagerung der einheimischen Bevölkerungen durch die militärisch organisirten, wenn auch vielleicht kulturell zurückstehenden fremden Eindringlinge. Aber auch eine langandauernde kriegerische Konkurrenz mit hochorganisirten Nachbarn kann bei den niedriger stehenden Völkern eine Konzentration der Gewalten allmählich anbahnen. So stehen nach Sybel die germanischen Reiche der Völkerwanderung ohne organischen Zusammenhang mit den alten volksthümlichen, durch unaufhörliche Wanderungen und Mischungen ohnedies nothwendigerweise vielfach durchbrochenen Geschlechterverfassungen, wozu gewiss auch das alte Volkskönigsthum zu rechnen ist. Für das Wachsthum jener Neubildungen war offenbar die lange vorbereitete Aufnahme römischer Sozialformen entscheidend. Die slavischen Staatenbildungen sind als Ausläufer der germanischen zu betrachten. In Nord- und Centralafrika sind Hamiten und Semiten zuerst staatenbildend aufgetreten. Zu den Letzteren stellen Manche die Gründer des ägyptischen Staates an der Hand freilich noch sehr unklarer Sprachverwandtschaft. Die staatenbildende Thätigkeit der indischen Arier reicht bekanntlich weit über die indischen Halbinseln hinaus in den malaiischen Archipel. Eranier, Semiten, Uralo-Altaier haben grosse und kleinere asiatische Reiche gegründet und sich gegenseitig in der Leitung bereits bestehender abgelöst. Allen diesen Bildungen haftet der gemeinsame Zug einer grossen Verschiedenheit der zur politischen Einheit zusammengefassten ethnischen Elemente an. Charakteristisch in dieser Richtung ist die Aeusserung grollender Griechen,[1]) die Römer wären gar keine Nation, nur ein aus allerlei Volk zusammengeflossener Haufe. Jedenfalls wurden die Römer ethnisch niemals zu den Latinern gerechnet. Auch in den griechischen Staaten waren bekanntlich verschiedenartige ethnische Elemente übereinander geschichtet. Gerade da, wo die Bevölkerung von vorneherein einheitlicher war und keine schroffen Standesunterschiede sich herausbildeten, wie in Arkadien, ist es nicht zu höheren Staatenbildungen, höchstens zu vorübergehenden, zur besseren Abwehr dienenden Verbänden gekommen.[2])

Die Entstehung der sozialen Organisationen ist bisher grösstentheils von dem Kampfe des Menschen mit der Natur abgeleitet worden, wogegen tiefer blickende Historiker, wie Th. Mommsen, vergeblich protestirt haben. Sie sind vielmehr aus der Konkurrenz des Menschen mit dem Menschen hervorgegangen.[3]) Bei vielen Naturvölkern wird ein wesentlicher Faktor der Fortbildung, die Vermehrung der Bevölkerung, systematisch hintangehalten, wodurch viele schädliche Einflüsse der primitiven Lebensweise noch verstärkt werden. Diese Menschenhaufen können aber ausserdem der wachsenden Konkurrenz durch Abtrennung ausweichen. Jedenfalls sind die einfachsten Formen vorwiegend auf Schutz berechnet; erst die höheren Formen, besonders die Staatengebilde, erlangen die Kraft zu einer angreifenden Politik.[1])

Innerhalb der einzelnen Sozialgruppe wird das Gleichgewicht zwischen den Einzelinteressen durch eine reelle oder auf ideellen Voraussetzungen beruhende Kollektivgewalt gewahrt, welche behufs Erhaltung des Ganzen dessen einzelne Theilhaber zu den weitgehendsten physischen, wirthschaftlichen und ideellen Anpassungen nöthigt. Auf den untersten Stufen wird die Autorität des Häuptlings oder Königs oft durch Grausamkeiten erzwungen, welchen die Angehörigen höherer Sozialgebilde verständnisslos gegenüber stehen! Das Individuum geht ganz in der Gruppe auf. Die primitivsten aber zugleich allgemeinsten Anpassungen werden durch die Sitte erzwungen, welche geschlechtliche, wirthschaftliche, rechtliche Verhältnisse gleichmässig beherrscht. Sie verdankt ihre Macht im Völkergedanken ihrer innigen Verbindung mit dem Volksglauben, mit den Religionen, deren anpassende Thätigkeit kaum überschätzt werden kann. Auf den primitivsten Stufen wirkt der Animismus im Sinne der jeweiligen sozialen und wirthschaftlichen Ordnungen. Die grausamsten Sitten werden bei den Australiern, welche keine Häuptlinge kennen, durch die Angst vor der Strafe der Geister aufrechterhalten.[2]) Bei den Omahas stehen die Gesetze über die Büffeljagd und über die Bestellung der Felder unter Aufsicht des Sonnengotts Wakanda.[3]) Die Pajés der Ureinwohner Brasiliens bestimmen den Umfang der Jagdgebiete, den Besitz vielseitig umworbener Frauen, rathen mit grosser Autorität zu Krieg und Frieden.[4]) Aufsicht über die Gebräuche, Polizei, Rechtsprechung ist häufig in ihrer Hand. Später werden alle politischen, administrativen, religiösen Funktionen durch die Häuptlinge ausgeführt, was ihnen die Verehrung als übernatürliche aber zugleich auch für die Naturvorgänge verantwortliche Wesen sichert. Nach Grimm hängen Opfer, Feste, Wahrsagungen bei den alten Germanen auf's Engste an Sitte, Glauben, Recht; beinahe das ganze alte Recht derselben ist auf Gottesurtheil gegründet. Die Handhabung des Rechts zu Hause wie im Felde hatten die Priester.[5]) Im klassischen Alterthum ruht, wie Nissen sagt, der Schwerpunkt in dem Gedanken, dass politische und religiöse Interessen zusammenfallen.[6]) Plato betrachtet daher die Gesetze als göttlichen Ursprungs. Derselben Auffassung begegnen wir in Babylon, China, Mexiko, Peru, wie in Indien — kurz

1) Niebuhr, Römische Gesch. I, 7.

2) Busolt, Lakedämonier u. ihre Bundesgenossen 112, 142 ff.

3) Unübertrefflich schön drückt dies Platon's Dialog über die Gesetze Kap. I aus.

1) Gerland, Aussterben der Naturvölker 48 ff. Das Inventar von hieher gehörigen Thatsachen hat sich in neuerer Zeit bedeutend vermehrt.

2) Curr, The Australian Race. I, 50 sequ.

3) Dorsey, Omaha Sociologiy Bureau of Ethnol. Shmith. Inst. 1881—82, 368.

4) Martius Ethnogr. Amerikas, 78.

5) Arnold, Deutsche Urzeit 336.

6) Nissen, Pomp. Stud. 265 citirt in Willamowitz aus Kythathen 4. Ueber den Einfluss des delphischen Orakels auf die politische Entwickelung. Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 594. Nach Beloch (Griech. Gesch. 244) sind im VII. und VI. Jahrh. für religiöse Zwecke grössere Mittel aufgewendet worden, als für alle übrigen Zwecke des Staates zusammen.

überall, wo sich höhere Organisationsformen entwickelt haben. Der mächtige und vielseitige Einfluss des Christenthums auf die Festigung höherer Sozialformen wird niemals übersehen werden dürfen. Aber auch der Islam wie der Buddhismus haben grosse Erfolge in dieser Richtung zu verzeichnen.

Als wichtige Ansatzpunkte für eine künftige Völkerpsychologie wird aber auch die im sozialen Sinne anpassende Wirkung der Künste und Wissenschaften in Betracht zu ziehen sein. Hr. Grosse hat die sozialen Effekte der primitiven Künste trefflich geschildert, dagegen den tiefern Zusammenhang derselben mit dem Volksglauben, den höhern Religionsformen, dem ganzen geistigen Inhalt der verschiedenen Kulturstufen nicht verfolgt. Alles dies wurde von den Griechen vollständig gewürdigt. Der Sänger Tyrtaeus soll die Spartaner durch seine Kriegslieder zum Kampfe angefeuert, den innern Hader beschwichtigt, vor Allem aber durch die Flötenmusik und das Schlachtlied die Geschlossenheit des Heeres geschaffen haben.[1]) Nach der Ansicht der chinesischen Schriftsteller kann man mittelst der Musik nicht bloss die verschiedenen Geister vom Himmel herabrufen, sondern auch den Menschen Liebe zur Tugend einflössen. Will man wissen, ob ein Königreich gut regiert ist, ob dessen Bewohner gesittet sind, so untersuche man die daselbst übliche Musik. (Memoires des Missionaires du Pe-kin VI (1780), 10.) Bezeichnend sind einige Andeutungen, aus welchen hervorzugehen scheint, dass früher in Griechenland die Gesetze gesungen wurden.[2]) Sir Henry Maine hat die Ansicht ausgesprochen, dass die ältesten irischen Gesetze in Versen abgefasst waren, dass die Funktionen des Dichters und Gesetzgebers in den irischen Traditionen kaum getrennt werden können.[3]) Jakob Grimm hatte dies schon früher für die germanischen Gesetze behauptet.[4]) Das älteste deutsche Recht, das friesische Recht, ist in gebundener Form abgefasst. Die ursprünglich allgemein geübte Wahl derselben bei allen feierlichen religiösen oder politischen Handlungen, sowie bei Beschwörungen u. s. w. hängt offenbar mit der suggestiven Wirkung des Rhythmus zusammen.[5]) Die frühere Entwickelung der Poesie vor der Prosa ist eine bedeutsame völkerpsychologische Thatsache! Die so wohlthätige Wirkung aller Geistesthätigkeiten auf die Ausbildung eines Kollektivbewusstseins innerhalb der Sozialgruppen kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Ihre Macht ist vielleicht nirgends so hervorgetreten, wie in der griechischen Welt, deren Zusammenhang bei der Zerrissenheit der politischen Zustände durch die Religion, Kunst, Philosophie stets gewahrt bleibt. Nirgends zeigt sich aber auch deutlicher ihre Abhängigkeit vom Staatsleben, mit dessen Verfall auch diese Thätigkeiten erschlaffen.

Das Schwergewicht der ethnischen Differenzirungen liegt vor Allem in den innerhalb der Sozialorganisationen erzielten wirthschaftlichen, sittlichen und rechtlichen Anpassungen. Zu weiteren gegenseitigen Anpassungen führt aber auch die friedliche oder kriegerische Konkurrenz der selbstständigen Volksgruppen. Die Veränderlichkeit der Geschlechterverbände ist bekanntlich sehr gross. Eine genauere Untersuchung derselben lehrt, dass, wie Post sagt, auch die primitivsten Völker der Erde bereits eine unendlich komplizirte Vorgeschichte haben. Die Abänderungen geschehen durch Auswachsung, Differenzirung und Integrirung, durch Entwickelung von Herrschaftsformen, durch Bildung höherer Verbände, endlich durch soziale Rückbildungen. In der bunten Mannigfaltigkeit selbstständiger Geschlechtergruppen der Naturvölker liegen viele Keime sozialen Fortschrittes neben einander. Die Entfaltung derselben wird wegen Mangels einer kontinuirlich arbeitenden Autorität und der hiezu nöthigen höheren geistigen Anpassungsmittel meistens gestört, so dass der Daseinskampf wieder in den primitiven Sozialformen weiter geführt werden muss. In Afrika gibt die Ausbreitung des Muhammedanismus ziemlich regelmässig den Anstoss zur Staatenbildung. Anderseits ruft der endgiltige Sieg kräftigerer Organisationen an einzelnen bevorzugten Punkten gewöhnlich gleichartige Formen oder völlige soziale Auflösung bei den umliegenden Volksgruppen hervor. Die Wechselwirkungen der Konkurrenz bedingen jene ethnischen Aehnlichkeiten, welche man unter dem Begriffe von ethnographischen Provinzen zusammengefasst hat. Man kann dieselben als ein System von selbstständigen Sozialgruppen definiren, deren Konkurrenzformen mehr oder minder gegenseitig angepasst sind. Ein gewisses Gleichgewichtsverhältniss innerhalb der natürlichen Konkurrenzgebiete besteht auf allen Stufen der menschlichen Kultur. Die daraus entspringenden Anpassungen können sich auf alle Aeusserungen des Soziallebens oder auf einzelne wichtige Kampfesmittel erstrecken. Religiöse Ausgleichungen zwischen konkurrirenden Gruppen sind häufig konstatirt. Die Rückwirkung der Konkurrenz zwischen Germanen und Römer, zwischen Germanen und Slaven, auf die Weiterbildung der Religionsformen der niedriger stehenden Völker ist bekannt. Wir besitzen bereits werthvolle kartographische Darstellungen über die Verbreitung gewisser kultureller Momente. Einen besonderen Werth für die genetische Betrachtung müsste eine derartige Uebersicht über die menschlichen Organisationen haben, von denen Alles übrige in erster Linie abhängt.

Die anpassende Wirkung einer konzentrirten Staatsgewalt ist sehr verschieden; sie bleibt aber niemals ganz aus, selbst da nicht, wo die Staatsgewalt aus politischen oder religiösen Gründen einer Assimilirung entgegenstrebt. Schneller und intensiver geht dieser Prozess in kleineren Staatsgebilden von statten. Auf die Zurückdrängung der alten Sozialformen folgt die Bildung neuer wirthschaftlicher, sozialer, politischer Kampfesformen, welche unter gewaltigem Ringen die der Herrschaftsform überall ursprünglich anhaftende Klassenordnung, auf welcher die frühesten Erfolge des Staates beruhen, aufzuheben bestrebt sind. Je vollständiger die rechtliche Einigung durchdringt, desto zwingender ist deren Rückwirkung auf alle Aeusserungen des Soziallebens, auf die Ausbildung eines gemeinsamen Bewusstseins, aber auch gleichzeitig auf die Kraftentfaltung nach Aussen, durch welche häufig wieder fremde Elemente der Assimilirung zugeführt werden. Konzentration der Staatsgewalt hat in Griechenland stets günstig auf die Kunst und Wissenschaft eingewirkt (Curtius). So wird unter Konzentration und Vertiefung aller Thätigkeiten der früher unbewusst gleichsam mechanisch wirkende Völkergedanke zum bewussten Nationalgedanken. Die

---

1) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, 541.

2) Ed. Meyer, l. c. 569.

3) H. Maine, Early history of Institutions 14.

4) J. Grimm, Poesie im Recht. Kleinere Schr. VI, 161.

5) Stoll, Suggestion u. Hypnotismus in d. Völkerpsychologie, Leipz. 1894, hat einen guten Anfang zur Würdigung dieses wichtigen Faktors gemacht, ohne jedoch auf die Wirkung der Künste näher einzugehen.

Energie desselben ist durch eine fast leidenschaftliche Vernichtung aller Ueberlebsel älterer Sozialgebilde, sowie durch rasche Aufsaugung aller fremden Importwaare deutlich gekennzeichnet. Mit den Nachtheilen, welche diese Entwicklungsstufe mit sich führt, brauchen wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Jedenfalls wirkt die ethnische Cohäsionskraft von nur theilweise assimilirten Völkern noch lange über den Bestand ihrer selbstständigen Staatsform hinaus. In vielen Fällen sind die Sieger von den Besiegten assimilirt worden. Wir können uns daher nicht wundern, dass man in diesen Nationen eigenthümliche auf besonderer Geistesanlage beruhende Species sehen wollte, deren Bildung schon in einer nationalen Keimzelle gegeben schien. Die Wissenschaft ist darin einfach der Einseitigkeit der nationalen Gedanken unterlegen, welche die Erinnerung an die frühere Entwicklung vollkommen trübt. Die vergleichende Beobachtung lehrt jedoch, dass auch die ausgeprägtesten nationalen Differenzirungen aus der allgemeinen psychologischen und sozialen Grundanlage heraus und dem Wettbewerb mit zahlreichen ursprünglich ganz gleichartigen Organisationen entsprossen sind, dass sie ihre Eigenart der Vielseitigkeit ihrer ethnischen Bestandtheile, sowie der Eigenthümlichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung verdanken. Da die Völkermischungen, die jeweiligen Anregungen und Nöthigungen des geschichtlichen Prozesses für keinen Staat die gleichen sind, so können wir wohl von einer spezifischen Entwicklung, jedoch nicht von einer besonderen Grundanlage der Nationen reden — eine Anschauung, welche erfreulicherweise auch bei der modernen Geschichtsauffassung immer mehr durchdringt.

Der tiefe Einfluss der geographischen Verhältnisse auf den Wettbewerb der Sozialgruppen braucht heutzutage nicht mehr prinzipiell diskutirt zu werden. Eine höchst vielseitige und scharfsinnige Erörterung der einschlägigen allgemeinen Gesichtspunkte mit vielen interessanten Details verdanken wir Hrn. Prof. Ratzel. Ein weiterer Schritt scheint mir in einer durch die gegenwärtige Ausbildung der Ethnologie ermöglichten Vergleichung bestimmter typischer Sozialformen, dann der ethnographischen Provinzen mit der Plastik der Erdoberfläche zu liegen.

Schon Martius hat betont, dass die Indios camponezes weit geringeren sozialen Zusammenhang besitzen, als die Indios silvestres. Die herrschaftlichen Formen knüpfen mit Vorliebe an Erhebungen und leicht zu vertheidigende Punkte an. Dagegen wirken für die Ausbildung höherer Organisationen die Gebirge im Allgemeinen hindernd, da sie die soziale Zersplitterung begünstigen. Der umgekehrte Fall tritt ein bei ausgedehnten Hochplateaus, die als Vorstufen oder innerhalb der Massenanschwellungen grösseren Menschengruppen Raum und zugleich natürlichen Schutz bieten. Die Plateaus der Andes, der Mandschurei, am und im Altai, Thianschan, Himalaya haben die wichtigsten Anhaltspunkte für höhere Sozialformen geboten. Die höchsten auf Assimilirung beruhenden Stufen werden entschieden durch höhere geographische Einheiten begünstigt, in welchen bei natürlicher Abgrenzung des Gesammtgebiets dessen Theile nach einem Zentrum gravitiren. Von diesem Standpunkte aus begreift man die sozialpolitischen Effekte von grossen, durch Wüsten begrenzten Stromgebieten. Am schlagendsten tritt dieses Verhältniss in Europa auf, dessen ausgeprägtesten Nationalbildungen sich enge an solche geographische Einheiten anschliessen, während Deutschland nur allmählich unter dem Drucke äusserer Konkurrenz die geographischen Hindernisse einer Nationalbildung überwunden hat. In grösserem Maassstabe, freilich auch mit der dadurch bedingten mangelhaften Assimilirung, erscheinen die asiatischen Staaten und Nationalgruppen an die grossen geographischen Einheiten gebunden. Die einheimischen Staatenbildungen Nordamerikas sind auf der Einschnürung dieses grossen Kontinents erfolgt, der es im übrigen nur zu losen Geschlechterverbänden gebracht hat Fürchten doch selbst die Staatsmänner Nordamerikas eine künftige staatliche Abtrennung des Westens. In Südamerika herrschen ähnliche Verhältnisse. Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um dazuthun, dass der Ausbau der politischen Geographie, im Sinne Karl Ritters, nur im engsten Anschlusse an die Ethnologie geschehen kann, und dass nur, mit dem grossen Geographen zu reden, „aus dem Verein der allgemeinen Gesetze aller Grund- und Haupttypen der unbelebten, wie der belebten Erdoberfläche die Harmonie der ganzen vollen Welt der Erscheinungen aufgefasst werden kann."

Herr **Voss**-Berlin:

Geschenk des Herrn Grafen Enzenberg, Altarsteinchen.

Seine Excellenz Graf Enzenberg hatte die Güte, mir als Geschenk für das k. Museum in Berlin diesen Gypsabguss, welchen ich mir hier vorzuzeigen erlaube, zu übergeben. Das Original desselben ist ein vierseitiger kleiner Block und ist ringsum auf den vier Seiten mit flachen Figuren verziert. Es wurde in einer Cisterne in einer Ruine bei dem Schlosse Tratzberg bei Hall in Tirol gefunden. Dieses Stück ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als die hierauf dargestellten Figuren an sehr frühe Zeiten erinnern. Es sind zwei männliche und zwei weibliche Figuren; die männlichen Figuren sind bewaffnet, die eine mit in der Scheide steckendem Schwert und einem Speer, die andere hat ein Schwert in der erhobenen rechten Hand und in der linken Hand ebenfalls einen Speer. Sämmtliche Figuren sind unbekleidet, auch die weiblichen. Die eine weibliche Figur ist sehr gut durchgebildet, aber nur bis zu den Hüften dargestellt. Die andere Figur, anscheinend ein Kind, ist vollständig dargestellt. Oben auf dem einen Schmalende des Blockes sind concentrische Kreise angebracht, das untere Ende ist leider beim Abguss geglättet, ich weiss nicht, wie es beim Original gestaltet ist. Die Figuren sind alle sehr roh gearbeitet, die männlichen tragen grosse Spitzbärte und erinnern dadurch an gewisse Skulpturen aus der heidnischen Zeit, namentlich an die bei Bamberg in der Pegnitz gefundenen. Ich möchte aber trotz alledem dieses Stück nicht so hoch bis in die heidnische Zeit hinaufrücken; bestimmend dafür ist die Bildung des Schwertes, welches die eine männliche Figur trägt, nämlich jenes, welches in der Scheide steckt. Dasselbe ist mit einer kräftigen Parierstange versehen und hat einen ziemlich deutlich ausgebildeten runden Griffknauf; ausserdem spricht auch die Gestaltung der weiblichen Figur für eine jüngere Zeit. Letztere ist ausserordentlich detaillirt durchgebildet, sogar die Pupillen auf den Augäpfeln scheinen angedeutet zu sein. Eine so bis ins Einzelne gehende Durchführung fand in der altgermanisch-heidnischen Zeit noch nicht statt. Meine Ansicht geht dahin, dass es eine frühmittelalterliche Arbeit ist, vielleicht schon der romanischen Zeit angehörig. Der Zweck ist unbestimmt, vielleicht ist es ein Votivbild oder etwas Aehnliches.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir kommen jetzt an die Reihe von Vorträgen, welche die menschliche Wohnung und speziell das Haus betreffen. Zunächst bitte ich Herrn Dr. Montelius als denjenigen, der die allgemeinste Betrachtung angekündigt hat, das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. **Montelius**-Stockholm:

Um die älteren Formen des menschlichen Wohnhauses besser zu verstehen, ist es, wie ich glaube, nothwendig, hier wie auf anderen Gebieten, die typologischen Verhältnisse dieser Formen zu studiren.

Die menschliche Wohnung in der ältesten Zeit war ja nothwendigerweise eine Höhle oder ein Zelt oder etwas Aehnliches. Die Höhlen und diejenigen Formen der Wohnungen, welche als Entwickelungsformen der Höhlen zu betrachten sind, kann ich jetzt wegen der Kürze der Zeit nicht besprechen; nur diejenigen Formen, welche vom Zelte stammen, sollen jetzt in Betracht kommen. Desshalb habe ich meinen Vortrag auch die Geschichte des menschlichen Wohnhauses genannt, weil man unter Wohnhaus eigentlich nur das versteht, was von Menschen gebaut wird, also ein Zelt, eine Hütte u. s. w. bis zu den grossen Gebäuden der Neuzeit. Die verschiedenen ältesten Formen dieser Wohnungen habe ich hier zusammengestellt[1]) und will nur bemerken, dass alle hier abgebildeten Typen aus demselben Gebiete, aus Nordeuropa stammen. Wir werden sehen, dass dieselben Formen auch in anderen Gebieten zu finden sind, aber ich halte es für das Beste, zuerst ein kleineres Gebiet zu studiren.

Als die älteste Form sehen wir zuerst ein Zelt, entweder, wie bei den gewöhnlichen Zelten heute, aus einem Holzgerüste bestehend und mit Häuten oder Geweben oder Aehnlichem bedeckt, oder auch ganz aus Holz oder aus ähnlichen Materialien konstruirt. Die Grundform ist natürlich rund, und die ganze Form von Aussen gesehen, ist konisch. Wir haben aber einen Anfang zu etwas Neuem, sobald ein niedriger Unterbau zugefügt wird; das, was früher das Zelt war, bildet jetzt das Dach. Eine Hausurne aus Norddeutschland, mehrere hundert Jahre älter als Chr. Geb., hat eine ähnliche Grundform, nur ist der Unterbau verhältnissmässig etwas höher und die Grundform oval. Allmählich wird der Unterbau noch höher.

Diese runde Form, die fast in allen europäischen Ländern allgemein war, und die man noch in vielen Gegenden findet, ist aber schon früh verändert geworden. Man brauchte mehr Raum, ohne die Hütte immer grösser bauen zu können; das war praktisch nicht möglich. Man konnte aber das Haus, wenn nicht in allen Richtungen vergrössern, doch in einer Richtung verlängern, und dadurch entstand die ovale Form. Allmählig wird dann die runde oder oblonge Form eine viereckige, zuerst quadratisch und später rechteckig mit zwei Seiten länger als die beiden anderen.

Betrachten wir jetzt speziell das Dach, so finden wir, dass die runden Hütten ein konisches Dach haben. Die Konsequenz davon ist, dass die quadratischen Hütten ein pyramidales Dach bekommen, — das ist der natürliche Uebergang von der runden Form zur quadratischen, — und die Konsequenz davon ist weiter, dass die oblongen viereckigen Hütten ein Walmdach bekommen. In dieser Weise, glaube ich, ist das Walmdach sehr leicht zu verstehen, da es ein ganz natürliches Resultat der Entwickelung ist, und daraus erklärt sich auch, dass das Walmdach jetzt immer die ältere Form repräsentirt, das Giebeldach die neuere. Als Zwischenform zwischen Walmdach und Giebeldach betrachte ich ein solches Dach, wo die zwei schmäleren Seiten nicht giebelförmig sind, aber doch nicht so walmdachförmig wie früher. Der obere Theil ist Walmdach, aber der untere Theil des früheren Daches dieser Schmalseiten ist schon vertikal. Eine andere interessante Zwischenform ist, wenn der ganze Giebel vertikal geworden ist, der obere, dreieckige Theil aber vollständig wie ein Dach aussieht. In Schonen z. B., in Südschweden, kommen solche Häuser ausserordentlich häufig vor; der untere Theil der Schmalseite ist so gebaut wie die Langseite selbst, aber der obere Theil ist so wie das Dach gebaut und hat dieselbe Bekleidung wie das Dach. Ich möchte es bezeichnen als ein Dach, das man vertikal gestellt hat. Erst allmählig wird auch dieser obere dreieckige Theil der Schmalseite so wie der Untertheil konstruirt, und man hat ein wirkliches Giebeldach. In Griechenland existirt etwas Aehnliches; hier haben wir ja auch eine stark hervorspringende Linie, welche den unteren Theil der Schmalseite vom oberen dreieckigen unterscheidet, und ich bin überzeugt, dass es eine Erinnerung aus der alten Walmdachform ist, wovon man auch in Griechenland Spuren gefunden hat.

Gehen wir jetzt weiter, so sehen wir, dass ein viereckiges, quadratisches oder oblonges Haus ursprünglich aus einem einzelnen Zimmer besteht, und man kommt durch die Thüre direkt in das Häuschen; in beiden Beziehungen folglich ganz wie das Zelt. Bald finden wir aber zwei säulenähnliche Stolpen, die vor der Thüre stehen. Etwas später wird die Hütte mit einem Vorbau versehen, der aber nicht auf Säulen ruht, sondern dadurch gebildet wird, dass die Längswände verlängert sind. Das ist eine auch aus Griechenland gut bekannte Form, das ist die Form des templum in antis. Noch später wird dieser Vorbau an allen Seiten geschlossen und schliesslich in zwei Theile getheilt.

Im Zelt wurde natürlich das Feuer auf dem Boden angezündet, in einer kleinen Grube oder auf einigen Steinen. So ist es auch in allen älteren Hütten geblieben; ein Herd in der Mitte auf dem Boden ist ja alles, der Rauch kommt aus der Hütte wie er kann, durch kleinere Oeffnungen oder durch ein Rauchloch im Dache, entweder in der Mitte desselben oder an den Seiten. Wie im Zelt waren dieses Rauchloch und der Eingang die einzigen Oeffnungen. Kein Fenster existirte damals; erst später kamen die eigentlichen Fenster; der ursprüngliche Platz des Fensters war auf dem Dache selbst.

Es ist selbstverständlich, dass man, so lange das Feuer offen brannte, ein Innendach schwerlich haben konnte wegen der Gefahr, und weil der Rauch einen Abzug haben musste. Das Haus bestand also nur aus einem Zimmer, vom Grunde, den vier Seiten und vom Dache begrenzt. Endlich kam aber der Ofen statt des offenen Feuers, und so wurde es möglich, mehrere Zimmer aufeinander zu bauen und damit zur neueren Konstruktion zu gelangen.

Diese Skizzirung der Entwickelung — die Zeit erlaubt nicht in die Einzelheiten einzugehen — gilt für Nordeuropa, und alle Formen der Tafel stammen aus Skandinavien, Norddeutschland oder dem westlichen Russland; nur eine Form stammt aus den He-

1) Eine Tafel mit einer grossen Anzahl Abbildungen von älteren Haustypen war unter die Anwesenden vertheilt worden. S. Archiv f. Anthropologie 1894/95.

briden, das sogenannte „Black house", das uns die Erklärung von einigen alten Gebäuden gibt, die in Schweden nicht selten sind. Das sind Ruinen von Häusern, die man auf den Inseln Gotland und Oeland findet und die in den letzten Jahren von Direktor Nordin und Anderen untersucht worden sind. Diese Untersuchungen haben gezeigt, dass jene Ruinen der älteren Eisenzeit angehören und einige Jahrhunderte später als Chr. Geb. sind. Die Wände waren nicht hoch, nur ein paar Fuss, das Dach stand hoch auf die Wände, nach allen Seiten herabfallend.

Die Entwickelung, welche ich jetzt skizzirt habe, findet sich nicht nur in Nordeuropa, sondern in Central- und Südeuropa. Ueberall finden wir zuerst die runde Hütte, später die viereckige Hütte mit Walmdach und alle möglichen Zwischenformen. In Asien und in anderen Welttheilen ist es auch so; in Amerika findet man, dass wenigstens die älteren Wohnhäuser vollständig mit den älteren europäischen übereinstimmen. In Nord- und Südamerika hat man zuerst runde, später oblonge Häuser, und so kommt man allmählig zum viereckigen. Das viereckige Haus hatte auch in Amerika anfangs ein Walmdach; ich weiss aber nicht, ob Amerika in der vorkolumbischen Zeit bis zum Giebeldach kam.

Ich glaube, wenn dies richtig ist, was ich jetzt angedeutet habe, dann können wir auch die Frage beantworten, wie war das arische Haus, wie sah es aus? Die Antwort muss meiner Meinung nach lauten: es war eine runde Hütte, weil man überall, wo die arischen Völker später lebten, runde Hütten gefunden hat; sie sind lange Zeit nach der Trennung der arischen Stämme geblieben. Wir kennen diese runden Hütten z. B. aus Italien und aus Griechenland. Die „fondi di capanne" aus der vorgeschichtlichen Zeit in Italien zeigen dieselbe Form, und der italienische Vestatempel ist gleichfalls rund; es ist eine Erinnerung aus der Zeit, in der alle Hütten rund waren. In Griechenland war das Prytaneion rund; es war für Griechenland, was der Vestatempel in Italien war. Ich kann sagen, dass man fast überall Spuren von dieser Entwickelung schon gefunden hat, und ich glaube, dass wir, wenn wir diese Entwickelung als richtig betrachten können, die verschiedenen Formen leicht verstehen. Ich hoffe, dass die anderen Herren, welche jetzt die Einzelheiten des Hauses näher besprechen werden, wenigstens theilweise meiner Ansicht sind, und es wäre wünschenswerth, dass man die verschiedenen ältesten Formen überall studiren wollte. In Bosnien, wo wir vor einigen Tagen waren, hat man ja noch jene älteren Formen, wenigstens des viereckigen Hauses. Die ältesten bosnischen Häuser heutzutage sind fast quadratische Gebäude mit einem Zimmer und offenem Herde auf dem Boden, mit pyramidalem Dache ohne Innendach, d. h. ein viereckiges Haus der allerältesten Form.

Herr Archimandrit **Mesrop-Parsadan Ter-Mowsesjanz:**

Das armenische Bauernhaus.

(Manuscript nicht eingelaufen.)

Herr **R. Virchow**-Berlin:

Wir danken dem Herrn Redner für seine Mittheilungen. Diejenigen, welche sich etwas genauer informiren wollen, können in die Details, die schon gedruckt sind, in den Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft Einsicht nehmen. (Vortrag, ausführliche Darstellung, in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXII. 1892. S. 125—171.)

Herr k. k. Oberregierungsrath **J. Eigl**-Salzburg:

Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen am Salzburger Bauernhause.

Einleitung.

Der Herd einer Wohnstätte bildet schon seit alter Zeit den Mittelpunkt des Familienlebens, und die Entwicklung der Feuerungs-Anlagen des Hauses steht im engen Zusammenhange mit dem Kulturgrade der Bewohner.

Bei dem erhöhten Interesse, welches die Hausforschung erfreulicher Weise nunmehr in Deutschland und in Oesterreich gefunden hat, dürfte es daher am Platze sein, die bauliche Entwicklung der Feuerungs-Anlagen an unseren alten Bauernhäusern näher zu verfolgen. Das Resultat einer solchen Studie erlaube ich mir hiemit auszugsweise vorzuführen.

Ich habe diese meine Aufgabe in dem Rahmen des Salzburger Bauernhauses eingeschränkt und versuche es hiemit, ein Bild obigen Entwicklungsganges an den Bauernhäusern des Gebirges und des sogen. Flachgaues von Salzburg an der Hand spezieller Beispiele zu geben, wobei ich mich nicht im Umfange der politischen Begrenzung des heutigen Kronlandes Salzburg, sondern innerhalb jenes Umkreises bewege, welcher durch die Verbreitung der erwähnten Haustypen vorgezeichnet ist.

Es dürften am Salzburgerhause zwei Untertypen festgehalten sein:

1. Der Typus des „Pinzgauerhauses", beherrschend den Pinzgau und Pongau, sowie die angrenzenden Landestheile mit Ausschluss Lungaus, insoweit sich auf dieselben der Einfluss des von Salzburg ausgehenden Kulturlebens erstreckt hat.

2. Der engverwandte Haustypus mit dem Flachdache, welcher im Flachlande und dem Hügellande dominirt, den ich mir daher gestatte, als „Vorland-Typus" zu bezeichnen.

Neben diesem Typus (mit dem Flachdache) ist insbesonders im letztgenannten Gebiete noch eine verwandte Bauart verbreitet, welche durch das Steildach charakterisirt ist. Einerseits ist jedoch nachweisbar, dass das Steildach eine erst später theilweise eingetretene Modifikation des Vorlandtypus (mit dem Flachdache) ist, und zwar unter Beibehaltung der alten inneren, baulichen Anordnung der Räume; andererseits dürfte das Steildach überhaupt der Uebertragung fremder (hier vielleicht fränkischer) Bauweise im Vorhinein zuzuschreiben sein. Es hat demnach die letzterwähnte Variante mit dem Steildache auf das hier zu behandelnde Thema keinen Einfluss und kann dieselbe daher hier ausser Acht gelassen werden.

Es wäre nothwendig, vor näherer Besprechung der Feuerungs-Anlagen selbst wenigstens eine kurz gefasste Schilderung der vorbezeichneten beiden Haustypen voraus zu senden, zumal die Details der Feuerungsanlagen mit der gesammten Bauanlage des Hauses in einigem Zusammenhange stehen und theilweise durch letztere bedingt sind.

---

1) Der Vortragende hatte hiebei eine Auswahl diesbezüglicher Originalzeichnungen zum genannten Werke, sowie eine solche neuer (noch nicht publicirter) Aufnahmen von Vorlandhäusern ausgestellt.

Bei der Beschränktheit der diesem Vortrage zugewiesenen Zeit bin ich jedoch genöthigt, mich diesbezüglich auf einige andeutende Bemerkungen zu beschränken, und hinsichtlich des „Pinzgauer Typus" auf das im Werke „Das Salzburger Gebirghaus (Pinzgauer Typus)" von mir bereits Niedergelegte und auf die Illustrationen dieses Werkes zu beziehen; ferners hinsichtlich des „Vorland-Typus" auf die hiemit neu vorliegenden Abbildungen (Grundrisse etc. und Ansichten) von Vorlandhäusern hinzuweisen. —

Ein Vergleich dieser Abbildungen lässt sofort erkennen, dass die Grundrissanlage, (welche ja das eigentlich Charakteristische eines Haustypus bildet), in beiden Fällen die gleiche ist, wenn auch die Verwendung der Räume einen charakteristischen Unterschied bildet, indem der Mittelraum des Vorlandhauses in der Regel zugleich als Küche dient.

In beiden Typen erkennen wir (wenn hier von der Sölde abgesehen wird) den dreigetheilten Grundriss oder einen Grundriss, welcher aus der Dreitheilung hervorgegangen ist. Hiebei finden wir den Herd im Vorlandhause in dem Mittelraume („Haus oder Vorhaus"); im Pinzgauerhause dagegen in einem der Nebenräume (eigene „Küche") angeordnet.

Hinsichtlich der Hofanlage kommt bei einem Vergleiche zwischen dem Pinzgauer- und Vorland-Typus folgendes zu bemerken:

Während in den Gebirgsgauen die „Gruppenhof-Anlage" die vorherrschende ist (insbesonders im oberen Salzach-Gebiete), ist es im Vorlande jene der „vereinigten Hofanlage" (nach Bancalari „Einheitshaus", nach Dr. Fr. V. Zillner „Vereinte Bauart"), nämlich jene Hofanlage, bei welcher in einem Hauptgebäude Wohn- und Wirthschaftsräume vereinigt sind. Hiebei finden wir jedoch diesem einem Hauptgebäude meist noch gewisse Nebengebäude beigegeben.

Im Aeusseren liegt der Unterschied beider Haustypen vornämlich nur im konstruktiven Ausbau der der Dachgiebel und der Hausgänge, sowie auch in jenem der Wirthschaftsräume.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen sei hiemit auf das eigentliche Thema, die Schilderung der Feuerungs-Anlagen in deren verschiedenen Entwicklungsstufen, übergegangen und können in der diesbezüglichen baulichen Entwicklung nachfolgende Stadien unterschieden werden:

I. Das Rauchhaus primitivster Art;
II. Rauchhäuser mit Herd im „Haus" ohne jeden Rauchschlott;
III. Rauchhäuser mit unter dem Dach endenden Rauchschlotte;
IV. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels hölzernem Schlotte;
V. Künstliche Rauchableitung über Dach mittels gemauerter Schornsteine;
VI. Modernisirung der alten Feuerungs-Anlagen.

Bei Besprechung des Themas in der Reihenfolge der vorstehenden Abschnitte sei es gestattet, unter Hinweis auf die vorliegenden Zeichnungen, spezielle, an Ort und Stelle aufgenommene Beispiele anzuführen.

I. Das Rauchhaus primitivster Art.

Als die primitivste Art der Feuerungsanlage eines Gebäudes ist jedenfalls diejenige zu betrachten, bei welcher in einem Hauptraume das offene Herdfeuer brennt, wobei der Rauch ohne irgend welche künstliche Ableitung frei entweicht.

Solche Häuser bezeichnet man im Allgemeinen als „Rauchhäuser" (mundartlich „Ruckhäuser").

Von unseren bäuerlichen Bauten können jedenfalls die Almhütten und Schermen, sowie die Holzknechthütten als die primitivste Art der Rauchhäuser bezeichnet werden.

Die am Boden des Hauptraumes hergestellte Feuerstätte besteht oft nur aus einem mit Steinen ausgelegten oder wohl auch nur mit Lehm ausgestampften Feuerboden, der durch einen Holzkranz oder eine Ummauerung umschlossen ist.

Bei den eigentlichen Almhütten ist hiebei der Herd in einer solidereren Weise aufgemauert, und mit einem Kesselhengst versehen.

Der Herdrauch sucht sich hiebei stets seinen Ausweg durch die wenigen Wandöffnungen der Hütte und durch die Dachritzen.

Rauchhäuser solcher Art zeigen beispielsweise die vorliegenden Darstellungen einer Almhütte und eines Schermes aus dem Schmidtenthale in Pinzgau. (Diese Beispiele waren in dem Werke „Salzburger Gebirgshaus" entnommene Tafeln vorgewiesen.)

II. Rauchhäuser mit Herd im „Hause", ohne jedem Rauchschlotte.

Der „Herd im Hause" (d. i. im Mittelraume) ist ein charakteristisches Merkmal des Vorlandhauses, nnd finden sich derarsige Bauernhäuser aus alter Zeit noch mehrfach erhalten, und zwar nicht nur Kleinhäuser sondern auch Bauernhäuser, welche einem beträchtlichen Besitzumfange entsprechen. Solche Häuser besitzen demnach auch bereits eine Feuerungsanlage, welche kombinirt ist: „aus dem Feuerboden für offenes Herdfeuer, einen mit einbezogenen Sechtelofen, anschliessenden Stubenofen und wohl auch Backofen, soferne Sechtelofen und Backofen nicht ausserhalb des Hauses, im separaten Nebengebäude bestehen.

Ueber dem Herd breitet sich ein feuersicher verkleideter Rauchmantel aus, an dem sich die vom Feuer etwa aufliegenden Funken löschen.

Der Rauch steigt, unter dem Kranze dieses Rauchmantels hervortretend, gegen die Decke des Vorhauses empor, deren rückwärts gelegener Theil bei obiger Gattung von Rauchhäusern eine derartige Konstruktion besitzt, dass der Rauch — zwar nicht direkt — wohl aber indirekt durch die Decke (den „Rauchboden") hindurch in den Dachbodenraum gelangen kann, dort die auf dem Rauchboden aufgestellten Getreidegarben durchziehend („durchsojernd"), sich im Dachboden ausbreitend, durch kleine Ritzen in der Dacheindeckung und vornehmlich durch Oeffnungen der Gisbelverschalung endlich in's Freie entweichend.

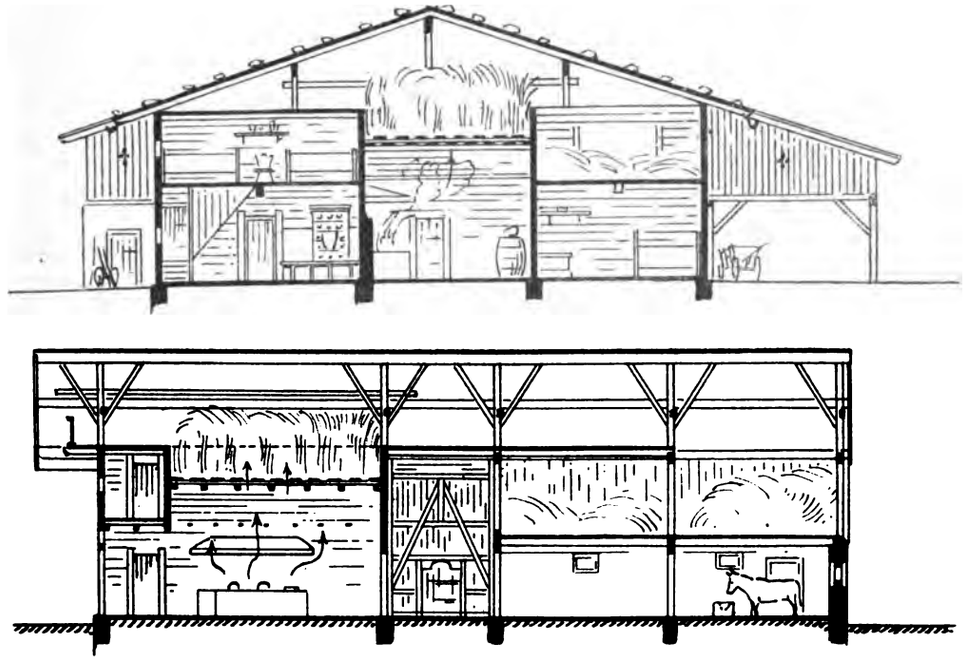
Der Rauchboden kann hiebei zweierlei Konstruktionsarten aufweisen. Die erste ist die eines gewöhnlichen Pfostenbodens, in welchem einige Oeffnungen ausgeschnitten sind, die mit kleinen Querhölzern und darauf ruhenden Brettern überdeckt werden, oder auch mit Holzdeckeln, die nach zwei Unterseiten Leisten angenagelt haben. Die zweite Konstruktionsart besteht darin, dass die Pfosten des Bodens nicht dicht aneinander gereiht sind, so dass sich Längsspalten zwischen denselben befinden, welche dann gleicherweise wie die Oeffnungen bei erster Konstruktionsart mit Querhölzern und darauf gelegten Pfosten überdeckt werden.

Stets befindet sich der Rauchboden im rückwärwärtigen Theile des Vorhauses und zwar im Niveau des Dachbodens, während die Decke des vorderen Vorhaustheiles durch den Fussboden der „Soler" gebildet ist.

Die letztgeschilderte Konstruktionsart des Rauchbodens und die ganze Bauanlage solcher Häuser illustrirt die unten gegebene Abbildung des „Unter-Zaglaugutes“, dessen planliche Darstellung in den Schnitten den Rauchboden und dessen Verwendung deutlich erkennen lässt.

Als Beispiel eines derartigen Rauchhauses sei hier das „Wallnergut“ vorgeführt und näher erörtert.

Das „Wallnergut“ in Waldprächting zeigt den linksseitigen, rückwärtigen Nebenraum des fünftheiligen Grundrisses als Küche verwendet, woselbst sich demnach in der innern Ecke gegen die Stube der



Der Hauptvortheil, welcher durch das sogenannte „sojern“ erreicht werden soll, liegt (nach Angabe der Bewohner) in dem guten Austrocknen des Getreides. (Weniger glaubwürdig klingt der weiters namhaft gemachte, angebliche Vortheil, dass auch das Heu desinfizirt werde.)

Ein entschiedener Vortheil aber, den die — wohl mit unleugbaren Nachtheilen verbundenen — Rauchhäuser im Gefolge haben, liegt in der vorzüglichen Konservirung des Gehölzes durch den Rauch.

III. Rauchhäuser mit unter Dach endenden Rauchschlott.

Die nächste bauliche Entwicklungsstufe der Feuerungsanlagen zeigt sich in der Anwendung eines Rauchschlottes für die Rauchableitung.

Zwar ist dieser Schlott zunächst nur aus Holz gezimmert und noch nicht über Dach geführt, sondern er endigt noch unter Dach.

Es ist also in diesem Entwicklungsstadium noch das Rauchhaus vorhanden; doch liegt in der Anwendung des Rauchschlottes an und für sich schon ein wesentlicher Schritt kultureller Entwicklung, indem hiedurch die Wohnräume vor der Raucheinwirkung weit mehr geschützt sind, als dies bei Rauchhäusern mit Rauchböden der Fall ist.

Dieser Schritt kultureller Entwicklung ist ferner darin zu erkennen, dass bei solchen Rauchhäusern in der Regel auch bereits die Verlegung des Herdes vom Mittelraum nach einem Nebenraume vollzogen erscheint, und demnach bereits eine eigene Küche vorhanden ist.

offene Feuerherd mit Einheizen zum Stubenofen, zu dem in die Stube hineinreichenden Backofen und zum Schtelofen befinden, welch' letzterer hier vorhausseitig (der Mittelraum heisst hier „Vorhaus“, die Küche „Ruckkuchl“) an obige, kombinirte Feuerungsanlage anschliesst. Der Rauch von diesen sämmtlichen Feuerungen zieht an der Küchendecke (flache Holzdecke) nach einer Wandöffnung zu, welche oberhalb, der von dem Vorhause nach der Küche fuhrenden Thüre in genau gleicher Weise wie bei den Küchen der Pinzgauer Häuser, angebracht ist. Ebenso wie dort, ist auch hier vorhausseitig vor und über dieser Oeffnung ein Rauchmantel vorgebaut, der dann nach oben in den Rauchschlott übergeht.

Der Schlott ist in einer Lichtweite von 0,7 × 1,0 m aus Pfosten dicht schliessend hergestellt, führt durch das Obergeschoss hindurch bis über Dachbodenniveau, wo er 1,0 m über dem Oberboden, ohne Verschluss endet.

Ein anderes Beispiel eines gleichartigen Rauchhauses, bei welchem jedoch der Schlott nicht vom Vorhause, sondern direkt von der Küche ausgeht, würde das „Schrottenhaus“ in Huttich, (ein 370 Jahre altes Haus, welches trotz verschiedener Umbauten die alte Bauanlage noch deutlich erkennen lässt) bieten, worauf hiemit nun hingewiesen sei.

IV. Rauchableitung über Dach mit Holz-Schlotten.

Ueber Dach geführte Rauchfänge aus Holz sind im Vorlande sehr selten, fast nur im Gebirge zu finden. Die diessbezüglichen baulichen Einrichtungen

sind detaillirt beschrieben in dem bereits citirten Werke über das „Salzburger Gebirgshaus", und bitte ich, sich im Hinblicke auf die kurze, zur Verfügung stehende Zeit, mit diesem Hinweise zu begnügen.[1])

Die eigenthümliche, älteste Form der Stubenöfen (gemauerter Sockel, oberer Tonnengewölbeabschluss, Aussenheize; das Ganze ohne Kachelverkleidung, nur geweissigt, und mit dem bekannten Stangengerüste umgeben), sowie auch die Herdanlagen, lassen die Pläne des mehr erwähnten Werkes erkennen. In der späteren Zeit zeigen die Stubenöfen bei Häusern obiger Art eine ähnliche Bauart.

V. Rauchableitung über Dach mittels gemauerter Schlotte (Schornsteine).

Die Schornsteine können — wenn von den am Schlusse noch zu erwähnenden Modernisirungen vorläufig abgesehen wird, auf dreierlei Arten angelegt sein, wie folgt:

a) Es kann der Schornstein auf dem Kranze eines vorhausseitig vorgebauten Rauchmantels,

b) theilweise auf den, den Herd überdeckenden Rauchmantel („Feuerhut") und zugleich theilweise auf dem Feuerboden selbst,

c) oder endlich auf dem Küchengewölbe — aufgemauert sein.

ad a) Die erste Konstruktionsart führt uns wieder auf das eigentliche Gebirgshaus zurück, auf das Pinzgauer Haus.

Dort ist der vorhausseitige Kranz des Rauchschlottes (wie bekannt) durch Konsolen gestützt, so dass diese Unterstützung für die Aufmauerung des Schornsteins eine tragfähige Basis bildet. Die Tragkonsolen, wie der Kranz, können hiebei aus Holz oder aus Stein hergestellt sein, je nachdem die Längswand, an welcher der Kranz anschliesst, aus Holz oder im Mauerwerk ausgeführt ist.

Es sei gestattet, diesbezüglich abermals auf die Detaillirungen des mehr erwähnten Werkes hinzuweisen.

ad b) Die oben bezeichnete Bauanlage ist dem Vorlandhause typisch.

Da der Rauchmantel des Herdes beim Vorlandhause eine ziemliche Ausdehnung hat, oft auch gewölbt ist und der Konsolunterstützung entbehrt, so wäre er nicht im Stande, die Last der Schornsteinaufmauerung zu tragen; und dieser Umstand hat wohl folgerichtig zur nachfolgenden Konstruktionsart geführt.

Der Schornstein ist nämlich zweiseitig vom Feuerboden des Herdes aus gemauert, und stützt sich nur nach der vorderen (offen bleibenden) Herdseite auf den Kranz des Rauchmantels, welch' letzterer nach oben an den vollummauerten Schornstein anschliesst.

Es ist solcher Weise eine Bauanlage geschaffen, welche einigermassen an jene Stubenöfen erinnert, die an norwegischen Häusern unter der Bezeichnung „Peis" bekannt sind.[1])

Es hat diese Anlage den unverkennbaren Vortheil, dass der Herdrauch (sowie der Dunst vom Sechtelofen) viel besser aufgefangen und abgeleitet werden, als dies bei den früher vorgeführten Rauchhäusern und auch bei der dem Pinzgauerhause typischen Schornsteinanlage der Fall ist.

Die Anlage der Feuerungen selbst (des Herdes und der Oefen) bleibt im Uebrigen die im Flachgau allgemein übliche.

Häufig findet sich bei solchen Häusern die gleiche Feuerungsanlage wie zu ebener Erde im Obergeschosse wieder, und sind solchen Falles die Schornsteine beider in einen gemeinsamen zusammen gezogen und über Dach geführt. Die folgenden Beispiele werden die hiemit nur kurz geschilderte Bauanlage illustriren. Das „Messnerhaus" in Koppl zeigt dieselbe in den Grundrissen beider Geschosse, und dürfen die zugehörigen, perspektivischen Skizzen von Herd und Stubenofen dieses Hauses (welche hier nicht beigedruckt werden können) als allgemein typische Bilder solcher Anlagen gelten.

Ein besonders interessantes Beispiel aber würde das „Oberhaus" in Seekirchen bieten, indem dieses zugleich den im Vorhause hin und wieder vorkommenden (vielleicht noch wenig bekannten) Typus eines mehr getheilten Familienhauses repräsentirt. (Diese mehr getheilten Familienhäuser sind entstanden zu denken durch das Zusammenrücken der Wohntheile zweier Häuser mit ihren Mittelräumen an einander und unter einen gemeinsamen First.)

ad c) Die dritte Art der vorerwähnten Schornsteinanlagen, bei welcher der Schornstein direkt auf das Küchengewölbe aufgemauert ist, findet sich seltener, zumal überwölbte Küchenräume überhaupt nicht so häufig vorkommen.

Als ein Beispiel solcher Anlage kann hier auf das sogenannte „Haashaus" in St. Wolfgang am Abersee hingewiesen werden, abermals zugleich das Beispiel eines Doppel-Familienhauses.

VI. Neue Feuerungs-Anlagen.

In neuerer Zeit ist die Anwendung aller vorgeschilderten Bauweisen ziemlich geschwunden. Der offene Herd wird allgemein durch einen Sparherd, der alte Kachelofen der Stube vielfach durch eine neuere Mache (keineswegs immer in vortheilhafter Weise) verdrängt; die vorgeschilderten Rauchfänge haben vielfach russischen Kaminen Platz gemacht, und wo noch schliefbare Kamine angewendet werden, sind sie vom Boden ab gemauert und unten mit einer Einsteigthüre zur Heitze versehen.

Diese Modernisirungen schreiten immer rascher vor, je mehr vormals abgelegene Gegenden dem Verkehre eröffnet werden; und sie verdrängen immer mehr und mehr die alte Bauweise, oft deren Spuren gänzlich verwischend, insbesondere an jenen Theilen des Gebäudes, bezüglich welcher das Baugesetz, der erhöhte Werth des Holzes und wohl auch der eigene Wunsch des Besitzers nach grösserer Bequemlichkeit oder Feuersicherheit auf eine Aenderung des alten dringen.

---

1) Um dem diesbezüglichen Pinzgauer Beispiele auch noch durch solche aus Pinzgau und dem benachbarten Tirol zu ergänzen, sind vom Vortragenden noch die Grundrisse eines kleinen Bauernhauses aus Pongau („Vornstain" im Fritzbachthale) und eines grösseren Tirolerhauses („Prostgut" im Kitzbüchler Bezirke) beigebracht, auf deren Reproduktion hier verzichtet werden muss. Vornstain zeigt hiebei den Grundriss der „Sölde", das Prostgut jenen des grösseren Einheitshauses („vereinigte Hofanlage"), und ist zu bemerken, dass beide Wohnhäuser Nebengebäude besitzen (Vornstain: Getreidekasten und Stallungen; das Prostgut: Getreidekasten mit Tenne im Obergeschosse und Pferdestall im Untergeschosse.)

1) Die Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart von Dr. L. Dietrichson und H. Munthe.

Solche Bautheile sind vor allem die „Feuerungs-Anlagen"; und desshalb dürfte der gegebene kurze Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte derselben am Salzburgerhause nicht unberechtigt erscheinen und danke ich hiemit für die geneigte Aufmerksamkeit, welche die hochgeehrte Versammlung meinen Darlegungen diese Themas zu widmen die Güte hatte.

Herr Univ.-Prof. Dr. **Meringer**-Wien:

Das oberdeutsche Haus und sein Hausrath.

Da der Vortrag in Form einer Abhandlung in den Mittheilungen der Wiener Anthropolog. Gesellschaft erscheinen wird, so folgt hier nur eine Notiz über den Inhalt:

Das „oberdeutsche" Haus ist in Bezug auf seinen Grundriss viel einheitlicher als man erwartet hat. Ueberall finden sich die vier Elemente: Küche, Stube, Kammer, Flur und nirgendwo ein anderer Raum; es gibt Häuser, die bloss aus Küche bestehen (Herdraum — Sennhütten), solche mit Küche und Stube, mit Küche, Stube und Kammer und solche, die noch überdiess einen Flur haben. Stuben und Kammern können im Hause auch mehrfach vorhanden sein.

Dieser Einförmigkeit entspricht auch die Einförmigkeit des Hausraths. Es gibt einen oberdeutschen Hausrath, der ebenso (und noch mehr) traditionell ist, wie das Haus. Jeder Raum hat seine charakteristischen Geräthe, diese stehen an ihren altererbten Plätzen und sind auch in Bezug auf ihre Form offenbar alten Traditionen unterworfen.

Die Frage ist, inwieweit das sächsische und nordische Haus anderen Hausrath haben. Es bleibt weiter das Alter der einzelnen Stücke des oberdeutschen Hausraths zu erforschen.

Herr Prof. Dr. **R. Henning**-Strassburg i/E.:

Ueber das deutsche Haus.

Ich glaube, dass unsere Ansichten über das deutsche Haus nicht ganz vollständig zum Ausdruck kommen würden, wenn ich mir hier nicht erlaubte, neben der reichlichen Zustimmung, die ich allen Vorrednern zolle, auch einige dissentirende Ansichten vorzubringen. Zunächst fühle ich mich selbst etwas schuld an dieser Debatte. Ich würde heute nicht mehr so leichtsinnig sein, das Buch zu schreiben, das ich vor 12 Jahren schrieb. Nachdem es inzwischen genug Gutes gewirkt hat, mag es zu Grunde gehen, wenigstens in seiner jetzigen Form. Aber dennoch scheint mir etwas darin zu sein, was neben der anthropologischen Betrachtung von Dr. Montelius noch mehr betont werden darf. Ich meine, dass wir das Ethnographische und Historische immer mit berücksichtigen müssen, und dass wir damit ein ausserordentlich werthvolles Mittel gewinnen, in die Vorzeit zurückzudringen. Es ist interessant, dass unser grosser Streckenforscher auf 5000—6000 km den Typus des fränkisch-oberdeutschen Hauses überall wieder erkannt hat. Für mich war das Leitmotiv für die Benennung dieses Typus die Sprache, denn genau in derselben Verbreitung vom Niederrhein bis zur Schweiz und ostwärts soweit die deutsche Zunge klingt, haben wir in älterer Zeit diejenige Sprache, welche wir aus grammatischen Gründen die „fränkisch-oberdeutsche" nennen. Wenn in diesem weiten Gebiete, welches grammatisch-sprachlich zweifellos enger zusammenhägt, auch die Hausform sich unterscheidet von allen übrigen germanischen, so scheint mir dabei doch ein starkes historisch-ethnologisches Moment im Spiele zu sein. Denn, dass es lokale oder anthropologische Gründe waren, welche am Niederrhein und im Salzburgischen denselben Typus entstehen liessen, ist wohl nicht anzunehmen. Ich glaube, Sie haben hier in Oesterreich das beste Material für die Erkenntniss dieses ethnischen Elementes zur Hand, und möchte Sie bitten, das Ländchen, das in dieser Hinsicht uns kritisch werthvoll wird, recht bald in den Kreis der Betrachtung aufzunehmen, nämlich Siebenbürgen. Es ist eine abgeschiedene deutsche Gegend, die nach keiner Seite einen engeren nationalen Anschluss und sich so in der Isolirtheit rein erhalten hat. Nach dem Material, das mir vorliegt — es ist wesentlich das Buch von Wolff — stimmt nun das siebenbürgische Bauernhaus auf's genaueste mit dem fränkischen überein, und nicht nur das Bauernhaus, sondern auch der Hof mit seiner eigenartigen Thoranlage u. s. w. Die Identität geht so weit, dass Wolff gewisse Einrichtungen des siebenbürgischen Hauses mit denselben Worten meinte beschreiben zu müssen, die ich für das fränkische angewendet hatte. Das kann nicht an der Gegend, sondern nur an den Bewohnern liegen, die einst aus den Rhein- und Nahegegenden nach Siebenbürgen ausgewandert sind. Von Siebenbürgen und der dortigen Natur kann diese Haus- und Hofanlage nicht abhängen, denn auch in Bosnien sind die Abweichungen so gross, dass an eine Identität nicht gedacht werden kann. So kommen wir denn zu dem historischen Schlusse: Im 12. Jahrhundert müssen die Vorfahren der Siebenbürger Sachsen solche Häuser und Höfe in ihrer fränkischen Heimath gebaut haben, sie müssen den Typus mitgebracht haben und sind bis auf den heutigen Tag nicht davon abgegangen.

Aber wir werden mit unseren Betrachtungen noch etwas weiter zurückgreifen dürfen. Das wichtigste Glied, das uns für die historische Erforschung der germanischen Hausstile immer noch fehlt, ist England. Wenn uns von daher Material gebracht würde, könnten wir einen bedeutsamen Schritt vorwärts machen, ja den wichtigsten, der noch nöthig ist. Soweit ich das Material beurtheilen kann, glaube ich, dass die Untersuchung auch dort auf ethnographische Verschiedenheiten führen wird. Die dürftigen Angaben, die mir für die irischen und schottischen Inseln vorliegen, scheinen auf etwas anderes zu führen als dasjenige, was mir bis jetzt von englischen Häusern bekannt ist. Nur die letzteren sind an die festländischen deutschen Typen anzuknüpfen, wenn wir vorläufig auch davon absehen müssen, die Zusammenhänge genauer zu bestimmen. In der alten Heimath der Angelsachsen, die einst aus den Meeresküstengegenden Deutschlands nach England hinüberkamen, müssen diejenigen Anfänge liegen, an welche die spätere Entwicklung ansetzt. Auch das englische Haus dürfte bis in die Zeit zurückreichen, wo die Angelsachsen die Heimath verliessen. Vielleicht können unsere skandinavischen Herren nach England etwas kräftiger herüberwirken, um unsere Kenntniss des Materials zu erweitern.

Die Karte, auf der Herr Dr. Montelius uns so sinnenfällig die Entwicklung des menschlichen Wohnhauses vorführt, bedarf wohl einiger ethnographischer Restriktionen. Wir dürfen im Norden aus einer bekannten Zeit in eine ältere unbekannte zurückgehen und können für die älteste vorhistorische Periode, die für uns sprachlich in Betracht kommt, sagen: damals, d. h. etwa um 300 nach Christus, haben dort Häuser existirt, wie sie die Grundrisse des Herrn Dr. Montelius von Fig. 17 bis Fig. 24 darstellen. Denn

damals und etwas früher, aber jedenfalls nicht allzu lange vorher, ist dieses Haus von den Skandinaviern zu den Finnen gekommen, die bis dahin in Zelten (wie Fig. 1 ff.) hausten. Tacitus würde sich sehr gewundert haben, wenn er den Vortrag des Herrn Dr. Montelius angehört und vernommen hätte, wie hier die Finnen- und Lappenhäuser mit den germanischen in dieselbe Reihe gestellt werden. Tacitus wusste genau, dass zwischen ihnen ein grosser Unterschied obwaltet; von den Germanen sagt er „domos figunt", sie legen feste Häuser an, von den Finnen hebt er ausdrücklich hervor, dass sie dies nicht thun. Was Tacitus aussagt, wird durch die Sprache erhärtet. Es finden sich im Finnischen nur nationale Hausbenennungen, die der Zeltform angehören, die andern sind entweder germanisch oder eistisch.[1]) Diese Entlehnungen aus dem Germanischen bieten zugleich den Anhalt für die Fixirung des chronologischen Zeitpunktes. Dass die Germanen die Zelte, wie sie in der ersten Reihe auf der Tafel des Herrn Dr. Montelius stehen, jemals auf deutschem Boden allgemein angewendet hätten, möchte ich auf's Ernsthafteste bezweifeln. Wenn irgend eine Form darauf Anspruch hat, als diejenige zu gelten, welche herrschte, als die germanische Nationalität sich auf unserem deutschen Boden herausbildete, so sind es jene alten Häuser des Nordens, die von den Finnen übernommen wurden. Dass das altgermanische Haus damals ein rundes gewesen, ist ebenso zweifelhaft wie bei den meisten arischen Häusern. Wenigstens kennen wir aus dem Rigveda wie aus dem Homer bereits die oblonge Form. Schon in derjenigen Zeit, welche vielleicht der nationalen Ausbildung dieser Stämme nicht allzu fern steht, erkennen wir meistens eine höhere Stufe und dasjenige, was Tacitus für die Germanen aussagt: ein festes Haus, ihren Stolz und werthes Besitzthum.

Nun noch ein Wort! Wenn Sie nach Hause kommen, sehen Sie auch Ihre heimischen Dörfer an, denn ich glaube, dass wir auch bei ihnen verschiedene Typen zu sondern haben und dass wir sie in ähnlicher Weise, wie ich es für das Haus auseinander zu setzen suchte, in historischem Sinne verwerthen dürfen. Die Dorfanlagen, welche die Angeln in die neue Heimath mitnahmen, scheinen mir bereits auf dem Festlande nachweisbar zu sein. Doch fehlen hierüber fast alle Voruntersuchungen. Und für die Erkenntniss der alten Flurverhältnisse liefert die Gegenwart gleichfalls ein werthvolles Material. Die Herren, welche sich dafür interessiren und dies beobachten wollen, darf ich hinsichtlich der Flureinrichtung und Ackerwirthschaft auf das gute Buch von Seebohm über die englische Dorfgemeinde verweisen, dessen Konsequenzen ich freilich nicht theilen möchte.

Ein solches Buch müssen wir für Deutschland auch haben. Und wie werthvolle Aufschlüsse aus dem südlichen Skandinavien zu erwarten sind, sagt das neue Buch von Mejborg über die dänischen Bauernhöfe, indem es uns einen so alterthümlichen Typus der Dorfanlagen zeigt, dass wir ihn an die Bestimmungen der alten dänischen Gesetze anknüpfen dürfen. Auch unsere Kenntniss der agrarischen Verhältnisse hat vom Norden her ihre wesentlichste Förderung erhalten. Durch einen Aufsatz des alten Olufsen aus den zwanziger Jahren ist vor allem Hansen angeregt worden. An ihre Forschungen müssen wir wiederum anknüpfen. Wir stehen an einem wichtigen Zeitpunkt: Dezennien sind vergangen, wo man in Deutschland gesammelt hat, was von der geistigen Erbschaft unserer Vorfahren in Sage, Sitte, Brauch und Aberglauben noch übrig ist. Die materiellen Dinge sind darüber etwas vernachlässigt worden, so dass erst eine spätere Zeit wird entscheiden können, auf welcher Seite die stärkere Tradition steht. Jedenfalls aber sind wir verpflichtet zu untersuchen, was sich im Volksleben der Gegenwart von Ueberresten des Alterthums in Siedelung und Anbau, den Wohnungen und Gegenständen des täglichen Gebrauches erhalten hat. Es ist ein grosses, zusammenhängendes, weites Gebiet. Wir brauchen viele Mitarbeiter, die ihre Beobachtungen nicht bloss auf das Haus beschränken, sondern auf Alles, was sich weiter daran knüpft, ausdehnen müssen.

1) Vgl. hierüber meine Ausführungen in der Westdeutschen Zeitschrift, 8. S. 14 ff.

Herr **Gust. Bancalari,** k. u. k. Oberst d. R. Linz a/D.:

Die Hausforschung in Oesterreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele.

Der Herr Sekretär der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Herr Custos Franz Heger, mein verehrter Freund, hat mich ermuthigt, über die bisherigen Erfolge und die weiteren Ziele der Hausforschung in Oesterreich dieser hochansehnlichen Versammlung zu berichten.

Andere haben in diesem Zweige der Volkskunde in Oesterreich weit Besseres geleistet als ich; aber sie haben abgegrenzte, einzelne Typenbezirke bearbeitet; ich dagegen bin am weitesten, zu Fusse gehend und fleissig Typen studirend, herumgekommen; habe mein Augenmerk besonders auf die Beziehungen benachbarter, wie auch weitabliegender Typen gerichtet, und so mag ich wohl für einen allgemeinen übersichtlichen Bericht einige Bedingungen erfüllen.

Ich habe mir erlaubt, 100 Exemplare meiner Schrift: „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen" (mit 102 Abbildungen), welche die Beobachtungen meiner früheren Fussmärsche von etwa 5000 km Gesammtlänge kurz und möglichst theorienrein zusammenfasst, an Theilnehmer des Kongresses, welche sich mit Hauskunde befassen, zu vertheilen. Ich kann somit über meine Leistungen hinweggehen. Im Folgenden will ich jene Erscheinungen der oikologischen Literatur Oesterreichs erwähnen, welche gewisse Richtungen derselben kennzeichnen.

Hofrath Baron Hohenbruck des Ackerbau-Ministeriums hat Jahre lang ländliche Haustypen sammeln lassen. Vorschläge und Musterpläne für Verbesserung des Hausbaues wurden darauf gegründet. Hierin liegt wohl ein Beweis hohen Verständnisses. Volksthümliche Typen haben sich aus der Natur der betreffenden Gegend und wohl auch des Volkes entwickelt und die fortgeschrittene Bautechnik soll sich innerhalb des typischen Rahmens weise beschränken. Sie soll den Typus vervollkommnen, aber nicht zerstören wollen.

Hier sehen wir die Hausforschung im Dienste der Land- und Volkswirthschaft.

Regierungs-Oberingenieur J. Eigl in Salzburg hat im verflossenen Jahre ein Werk über das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus) veröffentlicht, im Sinne des unübertrefflichen Gladbach, und zur Freude aller Hausforscher. Es bildet ein unvergängliches Denkmal einer Bauweise, welche, wie die gesammte Holzarchitektur, in absehbarer Zeit ver-

schwinden wird. Sein Hauptzweck ist ein technologischer; es ist hauptsächlich ein architektonisches Werk, aber es bietet auch als Nebenausbeute reiche hauskundliche Belehrung und nach meiner Ansicht ein nachahmenswerthes Muster für die eingehende Behandlung einzelner Typenbezirke; 20—30 solche Bände könnten das gesammte Material der europäischen Hauskunde bereit legen und dadurch eine sichere Grundlage schaffen für eine Theorie des volksthümlichen Wohnhauses, welche heute noch fehlt.

Bezirksarzt Baer hat in der Zeitschrift des Bregenzer Museums in kleinerem Rahmen Aehnliches für Vorarlberg geboten und Ramsdorfer im Organ der Wiener Anthropologischen Gesellschaft für die Bukowina. Beide haben ihren Zweck mit viel bescheideneren zeichnerischen Hülfsmitteln erreicht, als Gladbach und Eigl, was für manchen Hausforscher tröstlich sein mag, weil eine so schöne Darstellung nicht jedermanns Sache ist. Allerdings erkennt man aus den Darstellungen beider die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit technisch-korrekter Darstellung, welche ihnen im vollsten Masse eigen ist.

Ich muss hier auch den Dr. Zillner und den hervorragenden Kenner des ländlichen Salzburger Hauses Dr. Prinzinger sen. (beide in Salzburg) erwähnen.

Professor Mehringer hat ferner den Hausrath und die Lebensgewohnheiten der Bewohner eingehend berücksichtigt. Seine Hausschilderungen sind dadurch lebendiger und anregender, als viele andere.

Lehrer J. R. Bünker (Oedenburg) hat uns eine sehr anregende Arbeit über die Häuser des westlichen Ungarns geschenkt.

Mehrere eingehende Arbeiten über ländliche Typen sind in czechischer und polnischer Sprache erschienen. Es wäre erwünscht, wenn sie durch Uebersetzung allgemein nutzbar würden.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat lebhaft für die Ausbreitung der Hausforschung gewirkt, eine Schrift „technische Vorkenntnisse der Hausforschung“ (von Reimann) und eine andere „Vorgang der Hausforschung“ (von mir) herausgegeben. Es wurden Vorträge zu diesem Zwecke gehalten und ein Ausflug der Sache gewidmet, Fragebogen versendet u. s. w.

Wenn gleichwohl die Sache noch immer nicht genug in Fluss kommen will, wenn besonders die Aufforderungen an alpine und Photographenvereine vorerst noch kein nennenswerthes Ergebniss liefern wollen, so liegt dies zumeist in dem Umstande, den Professor Bendorff nach einem Vortrage im philologisch-archäologischen Vereine in Wien hervorgehoben hat: „Die Hauptsache bei der Hausforschung ist das technische Verständniss“, also eine Fachkenntniss, welche vielen, ja den meisten bisherigen Hausforschern, ihrem Bildungsgange gemäss, fehlt, und möchte ich beifügen, in der Gabe zeichnender Darstellung.

Das Haus, sei es nun ein hochentwickelter Kunstbau oder die Hütte eines Naturvolkes, ist nun einmal eine technische Hervorbringung. Der Mensch, der sich seine Behausung bereitet, und sei sie noch so ursprünglich und einfach, ist im selben Augenblick ein Techniker, und mit einem nestbauenden Thiere nicht zu vergleichen. Es ist bei aller Baugewohnheit, bei aller Bauüberlieferung viel Ueberlegung und Zweckbewusstsein im menschlichen Hausbau und bloss ein Bauverständiger vermag den technischen Grundlagen der Typen, ihren natürlichen Bedingungen, ihren Erfahrungseinrichtungen, wie ich das logische Element des Hausbau's benannt habe, erfolgreich nachzuspüren. Ohne diese technische Anschauung läuft der Hausforscher Gefahr, in irreführende Lehrmeinungen zu verfallen. Er wird etwa ethnographische Merkmale in Bautheilen suchen, welche einzig und allein das technische Denken der Begründer und Erbauer, also die Umstände so gemacht haben, wie sie sind. Gestatten Sie einige Beispiele.

In Kärnthen und Ostkrain gibt es ein Trockengerüste, die sog. „Harfe“, für Feldfrüchte, weil diese vermöge des starken Thaues, auf der Erde liegend, nicht trocknen würden. Andererseits verdanke ich dem Naturforscher Reischek die Zeichnung eines altartigen Aaltrockenhauses der Maoris, welches mit der Harfe nahezu übereinstimmt. Aehnliche Zwecke, ähnliches Material und — technisches Denken haben da gleiche Formen geschaffen, wobei an Ueberlieferung oder gegenseitige Beeinflussung nicht zu denken ist.

Runde Bauformen sind nicht etwa keltisch oder altgermanisch u. s. w., sondern Flechtwerkwände führen überhaupt leicht zu abgerundeten Ecken, weil scharfe Ecken schwer zu flechten sind. Freilich können runde Bauten auch auf anderer technischer Grundlage beruhen.

Sanft geböschte Dächer sind nicht etwa bajuwarisch oder alemanisch, sondern sie wurden entweder durch starke Stürme aufgezwungen, oder sie wurden mit lose aufgelegtem Deckmateriale gedeckt. Ich fand 1893 in Solnhofen, wo die sog. Kelheimerplatten gebrochen werden, „Schweizerhäuser“, d. h. Häuser mit sanft geböschten Dächern, und ich glaube, Ansiedler jeder Nation, jeder Rasse würden dort ihre etwa gewohnten und mitgebrachten Steildächer ehestens fahren lassen, Schieferplatten auflegen und zu diesem Zwecke ihre Dächer abändern. Jene „Schweizerhaus-Insel“ ist genau so gross, als der Bereich des Plattenbruch-Vorkommens.

In gewissen holz- und steinarmen Gegenden Frankreichs gibt es kein Obergeschoss: weil das gebrauchte Pisémauerwerk ein Obergeschoss nicht tragen würde. Ebenso auf den ungarischen Steppen.

Man hat einmal behauptet: Steinbau sei romanisch, Holzbau germanisch. Nun war aber z. B. das Amphitheater von Pola, wie längst festgesetzt ist, nur in der Umfassungsmauer von Stein, alles andere von Holz. Andererseits kenne ich eine Forstordnung des Salzburger Erzbisthums vom Anfang des 18. Jahrhunderts, worin den Leuten aufgetragen wird, Steinhäuser zu bauen, weil der verschwenderische Holzbezug aus den Staatswäldern diese schädige. Im allgemeinen scheint der Holzbau überall geherrscht zu haben, wo Holzfülle vorhanden war. Genau nach Mass der Lichtung tritt Steinbau auf.

Man hat im Fachwerk und im Blockbau Eigenheiten verschiedener Völker oder Stämme finden wollen. Nun ist Blockbau an geradstämmiges, astfreies, in grosser Länge gleich dickes — also an Nadelholz gebunden. Aus Eichen und Buchen kann man nur sehr schwer Blockbauten machen. Fachwerk ist auch in Buchen-, Eichen- oder Birkengegend möglich. Nun war wirklich in Thüringen, dem Hauptherde des Fachbaues, einstens wenig Nadelholz. Andererseits habe ich 1870 in Rouen Fachbauten aus krummen und unregelmässigen Holzscheiten gesehen, aus welchen man bei bestem Willen keine Blockbauten hätte machen können.

Welchen Einfluss hat nicht die Verbreitung des billigen Drahtstiftes auf die Dachform! Fast allgemein ist seither die Neigung zur Umwandlung des Flachdaches in die weit ausdauerndere Steilform, wo sie sich nicht aus gewissen Umständen verbietet.

Welchen Einfluss muss nicht die Verbreitung der Sprengmittel geübt haben, die ja Steingewinnung auch dort gestattete, wo keine Findlinge so zur Hand waren, wie z. B. im Granitmassiv des Böhmerwaldes.

Und so könnte ich noch ganze Reihen von Beispielen aufmarschiren lassen, welche ein ethnographisches Element nach dem andern aus der früher gebräuchlichen Klassifizirung der Hausformen zu beseitigen scheinen; ja ich kann es als das Hauptergebniss meiner ganzen Arbeiten in der Hausforschung bezeichnen, dass ich allen bisherigen ethnologischen Zutheilungen von Hausformen geradezu skeptisch gegenüberstehe. Ich leugne nicht, dass jede Gegend, also auch jedes einzelne Volksgebiet mehr oder weniger charakteristische Hausformen (wenn auch nicht von einer besonderen Grundform) aufweist. Ich würde ein sogenanntes „fränkisches Gehöfte" der Rhöngegend von einem solchen der Regensburger Gegend, des czechischen oder des deutschen westlichen Böhmens oder des deutschen südlichen Böhmerwaldes, oder des deutschen Waldviertels, oder des südwestlichen Ungarns u. s. w. sofort unterscheiden. Aber diese Unterschiede liegen wieder zumeist in örtlichen, wirthschaftlichen, klimatischen oder sonstigen Verhältnissen, welche auf alle Stämme ähnlich einwirken, und nur ein kleiner Rest der Erscheinung kann als Geschmackssache, also als ethnisches Element aufgefasst werden. Ich denke darum, dass gerade die scheinbar nebensächlichen Dinge, um welche sich Prof. Mehringer kümmert, der ethnologischen Seite der Hausforschung dienlich werden können.

Ein weiteres, unerwartetes Ergebniss meiner Forschungen liegt in der erstaunlichen Einförmigkeit des Gesammt-Haustypus der Ostalpen- und der meisten süddeutschen, böhmischen u. s. w. Gegenden. Sobald man die als Erfahrungs-Einrichtungen nachweisbaren Besonderheiten ausscheidet, so ist der eigentliche Kern, der Wohntract, identisch.

Henning nennt diese Grundform die „oberdeutsche". Ob diese Benennung im archäologischen Sinne richtig sei, ist noch nicht zu entscheiden. Im geographischen Sinne ist sie nicht zutreffend, denn der Typus herrscht über den grössern Theil Europas und nicht allein über Oberdeutschland. Aber die Zusammenfassung all' dieser, für den Laienblick weit auseinander liegenden Formen zu einem Typus, ist zweifellos ein genialer Gedanke. Henning hatte, als er sein grundlegendes Buch schrieb, nicht viel Material zur Verfügung. Es ist seither stark bereichert worden und gerade diese Bereicherung, die Nebeneinanderstellung der Typen der Ostschweiz, Tirols, Oberitaliens, der Steiermark, Oberösterreichs, Kärnthens, Krains, des Küstenlandes — und dann der Typen vom Böhmerwald, Thüringerwald, Rhön, Franken und der Marschlinie Donaueschingen bis Regensburg, welche ich 1893 abgegangen bin, aber noch nicht bekannt gemacht habe; gerade die gewissenhafteste Vergleichung all' dieser in der That nahe verwandten Hausformen hat Henning's Gedanken bestätigt.

Ob nun diese merkwürdige Uebereinstimmung in einem so ausgedehnten Theile Europas auf den Kultureinfluss der ehemaligen Beherrscher des südlichen Europas — die Römer — und etwa auf deren Nachfolger in der Weltherrschaft — die Franken — zurückzuführen sei, wie ich einmal nachzuweisen versuchte — ich glaube, endgültig kann man dies dermalen weder bejahen, noch verneinen; nur das eine scheint unwiderleglich aus dem bisher bekannten Materiale hervorzugehen, dass die einzelnen Völker, mögen sie sich noch so sehr durch Sprache, Kleidung, Gebräuche, Sitten, Kunstgeschmack, Kunstfertigkeit unterscheiden, mögen sie noch so eigenartig sein, nicht nothwendiger Weise auch nationale Hausformen gleichsam mit sich führen, dass man also die Hausformen nicht etwa so, wie die Schalen der Conchilien, als Species-Charaktere erklären darf.

Das Haus ist weit mehr, vielleicht vorherrschend, ein anthropologisches, es ist nur in Nebendingen, in Geschmackssachen, also etwa im Ornament und vielleicht im Hausrath ein ethnologisches Objekt.

Was ist nun das nächste Ziel der Hausforschung in Oesterreich? — So wie anderwärts: eine möglichst vollständige, fachgemässe, also vor allem technisch richtige Darstellung aller unterscheidbaren Hausformen mit ihren Zwischen- und Nebenformen, welche ich Oscillationen des Typus genannt habe, mit den Uebergängen, mit den städtisch verquetschten, mit den sogen. verwelkten Unformen, wobei aber alle modernen internationalen Baumeisterformen auszuscheiden sind. Diese gehören in die Lehrbücher der Technik, nicht in das Gebiet der Hausforschung.

Ich denke mir einen Atlas dieser vollständigen Typensammlung ähnlich, wenn auch nicht mit architektonischen Einzelheiten so überreich ausgestattet, wie Eigel's Buch.

Meine Darstellungen würden sich dazu verhalten, wie eine Rekognoszirungsskizze zu einer ausgearbeiteten Karte. Sie haben nie mehr sein wollen als Fingerzeige für spätere technische Aufnahmen, als Erleichterungsmittel der Auswahl, als Feststellung des Typischen, welches man ja nur dann verlässlich erfassen kann, wenn man sehr viele Formen neben einander und nacheinander vergleichend und unterscheidend betrachtet; aber eine solche Typen-Rekognoszirung ist nöthig, weil sonst bloss Zufallstreffer bei manchen Fehlgriffen der Auswahl gemacht werden würden.

Ein Buch über französische Haustypen ist unlängst vom Unterrichts-Ministerium (Section des sciences économiques et sociales) herausgegeben worden.[1]) Es ist aus 50 Fragebogen-Bescheiden zusammengesetzt, unvollständig, durchwegs von Nichttechnikern zusammengetragen, daher nur theilweise mit verständlichen Bildern erläutert. Es mag sehr viel Untypisches, also manche Form, welche man als eine zufällige, willkürliche betrachten kann und daher nicht darstellen soll, mituntergelaufen sein. Ich schliesse dies aus dem auffallend geringen Zusammenhange der typischen Erscheinungen. Das Buch hat nur den gegenwärtigen Zustand im Auge, weil es eine statistische Grundlage, keineswegs Ausblicke auf die historische Entwicklung bezweckt. Nebstbei enthält es aber zerstreute, sehr merkwürdige Nachrichten und geistvolle Bemerkungen.

1) Enquêtes sur les conditions de l'habitation en France. Les maisons types; avec une introduction de Foville. Paris, Leroux, 1894.

Seit der Berliner- und der Wiener Architekten- und Ingenieur-Verein die Hausforschung in Angriff genommen haben, ist nun Hoffnung vorhanden, dass bei einem Werke über die Hausformen Oesterreichs und Deutschlands ähnliche Fehler vermieden werden.

Es gibt wohl manche Bedenken. Wenn solche Sammelwerke lückenhaft bleiben, so verfehlen sie ihren Zweck. Darum wird man wohl — allerdings nehmen, was man freiwillig bekommt — aber dann die Lücken mit amtlicher Hülfe ergänzen. Es ist nicht verständlich, warum das französische Unterrichts-Ministerium nicht die Departements-Ingenieure hiezu in Anspruch genommen hat.

Die Techniker müssen unbedingt für diese Arbeiten mit den landeskundlichen, anthropologischen, geographischen und Musealvereinen Fühlung nehmen; sie müssen mit diesen im Einklange arbeiten. Ihre Aufgabe ist ja nicht allein technisch. Es sollen ja auch archäologische Gesichtspunkte (über die Entwicklung der Hausformen, deren Nacheinander zumeist aus dem erhaltenen Nebeneinander zu erkennen ist), kulturhistorische, wirthschaftliche, ethnologische, anthropologische Fragen berücksichtigt werden, und so kann ich mir z. B. Fragebogen und Instructionen für die Aufnahme nicht gut denken, wenn sie nicht von allen Faktoren beeinflusst sind.

Nun hätten wir nach Jahren diesen „Typenatlas" Deutschlands, der Schweiz, Oesterreichs und hoffentlich Ungarns und des Okkupationsgebietes.

Mit diesem Atlas muss eine Typenkarte, etwa im Masse 1 : 700,000[1]) verbunden sein. Erst wenn eine solche ausführliche und zuverlässige graphische Uebersicht gewonnen sein wird, kann man hoffen, zu Einsichten zu gelangen, die jetzt bei dem zerfahrenen Wesen der Hausforschung, welche nach Laune und Zufall bald hier, bald dort eine Einzelerscheinung beleuchtet, noch nicht zu hoffen sind.

Die beste Agitation beruht in der eigenen Arbeit. Sollten wir in dieser Sache ein Ganzes und Gutes hervorbringen, so würden andere Länder bald nachfolgen.

Und was weiter? Nun, es wäre eben ein neuer Zweig des Wissens entwickelt, welcher nicht wichtiger, aber auch nicht unwichtiger ist, als irgend ein anderer Zweig der Anthropologie.

Vorsitzender Herr **R. Virchow**-Berlin:

Meine Herren! Unsere Aufgaben sind im Wesentlichen erledigt. Einige von den Herren, die noch gemeldet waren, sind inzwischen schon abgereist; einige andere haben ihre Ansagen zurückgezogen.

Herr Toldt hat seinen Antrag, eine Kommission für anthropologisch-statistische Zwecke einzusetzen, vorderhand vertagt, da er hofft, auf anderen Wegen sein Ziel zu erreichen.

Ich habe nur noch eine Unterlassung zu entschuldigen. Als ich davon sprach, dass ausser Carl Vogt und Graf Enzenberg aus dem kleinen Kreise der ursprünglich beauftragten Kommission von 1869 nur ich noch am Leben sei, ist mir entgangen, dass noch ein vierter Lebender existirt, der gerade hier um so mehr genannt werden muss, als er ein Tiroler ist, nämlich der frühere Professor Pichler von Innsbruck. Am 23. Sept. 1869 ist, wie aus dem von Graf Enzenberg geführten Protokolle der anthropologisch-ethnologischen Sektion der damaligen Naturforscher-Versammlung hervorgeht, die Kommission gebildet worden aus den Mitgliedern Vogt, Virchow, Semper (Würzburg), Seligmann (Wien) und Pichler (Innsbruck). Da der letztere, wie ich höre, inzwischen von seiner amtlichen Stellung zurückgetreten ist und in einem kleinen Orte irgendwo in der Nähe lebt, wird vielleicht der Herr Lokalgeschäftsführer ihm, als einem Zeugen der Gründungszeit, den Gruss der Versammlung noch übermitteln können.

Ich habe sodann, verehrte Anwesende, Worte des Dankes, die hoffentlich alle schon in Ihrem Herzen vorgezeichnet sind, an diejenigen zu richten, die uns diese denkwürdige Zusammenkunft ermöglicht haben. Da muss ich zunächst der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und ihres verdienten Präsidenten gedenken, die uns in allen ihren Gliedern bei dieser Versammlung persönlich nahe gestanden hat; sie hat es hauptsächlich bewirkt, dass wir den Entschluss fassen konnten, hieher zu kommen. Die Herren Wiener haben Alles wohl vorbereitet und sind den Herren, die hier an Ort und Stelle die Geschäfte in die Hand genommen haben, in jeder Beziehung hilfreich gewesen. Wiener Anthropologen haben schon in der Mainzer Kommission gesessen und ihre Unterstützung dem Gedanken gegeben, der in den Verhandlungen von 1869 als eine Art von Axiom enthalten war, dass Oesterreich und Deutschland zusammen die Bahn betreten sollten, welche damals im Wesentlichen vorgezeichnet wurde. Diesen Gedanken, der nachher Jahre lang in den Hintergrund getreten ist, dürfen wir noch jetzt für richtig halten und, soweit es sich mit den jetzigen Verhältnissen verträgt, ihn wieder aufnehmen und unterstützen. Ich kann im Namen unserer deutschen Mitglieder sagen, dass es uns von Herzen freuen wird, wenn der alte Gedanke nicht bloss in Wien, sondern auch in den anderen österreichischen Gross- und Universitätsstädten, sowie im Lande überhaupt recht starke Wurzeln fassen möchte, damit es uns gestattet sein dürfte, ein andermal wieder eine ähnliche Versammlung, wie die gegenwärtige, zu berufen.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass der Herr Bürgermeister von Innsbruck am Banketabend den lebhaften Wunsch ausgesprochen hat, wir möchten auch hier wieder einmal erscheinen und zwar recht bald. Dem Danke für die Wiener Gesellschaft darf ich daher anschliessen den herzlichsten Dank an alle diejenigen Lokalinstanzen, welche hier mitgewirkt haben, von dem Herrn Statthalter bis zum Herrn Bürgermeister und dem Stadtrathe. Ich füge hinzu: auch der ganzen Bevölkerung dieser Stadt, die uns überall gezeigt hat, mit welchem Interesse sie unsere Versammlung begleitete. Als ein einigermassen erfahrener Vorsitzender kann ich bezeugen, dass eine so zahlreiche Versammlung, in der die inländische Bevölkerung so gut vertreten war, nur ausnahmsweise nach so vielen stundenlangen Verhandlungen am Schlusse eines Kongresses noch anwesend war, wie wir das heute sehen. Ich sage allen Anwesenden unsern lebhaftesten Dank und hoffe, dass Sie den Anreiz zu dauernden Beziehungen daraus schöpfen und auch in Zukunft, wo vielleicht wieder an Ihre Mitwirkung appellirt werden wird, hilfreich bei der Hand sein werden.

Einen grossen, vielleicht den grössten Antheil an dem Gelingen eines so schwierigen Unternehmens müs-

1) Die hypsometrische Uebersichtskarte 1:750,000 des k. k. mil. Geograph. Instituts in Wien (nicht die „Uebersichtskarte" desselben Masses) würde sich hiefür trefflich als Grundlage eignen.

sen wir der lokalen Geschäftsführung zurechnen, die mit einem Eifer und einer Umsicht sich den vorbereitenden Arbeiten unterzogen hat, dass sie über jedes Lob erhaben ist. Herr Hofrath v. Wieser darf versichert sein, dass wir seiner als eines lieben und treuen Freundes stets gedenken werden.

Was unsere Gäste betrifft, durch die wir sowohl aus weiter Ferne, aus Skandinavien, Italien, als auch aus den Nachbarländern, insbesondere aus der Schweiz, und ich darf wohl besonders hervorheben, aus Bosnien einen so reichen Zuwachs bekommen haben, — (Zuruf: Armenien) Armenien ist kein Nachbarland (Heiterkeit), das verdient einer besonderen Erwähnung. Wir haben auch sonst manche nähere Beziehungen zu Armenien gewonnen, von denen ich hoffe, dass sie für die armenische Geschichte sowohl wie für die Geschichte der Menschheit recht wichtig werden dürften. Allen diesen Gästen sage ich unsern besondern Dank und freue mich, dass sie so viel Anregung bei uns gefunden haben, um sich persönlich an den Debatten zu betheiligen und durch werthvolle Beiträge unsere Kenntnisse zu erhöhen.

Damit schliesse ich diese Versammlung und rufe Ihnen ein fröhliches Wiedersehen in Kassel zu.

I. Nachtrag.

Zur zweiten gemeinschaftlichen Sitzung.

Herr Reichsantiquar Dr. **H. Hildebrand**-Stockholm:

Zur Vorgeschichte Schwedens.

Hochgeehrte Versammlung! In freundlichster Weise aufgefordert, hier einige Mittheilungen zu machen, will ich, da es mir von der grössten Wichtigkeit scheint, dass die nordische Alterthumsforschung Hand in Hand mit der deutschen geht, einige Worte über die archäologischen Fragen sprechen, die jetzt auf der Tagesordnung in Schweden stehen. Herr Szombathy hat in seiner wichtigen Uebersicht über die archäologischen Verhältnisse Oesterreichs von der paläolithischen Zeit gesprochen, die nicht überall auf österreichischem Gebiete vertreten ist. In Schweden können wir auch nicht von einer paläolithischen Zeit reden; es ist freilich vielfach die Rede von zwei Steinzeiten im Norden gewesen, einer älteren und einer jüngeren; die Frage ist besonders lebhaft in Dänemark deliberirt worden. Es ist ein Irrthum von Anfang an in die Diskussion hineingerathen. Wir kennen freilich im Norden Steingeräthe, die von einem älteren Typus sind, und andere, die von einem jüngeren sind, die älteren aber gehören in das Gebiet der jetzigen Thierwelt und sind somit nicht mit den paläolithischen Gegenständen zu vergleichen, die im Westen und Süden Europas zusammen mit Ueberresten von einer jetzt ausgestorbenen Thierwelt vorkommen. Das einzige Thier, was mit den älteren Gegenständen der Steinzeit im Norden vorgekommen und jetzt ausgestorben ist, war der Vogel Alca impennis. Dieser Vogel hat aber noch lange nach der Steinzeit im Norden gelebt, ein Knochen von diesem Vogel ist in Schweden in einem Grabe, das der älteren Eisenzeit angehört, gefunden worden. Die schwedischen Archäologen sind eigentlich der Auffassung, dass die Gegenstände, die der früheren Steinzeit im Norden zugetheilt werden und zugetheilt werden müssen, und die der späteren im nächsten Zusammenhange mit einander stehen; es ist eine und dieselbe Entwicklung, die sich durch beide Zeitalter fortsetzt, und es wäre deshalb viel richtiger, zu sagen: Anfang und Fortsetzung der Steinzeit, sobald es sich um nordische Gegenstände handelt. Der Streit war, wie gesagt, früher sehr lebhaft; wir in Schweden haben im allgemeinen eine abwartende Stellung eingenommen, denn es schien uns ganz überflüssig, etwas zu dem Streite beizutragen. Dann wurde es allmählich stiller, in den letzten Jahren ist die Frage aber noch einmal hervorgetreten; wir in Schweden haben uns auch da passiv verhalten in der Erwartung, dass es wohl bald ruhiger werden wird. Wir haben in dieser Zeit recht gute Beiträge zu der Entscheidung der Frage bekommen, so dass sich die Sache allmählich klären wird, wenn alles sich mehr beruhigt hat.

Was die Steinzeit betrifft, so sind es andere Fragen, die uns hauptsächlich beschäftigen. Die eine Frage gilt im allgemeinen dem ersten Auftreten menschlicher Kultur in Schweden, und zur Beantwortung dieser Frage haben wir von Seiten der schwedischen Geologen in letzter Zeit eine sehr dankenswerthe Hilfe bekommen. Uralt kann ja die Kultur in Schweden nicht sein, da Schweden lange Zeit von Eis bedeckt war.

Schweden war lange Zeit von den Gletschern bedeckt, die nach Süden bis nach Mitteldeutschland gegangen sind, bis in die Umgebung von Leipzig u. s. w. Dann haben sich freilich die Eismassen zurückgezogen bis auf eine Linie, die die Mitte von Schweden kreuzt; aber es kam dann eine neue Erweiterung des Eisgebietes in etwas verschiedener Richtung, aber der grösste Theil vom südlichen Schweden war zum zweitenmale mit Eis bedeckt und die Eismassen dehnten sich auch über das nördliche Deutschland aus. Ob Menschen in der Zeit in Schweden lebten, wissen wir noch nicht, aber seitdem das Eis sich zum letztenmale zurückgezogen hatte, ist das Land allmählich bevölkert worden. Grosse Veränderungen sind aber in dieser jüngsten Zeit auch vorgegangen; es ist die Ansicht der schwedischen Geologen, dass ein grosser Theil von Schweden in der Zeit, da Menschen schon in Schweden lebten, noch einmal vom Wasser bedeckt worden ist. Die Beweise, die angeführt werden, scheinen gut zu sein, aber es ist doch nothwendig, noch eine nähere Prüfung eintreten zu lassen; denn was man bis jetzt gefunden hat, sind eigentlich nur Splitter von Feuersteinen, die jedenfalls Spuren von Bearbeitung tragen, aber nicht mehr entwickelte Geräthe. Es gibt im Süden und Westen von Schoonen eine wallartige Erhebung, die sogenannten Jurawälle, die schon in alter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Ich habe einige Grabhügel, die auf jenen Rücken plazirt sind, aufgegraben, sie gehören der früheren Eisenzeit an, aber es scheint, dass man im Sandrücken selbst Feuersteingeräthe finden kann; jener Sandrücken geht quer über das Torfmoor, in welchem man Steingeräthe gefunden hat. Das scheint den Beweis zu geben, dass zu der Zeit, als jener Sandrücken sich bildete, Schweden schon bewohnt war. Schweden ist ja der Länge nach sehr ausgedehnt, die Natur ist in verschiedenen Gegenden recht verschieden, und deshalb ist die Frage so zu gestalten, wie sich die Steinzeit in den verschiedenen Gegenden entwickelt hat. Wie es eine Aufgabe für uns ist, diese geologischen Verhältnisse näher zu prüfen, im Zusammenhang mit den Geologen zu arbeiten, so ist es auch eine andere Verpflichtung, die geographische Ausbreitung der verschiedenen Typen und das für die Geräthe verwendete Material zu erforschen. Das ist eine Frage, die auch gegenwärtig am lebhaftesten in Schweden debattirt wird. Professor

von Wieser sprach gestern von der Verbreitung der Steinzeit in Tirol, er sprach von den Einzelfunden, von den Depotfunden und von den Gräberfunden. Einzelnfunde ergeben sich jetzt überall in Schweden, auch in den entlegensten Gegenden, Depotfunde auch im mittleren Schweden und bisweilen auch im nördlichen, sie sind dort aber seltener; auffallend erschien es aber, dass die Gräber, sobald wir Südschweden verlassen hatten, vollständig mangelten. Wenn man recht häufig einzelne Geräthe aus Stein findet, so müssen doch Leute in der Gegend gewesen sein, die die Geräthe benützt haben, und wenn sie dort gelebt haben, so müssen sie dort gestorben sein und irgendwo bestattet worden sein, aber die Gräber wurden nicht gefunden. Gerade in diesem Sommer habe ich einen Beitrag zu der Erklärung des Problems gefunden und zwar auf der Insel Oland, somit ziemlich weit im Süden von Schweden, wo Steingeräthe recht häufig vorkommen, aber von wo wir bis jetzt nur einige ganz unsichere Nachrichten über zwei Gräber aus der Steinzeit hatten. Man hatte ein Skelett gefunden und sogleich Meldung davon den Behörden gemacht; ich ging dorthin, um den Fund zu konstatiren und die Ausgrabung abzuschliessen; es waren zwei Skelette ausgegraben und es zeigte sich, dass sie in einem Grabe aus der Steinzeit mit Feuersteingeräthen und Feuersteinsplittern und Bruchstücken perlmutter-glänzender Muscheln lagen. Die Skelette lagen innerhalb einer Steinkiste, die Wände waren von gewöhnlichen silurischen Kalksteinplatten gebildet. Das Grab war nicht auf der Oberfläche der Erde zu sehen, durch kein Zeichen angekündigt; desshalb können wir hoffen, dass wir in der Gegend, wo wir bis jetzt sehr häufig Steingeräthe gefunden haben, aber keine Steingräber, allmählich durch einen glücklichen Zufall auch Gräber finden. Die Leute scheinen zu jener Zeit nicht so eitel gewesen zu sein, oder nicht so viel Pietät besessen zu haben, um die Gräber speziell merkbar zu machen.

Was die Bronzezeit betrifft, so ist die Wirksamkeit schliesslich hauptsächlich mehr darauf hinausgegangen, das Material zu vergrössern. Wie es allen Archäologen bekannt ist, beschäftigt sich mein Kollege Professor Montelius mit der Bronzezeit, er hat in den letzten Jahren Ausgrabungen gemacht und ich habe ihm das Gebiet der Bronzezeit überlassen, wohl wissend, dass die Forschung sich in sehr guten Händen befindet. Die Sammlungen sind reicher geworden; wir haben z. B. etwas bekommen, was früher in ganz Schweden mangelte, eine von den sehr begehrten Hausurnen, in Schoonen gefunden, freilich zerbrochen, wir haben aber doch die Bruchstücke, so viele, dass man die Hausurne vollständig herstellen konnte. Die Forschung über die Bronzezeit geht gegenwärtig ruhig weiter, wir warten nur ab, was die neuen Untersuchungen in jedem Jahre bringen.

Ein sehr reiches Gebiet für die Forschung haben wir, sobald wir uns zu den Funden und Denkmälern der Eisenzeit wenden. Die Eisenzeit nimmt in Schweden eine ganz andere Stellung ein als hier in Tirol oder im ganzen Oesterreich und im grössten Theile von Deutschland. Gegenstände der Hallstattzeit sind freilich in Schweden gefunden worden, aber die eigentliche Hallstattkultur hat nie in Schweden existirt. Gegenstände, die offenbar die Merkmale der La Tène-Kultur zeigen, sind auch in Schweden gefunden worden, aber eine eigentliche La Tène-Kultur ist nicht nach Schweden gekommen. Dagegen finden wir in Schweden eine Kultur von Eisen charakterisirt, die jedenfalls recht bedeutende Einflüsse von der La Tène-Kultur enthalten hat. Wenn man die Funde zusammenlegt, so haben sie ganz und gar nicht den Charakter der La Tène-Funde im mittleren Europa, aber der Einfluss ist vollkommen klar. Im allgemeinen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Grenzzeit zwischen der Bronzezeit und der früheren Eisenzeit recht klar darzustellen, die Punkte fehlen noch, aber einzelne Punkte kommen doch alljährlich zum Vorschein und wir werden doch zuletzt im Stande sein, auch von jener wichtigen Periode, in der man von der Bronzezeit in die Eisenzeit übergegangen ist, uns eine Vorstellung zu machen. Was wir aus jener Zeit des Ueberganges besitzen, ist nämlich noch nicht genug, um eine vollständige oder annähernd vollständige Uebersicht der Kulturverhältnisse zu finden. Schmucksachen kommen vor, einzelne Geräthe, aber wir können nicht klar sehen, wie die Leute da gelebt haben, welche Forderungen sie an das Leben gestellt haben u. s. w. Dann dauert die Eisenzeit in Schweden fort bis in eine Zeit, die hier im mittleren Europa schon lange historisch war. Wir müssen in Schweden die vorhistorische Eisenzeit bis gegen das Jahr 1000 hinführen, zu der Zeit ward Schweden zum Christenthum bekehrt; dann kam die mittelalterliche Kultur nach Schweden herüber. Die Funde aus den verschiedenen Abtheilungen der Eisenzeit sind in den letzten Jahren sehr reich geworden und unsere Kenntnisse dadurch vergrössert worden, und wir haben glücklicherweise Gelegenheit gehabt, auch systematische Untersuchungen zu machen, die in erfreulichster Weise noch grössere Schätze an's Tageslicht gebracht haben. Das ergiebigste Gebiet für die Kenntniss der Eisenzeit in Schweden ist die in der Mitte der Ostsee liegende Insel Gotland, wo die Grabhügel und Denkmäler der Vorzeit überaus reichlich vorhanden sind, wo wir Gräberfelder von Hunderten, ja sogar von Tausenden von Hügeln finden, die jetzt allmählich ausgegraben werden. Die grosse, reiche Sammlung im Museum in Stockholm wird gerade jetzt umgeordnet, um auch das einzureihen, was früher magazinirt werden musste; dabei waren wir überrascht, wie reiche Beiträge wir in der Sache besitzen, so dass wir die Entwicklung aus der Zeit des Einflusses der La Tène-Kultur, aus der Zeit, in der der römische Einfluss sehr erstarkt war, und dann durch die folgenden Perioden sehen können. Die Entwickelung in der Zeit der Völkerwanderungen im mittleren Europa ist sehr grossartig. Schweden stand zu der Zeit in lebhaften Verbindungen mit den verschiedensten Gegenden der Welt, man hat sogar in einem Grabe aus der Zeit eine Muschel gefunden, als Schmuck verwendet, die nicht näher als im Indischen Ozean lebt, römische Münzen und Artefakte sind in unseren Funden recht selten, und zur Zeit der Völkerwanderungen kamen die west- und oströmischen Goldmünzen in grosser Zahl nach dem Norden. Die Kultur war zu der Zeit nicht römisch, aber unter starkem römischen Einfluss und deshalb haben wir die beste Gelegenheit zu sehen, wie ein germanisches Volk den römischen Einfluss aufnimmt und von ihm berührt die eigene Kultur weiter entwickelt.

Mehrere Perioden sind hier zu unterscheiden; zwischen einigen kann man die Uebergänge leicht finden, zwischen anderen aber sind sie nicht so leicht zu finden; es sind hier offenbar Lücken, die zu füllen die kommende Zeit hoffentlich die Mittel bringen wird. Die systematischen Untersuchungen gehen im ganzen Lande vor sich und die Funde kommen zahlreich herein, so dass wir für jeden Fall ein sehr grosses Resultat verzeichnen können. Aber diese Alterthümer sind nicht

nur an sich von Wichtigkeit, wir wollen sie auch so viel als möglich in ihrer Verbindung mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes und mit der Ausdehnung der Bewohner studiren. Im nächsten Winter bereits wird hoffentlich die erste Abtheilung einer grösseren Publikation erscheinen, die gerade die Denkmäler in Verbindung mit dem Lande selbst und mit den Funden, die im Innern vorkommen, und mit der historischen Geographie behandelt. In die Details hier einzugehen verbietet die Zeit, ich will nur noch etwas hinzufügen, was ich vergessen hatte, dass wir in letzter Zeit in Schweden so glücklich gewesen sind, aus der Steinzeit nicht nur Einzel- und Gräberfunde zur Erklärung der Verhältnisse jener früheren Zeit zu bekommen, sondern wir haben auch Ueberreste von Ansiedlungen gefunden; eine Ansiedlung ist in Schoonen gefunden worden. Es liegt in der Mitte der Landschaft ein ziemlich grosser See, der Ringssee; als das Wasser dort gesunken war, fand man das Ufer von Depotfunden völlig bedeckt, man fand Ueberreste von der Arbeit, Arbeitsplätze, aber gerade da, wo ein Fluss aus dem See geht, hat man Ueberreste einer richtigen Ansiedlung gefunden, man hat Thonscherben, vollständige Geräthe, die Ueberreste der Arbeiten, auch Topfscherben in grösster Zahl gefunden, man hat die Knochen von den gespeisten Thieren, die gespaltenen Röhrenknochen gefunden, und es ist möglich, dass auf dem Platze ein Pfahlbau gestanden hat. Es existiren Thatsachen, die es wahrscheinlich machen, dass diese Kulturschichte sich selbstständig gebildet hat. Die nächste Kulturschichte wurde an einem Orte gefunden, wo man sie am wenigsten erwarten konnte, auf einer seitwärts von Gotland liegenden kleinen Felseninsel, Hoss Karlso (grosse Karlsinsel) benannt. Es kommen dort in Felsen eine Menge Höhlen vor, und zufälliger Weise hat man in einer Höhle menschliche Artefakte gefunden. Die Höhle ist jetzt vollständig untersucht worden; diese Ausgrabung hat Dr. Stolpe in Hannover schon berichtet. Jetzt sind die Verhältnisse dort völlig klar und es zeigt sich, dass dort eine grosse Ansiedlung während der Steinzeit existirte. Die Funde aus der Steinzeit nehmen nämlich Schichten von einer Dicke von mehreren Metern ein; eine Schichte von 1/3 m enthält Gegenstände aus der Bronzezeit, Eisenzeit und dem Mittelalter, somit ist es entschieden eine Ansiedlung aus der Steinzeit. Es ist aber eine neolithische Ansiedlung, man findet nämlich Knochen von Hausthieren auch in den niedrigsten Lagen, obwohl sie dort seltener sind. Die Geräthe, die wir dort gefunden haben, sind von der grössten Wichtigkeit. Es sind im allgemeinen solche Geräthe, die man nicht der Mühe werth fand, in die Gräber hineinzulegen, sie haben somit unsere Kenntniss von der Steinzeit in befriedigendster Weise bereichert. Dann hat man eine dritte Ansiedlung auf der Insel Gotland selbst gefunden in ebener Erde. Beim Pflügen eines Ackerfeldes hatten sich allerlei Gegenstände gefunden, die der Bauer zur Seite geworfen hatte. Auf die Meldung hin ist jetzt der ganze Platz durchsucht worden.

Nun komme ich auf die Ergebnisse des Herrn Dr. Reber. Ich wollte an der Diskussion nicht theilnehmen, weil ich das Wort später erhalten sollte. Es scheint mir, dass wir bei den Felsenzeichnungen zwei Gruppen zu unterscheiden haben, eine mehr allgemeine, einfache, die fast überall vorkommt; es sind dies näpfchen- oder schalenförmige Einsenkungen mit Rinnen, die dazwischen vorkommen, und auch mit den Ringen, die in Schweden selten sind; die schalenförmigen Einsenkungen sind dagegen recht häufig, ebenso die Rinnen. Wir finden dieselben Formen auch in England, Schottland, Irland und anderswo. In Schweden besitzen wir aber eine ganz andere Gruppe von Figuren, die in die Felsen eingesenkt sind, die wir gewöhnlich Felsenzeichnungen nennen; sie gehören einer mehr entwickelten Kultur an und sind im allgemeinen charakteristisch für die nordischen Länder, besonders für Schweden und Südnorwegen, einzelne Fälle kommen auch in Dänemark vor. Diese spezifisch nordischen Formen müssen wir aussondern, denn sie gehören ganz und gar nicht zu den Skulpturen, die in den schweizerischen Felsen vorkommen. Die Andeutung von Menschen, die man in der Schweiz gefunden hat, hat nichts gemein mit den menschlichen Figuren, die wir in Schweden recht häufig finden. Wir finden die schalenförmigen Einsenkungen nicht selten zwischen den Felsenzeichnungen von spezifisch nordischem Charakter, aber wir finden auch diese schalenförmigen Einsenkungen, wo keine von diesen nordischen Felsenzeichnungen existiren, und es scheint jetzt festgestellt zu sein, dass man schon gegen Ende des Steinalters jene schalenförmigen Einsenkungen im Norden ausgeführt hat; sie kommen recht häufig auf den Deckelsteinen der megalithischen Denkmäler vor, gerade wie in Norddeutschland, aber bis jetzt ist nie in Schweden der Fall vorgekommen, dass sie in der jetzigen Zeit ausgeführt wären. Ich habe solche schalenförmige Einsenkungen auf Deckelsteinen gefunden, wo sie vollständig überwachsen waren und wo niemand von der Umgebung eine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Es ist übrigens leicht zu erklären, dass man sie an einigen Orten in der jüngsten Zeit ausgeführt hat; denn das Einsenken solcher Schalen ist ungemein leicht, man braucht ja nur auf der Oberfläche des Steines andere Steine zu zerquetschen, und dann bildet sich allmählich eine solche Schale. An den Wegen, wo die Steine für die Chaussee zerklopft werden, findet man immer diese schalenförmigen Einsenkungen, die unabsichtlich entstanden sind und jedenfalls für die Dorfjugend den Weg weisen können, um selbst absichtlich solche Einsenkungen zu machen. Wir haben sie aber nicht nur auf der Aussenseite der Deckelsteine, sondern, wie der geehrte Herr Vorsitzende erwähnte, auch auf der unteren Seite, ja wir haben sie auch auf den Seitensteinen gefunden, wo sie jedenfalls nicht in neuerer Zeit gefertigt sind. Dass man nicht in der jüngsten Zeit, aber in Zeiten, die nach dem Steinalter gekommen sind, solche Schalen ausgeführt hat, scheint mir sehr wahrscheinlich zu sein. Eine alte isländische Sage macht es wahrscheinlich, dass auf Island ein Schalenstein vorgekommen ist, der jedenfalls nicht aus der uralten Zeit stammen konnte, und die Benützung der Schalen zum Opfer ist noch in Schweden sehr häufig. Es passirte einem Bekannten von mir, dass er einen solchen Schalenstein auf seinem Gute gefunden hat und ihn in den Park legen liess; acht Tage nachher waren sämmtliche Schalen mit Opfern gefüllt, mit Stecknadeln, Kupfermünzen u. s. w. Man hat diese Opfer weggenommen und nach acht Tagen waren die Schalen wieder voll. Jetzt sagte er seinen Untergebenen, dass es ihnen nicht erlaubt sei zu opfern, sie fanden es sehr hässlich von ihm, dass er nur seinetwegen einen Opferstein in den Park gelegt hatte und es seinen armen Untergebenen nicht gestatten wollte, auch zu opfern. Der Stein liegt noch da.

Allgemeiner Verlauf der Versammlung.

Die II. gemeinsame Versammlung in Innsbruck mit dem Ausflug nach Meran reiht sich in Beziehung auf ihre wissenschaftlichen Ergebnisse, auf die gebotenen, hier zum Theil ganz eigenartigen, namentlich volkskundlichen Studiengelegenheiten, auf den Glanz ihrer festlichen Veranstaltungen und die Betheiligung aller Kreise vollwerthig der I. gemeinsamen Versammlung in Wien an. Die kleinere Stadt, die Enge der dadurch sich von selbst ergebenden persönlichen Beziehungen, die sprichwörtliche Herzlichkeit und Gastfreiheit der Tiroler, die Lieblichkeit und Grazie ihrer Frauen und Töchter, der unwiderstehliche Zauber der Landschaft, der trotz des sonst regnerischen Sommers stets warme und wolkenlose Himmel, Alles stimmte zu dem Jubelfeste der 25jährigen Stiftung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welches wir mit den österreichischen Kollegen gemeinsam begehen wollten.

Unsere Festversammlung ist wunderbar gelungen: und hier ist der Ort, um allen Denen, welche sich so erfolgreich darum verdient gemacht haben, den wärmsten Dank auszusprechen. Es ist nicht möglich, hier die Namen einzeln zu nennen, aber Jeder, zuerst die Stadtverwaltungen von Innsbruck und Meran, Se. Exc. der Herr Statthalter, sowie die Vertreter der Presse, und Allen voran unser vortrefflicher Lokalgeschäftsführer Herr Prof. Dr. Fr. v. Wieser, welcher unter Nichtachtung seiner Zeit und Gesundheit Alles aufgeboten hat, um den Verlauf so vortrefflich zu gestalten — Allen, welche mitgeholfen zu dem schönen Gesammterfolge, sei hier nochmals der Dank dargebracht, der unvergesslich in dem Herzen aller Theilnehmer eingeschrieben steht.

Wir brauchen hier nicht mehr zu sagen, da im Folgenden die Dankreden selbst die Gefühle aussprechen sollen, welche uns Alle beseelten.

Donnerstag, den 23. August.

Die „II. gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft, zugleich XXV. allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft" begann den 23. August 1894 mit einem Begrüssungsabend, der eine grosse Anzahl auswärtiger Kongress-Theilnehmer, sowie Herren und Damen aus Innsbruck im grossen Stadtsaal vereinte. Von dem Gebäude wehten die deutsche und die österreichische Fahne und den Saal schmückten die von grünen Gewächsen umgebenen Büsten der Kaiser der beiden Reiche. Der Begrüssungsabend trug ganz den Charakter eines gemüthlichen Beisammenseins.

Herr Prof. Dr. **Fr. v. Wieser** begrüsste in folgender Rede die auswärtigen Gäste:

Meine Damen und Herren! Als Lokalgeschäftsführer der gemeinsamen Anthropologen-Versammlung habe ich die Ehre, die Versammlung auf's Herzlichste willkommen zu heissen. Ich begrüsse in erster Linie die Herren der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche uns die grosse Freude gemacht haben, hier ihre Jubelfeier zu begehen, an jener Stelle, von welcher die Anregung zur Gründung der Gesellschaft ausgegangen ist. Ich begrüsse die werthen Gäste, die aus dem Auslande auf weiter Reise zu uns gekommen sind, ich begrüsse endlich — last not least — alle Freunde und Fachgenossen aus den verschiedenen Gauen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie sind herbeigeeilt, um uns zu helfen, die Jubelfeier der Deutschen anthropologischen Gesellschaft festlich zu begehen. Sie sind gekommen, um mit Fachgenossen in persönlichen Kontakt zu treten, alte Bekanntschaften zu erneuern und in unmittelbarem Gedankenaustausch wissenschaftliche Anregungen zu geben und zu empfangen. Wir können Ihnen allerdings, was das äussere Arrangement anbelangt, nur sehr wenig bieten. Sowohl in Bezug auf rauschende Festlichkeiten, als auf wissenschaftliche Sammlungen kann Innsbruck selbstverständlich die Konkurrenz nicht aushalten mit den grossen Centren, in denen die Deutsche Gesellschaft ihre Versammlungen bisher abgehalten hat, namentlich nicht konkurriren mit der österreichischen Metropole, wo vor 5 Jahren der erste gemeinsame Kongress stattfand. Eines aber werden Sie nirgends in höherem Grade gefunden haben, als hier in Innsbruck, das ist die Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Freudigkeit des Empfanges. (Bravo!) Die Stadt Innsbruck weiss die Ehre wohl zu schätzen, dass die deutschen Anthropologen ihr Jubiläum in ihren Mauern feiern wollen und ich kann versichern, als die Nachricht sich verbreitete, dass dieses Fest hier stattfinden werde, ging eine freudige Aufregung durch alle Schichten der Bevölkerung. Dass die Bevölkerung Ihnen lebhafte Sympathie entgegenbringt, mag der zahlreiche Besuch bei diesem unserem ersten Beisammensein beweisen. So sage ich noch einmal, Willkommen, meine Damen und Herren, und dreimal Willkommen! Lassen Sie sich's behagen und gefallen auf Tiroler Boden. Es ist eine warme Freundeshand, die sich Ihnen zum Willkommgrusse entgegenstreckt. Ich erhebe mein Glas und leere dasselbe auf das Gelingen des Kongresses und auf das Wohl unserer liebwerthen Gäste.

Herr Geheimrath Prof. Dr. **Waldeyer**-Berlin, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, antwortete darauf:

Meine Damen und Herren! Da die beiden Herren Vorsitzenden nicht mehr anwesend sein konnten, so fällt mir die Ehre zu, auf die herzlichen Worte, die zur Begrüssung hier gesprochen wurden, Einiges zu erwidern. Ich glaube wohl ein gewisses Recht auf meiner Seite zu haben, wenn ich hier spreche: ich war vor 25 Jahren, 1869, in Innsbruck anwesend bei der Begründung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die sich heute mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft vereinigt hat, das Fest des 25jährigen Bestehens der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern. Damals schon brachte ich von Innsbruck die angenehmsten Erinnerungen mit nach Hause und ich kann es aus eigener vielfacher Erfahrung bezeugen, wie richtig Herr Dr. von Wieser in seiner Begrüssungsrede sagte, dass wir herzlich in Innsbruck empfangen werden. Den Eindruck habe ich schon vor 25 Jahren mitgenommen und nicht vergessen, und als ich jetzt auf einer beinahe dreiwöchentlichen Reise durch die Tiroler Berge bald dahin, bald dorthin gekommen bin, fand ich, dass das Tiroler Volk seine alte treue Herzlichkeit bewahrt hat, die wir von jeher, seit Jahrhunderten an ihm schätzen. Dies ist uns heute Abend wieder zum Bewusstsein gebracht worden, nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten durch das zahlreiche Erscheinen der Innsbrucker Herren und Damen am heutigen Abend; wir sehen daraus, dass Innsbruck sich

freut, uns in seinen Mauern zu beherbergen. Seit langem sahen wir am Begrüssungsabend keine so zahlreiche Vorversammlung, wie heute in diesen Prachträumen; wir danken der Stadt Innsbruck, dass sie uns diese Räume zur Verfügung gestellt hat, wir sind damit gewissermassen unter ihrem Schutze; deshalb versprechen wir, nach unseren besten Kräften helfen zu wollen, dass der Kongress sich recht ersprieslich und gedeihlich gestaltet. Mein Hoch gilt der Stadt Innsbruck, die uns hier begrüsst, und dem Lande Tirol.

Zum angenehmen Verlauf des Abends trugen nicht wenig die mit Beifall aufgenommenen Vorträge der Innsbrucker Musikkapelle und der Turner-Sängerriege bei.

Freitag, den 24. August.

Es war ein harter Arbeitstag, ausgefüllt von zwei Sitzungen, welche von 9 Uhr Morgens bis Abends 5 Uhr währten mit kaum einstündiger Mittagspause. Von 5—7 Uhr besichtigten in grosser Zahl die Kongresstheilnehmer die im Museum ausgestellte Lipperheide'sche Bronzen-Sammlung. Prof. Dr. Fr. v. Wieser machte hiebei den Führer und Lehrer. Die Sammlung, die ihren Glanzpunkt in den Helmen besitzt, wurde von den Besuchern mit hohem Interesse durchwandert. Im Saal war auch der Katalog der Kollektion in Musterblättern aufgelegt, zugleich auch eine von Lipperheide angelegte Sammlung von Photographien der in verschiedenen Museen Europas befindlichen antiken Bronze-Helme. Die verdiente Abendruhe genossen die Festtheilnehmer im Garten und Festsaale des Stadtsaalgebäudes im frohen, geselligen Verkehr mit den Innsbrucker Freunden unter den Klängen erfreuender Musik.

Sonnabend, den 25. August.

Doppel-Sitzung von 9—12½ und von 2—5 Uhr. Abends 6 Uhr Festessen im grossen Stadtsaale. Man zählte 153 Gedecke. Speisen und Getränke waren vortrefflich. Nach dem dritten Gange erhob sich der Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herr Geheimrath Professor Dr. R. Virchow, zum folgenden Toast auf Se. Majestät den Kaiser Franz Josef I.:

Hochgeehrte Festgenossen! Durch eine besondere Gunst des Schicksals ist es mir als dem einzigen im Augenblicke wenigstens hier anwesenden Mitglied der alten Kommission von 1869 beschieden, die ersten Worte zu Ihnen zu sprechen, die von dieser Stätte aus ertönen sollen. Was ist natürlicher, als dass wir zunächst des mächtigen Herrschers gedenken, in dessen Lande wir hier versammelt sind. Während der 25 Jahre, welche verflossen sind, hat die Weltgeschichte grosse Ereignisse sich zutragen sehen, welche die Geschicke der Völker und Staaten vielfach verändert haben. In dieser Zeit ist es auch den einzelnen Personen, so hoch gestellt sie sein mochten, nicht vergönnt gewesen, in voller Ungestörtheit wie die olympischen Götter ihre Tage zu verleben. Wir haben während all' dieser langen Zeit, wie ich glaube, für alle sagen zu dürfen, mit wahrer Bewunderung und steigender Sympathie die Haltung verfolgt, welche Seine Majestät der Kaiser und König dieses Landes bewahrt haben. Er hat fortwährend an sich selbst gearbeitet und ist immer mehr ein guter Herrscher geworden, der seinem Volke auch dem Herzen nach näher getreten ist. Ich glaube nicht, aus den Grenzen der Betrachtung zu fallen, die auch ein Fremder hier anstellen darf, wenn ich sage, dass wir stolz darauf sind, dass die jetzige Zeit einen solchen gerechten und guten Herrscher sieht. Wir verdanken ihm, dass die langen Jahre des Friedens, der durch seine Mitwirkung erhalten worden ist, auch den Interessen förderlich gewesen sind, die wir vertreten. Wenige Staaten sind, wie Oesterreich, dazu angethan, um zu ethnographischen und anthropologischen Studien anzuregen; der Herrscher dieses Reiches, der so viele Sprachen sprechen muss, hat sich auch mit den Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten vieler Stämme zu befreunden. Aber nicht bloss das — unter seiner Regierung ist eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten ausgeführt worden, die in immer zunehmender Zahl auch uns draussen die Möglichkeit eröffnet haben, vom Studiertische aus an der Erforschung dieser Völkerschaften theilzunehmen, und da nur wenige von uns in die Lage kommen, alle diese verschiedenen Völker im einzelnen kennen zu lernen, so wird jedes neue Werk dieser Art, welches in Angriff genommen wird, von uns mit ganz besonderer Freude und Theilnahme begrüsst. Ich selbst mit anderen Herren, die an diesem Tische sich befinden, war in den letzten Tagen Zeuge, was die österreichische Regierung vermag inmitten einer Bevölkerung, die eben erst aus der Vorgeschichte heraustritt, die aus den wüstesten Zuständen der Fremdherrschaft und der vollständigsten Unselbständigkeit zu eigener Bewegung herangebildet werden soll. Wir haben noch heute den Vertreter der bosnischen Landesregierung unter uns, der fürsorglicher Weise uns während jener Tage geleitet hat, und ich möchte ihm im Namen sämmtlicher anwesender Theilnehmer noch einmal danken für das grosse Vertrauen, welches uns die Landesregierung geschenkt hat, und für einen Akt, der so ehrenvoll ist für die gesammte deutsche und österreichische Anthropologie und Ethnographie. Denn so lange die Welt steht, ist es noch nicht vorgekommen, dass eine Kommission von anthropologischen Sachverständigen von einer Regierung berufen worden ist, um in förmlicher Weise Rath zu geben, wie man den verschlungenen Pfaden der Vorgeschichte in ihrem Lande nachgehen kann. Und doch ist dies im Grunde nichts anderes, als die Vollendung der Arbeit, der sich die k. u. k. Regierung schon seit langer Zeit in allen Ländern der Krone unterzieht, und deren Produkt wir vor uns sehen in jener grossen Anstalt, die der Kaiser unmittelbar vor seiner Hofburg hat errichten lassen und die den glänzendsten Palast darstellt, der unserer Wissenschaft dargeboten ist. Ich habe die Ehre, unmittelbar neben dem Herrn Hofintendanten mich zu befinden: ich darf ihn zugleich beglückwünschen, dass es ihm beschieden gewesen ist, an dieser hervorragenden Schöpfung von Anfang an wirksamen Antheil nehmen zu können. Viele von uns waren persönlich betheiligt an der Eröffnung des Hofmuseums bei Gelegenheit eines früheren Anthropologen-Kongresses in Wien. Der Eindruck der Pracht und Herrlichkeit, die uns damals entgegentrat, ist für jeden verstärkt worden, der nachher noch einmal in diese Räume eingetreten ist, wie es mir wiederholt vergönnt war. Das ist die heutige Lage. Was ich gesagt habe, sollte in Kürze den Gegensatz zeigen, der während dieser 25 Jahre sich gestaltet hat. Damals war keine Stelle vorhanden, ausser dem Antikenkabinet, das die Hallstätter Funde barg. Jetzt ist alles wohlgeordnet, nicht blos in Wien, nicht blos in Innsbruck; wir, die wir in Bosnien gewesen sind, waren erstaunt, wie auch dort plötzlich eine grosse Masse der seltensten und sonderbarsten Dinge zu Tage gekommen und sorgsam gesammelt ist. Wir wünschen dem Lande Glück, das unter einem solchen Monarchen so treffliche Männer

gefunden hat. Möge es Seiner Majestät beschieden sein, von solchen Männern in seiner ferneren Regierung immer berathen zu sein. Rufen Sie mit mir: Hoch lebe Seine Majestät, der Kaiser und König Franz Josef I.

Hierauf folgte der Toast des Freiherrn **v. Andrian-Werburg** auf Seine Majestät Kaiser Wilhelm II:

Hochverehrte Versammlung! Die beredten Worte unseres Herrn Vorsitzenden haben einen tiefen Wiederhall in unseren Herzen gefunden. In Deutschland und Oesterreich gibt es gottlob keine Kontroversen über die monarchische Frage, wir fühlen uns alle eins mit unsern Herrscherhäusern. Wir wissen, dass sie Leid und Freud mit uns theilen, dass wir ihnen die ungestörte soziale Entwicklung verdanken, deren oberster Ausdruck alle Geistesthätigkeiten bilden. Wir verehren in Seiner Majestät dem Kaiser von Deutschland einen erleuchteten Herrscher, der mit warmem Herzen und tiefem Verständniss allen Bedürfnissen einer mächtig aufstrebenden Nation entgegenkommt, der in begeisterter, jugendlicher Schaffensfreude unablässig bestrebt ist, die Machtstellung des deutschen Reiches nach aussen zu sichern und den inneren Gegensätzen durch kluges Entgegenkommen die Spitze abzubrechen. Möge die so oft bewährte kräftige Initiative dieses mächtigen Herrschers wie bisher auch in Zukunft unserer Wissenschaft zu Gute kommen. In diesem Sinne erhebe ich mein Glas und bitte Sie, auf das Wohl Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II zu trinken. Seine Majestät lebe hoch! hoch! hoch!

Die Innsbrucker Musikkapelle, welche die Tafelmusik besorgte, intonirte beim ersten Toast die österreichische, bei dem zweiten die preussische Volkshymne.

Hierauf erhob sich Geh.-Rath Prof. Dr. **Waldeyer-Berlin**:

Meine hochverehrten Anwesenden! Wenn man aus Norddeutschland nach dem Süden reist und durch das liebe österreichische Land hindurchfahren will, so berührt man auf dieser Strecke ungefähr in der Mitte des Wegs zwischen Berlin und Rom eine Stadt, die nicht nur, wie ihr Name sagt, eine Brücke über einen Fluss besitzt, sondern selbst eine Brücke ist zwischen Nord und Süd. Der Norddeutsche, der zum erstenmal in dieses gesegnete Thal einfährt, bekommt einen Vorgeschmack des Südens. Nun, es ist uns auch in diesen beiden letzten Tagen zu Gemüthe geführt worden, dass die Sonne hier schon südlich scheint und ich will nur wünschen, dass sie so bleiben möge, wir bedürfen ihrer heuer! Auch ist dem Norddeutschen noch ein anderes Bild hier geschenkt, was jedem unvergesslich bleibt, der irgendwelchen Sinn dafür hat, wie es mir vor 25 Jahren erging, als ich zum erstenmal in dieses Thal einzog und hier zum erstenmal in meinem Leben die Alpen sah. Allerdings muss man, wenn man etwas sehen will, Herz und Augen aufthun. Verzeihen Sie, meine Herren und Damen, wenn mich die 25jährige Jubiläumsfeier meines ersten Aufenthalts in Innsbruck verführt, Ihnen ein kleines Verslein vorzutragen:

Dort droben auf'm Bergli,
Da steht die Frau Hütt —
Und wenn Du nit n'aufschau'st,
Nachher sieh'st Du sie nit.

Das gilt aber überall und für ganz Tirol; aufschauen und umschauen muss man! Wenn wir Umschau halten, so wird uns schon in Innsbruck das, was die Alpenwelt Schönes und Eigenartiges hat, mit einemmale geboten; mir war der Eindruck ein unvergesslicher und überwältigender, und so wird es Jedem sein, der hier seinen ersten Einzug in die Hochgebirge hält; auf Jahrtausende hin wünsche ich noch vielen jungen Herzen, die hier einziehen, dieses gleiche Gefühl! — Die Stadt Innsbruck ist eine Brücke zwischen Nord und Süd, sagte ich: Wer von Süden kommt und die Tiroler Alpen übersteigt — jetzt mit der Bahn, früher, und Mancher noch heute, auch zu Fuss, mit dem Ränzel auf dem Rücken — findet in Innsbruck die erste Stadt auf seinem Wege, die ganz und gar deutsch ist, die vollkommen den Eindruck eines deutschen Ortes macht. So ist uns hier eine Völkerbrücke gegeben zum friedlichen und regen Verkehr zwischen Süd und Nord, der uns immerdar erhalten bleiben möge! Und so liegt denn Innsbruck in der Mitte und ist einer von den Knotenpunkten, wo sich die Völker aus allen Gegenden treffen. Das prägt sich auch in der Stadt aus. Die Stadt ist alt, ihre ersten Anfänge sind kaum mehr nachzuweisen. Schon die Römer fanden den Ort geeignet zur Ansiedelung, das alte „Wilten" zeugt ja noch davon. Dann haben wir wohl alle aus unseren Unterrichtsjahren noch die Erinnerung an Kaiser Max I., einen der volksthümlichsten Herrscher, die Deutschland je gehabt hat, der auch an Innsbruck sein Herz verloren hatte. Ferner wird uns allen warm, wenn wir des Patriotismus der Tiroler gedenken, die hier bei Innsbruck 1809 so mannhaften Widerstand geleistet und ihr Herzblut vergossen haben, sicherlich nicht umsonst, wenn sie auch damals, nach manchen Siegen, schliesslich unterliegen mussten. Denn das gute Beispiel, was sie gegeben haben, wirkt hier fort, das lässt sich aus den Herzen der Tiroler und aller Deutschen nicht mehr herausreissen! Das alles knüpft sich an die Stadt Innsbruck. — So sind wir in diese Stadt zur ersten Jubelfeier unserer Gesellschaft wiederum eingezogen; wie gerne sind wir der freundlichen Einladung hieher gefolgt! Lassen Sie mich mit den Worten Rudolf Baumbach's schliessen:

Gott grüss Dich, Innsbruck, Du alte, treue Stadt,
Dich schimmernde Perle auf einem Lorbeerblatt,
Wie wird in Deinen Mauern dem Herzen leicht und wohl,
Hoch Du altes Innsbruck im schönen Land Tirol!

(Lebhaftes Bravo.)

Erheben Sie das Glas und wiederholen Sie den letzten Vers!

Herr Bürgermeister Dr. **Friedrich Mörz**:

Geehrte Damen und Herren! Der Herr Vorredner hat meiner Vaterstadt in so überaus freundlicher Weise gedacht; gestatten Sie, dass ich ihm herzlichen Dank dafür ausspreche. Seine Worte haben mich gerührt, sie sind unverdient, denn ein Verdienst ist es für uns nicht, dass die Berge um uns so schön sind. Nur einen guten Willen kann ich konstatiren, nicht ein Verdienst, nämlich den guten Willen, der uns beherrscht, unsere Festgäste zu ehren, so weit es unsere Kräfte erlauben. Von Nord und Süd, von Ost und West sind Sie hergekommen, um das Wiegenfest der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu feiern und mitzufeiern; damit haben Sie aber auch uns Innsbruckern eine grosse Freude bereitet und eine hohe Ehre erwiesen. Als Innsbrucker möchte ich mir erlauben, zu betonen, dass der gegenwärtige Kongress ein Wiegenfest und nicht ein Vermählungsfest ist, und dass daher nicht der übliche Zeitraum zwischen der silbernen und goldenen Hochzeit verfliessen soll, bis Sie wieder einen Kongress hier halten. Nehmen Sie

es nicht als Unbescheidenheit auf, allein ich glaube, Innsbruck, die Geburtsstätte der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, hat gewissermassen ein Anrecht, dass Sie früher als nach 25 Jahren hier wieder einen Kongress feiern. (Bravo!) Ich glaube daher, keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie einlade, Innsbruck bei der Wahl Ihrer Kongressorte in freundlicher Erinnerung zu behalten und recht bald wieder einen Kongress der Deutschen oder Wiener anthropologischen Gesellschaft, am besten aber beider zugleich in Innsbruck zu veranstalten. (Bravo!) Mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und mit dem Wunsche, dass die beiden Gesellschaften wachsen, blühen und gedeihen, erhebe ich mein Glas und rufe Ihnen zu: Die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft, sie leben hoch! hoch! hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr k. k. Hofrath und Intendant Dr. **Franz von Hauer**-Wien:

Verehrte Damen und Herren! Ich werde nur ganz wenige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn dass das, was ich sagen werde, Ihren Beifall finden wird, darüber habe ich keinen Zweifel. (Bravo!) Dieses Bravo ist etwas verfrüht, aber ich hoffe, es wird später in verstärktem Masse wiederkehren. Ich wende mich an unseren verehrten Vorsitzenden und möchte vor allem ihm den wärmsten Dank darbringen für die begeisterten Worte, mit welchen er unsern allgeliebten Kaiser und Herrn und die wissenschaftliche Richtung seiner Regierung hier gefeiert hat. Im Namen aller meiner Landesgenossen, der Oesterreicher, darf ich es aussprechen, dass die Gefühle, welche seine Worte hervorzurufen geeignet waren, uns nicht neu und fremd sind, allein doppelt freudig haben uns diese Worte berührt als eine Anerkennung, die von auswärts kommt, von einem Manne, der so vollkommen kompetent ist, ein Urtheil zu fällen, der mit so seltener Beredsamkeit diese Worte vorgetragen hat. Meine verehrten Herren! Der Vorsitzende mir gegenüber hat in einem langen Leben bis in das Greisenalter — ich kann es nicht anders nennen — (Geh. Rath Dr. Virchow: Leider!) sich eine Jugendfrische und Thatkraft bewahrt, um welche ihn wohl jeder junge Mann beneiden kann, er hat in dieser Jugendfrische nach den verschiedensten Richtungen der Wissenschaft Leistungen ins Leben gerufen, welche seinen Namen für alle Zeiten unvergänglich machen. Ich darf hier in diesem Kreise kaum daran erinnern, was er für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaften in der Pathologie, — er ist der Gründer der sogenannten Cellulartheorie —, und was er in der Hygiene, auf anderen Gebieten der theoretischen und praktischen Medizin geleistet hat. Ich kann hier ebensowenig hervorheben, welche Rolle er in seinem eigenen Vaterlande und in politischen Körperschaften spielt und wie er sie spielt; er hat unbekümmert um Gunst oder Ungunst stets die Fahne des Fortschrittes hochgehalten und war immer der Wortführer, und zwar der beredte Wortführer derjenigen, die diesem gehuldigt haben. Was speziell die Richtungen betrifft, die hier in diesem Kreise vertreten sind, so würde es wohl ganz überflüssig sein, darauf näher einzugehen, welche Leistungen und Erfolge ihm jene Wissenschaften verdanken, die auf dem Kongresse hier vertreten sind. Sie alle, seine Fachgenossen und Freunde aus Deutschland und Oesterreich, haben immer mit grösster Theilnahme die Erfolge begrüsst, die erzielt wurden; die sichere Begründung, die festere Sicherstellung der Disziplinen, die früher als strenge Wissenschaften kaum bezeichnet werden durften, sie sind sein Werk. Er ist allen seinen Genossen und Freunden stets ein Vorbild gewesen für Leistungsfähigkeit und Leistungsfreudigkeit; gegenwärtig erst sehen wir ihn in rascher Fahrt von einem Orte an der südlichsten Grenze des Reiches, von Serajewo, hieher eilen, um auch an unserm Kongresse mit gleicher Frische und Lebendigkeit theilzunehmen; der ganzen jüngeren Generation wird er ein leuchtendes Vorbild der Thatkraft und der Erfolge in Forschungen und Leistungen bleiben. Ich glaube, wir dürfen unserer Begeisterung für einen solchen Mann Ausdruck geben, indem wir rufen: Unser verehrter Präsident, Herr Geheimrath Dr. Virchow, lebe hoch! (Begeisterter Zuruf.)

Herr Geh.-Rath Prof. Dr. **Fritsch**-Berlin:

Hochverehrte Damen und Herren! Der verehrte Kollege Geh.-Rath Waldeyer hat in innigen Worten das Wohl der Stadt Innsbruck ausgebracht. Die Stadt Innsbruck ist eine Perle in der Krone der grossen Monarchie, ein Edelstein aber die Stadt Wien. Wien hat uns in gleicher Eigenschaft wie Innsbruck schon empfangen, Wien hat damals gezeigt, was es leisten kann und was es mit Freude und innigen Herzens der Gesellschaft entgegenbringt. Auch jetzt breitet die Stadt wieder ihre gastfreundlichen Arme aus, und sehr viele, die heute hier versammelt sind, werden wohl im Laufe des Monats September sich in der schönen Stadt Wien wieder zusammenfinden, sie werden dort ein freundliches Entgegenkommen, eine herzliche Aufnahme, schöne Vorbereitungen finden. Wenn wir nach dem Manne fragen, der in diesen Angelegenheiten thätig ist und früher sich schon grosse Verdienste erworben hat und weiter jedenfalls erwerben wird, so darf ich nur hinweisen auf Herrn Freiherrn von Andrian, den Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft. Indem ich ihm den besten Dank hiefür ausspreche und auch dafür, dass er beigetragen hat, uns hier so zahlreich zu versammeln, bitte ich, die Gläser auf das Wohl des Herrn Freiherrn von Andrian zu leeren. (Lebhaftes Bravo.)

Herr Generalsekretär Prof. Dr. **Johannes Ranke**-München:

Meine Damen und Herren! Wir haben eben in beredten Worten die beiden hohen Spitzen der Gesellschaften, die hier vereinigt sind, feiern hören; aber es sind nicht blos die Spitzen, die gefeiert werden müssen, es müssen auch die gefeiert werden, welche ihnen durch ihre stille Arbeit die Erfolge möglich gemacht haben, die erreicht wurden. Es sind eine grosse Anzahl von Männern thätig gewesen, um dieses schöne Fest, welches wir hier feiern, vorzubereiten und uns das Leben und den Aufenthalt hier in Innsbruck so angenehm zu gestalten; ich möchte auf alle die, welche sich dieser grossen Mühe unterzogen haben, welche auch sich noch fortgesetzt alle Mühe geben werden, einen Toast ausbringen und sie ganz speziell leben lassen. Ich will weiter keine Namen nennen, für uns konzentrirt sich ja das Alles in einem Namen, in einem Manne. Es ist das mein verehrter Kollege Dr. von Wieser, der von Anfang an den Gedanken mit Freundlichkeit aufgenommen hat, das Wiegenfest unserer Gesellschaft hier in Innsbruck zu feiern und vorzubereiten. Niemand, ausser vielleicht bis zu einem gewissen Grade der Generalsekretär, der die ganze Entstehungsgeschichte weiss und kennt, kann die grossen Mühen, die vielen schlaflosen Nächte, darf ich wohl sagen, und die unausbleiblichen Alterationen beurtheilen,

welche mit dem Geschäfte des Lokalgeschäftsführers verbunden sind. Aber wir sind gegenwärtig schon so weit, dass wir sagen können, unser verehrter Freund Dr. von Wieser sieht auf eine wohlgelungene Leistung zurück; wir haben heute schon den zweiten Tag unseres Festes und jeder weiss, was uns diese beiden Tage geboten haben, jeder weiss, wie herzlich, innig und warm der Geist ist, in dem wir hier leben und arbeiten. Ich bitte Sie, mit mir einzustimmen in ein Hoch auf unsern verehrten Geschäftsführer: Herr Professor Dr. von Wieser lebe hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Herr Geschäftsführer für Innsbruck Prof. Dr. **von Wieser**-Innsbruck:

Meine Damen und Herren! Herr Prof. Dr. Ranke hat eben in ausserordentlich liebenswürdigen Worten meiner gedacht und mir für das Arrangement den Dank der Versammlung ausgesprochen. Ich kann diesen Dank nur bedingungsweise annehmen, denn eine grosse Zahl Herren haben mich bei den Vorbereitungen zu dem Kongresse thatkräftig unterstützt, ohne deren Zusammenwirken es nicht möglich gewesen wäre, dieses Fest zu inszeniren. Ausserdem bin ich mir wohl bewusst, dass viele Mängel unterlaufen sind, so dass die Herrschaften recht nachsichtig sein müssen, wenn sie von Dank sprechen. Ich gestehe, dass die freundlichen Worte des Herrn Generalsekretärs mich sehr wohlthuend berührten und mir grosse Freude bereitet haben. Es ist richtig, dass die Thätigkeit eines Geschäftsführers eines solchen Festes nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, dass der Geschäftsführer manchmal nicht gerade auf Rosen gebettet ist; aber die Thätigkeit des Lokal-Geschäftsführers erstreckt sich nur auf ein paar Tage. Viel wichtiger, anstrengender und verantwortungsvoller ist die Thätigkeit der ständigen Geschäftsführung, und sowohl die deutsche als die österreichische Anthropologen-Gesellschaft haben ja Geschäftsführer, wie sie nicht besser gewünscht werden könnten, ideale Arbeitskräfte, die sich seit langen Jahren voll und ganz ihrer schwierigen Aufgabe hingeben. Sie haben damit nicht nur den Gesellschaften, sondern auch unserer gesammten anthropologischen Wissenschaft ganz ausserordentliche, unschätzbare Dienste geleistet. Ich möchte mir erlauben, die Anwesenden einzuladen, mit mir einzustimmen in den Ruf, die ständigen Geschäftsführer beider Gesellschaften, Herr Generalsekretär Ranke-München und Herr Heger-Wien, sie leben hoch! (Lebhaftes Bravo.)

Neben den noch folgenden Toasten auf den Schatzmeister der deutschen Gesellschaft: Weismann-München, und auf die Frauen erregte besonderes Interesse der Trinkspruch, welchen der Archimandrit Movsessianz aus Russisch-Armenien, der diesmal nicht in der Amtstracht, wie bei der Eröffnungssitzung, sondern in Civil erschienen war, auf die deutschen Hochschulen dankerfüllten Herzens ausbrachte: Da bekomme man nicht bloss Bildung, sondern lerne auch den deutschen Fleiss. Aus Deutschland — sagte er — sind die besten Kräfte, die wir haben. Im Namen vieler seiner Landsleute erhebe er sein Glas auf die deutschen Hochschulen.

Begrüssungen des gemeinsamen Kongresses.

Der Vorsitzende Herr Dr. **R. Virchow** theilte nach den ersten Toasten während des Festmahls einige eingelaufene Begrüssungstelegramme und Briefe mit:

Ich habe einige Telegramme und Briefe mitzutheilen. Zuerst von einem der Gründungsmitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Karl Vogt-Genf.

Er schreibt unter dem 19. VII. 94: „Es wäre mein sehnlichster Wunsch, dem Feste der Gesellschaft, an deren Gründung ich ja vor 25 Jahren einen lebhaften Antheil genommen habe, beiwohnen zu können. Leider aber gestattet es der Zustand meiner, in letzter Zeit sehr kompromittirten Gesundheit nicht, jetzt schon mich definitiv zur Theilnahme anmelden zu können. Ich muss mich also vorläufig darauf beschränken, dem Feste einen günstigen Verlauf und dem ferneren Wirken der Gesellschaft die herzlichsten Wünsche zu widmen."

Dann Grüsse von unserem früheren Generalsekretär Professor Dr. J. Kollmann-Basel, den wir hier sehr vermissen.

Und von unserem Freunde, Obermedizinalrath Dr. H. von Hölder aus Stuttgart.

Ferner von unserem fleissigen alten Mitgliede Dr. Wankel aus Olmütz. Derselbe ist leider in so gebrechlichem Gesundheitszustande, dass man von ihm eine Theilnahme an Kongressen nicht mehr verlangen kann.

Dann von Baron Landauer,

von Dr. B. Ornstein, früherem Generalarzt der griechischen Armee in Athen: „Wünsche von Herzen einen fröhlichen Verlauf der erhebenden Jubiläumsfeier."

Ein Telegramm von dem Metropoliten Sava Kosanović aus Dulcigno: „Meine herzlichsten Glückwünsche der Jubiläums-Versammlung und innigste Wünsche und Segen für das Gedeihen der Gesellschaft."

Von der k. k. Centralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien: „Die k. k. Centralkommission für Kunst und historische Denkmale in Wien begrüsst die geehrte Versammlung auf das herzlichste und wünscht ihren Berathungen den besten Erfolg.
Helfert."

Dr. Olshausen sendet der Deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlichen Glückwunsch.

Eines unserer alten Mitglieder, der ehemalige Realschuldirektor Fischer in Bernburg klagt, dass er wegen einer Venenentzündung sich hat legen müssen, und bittet die Gesellschaft, die herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Dr. Leube in Ulm, der Geschäftsführer der vorletzten Generalversammlung, ist behindert, hieher zu kommen und schickt seinen Gruss.

Unser alter Freund Dr. v. Gross in Neuveville am Bieler See schreibt: „Aus dem Pfahlbautenlande ein dreifaches Hoch den versammelten Anthropologen."

Herr Ant. Zannoni schreibt aus Bologna:

Chiarissimo Signore!

Bologna, 24. Agosto 1894.

„É da questa Certosa, ove, oggi appunto sono 25 anni, io scoprivar il primo sepolcro, che saluto il solenne 25° anniversario di cotesta illustre Società, e plaudo vivamente alla feconda fraternità universale della scienza.

Suo
Antonio Ing. Zannoni."

Das ist der Mann, den ich zuerst traf, als er 1871 die Unterminirung der Certosa in Bologna durch seine

Arbeiter ausgeführt hatte, in jenen denkwürdigen Tagen, wo die ganze Certosa auf Pfähle gestellt und darunter die alten Gräber freigelegt waren. Ich freue mich, dass wir gleichzeitig aus zwei Ländern, die uns so nahe liegen und die für unsere Wissenschaft so viel geleistet haben, Grüsse empfangen.

Wir haben heute auch das Vergnügen, lebende Zeugen aus diesen Ländern unter uns zu haben, und ich hoffe, dass namentlich Herr Heierli und alle die anderen fremden Herren zu Hause unsere Gegengrüsse bestellen und sagen werden, wie sehr wir diese dauernde Freundschaft zu schätzen wissen. Als wir 1869 hieher kamen und den Entschluss fassten, den Aufruf an die deutsche Nation ergehen zu lassen, kamen wir eben von Kopenhagen, wo der internationale prähistorische Kongress stattgefunden hatte. Wir waren begeistert von dem, was wir da gesehen hatten, was man dort auf diesem Gebiete geleistet hatte, und wir sagten uns: was die Skandinavier können, müssen wir doch auch zu Stande bringen; das war eigentlich der Stimulus für uns. Ich freue mich, dass wir einen Vertreter aus Skandinavien unter uns haben, den Reichsantiquar von Schweden Herrn Hans Hildebrand; damals lebte noch sein Vater, der alte Reichsantiquar, es lebte der noch ältere Nielson, den ich in Lund besucht hatte, und der tüchtige Worsaae. Sie alle sind gestorben, aber geblieben ist das alte Band, das uns mit den Skandinaviern verbindet, die uns immer als Lehrmeister in dem grossen Gebiete der prähistorischen Archäologie vorgeschwebt haben. Wenn ich heute um mich blicke und die Physiognomien der Fremden betrachte, die zu uns gekommen sind, kann ich sagen: es ist als wenn eine grosse Strasse, ein Meridian mitten durch Europa gezogen wäre, von Stockholm bis nach Italien hinunter; mit solcher Gleichmässigkeit hat sich die Forschung und das Streben nach dem gemeinsamen Ziele verbreitet. Es freut mich, dass wir durch persönliche Zusammenkunft mit diesen unseren Freunden von neuem die alte Freundschaft haben bestärken können. Darauf, dass sie sehr lange dauern möge, dass, wenn nach 25 Jahren die Einladung des Herrn Bürgermeisters verwirklicht wird und die Anthropologen in Innsbruck wieder zusammenkommen, die Vertreter aller der verschiedenen Nationen in verstärkter Zahl sich versammeln, darauf will ich mein Glas ausbringen. Es lebe die internationale Wissenschaft! (Begeisterte Zustimmung.)

Der 26. August, Sonntag,

war während des Vormittags dem Besuche der neuen, mustergiltig eingerichteten medizinischen Anstalten unter der persönlichen Führung der Direktoren, sodann des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum gewidmet, über dessen neue, durch Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, dem derzeitigen Direktor, welcher selbst den Führer machte, erfolgte Neuaufstellung der grossartigen Schätze nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung war. Viele besuchten den herrlichen Dom. Nachmittags wurden bei schönstem Wetter Ausflüge auf die Lanser Köpfe und das Schloss Ambras unternommen.

Um 8½ Uhr begann der Festabend der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle und dem Ausstellungspalast: der Glanzpunkt aller Festveranstaltungen des Jubiläums, von zauberischer, sinniger Eigenartigkeit und grossartiger Schönheit, getragen von einer unübertroffenen Gastlichkeit und Herzlichkeit — da musste Jedem das Herz aufgehen — ein solches Fest kann nur Tirol feiern, wo das eigenartige Volksleben noch volle Wahrheit ist.

Dem Festabend ging am Nachmittag ein Volksfest voraus.

Wir geben hier zwei Beschreibungen. Die erste aus dem „Tiroler Boten", die zweite aus der Feder des Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser, welchem auch hiefür ein Hauptverdienst zufällt.

Volksfest und Festabend.

Im Laufe des Nachmittags und des Abends strömte eine grossartige Menschenmenge zum Volksfeste, bei welchem ein „Kirchtag in Tirol" und eine „alttirolische Bauernhochzeit" vorgeführt wurden. Das Bild war insbesondere Abends ein äusserst belebtes und buntes, als die Theilnehmer in den verschiedenen Trachten alle am Ausstellungsplatze zusammenströmten. Die Zahl der Theilnehmer in Nationaltracht betrug gegen 300, aus allen Thälern des Landes waren Trachten vertreten, manche derselben mag in Innsbruck noch nie gesehen worden sein, einige sind leider die letzten ihrer Gattung.

Der Ausstellungsplatz und die Halle, in welch' letzterer sich das Volksfest und der Festabend zum grössten Theile abspielten, waren ersterer mit mächtigen Flaggen, letztere mit Reisigguirlanden, Wappen und Fähnlein reich geschmückt. Die Westseite der Halle zierte das bekannte Bild von Hlavacek „Das Patscherkofl-Schutzhaus". Im westlichen Theile war ein grösserer Raum für die Gäste der Stadt Innsbruck reservirt. In demselben war auch auf langen Tafeln das Buffet, in vorzüglicher Weise von Herrn Kraft beigestellt, aufgerichtet.

Der Wein, ausgezeichneter Kreuzbichler, stammte aus der Tschurtschenthaler'schen Kellerei in Bozen. Die fremden Gäste waren über diese Bewirthung seitens der Stadt entzückt. An der Nordseite der Halle erhob sich das alttirolische Wirthshaus, mit einer feschen Miesbacherin als Wirthin. Vor dem Wirthshause war mit einem naturigen Zaun der Tanzplatz abgesteckt und ein bis zum Giebel der Halle reichender Maibaum lud die Jugend zum Klettern ein. Ein reizendes Bild eines tirolischen Jahrmarktes boten die verschiedenen Buden: Ampezzaner verkauften ihre Silberfiligranarbeiten, Grödner die bekannten Kinderspielwaaren, bei einem andern „Stande" wurden Stubaier Eisenwaaren angepriesen, wieder bei anderen Holzpfeifen und Holzbrandarbeiten. Selbstverständlich war auch für den Durst durch Ausschank von Summerer und Pilsenetzer Bier und von Meraner Weinen hinlänglich gesorgt. Naschmäuler konnten mit Meraner Obst, mit Haller Törteln, Kemater Krapfln, Sterzinger Lebkuchen ihr Verlangen befriedigen. Um das Bild eines Tiroler Jahrmarktes noch zu vervollständigen, durfte die Gruppe der „Dörcher" nicht fehlen.

Das Fest begann Nachmittags 3 Uhr mit der Eröffnung des Glückstopfes, der mit seinen zahlreichen, 700 Nummern zählenden Besten, die Kauflust des Publikums anzulocken vorzüglich geeignet war. Im Musikpavillon konzertirte die Höttingerkapelle. Nach Eröffnung des Wirthshauses wurde auf dem Tanzplatze vor demselben bei den Klängen einer originellen Dorfmusik trotz der beängstigenden Hitze, welche sich in der Halle entwickelte, fleissig dem Tanzvergnügen gehuldigt. Schuhplattler aus Brandenberg und Jenbach tanzten um die Wette und fanden, gleichwie der Meraner Fahnenschwinger mit seinen Produktionen reichen Beifall.

Das eigentliche Leben entwickelte sich indess erst am Abende, wo die Theilnehmer in Nationaltracht vollzählig am Festorte anwesend waren. Hier war Gelegenheit geboten, die verschiedenen Trachten in der Nähe zu beschauen. Einzig in ihrer Art war die Tracht einer „Alt-Innsbruckerin" mit dem goldgewirkten Häubchen, welche Frau Bürgermeister Dr. Mörz trug, besonders hervorstechend waren ferner die Trachten zweier Ampezzanerinnen (alte Sommer- und Wintertracht), die Sarnthaler, Kastelruther und Lüsener, eine reizende Sterzingerin und eine weisse Tracht aus dem Bregenzerwald, aus der Zeit der Schwedenkriege stammend. Das Lechthal war u. a. durch ein prachtvolles Sommer- und Winterkostüm vertreten, die Ober- und Unterländer hatten sich in besonders zahlreicher und durchwegs echter Tracht eingefunden. Nicht vergessen sei der prächtigen Trachten aus Bruneck, Hochpusterthal und aus Defreggen. Aus dem deutschen Süden waren die Trachten der Burggräfler, Passeyrer sehr zahlreich, die Bozener Reservisten-Kolonne hatte sich, 16 Mann stark, in der kleidsamen Rittnertracht eingefunden. Es wäre wohl eine schwierige Aufgabe, eine Aufzählung dieser verschiedenen Trachten durchzuführen, deren schönste Vormittags durch den Photographen Köprunner beim grauen Bären auf Veranlassung des Trachten-Komitee's im Bilde festgehalten wurde. Zu bemerken wäre, dass der italienische Landestheil durch zwei Trachten aus dem Val Tessin vertreten war.

Den Festabend der Stadt Innsbruck leitete das Doppelkonzert der Innsbrucker und der Wiltener Stadtkapelle ein.

Diesem folgte gegen ½9 Uhr eine insbesondere auf der Nordseite geradezu grossartige Bergbeleuchtung. Auf der Südseite fiel besonders die Beleuchtung des Schutzhauses auf dem Patscherkofel auf.

Während die Innsbrucker Liedertafel und die Innsbrucker Musikkapelle konzertirten, wurden die Theilnehmer des Anthropologen-Kongresses seitens des Gemeinderathes mit einem kalten Buffet bewirthet. Am Eingange in den für sie reservirten Raum hielten zwei Meraner Saltner Wache. Inzwischen war es allmählich 10 Uhr geworden und der Brautzug setzte sich in Bewegung, von aussen durch den Haupteingang in den östlichen Theil der Halle, dann bis zum Raume der Anthropologen und von da zum Tanzplatze vor dem Wirthshause. Dem Zug schritten Wiltner Schützen voran, um Platz für denselben zu schaffen, dann folgte die Bozener Reservisten-Kolonne mit dem Meraner Fahnenschwinger. Den eigentlichen Brautzug eröffnete der übliche Hochzeitlader, die Huibuab'n mit dem Johannessegen, die Dorfmusik, zahlreiche Kranzljungfern, dann folgte das Brautpaar (Frl. Louise Meyr aus Wilten in der reichen Grödner Tracht und Herr Alois Maass). An das Brautpaar schlossen sich die Brauteltern, die grosse Zahl von Gfreundeten, Nachbarn und geladenenen Gästen, eine Menge Diandln und Knechte, den Schluss bildete die originelle Figur des „Bettelstanzer". Der Zug löste sich auf dem Tanzplatze auf, vor dem Männlein und Weiblein unverdrossen bis spät in die Nacht Terpsichoren huldigten. Unermüdlich waren die beiden Musikkapellen im Spiele, abwechselnd produzirten sich die Schuhplattler, der Fahnenschwinger und der Brandenberger Harfenspieler. Das Preisrichter-Kollegium trat inzwischen zur Feststellung der Preise zusammen.

Das Preisrichter-Kollegium bestand aus den Herren Museumscustos Fischnaler, Dr. Kölner, kaiserl. Rath Dr. Kofler, Kunstbildhauer Pfretzschner, Schriftsteller J. C. Platter, Wildprethändler G. Riegl und Redakteur Simath. Es tagte von 8 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends im Bureau beim „Grauen Bären" und unterzog mit grosser Gewissenhaftigkeit die Trachten einer Prüfung bezüglich ihrer Echtheit. Gegen hundert wurden dann im Garten des Gasthofes photographirt, um so dem Ferdinandeum und dem Komitee zur Erhaltung der Volkstrachten die schönsten Trachten wenigstens im Bilde zu erhalten. Zu den meisten wurde auch eine kurze Beschreibung und Farbenskizze angefertigt.

Mit ehrenvollen Anerkennungen wurden bedacht: Frau Bürgermeister Dr. Mörz (Alt-Innsbruck), Frau Emma Grassmair (prachtvolle Lechthaler Sommertracht), Frl. Ortlieb (Val Tessino), Frl. Frida Stolz (Pusterthal), Frl. Anna Czichna (Defreggen), Frl. Hildegund von Hörmann (Bregenzerwald), Frl. Beer Josefine (Wippthal), Frl. Emma Rhomberg (Gröden), Frl. Marie Gaisberger (Brixenthal), Frl. Anna Sauter (Val Tessin), Frl. Louise Eccher (Hochpusterthal), sämmtliche aus Innsbruck; Frl. Johanna und Therese Huber aus Jenbach (Unterinnthal). 12 dieser Damen hatten in liebenswürdigster Weise den Dienst als Ehrendamen und den Verkauf von Blumen übernommen und sich hiedurch im hohen Grade den Dank des Festkomitee's erworben. Ferner wurden ausgezeichnet in Anerkennung ihrer freundlichen Mitwirkung und für besonders schöne Trachten: Frau Dr. Kölner (Alt-Sterzing), Frau Sophie Ehrne (Bregenzerwald-Kostüm aus der Zeit der Schwedenkriege), Frl. Luise Hruschka (Alt-Stubai), Frl. Andre Mathilde (Mittelgebirgstracht, Eigenthum des Ortwein in Axams), Josef Stötter in Sterzing (Pfitsch), Marie Paul, Leipzig (Bregenzerwald), Frl. Agnes Lumpert, Holzgau (Lechthaler Winter-Kostüm), Johann Grassl, Schützenhauptmann in Passeier, Jakob Pircher aus Dorf Tirol (Fahnenschwinger).

Erste Preise, seidene Tücheln mit 5 Kronen, erhielten: Marie Mulser, Ratzes (Kastelruth), Walpurga Kuprian, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Johann Mair an der Lahn, St. Lorenzen (Hochpusterthal), Veneranda Majoni und Oliva Ghedina, Ampezzo (alte Tracht dieses Thales), Jakob Unterkalmsteiner, Schützenhauptmann der Sarnthaler, Unterhauser Andre und R. Obkircher, Mitteleggenthal, M. und A. Parschalk, Kastelruth, A. Riedl in Sterzing (Pfitsch), Karl Vorburger, Obergärtner auf Schloss Matzen (Wildschönau), Franz Hauswicka in Brixlegg (Waidring), die Bozner Reservisten-Kolonne, Franz Fischnaller, Lüsen (alte Tracht), Frischmann Johann, Umhausen (Oetzthal), Johanna Anich in Pradl (Zams), Antonia Kofler in Innsbruck (Alt-Bruneck), Marie Kofler in Innsbruck (Sand in Taufers), Josef Schatz in Inzing (dieser brachte auch zwei Knaben, Zwillinge, in Tracht mit), M. Leiter, 5jähriges Mädchen (Wippthaler Tracht, Eigenthum der Frau Prof. Lavogler), Karolina Strobl (Val Tessino), Frau Depaoli Johanna in Wilten (Wippthal) und Frl. Oberwalder Christine in Wilten (Defreggen).

Zweite Preise, seidene Tücheln mit 3 Kronen, erhielten: Anton Mulser, Ratzes (Kastelruth), Menardi Michele, Cortina-Ampezzo (Ampezzo), Frau Klara Regele in Sarnthal (Sarnthal), Anton Regele sen. und Anton Regele jun., Johann Estgfeller und Anna Unterkalmsteiner, sämmtliche aus Sarnthal, Daniel Franz in Latsch und Josef Hintner in Marling (Meran), Büchsner Barbara, St. Leonhard in Passeyr, Antonie Hosp in Innsbruck (Imst, Land), Bertha Köll, Sterzing (Alt-Sterzing), Maria Schneider und Peter Hausberger aus Alpach, Sankt-Johannser Marie in Innsbruck (Unterinnthal), Preims Josef in Innsbruck (Meran), Theodor Steinkeller in Bozen (Sarnthal), Michael Linser in

Bichlbach (Ausserfern), Johann Oberhofer in Lüsen (alte Sonntagstracht), August Inkastlunger (Lüsen, Werktagstracht), Josef Mair und Jakob Stampfl, ebenfalls aus Lüsen, Rosalie Holzknecht und Anna Frischmann in Umhausen (Oetzthal), Josefa Hackl in Oetz, Genovefa Völser in Innsbruck (Eggenthal), Marianna und Dionys Rauth aus Leutasch, Franz Freiseisen in Wilten und Marie Riedl in Pradl (beide Oetzthal), Mathias Brunner und Anton Kiem aus Gratsch (Meran), endlich Herr Hauk aus Innsbruck (Sillian).

Ausserdem wurde noch eine grosse Anzahl dritte Preise, seidene Tücheln, vertheilt.

Wir lassen nun noch den Bericht des Herrn Professor **von Wieser** folgen:

Das Fest der Stadt Innsbruck in der Ausstellungshalle am Abend des 26. August.

Eingeleitet wurde das Fest durch eine Bergbeleuchtung in der Art der Sonnwend- oder Johannis-Feuer. Nach Eintritt der Dunkelheit flammten Hunderte von Feuern auf den Abhängen und Spitzen der Berge im Umkreise der Stadt. Am Fusse des Gebirges strahlten einzelne malerische Felspartien und Gebäude in bengalischem Lichte. Besonders bemerkenswerth ist die grosse Zahl von Gipfel-Feuern, die wie Sterne am Berghorizonte erglänzten; das Holz für dieselben musste stundenweit über steile, zum Theil schwer zu erklimmende Hänge hinauf geschleppt werden.

Um 9 Uhr Eintritt in die grosse, festlich geschmückte Ausstellungshalle, in welcher bereits eine tausendköpfige Volksmenge auf- und niederwogte.

In dem für die Kongress-Mitglieder reservirten Theile der Halle war von der Stadtvertretung ein reiches Buffet aufgestellt: erlesene Tiroler Weine, kalter Imbiss, feines Tiroler Obst.

Von einer innerhalb des reservirten Raumes errichteten Estrade aus konnten die Festgäste das sich immer lebhafter entwickelnde Treiben in der Halle bequem überschauen. Ein malerisches, farbenreiches Schauspiel, voll originellen Lebens und urwüchsiger Kraft!

Das Fest wollte den Kongress-Mitgliedern ein Bild tirolischen Volkslebens geben, mit seinen mannigfachen alten Trachten, seinen Belustigungen, seinen originellen Volkstypen etc. Der Grundgedanke war ein tirolisches Kirchweih-Fest („Kirchtag"), verbunden mit Jahrmarkt, Bauernhochzeit und Volksspielen.

Um 10 Uhr erschien der alttirolische Hochzeitszug. Er passirte zweimal den reservirten Theil der Halle, damit die Festgäste die bunten Details der Volkstrachten mit Musse ansehen konnten. Voran schritt die Dorfmusik mit „Schwögeln und Pfeifen". Ihr folgten laut juhzende „Huibuabn", dann der gravitätisch einherschreitende Hochzeitslader, die Kranzl-Jungfern, endlich das Brautpaar mit den Braut-Eltern (alte Grödner Trachten). Daran schlossen sich die Verwandten und Gäste, welche zahlreich aus allen Theilen des Landes (in den entsprechenden Trachten) herbeigekommen.

Der Zug machte Halt vor dem Wirthshaus, dessen Stylisirung und Einrichtung durchaus echt und charakteristisch war. Vor demselben spielten sich dann verschiedene Hochzeits-Gebräuche ab, wie das „Stangenstellen", die Ansprache des Hochzeitladers, das Kranzabnehmen, das „Brautstehlen" etc.

Auf dem Platze vor dem Wirthshause entwickelte sich andauernd ein reges Leben und Treiben: Volksthümliche Tänze (Braut-Tanz, Schuhplattel-Tanz); volksthümliche Musik (Zitherschlagen, Harfenspielen, Schwögelpfeifen, Jodeln und Singen); Volksbelustigungen („Schnadahüpfel-Singen", „Ranggeln", Fahnenschwingen etc.).

Der Jahrmarkt endlich sollte nicht bloss dazu dienen, das ganze Bild zu beleben und den malerischen Reiz desselben zu erhöhen — er sollte insbesondere auch Gelegenheit bieten, eigenartige und folkloristisch interessante Erzeugnisse der tirolischen Volks-Industrie kennen zu lernen.

So wurden unter Anderm ausgeboten:

1. Erzeugnisse der Stubaier-, Pusterthaler- und Jenbacher Eisenindustrie (Haus- und Ackergeräthe, Schlagmesser, Rebmesser, Taschenveitl, Bestecke mit eingravirten Inschriften etc.);
2. Grödner Holzschnitzereien und geklöppelte Spitzen;
3. Ampezzaner Silberfiligran-Arbeiten und Intarsien;
4. Sterzinger Horn- und Beinwaaren (Tabaksdosen, Löffel, Steck-Kämme etc.);
5. Schmuckgegenstände aus Tiroler Granaten; Gefässe aus Bauern-Majolika; Tabakpfeifen (Südtiroler Eisenköpfeln);
6. Volksthümliche Gebäcke („Kemnater Briefe", Haller Törteln, Sterzinger Lebzelten, Unterinnthaler „Knieküchel", Weihnachtszelten und Klezenbrode etc. — figurale Gebäcke aus Brod und Lebkuchen);
7. Votivbilder aus Wachs (menschliche Figuren und Gliedmassen, Pferde, Kühe, Kröten, Hufeisen etc.).

Im Ganzen waren mehrere Hundert Personen in den verschiedensten Tiroler Volkstrachten erschienen. Ungefähr 80 besonders charakteristische Trachten hatte das vorbereitende Komitee für das Fest kommen lassen und dieselben bezüglich ihrer Originalität und Vollständigkeit geprüft. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass mehrere der vorgeführten alten Trachten bereits ausserordentlich selten geworden sind und nur mehr in ganz wenigen Exemplaren existiren. Es dürfte sich überhaupt nicht so bald wieder die Gelegenheit bieten, so viele interessante und ganz vollständige Tiroler Volkstrachten beisammen zu sehen. Am ehesten bekommt man Tiroler Trachten in grösserer Zahl zu Gesicht bei Schützenfesten und ähnlichen Aufzügen, aber da fehlen ganz die meist besonders interessanten weiblichen Kostüme, die auf unserm Feste sehr gut vertreten waren.[1])

Auch die Träger der Kostüme waren zum grossen Theil „echt" und aus den einzelnen Thälern eigens verschrieben, um den Anthropologen auch die verschiedenen somatisch-ethnischen Typen vor Augen zu führen.

Die Inscenirung dieses Volksfestes bedurfte langer und mühevoller Vorbereitungen, und viele Kräfte mussten zusammenwirken, um dieses — wie ich hoffe, nicht ganz gewöhnliche und nicht ganz uninteressante — Schauspiel zu Stande zu bringen.

Es ist selbstredend nicht möglich, die Namen aller einzelnen Mitarbeiter anzuführen. Von den Vereinen und Korporationen, welche sich um das Gelingen des Festabends verdient gemacht oder anderweitig an den

1) Das Komitee hat eine grössere Anzahl der charakteristischsten und interessantesten Trachten, die auf dem Feste erschienen waren, photographiren lassen. Die Photographien sind durch die Kunsthandlung A. Czichan in Innsbruck zu beziehen.

äusseren Veranstaltungen des Kongresses mitgewirkt haben, seien namentlich folgende erwähnt:

1. Die gemeinderäthliche Kommission für Hebung des Fremdenverkehrs;

2. das Komitee für Erhaltung der Volkstrachten;

3. die Sektion Innsbruck des deutschen und österreichischen Alpenvereins;

4. die Sektion Innsbruck des österreichischen Touristenklubs;

5. der akademische Alpenklub;

6. die Turner-Sänger-Riege;

7. der Verein Zitherhort.

Wir waren Alle bezaubert. So etwas lässt sich nie mehr vergessen! Zu dem Volksfeste waren aus Fern und Nah Gäste zusammengeströmt, unter ihnen auch Franz Defregger, der selbst einst die kurze Joppe mit Kniehosen und Kniestrümpfen und das Tiroler Hütel getragen hat, ehe er in München die Titel als k. Akademieprofessor, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste und den Adels-Titel u. v. a. erhielt.

Montag, der 27. August,

war noch ein harter Arbeitstag, mit geringer Unterbrechung von 10 bis 5 Uhr Sitzung, dann von 5 bis 7 Uhr Demonstration hervorragender Fundobjekte in der urgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums durch den unermüdlichen Direktor desselben, Herrn Professor Dr. Fr. von Wieser. Da that am Abend das Ausruhen in den luftigen Räumen der Stadtsäle wohl. In die Heiterkeit der Stimmung mischte sich schon der Gedanke an den Abschied von den lieben Innsbrucker Freunden.

Abends 8 Uhr hatte Seine Excellenz der Herr Statthalter von Tirol Graf F. von Merveldt eine Anzahl namhafter Anthropologen aus beiden Gesellschaften und aus ihren fremden Gästen mit den Spitzen der Behörden zu einem glänzenden Festmahle geladen.

Dienstag, den 28. August.

Von 9 bis 1 Uhr Schlusssitzung. Dann fast unmittelbar anschliessend um 3½ Uhr: Antritt des Ausfluges nach Meran, an welchem noch etwa 50 Personen, Herren und Damen, theilnahmen. Der Tag war in jeder Beziehung heiss gewesen. Ein bald nach der Abfahrt niedergehendes Gewitter brachte die ersehnte Kühlung bei der Fahrt über den Brenner, welcher alle seine Reize zeigte. Bei der Ankunft in Bozen dunkelte es schon. Als der Eisenbahnzug an dem Stammsitze der Familie unseres Vorsitzenden Freiherrn von Andrian-Werburg vorüber fuhr, strahlte das Schloss Wehrburg in bengalischer Beleuchtung. Um 9 Uhr Ankunft in Meran. Empfang der Gäste durch Mitglieder des Meraner Fest-Komitee's: der Herren Kurvorsteher von Pernwerth, Bürgermeister Dr. Weinberger und Baumgartner, die sich um das Fest in Meran in erster Linie verdient gemacht haben. Geleitung zu den Hotels. Dann gesellige Vereinigung im Garten des Kurhauses — italienische Beleuchtung, laue Sommernacht!

Mittwoch, den 29. August.

8½ Uhr Abfahrt mittelst Separatzuges bis zum Fusse des Sinichberges, ziemlich steiler Aufstieg zu den Sinichköpfen; die Besichtigung des prähistorischen Ringwalles wurde durch die eingehenden Erklärungen des Herrn Dr. Mazegger-Meran sehr belehrend gestaltet. Herr Dr. Mazegger hatte dazu an dem gleichen Tage einen interessanten Artikel in der Meraner Zeitung erscheinen lassen: „Das alte Schloss auf dem Sinichkopf" mit Kartenskizze. Nach der Hitze des Aufstieges waren schon am Ringwall die gebotenen Erfrischungen freudig und dankbar angenommen worden. Nun folgte der Abstieg nach dem Schloss und Wirthshaus Katzenstein, wo den Gästen das Fest der Stadt Meran, ein Gabelfrühstück, geboten werden sollte. Dort angelangt, begrüsste die Angekommenen Herr von Pernwerth. Eine sinnige Ueberraschung bot sich bei dem Eintritt in den Hof dar: Die Freitreppe des malerischen Wirthshauses war besetzt von Tirolern und namentlich mit Gruppen reizender Tirolerinnen in Meraner Tracht, oben etwas im Hintergrund das Meraner National-Sextett. Nun begann das Jauchzen und Hüteschwenken und das „deutsche Lied" erklang und Blumen und Sträusschen wurden überreicht — Alles war entzückt und bezaubert. Geh.-Rath Virchow schrieb darüber:

„Der weitere Verlauf des Festes nach Ihrem viel bedauerten Rückzuge war äusserst glänzend. Unser erster Vormittag auf dem Sinichkopf und in Katzenstein hatte etwas Bezauberndes. Es waren freilich fast ausschliesslich verkleidete Tiroler und Tirolerinnen, die sich bei genauerer Prüfung als eingewanderte Deutsche, meist sogar als Norddeutsche, entpuppten, aber sie machten ihre Sache sehr gut. Insbesonders die Damen erregten allgemeine Bewunderung. Das nachfolgende Festdiner schloss sich in würdigster Weise den früheren Festen an."

Im Freien auf der steil abfallenden Terrasse mit prächtiger Aussicht fand das „Gabelfrühstück" statt, vortreffliches Essen und echte Tiroler Weine, die man sonst wohl kaum so rein und mundend bekommt. Die Damen in Tiroler Tracht machten die liebenswürdigen Wirthinnen. Vortrefflich der Feststimmung angepasst war das Gedicht des Herrn Baron Doblhof. Geheimrath Virchow brachte folgenden Toast:

Hochverehrte Anwesende! — und zwar wesentlich diejenigen, welche zugereist sind. (Heiterkeit.) Wir sind hier in so ausserordentlich freundlicher Weise und von so holden Gestalten empfangen worden, die uns bei unserm löblichen Werke ihre zarten Dienste leisten, dass wir uns in der That in den Himmel versetzt fühlen. (Bravo!) Die Anthropologie ist eine sehr allgemeine Wissenschaft und sie macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Menschen in Bezug auf das Interesse, das sie einflössen. Aber zwischen Anthropologie und Anthropologen ist ein Unterschied: die Wissenschaft schwebt in der Höhe, die Anthropologen aber sind Menschen, wie alle anderen, und wir empfinden auch wie diese. Und wenn wir uns plötzlich unter so gute und schöne Menschen versetzt finden, werden wir uns noch viel mehr als einzelne Menschen, als Individuen fühlen, wenn wir auch nicht aufhören wollen, Vertreter der Wissenschaft zu sein. So, als einzelner Anthropologe, kann ich wohl sagen, dass, obwohl wir Mitglieder fremder Nationalitäten unter uns haben, wir doch im Grossen und Ganzen der deutschen Nationalität angehören. Ich sage es um so lieber hier, an einem Platze, der seit Jahrhunderten als Schutzwehr deutschen Wesens gegolten hat, wo das alte Burggrafenthum von Meran aufgerichtet war, der Schutz der Alpenpässe, als wir noch mit Italien in kriegerischen Verhältnissen lebten. Das hat sich nun geändert, wir sind Freunde Italiens

und wir hoffen, dass wir mit dem italienischen Volke in ewigem Frieden leben und dass die Meraner nicht nöthig haben werden, von Neuem zu Kanonen und Schiessgewehren zu greifen. Aber darauf rechnen wir doch sehr, dass das Land hier eine gute Schutzwehr deutschen Wesens bleibt. (Bravo!) Dieses deutsche Wesen ist ja dem Italienerthum gegenüber nicht feindlich; aber wenn wir in die Geschichte zurückblicken, so können wir nicht verhehlen, dass, was gut ist in der jetzigen Kulturwelt, durch das Germanenthum hineingebracht worden ist (Bravo!) und dass, wenn wir nur im Römischen fortgelebt hätten, wir wahrscheinlich auf eine sehr niedrige Kulturstufe zurückgegangen wären. So will ich hoffen, dass an diesem Platze, auf dem wir uns als Menschen, rechte Menschen fühlen, auch die Anthropologen nach uns immer einen so freundlichen Empfang finden werden, wie wir ihn heute gefunden haben. Ich sage Ihnen herzlichsten Dank für diese schönen Stunden, die wir bei Ihnen und durch Sie erleben. Ich bitte die anwesenden Anthropologen, ein Hoch auszubringen auf die Stadt Meran, auf den Alpenverein und auf die schönen Damen, die uns hier bedienen!

Wie ungern trennte man sich von diesem Zaubergarten:

Wo ist ringsum in deutschen Gau'n
Ein Erdenfleck, gleich Dir, zu schau'n?
Denn, ob Du prangst im Blüthenmeer,
Ob dicht im Herbstlaub, früchteschwer,
Ob tiefbeschneit Dein Alpenkranz
Sich strahlend sonnt im Winterglanz:
Gleich reich zu jeder Jahreszeit
Bist Du mit Zauber angethan —
Du, von dem Gott des Lichts gefeit,
Tirolisch Paradies Meran!

(O. v. Redwitz.)

Im Thale angelangt fand man Wagen bereit zur Rückfahrt in die Stadt. Dort Festessen im Saale der Kurhauses. Beim Diner sprach zuerst Bürgermeister Dr. Weinberger einen längeren Toast auf die Anthropologen, den Freiherr v. Andrian mit einem Trinkspruch auf die Stadt Meran beantwortete. Virchow's Hoch galt zuerst dem Nestor der Meraner Aerzte Dr. Tappeiner und sodann dem Geschäftsführer Professor Dr. v. Wieser, „dem das Gelingen des Kongresses in erster Linie zu verdanken ist". Den Schluss des offiziellen Theiles des Kongresses bildete die Rede des eben Gefeierten, die Virchow als den Mann pries, dem der Aufschwung der Anthropologie in allererster Linie zu verdanken.

Herr Dr. Fr. Tappeiner hatte zu dem Tage eine werthvolle Festschrift verfasst: Zur Majafrage. — Den verehrten Anthropologen Oesterreichs und Deutschlands bei ihrem Besuche Meran's am 28. August 1894 gewidmet. Meran 1894. (Selbstverlag d. Verf.)

Nach dem Festessen Besichtigung der Landesfürstlichen Burg, der Kuranlagen, der Gilfpromenade und Spaziergang auf dem neu erschlossenen Tappeiner Weg. Auf dem Ortenstein, an dem Denkmal Tappeiner's, trug Herr Professor Anton Zingerle das folgende von ihm verfasste Gedicht auf Dr. Fr. Tappeiner vor:

Gar gut hat man es heute da verstanden,
Als Stelldichein zu küren für die Gäste,
Die hieher pilgerten aus allen Landen,
Den Ortenstein, der alten Maja Feste;
Den Ortenstein, der neuen Maja Zierde,
Wo überall des Südens schönstes Prangen
Zu hellem Jubel wecket die Begierde,
Nach diesem Paradiese das Verlangen;
Den Ortenstein, wo einem unsrer Besten
Der neuen Maja Bürger dankerfüllet
Ein dauernd Denkmal jüngst in frohen Festen
Aus edlem Stein am rechten Ort enthüllet!
Und da wir weilen schon an solchem Orte
Mit dem verehrten Mann in unsrer Mitte,
Dem Majaforscher und dem Majahorte,
Erheischt den Ehrengruss die alte Sitte:
Dem weisen Arzte, der durch ferne Zonen
Der alten Maja neuen Ruf gegeben,
Dem Forscher in des Wissens Regionen,
Ihm blühe lang noch jugendfrisches Streben,
Und dass von dieser Warte nebst dem Bilde
Er selbst, des Edens frischer Ruhmanbahner,
Noch oft hinabschau' in das Prachtgefilde,
Das wünschen Fremde ihm und die Meraner!

Und so klang das Fest aus, melodisch, wie es in seinem ganzen Verlaufe nur Harmonie, keinen Missklang gezeitigt hatte — ein Jubiläum im wahren Wortsinne.

Ein Hoch auf Innsbruck und Meran!

Nachschrift. Man trennte sich schwer; etappenweise löste sich der Kongress auf. Ein Theil der Gäste reiste ab, die Bleibenden verbrachten den Abend in Marchetti's Garten. Ein Feuerwerk, mit welchem Herrn v. Pernwerth's Familie die Gäste überraschte, erfreute sehr. Nochmals wurden Reden gehalten, Musik erklang, kurz es war so herzerfreulich, dass Niemand gerne scheiden wollte. Virchow hielt eine Rede, welche den Damen galt, die Vormittags so liebenswürdig ihres Amtes gewaltet hatten, der Herr Bürgermeister dankte Herrn Baumgartner für seine grossen Bemühungen. Es wurde spät, sehr spät, bis die Gäste ihre Schritte heimwärts lenkten. An demselben Abend sass noch ein Häuflein Anthropologen in der Bahnhof-Restauration in Innsbruck bei der „allerletzten Sitzung" zusammen. Der Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft Freiherr von Andrian, Dr. L. von Hörmann, Direktor der Universitäts-Bibliothek, mit Frau Angelica Hörmann-Innsbruck, Oberlehrerin Fräulein Therese Schmidt-München, Direktor Dr. A. Voss-Berlin, Herr und Frau Dr. August Hartmann-München und Professor von Wieser-Innsbruck, der treue Geschäftsführer, dem Alles so vortrefflich gelungen war.

Es ist ganz besonders erfreulich, dass der Jubiläums-Kongress in Innsbruck auch finanziell befriedigend abgeschlossen hat. Der Herr Lokal-Geschäftsführer hat die folgende Abrechnung eingesendet.

Kassa-Gebahrungs-Ausweis

des Lokal-Komitees für den gemeinsamen Kongress der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

Eingang. vom 24.—28. August 1894. **Ausgang.**

	fl.	kr.		fl.	kr.
Theilnehmerkarten	1088	—	Saalmiethe und Beleuchtung	268	30
Agio-Gewinn	6	18	Saaldekoration	52	84
Spende des Herrn General-Consuls Schönlanck	50	—	Musik	220	—
Spende des Innsbrucker Gemeinderathes zur Deckung des Defizits	92	78	Beitrag zur Bergbeleuchtung	150	—
			Beitrag zur Festschrift	185	—
			Drucksorten	144	51
			Festabzeichen	26	04
			Beitrag für das Wohnungs-Komitee etc.	58	92
			Honorar für Schreiber und Diener	71	—
			Briefporti und Telegramme	39	30
			Sonstige Regie-Auslagen	20	95
	1236	86		1236	86

Innsbruck, am 8. Februar 1895.

W. Greil, Kassier.

Dr. Fr. v. Wieser, Obmann des Komitees.

Die dem Kongresse vorgelegten Werke und Schriften.

I. Festschriften.

Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894). Mit 4 Taf. u. 169 Illustr. im Texte. Herausgeg. von der Anthropol. Gesellschaft in Wien. Redigirt von Franz Heger. Wien. 4°. 108 S.

Erzherzog Josef, Zigeunergrammatik. Aus dem Ungarischen übersetzt von Anton Herrmann. Interims-Ausgabe als Festgruss an die XXV. Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft (Innsbruck, 24.—28. August 1894.) Budapest 1894. 8°. 160 S.

Virchow Professor Dr. Rudolf, General-Register zu Band I—XX (1869–1888) der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Festgabe an die Mitglieder zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Gesellschaft. Berlin 1894. 8°. 362 S.

Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Festschrift zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck (24.—28. August 1894). Mit 7 Tafeln. Innsbruck 1894. 8°. 277 S.

Herrmann Professor Dr. Anton, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn. Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder. (Zugleich Organ für allgemeine Zigeunerkunde.) Unter dem Protektorate Sr. kais. u. königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef. III. Bd. 9.—10. Heft. Festschrift zur Versammlung d. Deutschen und der Wiener anthropolog. Gesellschaft (Innsbruck 24.—28. August 1894). Budapest 1894. 8°.

II. Meist durch die Sekretäre der beiden anthropologischen Gesellschaften vorgelegte Schriften.

Andrian Ferdinand Freiherr von, Ueber einige Resultate der modernen Ethnologie. Sep.-Abdr. aus dem Corr.-Bl. der Deutschen anthropol. Gesellsch., 1894 Nr. 8. 8°. 51 S.

Bancalari Gustav, Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. Mit 102 Abbildungen. Wien 1893. 8°. 47 S.

Heierli J., Uebersicht über die Urgeschichte der Schweiz. Zürich. 8°. 12 S.

Heierli J., Archäologische Karte des Kantons Zürich.

Heierli J., Erklärungen und Register zur archäologischen Karte des Kantons Zürich. 8°. 47 S.

Maška Karl J., Direktor, Ausgrabungen in Předmost. Sep.-Abdr. aus den Mittheilungen der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale. Band XX. Wien 1894. 4°. 3 S.

Mittheilungen aus der ethnographischen Sammlung der Universität Basel. Herausgegeben von der ethnographischen Kommission. I. Band. I. Heft. Basel und Leipzig 1894. 8°. 44 S.

Moschen Professore L., Docente nella R. Università di Roma, Crani Romani della prima epoca Cristiana. Torino 1894. 8°. 13 S.

Moschen Professore L., libero docente di Antropologia nella R. Università di Roma, La statura dei Trentini confrontata con quella dei Tirolesi e degli Italiani delle provincie Venete, Lombarde e Piemontesi. Torino 1893. 8°. 10 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber die geologische Initiative in den verschiedenen Erdzeitaltern vom geographischen Standpunkte. Aus dem Sitzungsberichte der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1893. 8°. 8 S.

Palacký Prof. Dr. J., Ueber Evolution auf geologischer Grundlage. Sep.-Abr. aus den Verhandl. der Gesellschaft Deutscher Naturforscher u. Aerzte. Nürnberg 1893. 8°. 2 S.

Studer Dr. Th., Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Bern und Bannwarth Dr. E., Privatdocent der Anatomie an der Universität Bern, Crania Helvetica antiqua. Die bis jetzt in den Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit in der Schweiz gefundenen menschlichen Schädelreste. 55 S. Text in 4° mit 117 Tafeln in Lichtdruck.

Bannwarth Dr. E., Docent der Anatomie an der Universität Bern, Anthropologische Wandtafeln.

Herr Generalsekretär Prof. Dr. **Johannes Ranke**-München sagte über beide Publikationen in der IV. Kongress-Sitzung:

„Ich habe die Ehre, Ihnen im Namen des Herrn Dr. Bannwarth eine Subskriptionseinladung vorzulegen für anthropologische Wandtafeln. Gleichzeitig hat derselbe auch das höchst verdienstvolle Werk zur Vorlage bei unserem Kongresse eingesendet, welches Herr Dr. Bannwarth mit Herrn Prof. Studer-Bern herausgegeben hat: Crania Helvetica antiqua, in welchem die bis jetzt gefundenen Schädel der Schweizer Pfahlbauten exakt beschrieben und in wunderbar schöner Weise in Lichtdruck abgebildet werden. Es ist ein Werk in jeder Richtung ersten Ranges, welches für alle Craniologen ein unentbehrliches Studienmaterial darbietet. Ich wünsche den beiden gelehrten Forschern herzlich Glück zu diesem grossartigen Erfolge. Die Photographien, nach welchen die Lichtdrucke hergestellt sind, wurden, wie das auch die Herren Sarasin gemacht haben, zuerst in ganz kleinem Massstabe aufgenommen und dann davon eine optische Vergrösserung ausgeführt, wodurch ausserordentlich schöne und korrekte Bilder entstehen. — Wie gesagt, hat Herr Dr. Bannwarth auch ein Exemplar von seinen neuen craniologischen Wandtafeln zur Vorlage bei dem Kongresse eingesendet. Ich erlaube mir, Ihnen diese Abbildung zu zeigen; es ist eine Schädelabbildung in ganz grossem Massstabe, in der eben angegebenen Weise photographisch aufgenommen und dann im Lichtdrucke vervielfältigt. Die Abbildung wirkt genau wie ein Original-Schädel und ist zu Demonstrationen und Vorlesungen ein wunderbar geeignetes Material. Die Herren, die sich dafür interessiren, können sich einen der illustrirten Prospekte mitnehmen. Ich selbst benütze die Abbildung mit bestem Erfolg in meiner Vorlesung über Anthropologie."

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite
v. Andrian	68, 70, 86, 129, 151	Kříž	129, 134	Ranke	133, 144
Bancalari	170	Löbisch	108	Reber	102, 107
v. Brandis	69	v. Luschan	99, 105	Schoetensack	107
Ehrendorfer	70	Marchesetti	93	Sergi	138
Eigl	165	Maška	127	von der Steinen	105
Fiala	122	Meringer	169	Szombathy	87, 92, 120
Hein	151	v. Merveldt	69	Toldt	77
Hening	169	Mesrop-Parsadan Ter-Mowsesjanz	165	Virchow	70, 85, 87, 91, 93, 105, 107, 108, 116, 118, 120, 121, 122, 124, 127, 128, 134, 144, 151, 164, 165, 173
Herrmann A.	126	Mies	147		
Herrmann	151	Mörz	69		
Hildebrand	108, 174	Montelius	118, 121, 128, 164	Voss	163
Hörmann	151	Moser	127, 128	Waldeyer	141
Hörnes	95	Much	86, 92, 106, 107, 119, 128	v. Wieser	85
Kaltenegger	111, 121	Palacky	111, 116		

II. Nachtrag.

Zur vierten gemeinschaftlichen Sitzung.

Professor Dr. **von Wieser**-Innsbruck:

Hohe Versammlung! Es ist eine Gepflogenheit der beiden anthropologischen Gesellschaften, die hier zusammen tagen, dass auf ihren Kongressen die anthropologischen Verhältnisse des betreffenden Landes zum Gegenstand spezieller Erörterungen gemacht werden, eine löbliche Gepflogenheit, weil bei derartigen Besprechungen von vorneherein ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, insoferne sie Gelegenheit zu freiem Meinungsaustausch bieten, der sich für beide Theile, die einheimischen Forscher wie die fremden Gäste, lehrreich und anregend zu gestalten verspricht. Nun habe ich es übernommen, diesem Kongress — nach den interessanten und belehrenden Ausführungen des Herrn Hofraths Dr. Toldt über die somatischen Verhältnisse der Tiroler — auch Einiges zu berichten über die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol, da ja unsere beiden Gesellschaften nicht blos Anthropologie im engeren Sinne betreiben, sich nicht auf die somatischen Erscheinungen beschränken, sondern auch ethnographische und urgeschichtliche Fragen als gleichberechtigt in den Kreis ihrer Forschung ziehen, welche drei Disziplinen in innigem und untrennbarem Zusammenhange stehen.

Ich muss mir nun freilich vorbehalten, Detailfragen über die urgeschichtlichen Funde von Tirol nicht hier, sondern im Ferdinandeum vor unsern Sammlungen zu besprechen, weil eben nur dort, mit den Fundgegenständen in der Hand, eine fruchtbare Diskussion sich entwickeln kann, und ich beschränke mich heute darauf, nur ganz allgemein in kurzen Zügen die urgeschichtlichen Verhältnisse Tirols zu charakterisiren und einige Gesichtspunkte herauszuheben, welche mir für die Beurtheilung der urgeschichtlichen Funde in Tirol massgebend erscheinen.

Ich habe da zunächst zu konstatiren, das wir in der ganzen Provinz Funde aus der paläolithischen Zeit nicht mit Sicherheit haben nachweisen können, eine Thatsache, die übrigens nichts Ueberraschendes hat, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, dass unsere Alpenthäler noch lange Zeit vergletschert blieben, als das Vorland bereits bewohnt war.

Dagegen können wir die Anwesenheit des Menschen in Tirol während der neolithischen Zeit mit der grössten Bestimmtheit konstatiren. Naturgemäss finden sich Spuren menschlicher Bewohner früher und reichlicher auf den sonnigen Südabhängen der Alpen, als hier im nördlichen Theile von Tirol. Schon seit Jahren ist eine ganze Reihe von Stationen im südlichen Tirol aufgedeckt, welche ausgesprochen der neolithischen Zeit angehören, so in der unmittelbaren Umgebung von Trient, bei Roveredo, auf dem Nonsberg u. s. w. Erst in neuerer Zeit ist es dann gelungen, mehrere neolithische Stationen auch in Deutsch-Tirol nachzuweisen. Es ist ein hervorragendes Verdienst des heute bereits mehrfach citirten Herrn Dr. Tappeiner, eine der interessantesten Stationen dieser Art aufgedeckt zu haben: St. Hippolit bei Meran. Es ist das auch die erste Station, welche ich Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Dr. Tappeiner persönlich genau habe studiren können, und es unterliegt gar keinem Zweifel, dass wir es hier mit einer dauernden Ansiedlung zu thun haben. Es ist dieser Platz auch nach der neolithischen Periode durch längere Zeit besiedelt geblieben. Im nördlichen Tirol sind verschiedene Einzel-Funde aus der neolithischen Zeit bekannt geworden, aber es lässt sich nicht bestimmt sagen, ob eigentliche Stationen vorhanden waren. Gerade in der nächsten Umgebung von Innsbruck finden sich allerlei Zeugen frühzeitiger Anwesenheit des Menschen, Artefakte, Topfscherben, bearbeitete Knochen etc., die im Schotter eingebettet sind. Diese Artefakte stammen zum Theil gewiss aus der neolithischen Zeit, aber ihre Lagerung ist nicht die ursprüngliche, und wir sind vorderhand nicht berechtigt, von neolithischen Stationen im Norden Tirols zu sprechen. Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass vor Kurzem auch Waffen aus Nephrit und Jadeit in Tirol gefunden wurden; so im Nonsberg und in der Station von St. Hippolit, an letzterer Stelle ein kleines, zierliches Beilchen, das ganz geeignet wäre, als Berloque an der Uhrkette getragen zu werden.

Aus der eigentlichen Bronzezeit besitzen wir schon ziemlich reichliches Material. Aber es handelt sich vorherrschend um Einzelfunde, in selteneren Fällen um Gräberfunde. Fast gar nie kommen eigentliche Stationen vor, die sich ausschliesslich auf die Bronzezeit erstrecken. Im Grossen und Ganzen muss man überhaupt konstatiren, dass die Bronzezeit verhältnissmässig schwach in Tirol vertreten ist, was um so mehr auffällt, als in dem westlichen Nachbarlande, der Schweiz, ja die Bronzekultur ausserordentlich hoch entwickelt war. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel durchaus kein zufälliger. Es ist neuerdings darauf hingewiesen worden, dass gerade die verkehrsarmen Länder reich an Bronzekulturartefakten sind, die ver-

kehrsreichen dagegen viel ärmer. Tirol hat aber immer zu den verkehrsreichen Ländern gehört. Immerhin lässt sich aus den Funden ein tieferes Eindringen der Menschen in das verzweigte Thalnetz noch während der Bronzezeit konstatiren.

Reich wird das Fundmaterial erst mit dem Beginne der Eisenzeit. Da haben wir nun sehr ergiebige Fundgruben in den Gräberfeldern. Gräberfelder aus der Hallstatt-Periode fanden sich in allen Theilen des Landes, im nördlichen Tirol ebenso wie im mittleren und südlichen. Diese Gräberfelder enthalten grösstentheils Brandgräber; aber diese zeigen nicht durchaus dieselbe Facies, sondern weisen lokale und regionäre Unterschiede auf. Gerade hier, in der Umgebung von Innsbruck, ist eine grosse Zahl solcher Urnenfriedhöfe aufgedeckt worden. Regelmässig sind die Gräber mit Steinen umstellt und mit Steinplatten bedeckt. Der Leichenbrand ist in grossen Urnen beigesetzt und nur ausnahmsweise in Steinkisten versenkt. Die Beigaben sind sehr typisch: ein krug- oder napfähnliches Gefäss, Schmuckgegenstände, häusliche Gebrauchsgegenstände wie namentlich Messer, aber fast niemals Waffen, wurden den Todten mitgegeben; Bronze herrscht weitaus vor, nur ganz vereinzelt erscheint neben Bronze auch Eisen. Das ist der Typus unserer nordtiroler Urnenfriedhöfe. Im südlichen Tirol treffen wir auch Urnenfelder, am bekanntesten ist das von Pfatten südlich von Bozen, das schon vor einigen Dezennien ausgebeutet worden ist. Diese südtirolischen Brandgräber tragen einen wesentlich anderen Charakter, als die nordtirolischen und es sind andere Einflüsse, die wir hier im Süden des Landes konstatiren können. Im östlichen Tirol, bei Welzelach im Iselthale ist endlich vor Kurzem von Herrn Forstkommissär Schernthanner (der sich unter den Anwesenden befindet) ein sehr interessantes Brandgräberfeld aufgedeckt worden. Ich habe Gelegenheit gehabt, in unserer Festschrift diesen Fund näher zu beschreiben; er hat wieder eine ganz andere Physiognomie, als die früher erwähnten aus Nord- und Mitteltirol.

Die Urnenfriedhöfe finden sich hier in der Gegend von Innsbruck, überhaupt im Innthal, so nahe beisammen, dass wir unbedingt daraus schliessen müssen, dass in jener Zeit, die ja verhältnissmässig weit zurückliegt, bereits eine recht dichte Bevölkerung das Thal bewohnte. Wir haben eigentlich noch im Weichbild unserer Stadt einen Urnenfriedhof zu verzeichnen. Derselbe dehnte sich zu beiden Seiten der Höttinger-Gasse aus und ist neuerdings in wiederholten Campagnen ausgebeutet worden. Wir finden weiter ganz analoge Urnenfelder in der Umgebung von Matrei, am Sonnenburger Hügel, bei Sistrans und bei Völs, also fünf in unmittelbarer Umgebung der Stadt. Dazu kommen zwei bei Imst und Wörgl. Das sind Urnenfelder mit einer sehr grossen Zahl von Gräbern, so dass die Besiedlung damals schon eine sehr intensive gewesen sein muss.

Auf die Hallstattkultur folgt dann auch bei uns diejenige, welche man nach der bekannten Schweizer Station als La Têne-Kultur zu bezeichnen pflegt, und die häufig auch einem bestimmten Volke, den Galliern zugeschrieben wird. Wir haben in Tirol aus dieser Periode meist nur Einzelfunde, nicht geschlossene Stationen. Es sind eben nur Ausnahmefälle, dass wirklich La Têne-Stationen vorhanden waren, wie der Friedhof von Col de flamm bei St. Ulrich in Groeden. Die La Têne-Kultur hat bei uns sehr lange angedauert; ihre Formgebung hält sich noch bis tief in die römische Periode. Die Römer sind bekanntlich bald nach Beginn unserer Zeitrechnung ins Land eingebrochen und haben massgebenden Einfluss auf das gesammte kulturelle Leben genommen. Auf die Römer folgten die Germanen, die in allen Theilen des Landes anthropologisch bedeutsame Spuren zurückgelassen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass auch der südliche Theil des Landes ziemlich intensiv von Germanen besiedelt war: von den Gothen und insbesondere den Langobarden, welche in Trient ein eigenes Herzogthum gründeten. Den grössten ethnographischen Einfluss haben in Tirol unter den germanischen Stämmen entschieden die Bajuwaren ausgeübt. Sie drangen bis in das Herz des Landes vor und verdrängten in den von ihnen besetzten Gebieten den Romanismus für immer.

Als ein allgemeines wichtiges Resultat der urgeschichtlichen Beobachtungen in Tirol durch alle die genannten Zeiträume und Kulturphasen möchte ich hinstellen die Kontinuität der meisten Siedelungen. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Punkten des Landes urgeschichtliche Funde zu beobachten in ununterbrochener Folge von der neolithischen Zeit bis auf die germanische, ja bis ins Mittelalter hinein. In weiteren Kreisen trifft man gar nicht selten noch jetzt die Ansicht verbreitet, dass von Zeit zu Zeit grosse Katastrophen über ein Land hereinbrechen, welche eine vollständige Umwälzung der kulturellen und ethnographischen Verhältnisse zur Folge haben. Aber diese Katastrophen-Theorie ist auf urgeschichtlichem Gebiete geradeso als abgethan zu betrachten wie in der Geologie. Der Begriff der „Ausmordung", welcher Ausdruck gerade durch den tirolischen Stylisten Fallmerayer in die Literatur eingeführt worden ist, existirt nach meinen Erfahrungen nicht, sondern die Kultur- und Völkerschichten gehen in einander über. Selbstverständlich werden auch da gelegentlich vorhandene Spannungen plötzlich und tumultarisch ausgelöst, ebensogut wie in der Geologie.

Nicht geringes wissenschaftliches Interesse verleihen den urgeschichtlichen Funden in Tirol die eigenthümlichen Beziehungen zu den Nachbargebieten. Wir können mit Bestimmtheit sagen, dass von Süden her eine sehr intensive Beeinflussung erfolgt ist, und zwar schon in sehr früher Zeit. Von zahlreichen Stationen in Südtirol besitzen wir Artefakte aus der Uebergangszeit der neolithischen in die Bronzekultur, die sich mit den Funden in den Terramaren der Poebene decken. Eigentliche Terramaren haben bisher nicht mit Sicherheit in Tirol nachgewiesen werden können, so wenig als eigentliche Pfahlbauten. Aber der halbmondförmige Henkel aus der Terramarenkultur, die „ansa lunata" der italienischen Prähistoriker kommt bei uns gar nicht selten vor. Auch sonst treffen wir die eigenthümliche Dekorationsweise der Terramarenkultur gelegentlich in den südtirolischen Stationen. In späterer Zeit wird der Einfluss der italischen Kultur noch deutlicher und intensiver: in der Villanova- und der Certosa-Periode. Derartige Einflüsse von Süden her, von Italien, konnten vorderhand nicht mit Bestimmtheit weiter nach Norden herauf, etwa bis ins Innthal, nachgewiesen werden. Aber ich vermag auch andererseits nicht direkt die Behauptung aufzustellen, dass hier eine solche Beeinflussung nicht stattgefunden hat. Es sind da die vorhandenen Beobachtungen noch nicht ausreichend.

In neuerer Zeit haben sich auch ziemlich zahlreiche und interessante Analogieen mit Funden in dem benachbarten Kärnthen, Krain und Istrien ergeben. Es ist in dieser Beziehung speciell darauf hinzuweisen,

dass wir in Tirol eine ziemlich grosse Zahl figürlich dekorirter Bronzegefässe besitzen, die unmittelbar verwandt sind mit denen aus den südostalpinen Gebieten und aus Este. In neuerer Zeit pflegt man die ganze hier in Betracht kommende Kultur einem bestimmten Volke zuzuschreiben, nämlich den Illyrern. Vieles von diesen Bronzegeräthen ist, wie sich aus der eigenartig provinziellen Differenzirung des Styles ergibt, im Lande selbst fabrizirt, und insoferne sind dieselben auch für die Paläoethnologie von Tirol von grosser Bedeutung.

Es kommt dann noch eine andere Kulturbeeinflussung in Betracht, die der La Têne-Kultur. Es spricht Manches dafür, dass diese nicht direkt von Westen, sondern eher von Südwesten in das Land eingedrungen ist. Zwischen den urgeschichtlichen Verhältnissen der Schweiz und Tirols besteht ein ziemlich grosser Abstand. Andererseits lässt sich konstatiren, dass die Funde in Nordtirol und die im nördlichen Vorlande in sehr intimen Beziehungen zu einander stehen, wie z. B. die schöne Arbeit von Dr. Naue über die Bronzezeit in Bayern genügend dargethan hat.

Die Entwickelung der Kultur in Tirol ist ganz entschieden sehr massgebend beeinflusst worden durch die geographischen Verhältnisse, insbesondere durch die Position des Landes. Tirol nimmt und nahm immer eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Von der apenninischen Halbinsel geht die Passage nach den nordeuropäischen Gebieten mitten durch Tirol und zwar längs einer von der Natur gegebenen Linie. Es führt hier ein nahezu meridional verlaufendes Doppelthal über den Hauptkamm der Alpen: das Etsch- und Eisakthal einer- und das Sillthal andererseits. Das ist eine Verkehrslinie, welche schon in den ältesten Zeiten frequentirt worden ist. Von Osten her ist das Land noch leichter und bequemer zugänglich durch die nach zwei Seiten abwässernde Rinne des Pusterthales. Und in der That haben diese beiden Linien, welche im Herzen des Landes zusammentreffen, den Verkehr in früher Zeit schon rege gemacht und sind auf ihnen die mannigfachsten Kulturkeime hereingekommen. Wenn wir das im Auge behalten, so darf es uns nicht wundern, dass die Beeinflussung vom Norden, Süden und Osten her eine sehr intensive gewesen ist.

Es sind dann noch gewisse Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bevölkerung für die Entwickelung dieser von Aussen überkommenen Kulturkeime massgebend geworden. Noch heute ist ein Charakterzug des Alpenbewohners und speziell des Tirolers der Konservatismus, und diese Eigenthümlichkeit geht ganz entschieden bis in die urgeschichtliche Zeit zurück. Wir können in der frühesten Zeit schon die Neigung beobachten, am Alten, einmal Gegebenen festzuhalten, die alten Typen zu bewahren, auch noch zu einer Zeit, wo sie anderswo längst als unmodern abgelegt worden waren. Es sind zwei verschiedene Tendenzen, die sich bei uns kreuzen: einerseits die günstige Verkehrslage, die ein drängendes, treibendes Motiv repräsentirt, anderseits dieses zähe Festhalten an dem, was einmal war und hergekommen ist. Daraus resultiren allerlei eigenthümliche Erscheinungen. Dem drängenden Elemente sind die verschiedenartigen fremden Kulturkeime zuzuschreiben, die wir nebeneinander im Lande finden. Anderseits begegnen wir vielfach veralteten Formen, die uns in diesen Lagen und Positionen förmlich überraschen. In Pfatten bei Bozen z. B. sind Gräber aufgedeckt worden mit exquisitem Hallstatt-Inventar von oberitalischem Charakter, und daneben haben sich ausgesprochene Terramaren-Typen erhalten. In den Gräberfeldern des Innthales begegnet uns ein Material, das der ausbeutende Urgeschichtsforscher unbedingt für die reine Bronzezeit in Anspruch nehmen würde. Es gibt aber eine ganze Reihe von Momenten, welche beweisen, dass diese Funde durchaus nicht so alt sind, als sie scheinen. Wir treffen da neben bronzezeitlichen Typen auch solche, welche unbedingt der jüngeren Hallstattperiode angehören. Besonders bezeichnend ist weiter die Zähigkeit, mit welcher in ganz Tirol die La Têne-Formen festgehalten sind. Wir treffen Fibeln aus der späteren römischen Kaiserzeit, welche ein weniger geübtes Auge für La Têne-Fibeln halten würde. Erst bei genauerem Zusehen erkennt man, dass es römische Provincial-Fibeln sind.

Ich möchte zusammenfassend die Ansicht aussprechen, dass die urgeschichtlichen Funde in Tirol desswegen ein eigenartiges und allgemeines Interesse besitzen, weil wir uns in einem ausgesprochenen Grenzgebiete befinden. Im Herzen von Tirol sind drei Kulturkreise unmittelbar in Kontakt getreten, die für die prähistorische Entwicklung von der allergrössten Wichtigkeit sind: italische Einflüsse von Süden, dann illyrische von Osten und gallische von Südwesten. Es ist unter diesen Umständen natürlich nicht immer ganz leicht, die einzelnen Fundgegenstände genau zeitlich zu bestimmen. Aber es liegt darin eine Aufforderung, die Sachen um so schärfer anzusehen. Das Studium der Grenzgebiete ist immer von ganz besonderem Reize. Ein geistreicher Schriftsteller hat einmal gesagt: wie der moderne Reisende an der politischen Grenze verhalten werden kann, seine Legitimation vorzuweisen, so gelingt es dem Forscher in den Grenz- und Uebergangsgebieten oft am leichtesten, den Dingen so recht auf den Grund zu schauen und ihre Eigenart und charakteristischen Merkmale richtig zu erkennen.

In diesem Sinne darf ich vielleicht hoffen, dass unsere bescheidene, äusserlich durchaus nicht imponirende Sammlung urgeschichtlicher Gegenstände für die Kongresstheilnehmer nicht ganz ohne Interesse sein wird.

Herr Regierungsrath **Constantin Hörmann**, Museumsdirektor in Sarajevo (Bosnien):

Ueber nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegovina.

Wenn ich es unternehme, in dieser geehrten Versammlung ein Bild über nationale Spiele und Schaustellungen in Bosnien und der Herzegovina zu entwerfen, so bin ich mir dessen vollkommen bewusst, dass ich vorderhand nur eine flüchtige Darstellung zum Gegenstande zu geben in der Lage bin, denn die Forschungen des erst vor sechs Jahren ins Leben gerufenen bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums sind gerade auf ethnographischem Gebiete von noch allzujungem Datum, als dass man aus den bisherigen Ergebnissen schon jetzt bestimmte Schlussfolgerungen ziehen könnte.

Durch Jahrhunderte von abendländischen Kultureinflüssen fast gänzlich abgeschlossen, erhielt sich beim bosnischen und herzegovinischen Volke, dessen konservativer Charakter uns auf Schritt und Tritt zur Wahrnehmung gelangt, mancher, aus weiter Vergangenheit stammender Brauch in ursprünglicher Reinheit. Ganz besonders ist dies der Fall bei Volksspielen und Tänzen, welche bei den übrigen stammverwandten südslavischen Völkerstämmen, den Serben, Kroaten und Slovenen, und theilweise auch den Bulgaren, entweder schon der Vergessenheit anheim gefallen sind, oder in Folge des nivellirenden Einflusses der westlichen Kultur und der von dort übernommenen neuen Lebensanschauungen und Gewohnheiten Modifikationen erfahren haben, die dem nationalen Spiele mehr oder minder seine Eigenart benahmen.

Wenn wir die in so grosser Zahl erhalten gebliebenen mittelalterlichen Grabdenkmäler Bosniens und der Herzegovina — bisher wurden in 1678 Gräberfeldern nicht weniger als 59,455 solcher Denkmäler gezählt — betrachten, so entdecken wir an gar vielen derselben Sculpturen, welche die markantesten Lebensgewohnheiten der Bosnier und Herzegovzen zur Zeit bis zur türkischen Invasion, welche im Jahre 1463 dem bosnischen Königreiche das Ende bereitete, zur Darstellung bringen. Wir finden dort neben Jagdszenen vielfach den Kolotanz und Tournierspiele veranschaulicht, Vergnügungen, welchen der Bosnjake und Herzegovze mit demselben Eifer und in fast unveränderter Form wie seine Vorfahren auch heutzutage huldigt.

In dieser Beziehung bleiben die Bekenner des muhammedanischen Glaubens hinter ihren Brüdern der beiden christlichen Konfessionen nicht zurück, denn in allen seinen Lebensgewohnheiten blieb der zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Osmanen zum Islam übertretene Theil der Bevölkerung, — soweit dies mit den Satzungen des muhammedanischen Glaubens nicht im direkten Widerspruch stand — den von den Vorfahren ererbten Sitten und Gebräuchen treu.

Zu weit würde es mich führen, wollte ich hier des Näheren schildern, wie der bosnisch-herzegovinische Muhammedaner dem eigentlichen Osmanenthum seine eigene Volksthümlichkeit mit starrer Beharrlichkeit entgegensetzte, und demselben in Zeitläufen, wo es sich darum handelte, ererbte Sitten und Bräuche gegen die von den Osmanlis angestellten Abschaffungs- oder Abänderungsversuche zu vertheidigen, selbst mit der Waffe in der Hand die Stirne zu bieten wusste.

Ich erinnere nur daran, dass, als im fünften Dezennium dieses Jahrhunderts im türkischen Reiche reguläres Militär aufgestellt und für dasselbe eine eigene Uniform eingeführt wurde, die bosnisch-herzegovinischen Muhammedaner, welche jederzeit zu den tapfersten Streitern des osmanischen Reiches zählten, dieser Neuerung bewaffneten Widerstand entgegenbrachten und dass es erst der eisernen Faust des kroatischen Renegaten, Ghazi Omer-Pascha Latas, gelingt, diese Reformen nach jahrelangen blutigen Kämpfen durchzuführen. Und als sich unmittelbar vor der Okkupation des Landes durch Oesterreich-Ungarn, unter Hadži Loja's Führung, die aufständische Bewegung vorbereitete, die in ihren Anfängen sich gegen die Osmanlis richtete, da war es eine der ersten Verfügungen dieses verwegenen Insurgentenführers, die Ablegung der dem Abendlande nachgebildeten Militäruniform und der westländischen Zivilkleidung, wie auch gleichzeitig die Anwendung der bosnischen Nationaltracht für Jedermann ohne Ausnahme zu dekretiren.

Heiteren Temperaments, genügsam in seinen Anforderungen an das Leben, versteht es der Bosnier und Herzegovze, sei er Bauer oder Städtler, dem Leben die heiterste Seite in seinen Mussestunden abzugewinnen. Er liebt die Geselligkeit, was die Vorbedingung der sprichwörtlichen südslavischen Gastfreundschaft ist, und beide Eigenschaften bringen es mit sich, dass bei Versammlungen, die aus vielfachen Anlässen im Hause wie auch im Freien stattfinden, neben Erzählungen und von Gusla-Klängen begleiteten Recitationen uralter Heldenlieder eine Menge von Spielen die Zeit angenehm verkürzen helfen.

Bei Aufzählung der mir bekannt gewordenen, von mir so oft belauschten Volksspiele werden sich einige finden, deren Ursprung ein allgemeiner ist; die meisten sind aber rein slavisch. Unter den Kinderspielen finden wir vor allem einige aus der Antike überlieferte und mehr oder weniger zum Gemeingut aller Völkerstämme gewordene Spiele. So zunächst das mit dem antiken Scrupulus identische Spiel „Koza“ (Ziege) genannt, wo es sich darum handelt, von vier Kieselsteinen zunächst einen, dann zwei, drei und vier aufzufangen, während der fünfte in die Höhe geworfen und ebenfalls abgefangen werden muss, worauf dann noch der Spieler beim steten Emporwerfen und Ab-

fangen des fünften Steines die übrigen vier durch das vom Daumen und Zeigefinger der linken Hand gebildete Thor in die Hürde (Tor) oder das Zelt (Čador) hineinzuschnellen hat. Dieses sehr beliebte Mädchen- und Knabenspiel wird wegen der fünf verwendeten Scrupuli allgemein auch petenjak genannt (vom Worte pet = fünf).

Statt mit Glaskugeln spielen die bosnischen Knaben mit Nüssen auf dreierlei Art:

Beim Kupa-(Häufchen-)Spiel gilt es, vom Standorte (pik) aus ein aus vier Nüssen gebildetes Häufchen mit einer vom Daumen fortgeschnellten Nuss, dem sogenannten „Kupac", zu treffen.

Beim Spiel „Šehovi" (die Scheichs, muhammedanische Mönche) werden die Nüsse in eine Reihe aufgestellt, um vom Standorte aus durch einen gut gezielten Wurf der Reihe nach getroffen und gewonnen zu werden; gelingt der Wurf nicht, so ist die Wurfnuss der Reihe der Šehovi anzureihen.

Bei dem Spiele Dugonona (die langbeinige) wird die Vorhand durch den besten Wurf zu einem bestimmten Ziele errungen, von welchem aus dann der glückliche Werfer die nächstliegenden Nüsse der Mitspieler anpocht.

Ich glaube, dass es nicht uninteressant ist, wenn ich erwähne, dass das in Tirol unter dem Namen „Sautreiben" bekannte, in der Festschrift der geehrten Versammlung von meinem tirolischen Namensvetter beschriebene Spiel in Bosnien und der Herzegovina zu den Lieblingsspielen nicht bloss der Kinder, sondern selbst der Erwachsenen zählt, und heisst es dort Keva, Ćureta oder auch Svadba. Gespielt wird dasselbe ganz auf dieselbe Weise und wird das Mittelloch „Kotar" (die Hürde), die Löcher der Mitspieler Kuće (die Häuser), die „Sau" aber „ćur" genannt.

Ausgesprochene Vorliebe hegt der Bosnier und Herzegovze für gymnastische Spiele.

Bei den so beliebten Ausflügen auf's Land, den sogenannten Teferići, bei Zusammenkünften an Feiertagen, bei Hochzeiten und sonstigen Familienfesten würde der Fremde, wenn er das Treiben des Volkes beobachtet, meinen, in eine längst vergangene Zeit versetzt zu sein, und geradezu darüber staunen, mit welcher Hingabe sich die bosnische Jugend den verschiedenartigsten Muskelübungen hingibt. Sein Erstaunen würde sich aber noch steigern, wenn er bemerkt, dass sehr oft, verführt durch das Treiben jüngerer Leute, sich aus dem Kreise der Zuschauer selbst ergraute bärtige Männer in den Kreis der Spieler mengen, um der Jugend zu zeigen, dass auch sie noch ernst zu nehmende Rivalen im Spiele seien.

Eine der beliebtesten Kraftübungen ist das in der Antike so stark kultivirte Diskoswerfen. Bei uns in Bosnien und der Herzegovina vertritt die Stelle des Diskos allerdings bloss ein grösserer Stein (Kamen), eine Kanonenkugel (Džunle) oder eine eiserne Stange von etwa Meterlänge (Ćuskija). Der Wurf erfolgt ohne Anlauf und beim Stein oder der Kugel auch ohne Armbewegung. Der Stein oder die Kugel wird mit der Hand ober der rechten Schulter gehalten, der ganze Körper in eine schaukelnde Bewegung versetzt und im Momente, wo der Diskobol die gehörige Schwungkraft erhalten zu haben meint, durch Vorbeugen des Oberkörpers und nach vorne Strecken des Armes fortgeschnellt. Deshalb heisst das Spiel „Kamena s ramena" (Stein vom Arme). Beim Wurfspiel mit der Eisenstange darf derselben die Schwungkraft durch Armschwenkungen gegeben werden.

In bunter Reihe folgen nun Lauf- und Sprungübungen. Der Lauf wird entweder ohne Hilfsmittel oder aber mit Zuhilfenahme zweier, etwa 1½ Meter langer fester Stöcke, die dem Läufer zum Fortschnellen dienen, ausgeführt. Die Läufer entkleiden sich vollständig bis auf die Unterhose und stellen sich am Start in einer Reihe auf, um auf das Kommando des Spielleiters zum Ziele zu eilen. Distanzen von 1000—2000 Meter sind keine Seltenheit; als Preise dienen: ein Hemd, gestickte Tücher u. dgl. — Die Sprungübungen sind wie überall zweifach, der Weit- und der Höhensprung mit und ohne Anlauf. Höhensprünge von 1½ bis fast 2 Meter sind, natürlich mit Anlauf, in Bosnien keine Seltenheit und hatten einige hier anwesende Herren vor wenigen Tagen erst in Pod Romanja Gelegenheit, dieses Spiel zu beobachten.

Ein Sprungspiel, welches uns griechische Vasengemälde vorführen, ist das in Bosnien und der Herzegovina bei Volksfesten noch gegenwärtig gebräuchliche Springen auf eine aufgeblähte, frische Ziegenhaut. Die frisch abgezogene, gut aufgeblasene und hierauf luftdicht verbundene Ziegenhaut wird auf den Erdboden, der von Steinchen oder Holzstücken sorgsamst gereinigt wird, niedergelegt und müssen die Springer, welche sich um die gewöhnlich sehr bescheidenen Siegerpreise bewerben, trachten, die aufgeblähte Haut durch Aufspringen auf dieselbe mit der kräftig anzusetzenden Ferse zum Platzen zu bringen. So unterhaltend das Spiel für den Zuschauer ist, so hat es schon manchem, durch die elastische Kraft des Schlauches weit weg geschleuderten Springer ein böses Andenken eingetragen.

Allgemein verbreitet ist auch der Ringkampf, „hrvanje", wobei sich die Kämpfer nicht selten bis auf die Unterhose entkleiden. Als Regel gilt, dass die Kämpfenden sich bloss an den Armen und um den Oberleib fassen dürfen. Kniestellen oder sonstige Finten sind verpönt; der Kämpfer muss trachten, den Gegner ausschliesslich durch die Muskelkraft seines Armes zu Boden zu strecken.

Wieder andere Spiele dienen zur Erprobung der Hebekraft. „Dizanje Kabala" (das Eimerheben) besteht darin, dass zwei Männer, welche in hockender Stellung sich mit den Händen an den Zehen festhalten und sich den Rücken zukehren, von dem ländlichen Athleten gleichzeitig bei ihren festgebundenen Leibgürteln gepackt, in die Höhe gehoben und herumgedreht werden müssen. Aehnlich geschieht es beim „Bisage-(Satteltaschen-)Spiel", bei dem sich der ländliche Athlet auf Knie und Ellenbogen niederhockt und zwei der Mitspieler sich auf seinen Nacken und Rücken kräftig niedersetzen; nun muss er die Beiden derart emporheben, dass er sammt der Last auf Händen und Füssen ruht und sich nach vorwärts und rückwärts je einige Schritte bewegt.

Gewaltige Muskelkraft erfordert aber auch das sogenannte „Speerheben" (Koplje dizati). Ein Bursche liegt am Rücken in starrer Haltung am Boden, der andere fast ihn nun in gebeugter Stellung mit beiden Armen an den Unterschenkeln (über das Knie darf er nicht greifen) und hebt den starren Körper — das Koplje, den Speer — empor, bis derselbe in die senkrechte Lage kommt.

Seltener als die vorgenannten sind in Bosnien und der Herzegovina equilibristische Spiele; mir sind nur zwei derselben bekannt geworden. Das eine, welches „Spiessdrehen" (Ražanj) genannt wird, ist eine Art am gespannten Seil ausgeführter Kniewelle, während

das zweite eine mimische, derb komische Abschiedsszene des nach Mekka ziehenden Pilgers (Hadži) darstellt. Der Hadži steigt auf das in Mannshöhe straff gespannte Seil und hockt mit unterschlagenen Füssen auf demselben. Um sich am Seile in dieser Stellung zu erhalten, hält er in beiden Händen Stöcke, da er aber die Begrüssungen der Zuschauer in orientalischer Weise mit der rechten Hand erwidern und mit der linken mimisch darstellen muss, dass er das Reitpferd leitet, so geschieht es nur allzu oft, dass er das Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt, was natürlich die Zuschauer zum Lachen bringt.

Ein bei Jung und Alt sehr beliebter Wintersport ist das Plazalospiel (Schlittenfahren), wobei die Spieler auf ganz kleinen Schlitten von kaum 60—80 Centimeter Länge die steil geböschte Bahn heruntersausen und zum Steuern sich lediglich der Füsse bedienen dürfen. Die beiden Schlittenschienen sind entweder abgerundet (gajtouli), zugespitzt (ligure) oder mit scharfen Eisen beschlagen (čibuklije). In Sarajevo werden zu diesem Vergnügen, an dem ich sehr oft 50 und 60jährige Männer theilnehmen sah, die steilsten Strassen oder Bergabhänge gewählt und die Rutschbahn durch fleissiges Begiessen — wozu zeitweise gefärbtes Wasser verwendet wird — recht glatt gemacht. Die echten Plazalo-Virtuosen lassen sich aber die glatte Bahn nicht genügen, sondern es werden für sie durch aufgeworfene, fest gestampfte Schneebänke (die sogen. Skakala, Sprungstellen) in Abständen von 10—15 Mtr. mehrere Hindernisse hergestellt, welche der kühne Schlittenfahrer in sausender Fahrt durch geschicktes Emporschnellen des Schlittens zu übersetzen hat.

Gesellige Versammlungen an langen Winterabenden, bei Muhammedanern zumeist zur Zeit des Fastenmonates Ramazan, sind dem Bosnier und Herzegovzen ein Bedürfniss, welches er nach alter Väter Sitte unter keinen Umständen unbefriedigt lassen will. Bei diesen Versammlungen (Sijelo, sastanak, prelo = Spinnabend) finden sich Alt und Jung aus allen befreundeten Nachbarhäusern ein, bei den Muhammedanern natürlich bei Trennung der Geschlechter, und vertreibt man sich die Zeit bis in die späte Nacht mit Gesang und einer reich abwechselnden Serie anziehender, dabei stets dezenter Spiele, welche sich um so reizender darstellen, weil mancher Vorfall, der sich im Dorfe oder in der Nachbarschaft ereignete, in humorvoller Weise parodirt in das Spiel und den Begleitgesang mit verflochten werden. Niemand wird es einfallen, wegen solcher Scherze böse zu thun, denn heilig wird das Sprichwort gehalten, „dass Scherze im Spiele keine Beleidigung sind".

Die Aufzählung aller dieser Spiele würde zu weit führen und dürfte es genügen, bloss zu erwähnen, dass sie in zwei Gruppen zerfallen, von denen die eine Reigenspiele sind, wobei die Spieler im Kreise auf dem Boden oder den Minders sitzend nach dem Kommando des Spielleiters (Majstor) verschiedene pantomimische Szenen aus dem Leben durchführen, oder einen in der Mitte postirten Spieler von irgend welcher Verrichtung zu befreien trachten, was die Gegenpartei zu vereiteln versucht. Jedes dieser Spiele hat seine festen Regeln, wobei aber Improvisationen gerne eingeschoben werden. Manche dieser Spiele begleiten Gesänge oder auch Reigentänze nach eigenem Rhythmus und Tanzschritt.

Die zweite, noch mannigfaltigere Gruppe bilden Versteckspiele, bei denen es gilt, auf mehr oder minder spannende Weise Gegenstände zu errathen. Eines der beliebtesten dieser Art heisst „prsten pod findzanom" oder „prsten pod kapom" (Ring unter der Kaffeeschale oder Mütze) und wird in ähnlicher Weise ausgeführt, wie das Ringspiel, wobei zu errathen ist, bei welchem der Mitspieler sich der Ring befindet. —

Den Glanzpunkt jedes Festes, jeder geselligen Zusammenkunft bei verschiedenen familiären oder öffentlichen Anlässen bildet der nationale Reigentanz, das „Kolo". Ohne ihn ist keine Festlichkeit denkbar. Wenn die Muhammedaner am Vorabende des Alidžun (mit dem St. Eliastage identisch) in hellen Schaaren die nächste Bergkuppe besteigen, um dort den anbrechenden Morgen oder wie sie sagen „die Geburt der Sonne" zu erwarten; wenn sie am Nachmittage des Alidžun in's Freie zum Teferić (Ausflug) wandern; wenn sich die Dorfbewohner bei einem Nachbar über dessen Einladung zur „Moba" (freiwillige Arbeitsleistung) oder zum „Komušanje" (Auslösen der gebrochenen Maiskolben) einfinden; wenn der orthodoxe Christ sein „Krsno ime" (Fest des Hauspatrons) feiert; wenn sich die christliche Bevölkerung beim Kirchweih oder sonst einem kirchlichen Feste, der Muhammedaner beim Turle (Grabstätte) eines heiligen Mannes versammelt; endlich wenn Hochzeiten oder sonstige Familienfeste stattfinden, so bezeichnet der Kolotanz stets den Höhepunkt der Festesfreude.

Den Tanz begleiten entweder gesungene Melodien oder es dreht sich der Reigen nach dem Rhythmus volksthümlicher Instrumente: der Diple, Tamburica, ćemane, šargija, svirala u. s. w.[1]). Im Kolo tanzen nur Mädchen und Burschen, selten zu Paaren, sondern willkürlich im Reigen geordnet. Bei Muhammedanern tanzen die Burschen für sich im muško kolo (Männer-Kolo), die Mädchen getrennt im Žensko kolo (Weiber-Kolo) im abgeschlossenen Hofraum oder Garten.

Der „Kolovogja" (Reigenführer, Vortänzer) leitet den Tanz und Gesang; wird aber das Kolo mit Instrumental-Musikbegleitung exekutirt, so sind die Musikanten in der Regel in der Mitte des Reigens postirt. Wer erblickt hier nicht eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Horostanz der alten Griechen, wobei ich noch bemerken möchte, dass der Kolotanz bei den Bulgaren den Namen „Horo" führt und dass eine Art Kolo in einigen Theilen Serbiens „Oro", „Kraljevo oro" (Reigen, Königsreigen) genannt wird. —

Vielfach sind die Arten des Kolo, die Tanzschritte und das Tempo so vielseitig, dass es eines geschickten Musikologen und Tanzkünstlers bedürfen würde, um alle Motive dieses so beliebten Nationaltanzes in den verschiedenen Gebieten der südslavischen Völkerstämme festzustellen. Zwei interessante Arten des Kolo konnte ich in Bosnien und der Herzegovina beobachten, die ich sonst in den von Südslaven bewohnten Ländern nicht vorfand. Die eine ist das dvostunko kolo (Doppelreigen), bei welchem in der Mitte des grossen Reigens ein kleinerer Kreis kräftiger Burschen (gewöhnlich vier bis sechs) tanzt, auf deren Schultern in aufrechter Stellung ebenso viele junge Männer stehen und Mühe haben, sich bei den lebhaften Bewegungen ihrer Träger im Gleichgewichte zu erhalten. Die andere interessante Koloart ist das junacko kolo (Heldenreigen), wo die nach Art der Quadrille in zwei Reihen

1) Diple ist die antike Syrinx, tamburica ein kleines, mandolinenartiges, mit vier gleich gestimmten Drahtsaiten versehenes Instrument; die šargija ist der tamburica ähnlich, doch grösser und in g-dur-Accord gestimmt; Ćemane die Violine, Svirala die Hirtenflöte.

aufgestellten Tänzer reihenweise in der Richtung zur Gegenreihe zunächst einige Schritte im langsamen Tempo schreiten, um hierauf einen gewaltigen Sprung auszuführen.

Zum Schlusse möchte ich noch die nationalen Schauspiele erwähnen. Es ist dies eine Belustigung von so allgemein ethnographischer Basis, dass es für diesmal genügen dürfte, bloss das Vorhandensein volksthümlicher Possenspiele auch in Bosnien und der Herzegowina zu konstatiren. Das Sujet dieser Studie wird meist dem Leben entnommen und werden in mancher derselben mit beissender Satyre durch Wort und Geberden althergebrachte Missbräuche gegeisselt.

So erinnere ich mich einer solchen ländlichen Posse, die eine gelungene Parodie des alten Gerichtsverfahrens, bei welchem Bakšiš (Geschenk) und Rušve (Bestechung) weit ausschlaggebender war, als das geschriebene Recht.

Ein anderes „Hadžija" betiteltes Volksschauspiel parodirt den Mekkapilger, welcher einst jahrelang auf der Pilgerreise zur Kaaba (Grab des Propheten) verweilte. Während seiner Abwesenheit gehen Haus und Hof zu Grunde und wird von den leichtsinnigen Söhnen des Hadžija zum Schlusse auch sein Weib verkauft, was den rückgekehrten Hadži dazu treibt, von der heimathlichen Scholle in die weite Welt zu flüchten.

Die hauptsächlichste Würze erhalten diese mit vielen derben Spässen versetzten Possen durch den wirklich durchschlagenden, urwüchsigen Humor der Darsteller.

Auch Umzüge, die an bestimmten Tagen veranstaltet werden, konnten in Bosnien und der Herzegovina konstatirt werden, wobei es auffällt, dass sich diese bis zum heutigen Tage nur bei der muhammedanischen Bevölkerung erhalten haben. Ein solcher Umzug, „Trubaljke" genannt, wird am Vorabende des Georgstages ausgeführt. Die jungen Burschen aus allen Häusern des Dorfes versammeln sich an einem bestimmten Platze und bringt jeder eine aus Weiden- oder Haselnuss-Rinde gedrehte Flöte mit. Unter Leitung eines gewählten Führers zieht nun die Gesellschaft von Haus zu Haus, wobei zuerst das Haus eines Weibes, welche im Verdachte der Hexerei steht, aufgesucht wird. Dort angekommen, stossen alle in ihre Flöten und spektakuliren durch einige Zeit, um sodann nach der Reihe alle Dorfhäuser abzugehen und überall den gleichen Lärm zu machen. Dadurch soll den Anschlägen böser Geister und der Hexen vorgebeugt werden.

Ein anderer Umzug, Čaraice (wörtlich übersetzt Beschwörer) oder Očice (Seher) genannt, geht, nachdem sich die Theilnehmer vermummt haben, am Vorabende des Weihnachtsfestes von einem muhammedanischen Hause zum andern, angeführt vom „Did" (Djed, der Greis) und der „Cura" (Mädchen), welche ein in Weiberkleidung gehüllter Bursche darstellt. Beim Hause angekommen, wird der Hausherr herausgeklopft und von ihm eine Gabe erbeten, indem ihm gleichzeitig Glück und Gottessegen gewünscht wird. Lässt sich's der Hausherr beifallen nicht zu erscheinen oder gibt er den Čaraice's keine Gabe, so folgen arge Beschimpfungen, die ebenso wie die Segenswünsche nach althergebrachten, unabänderlichen Formeln vom „Did" gehalten werden.

Hiemit glaube ich, eine übersichtliche Darstellung der in Bosnien und der Herzegowina gebräuchlichen Volksspiele gegeben zu haben. Manche dürften wohl von den Nachbarstämmen übernommen sein, die meisten wurzeln aber in weiter Vergangenheit. Viele der letzteren scheinen von den Urbewohnern den slavischen Einwanderern überliefert worden zu sein und deuten namentlich die gymnastischen Kraftübungen auf die klassische Antike, — oder sind sie urslavischen Ursprunges, wie z. B. alle eigentlichen Festspiele, und namentlich der Kolotanz, von dem man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen könnte, dass er in urslavischer Vergangenheit nicht ein blosses Vergnügen war, sondern sacrale Bedeutung hatte. Wird ja doch dieser Tanz mit Vorliebe hauptsächlich an Festtagen ausgeführt, welche, wie St. Georgs- und St. Eliastag, mit den Festtagen slavischer Natur-Gottheiten übereinstimmen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schliessen, ohne des nationalen Barden, des Guslars zu gedenken, der bei jeder Festesfreude der bosnisch-herzegovinischen Bevölkerung erscheint, um zu den monotonen Tönen seines einsaitigen Instrumentes die Thaten des Kulin ban, des Königssohnes Marko, des muhammedanischen Nationalhelden Alija Gjerzelez und anderer Junaken zu besingen. Um ihn versammelt sich Alt und Jung, um durch viele Stunden seiner in formvollendeten zehnsilbigen Versen abgefassten Recitation andächtig zu lauschen. Im Volksdichter finden wir aber auch den echten Volksdichter, der die wichtigsten Begebenheiten des Alltagslebens, die ihn zum Singen und Sagen inspiriren, in wohlgesetzten Versen mit spielender Leichtigkeit improvisirt, und wird es mich deshalb nicht Wunder nehmen, wenn jener Repräsentant der bosnischen Guslarn, den wir vor wenigen Tagen auf der für die Urgeschichtsforschungen so wichtigen Glasinacer Hochebene den dahin gekommenen Archäologen und Anthropologen vorstellen konnten, schon in kürzester Zeit die Thätigkeit des ersten wissenschaftlichen Kongresses in Bosnien-Herzegovina seinen Zuhörern zu den Klängen der Gusla verkünden wird.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XXIV. Der neuen Folge XIV. Band.)

Nr. 5. November u. December. **Sitzungsberichte.** **1894.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894.** 1. Veränderungen im Mitgliederstande; S. [197]. — 2. Festsitzung; S. [197]. — 3. Beglückwünschungen; S. [197].

Monats-Versammlung am 13. November 1894. 1. Meringer, Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses; S. [197]. — 2. Hein, Reisenotizen; S. [197].

Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894. 1. Ehren- und correspondirende Mitglieder; S. [199]. — 2. Neues Mitglied; S. [199]. — 3. Sitzungstage im Jahre 1895; S. [199]. — 4. Unterbleiben der Ausgrabungen in Kreuzendorf; S. [199]. — 5. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [199].

Monats-Versammlung am 11. December 1894. Szombathy: 1. Bukowina; 2. Malleiten; 3. Sarajevo; S. [199]. — 4. Geschenke für die Bibliothek; S. [213].

Ausschuss-Sitzung am 13. November 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

1. Gestorben sind das unterstützende Mitglied Edmund Fürst Clary und Aldringen, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath, und die wirklichen Mitglieder Dr. Wilhelm Ritter v. Frueth, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. in Wien, Dr. Ludwig Mauthner, k. k. Universitäts-Professor in Wien, und Josef Anton Specht in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren:

Leo Dołkowski, Techniker in Wien;
Alexander Ritter v. Flondor, Gutsbesitzer in Hlinitza;
Franz Fiala, Custos-Adjunct am bosnisch-hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo;
Franz X. Franc, Secretär der historischen Gesellschaft in Pilsen;
Karl Gerlich, Lehrer in Prerau;
Constantin Hörmann, k. u. k. Regierungsrath und Museumsdirector in Sarajevo;
Hans Leder in Jauernig;
Anton Max Pachinger, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien;
Dr. Emil Reisch, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck, und
Dr. Leopold v. Schroeder, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck.

2. Anlässlich des 25. Jahrestages der Gründung der Gesellschaft am 13. Februar 1895 wird die Abhaltung einer Festsitzung beschlossen, welche am 12. Februar 1895, um 7 Uhr Abends stattfinden wird.

3. Gelegentlich der am 17. November stattfindenden Feier des 25jährigen Bestehens der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte wird der Präsident, Herr Baron v. Andrian, persönlich die Glückwünsche der Wiener Gesellschaft überbringen. Desgleichen wird beschlossen, die Alterthumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg zur Feier ihres 50jährigen Jubiläums schriftlich zu beglückwünschen.

Monats-Versammlung am 13. November 1894.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Universitäts-Professor **Dr. Rudolf Meringer** spricht über

Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses.

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse seiner heurigen Tiroler Reise. Die Thatsache der Existenz eines althergebrachten typischen Hausrathes stehe nunmehr ausser Zweifel und es werde mit ihr zu rechnen sein.

Auch persönliche Erfahrungen theilt er mit. Es sei nicht anzurathen, ohneweiters auf Forschungsreisen in die Häuser einzudringen, was ja möglich wäre, da sie zumeist nicht versperrt sind. Innere Hausstudien sind nur unter Assistenz einer dem Einwohner bekannten autoritativen Persönlichkeit zu empfehlen. Der Richter, Pfarrer, Schullehrer seien die erwünschtesten Begleiter.

Der Vortragende klagt, dass noch immer zu wenig Männer sich mit der Erforschung des Hauses beschäftigen. Man könne heute schon mit Sicherheit sagen, dass, wenn das Tempo der Forschungen nicht beschleunigt werde und die Zahl der Forscher sich nicht verzehnfacht, sehr vieles heute noch bestehende, wissenschaftlich werthvolle und unersetzliche Material einfach dem Untergange geweiht ist, so dass keine Kunde von ihm zu späteren Generationen gelangen wird. Es wäre daher dringend nothwendig, Alles aufzubieten, um die Arbeiten zu beschleunigen.

2. Herr **Dr. Wilhelm Hein** gibt

Volkskundliche Reisenotizen aus Oesterreich.

Dieselben beziehen sich auf zwei ganz verschiedene Gebiete; eine längere Reise hatte den Zweck, den Volksschauspielen und Volksbelustigungen in den Alpenländern, namentlich in Tirol und Salzburg, nachzugehen; mehrere kürzere Fahrten galten den verschiedenen slawischen Ausstellungen in Mähren und Galizien.

In Tirol wurden mehrere noch heute übliche Volksspiele an verschiedenen Orten nachgewiesen, so im Unter-Innthal das Huttlerlaufen, im Zillerthal das

Nikolausspiel. Kostüme erwarb der Vortragende nicht, weil er hoffte, zur Winterszeit der Aufführung von derartigen Schauspielen beiwohnen zu können, wobei die Möglichkeit gegeben wäre, genau festzustellen, von wem, wie und zu welchem Anlasse die Verkleidungen gebraucht würden. Nur ein Kostüm, den Anzug eines Meraner Weinberghüters (Saltners) mit einem Gehänge von Schweinszähnen, hatte er angekauft; dasselbe war aber noch unterwegs und konnte nicht gezeigt werden. Einige Worte galten der zweiten gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, welche Gelegenheit bot, eine überraschend grosse Mannigfaltigkeit in den Tiroler Trachten zu constatiren, die auf Veranlassung des rührigen Tiroler Vereines zur Erhaltung der Volkstrachten bei dem von der Stadt Innsbruck gegebenen Feste zur Schau getragen wurden.

Aus Salzburg wurden vier Holzlarven gezeigt, eine alte, einfach geschnitzte, mit Fellstücken als Bart besetzte Maske, welche Fräulein Marie Eysn in Rauris erworben und dem Vortragenden zur Verfügung gestellt hatte, und drei neue Larven mit phantastisch ausgebildeten Nasen, welche angeblich auch aus dem Rauriser Thale stammen sollen; ferner ein sehr hübsch mit Metalldrähten verzierter, lederner Bauchranzen und eine Fellmütze mit Goldstickereien auf dem Scheitel für Weiber. Endlich zeigte der Redner einige aus Wachs geformte, rothe Votivfiguren aus der Linzer Gegend, wie sie allgemein in den Alpen in Capellen und Wallfahrtskirchen angetroffen werden.

In Mähren wurden die ethnographischen Ausstellungen in Strutz, Welka, Napajedl, Kwassitz und Schlapanitz besucht. Das Hauptgewicht der Ausstellung in Strutz lag in der Aufführung fast vergessener Tänze, die einen unverkennbar religiösen Charakter haben; erwähnenswerth ist auch der Schwerttanz, der mit dem „Widderköpfen" in Verbindung steht. Durch die Veranstaltung dieser Ausstellung hat sich Frau Lucia Bakeš ein hervorragendes Verdienst erworben. Eine besondere Erwähnung verdient die Ausstellung in Welka, zwar nicht wegen der zur Schau gebrachten Objecte oder der veranstalteten Volksaufführungen, die man leider als verfehlt arrangirte betrachten musste, sondern wegen der Bevölkerung selbst, die sich in ihren verschiedenartigen und bunten Trachten an derselben in der ungezwungensten Weise betheiligte. Der Gesang der Burschen, die reihenweise im Dämmerlichte durch das Dorf wandelten, und der Mädchen, die im Dunkel der Nacht beim Scheine einer flackernden Laterne vor der Kirche sangen, machte einen eigenthümlichen, fremdartigen Eindruck. Man hatte in Welka auch die Gelegenheit, die Bevölkerung in ihren Wohnungen bei der Arbeit zu belauschen. In hohem Grade interessant war die Ausstellung in Schlapanitz durch die reiche Sammlung von feingearbeiteten Stickereien; auch gab es dort Bratenständer und Feuerböcke. Die übrigen Ausstellungen boten ein genaues Bild des bäuerlichen Lebens, hatten aber, abgesehen von den hübschen Ledergürteln in Kwassitz, nichts besonders Charakteristisches aufzuweisen.

Eine Rundreise führte den Vortragenden über Budapest und Erlau nach Lemberg, wo die ethnographische Abtheilung der Industrie-Ausstellung einer eingehenden Besichtigung unterzogen wurde. Es gab da ein ganzes Dorf aus mehreren Hütten von verschiedenen Gegenden, in welchen die Einwohner nach ihrer Weise hantirten. Vor Allem fesselte den Blick die ruthenische Kirche mit dem abseits stehenden Glockengebäude. Hie und da stand ein echtes Steinkreuz, eine Säule, wie man sie eben auf den Landstrassen und in Dörfern findet. Ein eigener Pavillon war der heimischen Ethnographie gewidmet und enthielt in einer seltenen Vollständigkeit eine ungemein reiche Fülle von Objecten. Die ganze polnische Literatur über Volkskunde lag aufgespeichert vor Augen und gab ein beredtes Zeugniss, wie emsig in Galizien an der Aufsammlung des ethnographischen Materials gearbeitet wird. Eine grosse Anzahl von Photographien ergänzte in willkommener Weise das durch die Objecte gewonnene Bild; nicht weniger als 1700 Ostereier zeigten den nach Orten wechselnden Geschmack in der Verzierungskunst und eine stattliche Reihe von Figurinen mit getreu nach der Natur copirten Köpfen boten ein abwechslungsreiches und prächtiges Trachtenbild. Hatte man sich durch das Studium dieser Schätze in die fremde Welt vertieft, so verwunderte man sich nicht mehr, beim Hinaustreten in das Menschengewühl hie und da ganze Gruppen von ferne hergekommener Bauern in sonst nie geschauter Kleidung zu sehen oder gar, am Fusse einer Steinsäule sitzend, einen Greis zu bemerken, der einem in Geigenform gebauten, aber wie eine Drehorgel mit Grifftasten gespielten Instrumente wimmernde Töne entlockte. Solche Musikinstrumente fand der Vortragende mehrfach in den mährischen Ausstellungen; aber Niemand konnte ihm sagen, wie sie gespielt würden; Niemand hatte sie in Mähren je gehört. In Lemberg also wurde man um Generationen zurückversetzt, in wahrhaft altes Leben und Weben. Darin lag wohl für den Volksforscher der Kernpunkt der vielbesprochenen Ausstellung.

Auf der Rückreise besuchte der Vortragende das Gewerbemuseum in Krakau, das manche Kleinode von hohem ethnographischen Werthe besitzt, aber sich in einem ganz unwürdigen Raume befindet; in Olmütz wurde die reiche Sammlung des Vaterländischen Museumsvereines besichtigt, die sich jetzt in einem neuen Gebäude und in bedeutend besserer Anordnung befindet, als früher. Der Liebenswürdigkeit der Verwalter dieses Museums, des Herrn Rathes P. Ignaz Wurm und der Frau Professor Vlasta Havelka, verdankte es der Redner, dass er an einer grossen Zahl von slowakischen Originalstickereien der Versammlung die Verwandlung der Vogelfigur in geometrische Ornamente zeigen konnte. Ein Umweg führte den Redner von Olmütz nach Leitomischl, wo er die reiche Stickereiensammlung der Frau Professor Theresia Novák besichtigte und wahrhaft kostbare Stunden unter der sachkundigen Führung des Herrn JUC. Rudolf Svoboda in dem städtischen Museum zubrachte. Die Sammlungen dieses Museums verdienen eine besondere Besprechung.

Hier sei nur bemerkt, dass es unter den ausgestellten Gegenständen auch Gesichtsmasken, aber nicht aus Holz, in phantastischer Ausführung gibt, dass man ferner Darstellungen von Nikolaus-Umzügen und von Hochzeitszügen sieht. Einzig in ihrer Art ist die Einrichtung des Hauses in natürlicher Grösse in einem Saale, die Anordnung der Objecte nach ihrem Zeitgebrauche, nach Oster- und Weihnachtsgegenständen u. s. w.

Mit einem kurzen Ueberblicke über die lebhafte Sammelthätigkeit in den slawischen Ländern, in Ungarn und im übrigen Auslande, soweit sie heimische Volkskunde betrifft, schloss der Redner seine Ausführungen.

Ausschuss-Sitzung am 11. December 1894.

(Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle.)

1. Es wird beschlossen, anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Gesellschaft eine Anzahl von Ehren- und correspondirenden Mitgliedern zu ernennen. Die von einem eigens hiezu eingesetzten Comité nominirten Gelehrten werden vom Ausschusse mit einigen Modificationen zur Wahl empfohlen, welche in der Plenar-Versammlung am 8. Januar 1895 stattfinden soll. Das Resultat dieser Wahlen wird aber erst in der Festsitzung am 12. Februar mitgetheilt werden.

2. Als wirkliches Mitglied wird aufgenommen:
Herr Alfred v. Rosthorn, derzeit in Wien.

3. Für das Jahr 1895 werden folgende Sitzungstage festgestellt: 8. Januar, 12. Februar (Fest-Versammlung), 12. März (Jahres-Versammlung), 9. April, 14. Mai, 11. Juni (eventuell eine Excursion), 12. November, 10. December.

4. Der Secretär berichtet, dass die für das Jahr 1894 beabsichtigten Ausgrabungen auf dem Urnenfelde von Kreuzendorf in Oesterreichisch-Schlesien unterbleiben mussten, da mit dem schlesischen Landesmuseum für Kunst und Gewerbe in Troppau kein Einvernehmen erzielt werden konnte.

5. Es wird beschlossen, mit folgenden wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen in Schriftentausch zu treten:
Society of Antiquaries of Scotland in Edinburgh;
Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie in Grenoble, und
Württembergischer Alterthumsverein in Stuttgart (mit letzterem gegen die Sitzungsberichte).

Monats-Versammlungen am 13. December 1894.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Custos **Josef Szombathy** referirt unter gleichzeitiger Ausstellung zahlreicher photographischer Aufnahmen über seine

Zweite Recognoscirungstour in die Bukowina.

Meine vorjährige Reise diente hauptsächlich der Durchmusterung der südöstlichen Bezirke des Landes nach prähistorischen Fundstellen. Für die diesjährige Reise hatte ich mir die Untersuchung des nördlichen, zwischen Pruth und Dniester gelegenen Landestheiles als Hauptaufgabe gestellt. Leider musste die für den Frühling geplante Fahrt der Ungunst des Wetters wegen bis in den Hochsommer verschoben werden, wo sie dann durch die in unseren östlichen Provinzen zum Ausbruche gelangte Cholera-Epidemie eine empfindliche Beeinträchtigung erlitt.

Die ansehnlichste Ausbeute ergab mir die Fortsetzung der Grabungen in Schipenitz (Bez. Kotzmann), wo auf den Grundstücken des Lehrers Basil Aricz (= Areyczuk) im westlichsten Theile des Dorfes weitere Antheile der im Vorjahre aufgefundenen neolithischen Ansiedelung durchgegraben wurden. Es wurde unter Anderem die Spur einer zweiten viereckigen Hütte, deren Wände aus Reisiggeflecht errichtet und mit Lehmbewurf verdichtet waren, gefunden. Die Lehmbewurffragmente waren wieder ziegelroth gebrannt und an zwei Stellen des Innenraumes lagen, von einer $^1/_2$ m mächtigen Humusschichte bedeckt, Thonscherbenhaufen von Gebrauchsgeschirren, welche erkennen liessen, dass da verschiedene Gefässe an ihrem alten Platze stehen geblieben und durch den darüber sich anhäufenden Schutt zerdrückt worden waren. Ausser dem charakteristischen bemalten Geschirr aus hellbraunem, gut geglättetem Thon konnten wieder ziemlich viele geschlagene Feuersteinwerkzeuge gesammelt werden. Den Versuchen, die Grabungen auf benachbarte Grundstücke und entferntere Theile des weitläufigen Dorfes auszubreiten, um die Ausdehnung der alten Ansiedelung kennen zu lernen und vielleicht die dazugehörige Begräbnissstätte ausfindig zu machen, setzten trotz der überaus dankenswerthen Protection des einflussreichen Herrn Baron Nikolaus Mustatza der tief eingewurzelte Aberglauben und verschiedene Eigenthumsinteressen unübersteigliche Hindernisse entgegen. Auch der unbesiegliche Mangel an geeigneten Arbeitskräften und die Verschleppung interessanterer Fundstücke ist zu beklagen.

Um über die Fundstellen des Bezirkes Kotzmann (von welchen die in unserem Besitze befindliche Manuscript-Fundkarte des Herrn Olinski-Olineskul etwa ein Dutzend anführt) eine Uebersicht zu gewinnen und die in Stefanovka aufbewahrte Sammlung prähistorischer Funde des Herrn Dr. Johann v. Zotta kennen zu lernen, unternahm ich in Gesellschaft des Herrn Professors C. A. Romstorfer eine mehrtägige Wagenfahrt durch dieses Gebiet. Unser Weg führte über Sadagora, Waslowce, Kuczurmik, Zastavna, Kadobestie, Kriszczatek, Zaleszczyki am Dniester und Zwiniacze nach Stefanovka. Mehrere dieser Orte sind als Fundstätten von Alterthümern bereits bekannt. Eine südlich von Waslowce gelegene Anhöhe, namens Horodiszcze, verräth sich durch den abgeflachten Scheitel und terrassirte Abhänge schon von weitem als alte Ansiedelung. Rohe Thonscherben sollen hier gefunden worden sein. Von Zastavna werden die Funde dacischer, römischer und späterer Münzen gemeldet. Die nordöstlich von diesem Orte gelegenen flachen Höhenrücken tragen eine ganze Reihe Tumuli, zu gross, um als gewöhnliche Grenzhügel, wie sie

hierzulande sehr häufig sind, angesehen zu werden und dennoch verdächtig durch den Umstand, dass sich denselben Rücken entlang, über die Hügel die heutige Gemeindegrenze, die vielleicht einer uralten Gemarkung entspricht, hinzieht. Auch die südwestlichen Hügelketten zeigen solche Tumuli vereinzelt oder in Gruppen von zwei oder drei Stücken. Zwiniacze ist mit neolithischen Funden, Thonscherben, Feuersteinmessern und geschliffenen Steinhämmern verzeichnet. Diese Funde sind zum Theile in Dr. Zotta's Sammlung aufbewahrt.

In Stefanovka wurden wir nicht nur von der das Schloss bewohnenden Familie Leon Wassilko auf das Gastfreundlichste aufgenommen, sondern der Besitzer, Herr Dr. v. Zotta, welcher jetzt in Novoselitza wohnt, war sogar so überaus liebenswürdig, den eine volle Tagreise ausmachenden Weg per Wagen hieher zu machen, um seine Funde und die Hauptfundstelle persönlich zeigen zu können. An die bereits erwähnten Funde von Zwiniacze reihen sich an: drei runde Klopfsteine, vier grosse, kegelförmige, thönerne Netzsenker oder Webstuhlgewichte, ein Spinnwirtel und primitive Thongefässscherben mit Wülsten und Fingernagelverzierungen, wahrscheinlich aus dem benachbarten Orte Babin, ferner ein ungarisches Bronzezierbeil von 23·5 cm Länge mit runder, gestielter Kopfplatte und röhrenartig verlängertem Stielloche, wahrscheinlich dem Depôtfunde aus dem nahen Orte Prelipcze zugehörig. Die interessantesten Stücke der Sammlung stammen aus dem von Dr. v. Zotta neu angelegten 40 Joch grossen Parke auf der dem Schlosse Stefanovka benachbarten Haideka (Gemeinde Kissileu), wo beim Abtragen einer mässig geneigten Terrainwelle in der Mitte des Parkes verschiedene recente Säugethierknochen, zwei eiserne Lanzenspitzen nachrömischen Charakters, verschiedene Thongefässe und zwei charakteristische La Tène-Stücke gefunden wurden. Die letzteren sind eine 9 cm lange Mittel-La Tène-Fibula aus Bronze mit prächtig verziertem Fussknopfe und ein $7^1/_2$ cm langes Fragment eines blauen Glas-Armreifes.

Die Rückfahrt führte uns über Borowce, Kissileu und Werenczanka nach Kotzmann. Von Kissileu ist seit 1865 eine Steinaxt bekannt. Die Höhen zwischen diesem Orte und Werenczanka, sowie die weiter südwestlich gelegenen flachen Rücken bis Stavczan und Davidestie hinab tragen wieder zahlreiche, weithin sichtbare Tumuli, unter welchen besonders eine Gruppe von drei grossen Hügeln bei Stavczan auffällt. In Kotzmann besitzt Herr Bezirkshauptmann Zachar eine den bemalten Thongefässen von Schipenitz analoge grosse Urne von Doroschoutz am Dniester. Herr Lehrer Prokopowicz in Kotzmann, welcher im Vorjahre durch meine Vermittlung eine kleine Collection prähistorischer und römischer Anticaglien an das Czernowitzer Museum abgab, hat seiner kleinen Sammlung neuerlich eine Anzahl prähistorischer Funde einverleibt, darunter auch mehrere interessante kleine Gefässe von unserer Schipenitzer Fundstelle. Ihm verdanke ich auch Nachrichten über Fundstellen in Chlibestie und Davidestie bei Kotzmann.

Wie man sieht, ist dieser Bezirk nicht arm an Punkten, welche zu Nachgrabungen einladen. Leider hatten in den Tagen meiner Anwesenheit die vorausgegangene abnorme Witterung, die den Feldarbeiten sehr hinderlich gewesen war und nun alle Arbeitskräfte auf die Aecker forderte, und der Einbruch der Cholera-Epidemie, für welche besonders das nahe Zaleszczyki einen gefährlichen Herd bildete, Verhältnisse geschaffen, unter welchen es trotz der speciellen freundlichen Vermittlung des Herrn Bezirkshauptmannes Zachar nicht möglich war, eine grössere Ausgrabung in Angriff zu nehmen.

Die vorjährigen Grabungen zu Unterhorodnik bei Radautz hatten uns Tumuli mit neolithischen Gräbern kennen gelehrt. Diese Tumuli sind in sechs Gruppen über den von Unterhorodnik gegen Voitinell sich hinziehenden Höhenrücken verstreut. Bisher waren durch Herrn Schulrath Klauser ein Tumulus der ersten und durch mich drei Tumuli der vierten Gruppe untersucht, andere durch die Bauern geöffnet worden. Ich machte mich heuer daran, die aus zwei Grabhügeln bestehende zweite und die aus drei solchen bestehende dritte Gruppe zu untersuchen. Wie im Vorjahre erfreute ich mich wieder der werkthätigen Unterstützung der Herren Bezirkshauptmann Wilhelm Rothenburg, Dr. Michael Kipper in Radautz und Gemeindevorsteher Onofrei Teleaga in Horodnik. Auch Herrn Professor Siegfried Lederer in Radautz verdanke ich mannigfache Förderung. Mein bescheidenes Resultat ist, dass ich in zwei Grabhügeln der dritten Gruppe Brandgräber mit sehr schlecht erhaltenen, einfachen neolithischen Thongeschirren und zwei Feuersteinspänen, in einem Tumulus der zweiten Gruppe jedoch ein Steinkistengrab mit Skelet ohne Beigabe (den vorjährigen Erfahrungen nach wahrscheinlich einer jüngeren Stufe angehörig) fand.

Von Satulmare, einem zur Hälfte von Rumänen, zur Hälfte von Deutschen bewohnten Dorfe, 5 km östlich von Radautz, sind im Czernowitzer Museum acht dreiflügelige, zum Theile vom Feuer deformirte und zwei zweiflügelige Bronzepfeilspitzen mit Dülle aufbewahrt. Dieser Fund deutet auf ein Brandgrab einer unserer Hallstatt-Periode entsprechenden Stufe. Ich spürte dem Funde nach und brachte heraus, dass er 1886 auf dem nördlich vom Dorfe in einer Länge von etwa 1 km sich ausdehnenden isolirten Höhenrücken, und zwar auf dem Felde des Gabriel Lopanko gemacht wurde. Der Bruder des Besitzers erinnert sich noch eines grossen Steinsatzes, der die Fundstelle umgab, und dass ausser den Pfeilspitzen noch ein Thongefäss und eine lange (vermuthlich eiserne) Lanzenspitze gefunden wurde. Herr Pfarrer Polonik von Satulmare rom. war so freundlich, mir die Gelegenheit zur Nachgrabung zu vermitteln. Ich fand an der höchsten Stelle des genannten, quer über den Hügelzug verlaufenden Feldstreifens in einer Tiefe von 80 cm eine 35 cm dicke, 160 cm lange und 45 cm breite Schichte grosser Klaubsteine mit einigen unbestimmbaren Topfscherben, an einer zweiten circa 20 m nordöstlich davon gelegenen Stelle eine ähnliche unterirdische Steinansammlung und 40 m nordwestlich, neben dem vor Kurzem errichteten zweiten Triangulirungszeichen dieser Anhöhe, einen muldenförmigen Steinsatz von circa 1 m Dicke, 5 m Länge und 3·5 m Breite,

welcher an den Rändern bis zu 30 cm unter die Oberfläche und in der Mitte bis 2·3 m tief reichte, aber auch nichts als einige Topfscherben enthielt. Meine Wahrnehmungen liessen mich bezweifeln, dass ich es mit intacten Fundstellen zu thun habe, und die eindringlichen Nachfragen bei den Besitzern erzielten endlich das Geständniss, dass sie nach dem Pfeilspitzenfunde heimlich alle ihre Grundstücke nach Schätzen durchgraben hätten. Mittheilungen über ihre etwaigen Funde konnte ich nicht erhalten. Nur eine von dem ersten Funde herrührende Pfeilspitze brachte man mir noch. Die Grabungen setzte ich natürlich nicht weiter fort.

Herr Schulrath KLAUSER machte mich auf eine bisher nicht bekannt gewesene Tumulusgruppe in Wolowetz, circa 5 km südsüdwestlich von Radautz aufmerksam. Ihre Haupthügel sind von Radautz aus auf der als Hutweide dienenden, südöstlich von Wolowetz sich erhebenden Anhöhe (östlich von der Cote 510 der Specialkarte) zu sehen. Ich fand dort drei sehr grosse, drei mittelgrosse und 16—17 kleinere Tumuli, zum Theile intact, zum Theile vom Gipfel aus angegraben. Gegen Westen schliesst sich an diese Tumulusgruppe ein mehrfach terrassirtes Terrain an, vielleicht die alte Ansiedelungsstätte. Auch hier waren Ausgrabungen wegen des augenblicklichen Arbeitermangels unmöglich.

Die 8 km südlich von Radautz gelegene grosse Hutweide der Gemeinde Burla hat den Flurnamen Mohyla (= Tumulus) und wird diesem Namen durch zwei Tumulusgruppen, deren eine östlich von der Strasse drei grosse und deren zweite westlich von derselben zwei mittelgrosse Tumuli umfasst, gerecht. Von da aus sind auch auf den den Gesichtskreis begrenzenden Höhenzügen einige den Gemeinden Mileschoutz und Bodnareni angehörige grosse Tumuli zu erblicken.

Die letzten Tage meines Aufenthaltes in der Bukowina widmete ich einem zweiten Besuche der Wälle auf der Anhöhe Zamka misargiu bei Hlinitza am Pruth. Ueber eine frühere Untersuchung dieser Localität durch Oberlieutenant KRUZLEWSKI hat Conservator ROMSTORFER in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Bd. XV, 1889, berichtet. Er unternahm heuer im Auftrage dieser Commission weitere eingehende Nachgrabungen daselbst, welche interessante Details über die in den Wällen eingeschlossenen gebrannten Schichten ergaben. Seine Funde weisen in ihrer Hauptmenge auf eine nachrömische Periode, was eine gewisse Altersübereinstimmung dieser Anlage mit der von mir im Vorjahre bei Hliboka untersuchten Wallanlage ergibt. Es war Herrn Professor ROMSTORFER's Wunsch, dass auch ich mir durch eigene Grabung eine Ansicht über die Wälle von Hlinitza bilde, und ich konnte diesem Wunsche um so leichter entsprechen, als ich der zuvorkommendsten Unterstützung des Besitzers, Herrn ALEXANDER v. FLONDOR, sicher war. Meine Resultate stimmen mit jenen ROMSTORFER's — wie vorauszusehen war — überein; für einige Einzelnheiten des Baues der theilweise gebrannten Wälle stehen aber unanfechtbare Erklärungen noch immer aus.

Bei dieser Gelegenheit will ich einen Irrthum meines vorjährigen Berichtes [1]) verbessern. Ich habe dort den am weitesten vorgeschobenen Theil der aus fünf längs des Bergrückens aufeinanderfolgenden Abtheilungen bestehenden Wallanlage, welcher von dem zweiten Theile durch einen theils doppelten, theils dreifachen Wall getrennt ist, als zwei selbstständige Abtheilungen beschrieben, was sowohl dem von Professor ROMSTORFER gezeichneten Plane als auch meinen genaueren Aufnahmen widerspricht. Er ist nur als eine einzige Abtheilung aufzufassen.

Intensiver als im Vorjahre drängte sich mir bei der diesjährigen Reise die Beobachtung der interessanten und mannigfaltigen ethnographischen Momente auf, welche das Land auf Schritt und Tritt dem Reisenden darbietet. Einige Mittheilungen werde ich mir bei anderer Gelegenheit gestatten.

Mir erübrigt noch, an dieser Stelle den zahlreichen, zum Theile bereits namhaft gemachten Herren, welchen ich eine bereitwillige Förderung meiner Aufgabe nachzurühmen habe, an ihrer Spitze Herrn Landespräsidenten GRAFEN GOËS, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Es ist wahrlich nicht Schuld dieser eifrigen Freunde der Landeserforschung, dass sich die ganz ungewöhnliche Häufung von Hindernissen auf dieser Reise nicht besser bewältigen liess.

2. Herr Custos **Josef Szombathy** berichtet über

Die Tumuli auf der Malleiten.

In dem Berichte über den Ausflug der Anthropologischen Gesellschaft nach Fischau und auf die Malleiten bei Wr.-Neustadt (Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. 1893, S. [88]) habe ich bereits der kurz nach unserem Besuche erfolgten Entdeckung einer zur Malleiten gehörigen Tumulusgruppe und der Absicht auf eine Untersuchung derselben durch die Anthropologische Gesellschaft Erwähnung gethan. Ich wurde mit der Aufgabe dieser Untersuchung beehrt und öffnete in der Zeit vom 9. bis 16. Mai 1894 in dieser Gruppe zwei Tumuli.

Es handelt sich um 13 mittelgrosse Grabhügel, welche nicht auf dem Plateau der Malleiten selbst, sondern an dessen Nordwestabhange, „im feuchten Boden", speciell in der Sr. kaiserlichen Hoheit Erzherzog LEOPOLD gehörigen Waldparcelle „Wallram-Liess" gelegen sind. Die Entdeckung verdanken wir dem Herrn Revierförster FEITSCHEGGER, welcher derartige Tumuli in unserem einstigen Grabungsreviere der Wieser Gegend in Steiermark kennen gelernt hatte. Der freundlichen Vermittlung des Herrn J. HOFMANN und der entgegenkommenden Förderung des Herrn Oberforstrathes WILHELM STÖGER gelang es, dass Se. kaiserliche Hoheit die Gnade hatte, der Anthropologischen Gesellschaft die Ausgrabung der Tumuli zu gestatten.

Einer der Grabhügel, welcher bereits beträchtlich lädirt war, wurde vorher von den Herren J. HOFMANN und J. PICHLER untersucht und ergab neben einer

[1]) Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums, II, Czernowitz 1894, pag. 21.

Anzahl aus der Zerstörung von Thongefässen erübrigender Scherben noch verschiedene kleinere Bronzegegenstände, welche eine Altersbestimmung auf die Hallstatt-Periode zuliessen.

Der von mir zuerst geöffnete Tumulus, auf dem von den Herren HOFMANN und PICHLER aufgenommenen Plane mit Nr. IV bezeichnet, hatte etwas über 11 m Durchmesser und 1·8 m Höhe. Er enthielt nur ein Brandgrab. Die Anordnung der Funde war folgende: Unter dem Centrum des Hügels breitete sich auf der ursprünglichen Bodenoberfläche eine holzkohlenreiche Brandschichte von etwa 3 m Durchmesser aus, die in der Mitte bis zu einer Dicke von 15 cm anschwoll. An ihrem Südrande lagen, zu einem flachen Häufchen gesammelt (und nicht in einem Ossuarium), die calcinirten Knochenreste des Verstorbenen, zwischen ihnen eine gerade, mehrknöpfige Gewandnadel aus Bronze. In der nächsten Umgebung davon fanden sich mehrere Rinderknochen. Auf die Brandschichte war eine Schaar verschiedenartiger Thongefässe hingestellt. Ich zählte während der Ausgrabung 29 Stück. Leider bin ich nicht in der Lage, dieselben heute vorzustellen, da es anderer dringender Arbeiten wegen noch nicht möglich war, sie zu restauriren. Es finden sich darunter einige rothe, mit schwarzen geometrischen Ornamenten bemalte Vasen, zwei schwarz glänzende, konische Vasen von der Gestalt der Bronzesitulen, jede mit einem Deckel, bauchige Gefässe mit Henkeln, grosse Schüsseln mit grobem Leistchenornament à la Oedenburg, kleine Tassen etc. Diese Beigaben waren zuerst mit Erde und hierauf mit einer durchschnittlich $^1/_2$ m mächtigen Schichte von grossen Bruchsteinen überdeckt. Diese Last hatte sie alle zerdrückt. Ueber den Steinen lagerte noch 80 cm hoch aufgetragene Erde.

Die grosse Brandschichte an der Basis des Grabhügels ist ohne Zweifel der Ueberrest des an Ort und Stelle abgehaltenen Leichenfeuers. Ueber der Bruchsteindecke wurde noch eine einschlusslose Kohlenschichte, die vielleicht von einem letzten Opferfeuer herrührt, angetroffen.

Der zweitgeöffnete Tumulus Nr. V hatte einen elliptischen Grundriss mit 8—10 m Durchmesser und eine Höhe von 1·4 m. Auch er enthielt ein Brandgrab mit einer grossen Kohlenbrandschichte; diese lag jedoch nicht auf dem ebenen Boden, sondern in einer circa 2·5 m breiten, 80 cm tief unter das Bodenniveau bis auf den felsigen Untergrund ausgehöhlten Mulde. Die calcinirten Knochenreste waren wieder im Südtheile gesammelt und lagen auf einer 50 cm breiten, 1·5 cm dicken, festgeschlagenen Lehmlage. Die Mitte der Brandschichte war wieder mit Thongefässen reich besetzt und die ganze Mulde mit grossen Bruchsteinen, deren einige bis zu 70 cm lang und im Ganzen etwa 0·1 kbm gross waren, ausgefüllt. Die äussere Hülle bestand wieder aus der in der Nachbarschaft gewonnenen Erde. Die Zahl der hier deponirt gewesenen Thongefässe beträgt mindestens 23. Darunter sind fünf grosse, schwarze, breitbauchige Vasen, eine schwarze, konische Vase, zwei kugelbauchige Töpfe mit Leistchenornament, ein Doppelgefäss und zwei grosse, flachkonische Schüsseln, deren Innenseite mit Leistchenornamentmustern verziert ist. In einer dieser beiden Schüsseln fand sich ein thönernes Doppelhornidol mit vier Füsschen, wie deren auf der Malleiten und bei Oedenburg so viele gefunden wurden. Von anderen Beigaben ist zunächst ein eisernes Messerchen, welches zwischen den Gefässen lag, zu erwähnen. Bei dem Knochenbrande, dessen Thonbettung bereits auf eine besondere Sorgfalt der Bestattung weist, fand sich ein ziemlich reicher Bronze- und Perlenschmuck. Er enthielt eine Halbmondfibula mit Kettchenanhängseln, deren Enden von gelblichen Glasperlen gebildet waren. Die Substanz dieser Perlen war leider total zersetzt, so dass kein Stück conservirt werden konnte. Ferner fand sich ein schöner, geknoteter Halsring aus Bronze, ein kleines Ringel, vom Feuer deformirte Stücke, von welchen man nicht sagen kann, ob sie einer einfachen Halbkreisfibula oder sonst einem Gegenstande zugehörten, vier thönerne Spinnwirtel und eine Anzahl von Emailperlen, meist blau mit gelben Ringen oder Augen, zum Theile im Feuer halb geflossen.

Diese Ausbeute lässt keinen Zweifel darüber, dass die beiden Tumuli mit jenen vom Burgstall und Warischberge bei Oedenburg in demselben Maasse übereinstimmen, wie die Ansiedelungsfunde von der Malleiten mit jenen des Warischberges. Sie sind aber reicher an Metallbeigaben und darin liegt ein wichtiger Vorzug, denn sie werden dadurch erst zu weiter ausgreifenden Vergleichen geeignet. Wenn die der Untersuchung harrenden weiteren zehn Hügel halten, was wir nach den bisherigen Resultaten von ihnen erwarten dürfen, so wird sich die kleine Tumulusgruppe im Wallram-Liess der Bedeutung nach den grössten unseres Landes an die Seite stellen lassen.

Mit freundlichstem Danke habe ich noch der mannigfachen Unterstützungen zu gedenken, welche mir während der Grabungen von den Herren J. HOFMANN, J. PICHLER, J. VARRONE, Dr. W. HEIN, J. STÖGER jun. und Anderen zutheil wurden und meine Arbeit wesentlich förderten.

3. Herr **Josef Szombathy** spricht über

Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15. bis 21. August 1894.

Voll wahrer Hochachtung verfolgt die ganze gebildete Welt den lebhaften Gang, mit welchem die wissenschaftlichen Forschungen in Bosnien und der Hercegovina vorwärts schreiten. Die vom Landesmuseum in Sarajevo herausgegebenen Schriften [1]) legen gleicherweise Zeugniss

[1]) Glasnik zemalskog muzeja u Bosni i Hercegovini, Red. von KOSTA HÖRMANN, 6 Bände, 1889—1894. — Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, Red. von Dr. MORIZ HOERNES, 2 grosse Bände, 1893. 1894; der 3. Band, dessen archäologischer Theil allein 530 Seiten einnimmt, unter der Presse. — V. RADIMSKÝ, Die prähistorischen Fundstätten, ihre Erforschung und Behandlung mit besonderer Rücksicht auf Bosnien und die Hercegovina, Sarajevo 1891. — PHILIPP BALLIF, Römische Strassen in Bosnien und der Hercegovina, I. Theil, nebst einem Anhange über die Inschriften von Dr. KARL PATSCH, Wien 1893. — Im Erscheinen begriffen: W. RADIMSKÝ und M. HOERNES, Die neolithische Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien; Ausgrabungen im Jahre 1893. Wien 1895. Fol.

ab für die staunenswerthe Ergiebigkeit des Landes, für die besondere Befähigung und Thatkraft der an dem Forschungswerke betheiligten Männer, wie für die weise und freigebige Fürsorge, welche die Landesregierung neben der ausgiebigsten Pflege der materiellen Interessen des Landes noch für die der geistigen Interessen zu erübrigen weiss. Die mächtig anwachsenden Sammlungen des Landesmuseums bewahren treu die werthvollen Belege zu den Aufsehen erregenden Resultaten, welche in den Druckschriften mitgetheilt werden. Nachprüfung und Neubetrachtung unter den durch den allgemeinen Fortschritt der Wissenschaften sich aufthuenden neuen Gesichtspunkten sind damit gesichert und jedem Gelehrten, der über den Rahmen der vorliegenden Publicationen hinaus in eine Specialfrage sich vertiefen will, ist das reichliche, eine sichere Basis gewährende Forschungsmaterial vorbereitet. Die Disciplinen der Anthropologie und der Archäologie, besonders jene der prähistorischen Archäologie, haben bekanntlich in unserem Occupationsgebiete ein unerhört ergiebiges Feld gefunden. Aber schwieriger als bei den rein naturwissenschaftlichen Fächern, wo man Doubletten zu versenden hat, und bei den rein historischen, wo die getreue, allen Gesichtspunkten dienende Reproduction des Quellenmaterials so bequem ist, gestaltet sich die Nachprüfung bei unseren Fächern, deren Objecte neben der auf sie anzuwendenden naturhistorischen Betrachtungsmethode die Eigenschaften historischer, unersetzlicher Documente und gebrechlicher Cimelien auf sich vereinigen. Dabei ist gerade hier in diesen jungen Disciplinen die sorgfältigste Nachprüfung bei den Fundstücken selbst und an den Fundstellen mehr erwünscht als anderwärts. Diese Ausnahmsstellung der unser Arbeitsmaterial bildenden, fragmentarischen Belege für die physische Beschaffenheit und die Cultur längst vergangener Geschlechter wird wohl noch nicht an allen massgebenden Stellen verstanden; aber die oberste Leitung der bosnisch-hercegovinischen Angelegenheiten hat sie vollkommen anerkannt und hat ihr durch die Veranstaltung der Versammlung in Sarajevo, über welche ich hier kurz zu berichten habe, in einer Weise Rechnung getragen, von welcher selbst Rudolf Virchow in seiner hochbedeutenden Rede zu Innsbruck (25. August 1894) sagte, dass dergleichen, so lange die Welt steht, noch nicht dagewesen ist.

Die Worte, mit welchen die Gesichtspunkte der Landesregierung in dem Einladungsschreiben skizzirt sind, verdienen in extenso wiedergegeben zu werden:

„Neben den mehr oder minder aphoristischen Nachrichten, die uns in fremden Zungen überliefert sind, stehen jetzt als unerschütterliche Zeugnisse für die Vergangenheit dieser Länder zahllose neu entdeckte Denkmäler, die in erstaunlichem Umfange namentlich aus der Periode der römischen Kaiserherrschaft und aus der Zeit einheimischer Herrscher des späteren Mittelalters auf uns gekommen sind.

„Aber schon lange bevor geschichtliches Leben an den Ufern der Bosna und der Narenta einzogen, hat die Bildung archäologischer Schichten in diesem Gebiete begonnen. Ja, gerade jene dunklen Jahrhunderte, welche der Aufrichtung der römischen Herrschaft vorhergegangen sind, haben sich in Bosnien und der Hercegovina als besonders reich an ausdrucksvollen und eigenthümlichen Funden erwiesen.

„Es dürfte wohl allgemein zugestanden werden, dass mit dem Besitze dieser gemeinhin „prähistorisch“ genannten Alterthümer eine besonders schwierige Aufgabe verknüpft ist.

„Seit Jahren hat die Landesregierung nach Kräften Alles gethan, um neben den Monumenten aus geschichtlichen Zeiträumen, neben den Denkwürdigkeiten des Volksthums und dem Stoffe der Naturwissenschaften auch die Urkunden der prähistorischen Archäologie und Anthropologie im Landesmuseum zu Sarajevo zu bergen und in ihren Publicationen bekannt zu machen. Die Zahl der einschlägigen Funde und Fundorte ist in rapidem Anwachsen begriffen; aber schon jetzt überblickt man eine lange Reihe gesicherter Thatsachen, die nur der richtigen Deutung bedürfen, um als ein wahres geistiges Besitzthum unserer Zeit gelten zu können.

„Die Kenntniss dieser Art von Alterthümern kann durch literarische und bildliche Mittheilung nur bis zu einem gewissen Grade vermittelt werden. Wenn also wohl dafür gesorgt ist, dass die urgeschichtlichen Denkmäler Bosniens und der Hercegovina nicht unbeachtet liegen bleiben und dass von ihnen auch in weiteren Kreisen Notiz genommen werden kann, so muss es doch andererseits höchst wünschenswerth erscheinen, dass hervorragende europäische Gelehrte auf Grund autoptischer Wahrnehmung ihr competentes Urtheil über diese Funde abgeben.“

Der Einladung der Landesregierung kamen folgende Herren nach: Hofrath Professor Dr. Benndorf aus Wien, Professor Dr. E. Bormann aus Wien, Director Dr. E. v. Fellenberg aus Bern, Professor Dr. J. Hampel aus Budapest, Docent Dr. J. Heierli aus Zürich, Professor Dr. O. Montelius aus Stockholm, Professor G. de Mortillet aus St. Germain, R. Munro mit Gemahlin aus Edinburgh, Professor L. Pigorini aus Rom, Viceconsul J. E. Pisko aus Janina, Professor Dr. J. Ranke aus München, S. Reinach mit Gemahlin aus St. Germain, Custos J. Szombathy aus Wien, Dr. R. Verneau aus Paris, Geheimrath Professor Dr. R. Virchow aus Berlin und Director Dr. A. Voss aus Berlin. Zu diesen sind als active Theilnehmer noch zu zählen: aus Wien Archivdirector Regierungsrath Dr. v. Thalloczy und Dr. M. Hoernes, der wissenschaftliche Consulent des Ministeriums für die bosnischen Angelegenheiten, und aus Sarajevo Museumsdirector Regierungsrath Constantin Hoermann mit den Vertretern der am Landesmuseum gepflegten Fächer. Es sind dies Custosadjunct Franz Fiala für die prähistorische Abtheilung, Professor Dr. Paul Patsch für die römischen Funde, Custos Dr. Ćiro Truhelka für die kunstgeschichtliche und die ethnographische Sammlung, vordem als Leiter der archäologischen Sammlung auch an den Ausgrabungen hervorragend betheiligt, Berghauptmann Wenzel Radimský als Leiter zahlreicher Ausgrabungen, Oberbaurath Hans Kellner, dem eine Reihe römischer Ausgrabungen zu verdanken ist, Baurath Philipp Ballif, der Erforscher der römischen Strassen-

züge des Landes, Primarius Dr. Leopold Glück und Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach als Vertreter der physischen Anthropologie und endlich Custos Dr. Othmar Reiser und Custosadjunct Dr. V. Apfelbeck von der zoologischen Abtheilung des Museums. Auch Herr Redacteur Tausk von der „Bosnischen Post" verdient hier genannt zu werden. Ihren Glanz erhielt die Versammlung durch die rege Theilnahme der höchsten Würdenträger des Landes: Reichs-Finanzminister Benjamin v. Kállay, Landescommandirenden General der Cavallerie Baron Appel, Civiladlatus Baron Kutschera, Regierungsdirector Ritter v. Horowitz und anderer Herren, sowie der ersten Damen der Gesellschaft.

Verlauf der Versammlung.

Das Programm bewegte sich in der zweckmässigsten Abwechslung zwischen den Besuchen des Landesmuseums, wo die bereits gesicherten Funde unter der zuvorkommenden Beihilfe der einheimischen Fachmänner studirt werden konnten, dem mit Ausgrabungen verbundenen Besuche wichtiger Fundstätten und der Discussion der hauptsächlichsten Fragen der Urgeschichte und Anthropologie des Landes. Auch für die Besichtigung der Stadt, ihres interessanten Volkslebens und der verschiedenen mustergiltigen neuen Schöpfungen der Landesverwaltung, sowie für den geselligen Theil des Congresses war in ganz ausgezeichneter Weise Vorsorge getroffen.

Verweilen wir zunächst bei dem fachlichen Theile des Programmes. Als die Hauptfragen, auf deren Beantwortung besonderes Gewicht gelegt und für deren Behandlung durch Bestellung von Referenten aus dem Kreise der Museumsbeamten Vorsorge getroffen wurde, waren folgende bezeichnet:

1. Butmir. Welches ist die Zeitstellung dieser grossen neolithischen Station?

Wie sind die einzelnen, auf eine Fabriksstätte hinweisenden Erscheinungen dieses Fundortes zu erklären?

Welche Folgerungen ergeben sich insbesondere aus dem Vorkommen plastischer Arbeiten orientalischen (ägyptischen?) Stiles in einer Culturschichte der jüngeren Steinzeit?

2. Sobunar (Debelò brdo, Zlatište). Ist man berechtigt, eine besondere Aehnlichkeit dieser Fundstätten mit istrischen Castellieren und — hinsichtlich der Funde — auch mit oberitalischen Terramaren zu constatiren, und welche Schlüsse können aus einer solchen Uebereinstimmung gezogen werden?

3. Glasinac. Bedeutung der Nekropolen und der Wallbauten dieses Gebietes? Gegenseitige Beziehung derselben? Locale und zeitliche Unterschiede zwischen den einzelnen Depôts? Ursprung und Dauer dieser Culturstufe? Spätere Geschichte des Glasinac?

Welchem Volksstamme dürfte die Hauptmasse der Funde auf dieser Hochebene angehören?

Welche politischen und socialen Einrichtungen dürfen wir nach dem Zeugnisse der Funde bei den alten Bewohnern des Glasinac voraussetzen?

4. Jezerine. Welchen Umständen und welcher Zeit verdankt die prähistorisch-römische Nekropole von Jezerine ihre Entstehung?

Wann und wodurch hat ihre Benützung aufgehört?

Welcher Volksstamm hat seine Todten hier bestattet? Wie lebte derselbe?

In welchem Verhältnisse steht die Culturstufe von Jezerine zu derjenigen von Glasinac und zu den jüngeren Funden von Debelo brdo?

5. Welche Anhaltspunkte gewähren die römischen Denkmäler zu Schlüssen auf die Nationalität und andere Merkmale der einheimischen Bevölkerung?

6. Gibt es unter den Denkmälern des Mittelalters, unter den Erscheinungen (Trachten, Künsten, Sitten) der Gegenwart Spuren directer Ueberlieferung aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit?

7. Können die alten Orts- (Fluss-, Berg- etc.) Namen des Landes aus dem Albanesischen oder anderen Quellen unserer Kenntniss des altillyrischen Idioms erklärt werden und, wenn dies der Fall ist, welche Schlüsse ergeben sich hieraus auf den Zusammenhang der heutigen Albanesen mit der alten Bevölkerung Bosniens und der Hercegovina?

8. Welche Folgerungen ergeben sich aus der Vergleichung alter Gräberschädel (und anderer Skeletreste) mit der physischen Beschaffenheit der heutigen Bevölkerung des Landes einerseits und mit derjenigen der Albanesen andererseits?

Wenn auch das Einladungsschreiben besonders betonen zu müssen glaubte, dass durch diese Fragepunkte der Discussion keinerlei Grenzen gezogen werden sollten, so war doch von vorneherein höchst wahrscheinlich, dass es zu keiner wesentlichen Erweiterung des Programmes, sondern im Gegentheile nicht einmal zur eingehenden Behandlung sämmtlicher acht Fragen kommen werde. Und in der That ist diese — freilich in sehr gewissenhafter Arbeit — nur den Punkten 1, 3 und 8 zutheil geworden.

Schon am ersten Tage wurde uns eine orientirende Uebersicht über die vortrefflich aufgestellten Sammlungen des Museums und die noch nicht zur definitiven Ausstellung gelangten neolithischen Funde von Butmir gewährt.

Die Arbeiten des zweiten Tages (16. August) eröffnete um 9 Uhr eine Versammlung im Sitzungssaale der Landesregierung unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Landescommandirenden Baron Appel, in welcher nach der feierlichen Begrüssung durch den Vorsitzenden zwei einleitende Vorträge gehalten wurden. Im ersten verbreitete sich Herr Regierungsrath Hoermann „über das bosnisch-hercegovinische Landesmuseum, seine Organisation und Ziele" und machte uns mit den Grundlagen und den einzelnen Abtheilungen dieses so rasch und herrlich emporgediehenen Institutes bekannt. Im zweiten Vortrage beleuchtete Herr Regierungsrath Dr. v. Thalloczy die Culturperioden Bosniens und der Hercegovina, mit besonderer Rücksicht auf ihre monumentalen Ueberreste. Die auf die prähistorischen Perioden sich beziehenden Theile dieser Vorträge lassen dieselbe

Auffassung zu Tage treten, welche dem in unseren Mittheilungen, XXIII, 226, abgedruckten Referate über die beiden ersten Bände der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien“ zu Grunde liegt. Es ist daher kaum nöthig, hier näher auf sie einzugehen. Während dieser Sitzung lagen die verschiedenen Publicationen des Landesmuseums im Sitzungssaale auf und wurden jenen Theilnehmern, welche sie noch nicht besassen, in freigebiger Weise angeboten. Auch die schönen farbigen Tafeln zu dem ersten Berichte über die Ausgrabungen von Butmir (die Campagne des Jahres 1893 betreffend) lagen bereits zur Ansicht auf und fanden ungetheilten Beifall.

Auf diese Vorbereitung folgte die eingehende Besichtigung der Sammlungen des Landesmuseums, und zwar der Ausgrabungen von Butmir unter der Führung des Herrn Radimský, der Ausgrabungen vom Glasinac und von Sobunar unter der Führung des Herrn Fiala, der Ausgrabungen von Jezerine unter Radimský's Führung und einer reichen Collection albanesischer Funde, welche Herr Pisko an das Museum eingeliefert hatte. Von diesen uns speciell interessirenden Theilen der Sammlungen wird später noch ausführlicher, und zwar unter Berücksichtigung der durchgeführten Ausflüge und Discussionen die Rede sein.

Der Nachmittag war dem Besuche von Butmir gewidmet, wo die Congressmitglieder mehrere Stunden an den im Gange befindlichen Ausgrabungen theilnahmen und mit aller Lebhaftigkeit die bereits Vormittags angesichts der im Museum aufgereihten Funde in Gang gekommene Controverse über den Charakter der Ansiedelung und der Funde selbst fortsetzten. Hier erschienen auch Se. Excellenz Minister v. Kállay mit Gemahlin, Director v. Horowitz und andere Herrschaften aus Sarajevo und dem benachbarten Ilidže und folgten der wissenschaftlichen Discussion mit lebhaftem Interesse.

Hierauf folgte unter der persönlichen Führung Sr. Excellenz des Ministers die Besichtigung von Ilidže, dessen reich sprudelnde Mineralquelle von 58° Wärme schon von den Römern reichlich benützt, aber nach langem Verfalle erst unter der gegenwärtigen Landesregierung wieder gefasst und durch ein grosses, schönes Etablissement mit Schwimm-, Schwefel- und Moorbädern, mit Parks, höchst comfortablen Hôtels, Restaurants u. s. w. allgemein nutzbar gemacht wurde. Bei der Errichtung der verschiedenen grossen Neubauten stiess man vielfach auf die Reste römischer Villen und anderer Anlagen und eine Reihe von interessanten Grundmauercomplexen mit schönen Mosaikböden werden sorgfältig conservirt.

Der Vormittag des dritten Tages (17. August) war wieder dem Besuche des Museums gewidmet. Es wurden die römischen Funde durch Dr. Patsch, die Denkmäler des Mittelalters durch Regierungsrath Hoermann, die ethnographische Sammlung durch Dr. Truhelka und die anthropologische Sammlung durch Dr. Glück vorgeführt.

Die ethnographische Sammlung umfasst jetzt acht Schauräume und hat hauptsächlich die vom kunsthistorischen Standpunkte aus bemerkenswerthen Gegenstände, sowie eine Anzahl von nahezu 100 Feiertagscostümen aus den verschiedenen Gauen des Occupationsgebietes und anderer Balkanländer ausgestellt. Mit den completen Costümen sind sehr gute Figurinen bekleidet und in den ihnen angemessenen, mit einer Menge zugehöriger Geräthschaften, werthvoller Schmuckgegenstände und einzelner kostbarer Kleidungsstücke ausgestatteten Interieurs geschmackvoll aufgestellt.

Der Hauptreichthum der anthropologischen Sammlung liegt einstweilen noch in dem durch die Ausgrabungen gewonnenen prähistorischen und mittelalterlichen Schädelmateriale. Ein Blick darauf gibt den durchgreifenden Unterschied zwischen den prähistorischen, vorwiegend dolichocephalen und den mittelalterlichen, fast ausschliesslich brachycephalen Schädeln kund.

Nachmittags fand im Sitzungssaale der Landesregierung die erste gemeinsame Discussion der Probleme der bosnisch-hercegovinischen Urgeschichtsforschung statt. Nach der Eröffnungsansprache Sr. Excellenz des Herrn Landeschefs Baron Appel wurde Professor Virchow zum Vorsitzenden und Dr. M. Hoernes zum Schriftführer gewählt. Die dreieinhalbstündige Sitzung war vollständig der Debatte über Butmir gewidmet, an welcher sich der Reihe nach Pigorini, Radimský, Munro, Reinach, Mortillet, Virchow, Montelius, Hoernes, Benndorf, Szombathy, Hampel, Ranke und Voss betheiligten.

Noch um 6½ Uhr traten wir die Excursion nach Sobunar an, wo wir bei sinkender Sonne die Ausgrabungsstellen auf dem Debele brdo und die grösstentheils blossgelegten römischen Umfassungsmauern auf dem Gipfel des Berges besichtigten.

Am vierten Tage, dem Geburtsfeste des Kaisers, welches auch in den Occupationsländern feierlich begangen wird, ruhte die officielle Arbeit. Der Besuch des Museums war natürlich freigegeben und am Nachmittage vereinigte sich eine kleine Schaar von Congressmitgliedern, darunter v. Fellenberg, Montelius, Munro, Pigorini, Radimský und Szombathy, zu einem zweiten Besuche von Butmir. Die Herren Pigorini und Munro hatten nämlich, den übrigen Ansichten entgegen, die Behauptung aufgestellt, dass es sich da um eine regelrechte, den oberitalischen vollkommen ähnliche Terramara handle und eine besondere Abschürfung der Seitenwände der Grabung, sowie des gewachsenen Bodens an der Basis der Culturschichte gewünscht. Das Resultat dieser Arbeit wurde nun untersucht und da sich Herr Pigorini noch immer nicht überzeugt fand, die Durchführung eines radialen, bis über die Grenze der Culturschichten hinaus reichenden Versuchsgrabens beschlossen.

Sonntag den 19. August wurde um 6 Uhr Morgens nach dem Glasinac aufgebrochen. Unter Regierungsrath Hoermann's Führung zog eine Colonne von zehn Fiakern dem berühmten Nekropolengebiete entgegen. Nach einer kurzen Rast in Mokro wurde der trotzige Gebirgsriegel der Romania planina leicht überwunden. Die Strasse über die Romania hat vor allen anderen

Zugängen zum Glasinac den Vorzug, dass der Wanderer bei dem Abstiege von der Passhöhe das ganze gräberreiche Hochplateau vor sich ausgebreitet liegen sieht. Kurz nach 12 Uhr langten wir in unserem Standquartiere, der Kaserne Podromanja, an. Es verdient, hervorgehoben zu werden, dass die Unterkunft und die Verpflegung daselbst, dank der ausgezeichneten Fürsorge der Herren Bezirksvorsteher v. Barcsay aus Rogatica und Lieutenant Novaček, eine über jede Erwartung vortreffliche war. Nachmittags wurde eine Recognoscirungsfahrt unternommen und dabei eine mittelalterliche Nekropole mit den bekannten riesigen „Bogumilengrabsteinen" unweit von Han Sarenać besichtigt, hierauf zu Pferde die prähistorische Wallburg Hreljingrad am Plješ mitten in einer mit alten Grabhügeln übersäeten Gegend und endlich die Megarahöhle besucht. Diese Höhle bildet das Ende eines tiefen Wasserlaufes und eröffnet in Gestalt eines hohen, weiten Ganges dem kleinen Bache den Zutritt zu seinem unterirdischen Abzugswege.

Montag Vormittags wurden die bei den Tumuli von Rusanovići im Gange befindlichen Grabungsarbeiten besucht. Wir brachen vor 6 Uhr auf. Der halb zu Wagen, halb zu Pferde zurückzulegende, etwa zweieinhalbstündige Weg führte an Tausenden von noch uneröffneten Grabhügeln vorüber. In Rusanovići war an drei Tumuli unter Herrn Fiala's Leitung lege artis vorgearbeitet worden und wir hatten die Freude, in jedem derselben nach kurzem Bemühen hübsche Beigaben in Gestalt von Armringen, Fibeln, Perlen u. dgl. zu finden. In dem ambulanten Blockhause, welches dem Leiter der Ausgrabungen zur Wohnung dient, war in langen Suiten die reiche Ausbeute der letzten Grabungen ausgestellt, so dass sich an Ort und Stelle ein sehr anziehendes und lehrreiches Bild der gesammten Verhältnisse ergab.

Aber ebenso interessant war das Beiwerk, welches die Grabungen begleitete. An der Dorfgemarkung von Rusanovići, wo die Gesellschaft der Gäste von Herrn Fiala empfangen wurde, war an einer freundlich mit Reisig decorirten Ehrenpforte die Bewohnerschaft des Ortes im Festkleide zur Begrüssung aufgestellt, nicht nur die Männer aller Confessionen, sondern auch die Weiber und Mädchen der christlichen Familien. Der Bürgermeister und zahlreiche Notabeln von Rogatica waren zur Begrüssung erschienen. Und Alle zusammen schickten sich an, den Tag in Gemeinschaft mit den Fremden als Festtag zu begehen. Bald war das Einvernehmen so weit gediehen, dass photographische Gruppenaufnahmen gemacht werden konnten. Professor Virchow untersuchte einen 56jährigen Zwerg von annähernd normalen Körperproportionen, Namens Ivan Dobrača. Für das Mahl wurden den Eingeborenen sechs ganze Hammel an riesigen Spiessen über offenem Feuer gebraten und wir selbst liessen uns unter einem an einer waldigen Terrasse errichteten, gemüthlichen Laubdache auf orientalischen Teppichen à la turca nieder, um an ortsüblichen, niederen, runden Tischbrettern den zahlreichen kalten Gängen eifrig zuzusprechen. Die Musik einheimischer Zigeuner und herzliche Toaste würzten das Mahl und bald verliessen wir wieder die Freuden desselben, um den Tänzen und nationalen Spielen des versammelten Volkes, das sich auf einer Wiese am Fusse der Terrasse ausgebreitet hatte, zusehen zu können.

Allzu bald schlug die Stunde des Aufbruches. In der gastlichen Kaserne Podromanja gab es noch einen kurzen Aufenthalt. Um 5 Uhr traten wir die Rückfahrt an; in Mokro war Pferdewechsel und gegen 10 Uhr trafen wir in Sarajevo ein, alle Ausflügler vereint in dem Gefühle froher Dankbarkeit für den ganz ungewöhnlich lehr- und genussreichen Tag.

Am folgenden Vormittage (21. August) fand unter Virchow's Vorsitz die zweite Plenarsitzung des Congresses statt. Es standen die Funde vom Glasinac und in Verbindung mit ihnen das anthropologische Verhältniss der alten illyrischen Einwohner des Landes, wie wir diese nach den Gräberschädeln kennen lernen, zu der heutigen Bevölkerung auf der Tagesordnung. Die Discussion wurde von den Herren Fiala, Glück, Montelius, Radimský, Reinach, Ballif, Hampel, Virchow, Verneau, Weisbach, Voss, Bormann, Munro und Hoernes bestritten und manche Beiträge, die noch ausgesprochen werden wollten, mussten schliesslich, da das Maass der verfügbaren Zeit erschöpft war, unterdrückt werden.

Virchow empfahl zum Schlusse der Regierung die systematische Durchführung allgemeiner somatologischer Aufnahmen der Bevölkerung.

Das Ende des Congresses war erreicht. Virchow sprach der Regierung im Namen der Versammlung den feierlichen Dank aus für die ehrende Schätzung einer wissenschaftlichen Richtung, welche an sich keine praktischen Zwecke verfolgt, für die freundliche Einladung, die uns zu diesem Congresse zusammengeführt hatte, und für die Delegirung der ausgezeichneten einheimischen Fachmänner, welche den Gästen so erfolgreich an die Hand gegangen waren. Er dankte diesen Herren selbst für die höchst liebenswürdige und freundschaftliche Art, mit der sie sich ihrer Aufgabe gewidmet haben, sowie endlich der ganzen Bevölkerung, welche den Forschern überall auf das Freundlichste entgegengekommen ist. Diese allen Gästen aus dem Herzen gesprochenen Dankesworte fanden eine freundliche Resonanz in der Erwiderung, welche Se. Exc. Civiladlatus Baron Kutschera im Namen der Regierung aussprach.

Am Nachmittage wurde von einem kleinen Häuflein von engeren Interessenten (Munro, Pigorini, Radimský, Szombathy) noch ein dritter Besuch in der neolithischen Station von Butmir abgestattet, um das Profil des mittlerweile fertiggestellten Radialgrabens zu studiren.

Nach diesem Ueberblicke über die Arbeiten der Versammlung wollen wir mit einigen Worten auf die urgeschichtlichen Fragen, welche durch die Discussionen und die Probegrabungen in den Vordergrund des Interesses gerückt worden waren, eingehen.

Butmir.

Butmir ist dank der munificenten, von speciellem Interesse für die wissenschaftliche Seite der Frage zeugenden Fürsorge, welche die Landesregierung seiner Erforschung widmet, im Begriffe, einen der ersten Plätze

unter den neolithischen Localitäten Europas zu occupiren. Da es einen neuen Typus repräsentirt, beansprucht es eine um so grössere Aufmerksamkeit.

Der Ort Butmir liegt in der Nachbarschaft des einer grossen Zukunft entgegengehenden Badeortes Ilidže, circa 13 km westlich von Sarajevo, an dem Gebirgsflüsschen Željesnica, welches sich nicht weit von dem Orte mit der von Sarajevo kommenden Miljačka in die Bosna ergiesst. Die Fundstelle ist eine flache, unregelmässig begrenzte Bodenerhebung von 150 m oder mehr im Durchmesser und 3—4 m Erhebung über die Thalfläche. Diese Terrainwelle wurde von den Regierungsingenieuren zur Anlage der neuen Landwirthschaftsstation ausersehen und bei den Grundaushebungen für die verschiedenen Wirthschaftsgebäude entdeckte man vor zwei Jahren die Culturschichte, deren genaueste Durchforschung auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Ministers v. Kállay unverzüglich in Angriff genommen und bis zur Stunde unter der Leitung des Herrn Radimský fortgeführt wurde. Nach dessen Angabe waren zur Zeit der Versammlung 2521 qm, etwa ein Viertel der zur Untersuchung disponiblen Fläche des Hügels, durchgegraben.

Die Fragen, welche bei der Besichtigung der Funde, den Grabungen an Ort und Stelle und in der Discussion vornehmlich zur Behandlung kamen, lassen sich in zwei Gruppen bringen: *a*) die Localität, Charakter der Culturschichte und Zweck der ganzen Ortsanlage, *b*) die Funde, deren Zeitstellnng und Beziehungen.

Die Darlegungen, welche uns Radimský über die Fundverhältnisse gab, stimmen mit dem, was wir an der Ausgrabungsstelle sehen konnten, vollkommen überein. Wir trafen einen Aufschluss mit zwei rechtwinkelig aneinander stossenden Erdwänden, von etwa 5 m und 15 m Länge und 1·7—2 m Höhe. Die Grabung war überall bis auf den gewachsenen Boden, einen hellbraunen Alluviallehm, geführt. Es zeigte sich, dass die Oberfläche dieses gewachsenen Bodens nicht eben, sondern von flachen Gruben, in welche die Culturschichte hineinreicht, unterbrochen ist. Solche Gruben an der Basis der Culturschichte sind im Laufe der Grabungen in grösserer Zahl gefunden und genau verzeichnet worden. Sie sind 5—7 m breit, 40—70 cm tief, rund oder vierseitig, mit ebenem Boden. Gerade an ihrer Basis sind wiederholt stärkere Aschenschichten, Häufchen von ganz oder halb bearbeiteten Steinwerkzeugen, Terracottafigürchen u. dgl. gefunden worden. Radimský hat gewiss recht, wenn er in ihnen die Reste der ersten Hüttenanlagen dieser Ansiedelung erblickt.

Die Culturschichte hat eine Mächtigkeit von 110 bis 140 cm, über den Wohngruben auch wohl mehr, und ist noch von einer 30—40 cm mächtigen Humusschichte überdeckt. Sie ist aus verschiedenen Erdarten zusammengesetzt: bituminöse Erde, hellbrauner Lehm, rothgebrannter Lehm und schwarze, reich mit Holzkohlen und Ache durchsetzte Erde. Diese verschiedenen Ablagerungen bilden nicht horizontale, regelmässig mit einander abwechselnde Schichten, sondern kleinere und grössere unregelmässig linsenförmige Partien oder längere Streifen, die in verschiedener, an jeder Stelle der Grabung wechselnder Folge übereinander liegen. Zwischen dieser Ablagerungsart und einer wirklichen Schichtung besteht ein grosser und leicht zu erkennender Unterschied. Die rothgebrannten Partien enthalten die bekannten Lehmbewurfstücke von Reisigflechtwänden, wie wir sie aus so vielen alten Ansiedelungen als Zeugen der Einäscherung von Hütten kennen, Hütten, wie man sie gerade auf der Balkanhalbinsel heute noch auf Schritt und Tritt findet. An einer Stelle des Aufschlusses wurde in unserer Gegenwart, wenige Centimeter unter dem Humus, eine mit plattigen Steinen gepflasterte, fest auf die Liegendpartien der Culturschichte aufgesetzte Herdstelle aufgedeckt. Solche Herdstellen, wenn auch nicht immer gepflastert, sind in den verschiedensten Niveaus gefunden worden. Artefacte wurden an allen Stellen der Culturschichte, auch auf unserem eben erwähnten Herdpflaster angetroffen, die Topfscherben nicht immer horizontal aufliegend, sondern in allen möglichen Stellungen in der Erde steckend. Eine Verschiedenartigkeit der Einschlüsse nach den verschiedenen Höhenlagen war noch nicht constatirt worden.

Die Majorität der Theilnehmer stimmte mit dem Erforscher der Localität in der Auffassung überein, dass es sich da um die Reste einer gewöhnlichen Landansiedelung handle, deren Boden sich durch die Anhäufung des Wegwurfes und des Schuttes der leicht vergänglichen Behausungen allmälig erhöhte. Nur bezüglich einer unwesentlicheren Bemerkung ist Radimský zu corrigiren. Er meint, „dass der ganze Hügel durch Menschenhände entstanden ist", d. h. sich ganz aus den Abfällen aufgebaut hat. Es zeigt aber die einfache Vergleichung der heutigen Niveauverhältnisse des Hügels (etwa 4 m Erhebung) mit der Mächtigkeit der Culturschichte (weniger als 1·5 m), dass schon die erste Ansiedelung auf einer bereits bestehenden Bodenerhebung gegründet worden ist und dass in der Vorzeit (ebenso wie jetzt bei der Anlage der landwirthschaftlichen Station) das Aufragen des Platzes über die feuchte Niederung für die Wahl der Baustelle massgebend war.

Diesen Ansichten entgegen erklärten bei unserem ersten Besuche die beiden Terramaren- und Pfahlbauforscher Pigorini und Munro, dass die Ablagerungen von Butmir vollkommen identisch seien mit jenen der oberitalischen Terramaren. Sie glaubten, eine horizontale, durch Wasser geregelte Schichtung zu erkennen und empfahlen eine besondere Abglättung der Wände sowie des Bodens der Ausgrabung, um die Pfähle nachzuweisen, ferner die Anlage eines radialen, über die Grenze der Culturschichte hinausreichenden Grabens, um die für die Terramaren charakteristische Umschliessung mit Wall und Wassergraben zu zeigen. Pfähle oder Pfahlspuren waren bisher nicht beobachtet worden. Bei unserem zweiten Besuche zeigte sich aber, dass die vorgenommene Abglättung des Bodens genügte, um einen wesentlichen Gewinn für die Untersuchung zu bringen und unter Anderem auf einem Flecke von etwa 30 qm die sicheren Spuren von sieben in den gewachsenen Boden hineinreichenden Pfahllöchern nachzuweisen. Doch waren diese um den Aussenrand der vorhandenen Wohngruben angeordnet und übrigens auch ihrer Zahl nach

für eine regelrechte Pfahlbauanlage viel zu wenig. Mit Recht hatte VIRCHOW vorher betont, dass der Nachweis von Pfählen überhaupt nichts für PIGORINI's Auffassung beweise, da diese doch auch zur Errichtung primitiver Häuser gedient haben konnten. Die Anordnung unserer sieben Pfähle zeigte auch deutlich ihre Zugehörigkeit zu den Wohngruben. MUNRO erkannte nun auch, dass die Ablagerungen nicht horizontal geschichtet sind und trat der allgemeinen Ansicht bei, aber PIGORINI beharrte noch auf der Aufsuchung der Umwallung. Der zu diesem Behufe mit einigen Schwierigkeiten ausgehobene Radialgraben, den wir bei dem dritten Besuche inspicirten, zeigte jedoch, dass in Butmir keinerlei Umwallung existirte, sondern dass die Culturschichte gegen den Abhang des Hügels zu allmälig dünner, ärmer und undeutlicher wird und sich nach und nach gänzlich zwischen den sterilen Ablagerungen verliert. Es fehlen demnach alle äusseren Merkmale einer Terramara.

Uebrigens sprachen noch andere Umstände gegen PIGORINI's Auffassung, besonders der, dass es in Butmir ausserordentlich wenig Ueberreste von animalischer Nahrung gibt, was schon früher zu der (auch von MORTILLET speciell anerkannten) Auffassung geführt hat, dass man es da überhaupt nicht mit einem Wohnplatze, sondern mit einem Werkstättenplatze zu thun habe. Ausserdem würde auch, wie VIRCHOW anmerkte, selbst der Nachweis von Pfahlbauten, nichts zur Parallelstellung Butmirs mit den Terramaren Oberitaliens beigetragen haben, da die Funde unserer Localität von jenen der Terramaren zu sehr verschieden sind.

Was nun die Funde anbelangt, so will ich angesichts des seiner Vollendung entgegen eilenden, reich illustrirten, grossen Grabungsberichtes hier in keinerlei Details eingehen. Die vielen Tausende von Gegenständen, welche bisher gesammelt worden sind und unter denen sich kein einziges Metallobject befindet, sichern Butmir den Charakter einer steinzeitlichen Station. Unter der ungeheuren Schaar von Steinartefacten erscheinen geschlagene Messerspäne, Schaber und Pfeilspitzen, dann verschiedene Formen von geschliffenen Meisseln, unter welchen lange, schmale, hobelförmige Stücke hervorstechen, und endlich die zum Zurichten dieser Producte dienlichen Schlag-, Reib- und Polirsteine. Kein fertiger gebohrter Hammer und keine Knochenwerkzeuge. Ein besonderes Charakteristikon bilden die grossen Mengen von Abfallstücken, sowie halbfertigen und verdorbenen Steinsachen, unter letzteren viele Bruchstücke von gelochten Hämmern, die nur mehr als einfache Schlagsteine weitere Verwendung gefunden haben. Das Rohmaterial ist zum Theile von weit hergeholt, zum Theile aus dem Geschiebe des Flusses oder aus den nahen Bergen gewonnen. Dieser ganze Complex verräth eine grosse Werkstätte, einen Fabriksort für neolithische Steinsachen.

Der Zahl nach treten die keramischen Fundstücke gegen die Steinsachen zurück, aber ihre Zahl geht noch immer in die Tausende und sie sind es, welche dem Fundorte das grosse wissenschaftliche Interesse verleihen. MORTILLET wird wohl ganz vereinzelt dastehen mit der Annahme, dass Butmir eine grosse Töpferwerkstätte war. Das Vorkommen der Aschenlagen und der gebrannten Wandbewurfstücke kann nicht als Beweismittel dafür in Anspruch genommen werden und alle für eine Töpferei besonders charakteristischen Details fehlen. Das verhindert nicht, die allermeisten keramischen Funde als einheimische Waare anzusehen. Ich meine nur, dass wir zu Butmir dermalen nicht in der Werkstätte von Töpfern, sondern von Steinarbeitern stehen.

Neben Unmassen von unverzierten und verzierten Topfscherben kommen auch einige ganze kleinere Gefässe, Webstuhlgewichten gleichende Stücke, Thonwirtel und als besondere Kostbarkeit eine Anzahl von Terracottafigürchen (leider in einzelnen Fragmenten) vor. Unter den mannigfaltigen Gefässornamenten haben besonders die Spiralmuster, gewisse Schachbrettmuster und kreisförmige Stempeleindrücke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Spirale ist verwendet in der Ausführung durch eingeritzte Bänder und durch aufgelegte Fäden und erscheint sowohl als Reihenornament wie auch in der charakteristischen flächenbedeckenden Verbindung; letzteres besonders auf Scherben von schwarzen, kleineren Gefässen, die sich durch die feste und doch etwas poröse Substanz des Scherbens, sowie durch die scharfe Randprofilirung auszeichnen.

Angesichts des Umstandes, dass das ungeheure Fundmaterial, in welches man während der wenigen Tage gar nicht ganz einzudringen vermochte, noch einer riesigen Vermehrung entgegensieht, hat keiner der Fachmänner es unternehmen wollen, ein endgiltiges Urtheil zu formuliren, aber doch sind einige Anhaltspunkte geschaffen worden.

MONTELIUS will Butmir als eine streng neolithische Fundstelle betrachtet wissen, welche einen starken Einfluss von den orientalischen Culturvölkern erhalten hat. Er anerkennt wohl, dass es besonders die Spiralornamente sind, welche Schwierigkeiten bereiten, da sie in Europa bisher nicht in der vorliegenden Ausgestaltung in so alten Schichten gefunden worden sind; aber er möchte in dieser Beziehung unserer dem Oriente näherliegenden Localität eine Ausnahmsstellung einräumen und sie im Uebrigen doch unter die allgemeinen Gesichtspunkte seiner Chronologie stellen. So kommt er zu dem Schlusse, dass die ganze Ansiedelung älter als 2000 v. Chr. sein muss. HOERNES tritt dieser Datirung mit der Modification bei, dass er sie doch bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends heraufführt, und macht zugleich, auf den Spuren SOPHUS MÜLLER's weitergehend, die spiralverzierten Thongefässe als Zeugen für die Anwesenheit der Phönicier an der Adria vor dem Beginne der nordischen Bronzezeit geltend, während VOSS werthvolle Hinweise auf die mit der neolithischen Fundstelle von Tordos bei Broos in Siebenbürgen bestehende Aehnlichkeit unter den keramischen Ornamenten gibt.

Aber dieser einfachen Auffassung trat VIRCHOW entgegen und machte Bedenken gegen die hohe Altersbestimmung MONTELIUS' geltend. Er sagte: „Die Art der keramischen Technik, die wir gesehen haben, die künstlerischen Ausführungen, die hervortreten, entsprechen ganz dem, was wir sonst von der metallischen

Zeit voraussetzen, und ich bin auch jetzt noch nicht ganz davon überzeugt, dass wir uns in einer metallosen Zeit befinden.“ Andererseits bestritt Reinach das Vorhandensein orientalischer Einflüsse. Er gab wohl die von mir aufgezeigte grosse Aehnlichkeit zweier schwarzer Thonidole mit den bekannten Marmorfiguren von Amorgos zu, aber er schreibt diese ganze Kunstentwicklung, sowie die Entwicklung der keramischen Ornamente einer alten autochthonen europäischen Civilisation zu, deren Einflüsse mit Hilfe von Wanderungen bis in den griechischen Archipel und darüber hinaus reichten. Die Aehnlichkeit dieses Standpunktes mit dem vor 12 Jahren von Hochstetter eingenommenen ist in die Augen springend, nur dass er noch weiter geht und wohl bis auf die französischen Renthierstationen zurückgreifen zu wollen scheint; aber hier ist nicht der Platz, uns mit ihm näher auseinanderzusetzen.

Bezüglich der Bestimmung des relativen und des absoluten Alters darf, wie auch Virchow hervorgehoben hat, nicht aus dem Auge gelassen werden, dass wir uns nicht einer gewöhnlichen Wohnstätte oder Gräbern, sondern einem Arbeitsplatze gegenüber befinden, welchem mehrere wichtige Fundkategorien, so z. B. die Knochenwerkzeuge, deren allgemeiner Gebrauch doch gewiss keiner Anfechtung unterliegt, gänzlich fehlen. Unter solchen Umständen darf auch das Fehlen der aus anderen Gründen etwa vorauszusetzenden Metallsachen nicht mit seinem ganzen Gewichte in die Wagschale geworfen werden. Und wenn wir nicht unsere gesammten typologischen Kenntnisse verleugnen wollen, so können wir nicht sagen, dass die Keramik von Butmir a priori als eine neolithische anzusprechen ist. Ueber jene Zeit, in welcher man jedes Steinwerkzeug auch der Steinzeit zuschreiben zu müssen glaubte, sind wir hinaus. Nirgends sonst ist bisher nachgewiesen, dass das mykenische Spiralornament, wie es die schwarzen Gefässe von Butmir zeigen, in Europa vor dem Anfange der mykenischen Periode entwickelt war, und die Fundstelle von Butmir scheint ihrer Specialität wegen nicht geeignet, zu einer Umkehrung unserer Theorien beizutragen. So müssen wir es denn jedenfalls offenhalten, das Alter dieser Funde bis an den Beginn der mykenischen Periode heraufzurücken, was der Montelius'schen Datirung gegenüber einen Unterschied von einem halben Jahrtausend ausmachen würde.

In der Frage um die in Butmir nachweisbaren orientalischen Einflüsse will ich nicht so weit ausholen, für das eine hübsche, rothe Terracottaköpfchen jene grossen Mengen aus dem täglichen Leben und dem Cultus gegriffener runder Figürchen, welche Cypern und Aegypten geliefert haben und welche den unserigen unter allen Vergleichsobjecten am ähnlichsten zu sein scheinen, heranzuziehen, denn die fragmentarische Erhaltung unseres Stückes erschwert die Vergleichung. Aber die Analogien zwischen den zwei bereits erwähnten schwarzen Figürchen und jenen von Amorgos, sowie zwischen den Spiralornamenten des mykenischen Culturkreises und gewisser Gefässe von Butmir sind unbestreitbar und dies bedeutet im Rahmen dessen, was wir heute über die Wege der alten Culturen wissen und glauben, einen starken südlichen und orientalischen Einfluss auf bosnischem Boden. Reinach meint, zur Documentirung eines solchen bedürfte es der Auffindung von Scarabäen, assyro-babylonischen Cylindern, phönicischen Gläsern u. dgl. Das kann aber doch nur eine Redewendung sein; denn wohin kämen wir mit unseren Studien, wenn wir solche Anforderungen wörtlich ernst nehmen wollten.

Den vorerwähnten, in der That überaus schwierigen Fragen wird man wohl erst nach der Beendigung der Grabungen mit vollem Fleisse nahetreten können. Der Congress beschränkte sich daher auch darauf, eine von Virchow vorgeschlagene Resolution, welche die eifrige Fortsetzung der Ausgrabungen empfiehlt, zu beschliessen.

Montelius hatte darauf hingewiesen, wie überaus wichtig es für die Chronologie der Funde wäre, dass das ganze Material nach den verschiedenen Horizonten seines Vorkommens getrennt aufbewahrt und studirt werde. Bei den bisher erbeuteten Funden ist eine verlässliche Trennung nicht mehr möglich, aber in Zukunft wird die Abgrabung nach einer von mir vorgeschlagenen Methode in drei der Configuration der ganzen Ablagerung möglichst angepassten Schichten vorgenommen werden und es ist zu erwarten, dass wir hiedurch zur Kenntniss mancher bisher nicht feststellbar gewesener Details kommen werden.

Die Burgwälle.

Obwohl die Discussion in Sarajevo die ihrer Culturstufe nach an Butmir sich anschliessenden Funde nicht berührte, so möchte ich sie doch hier mit einigen Worten streifen, um auf den Gegensatz zwischen ihnen und Butmir und damit nochmals auf die Ausnahmsstellung dieses letzteren Fundortes hinzuweisen. Es sind Funde, welche eine über das ganze Land ausgebreitete Schichte, die auch nach Istrien und Oberitalien hinüber ihre Anschlüsse hat, bilden. Wir kennen sie einstweilen von mehreren zum Theile umwallten Ansiedelungsplätzen, welche in der neolithischen Zeit beginnen und verschieden weit in die Metallzeit heraufreichen. Als Typus können die Funde von Zlatište und Debelo brdo, unmittelbar bei Sarajevo, angesehen werden.

Die Unterschiede sind so gross als möglich. Sie erstrecken sich ebensowohl auf die Ansiedelungsart und deren Dauer, als auf die Formen der Funde. Butmir, frei im flachen Felde, am Flusse gelegen und nach der Blüthe einer einzigen einheitlichen Epoche abschliessend, Debelo brdo hingegen auf umwalltem Bergesgipfel und weit über die neolithische Stufe hinaus bewohnt. Von den Artefacten beispielsweise die Feuersteinpfeilspitzen in Butmir der Mehrzahl nach von rhomboidischer Form oder mit Griffangel, auf Debelo brdo dreiseitig mit tief ausgerundeter Basis; die Thongefässe auf Debelo brdo — im Gegensatze zu den eigenartigen Formen und mannigfaltigen Ornamenten Butmirs — mit vielen Analogien zu den Castellieren Istriens und Krains und den Terramaren Oberitaliens (ansa lunata u. a.). Die grosse Verbreitung

dieser neolithischen Burgwälle und die ununterbrochene weitere Fortdauer der mit ihnen den Anfang nehmenden Ansiedelungen lassen sie im Gegensatze zu Butmir als die allgemeinere, der eigentlichen Landescultur entsprechende Schichte erscheinen.

Die Parallele zwischen den bosnischen und istrischen Castellieren einerseits und den Terramaren andererseits ist schon oft gezogen worden, aber man sollte auch jedesmal, so oft man von ihr spricht, nicht versäumen, den bekannten grossen Unterschied hervorzuheben, welcher zwischen der Art und den Schicksalen der zweifellos culturverwandten neolithischen Ansiedelungen an den beiden Ufern der nördlichen Adria besteht. Die Isonzolinie bildet die Landgrenze. In dem Berglande an der Ostküste leben Wallburgbewohner, welche auf ihren Höhen durch alle alten Metallperioden hindurch sesshaft bleiben, man kann sagen bis zur Ueberfluthung des Landes durch die Schaaren der Völkerwanderung. Auf Debelo brdo hat Herr Fiala nicht nur Funde aus allen vormittelalterlichen Perioden gesammelt, sondern auch noch die den alten Steinwall erweiternden Umfassungsmauern aus römischer Zeit in ihren Fundamenten aufgedeckt. Dies bezeugt ein Jahrtausende langes Fortbestehen eines und desselben Volkes auf dem specifisch illyrischen Gebiete unter Lebensgewohnheiten, die wir in gewissem Sinne heute noch bei den Albanesen antreffen. In dem Flachlande am Westufer der Adria hingegen leben die Terramarenerbauer und halten diese charakteristischen Wohnsitze bis zum Beginne der Metallzeit, d. i. bis in die Bronzeperiode, fest, um dann sie und wohl auch die Landschaft gänzlich zu verlassen. Wenigstens sind sie zu einer anderen Ansiedelungsart übergegangen. Wenn wir dann in späteren Zeiten, während der Hallstatt-Periode, auf venetischem Boden wieder ein Volk antreffen, welches dem illyrischen Stamme zugezählt wird, so hat wenigstens der Archäologe diesen Zweig strenge von jenen Terramarenbewohnern getrennt zu halten.

Der Glasinac.

Der Glasinac, selbst eine von der Natur mit trotzigen Felsbollwerken umgürtete riesige Hochburg, ist auch ein Gebiet, in welchem die Burgwälle charakteristisch entwickelt sind. Fiala zählt auf dem Flächenraume von etwa 30 Quadratmeilen, den er unter dem Sammelnamen Glasinac einbezieht, gegen 30 Wallanlagen verschiedener Grösse, von 10—20 m Durchmesser bis zum Umfange ganzer Dorfschaften. Eine Anzahl von ihnen ist bereits untersucht. Freilich sind unter den daselbst aufgelesenen Funden jene, welche bis auf die neolithische Periode zurückweisen, bisher verschwindend gering. Die Hauptmenge gehört den in den Grabhügeln vertretenen Metallperioden an.

Nach Fiala's Mittheilung ist man in der Schätzung der Gesammtzahl der Tumuli dieses Gebietes wieder auf 20.000 zurückgekommen und von diesen sind bis jetzt beiläufig 1000, also 5%, ausgegraben. Wenn auch der Procentsatz gering erscheint, so rechtfertigt doch die grosse absolute Zahl, dass das bisherige Resultat als Basis für eine Uebersicht angenommen werde. Die Grösse der Tumuli variirt von 2—20 m Durchmesser und 0·35—2·50 m Höhe. Das Materiale der Aufschüttung ist Erde, mit Klaub- und Bruchsteinen reich gemengt. Manche Tumuli enthalten nur ein einziges Grab, andere hingegen mehrere Gräber, so dass jetzt etwa das Material aus 3000 Gräbern vorliegt. Die Funde reichen von der Bronzeperiode bis in die römische Kaiserzeit. Doch ist das Mengenverhältniss so, dass der Bronzezeit und der römischen Periode zusammen kaum 1% der Gesammtfunde zufallen. Ich konnte im Landesmuseum 12 Bronzezeitgräber zählen. Zu 99% gehören die Funde der Hallstatt-Periode an und Fiala hat unter denselben nach Massgabe verschiedener Typen (besonders der Fibeln) eine ältere und eine jüngere Stufe zu unterscheiden versucht. Die Bestattungsart ist eine verschiedene. Man zählt circa 60% der Tumuli mit Skeletgräbern, 30% mit Brandgräbern und 10%, welche theils Skelet-, theils Brandbestattung enthalten. Die Skeletbestattung scheint die ältere, die Brandbestattung die jüngere zu sein. Aber die mit römischen Funden ausgestatteten Tumuli enthalten wieder Skelette.

Den eigenthümlichen Charakter der Glasinacfunde hat schon Moriz Hoernes richtig erfasst, da er einerseits in einer Reihe besser gearbeiteter Stücke Typen der Bronzezeit nachwies [1]), andererseits [2]) neben den südlichen, bis auf Griechenland und wohl auch Unteritalien zurückreichenden Einflüssen und gewissen localen Ausgestaltungen die Züge des Verfalles in der Technik und eines seltsamen Auslebens der Hallstatt-Cultur, wie es in einer Bergregion, die von dem Wechsel der Zustände im Norden wie im Süden wenig berührt wurde, wohl stattgefunden haben kann, betonte. Wie weit aber diese locale Sonderentwicklung, deren Producte den Typus des Abgeleiteten und Späteren an sich tragen, auch zeitlich über den normalen Rahmen der Hallstatt-Periode hinausreicht, wird an dem bis dato vollständigen Mangel von typischen La Tène-Funden auf dem Glasniac, der uns einen directen Anschluss der hallstättischen Glasinacstufe an die römischen Funde anzunehmen zwingt, erst recht augenfällig. Obwohl die Möglichkeit, dass im Fortgange der Ausgrabungen noch genug La Tène-Funde zu Tage kommen, offen steht, hege ich kein Bedenken, aus ihrem derzeitigen Mangel im Vereine mit der Typologie der gesammelten Funde die Consequenzen zu ziehen, umsomehr, als ich auch an anderen Orten [3]) auf ähnliche Verhältnisse gestossen bin. Nicht einmal die von einem gewissen Einflusse des La Tène-Stiles zeugenden Mischtypen, wie wir sie in Jezerine finden, weist der Glasinac auf. Man kann also getrost sagen, dass diese Landschaft der keltischen Culturströmung gänzlich verschlossen blieb.

[1]) Verhandl. d. Berliner Anthrop. Gesellsch. 1891, S. 334.

[2]) Dr. Moriz Hoernes, Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XIX, 1889, S. 149.

[3]) Bei den Tumulis der Umgegend von Wies in Steiermark. Josef Szombathy. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies. Schlussbemerkungen. Mittheilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien. XX, 1890. S. 189 f.

Die grosse Anzahl der Tumuli regte einige Theilnehmer an der Conferenz zu verschiedenen Erklärungsversuchen an. Es wurde bezweifelt, dass sich diese Menge aus normalen Verhältnissen heraus erklären lasse. Montelius suchte die Spuren alter Eisenbergbaue und erwog, ob man durch sie die Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung (ähnlich wie durch die Salzgewinnung in Hallstatt) erklären könnte. Reinach vertrat die Ansicht, dass wir es nicht blos mit den Gräbern der auf dem Glasinac ansässigen Bevölkerung, sondern auch mit den vereinigten Ruhestätten der gesammten Umwohnerschaft des grossen Bergbezirkes zu thun haben. Diese Idee ist früher [1]) von Hoernes ausgesprochen, aber nicht aufrecht erhalten worden. Auch die Frage, ob man einen lebhaften Handelsbetrieb als die Grundlage von Wohlstand und Volkszahl annehmen könne, wurde erörtert. Und da bin ich mit Montelius der Meinung, dass der Glasinac im Alterthume nicht so wie später, zur Blüthezeit der Ragusäischen Republik, einen Strassenknotenpunkt gebildet und aus dem Handel Reichthümer gezogen habe; das würden die Funde in besonderer Weise verrathen, und diese deuten doch im Gegentheile auf die grösste Abgeschiedenheit hin. Fiala und Hoernes haben nun — und, wie ich glaube, mit Recht — geltend gemacht, dass die Zahl der Tumuli überhaupt nichts Befremdliches an sich habe, da sie sich aus dem für ihre Errichtung in Betracht kommenden langen Zeitraume von ungefähr einem Jahrtausend und einer mässigen, selbst ein wenig hinter der heutigen Ziffer zurückbleibenden Bevölkerungszahl ungezwungen ergebe, ferner dass auch die Eigenschaft des Bezirkes als gutes Weideland einem gewissen Wohlstande der Bevölkerung günstig war. Uebrigens möchte ich auch sagen, dass der Reichthum der Gräber des Glasinac durchaus nicht so bedeutend ist. Man hat bisher bei der Wahl der zur Ausgrabung kommenden Tumuli die ansehnlicheren bevorzugt und doch aus 3000 Gräbern eine Ausbeute erzielt, welche zwar an und für sich grossartig ist, aber beispielsweise sowohl an Zahl wie an Reichthum der Fundstücke weit hinter der Collection, welche das Hofmuseum aus circa 1000 Gräbern vom Salzberge bei Hallstatt besitzt, zurücksteht. Wenn man einmal zur Vervollständigung der Statistik auf dem Glasinac auch alle kleinen, nichtsversprechenden Tumuli, denen man jetzt selbstverständlich so viel als möglich aus dem Wege geht, eröffnen würde, müsste man eine grosse Schaar sehr armer Gräber zu zählen bekommen und würde sicherlich sehen, dass die 20.000 Tumuli nicht blos die vermögenden Mitglieder der Bevölkerung, sondern auch die armen aufgenommen haben. Das Hervorstechende am Glasinac ist nicht, dass dort so viele Tumuli errichtet wurden, sondern dass sie alle bis heute erhalten blieben. Das Verdienst hiefür gebührt dem Charakter des Landstriches als Wald- und Weideland. Ich bin überzeugt, dass in solcher Dichtigkeit einst die Grabkegel über den grössten Theil von Europa ausgestreut waren, wie man es ja heute noch in manchen Landstrichen Russlands und Sibiriens antrifft, und dass sie an den meisten Orten dem Pfluge vollständig zum Opfer gefallen sind. Diese Unverletztheit der Erddecke macht den Glasinac zum Eldorado für den Ausgräber. Sein Boden hat Alles, was die verflossenen Jahrtausende in ihn versenkten, unvermindert bewahrt und von ihm kann man Alles, was zur Vorgeschichte dieser Landschaft gehört, sei es nun in Aufschüttungen oder im ebenen Boden verborgen, nach und nach herauszubekommen hoffen. Von dieser Hoffnung ist auch die Resolution getragen, welche der Congress nach einem Antrage Hampel's annahm. Sie lautet:

1. „Die Conferenz findet, dass die Ausgrabungen, wie sie zur Zeit auf dem Glasinac vorgenommen werden, allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen und die Leitung derselben die vollste Anerkennung verdient.

2. Die Conferenz findet, dass das bereits auf der Glasinacer Nekropole zu Tage gebrachte wissenschaftliche Material von hoher Wichtigkeit ist, dass zu erwarten steht, dass die übrigen 19.000 Gräber noch eine grosse Menge von wichtigem archäologischen Materiale enthalten, daher es als höchst wünschenswerth bezeichnet werden muss, dass die Ausgrabungen auch fernerhin mit grosser Energie fortgesetzt werden."

Bezüglich der früheren Bewohner des Glasinac machte Glück die Mittheilung, dass er durch die Ausgrabungen bis jetzt 40 prähistorische und 11 mittelalterliche Schädel vom Glasinac erhalten habe. Von den prähistorischen Schädeln, welche nach Allem, was wir wissen, der illyrischen Bevölkerung zuzuschreiben sind, wurden 76% als dolichoid (dolichocephal und mesocephal) und 24% als brachycephal erkannt. Wir haben also da bezüglich des Längen-Breiten-Index ähnliche Verhältnisse wie bei den Schädeln von Hallstatt und Watsch. Auf diese Analogien wies auch Verneau hin. Virchow trat der Frage nach dem Zusammenhange dieser Schädel mit jenen der Albanesen, welches Volk ja als die reinen Nachkommen der Illyrier angesehen wird, näher. Es ergab sich ihm zunächst nur die für die albanesischen Schädel charakteristische besondere Grösse des Schädelraumes als Vergleichspunkt. Er legte auf das häufigere Vorkommen dieser Kephalonen Gewicht, verzichtete aber angesichts der unzureichenden Menge des Vergleichsmateriales auf ein weiteres Eingehen in die Frage.

Weisbach führte einen Vergleich des Längen-Breiten-Index der prähistorischen Schädel mit dem Kopfindex der heute lebenden Landesbewohner durch. Es besteht da ein überaus greller Gegensatz. Den 24% Brachycephalen vom Glasinac stehen 93% Brachycephale unter den heutigen Bosniern und 94% Brachycephale unter den Hercegovinern gegenüber und auch die Albanesen bestehen der Mehrzahl nach aus Brachycephalen. Mit diesem Vergleiche ist einstweilen, so lange die heutige Methode in der Kraniologie gilt, die physische Verwandtschaft der alten Bevölkerung mit der jetzt lebenden verneint.

[1]) Annalen des k. k. naturhist. Hofmuseums. VI. 1891. Not. S. 135.

Jezerine.

Von den Gesichtspunkten aus, unter welchen wir die Glasinacfunde betrachtet haben, fällt auch ein Streiflicht auf jene von Jezerine bei Bihač und naturgemäss ergibt sich davon wieder ein Reflex auf den Glasinac. Die Funde von Jezerine habe ich zwar schon früher in kleineren Partien zur Begutachtung, dann in einer grösseren Auswahl in der archäologischen Ausstellung des Wiener Philologentages im Museum für Kunst und Industrie und endlich in der 50 Blätter umfassenden Tafelreihe von Radimský's ausführlichem Fundberichte im „Glasnik" vor mir gehabt, aber die überaus interessante Eigenart des ganzen Fundcomplexes trat mir doch erst angesichts der Schränke, in welchen er nun vollständig und systematisch ausgelegt ist, mit voller Deutlichkeit vor Augen. Wie schon an mehreren Stellen publicirt ist, gehört das aus 528 Flachgräbern erbeutete Fundmaterial einem Zeitraume an, welcher vom Ende der Hallstatt-Periode bis in die römische Kaiserzeit reicht. Die Anführung von Einzelnheiten wäre wohl hier im Augenblicke nicht ganz am Platze, sondern es ist zweckmässig, sie bis zu dem nahen Erscheinen des 3. Bandes der Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien, in welchem Fundbericht und Abbildungen der Objecte allgemein zugänglich gemacht werden, zu verschieben. Ich will hier nur im Allgemeinen erwähnen, dass die Hauptmasse der Funde der La Tène-Stufe angehört, jedoch in einer Ausformung, welche sie von dem mitteleuropäischen Formenkreise dieser Periode vollkommen abtrennt. Fibeln und Zierstücke bedienen sich noch während der letzten Jahrhunderte v. Chr. einer ganzen Reihe von Motiven, welche wir von unseren Hallstatt-Funden in Bosnien, in den Ostalpen und zum Theile auch in Ungarn her kennen. Neben den offenbar importirten gemeineuropäischen La Tène-Typen erhalten sich ältere Grundformen und werden nur von dem der jüngeren Zeit eigenthümlichen Beiwerk allmälig überkleidet und auch umgeformt, während andererseits einheimische Nachbildungen importirter Stücke etwas von der alten Geschmacksrichtung mitbekommen. Das Zurückhalten älterer Formen zeigt sich auch noch in den der römischen Kaiserzeit angehörigen Gräbern. Diese Erscheinungen des Auslebens alter Formen begegnen ja dem Archäologen vielfach, und im Gegensatze zu der schnellwüchsigen Culturentwicklung in den östlichen Mittelmeerländern könnte man die gesammte Prähistorie des übrigen Europa recht treffend unter diesen Gesichtspunkt stellen; aber im Einzelnen wird man sehr selten diese Erscheinung in solcher Schärfe ausgeprägt finden. Wir sehen hier, was aus unserer mitteleuropäischen Hallstatt-Cultur geworden wäre, wenn die keltische Invasion ihren Lebensfaden nicht abgeschnitten hätte. Wir erkennen hier einen noch durch einige Jahrhunderte fortlebenden absteigenden Ast der Hallstatt-Cultur unter einer relativ milden Beeinflussung durch den La Tène-Stil.

Der früher bekannt gewordene Fundort Prozor bei Otočac in Croatien, welcher ähnliche Funde wie Jezerine in Massen herausgegeben hat, ist bisher nicht so sehr bezüglich seines Verhältnisses zur La Tène-Stufe, als vielmehr (besonders von Ljubić) bezüglich seiner Anschlüsse an die übrigen Fundorte der ersten Eisenperiode des illyrischen Gebietes betrachtet worden. Erst durch die Funde von Jezerine ist das merkwürdige Verhältniss dieser sich absenkenden Stufe der Hallstatt-Periode zur La Tène-Periode in's rechte Licht gesetzt worden und ich halte es daher für angemessen, von ihr fürderhin als von der Stufe von Jezerine zu sprechen.

Nicht über das ganze illyrische Territorium an der nördlichen Adria breitet sich diese Stufe aus. Die Kulpa-Save-Linie scheint die Nordgrenze ihrer Verbreitung zu bilden. Küstencroatien, Bosnien und die Hercegovina führen sie. Ob sie auch in den östlichsten Theil Bosniens und vielleicht auch über die Drina hinüber reicht, ist nicht bekannt. Der Glasinac führt sie nicht, denn auf ihm hat die La Tène-Cultur überhaupt keinen Eingang gefunden und er steht den mitteleuropäischen Verhältnissen noch weiter entfernt als Jezerine; aber in den leichter zugänglichen Thallandschaften könnte sie sich ja festgesetzt haben. Wir haben da also eine ganz andere Grenze, als die für die Wallburgen gezogene Isonzolinie, eine wesentliche, zu manchen historischen Vergleichen anregende Eingengung des älteren Gebietes. Mit dieser Kulpa-Linie fällt annähernd die politische Grenze, welche die Römer zwischen ihren Provinzen Illyricum und Pannonien gezogen haben, zusammen. Es verdient wohl, einmal des Näheren untersucht zu werden, inwieweit dieses Zusammentreffen ein ursächliches ist. Wahrscheinlich charakterisirt die Jezerine-Stufe das Gebiet der specifisch illyrischen Reiche, welche in den letzten Jahren v. Chr. eine Rolle spielen.

In Krain, im österreichischen Küstenlande und in den Ostalpen überhaupt, sowie in Venetien fehlt sie im Allgemeinen, wenn auch der eine oder der andere Fundort geringe Anklänge darbietet. In diesem Gebiete haben sich, wenigstens von der Mittel-La Tène-Stufe an, die archäologischen Verhältnisse ähnlich wie im übrigen Mitteleuropa entwickelt und es hat somit einen tieferen Grund, wenn die Völkerschaften dieser Länder den Römern im Gegensatze zu den Bewohnern Illyricums als „Kelten" bekannt geworden sind. Mit den Illyriern der Balkanhalbinsel allem Anscheine nach stammverwandt und während der Hallstatt-Periode mit ihnen auch auf derselben Culturstufe, hatten sie sich in den letzten Jahrhunderten v. Chr. nicht nur politisch, sondern auch culturell von ihnen getrennt. Es scheint mir, dass gerade die Jezerine-Stufe ein Merkmal dieser Trennung darbietet.

Besondere Aufmerksamkeit erregte bei der Versammlung das in dem Gräberfelde von Jezerine gefundene, aber leider nicht mit einem bestimmten Grabe zu vereinigende Bruchstück einer Kalksteinstele. Es ist die linke obere Ecke mit der in eingeschnittenen Contouren wiedergegebenen Gestalt eines Kriegers, dessen Helm vollkommen den mit grossem Haarkamme verzierten Helmhüten auf den figural verzierten Situlen und Gürtelblechen des venetischen Kunstkreises gleicht.

Als Randverzierung erscheint das uralterthümliche, auch für die gleichalterigen Krainer Gürtelbleche so charakteristische Flechtband. Leider ist das interessante Stück zu sehr beschädigt, um eine Ergänzung oder einen sicheren Schluss auf den Sinn der ganzen Darstellung zu gestatten. Doch bleibt es als erstes Beispiel einer den bekannten toreutischen Producten an die Seite zu stellenden illyrischen Darstellung auf Stein immer von grösstem Werthe. Dieses Stück wird im 3. Bande der Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien, S. 516 ff., heliographisch reproducirt und von Hoernes in einer besonderen Abhandlung besprochen werden.

* * *

Es liegt auf der Hand, dass dieser Bericht nur die Hauptmomente der Verhandlungen kurz berühren kann und weit davon entfernt ist, Rechenschaft über alle die fruchtbaren Anregungen, welche die Theilnehmer aus dem grossen Fundmaterial und dem Ideenaustausche schöpften, geben zu wollen.

Bei der Versammlung von Sarajevo war das die wissenschaftlichen Arbeiten umgebende Beiwerk von ganz speciellem Werthe und von grösserer Bedeutung als bei anderen Congressen. Die fremden Gäste sammelten bequem ihre Kenntnisse von Land und Leuten und verfolgten aufmerksamen Auges die durch unsere Behörden geschaffenen modernen Einrichtungen, um endlich in Ausdrücken tiefer Bewunderung die unerhörte Summe cultureller Arbeit, die wir während der 15 Jahre unserer Occupation in dem Lande gethan haben, anzuerkennen. Die wundervolle Lage Sarajevos an und zwischen den Abhängen des hier trompetenförmig sich erweiternden Miljačkathales, die selbst den Schotten Munro dazu begeisterte, sie für die schönste Europas zu erklären; das gleicherweise von den eingewanderten „Schwabas" wie von den originellen einheimischen Volkstypen getragene, aufrichtiges Einvernehmen athmende Strassenleben, das auf jene Gäste, welche noch nicht den muhammedanischen Orient in der Nähe gesehen hatten, einen solchen Reiz ausübte, dass einer der Herren Professoren nach seinem ersten Gange durch die Tscharschia (Bazar) seine Eindrücke nicht anders denn als eine Offenbarung zu bezeichnen wusste; der Gegensatz der überall sich ausdehnenden modernen Bauten orientalischen und westeuropäischen Charakters (incl. der Anlage einer elektrischen Stadtbahn) zu den alten muhammedanischen Vierteln; die neuen staatlichen Musteranstalten, darunter in erster Linie das auf der Höhe der modernen Anforderungen stehende Landesspital, die so überaus wichtigen kunstgewerblichen Ateliers, die Teppichweberei, die Tabakfabrik, die Schulen, die landwirthschaftliche Musteranstalt in Butmir, die Bäder von Ilidže u. s. w. und endlich jene festlichen Acte der Gastfreundschaft, mit welchen wir ausgezeichnet wurden, alles das bildete um unsere Versammlung einen Rahmen ohne Gleichen.

Die Theilnehmer waren in Allem die Gäste der Landesregierung und in körperlicher Beziehung ebenso gut versorgt, wie in geistiger. Namhaft machen muss ich da die am ersten Tage Nachmittags veranstaltete gesellige Vereinigung im grossen Saale der Landesregierung, welche die Gäste mit den Spitzen der Behörden und den einheimischen Fachmännern bekannt machte, das Banket, welches Se. Excellenz der Landescommandirende am Abende desselben Tages zur Begrüssung des Congresses gab, das am Abende des zweiten Tages nach dem Besuche von Butmir und Ilidže von Sr. Excellenz dem Reichs-Finanzminister und seiner edlen Gemahlin gegebene Souper in Ilidže und endlich den Festabend, welchen uns am 21. August der Bürgermeister von Sarajevo, Mehemed Beg Kapetanović, das Haupt einer der ersten muhammedanischen Familien des Landes, in seinem Hause gab. Wir lernten an diesem Abende ein echt orientalisches Fest mit Gartenbeleuchtung, Musikproductionen, nationalen Spassmachern, Guslaren und einem vollkommen à la turca zubereiteten und servirten Mahle kennen.

Diese reichen Veranstaltungen konnten nur noch überboten werden durch die feinfühligen Zeichen von Hochschätzung der Wissenschaft, welchen die Gäste bei den Chefs der Regierung begegneten, sowie durch das selbstaufopfernde Eingehen in die Intentionen der Landesregierung, in welchem die wissenschaftlichen und die politischen Beamten, die mit dem Congresse zu thun hatten, wetteiferten, um die Gäste von ihrem Eintritte bei der Landesgrenze an mit einer Atmosphäre von wohlwollender Aufmerksamkeit zu umgeben, welche bald das herzliche Gefühl der Behaglichkeit allgemein machte. Darum stimmte auch am Schlusse des Congresses jeder Theilnehmer aus dem Grunde seines Herzens den von Virchow, als dem Präsidenten unserer Sitzungen, ausgesprochenen feierlichen Worten des Dankes an die Landesregierung und ihre tüchtigen Organe zu und Alle schieden von Sarajevo in der tief empfundenen Würdigung der zielbewussten, umfassenden Pflege, welche jetzt allen Interessen des schönen und an natürlichen Hilfsmitteln reichen Landes gewidmet wird, um es in organischer Fortentwicklung des Vorhandenen zur Höhe der bestverwalteten Länder Europas emporzuführen.

4. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Bulletin of the Johns Hopkins Hospital. Vol. V. — No. 38, p. 21—36. Baltimore, March, 1894. Price, 15 Cents.

Cunow, Heinrich: Die Verwandtschafts-Organisationen der Australneger. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie. Stuttgart 1894. VIII + 190 S.

Penck, Dr. Albrecht: Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland über die zwei Geschäftsjahre von Ostern 1891 bis Ostern 1893. Sonder-Abdruck aus den Verhandlungen des X. deutschen Geographentages in Stuttgart, 1893. (Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.) Berlin 1893. 22 S.

Hansen, Andr. M.: Menneskeslægtens ælde. Med talrige illustrationer. 1ste Hefte. Kristiania 1894. 48 S. Mit 1 Karte.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Fundada em 1875. 12ª Serie. — Nos 11 e 12. Lisboa 1893. (455—590) + (209—232) S. — 13ª Serie. — Nos 1 e 2. Lisboa 1894. XVI + 110 S.

Actes de la Société scientifique du Chili. Fondée par un groupe de Français. Troisième année. Procès-Verbaux des séances générales (Feuilles K—O; Août-Novembre). Notes et Mémoires (Feuilles 12—21). Tome III (1893), 3e Livraison. Santiago 1894. (LXXXI—CXX) + (81—168) S.

Musterplan für landwirthschaftliche Bauten in Mähren. I. Blatt. Für das Kuhländchen. Mit erläuterndem Texte von Johann Laumann, dipl. Ingenieur und Professor an der landw. Landes-Mittelschule in Neutitschein. Herausgegeben von der k. k. mährisch-schlesischen Ackerbau-Gesellschaft in Brünn. April 1890. Im Verlage von Wilhelm Frick, k. u. k. Hofbuchhandlung, Wien, I. Graben 27. Preis 40 kr. ö. W. 19 S. Mit 1 Tafel. [Geschenk von Custos Moriz Trapp in Brünn.]

Vzorný plán hospodářských staveb na Moravě. II. List. Na Hané. Průvodním textem opatřili J. Adamec, ředitel zemské střední školy hospodářské v Přerově. Fr. Pivný, stavitelský technik v Přerově. Vydáno c. k. moravskou hospodářskou společností v Brně. Duben 1893. V nákladu Viléma Fricka, c. a k. dvorní knihkupectví ve Vídni, I. Příkopy 27. C. a k. dvorní knihtiskárna Karla Fromme-ho ve Vídni. Cena 50 kr. r. m. 12 + 15 S. Mit 1 Tafel. [Geschenk von Custos Moriz Trapp in Brünn.]

Eleventh Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. September 1st, 1892, to August 31st, 1893. October 1st, 1893. Milwaukee: Ed. Keogh, Printer, 386 and 388 Broadway. 1893. 104 S.

Školski Vjesnik. Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik: Ljuboje Dlustuš. IV. 1894. Mjeseca Aprila. Uredništvo: Sarajevo, zgrada zemaljske vlade. Administracija: Sarajevo, zemaljski ekonomat. Godišnja cijena Školskom Vjesniku sa poštarinom 2 for. a. vr. Sarajevo. Zemaljska štamparija. 1894. (155—222) + (75—102) S.

An Indroduction to the Popular Religion and Folklore of Northern India. By W. Crooke, B. A., Bengal Civil Service. Honorary Director of the Ethnographical Survey. North-Western Provinces and Oudh. Allahabad: Printed ad the Government Press, North-Western Provinces and Oudh. 1894. Price Rs. 2—4—0. VI, II, 420 S. 8°.

A régibb középkar (IV—X. század) emlékei Magyarhonban. Irta Hampel József. Első rész. Kétszáz képes táblával és a szövegben 48 ábrával. Ára 5 frt. Budapest. Kiadja a M. T. Akadémia. 1894. 176 S. 8°.

Der Mensch. Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 748 Abbildungen im Text, 6 Karten und 9 Farbendrucktafeln von Dr. F. Etzold, Emil Ehrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. a. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894. XII, 676 S. 8°.

Katalog der Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule zu Brünn. Brünn, 1893. Druck von W. Burkart. XII, 452 S. 8°.

Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Redigirt von Professor Dr. Johannes Ranke in München, General-Secretär der Gesellschaft. XXV. Jahrg. Nr. 5. Mai 1894. S. 33—40.

Bulletino della Società Veneto-Trentina di Scienze naturali redatto dal Segretario Felice Supino. Tomo V. N. 4. Padova, R. Stabilimento Prosperini. 1894. S. 169—220.

Výzkumy na tábořišti lovců mamutích v Předmostí r. 1893. Podává Karel J. Maška. Předloženo dne 9. února 1894. [Rozpravy. Ročník III. Třída II. Číslo 9.] 8 S. 8°.

Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer. Von Professor Dr. W. Schwartz, Gymnasial-Direktor. Mit einem Anhang über eine Hexenfahrt der Hera und die sogen. Hexensalbe. Berlin. Verlag von Oswald Sekhagen. 8°. II, 52 S.

Königliche Museen zu Berlin. Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. III. Band — 3./4. Heft. Berlin, Verlag von W. Spemann, 1894. Fol. VIII, (95—190) S.

A. S. Gatschet: Mehmed's Brautfahrt (Smailagić Meho), ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Aufgezeichnet von Dr. F. S. Krauss; deutsch von Carl Gröber. Wien, Hölder. 1890. 16mo. pp. 130. [Reprinted from „The Journal of American Folk-Lore," No. XI.] 2 S. 8°.

Albert S. Gatschet: Vedische Studien. Richard Pischel und Karl F. Geldner. Vol. I. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 8 vo. pp. XXXIII, 328. 2 S. 8°.

A. S. Gatschet: Archaeology and Ethnology. Rigveda Studies. — Schliemann's Ilion. [From the American Naturalist, November 1890. p. 1092—1094.] 4 S. 8°.

Oregonische Märchen. Von Albert S. Gatschet. Washington. [Sonder-Abdruck aus dem „Globus". Band 60. Nr. 4. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.] 4°. 4 S.

Annual Address delivered to the Asiatic Society of Bengal by the hon. Sir Charles Alfred Elliott, K. C. S. J., President of the Society. Calcutta, 7th February, 1894. Calcutta: Printed ad the Baptist Mission Press. 1894. [Price, One rupee.] 8°. II, 86 S.

Department of „Fomento". Statistical Annuary of the United States of Venezuela. Edition concluded on July 1st. 1889. Caracas. Printing and lithographic Office of the National Government, 1889. 4°. 10 S.

Bibliographic Notes. By Albert S. Gatschet. 8° 4 S.

Bibliographic Notes. By Albert S. Gatschet. [From the American Antiquarian, March, 1893.] 8°. 4 S.

Linguistic and ethnographic Notes. By Albert S. Gatschet. [Re-Printed from the American Antiquarian, September, 1890. p. 303—306.] 8°. 4 S.

Albert S. Gatschet: Elephants in America. [Reprint from American Antiquarian, July 1887.] 8°. 2 S.

Linguistic Notes. By Albert S. Gatschet, Washington, D. C. [Reprint. from American Antiquarian, July 1887.] 8°. 2 S.

A. S. Gatschet: Animism among the Modocs. [Reprinted from the Journal of American Folk-Lore, Vol. II, No. VI.] 8°. 2 S.

Die Windhose. Ein Mythus der Modoc-Indianer; dargestellt von Albert S. Gatschet in Washington, D. C. [Separatabdruck aus der Monatsschrift „Am Ur-Quell".]

The prefix aq- in Kitonaqa. By Albert S. Gatschet, Vinita. Indian Territory. [Science, Vol. XXI, 1893, p. 188—189.]

Appeal to the Christians of America by the Christians of Armenia. 4°. 4 S. [Geschenk von A. S. Gatschet.]

A. S. G.: „Spelling." [From the American Anthropologist, Washington, D. C., October 1888, p. 357—358.]

Sur dix crânes de Rochefort. Les blonds et les Proto-Caucasiens. Par M. Zaborowski. (Extrait des Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris.) Paris 1894. S. (27—64).

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ueber Wetterzauberei.

Von **Ferdinand Freiherrn v. Andrian.**

I.

Nach akkadischem Glauben ist die Welt von Geistern, „Zi", bevölkert. Das „Zi" soll aber in der ältesten Auffassung „Leben" bedeuten, welches sich als Bewegung offenbart. Alles, was sich wirklich oder scheinbar bewegt, ist Leben, enthält Leben [1]). Die gefürchtetsten „Zi" waren die Elementargeister, welche mit dem Regen aus der Atmosphäre auf die Erde herabfallen, oder als Krankheiten bringende Winde auftreten, während dagegen die grossen Götter Ana und Hea den wohlthätigen „Zi" angehören.

Nach dem „Çatapatha Brahmana" (XIV, 4, 2) war das ganze Universum einst Seele in der Form von Purusha (Geist, Seele). Bei der Opferung des letzteren behufs der Weltschöpfung entstanden Indra und Agni aus seinem Munde, Vayu aus seinem Athem [2]). Nach dem Vedanta ist das Brâhman (Leben, Athem) [prâṇa] zugleich psychisches und kosmisches Princip; es ist identisch mit dem Weltäther, auf den alle kosmischen Erscheinungen zurückgehen [3]). Çañkara erklärt es als Endzweck der heiligen Ueberlieferung, das Brâhman als Kraft und Materie zugleich hinzustellen [4]). Auch werden von ihm die Elemente aus dem mit dem Brâhman identischen Âtman [5]) (Selbst, Seele) abgeleitet.

Thales betrachtet das Wasser als lebendigen und göttlichen Urstoff, die Welt als beseelt und von Dämonen erfüllt [6]). Anaximander nimmt eine unendliche, beseelte Urgottheit an, welche Urgeist und Urmaterie zugleich ist, aus welcher durch fortgesetzte Ausscheidung Warmes, Kaltes, Flüssiges, Erde, Luft, Feuer und so auch die für luftartig erklärten Seelen entstehen [7]). Noch deutlicher drückt sich Anaximenes aus: Wie unsere Seele, welche Luft ist, uns zusammenhält, so umfasst auch Luft (welche unendlich und in steter Bewegung ist) und Odem die ganze Welt [1]). Heraklit ist das Urfeuer oder die mit ψυχή (Hauch) bezeichnete Wärme (warme Luft), Urstoff, Gottheit, Weltgesetz, dessen Ausfluss auch die Menschenseelen sind. Die trockenste Seele ist ihm die weiseste und beste [2]). Empedocles benennt die Elemente mit Götternamen und nennt sie geradezu Dämonen [3]). Nach der orphisch - pythagoräischen Ueberlieferung sind alle Theile des Kosmos intelligente göttliche Wesen, welche, wie die Menschenseelen, dem göttlichen Aether entstammen. Die Seelen werden aus dem Weltall durch die Winde auf die Erde getragen, nachdem ihnen die Pförtner der Planetensphären deren Thore geöffnet, und dann von den Neugeborenen durch den Athem aufgenommen [4]). Nach der stoischen Lehre ist die Menschenseele der warme Hauch, ein Theil der Weltseele; auf der Einheit des Pneuma, welches Alles durchdringt, beruht die Einheit des Kosmos [5]). Die Erfüllung des Luftraumes und Beeinflussung der Wettererscheinungen durch Seelengespenster wird in der griechischen Philosophie bis zu den Neupythagoräern und Neuplatonikern herab fortwährend gelehrt; spricht doch noch Porphyrius von den Dämonen, welchen die Aufsicht über das Wetter obliegt [6]).

Diese speculativen Ideen weisen schlagende Analogien auf mit jenen der primitiven Völker, welche durchgehends das Leben oder die Seele mit den Vorgängen im Luftraume in sehr nahe Beziehungen setzen. Nicht Armuth der Sprache, sondern Vorstellungen von realer Causalität und weittragende Verallgemeinerung des aus der Selbstbeobachtung

---

[1]) Sayce, Lect. Relig. Anc. Babyl., 326. — Lenormant, Chaldean Magic., 104.

[2]) Rigveda X, 90.

[3]) Deussen, Sûtra's d. Vedanta, 268.

[4]) Deussen, Sûtra's d. Vedanta, 392—394.

[5]) Deussen, Syst. d. Vedanta, 157 f.

[6]) Cicero, De legibus, II, 11, § 26. — Aristoteles, De anima, I, 5.

[7]) Zeller, Phil. d. Griech., I, 169, 172.

[1]) Stobbaeus, Ecl. phys, I, p. 296?

[2]) Zeller, l. c., I, 469, 479, 480.

[3]) Aristoteles, De anim., I, 2. — Zeller sucht allerdings nachzuweisen (l. c., I, 517, 531), dass die Beseelung der Elemente von Empedocles nicht gelehrt wurde, doch sprechen dessen Lehre, dass jedes Element das ihm verwandte empfinde, sein übertriebener Dämonencult, seine magische Praxis entschieden für die Ansicht des Aristoteles.

[4]) Aristoteles, De anim., I, 5. Ueber den Brauch athenischer Brautleute, den Tritopatoren (Himmelspförtnern, Windgeistern) zu opfern, vgl. Suidas.

[5]) Zeller, Phil. d. Griech., III, 1, 176, vgl. Siebeck, Lehre vom Geist (Pneuma) in d. Wissensch. d. Alterth.-Zeitschr. für Völkerpsychol., XII, 361 ff.

[6]) Zeller, Phil. d. Griech., III, 2, 604.

gewonnenen Lebensbegriffes bedingen die Thatsache, dass bei den verschiedensten Völkern die Bezeichnungen für Leben, Seele, Geist (zum Theile auch Gott) auf bewegte Luft (Wind, Athem) zurückführen [1]). Nach Sayce bedeutet im Accado-sumerischen lil (in der Zusammensetzung Mul-lil, Heer der Geister) Staubsturm und Geist zugleich [2]). Im Aztekischen bedeutet Ehecatl Wind, Seele, Leben, Schatten [3]). Bei den Zuñi-Indianern sind Athem und Seele, wie bei den Nicaraguern [4]) (yulio) und in der Netalasprache Californiens (piuts) synonym. Die Bezeichnungen der Yakimas (einer Abtheilung der Columbian-Indianer) für Wind und Leben beruhen auf derselben Wurzel [5]). Die Eskimos gebrauchen silla für Luft, Wind, Geist und Welt [6]). Für dieselben Bedeutungen gebrauchen einige West-Australier waug [7]), die Malayen Javas ñava [8]), die Herero ovimpo [9]).

Nach den Vorstellungen der Balinesen geht die Seele mit dem Rauche der Leichenverbrennung in den Himmel und fällt mit dem Thau wieder zu Boden, um in einen anderen Körper einzufahren [10]). Von den drei Seelen, welche die Malgaschen im menschlichen Körper annehmen, wird beim Tode die eine, aina genannt, in Luft verwandelt [11]). Einige Acagchemems (Californier) glaubten, dass mit zunehmender Gebrechlichkeit des Alters die Seele allmälig in Luft aufgehe [12]). Auch bei den Negern der Loangoküste herrscht die Anschauung von dem Umherfliegen der Seelen in der Luft (Bastian, Loango-Exp., II, 225). Die germanische, auch slavische Vorstellung, welche Grimm unerklärt gelassen hat, dass, wenn sich Jemand aufhänge, Sturmwind entstehe, dürfte auf dem gewaltsamen Entweichen der Seele in die Luft beruhen [1]). Die Wenden öffnen, wie die Deutschen, beim Tode eines Menschen das Fenster, damit die Seele hinausfliegen kann.

Aus der Identität von Luft und Seele folgt mit Nothwendigkeit die Annahme, dass der Luftraum durch Seelengeister erfüllt ist. Nach der Ansicht einiger Pythagoräer sind die Sonnenstäubchen nichts Anderes als Theile der Weltseele [2]). Die Maoris sagten, dass die Seelen einander im Luftraume drängen wie die Mosquitos [3]). Die atmosphärischen Erscheinungen, die Vorgänge der als belebt gedachten Sternenwelt sind ihr Werk. Lehrte doch Pythagoras (Jamblichus, Adhort. ad philos. 21), ἀνέμων πνεόντων τὴν ἦχω προσκύνει. Wenn im Spätherbste, berichtet Boas [4]), die Stürme über das Land brausen, die See von den bisher nur leichten Eisfesseln befreien, wenn die losen Eisschollen aneinanderschlagen, unter lautem Krachen sich vertheilen, sich in wilder Unordnung aufthürmen, glaubt der Eskimo die Stimmen der Geister zu vernehmen, welche die Luft erfüllen; die Geister der Abgeschiedenen klopfen an die Thüren, verfolgen die Hunde, tödten Menschen und Thiere. Die Indianer Nordamerikas fürchten das Fallen einer Sternschnuppe wie das Rauschen der windbewegten Blätter im Walde als Geisterspuk. Wolkenbildungen und Gewitter galten ursprünglich bei allen Völkern als Aeusserungen der Angehörigen jener zahllosen Gespensterschaar.

In dieser animistischen Vorstellungsschichte wurzeln bekanntlich viele Mythen und Mythologien, deren elementares Substrat zuerst von der deutschen Schule der vergleichenden Mythologie richtig erkannt wurde; Grimm's scharfsinnige und feinfühlende Deutungen hatten bereits früher die germanische Mythologie auf denselben Pfad gelenkt. Dass ein weiterer Fortschritt auf demselben in erster Linie von dem Ausbau einer vergleichenden Psychologie abhängt, hat schon Müllenhof eingesehen, welcher Mannhardt die Berücksichtigung von E. B. Tylor's grundlegendem Werke dringend empfahl. Max Müller's Auffassung der Mythologie als quale, nicht als quid, als etwas Formelles, nicht Substantielles, als krankhafte Sprachform wäre niemals aufgestellt worden, wenn nicht eine sogenannte exacte Methode den Mythus hauptsächlich vom sprachlichen Standpunkte aus untersucht und von allen übrigen Aeusserungen der Volksseele

[1]) Grimm leitet (D. Myth., I, 382) „Geist" von gîsan = flari, impetu ferri, ab u. s. w. Für die Indogermanen vgl. Kuhn in Haupt's Ztsch., V, 488.

[2]) Sayce, Lect. Rel. Anc. Babyl., 145. Für die Semiten vgl. auch Siebeck, l. c., 389, das hebräische Ruach (Pneuma) bedeutet Wind und Athem.

[3]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 777.

[4]) Oviedo, Ternaux et Compan's Voy. 2. Ser., Bd. III, 36.

[5]) Bancroft, Nat. Races Pacif. Stat., III, 515. Diese Beispiele lassen sich aus den Vocabularien der Nord- und Südamerikaner sehr vermehren. Für die Bakaïris verweise ich auf v. d. Steinen, Zweite Schingu-Exp., 362.

[6]) Bancroft, Nat. Races, III, 515.

[7]) G. F. Moore, Vocab. of W. Austr., 103. — Tylor, Anf. d. Cult. D. Ausg., I., 425.

[8]) Tylor, Anf. d. Cult., I, 425, nach Crawfurd, Mal. Gram. and Dict.

[9]) Hahn, Z. d. Berl. Ges. f. Erdk. 1869. IV, 2.

[10]) Wilken, Animisme, I, 62.

[11]) Prinz Max zu Wied, R. i. d. inn. Nordam., II, 206.

[12]) Bancroft, Nat. Races, III, 525.

[1]) Grimm, D. Myth., I, 524. — Kaindl, Huzulen, 91.

[2]) Aristoteles, De anima, I, 2.

[3]) Taylor, Te Ika a Maui, 104.

[4]) Boas, Centr. Eskim., VI. Rep. Smiths. Bur. Ethn., 603 f.

ohne Berechtigung losgelöst hätte [1]). Der nur künstlich überbrückte Gegensatz zwischen der solaren und nubilaren Richtung der vergleichenden Mythologie ist lediglich eine Folge dieser abstract dogmatischen Methode, welche die Thatsache übersieht, dass die primitive Phantasie siderale und elementare Geister ursprünglich nicht scheidet und überhaupt alle Dinge als wesentlich g'eich, weil belebt, die äussere Form derselben dagegen als unwesentlich auffasst [2]).

Der bekannte Gegner der meteorologischen Deutung mythologischer Gestalten, Mr. Andrews Lang [3]), folgert aus der Thatsache, dass viele primitive Völker ihre Göttergestalten in Thieren, besonders in Vögeln, verkörpern, dass diese Gestalten „nur selten oder nie Naturkräfte oder Elemente darstellen". Dieser Schluss ist keineswegs berechtigt. Die primitive Phantasie kennt überhaupt keine feste Schranke zwischen Mensch und Thier, sie fasst insbesonders gewisse Thiere, wie z. B. die Schlangen, gerne als Träger mächtiger Elementargeister auf. Vor Allem gelten die gefiederten Geschöpfe als nächste Verwandte der atmosphärischen Geisterwelt. Nach der Anschauung [4]) der Nordamerikaner werden alle Winde durch Vögel erzeugt; nur der Nordwind kommt von Menabozhu, dem Weltschöpfer. Die Australier behaupten, dass die ersten Stürme und Wirbelwinde von Elsternschaaren erzeugt wurden, welche ein donnerähnliches Geschrei machten [5]).

Die ursprüngliche Bedeutung der zahlreichen Vogelgötter der Australier, Malayen, Nordamerikaner u. s. w. ergibt sich aus der Vorstellung der Sturm- oder Donnervögel, welche nicht blos in der amerikanischen [6]), sondern auch in den arischen, finnischen, semitischen und polynesischen Mythologien eine längst gewürdigte Rolle spielten. In Florida galten die Vögel Tonazulis als Boten der Sonne [7]). Die Aegypter bezeichneten die Sonnengötter durch den hockenden Sperber [8]). Bei den Polynesiern galt der Schrei des Spechtes als Antwort der Götter auf die Gebete der Priester [9]). Der Moavogel wird als die Incarnation Taaroa's betrachtet, welcher das Weltei auf die Fluthen gelegt hatte [1]). In Tahiti frassen die bei den Tempeln versammelten Vögel, welche die Götter beherbergten, die Leichen der geopferten Menschen auf [2]). Auch die Völker Afrikas haben bekanntlich vielfach die Luftgeister unter der Gestalt von Vögeln verehrt. Man denke an den Blitzvogel (Khebioso) der Sclavenküste (Ellis, Ewe-speaking peoples, 95). Die Krähe beeinflusst nach Ansicht der Malakolos den Regenfall (Livingstone, Miss. travels, 599).

Ein starker Beweis dafür, dass zwischen Elementargeistern und Menschenseelen kein Unterschied gemacht wurde, scheint darin zu liegen, dass auch die Seelen der Abgeschiedenen ganz allgemein als in Vögeln, Schmetterlingen und Insecten verkörpert vorgestellt werden. Bezüglich der Arier haben Grimm und E. H. Meyer hierüber das Wichtigste zusammengestellt [3]). Die Huronen lassen die eine von den beiden im Menschenkörper wohnenden Seelen nach dem Tode in eine Turteltaube verwandelt werden, die andere bleibt beim Leichnam und kann unter gewissen Umständen in einem anderen Körper wieder aufleben [4]). Die Seelen der virginischen Häuptlinge erscheinen in Singvögeln, deren Gesang als Botschaft jener Seelen gilt [5]). Nach Torquemada glaubten die Tlascaler, dass die Seelen der Fürsten sich in Wolken, Nebel, bunte Vögel und kostbare Steine verwandeln, jene des Volkes in Insecten, Gewürm, Stinkkäfer, Ratten oder Reptilien (vgl. Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 544). Die Makassaren und Bugis locken den Lebensgeist (Sumangat) mit demselben Rufe, mit welchem sie die Hühner zusammenrufen und streuen ihm bei gewissen feierlichen Gelegenheiten gerösteten und gefärbten Reis, damit er nicht den Leib hochgestellter Persönlichkeiten auf Einflüsterung böser Dämonen verlasse [6]). Finnen und Lithauer nennen die Milchstrasse den Weg der Vögel, d. i. der Seelen [7]). Bei den Aegyptern wird die Seele „ba" in Gestalt eines Vogels (gewöhnlich mit menschlichen Händen und Kopfe) dargestellt [8]).

Wegen diesen engen Beziehungen zur Geisterwelt werden ganz allgemein den Vögeln übernatür-

---

[1]) M. Müller, Essays, D. Ausg., II, 127.

[2]) Im Thurn, Among the Indians of Guiana, 350.

[3]) A. Lang, Myth, Ritual and Religion, I, 335.

[4]) Schoolcraft, Ethn. Res., V, 420.

[5]) Smyth, Aborig. Victoria, I, 452.

[6]) Vgl. Grimm's Mythologie, Sayce (Lectures 293—299), sowie Chamberlain (American Anthropologist, III, 51 ff.). In Rarotonga war der Donnergott (Taau) ein grosser Vogel. (Williams, Narr. Miss. enterpris. on the South Sea Islands, 29.)

[7]) Müller, Amer. Urrelig., 61 f.

[8]) Tiedemann, Rel. d. alt. Aegypt.. 15.

[9]) Ellis, Polyn. Res , 202.

[1]) Moerenhout, Voy. aux îles d. Gr. Oc., I, 558.

[2]) Ellis, l. c., II, 222.

[3]) Grimm, D. Myth., 4. Ausg., Cap. XXVI, Nachtr., 245 ff.

[4]) Lafiteau, Moeurs des sauvages Americains, II, 419.

[5]) Müller, Amer. Urrelig., 67.

[6]) Wilken, Animisme, I, 19.

[7]) Grimm, D. Myth., II, 691.

[8]) Tiedemann, Relig. d. alt. Aegypt., 127.

liche Kräfte, besonders die Gabe der Weissagung [1]), beigelegt. Weitere hierauf bezügliche Thatsachen finden sich in Bastian's „In Sachen des Spiritismus", 37f., auch dessen „Loango-Exp.", II, 207.

Eine originelle Verwendung finden diese Vorstellungen in den soul-traps Polynesiens (Danger-Island). Sie sehen wie Vogelschlingen aus und dienen dazu, die Seele eines Menschen, welcher den Priester oder Zauberer beleidigt hat, abzufangen. Fliegt ein Insect oder ein Vogel durch eine der Schlingen, so gilt die Seele des Bewohners jenes Hauses, in dessen Nähe der Priester Nachts den Apparat aufgehängt hat, für gefangen. Sie muss ausgelöst werden, wenn der ursprüngliche Besitzer nicht bald elend zu Grunde gehen will [2]). Toangoroa wird auf Rarotonga mit einem Netze abgebildet, mit dem er die fliegenden Seelen der Abgeschiedenen fängt, um sie zu verschlingen [3]).

Unter den vielen anderen Verbindungen, welche die Menschenseele nach dem Verlassen ihrer menschlichen Behausung eingehen kann, ist deren Eintritt in einen Schlangenleib eine der wichtigsten. Den primitiven Formen der Schlangencults liegen ganz analoge Voraussetzungen zu Grunde wie den Vogelcults, zu welchen durch die Vorstellung der geflügelten Schlangen (Drachen) ohnedies eine directe Brücke führt. Bei einigen Nordamerikanern galt die Eule als Königin der Schlangen [4]). Trägt doch auch auf alten chinesischen Abbildungen der Drache einen Menschenkopf [5]). Die Verehrung der Schlange als genius loci, als Agathodämon, als Ahnenseele, geht auch hier Hand in Hand mit deren Bedeutung als Wettergeist, wofür eine Menge von Belegen beigebracht werden kann.

Einiges weitere Material zur Beleuchtung des primitiven „Monismus" wird hoffentlich willkommen sein.

Nach der Anschauung der Wanika weilen die Ahnengeister im Grabe, über der Erde, im Donner und Blitze, und werden vielfach um Regen angerufen [6]). Dasselbe bei den Basutos [7]). Die Tebu (Teda) halten Donner und Blitz für die Kundgebungen der Verstorbenen [1]). Die Buschmänner rufen das Chamäleon um Regen mit Erfolg an [2]). Nun haben aber die Wanyoro in Uganda eine Sage, dass das Chamäleon ursprünglich die Erde bevölkert hat [3]). Das Chamäleon spielt bei Hottentotten und Buschmännern dieselbe Rolle, wie die Schlange bei den Bantu, welche die Seelen der Verstorbenen beherbergt. Die Elementargeister der M'pongwe an der Gabunküste (Inlonghos) sind nach Wilson zugleich Ahnengeister [4]). In Loango soll der erste König die in der Erde wohnenden Ahnenseelen zu nationalen Schutzgöttern erhoben und deren Cult geregelt haben. An der Spitze derselben steht die Geistermutter Bunsi, welche den Regen regiert; eines ihrer das ganze Land bevölkernden Geisterkinder gebietet den Stürmen u. s. w. [5]). Die Gebiete der grossen innerafrikanischen Seen wimmeln von Elementargeistern, welche, nach den sorgfältigen Nachforschungen des Missionärs Josset, nichts Anderes sind als Ahnenseelen [6]). Die Kaffern giessen nach der Todtenfeier einen Aufguss von Zwiebeln auf das Grab und rufen dabei: Pula, Pula! (Regen, Regen!) [7]). Bei Dürre fegen die Wadoë die Erde über den Gräbern der Landeshäuptlinge und bauen dort wohl auch ihre Hütte, in die man Essen und Pombe stellt [8]).

Gleichen Vorstellungen begegnen wir bei den Amerikanern. Nach dem Glauben der Tlasalteken gab es Engel, welche Luftbewohner waren und auf Donner, Wind und andere atmosphärische Erscheinungen Einfluss ausübten. Diese Engel waren die Seelen der Opferkinder, welche im Paradiese von Tlalocan wohnten [9]). Die (mit den Bewohnern von Florida verwandten) Columbusindianer verehrten die Geister ihrer Vorfahren als Regierer der Elemente und der ganzen Natur, welche in der Sonne und in den Gestirnen wohnen, aber auch mit gewissen Steinen in inniger Verbindung stehen [10]). Die Chiquitos (Travasicosis) am oberen Paraguay denken sich Donner und Blitz durch die Seelen der Verstorbenen

---

[1]) Grimm, D. Myth., II, 945, III, 563. Hieher gehört auch das Taubenorakel von Dodona u. s. w.

[2]) Gill, Life in the Southern Isles, 180 ff.

[3]) J. Williams, Miss. enterpris. in the South Sea Islands, 29.

[4]) Jones, Tradit. N. Amer. Ind., III, 69.

[5]) Plath, Rel. u. Cult. d. alt. Chines. Abh. d. Baier. Ak. I. Cl., Bd. IX, Abth. III, Fig. 231 a. Die Japaner der Kiûshiû-marschen versetzen die Seelen ihrer Heroen in Frösche. (Murray's Handb. to Central and Northern Japan.)

[6]) V. d. Decken, Exped., I, 21. — Krapf, R. i. Ostafr., an vielen Orten.

[7]) Schneider, Rel. afrik. Naturv., 72.

[1]) Vogel, Peterm. Mitth. 1855, 252.

[2]) Bleek, Brief acc. of Bushman folklore.

[3]) Ratzel, Völkerk., I., 409, nach Emin Bey.

[4]) Citirt bei Schneider, l. c., 125. Vgl. über die Jagas bei Bastian, Culturl. d. alt. Amer., III, 33, nach Cavazzi.

[5]) Bastian, Loango-Exp., I, 85.

[6]) Schneider, l. c., 153.

[7]) Moffat, Dreiundzwanzig Jahre in Südafrika, 194 f.

[8]) Stuhlmann, Mit Emin Pascha im Herzen von Afrika, 59.

[9]) Bancroft, Nat. Races, III, 540.

[10]) Müller, Amer. Urrelig., 175.

verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber in Streit gerathen [1]). Die Caraiben versetzen ihre Ahnengeister ebenfalls in die Sterne. Savacon, ein Caraibe, ist in einen Stern verwandelt, erscheint aber auch in Vogelgestalt. Er ist Herr der Orkane, des Donners und hat auch den „grossen Regen" (Fluthsage) gemacht. Andere Ahnen der Caraiben machen Wind, den kleinen Regen und werfen die Canoes um [2]). Von den mit ihnen verwandten Aboriginern Haytis wurde den Himmelsgöttern und den Ahnenseelen (Camis) die Macht zugeschrieben, Regen hervorzubringen [3]). Nach der Erzählung Jamo's betrachten die Indianer Nordamerikas die Winde als frühere Menschen und Brüder [4]).

Die Narrinyeri (Australier) sagen, Puyundu sei einst ein bedeutender Mann gewesen, jetzt verursache er Gewitter und Donner [5]).

Von arischen, hier einschlägigen Vorstellungen sei vor Allem der Maruts gedacht, der Söhne von Rudra und Prišni, welche echte Elementargeister sind. Indra heisst pitâ marutâm = Vater der Winde. Der Hagel heisst marutphala = Frucht der Maruts. Nach Kuhn sind sie aber auch die Seelen der Verstorbenen. Er fasst mârut als ein altes Particip der Wurzel mrî (verstärkt mar) = lat. mori (marat) auf, dessen a sich, wie im Sanskrit in vielen Fällen, nach r in u umgewandelt hat [6]). Auch die Fravashis sind als Seelen der Abgeschiedenen stets aufgefasst worden. Ihre Rolle erhellt klar aus dem Farvardinyast des Khorda-Avesta: „Durch ihren Glanz und ihre Majestät laufen die Wasser vorwärts in Eile bei den Urquellen, den unversiegbaren; durch ihren Glanz und ihre Majestät wachsen von der Erde Bäume hervor bei den unversiegbaren Quellen; durch ihren Glanz und ihre Majestät wehen Winde, welche Wolken vorwärts treiben an den unversiegbaren Urquellen [7])."

Grimm deutet bekanntlich die Elben (besonders die schwarzen Elben), die Zwerge, das wüthende Heer, als Seelen Verstorbener. Er hat aber auch darauf hingewiesen, dass früher ein engeres Verhältniss der Elben zu dem Donnergott bestanden hat, dass sie sich mit den als Schmetterlinge gedeuteten Luftgeistern berühren und vielfach als Wind- und Wassergeister auftreten [1]). Kuhn dehnt das Doppelverhältniss als Manen und Elementargeister auch auf die Walkyrien aus, welche Thau und Hagel durch das Schütteln der Mähnen ihrer Rosse erzeugen [2]).

Die älteren Pythagoräer dachten unter den Dämonen körperlose Seelen, und zwar sowohl abgeschiedene Menschenseelen als Naturgeister [3]). In den orphischen Hymnen heissen die Götter und Dämonen στοιχεῖα; diese Benennung bezieht sich nach Dieterich auf die Dämonenwelt im Allgemeinen, besonders aber auf die Elementar- und Gestirngeister [4]). Sie wird, nach Schmidt, noch heute in Griechenland für die localen Schutzgeister gebraucht, welche mit den Ahnenseelen (Schlangen) einerseits und den Elementargeistern andererseits in engster Verbindung stehen [5]).

Das animistische Gespensterheer wird allerdings verhältnissmässig selten als völlig homogenes Magma angetroffen. Auch die niedrigsten Culturstufen entbehren keineswegs der Ansätze zu höheren Göttervorstellungen. Dieselben bleiben jedoch, im Gegensatze zum primitiven Geisterglauben, ohne jeden Einfluss auf die socialen und religiösen Verhältnisse, abgesehen davon, dass in manchen Fällen der jüngere Ursprung und die Entlehnung dieser höheren Ideen direct nachgewiesen ist. Erst bei höherer Entwicklung der Socialorganismen differenzirt sich entschieden die Geisterwelt durch thatkräftige Verehrung höherer Göttergestalten. Diese letzteren stellen jedoch ebensowenig blosse speculative Verallgemeinerungen der Ahnenseelen dar, als etwa die höheren Staatsformen aus der primitiven Familie hervorgehen. Aus der allgemeinen psychologischen Grundanlage heraus entwickeln sich vielmehr im heftigsten Daseinskampfe jene ethnischen Neubildungen unter Zusammenbruch oder Abänderung und Anpassung der alten Socialformen. Ein Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Entwicklungsstufen wird allerdings dadurch gewahrt, dass auch die meisten dieser exclusiv nationalen Repräsentanten höherer Socialordnungen ursprünglich Elementargötter mit umfassenderen Machtbefugnissen sind. Führen die Namen des indogermanischen Hauptgottes auf den Begriff „glänzen, leuchten" zurück, so werden doch, wie die ältesten

[1]) Waitz, Anthrop. Naturv., III, 1, 581, nach Charlevoix.
[2]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., III, 44.
[3]) Bastian, l. c, III, 309.
[4]) Schoolcraft, Algic Res., I, 96. — Müller, Amerik. Urrelig., 97.
[5]) Woods, Nat. Tribes of Australia, 233.
[6]) Haupt's Z. f. d. Alterth., V, 488 ff.
[7]) Spiegel, Avesta, III, 113.

[1]) Grimm, D. Myth., 156, 369, 375, 381, 382.
[2]) Kuhn in Haupt's Z., l. c., V, 488 f.
[3]) Zeller, Phil. d. Griech., I, 371 f.
[4]) Dieterich, Abraxas, 60—62.
[5]) Schmidt, Volksleb. d. Neugriech, Abschn. III.

Cultsymbole des Jupiter beweisen, auch die anderen wichtigen Himmelserscheinungen auf dieselbe grosse Göttergestalt übertragen. Weitere Beispiele für diesen bei allen höher entwickelten Völkern beobachteten psychologischen Vorgang wären wohl überflüssig. Herrschaft über die Elemente bleibt stets ein Hauptattribut der obersten polytheistischen Götter, welches dieselben mit den primitiven Ahnenseelen verknüpft, wie sehr auch sonst der Inhalt der Gottesvorstellung erweitert und vertieft worden sein mag.

Der in den Kosmogonien symbolisirte Durchbruch höherer Gottesverehrung schränkt allerdings den alten Geistercult bedeutend ein, verwischt jedoch niemals gänzlich die psychologische Grundanlage des Menschen. Fortentwicklung bedeutet auch auf psychologischem Gebiete nur einen gesteigerten Wettkampf zwischen höheren und niederen Vorstellungen, aus dem, wie die Geschichte vieler grosser Religionen lehrt, die höheren Denkformen nicht immer siegreich hervorgehen.

Im polytheistischen Pantheon bleibt neben den grossen Nationalgöttern immer noch Platz für die alten Ahnenseelen und Elementargeister, für neue Producte der Volksphantasie oder für fremde Volksgötter. Der mit Unrecht noch immer vielfach verlästerte Folklore beleuchtet aber auch das ununterbrochene Fortleben der primären Phantasiegebilde selbst unter der Decke der höchsten Culturen und der monotheistischen Religionen. Die Belege hiefür aus dem europäischen Volksleben Westeuropas als allgemein bekannt voraussetzend, sei insbesonders auf Russland verwiesen, dessen Orthodoxie von finnischem Zauberwesen geradezu durchtränkt ist. Das neuerliche Aufflackern des alten Geisterglaubens unter directer Anlehnung an tibetanischen oder amerikanischen Schamanismus liefert handgreifliche Beweise, dass eine gewisse Neigung, diesen Phantasiegebilden Realität beizulegen, noch immer, selbst bei hochgebildeten Individuen, vorhanden ist und unter gewissen ethnischen Bedingungen wie im späteren Alterthum so auch heute wieder üppig in die Halme schiessen könnte.

Die Culte der Elemente bieten in ihrem unerschöpflichen Formenreichthum eines der wichtigsten Hilfsmittel für die Beurtheilung der geistigen Entwicklungsstufe einer Menschengruppe. Die Abhängigkeit gegenüber der Natur findet ihren Ausdruck in der Furcht der Naturvölker vor den Seelengespenstern, welche nur bei ängstlicher Beobachtung der hergebrachten Socialordnung, bei steten, oft grausamen Opfern und Gebeten einigermassen günstig gestimmt bleiben. Andererseits gilt aber Rokitansky's tief bedeutsame Ausführung über den aggressiven Charakter der Thierwelt auch vom Menschen. Die primitivste Form menschlicher Aggression gegenüber der Natur ist die Zauberei, welche den Kampf mit der gesammten Geisterwelt aufnimmt. Die erfolgreiche Beschwörung derselben setzt vor Allem überhaupt die Fähigkeit voraus, mit den Geistern direct zu verkehren. Wer dies thun will, muss zuerst gelernt haben oder die natürliche Anlage besitzen, die Geister zu sehen. Er muss epileptische Zustände (morbus sacer) haben oder sich in künstliche Extase versetzen, in welcher nach animistischer Anschauung die eigene Seele den Körper verlässt, um sich in Verbindung mit den übrigen Geistern zu setzen [1]). Dass hiezu höchst reale Mittel, wie: Hunger, Einsamkeit, Narcotica u. s. w., verwendet werden, ist bekannt genug. Zum Schutze gegen die fortwährenden Angriffe der bösen und zur wirksamen Herbeirufung der guten Geister gehört aber auch eine aus der Erfahrung entspringende Kenntniss der Eigenthümlichkeiten jener Wesen, der geheimen Wechselwirkungen aller als beseelt gedachten Naturformen. Selbst die unscheinbarsten Dinge können als Träger oder Ableger der Geistermacht, welche sich in thatsächlichen oder eingebildeten Wirkungen äussert, für den Einzelnen oder die Gesammtheit wichtig werden. Diese primitive, von animistisch-speculativen Leitmotiven geführte Empirie wird vom ethnologischen Standpunkte aus nicht als krankhafter Auswuchs, sondern als eine nothwendige Vorbereitung zur Induction zu gelten haben, in welcher unter dem phantastischen Beiwerk die ersten Keime des Naturwissens verborgen liegen.

Trotz des vielfach mit dieser wilden Naturwissenschaft getriebenen Missbrauches wird Grimm's Definition von der Zauberei als Ausfluss „des bösen Willens, Schaden zu stiften", höchstens für die Zeiten der Entartung des Animismus gelten können. Es lässt sich leicht nachweisen, dass an der Zauberei die wichtigsten Functionen der primitiven Socialgruppen emporranken. Vor Allem beherrscht dieselbe vollständig die primitiven Culte. Nach Grimm bedeuten ἔρδειν, ῥέζειν = facere, wirken, thun, opfern, zaubern. Das niedersächsische wikhen, ags. viccian, fries. wiliga, engl. witch u. s. w. stammen von der Wurzel veihan = facere, sacrare. Die verschiedenen Benennungen

[1]) Vgl. Grimm, D. Mythol., II, 873: „Von der Vorstellung des Zaubers ist die des Fluges und Rittes durch die Luft unzertrennlich."

des Zaubers im Germanischen führen auf die Begriffe: thun, opfern, spähen, weissagen, singen, segnen, geheimschreiben, verwirren, blenden, kochen und losen. Das Cap. XXXIV der „Deutschen Mythologie" gibt die werthvollsten Aufschlüsse über den Zusammenhang der Zauberei mit dem Opfer, welchen die Beobachtung der Naturvölker in vollstem Masse zu einer allgemein giltigen Thatsache erhebt, so dass in vielen Fällen Beides gar nicht getrennt werden kann.

Mit zunehmender Verehrung der Götter als gütige Wesen, als Väter ihrer Völker bilden Gebet und bedingungslos dargebrachte Opfer die wichtigste Seite des Cultus. Doch verschwindet damit nicht die Vorstellung einer zaubermässigen Wirkung dieser Handlungen. In vielen heiligen Hymnen der Chaldäer waren Hymnen und Zaubersprüche in Einem Texte verbunden [1]). Sayce führt aus, dass viele Hymnen nachträglich als Zaubersprüche verwendet wurden [2]). Dasselbe findet bekanntlich mit den Koransprüchen statt. Der Brahmanismus hat den zaubermässigen Charakter seiner Riten, Bussen, Gebete niemals ganz abgestreift und den Brahmanen sowie den Asketen, welche dieselben ausüben, volle Macht über die Götter zugesprochen. Im Brahmanismus wie im Buddhismus folgen auf eine hochspeculative Ausbildung der Dogmatik die Tantraperioden, in welchen der ganze Schwerpunkt in die Zauberkraft der Gebetsformeln gelegt wird. Die chinesische Geschichte bietet ein Bild von abwechselnder Pflege und Verfolgung des durch den Toismus wie den Buddhismus in's Ungemessene ausgedehnten Zauberwesens, welches neben den officiellen Culten einhergeht.

Das Christenthum hat bekanntlich den Kampf mit dem Zauberwesen mit grossem Nachdrucke geführt, wobei die Wetterzauberer zu dessen hartnäckigsten Gegnern gehörten. Aus Grimm's meisterhafter Darstellung entnehmen wir die stufenweise Herabdrückung desselben im allgemeinen Volksbewusstsein. Trotzdem haben sich bekanntlich sehr viele auf Zauberei bezügliche Gebräuche unter Duldung der Kirche oder im Gegensatze zu der letzteren erhalten. Dass selbst der auf rein ideelle Voraussetzungen aufgebaute Wetterzauber, welcher jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt, noch heutzutage bei unseren Culturvölkern fortlebt, wirft ein helles Schlaglicht auf die Unzerstörbarkeit der psychischen Grundanlage des Menschen.

[1]) Sayce, Lect. on the Origin and Growth of Religion of anc. Babyl., Lect. V.

[2]) Sayce, l. c., Lect. V.

II.

Die nachfolgende Zusammenstellung einiger auf Wetterzauber sich beziehenden Gebräuche bezweckt nur eine beiläufige ethnologische Orientirung. Eine nur einigermassen erschöpfende Darstellung des überreichen, jedoch sehr ungleichmässig erforschten Stoffes würde einen sehr bedeutenden Umfang beanspruchen; sie wäre aber auch heute noch verfrüht. Einige der hier absichtlich übergangenen asiatischen Volksgruppen hoffe ich später einer specielleren Erörterung unterziehen zu können, wie dies für die Altaier [1]) bereits geschehen ist. Ein ähnliches Reservat möchte ich bezüglich der Vorstellung vom „Donnerstein" machen, welche entschieden eine einheitliche Darstellung verdienen würde und hier nur ganz vorübergehend gestreift wurde [2]).

Diese flüchtigen Stichproben beleuchten gleichwohl genügend die Allgemeinheit und Continuität der animistischen Vorstellungen durch alle Entwicklungsphasen menschlicher Gemeinschaften hindurch. Diese Vorstellungen äussern sich in den Volksgebräuchen, Cultushandlungen und in der mehr zielbewussten Thätigkeit der gewerbsmässigen Zauberer. Die engen Wechselbeziehungen dieser ethnischen Bildungen unter einander verbieten vorläufig eine gesonderte Behandlung derselben. Nähere Uebereinstimmung der zaubermässigen Volksgebräuche in völlig abgetrennten ethnographischen Provinzen sind allerdings vorhanden, doch überwiegen im Allgemeinen die Verschiedenheiten in der praktischen Ausübung des Animismus. Als integrirender Bestandtheil der socialen Verfassung sind die Formen der Zauberei von der individuellen Entwicklung der einzelnen Volksgruppen stark beeinflusst. Wie die Tradition innerhalb stammverwandter Völker, kann andererseits der bei jeder ethnischen Berührung verschiedener Völker eintretende Austausch von Ideen und Machtmitteln auch der Zauberei innerhalb gewisser geographischer Gebiete eine grössere Gleichförmigkeit aufprägen. Diese Beeinflussung findet in doppelter Richtung statt. Höher stehende Völker bedienen sich manchmal mit Vorliebe der Zauberer, welche aus weniger entwickelten, aber dem Naturleben gewissermassen näher stehenden Völkern hervorgehen. Diese letzteren nehmen, wie der sibirische Schamanismus beweist, sehr gerne aus der Praxis ihrer höher gebildeten

[1]) Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1893, 57 ff.

[2]) Vgl. beispielsweise: Bastian, Loango-Exped. II, 189.

Collegen für ihre Zwecke Passendes auf. Dabei bleibt aber immerhin persönlicher Geschicklichkeit, der Gabe, Andere suggestiv zu beeinflussen, sowie auch dem Zufalle noch ein unbegrenzter Spielraum für die Aufstellung neuer Combinationen.

Allgemeinere Schlüsse lassen sich bei dem heutigen unvollkommenen Zustande des Vergleichsmateriales wohl kaum ziehen, doch mag immerhin darauf hingewiesen werden, dass bei der Wetterzauberei der europäischen Indogermanen viele Züge auf die allgemeine primitive psychologischen Grundschichte hinführen, wie z. B. das Windfüttern, der Donnerstein, das Beschreien, Bedrohen, thätliche Angreifen mit Waffen, Verhöhnen des Wetters, das Wind- oder Regenpfeifen u. s. w. [1]). Daneben finden wir aber gewisse, vorläufig nur dieser Gruppe gemeinsame Eigenthümlichkeiten, welche vielleicht in weiterer Verfolgung zur Abgrenzung einer zweiten prähistorischen Schichte führen könnten. An dieser gewissermassen „europäisch-indogermanischen" Schichte von Zauberformen würden auch die finnischen Völker Theil haben, wie dies bekanntlich bezüglich der Hochzeitsgebräuche Herr v. Schröder nachgewiesen hat.

Zu diesen aus dem Volksbewusstsein verdichteten, vom Christenthume wesentlich beeinflussten prähistorischen Gebräuchen gesellt sich aber noch die sehr wichtige historische Schichte orientalischer Zauberei, welche durch die orientalische Wissenschaft und den Aberglauben der Gebildeten in die europäische Literatur wie in's Volk gedrungen. Diese letztere konnte hier nicht näher berücksichtigt werden, die Erforschung derselben fällt ohnedies mehr dem Historiker als dem Ethnologen zu, wie wichtig auch deren Ergebnisse für den letzteren wären. Dass dabei auch für den Wetterzauber Manches abfallen würde, wurde in meinem Vortrage über den Wetterzauber der Altaier bereits angedeutet. Weitere hierauf bezügliche Thatsachen werden im Nachfolgenden (Slaven, Finnen) erwähnt.

Melanesier.

Wenn die Zauberer Neu-Britanniens einen Wind aus einer bestimmten Richtung wehen machen wollen, nehmen sie gebrannten Kalk in die Hände und werfen ihn unter Gesängen in die Luft; dann wedeln sie mit Reisern von Ingwer und anderen Pflanzen, werfen sie in die Höhe und fangen sie wieder auf. Zuletzt zünden sie mit diesen Reisern auf der Stelle, wo der Kalk am dichtesten heruntergefallen ist, ein Feuer an und umwandeln dasselbe, indem sie leise eine paar Töne singen. Dann nehmen sie die Asche und werfen sie in's Wasser [1]).

In Neu-Caledonien gibt es ein anderes Verfahren [2]). Die Priester fungiren als Regenzauberer, wobei sie sich das Gesicht schwärzen; sie graben dann einen Leichnam aus, setzen die Gebeine in einer Höhle zusammen und hängen das Skelet an einem Tarobaume auf. Man giesst dann Wasser über das Skelet, so dass dasselbe über die Blätter des Baumes herabrinnt. Man setzt dabei voraus, dass die Seele des Abgeschiedenen das Wasser auffängt und als Regen wieder herabströmen lässt. Sie müssen fastend in der Höhle bleiben, bis Regen eintritt und sterben manchmal bei dem Experimente. Sie verrichten übrigens dasselbe vorzugsweise in den regenreichen Monaten März und April. Wenn zuviel Regen ist und schönes Wetter gewünscht wird, wird das Skelet durch ein unter demselben angezündetes Feuer gedörrt.

Von der Insel Ambrym (Neue Hebriden) berichtet Lieutenant Boyle T. Sommerville, wie folgt: Bei einer ungewöhnlichen Dürre im Jahre 1890 fertigte der Regenmacher eine Hürde an, von einem wegen seiner regenbringenden Eigenschaften berühmten Baume. Diese Hürde wurde unter Begleitung von Gesängen in dem ausgetrockneten Bette eines Gebirgsstromes aufgestellt und mit grossen Steinen beschwert, worauf sofort ein tropischer Regen eintrat, welcher in seiner Fülle eine Gefahr für die an den Hügelabhängen gelegenen Yampflanzungen zu werden drohte. Nach langen Anstrengungen gelang es den Küstenbewohnern, welche im Schwimmen und Tauchen geschickt sind, die mit Steinen beschwerte Hürde zu entfernen, worauf der Regen sogleich aufhörte [3]).

Ein berühmter, unfehlbarer Regenmacher auf der kleinen Insel Savo der Salomonsgruppe schloss sich für drei Tage in eine kleine Hütte ein, aus welcher die ganze Zeit dichter Rauch und ein sehr übler Geruch hinausdrangen. Nach Verlauf dieser Zeit kam er ganz erschöpft heraus und kündigte an, dass sein Werk gethan sei. Regen trat erst einen vollen Monat danach ein. Wahrscheinlich sind dabei auch Embleme der Tindios (Geister) mit im Spiele, welche die alten Zauberer vielfach verwendeten [4]).

---

[1]) Vgl.: Frazer, Some popular superstitions of the ancients, Folk-lore, I, 146 ff.

[1]) Powell, Unter den Kannibalen Neu-Britanniens. Uebersetzt von Schröter, 148.

[2]) Turner, Nineteen years in Polynesia, 428.

[3]) Journ. Anthrop. Instit. Gr. Brit., XXIII, 2 ff.

[4]) Woodford, A Naturalist among the Head hunters, 25.

In Fidschi wird die Kunst Vaka-drau-ni-kautaka (wörtlich: to effect with leaves) auch für die Beeinflussung des Wetters angewendet. Es werden gewisse Blätter unter geheimen Gebetsweisen verbrannt, womit man regnen oder die Sonne scheinen lassen kann [1]).

Polynesier.

Die Bewohner von Samoa hielten viel auf ihre Steingötter (Rollsteine aus Wasserläufen). Sie wurden angerufen, um eine Vermehrung der Schweine zu bewirken, um Regen zu machen und zu vertreiben. Ein solcher Stein, von denen einer im District Samoa stand, wurde im letzteren Falle am Feuer getrocknet, bei Dürre jedoch in's Wasser getaucht [2]).

Die Priester der Neuseeländer konnten der Bosheit der Geister entgegentreten, den Zauber zerstören und selbst bezaubern. Es gab Beschwörungen, um den Wind zu erregen [3]). Die Hauptceremonie hiess Whangaihan (Feedwind). Das Ohr und ein Theil des Haupthaares des ersten in der Schlacht getödteten Feindes wurden hiefür aufbewahrt [4]). Dabei wurden Sprüche gesungen, von denen Shortland einige Proben gibt. Handelt es sich dabei wohl in erster Linie um Winde, welche dem Fischfange günstig sind, so hatten sie doch auch Regensprüche, welche an den grossen schwarzen Rangi (Himmelsgott) gerichtet sind. Wenn man Monoabüsche verbrennt, so gibt es Regen. Sie erklären die Monoapflanze für den Vater aller Bäume.

In Pipiriki ist ein Berg, dessen Flanke durch eine lange Spalte durchschnitten wird; an dem einen Ende derselben wurden die Vornehmen, an dem anderen die Sclaven und unbedeutenden Personen behufs Bestattung hineingeworfen. Wenn man diesen Berg bestieg, besonders wenn dies ein Fremder that, gab es Regen. Dies traf auch bei der durch Taylor veranstalteten Besteigung ein [5]).

Papuas.

Nach Bastian (Der Papua, 25 ff.) fürchten sich alle papuanischen Stämme sehr vor bösen Geistern, besonders vor den Manoin (Landgeistern) und den Salink (Wassergeistern), welch' letztere die Gewitter verursachen. Gegen sie werden Amulette und Beschwörungen gebraucht. Stehen Sturm und Gewitter bevor, so erhebt sich einer der Ruderer und bedroht das Gewölk mit seinem „ai mamoen". Verzieht sich das Gewitter nicht, so machen sie Miene, die hohen Wogen mit der Hand zu besänftigen, speien in das Wasser und werfen wohl auch Tabak hinein.

An der West- und Nordküste von Niederländisch-Neu-Guinea gebraucht man Talismane zum Regenzauber, welche Womindaroi heissen. Es sind Stäbchen, deren oberer Theil als Menschenfigur geschnitzt ist, der untere Theil ist mit rothem Kattun umwickelt. Sie dienen besonders im Kriege, um unter dem Schutze des strömenden Regens sich unbemerkt dem feindlichen Campong nähern und Köpfe erbeuten zu können [1]).

Aehnlich sind die auf Jop Anggar gebräuchlichen Amulette (Mamfarawai), welche die Ruderer gebrauchen, um günstige Winde zu erzeugen; sie bleiben gewöhnlich in den Prauen liegen. Sie sehen ganz den Womindaroi ähnlich. Dasselbe gilt von den Oewoe, welche bei den Beschwörungen um Regen ebenfalls verwendet werden [1]).

Auch die Marfooresen in Nordwest-Neu-Guinea gebrauchen ihre Ahnenbilder (Korwars), um Regen oder Wind zu bannen. Sie rufen dabei: „Vater (im Falle der Horwar den Vater des Rufenden vorstellt, sonst die ihm zukommende Bezeichnung), bestrafe den Regen, bestrafe den Wind." Doch besitzen sie noch andere, von den Zauberern geweihte Amulette, mit denen man Regen und Wind unterdrücken und guten Wind hervorbringen kann [2]).

An der Südküste Neu-Guineas (Golf von Moresby) gibt es ein Geschlecht von sehr gefürchteten Zauberern (Koita-puans, welche auch über Sturm und Regen gebieten. Von dem von ihnen angewendeten Verfahren wird nichts berichtet [3]).

Malaien.

Die Battak gebrauchen ihre mit Ahnenfiguren geschmückten Zauberstäbe zur Erzeugung von Regen und Sonnenschein [4]).

---

[1]) Berthold Seemann, Viti, 188.

[2]) Turner, Nineteen years in Polynesia, 347.

[3]) Taylor, Te Ika a Maui, 182.

[4]) Shortland, Tradit. and superstit. of New-Zealanders, 248, 135.

[5]) Taylor, Te Ika a Maui, 66 f.

[1]) De Clercq, Ethn. Beschr. v. d. West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea, 169. Taf. XXXVII, 1, 2, 4.

[2]) A. B. Meyer, Glaube und Sitten der Papuas des Marfoorstammes (Mitth. d. Ges. f. Erdk., Dresden, XII, 33, 37).

[3]) Chalmers und Wyatt Gill, Neu-Guinea. D. Ausg., 227 f.

[4]) N. van der Tunk, Bataksch-Neederduitsch Woordenbock, Amsterdam 1867, 266. Ich verdanke den Hinweis hierauf Herrn Custos F. Heger.

Eine der eigenthümlichsten Zauberformen sind die Zaubermuster der Sĕmang-Stämme, besonders der Orang Panggang auf Ost-Malâka. Dieselben dienen als Schutzmittel gegen die Winde, welche Krankheiten bringen, und werden auf den Bambukämmen der Frauen, den Köchern für die Pfeile und den Schafttheilen der Blasrohre angebracht [1]).

Herrn F. K. Müller verdanken wir die Verdeutschung einer batak-malaiischen Zauberformel, um Regen zu erzeugen. Bei deren Gebrauch hat man einen Schoss Bambus zu nehmen und dessen Wände dünn zu schaben, doch so, dass das darin enthaltene Wasser nicht ausläuft. Dann stellt man sich in einen Fluss, nimmt in eine Hand den Bambus, in die andere Idjuk (die haarige Faser der Blattachseln der Zuckerpalme) und schwenkt unter Hersagen der Formel beides über dem Kopfe. Dann zerbricht man den Bambus durch einen scharfen Schlag auf den Wasserspiegel, so dass das innere Wasser ausläuft. Bei grosser Trockenheit muss man die Formel drei- bis viermal hersagen.

Dieselbe Formel erzeugt Wind, wenn man beim Hersagen derselben einen Fledermauskopf in einem Niru (Reisschwinge) schwenkt.

Sie lautet, wie folgt:

„Kommt doch, ihr Drache (naga) Balata (grosse Bergschlange), Drache Balatu (zwei grosse Seeschlangen), Drache der Wolken im Gebirge von dort her! Kommt doch, ihr Drachen, weisse, von dort her. Beginne zu regnen, grosse Wolke! Komm' heran, Schlange Djenggina! Balle, winde dich, rufe zum Spielen am Meeresstrand! Triff zusammen mit dem Gebirgsfürsten, der herabkommt, zu streiten! Darum herab, Obergott, steig' hinauf, Untergott, steh' Erdgott! Herab, lieber, geehrter Zauberer, mein Schutzgeist, der Schutzgeist des Guru, zum Schutzgeist des Geisterfürsten! Heran, ihr Wetterwolken, rothen Wolken und Cirrhuswolken und du, Sturm, der du die Blätter der Bataten wendest und die Zäune umwirfst! Komm heran, Eidechsenkönig, grüne Eidechse, schwacher Wind!“ Schlussformel: „Es ist aus, Ende.“

Um den Regen zu verscheuchen und schönes Wetter herbeizuzaubern, gebraucht man die folgende Formel, welche siebenmal hergesagt werden muss, worauf man pfeift:

„Komm' heran, Herr, im Osten! Nimm von uns deine Wolken, damit nicht Regen aus den weissen Wolken fällt, damit nicht die sich schön färbenden Wolken regnen. Lass' nicht regnen die Donnerwolken und die schwarzen Regenwolken, und uns die Frühstrahlen der Sonne keinen Regen bringen!“ [1])

Die Sakai der Malaischen Halbinsel laufen bei Gewittern aus den Häusern heraus und drohen den Dämonen mit ihren Waffen [2]).

Hat sich der Himmel zum Sturme überzogen, nimmt der Matrose einer malaischen Prau weisse oder gelbe Hahnenfedern, bindet sie in eigenthümlicher Weise zusammen und stellt sie in das Forecastle (das Volkslogis unter Deck). Gleichzeitig betet er, dass sich die schwarzen Wolken entfernen mögen. Dann wird der Hahn getödtet. Der Fischer bestreicht seine Hand mit Kalk, deutet mit den geweissten Fingern dreimal in die Wolken und wirft den Vogel in die See [3]).

Wenn es donnert, schneiden auf der Malaischen Halbinsel die Weiber ihre Beine mit Messern, fangen das fliessende Blut mit einem Bambusrohr auf und werfen es in die Luft, um die Geister zu besänftigen [4]).

Australier.

Der Stamm der Dieyeri am Kupferflusse (Süd-Australien) wird durch den bösen Geist Kutchi geplagt, der nicht blos Krankheit und Tod, sondern auch Donner und Wirbelwind verursacht. Wenn es donnert, stürzt Alles aus dem Lager und macht stossende Bewegungen mit den Händen gegen die Richtung des Donners. Streift ein Wirbelwind das Lager, so sucht man wohl manchmal den Geist mit dem Bumerang zu tödten, doch gilt dies als sehr gefährlich [5]).

Das Regenmachen ist eine ihrer wichtigsten Ceremonien, zu der die Bewohner der verschiedenen Lager an einem bestimmten Orte vereinigt werden. Es wird eine längliche Grube gegraben, über welcher eine konische Hütte errichtet wird für die alten Männer, die jungen sitzen am Eingange. Die Weiber dürfen nur hineinsehen und entfernen sich dann wieder. Nun wird zwei von Mura-mura begeisterten Männern mittelst eines starken Steines die Adêr gelassen; das Blut bespritzt die Umsitzenden, während die beiden Männer Hände voll Flaumen in die Luft

[1]) Grünwedl, in der Sitzung der Berl. Anthropol. Ges. vom 11. März 1893.

[1]) Müller, Beschr. einer Batak-Sammlung (Veröff. a. d. k. Mus. f. Völkerk. 1893, 71).

[2]) Journ. of the Indian Archipelago, III, 430.

[3]) Riedel, De sluik- en kroesharige rassen tusschen Selebes en Papua, 412 f.

[4]) Journ. of the Straits Branch R. As. Soc. Nr. 4, S. 48. Cit. in Folk-lore, I, 162.

[5]) Smyth, Aborigines of Victoria, I, 457.

werfen. Das Blut symbolisirt den Regen, die Flaumen die Wolken. Die letzteren werden auch durch zwei grosse Steine dargestellt, welche man im Centrum der Hütte aufgestellt hat. Diese letzteren werden von den beiden Hauptacteuren der Handlung weit weg auf einen möglichst hohen Baum getragen, während die Zurückbleibenden gestossenen Gyps in einen Wassertümpel werfen. Misserfolg erklären sie durch Zorn Mura-mura's oder durch Verhexung von Seiten eines anderen Stammes. Am Schlusse der Ceremonie wird die Hütte mit den Köpfen eingestossen, wobei die Hände nur bei den stärksten Stützen derselben mithelfen dürfen. Das Durchbrechen der Wände mit dem Kopfe symbolisirt das Durchbrechen der Wolken, das Zusammenstürzen der Hütte hingegen den Fall des Regens [1]).

In Gippsland sind die Regenmacher nicht wie im dürren Nord-Australien wohlthätige Künstler, sondern bösartige Personen, welche Regen und Sturm erregen, um die Kurnai an der Ausübung ihrer täglichen Beschäftigung, der Jagd und dem Fischfange, zu hindern. Sie heissen Bunjil-Willung (auch die dicken Ochsenfrösche heissen so, weil sie „nach Regen singen"). Ein Breiakahäuptling hatte die Kraft, schreckliche Westwinde hervorzubringen, indem er sang und dazu ausdrucksvolle Geberden machte. Ein berühmter Negerzauberer des Bratana-Clan rief Regenstürme hervor, indem er aus seinem Munde Wasser gegen Westen spritzte. Auch Frauen konnten die Herrschaft über die Elemente erhalten. Der Bunjil Willung konnte auch Donner hervorbringen, wie z. B. der Häuptling des Brataua-Clan [2]).

Jeder Kurnai-Clan hatte eine Richtung, von welcher der Bunjil-Willung den Regen berief. Die Brataua und Braiaka sangen gegen West oder Südwest; die Tatung gegen Süden, die Babra und Krauatun gegen Südost. Dies entspricht den Richtungen, von welchen den genannten Clans Regen zuzukommen pflegt [3]).

Die Wettermacher der Wotjobaluk übten keine anderen Zaubereien aus. Sie waren Specialisten. Der eine derselben nahm zum Regenmachen einen Büschel seines eigenen Haares, feuchtete ihn mit Wasser an, saugte ihn dann aus und spritzte das Wasser gegen Westen. Oder er wand das Büschel um seinen Kopf, von dem das Wasser abfloss wie Regen [4]).

[1]) Samuel Gason, Dieyeri Tribe (citirt in: Smyth, Abor. of Victoria, I, 467 f.).

[2]) Howitt, On Australian Medicine-man Journ. of Anthrop. Inst, XVI, 34 f.

Arktiker.

Die „Angekoks" der Eskimos können Stürme erregen und besänftigen, Robben und Vögel anlocken oder vertreiben. Dies geschieht durch Geberden und Beschwörungen, in welchen der Wind oder das Meer direct angerufen werden. Die jungen Angekoks lernen ihre Kunst von den alten. Fast in jeder Familie soll ein Angekok sein [1]).

Bei den Koniagas liegt die Besänftigung der Elementargeister den Schamanen ob; dies geschieht, allerdings in seltenen Fällen, durch Sclavenopfer [2]).

Amerikaner.

Die Zauberer der Kutschin-Stämme können wahrsagen, Wind machen, sowie bei herannahendem Regensturme durch Aufhängen ihres Medicinsackes an der dem Sturme zugekehrten Seite ihrer Hütte die Richtung der Wolken abändern und den Regen an einer anderen Stelle niedergehen machen [3]).

Auch die Medicinmänner der Loucheux-Indianer lenken gegen Entlohnung die Elemente nach dem Wunsche der Besteller. Hardisty wurde einst von einem solchen Zauberer um die Beschaffung und den Preis eines Schmiedeblasbalges befragt, von dem er sich ausgezeichnete Wirkung zur Erzeugung von Wind für die Jagd auf Elenthiere versprach [4]).

Die Schamanen der Tlinkit-Indianer (Südost-Alaska) lassen sich, um besseres Wetter zu erzielen, an einem Tau auf den Meeresgrund hinab; wenn deren Haar nass wird, soll Regen fallen. Im Allgemeinen gilt bei den Tlinkits jede Abweichung von den herkömmlichen Gebräuchen, jedes Aussergewöhnliche (chlakáss) als Ursache von Missgeschick, Krankheit, Jagdunglück, Unwetter. Um günstigen Wind zu bekommen, schlagen sie mit dem flachen Ruder auf die Wasseroberfläche, so dass das Wasser nach vorne spritzt. Bei drohender Verschlechterung des Wetters wurde ein Feuerbrand unter dem wiederholten Ausrufe: „göss, göss!" umhergeschwungen und dann weit weggeworfen. Als darauf Nebelwetter eintrat, raffte der Tlinkit Pflanzen und Erde auf und warf sie in gebückter Stellung durch die gespreizten Beine hinter sich [5]).

[1]) Ross, Voyage of Discovery, 128.

[2]) Holmberg, Ethn. Skizz., 140 f. — Bancroft, Nat. Races, III, 143.

[3]) Notes on the Tinneh Indians (Ann. Rep. of Smithsonian Instit. 1867, 325).

[4]) Notes on the Tinneh-Indians (l. c., 314).

[5]) Krause, Tlinkit-Indianer, 287, 300.

Erhebt sich ein gefährlicher Sturm, so steigen die Nutkas auf die Dächer ihrer Häuser und rufen den grossen Himmelsgott (Quahutze) an, schlagen die Trommeln, singen und bitten ihn, den Sturm zu stillen. Nach der Rückkehr von der Jagd wurden dieser Gottheit früher Menschenopfer gebracht [1]).

Die Huronen, Irokesen, Algonkin werfen in die Ströme und Seen Tabak und Vögel, welche sie zu diesem Zwecke tödten [2]). Die Zauberer beschwören das Wetter durch Lieder unter Begleitung der Trommel [3]).

In trockener Jahreszeit pflegten die Irokesen dem Donnergott Tabak zu opfern, um Regen zu erlangen. Man liess dem Volke sagen, die Kinder des Donners seien am Horizonte und es müsse für sie Tabak verbrannt werden. Dies geschah theils auf den Hausaltären, theils an den Versammlungsfeuern, welche in dem Versammlungshause (Rathhaus) brannten. Dabei wurde der Regentanz aufgeführt zu Ehren des Hi-an, der dann persönlich das zur Erzeugung des Regens nöthige Gewitter einleitete [4]).

Die Dacotahs (Sioux) haben Tänze zu Ehren der Sonne, des Mondes und des Donners [5]). Beim Durchkreuzen eines Sees rauchen sie und bitten die Geister der Winde um ruhige Ueberfahrt. Im Allgemeinen wird Tabakrauch bei Wetterbeschwörungen verwendet. Das Anblasen des Himmels mit Tabakrauch bringt Regen. Die mit den Dacotahs innig verwandten Winebagos sagen: Als der grosse Geist den Menschen den Tabak gab, belehrte er sie, dass, wenn sie zu den Winden und den Thieren sprechen wollten, sie Tabak verbrennen sollten, dann würden sie die Götter hören [6]).

Die Wakanmänner der Dacotahs (wakan = geheimnissvoll, übernatürlich) erregen oder stillen den Sturm, reden mit Donner und Blitz als wie mit Freunden; wird einer von ihnen vom elektrischen Fluidum getroffen, so führt er dies als Beweis von der Macht des Wankinyan an, dem er ungehorsam gewesen. Noch in den Fünfziger-Jahren schoss ein Dacotah, durch heftige Donner- und Blitzschläge erschreckt und den Zorn des Donnergottes befürchtend, zu dessen Versöhnung seinen eigenen Sohn nieder [1]).

Die Omahas verehren den Donner besonders im Frühling, indem sie die heilige Pfeife mit Tabak stopfen und gegen das Firmament halten. Dabei wird gebetet [2]).

Angehörige des Subclans der Turteltaube bei den Omahas zeichneten, um Nebel zu vertreiben, eine mit dem Kopfe nach Süden gerichtete Turteltaube auf den Boden und legten kleine Stücke eines rothen Hosenstoffes nebst etwas Tabak darauf [3]). Ein anderer Clan der Omahas, „das Windvolk", erregt Winde, um die Mosquitos zu vertreiben, durch Schlagen ihrer Decken [4]).

Catlin gibt eine ergötzliche Schilderung der Regenzauberei bei den Mandanern. Junge Leute besteigen der Reihe nach das Dach der Berathungshütte und beschwören den grossen Geist um Regen ohne Erfolg, bis endlich nach mancherlei Zwischenfällen Wak-a-dah-ha-bih (des weissen Büffels Haar) die Windgeister (Dschi-bi) erweicht und ein Gewitter aufsteigt. Während dieser ganzen Zeit waren die eigentlichen Zauberer im Inneren der Hütte mit geheimnissvollen Manipulationen beschäftigt gewesen [5]). Ausserdem gibt es aber auch bei ihnen Rain-stoppers, welche den Donnergott mit ihren Schildern bedrohen [6]).

Als Elementaropfer ist wohl auch die gräuliche Opferung eines Siouxmädchens durch die Pawnees zur Zeit der Kornaussaat am 22. April 1837 aufzufassen, wobei dem lebenden Opfer das Fleisch in kleinen Stücken abgeschnitten und das daraus ausgepresste Blut auf die Saat fallen gelassen wurde [7]).

---

[1]) Bancroft, Nat. Races, III, 151.

[2]) Krause, Tlinkit-Indianer, 287, 300.

[3]) Charlevoix, Journ. d'un voyage dans l'Amérique septentrionale, 347. — Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 491.

[4]) Erminnie A. Smith, Myths of the Iroquois (Smiths. Bur. of Ethn. 1893, 72 f.).

[5]) Prescott in: Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 63.

[6]) Schoolcraft, Ethn. Res., III, 326; IV, 226.

[1]) Pond in Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 644, 647, 51.

[2]) Dorsey, Omaha Sociology (Smiths. Bur. of Ethn. 1884, 227).

[3]) Third, Rep. Bur. of Ethn., 240.

[4]) Third, Rep. l. c. 241. — Frazer, Totemism, 24.

[5]) Catlin, Indianer Nord-Amerikas. Deutsch von Berghaus. 99 ff.

[6]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 816.

[7]) Schoolcraft, Ethn. Res., IV, S. 50. — Das genaue Seitenstück finden wir in den von den Engländern nach vieljährigen Bemühungen unterdrückten Meriahopfern der Kandhs in Indien, welche nur dadurch eine theilweise Abänderung erlitten, dass in einigen Districten das gekaufte Kind langsam geröstet wurde. Das Hauptbestreben war, demselben möglichst viele Thränen zu entlocken, um von der Erdgöttin Tari entsprechend viel Regen zu erhalten (Macpherson, Acc. of Religion of the Kandhs [J. Roy, As. Soc., XIII, 2]). — Dalton, Ethn. of Beng., 285 ff.

Nach der Legende der Acagchemem (Californien) sind die Zauberer derselben Nachkommen des Ouiot, deren Functionen durch den nachfolgenden Menschenschöpfer Chinig-chinich ausdrücklich bestätigt wurden [1]). Die Regenmacher sind besonders einflussreich bei den Yokuts. So erstreckt sich der Ruf des Hop-od'-no zweihundert Meilen nach Norden bis zu den Ufern des San Jonquin. 1870 machte er eine Reise zum King's River, besuchte alle Dörfer und versprach den Leuten, sie von einer schon ein Jahr währenden Dürre zu befreien, wenn sie ihn freigebig entschädigen würden. Er wurde aber ausgelacht und verhiess ihnen zur Strafe ein zweites, noch trockeneres Jahr, was auch eintraf. Als er im zweiten Jahre wiederum diese Ortschaften besuchte, wurde er mit Gaben überschüttet, worauf er dann Regen eintreten liess [2]).

Bei den Ká-rok (Stamm der Klamaths) bezweckt der am 1. September stattfindende „Versöhnungstag" (sif-san-di pik-i-á-vish), alle Geister, darunter auch die Elementargeister, zu versöhnen und Erdbeben, Dürre u. s. w. fernzuhalten. Bezüglich der Details derselben verweise ich auf Powers [3]).

Die Pueblos in Neu-Mexiko verehren als Regengott Montezuma, welcher auch eine Culturgottheit darstellt. Derselbe steht in innigster Verbindung mit dem Culte des Feuers und der grossen Schlange, welch' letztere sehr häufig mit Montezuma abgebildet wird. Noch 1845 existirte ein rohes Idol aus Leder, welches Montezuma's Kopf darstellen sollte. In Zeiten der Dürre wurde dasselbe unter Leitung der Häuptlinge mit Federn bekränzt und unter Tänzen und anderen Riten um Regen angefleht [4]).

Auch die Zuñis haben eine dem Regengott Montezuma, der grossen Gottheit der Pueblos, geheiligte Quelle. Kein Thier darf von derselben trinken. Sie wurde alljährlich mit uralten, hochheilig gehaltenen Gefässen geweiht, auf welchen ein Frosch, eine Klapperschlange und eine Schildkröte aufgemalt waren [5]).

Bei den Zuñis werden Männer ausgewählt, welche, barfuss und nackt bis auf den Lendengürtel, vom Zuñi bis zu einem in der Entfernung von 45 Meilen gelegenen See, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, wandern müssen, um daselbst Federnstöcke zu opfern und um Regen zu bitten. Sind ihre Herzen rein, so erfolgt bald Regen, im entgegengesetzten Falle bleibt er aus und sie kehren mit versengten Lippen und entzündeter Haut zurück. Die Kōk-kō (ein religiöser Orden) wiederholen die Gebete um Regen und verwenden sich darum bei dem Yä-tō-tka, der Sonne, welcher sie auch mit einer Aragonitfarbe bemalte Federnstöcke opfern [1]).

Die Moquis (ein Stamm der Pueblos in Neu-Mexiko) sandten 1852 dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eine Gesandtschaft zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen. Unter den überbrachten Geschenken befand sich wilder Honig, welcher in das innere Blatt der Hülse des Maises eingewickelt war. Die dazu gegebene Erläuterung bezeichnete dieses Object als Regenzauber. Der Präsident müsse ein Stück davon kauen und auf den Platz spucken, welcher Regen bedürfe, dann würde nach der Versicherung der Moquis Regen eintreten [2]).

Dieselben pilgern übrigens auch zu einer in der Sierra Natary gelegenen Quelle um Regen [3]).

Die Comanches peitschen, wenn ihre Dämone Regen oder Sonnenschein zurückhalten, einen Sclaven; sind dieselben hartnäckig, so wird das arme Opfer lebend fast geschunden [4]).

Den Comanches benachbart sind die Navajos, welche zwar zu den Athapasken gehören [5]), jedoch in cultureller Beziehung viele Berührungspunkte mit den Neu-Mexikanern darbieten. Sie kennen nicht den Regengott der Pueblos, Montezuma. Sie veranstalten Regenprocessionen zu einer in einem tiefen Cañon bei Fort Defiance aufsteigenden Quelle, welcher nur der Gute unter Vollziehung gewisser Ceremonien sich nähern darf. Dabei blasen sie Tabakrauch gegen den Himmel. Zu demselben Zwecke gebrauchen sie gewisse längliche, abgerundete Steine, welche aus den Wolken in einem Donnerwetter gefallen sind, unter verschiedenen Ceremonien. Sonne, Mond und Sterne stehen ihnen in thätiger Verbindung mit Regen und schönem Wetter [6]).

---

[1]) Bancroft, Nat. Races, III, 162 ff.

[2]) Powers, Tribes of Calif., 372 f.

[3]) Powers, Tribes of California Contr. of N. Amer. Ethn., III, 28 f.

[4]) Bancroft, Nat. Races, III, 173 f.

[5]) Bancroft, Nat. Races, III, 121. — Wipple, Pac. R. R. Rep., III, 39.

[1]) Mrs. Tilly Stevenson, Religious life of the Zuñi child. Smiths. Bur. of Ethn. 1887, 543).

[2]) Schoolcraft, Ethn. Res. resp. the red man of Amer., III, 308.

[3]) Schoolcraft, l. c., IV, 82.

[4]) Bancroft, Nat. Races, III, 520.

[5]) Fr. Müller, Allg. Ethnogr., 254.

[6]) Schoolcraft, Ethn. Res., IV, 213. — Bancroft, Nat. Races, III, 171.

Die Navajos haben auch Tänze unter Leitung der Schamanen, um Krankheiten zu heilen und Regen zu erflehen. Der wichtigste derselben, den Dr. Matthews beschrieben hat, der Dsilyidje quaçàl (Mountain chant), dauert neun Tage und wird im Winter gefeiert. Es werden dabei auch symbolische Zeichnungen angefertigt — Nachahmungen von Darstellungen, welche die Götter ursprünglich auf die Wolken gemalt haben sollen. Opferstöcke werden dargebracht und mystische Gesänge gesungen. In einem derselben nimmt der eine der Stammgötter, genannt Dsilyi keyáni (Reared within the mountains), Abschied von ihnen, nachdem er den Tanz ihnen gelehrt hatte, und spricht dabei: „Lebe wohl, jüngerer Bruder, die Götter rufen mich; du wirst mich niemals mehr sehen; aber wenn die Regenschauer kommen und der Donner kracht, wirst du sagen: ‚Dies ist die Stimme meines älteren Bruders'; und wenn die Ernten kommen, die schönen Vögel und die Grasmücken, so wirst du sagen: ‚Es geschieht auf Befehl meines älteren Bruders' [1])".

Die Opatas (in Sonora) feierten das Tanzfest (Sorom raqui) für Regen und gute Ernte [2]).

Die Karaiben hielten den Donner für die Stimme Gottes. Beim Herannahen eines Gewitters eilten sie in ihre Hütten, setzten sich um's Feuer, legten den Kopf in die Hände und fingen an zu brüllen und zu heulen. Bei einem Orkan legten sie sich platt auf die Erde.

Ausser den guten Geistern, welche von den Seelen abstammen, die im menschlichen Herzen sitzen, glauben sie auch an böse Geister (Maboya). Diese letzteren sind Menschenseelen, welche nicht im Herzen, sondern in anderen Theilen des menschlichen Körpers ihren Sitz hatten. Diese letzteren verbreiten sich nach dem Tode in der Luft, halten sich am Meeresufer oder in Wäldern auf, erregen schreckliche Stürme und sonstiges Unheil. Gegen die letzteren hilft der Zauberer (Boya), welcher theils seinen eigenen, theils des betreffenden Individuums Schutzgeist herbeiruft. Eine grosse Rolle für die betreffenden Manipulationen spielt der Tabak. Die Cemes sind Darstellungen der Schutzgeister unter den verschiedensten Gestalten [3]).

[1]) Dr. Matthews, Mountain chant (Bur. Ethn., V, Rep 386 ff.).

[2]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 749.

[3]) Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, II, 27 bis 49, grösstentheils nach Rochefort, Hist. nat. et mor. des Iles Antilles, 486 f., 468 ff.

Auf Hayti waren am Eingange der Höhlen, aus welchen Sonne und Mond hervorgingen, Cemes eingehauen, welche um Regen angerufen wurden und dabei Feuchtigkeit ausschwitzten [1]).

Auf Hayti hatten die meisten Kaziken drei Steine, einen für die Fröste, den zweiten für Geburt der Frauen, den dritten für Wasser und Sonne. Nach Torquemada stammten dieselben aus den Körpern von Kranken [2]).

Rich. Schomburgk beschreibt die Wetterzauberei Clementi's, eines Häuptlings der Warrau in Britisch-Guiana, folgendermassen, wobei bemerkt sei, dass der lästige Regen fortgescheucht werden sollte: Unter heftigen Gesticulationen der Arme, mit aufgeblasenen Backen stand er vor der Hütte, als wollte er mit den ersteren die Wolken zertheilen und durch die zweiten die zertheilten fortblasen. Dann murmelte er Zaubersprüche und begann darauf abermals sein Blasen und Schwingen. Erst nach einigen Stunden stellte sich zu Clementi's grösster Befriedigung ein Erfolg heraus [3]). Dieses Anblasen spielt übrigens auch bei der Heilung von Krankheiten eine Rolle [4]).

Die Guaycurus (Brasilianer) treten beim Nahen eines Gewitters aus ihren Hütten. Die Männer sind bewaffnet, die Weiber schreien aus vollem Halse, um den bösen Geist zu verjagen, der das Gewitter bringt [5]).

Die Zauberer (kahotebädō) der Karaya-Stämme von Rio Araguaya (Goyaz) fungiren auch als Regenbeschwörer und blasen dabei den Tabaksrauch gegen die Wolken, schwingen eine lange, mit Rosenstacheln besetzte Ruthe um den Kopf und führen unter dem Rufe: „bobuto, zerstreut euch!" Stösse nach den vier Himmelsgegenden. Hört der Regen trotzdem nicht auf, so zerkaut der Beschwörer eine Wurzel und speit die Stücke in die Luft [6]).

Die Piaje's der Bakaïri verjagen das Gewitter durch Blasen. Man prustet den Speichel durch einen Sprühtrichter gegen die Wolken [7]).

In Rio Hacha (Columbia) finden sich die Goajires, welche bei Gewitter brennende Holzstücke werfen [8]).

[1]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., II, 305.

[2]) Bastian, l. c., II, 308, 310.

[3]) Rich. Schomburgk, Reisen in Brit.-Guiana, I, 186.

[4]) Rich. Schomburgk, l. c., II, 44.

[5]) Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, I, 260.

[6]) Ehrenreich, Beitr. z. Völkerk. Brasiliens, 33.

[7]) Karl von den Steinen, Zweite Schingu-Exped. 344.

[8]) Bastian, Culturl. d. alt. Am., II, 243.

Die den Kriegsgott Chunchu verehrenden Yuracaru (Bolivia) bedrohen den auf den Höhen wohnenden Donnergott Mororoma beim Donnern mit ihren Pfeilen [1]).

Dobrizhofer erzählt von den Abiponern, dass heftige, mit Hagel und Regengüssen verbundene Gewitter ganz allgemein als das Werk von bösen Menschen betrachtet werden, welche auch die Gewalt besitzen, sich jederzeit in unsichtbare Tiger zu verwandeln. Auch das Aufhören der Gewitter wird den Zauberern zugeschrieben [2]).

Wenn ein Wirbelwind den Staub im Kreise herumtreibt, so werfen die Weiber der Abiponer eilends eine Menge Asche demselben entgegen, damit der Luftgott (Pillan) sich daran sättige und anderswo hinwende. Denn wenn er sich in's Haus einschleichen könnte, müsste sogleich Jemand aus dem Hause sterben [3]).

Die Feuerländer, denen die Anthropologen der französischen Mission am Cap Horn (1882—1883) jedes Gefühl für Religion absprechen wollen, fürchten sich nicht blos vor menschenfressenden Geistern, sie besitzen auch Zauberer und Zauberinnen, welche letzteren besonders früher sehr einflussreich waren. Sie verrichten Windbeschwörungen unter Verrenkungen des Körpers und werfen Muscheln gegen den Wind aus [4]).

Mexiko.

Trotz der relativ hohen Entwicklungsstufe der mexikanischen Religion beweist doch die wichtige Rolle des Orakelwesens, der Auspicien und Astrologie, dass dieselbe sich noch nicht allzu weit über die schamanistische Grundlage erhoben hat. Die Priester sind, wie Müller treffend hervorgehoben hat, noch zum Theile Zauberer. Der König der Mexikaner hatte bei der Krönung einen Eid zu schwören, dass er die Religion der Vorfahren schützen und bewirken wolle, dass die Sonne ihren Lauf gehe, die Wolken regnen, die Flüsse fliessen, die Früchte reifen [5]). Bezüglich der kosmischen Beziehungen in den Culten der drei grossen mexikanischen Götter Quetzalcoatl (Gott der Luft und der Winde), Huitzilopochtli (Himmelsgott, Gott der belebten Natur), Tezcatlipoca (Weltseele, Gott der Dürre) muss auf die bekannten Quellen verwiesen werden. Von den Culten der Elemente im engeren Sinne hebe ich jene des Feuergottes Xiuhtecutli, des grossen Regen- und Berggottes Tlaloc, des Gottes der Jagd, Mixcoatl (Wolkenschlange, in naher Beziehung zum Gewittersturme [Bancroft]), hervor. Diese letztgenannten sind höchst wahrscheinlich aus ehemaligen Localgottheiten einzelner Volksbestandtheile des mexikanischen Reiches hervorgegangen, wie überhaupt der Antheil der von den Azteken bereits vorgefundenen Culturen (Mayas, Tolteken) an der Ausbildung der mexikanischen Culte gewiss nicht unbeträchtlich ist. Bezüglich der moralischen Urheberschaft der gräulichen Menschenopfer, besonders der den Tlalocs auf vielen Bergen dargebrachten Kinderopfer, muss ein Urtheil noch vertagt werden. Parallelen hiezu finden wir bei den der Mayafamilie angehörigen Aboriginern, den Indianern von Guatemala (besonders den Pipilen) und Nicaraguern [1]), bei den Mayas [2]), bei den Misteken und Zapoteken [3]). Man begreift aber sehr wohl, dass gerade die im erbitterten Kampfe mit den Mexikanern begriffenen Völker, wie z. B. die Totonaken [4]), beim Culte ihres alten Orakelgottes Centeotl Menschenopfer eingeführt haben, um sich die Machtmittel, welche dieser intensiveren Verehrung zugeschrieben wurden, zu sichern. Schon Müller hat den engen Zusammenhang der Menschenopfer mit dem mexikanischen Orakelwesen hervorgehoben. Wir erwähnen noch ein lehrreiches Beispiel von der Verwendung von Menschenopfern für Wetterzauber offenbar auch unter mexikanischem Einfluss bei den Tlaskalanern, welche ihre Unabhängigkeit von Mexiko bis zur spanischen Eroberung zu bewahren verstanden.

Bei der Bekämpfung eines gefährlichen Aufstandes führte Culhua Tecuhtli Quanex, König von Tlascala, ein neues Opfer für den Gott Camaxtli ein. Der erste Kriegsgefangene wurde geopfert und gehäutet. Der Priester drückte aus dem grösseren der beiden Busen eines Mädchens einen Tropfen Milch, der in ein aus Teotetl (Pietra de Dios) gefertigtes schwarzes Steingefäss getröpfelt wurde. Am

[1]) Bastian, l. c., I, 520, nach d'Orbigny.

[2]) Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer, II, 101 f.

[3]) Dobrizhofer, Abiponer, II, 110.

[4]) Mission scientifique du Cap Horn, VII, 256 f.

[5]) Clavigero, II, 114.

[1]) Stolle, Ethn. Indianerst. Guatemalas, 40. — Squier, Nicaragua, II, 353; nach den Berichten des Fray Francesco de Bobadilia di Oviedo.

[2]) Bancroft, Nat. Races, II, 705. Wenn der Regen ausblieb, wurden Mädchen in einen tiefen Brunnen in einem Walde der Stadt Chichen Itza geworfen. — Nach Müller, Amer. Urrel., 492, 496, hiess der Regengott der Maya Quiateo; es wurden ihm junge Knaben und Mädchen geopfert.

[3]) Clavigero, I, 390. — Mühlenpford, II, 194.

[4]) Müller, Amer. Urrel., 491 f.

dritten Tage füllte sich das Gefäss mit Schaum, in welchen die Krieger ihre Pfeile tunkten. Der Priester goss dann den Inhalt des Gefässes über den mit der Menschenhaut bekleideten Menschen aus, worauf sich ein dichter Nebel erhob, durch den die Feinde verwirrt und besiegt wurden [1]).

Freundlichere Formen des Elementarcultus liefern uns die Verehrung des Kreuzes, welches früher als Symbol des Regens, von neueren Forschern als Bezeichnung der vier Windrichtungen gedeutet wird [2]). Dieser durch die Tolteken eingeführte Cult soll von den Aboriginern abstammen [3]). Er findet sich in Mexiko, Yucatan, Central-Amerika, in Cumana und Peru. Die Aufrichtung des ersten Kreuzes in Mexiko wird dem Quetzalcoatl zugeschrieben [4]). Das erste Kreuz, welches die Spanier in Mexiko fanden, stand in einem Tempelhofe auf der Insel Cozumel. Zu diesem Kreuze wurde um Regen gebetet, in Zeiten der Dürre kamen Processionen, um dem vahomche, so nannten sie das Symbol, Wachteln und andere Versöhnungsgaben zu opfern [5]). Bei dem Culte des Tlaloc spielen die Zahl vier, das Kreuz und die Schlange die Hauptrolle.

Ethnographisch bedeutsam ist ferner der Wassercult, welcher sich an die Göttin Chalchihuitlicue, die Göttin des Wassers, die Gemahlin, nach anderen die Schwester der Tlalocs, knüpft. Sie hatte viele Namen. Die Tlascalteken hiessen sie Matlalcueje „in ein grünes Gewand gehüllt". Mit demselben Namen bezeichneten sie den höchsten Berg von Tlascala, auf dessen Gipfel sich die Sturmwolken sammeln, welche häufig die Stadt Puebla überfallen. Zu diesen Gipfel stiegen sie empor, um zu beten und zu opfern. Diese Göttin beherrscht das Meer, die Flüsse, erregt Stürme, macht Schiffe scheitern und Menschen ertrinken. Sie wurde bei einer Art Taufe der Kinder angerufen [6]). Sie lebt im grünen Schilfe beim See von Mexiko [7]) und wird mit einem krugförmigen Gefäss in der Hand abgebildet.

Der Name dieser Göttin bedeutet die Frau der Chalchiuitls. Dieser grüne Stein ist hauptsächlich der Jade. Die Mexikaner, welche eine besondere Verehrung für grüne Steine hatten, hatten verschiedene Benennungen für die verschiedenen Species derselben [1]), ohne jedoch die Unterschiede derselben im naturhistorischen Sinne consequent durchzuführen. Der Schlangengott Votan, der Hauptgott der Mixteken u. s. w., wurde unter Gestalt eines Smaragds (?) verehrt. Sein Bild hiess das Herz des Volkes [2]). Es stand in einer Höhle des Berges Achiutla, welche noch andere Idole auf durch Menschenblut gefärbten Steinen enthielt, und war als Schlange ausgearbeitet, welche gegen einen an der Spitze angebrachten Vogel züngelt [3]). In Mexiko legte man bei Dürre Steine von besonderer Form in's Wasser und wenn dies nichts nützte, andere. Ob dies Chalchiuitl waren, wird nicht gesagt [4]).

Der Chalchiuitl steht aber auch in nahem Verhältnisse zu Quetzalcoatl. Mit Beziehung auf die von der Regenzeit in Mexiko eintretenden starken Winde heisst es, dass der genannte Gott die Wege reinfegt für die Tlalocs, welche die Wolken öffnen [5]). Nach Mendietta verschluckte Chimalma den beim Ausfegen des Tempels gefundenen Grünstein und gebar darauf den Quetzalcoatl (nach anderer Version hingegen den Huitzilopochli) [6]). Quetzalcoatl lehrte die Bearbeitung der Chalchiuitl [7]). Als dessen Tempel in Cholula durch ein Gewitter zerstört wurde, fiel ein Stein in Krötenform vom Himmel herab; so wurde der grüne Stein in roher oder verarbeiteter Gestalt zum Symbol des genannten Gottes [8]).

Bei den Süd-Amerikanern galten allerdings Amazonensteine auch als Schutzmittel gegen giftige Thiere und verschiedene Krankheiten. Die Darstellungen der grossen deutschen Reisenden [9]) hinterlassen jedoch den Eindruck, dass diese Steine als Importartikel von Mexiko zu jenen Naturvölkern gewandert

---

[1]) Bastian, Cultl. Alt. Am., II, 640.

[2]) Bancroft, Nat. Races, III, 135. — Seler, Globus. 1892, 60.

[3]) Humboldt, Monuments des Cordilleres, 318. — Müller, Amer. Urrel., 498 ff.

[4]) Ueber berühmte Kreuze in Mexiko vgl. Clavigero, l. c., II, 16, Anm.

[5]) Bancroft, Nat. Races, III, 496 f., 348.

[6]) Bancroft, Nat. Races, III, 370 f.

[7]) Bastian, Culturl. Alt. Amer., II, 619.

[1]) Bastian, l. c., 500.

[2]) Müller, Amer. Urrel., 486.

[3]) Bancroft, Nat. Races, III, 449.

[4]) Bastian, l. c., II, 628.

[5]) Bastian, Culturl. Alt. Amer., II, 495 nach Torquemada.

[6]) Bastian, l. c., 480, 485.

[7]) Bastian, l. c, 499.

[8]) Bastian, l. c., 485, 486. — Müller, l. c., 584. — Nach Torquemada, Mon. Ind. lib. XIII, Cap. 14, wurde derselbe den verstorbenen Würdenträgern vor dem Begräbnisse in den Mund gelegt (wie in China). Auch in Central-Amerika spielt der Chalchiuitl eine grosse Rolle. Vgl.: Fischer, Nephrit und Jadeit, 227 f. nach Squier.

[9]) Spix, Reise nach Brasilien, I, 379. — Rich. Schomburgk, Reise in Guiana, II, 331—333. — Humboldt, Reise in die Aequinoctialgegenden d. n. C., D. Ausg., III, 392 ff. — Vgl.: Fischer, Nephrit, an mehreren Stellen bez. der spanischen Quellen.

sind. Hiefür spricht auch der Umstand, dass bei letzteren die Beziehungen des Jade zu den atmosphärischen Göttern gänzlich fehlen, während die davon abgeleiteten Vorstellungen eines Zaubermittels gegen verschiedenartige Zufälle Aufnahme fanden. In Nord-Amerika sind diese Steine bis zu den Huronen hinauf verhandelt worden [1]).

Peru.

Die Elementargötter der kleinen vorincaischen Culturcentren, nämlich der Wassergott Viracocha (Con) und der Feuergott Pachacamac, erhalten durch den Sonnendienst der Incas eine starke Concurrenz, bleiben jedoch immer sehr populär. Dies gilt auch von dem Donnergott Cataquil und dessen Schwester, welche Regengöttin ist. Berg-, Stein- und Thierverehrung richtet sich theilweise auf diese grossen Götter, überwiegend jedoch auf individuelle Erscheinungen des Naturlebens [2]). Den Huacas, welchen die Naturgeister innewohnen, wird umfassende Zauberkraft zugeschrieben. Der Dienst derselben bleibt neben dem Sonnendienste bestehen. Sie bilden die Schutzgeister der Socialgruppen und Individuen. Die Kupferbilder des Donnergottes werden als Amulette getragen. Die neun blauen Guacas der Bewohner von Guamacho werden später als Kinder Catequils erklärt [3]). Etwas Aehnliches scheinen die Compas gewesen zu sein, welche Regen liefern sollten [4]). Auch die Bilder der Incas spielen gewissermassen die Rolle von Huacas, da man sie bei Wetterprocessionen verwendete [5]).

Bei Dürre, im Allgemeinen aber im October, wurde ein ganz schwarzes Schaf gebunden, auf ein flaches Feld gesetzt, ringsum viel Chicha gegossen, demselben aber kein Futter gereicht, bis es regnete [6]). Ob bei dem officiellen Regenfeste Capac Raymi im December Menschenopfer bestanden, ist noch nicht klar [7]). Ein anderes Elementarfest wurde im August gefeiert. Auch gab es nach Acosta noch das Fest Isuraymi, welches nach Erforderniss bei zu viel oder zu wenig Regen (auch bei Krankheiten) gefeiert wurde [8]).

[1]) Bastian und Oviedo, l. c., II, 487.

[2]) Vgl.: Müller, Gesch. d. amer. Urrel. — Stübel und Uhle, Ruinenstätte von Tehuanaco.

[3]) Bastian, Culturl. d. alt. Amer., I, 491.

[4]) Bastian, l. c., 446.

[5]) Acosta, Hist. nat. mor. del India, Buch V. Cap. 6.

[6]) Acosta, Hist. Buch V, Cap. 28.

[7]) Müller, l. c., 392. — Acosta, l. c., V, 28.

[8]) Bastian, l. c., I, 464.

Zum Regenzauber stellte Inca Hueynacapac als Oberpriester des Dämons Zupay auf einem Berge zwei Krüge stinkenden Wassers, um die Dünste herbeizulocken [1]). Sonst wurden auch in Peru die Opfer für Regen auf Pfeilern aufgesteckt.

Hottentottenrasse.

Die Buschmänner stehen unter dem Banne ihrer guten und bösen Geister, welche von ihnen um Regen, Gras, Honig und Wild angerufen werden. Sie tragen Amulette, um die bösen Geister abzuwehren und Glück bei ihren Unternehmungen sich zu sichern [2]). Der Willen der Geister wird durch Würfel erforscht. Ueber ihre Regenzauber verfolgenden Manipulationen wird nichts Näheres berichtet.

Die Buschleute waren früher bei den Kaffern als Regenmacher sehr angesehen. Man schickte ihnen Vieh, um Regen zu erlangen, und überliess ihnen bei der Ernte eine Gabe als Dank für den Regen, den sie herbeigeführt hatten [3]). Zauberer, welche häufige Misserfolge hatten, wurden umgebracht [4]).

Bantuvölker.

Die Zauberdoctoren der Kaffern (igquira) [5]) zerfallen in sieben Classen; es kann jedoch Einer mehrere verschiedenen Classen zugehörige Functionen cumuliren. So bereiten die Amatola genannten Zauberer das grosse nationale Opfer und Amulette, um die Krieger unverwundbar zu machen, zugleich aber auch Mittel, um Blitz, Hagel, Rost im Korn, Krankheit abzuhalten. Auch die Mittel für die Diebe.

Die eigentlichen Regendoctoren sind die Amagquira awemoula. Sie verkehren mit den Luftgeistern durch Träume. Begehrt das Volk nach Regen, so schickt der Häuptling, wenn er nicht selbst Regenmacher ist, ein Stück Vieh dem Regendoctor als Opfer und hofft auf Regen am dritten Tage nach dessen Schlachtung. Bei dem Opfer tanzt das Volk und verrichtet die bei anderen Opfern gebräuchlichen Ceremonien. Bleibt der Regen aus, so verlangt der Doctor ein Opferthier von anderer Farbe oder redet sich auf eine böse Hexe aus, welche ausgerochen und getödtet werden muss. Weigert sich der

[1]) Bastian, l. c., 466.

[2]) Th. Hahn, Buschmänner, Globus. 1870, 140.

[3]) Krapf, Xosa-Kaffern, 196.

[4]) Lichtenstein, Reisen, II, 202.

[5]) Krapf, Xosa-Kaffern, 193—196.

Besitzer, das vom Doctor „geträumte“ Opfer herzugeben, so zwingt ihn das Volk dazu. Bleibt dies erfolglos, wird abermals ein Stück Vieh verlangt oder ein (gewöhnlich reicher) Mann denuncirt, der sich mit dem Kopfe auf die Erde gestellt und dem Himmel den Hinteren gezeigt habe, was dessen Tod und die Confiscation seines Viehes zur Folge hat.

Der Hauptregenmacher im Reiche der Rarabe Gqutsi hat auf diese Weise viele Hunderte aus dem Leben geschafft. Allerdings sterben auch die Zauberer selbst selten eines natürlichen Todes. Chachabe, Chlambes Vater, ein grosser Xosa-Häuptling, hat die Zauberer zu Hunderten getödtet. Man zeigt noch beim Flusse Chakun einen Felsabhang, der den Namen Uwa amaghira (Doctorsabgrund) trägt, weil Chachabe dort die Zauberer hinabzustürzen pflegte [1]).

Kam trotz aller Künste kein Regen, so fiel die Schuld auf die Missionäre. Einmal wurde durch die Häuptlinge der Ngquika (Maqoma, Tyali und Sutu) Befehl gegeben, die Missionäre auf einige Jahre auszuweisen, um zu sehen, ob sie schuldig seien oder nicht, als nach einer Gebetsversammlung auf Piri acht Tage lang Regen fiel. Dies wurde Veranlassung, jenen Beschluss wieder aufzuheben [2]).

Die Kaffern halten auch sehr viel auf die Künste des innyanga (Zauberers), welche sie besonders gegen Blitzschlag sichern sollen. Auf der Spitze jedes Kraals befinden sich einige Blitzableiter, roth angestrichene Stäbe, etwa drei Fuss lang; in der Hütte, vor derselben, auf den Hügeln in und in dessen Umgebung ragen Pflöcke (izigongwa) 1—3 Zoll über der Erde hervor, welche der innyanga eingeschlagen und roth angestrichen hat, wofür er ein Honorar von einem Ochsen empfing. Zieht ein Gewitter auf, so werden zwischen den am Eingange der Hütte befindlichen Pfählen gewisse Kräuter verbrannt. In jedem Kraal ist ein mit dem Kraut Intelezi angesetztes Wasser, mit welchem der Kraal und dessen Bewohner besprengt werden. Dasselbe wird vom Doctor um einen Ochsen geliefert. Endlich gehören zur Einrichtung eines jeden Kraals etwa vier Fuss lange, dünne Stöcke (vom Doctor um einen Ochsen geliefert), welche die „Hirtenknaben des Himmels“ heissen. Mit demselben machen sie Kreisschwenkungen in der Richtung, von welcher das Gewitter heraufzieht, und rufen dabei mit lauter Stimme: nampa bafana, „hier sind die Knaben“ [3]).

[1]) Wangemann, Die evang. Missionsarbeit i. Süd-Afrika, 81 f.

[2]) Krapf, Xosa-Kaffern, 193—196.

[3]) Dr. H. Weber, Trappisten-Mission in Süd-Afrika, 41.

Bei den Betschuanen [1]) ist der Häuptling der oberste Zauberer. Er hat den ceremoniellen Genuss der ersten geweihten Feldfrüchte in Person vorzunehmen und die Ausübung der Heilkunde, das Regenmachen und Bezaubern anzuordnen. Zu diesen letztgenannten Zwecken stehen ihm die Linjakas (Priester, auch Njakas genannt) zur Seite. Sie üben die zum öffentlichen Wohle gereichenden Beschwörungsgebräuche aus, unter Anderen jene, welche dazu dienen, die Städte, Heerden und Felder vor Unfällen zu sichern. Es werden dazu Amulette (lipeku) auf geheimnissvolle Weise von den ältesten Linjakas bereitet.

Böse Zauberer, welche Jemanden schaden wollen, oder keinen Erfolg haben, hiessen Moloi, ein Ausdruck der höchsten Verachtung. Der Moloi erscheint den Betschuanen mächtiger als der Linjaka, da ihm ohne Ausübung seiner Zaubermittel selbst die stumme Natur gehorcht; er bewegt sich, klettert über Zäune und Felsen und geht über Flüsse u. s. w. Diese Leute werden gedungen, um Hassgefühle gegen Menschen in Thaten umzusetzen.

Der wichtigste Dienst, der von den Linjakas und dem Oberhaupte gefordert wird, ist die Regenbeschwörung. Da jedoch ein Misserfolg bei dieser öffentlichen Beschwörung zu offenkundig wäre, überträgt man in langen Dürreperioden die Beschwörung des Regens an Linjakas aus regenreichen Gegenden, die am rechten Ufer des mittleren Limpopo wohnen. Die Ma-lokwana werden meist durch ein Geschenk an Vieh dazu gewonnen.

In feuchten Jahren wird diese Arbeit den heimischen Linjakas überlassen; sie begeben sich auf ein speciell dazu bestimmtes fruchtbares Grundstück, „um das Feld des Regens zu graben“. Dies geschieht zeitlich im Frühjahre. Dann folgt das Umgraben der Felder durch die Frauen und das Bestecken der vier Ecken derselben mit geweihten Samen, worauf für diesen Tag alle Arbeit eingestellt wird.

Von diesem Tage ab ist es den Betschuanen verboten, die jungen Zweige der Bäume, besonders jene der allgemein verehrten Wart-an-biahi (Akazie) abzubrechen. Erst zur Kafirkornweihe werden unter Führung der Njaka einige Zweige zur Ausbesserung des Zaunes am königlichen Viehkraal nnd dann der übrigen Kraalzäune abgehauen.

Hat es in der Nacht geregnet und der Regen bis zum Morgen angedauert, so bebaut Niemand an

[1]) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika, I, 414 ff. — Vgl. auch: Moffat, Missionary labours in Southern Africa.

diesem Tage die Felder, um den Regen nicht aufzuhalten. In der nassen Jahreszeit trachten die Linjakas den Regen auf längere Zeit zu „fesseln", indem sie einsame Orte, meist Höhen aufsuchen, pfeifen, schreien, Zauberformeln hermurmeln und Höhenfeuer anzünden.

Versagen die Zaubermittel und fällt kein Regen, so sucht man irgend einen Verstoss gegen die Landessitten. Witwer und Witwen werden beschuldigt, die vorgeschriebenen Reinigungen unterlassen zu haben. Sie werden in eigenen Hütten von den Linjakas gereinigt. In schweren Fällen werden die Feuer- und Grundsteine gereinigt und gegen frische umgetauscht, auch wird neues Feuer angezündet. Hilft dies auch nichts, so wird allgemeine Reinigung der Stadt durchgeführt. Liegt der Ort in der Nähe des Grabes eines Häuptlings, dessen Lage sehr geheim gehalten wird, so schlachtet man ein Stück Hausvieh, um den vielleicht erzürnten Todten dadurch zu besänftigen. Unter den Auspicien der Regenmacher werden auch Jagden auf gewisse Thiere abgehalten, deren Organe die Linjakas als regenbeschwörende Mittel gebrauchen [1]).

Ein Regenmacher der Betschuanen erzählte, er sei Regenmacher geworden, indem er zu Gott betete und verschiedene Gegenstände verbrannte. Er habe dies von alten Männern gelernt. Will man Regen herbeiführen, so wird ein Ochs geschlachtet; der Talg wird gehackt, mit verschiedenen Holzsorten und Baumblättern vermischt und verbrannt. Die Dürre des vergangenen Jahres erklärte er damit, dass ein Witwer sich wieder verheiratet hatte, ehe das Getreide reif war. Er beklagte sich, dass man ihn öfters beschuldige, den Regen zurückzuhalten. Von den Mahhalatsihlays (den Portugiesen auf Mozambique) ging die Sage um, dass sie gute Regenmedicinen besässen, aber auch Dürre den Völkern brächten, denen sie übel wollten [2]).

Die Bakwena — ein Stamm der Betschuanen — benützen zum Regenzauber die Kohle von verbrannten Fledermäusen, verdickte Nierenniederschläge des Klippdachses, Schakallebern, Pavian- und Löwenherzen, haarige Steine und Rückenwirbel von Schlangen, alle Arten von Knollen, Zwiebeln, Wurzeln und Pflanzen [3]).

Ein Regendoctor sagte zu Livingstone: Gott hat den Weissen so viel verliehen, uns gab er nur den Assagai, Vieh und die Kunst, Regen zu machen. Andere Männer setzen Arzneien um unser Land herum, um den Regen zu finden, damit wir durch Hunger zerstreut werden und uns ihnen anschliessen sollen. Wir müssen daher ihren Zauber durch unsere Arzneien lösen und zerstören.

Der Häuptling Mapoch der Bassuto galt bei diesem Volke als der gewaltigste Regenmacher; das Gebirge, an dem er wohnte, begünstigt nämlich den Regen. Menschenopfer wurden in den gewaltigen Felsenhöhlen dieser Gebirge häufig dargebracht [1]).

Der Bassuto-Häuptling Sekukuni glaubte fest an das Orakel seiner Würfel, an den Erfolg seiner Sprengungen, Opfer und seiner Kunst, Regen zu machen. Wenn er auch gelegentlich auf die Zauberer schimpfte und sie Lügner nannte, so galt dies nicht ihrer Kunst, sondern ihrer Ungeschicklichkeit. Im Geheimen sandte er immer in entfernte Gebiete, um stärkere, klügere Zauberer zu erhalten [2]).

Im Marutse-Mambunda-Reiche, dessen Bevölkerung eine sehr gemischte ist, deren Religion von den Barotse herstammt, werden zum Regenanrufen mehrere Kalabassen im Bereiche eines Ortes oder der Felder auf kleinen Termitenhaufen aufgestellt. Sie liegen mit der Oeffnung nach abwärts, der nach oben liegende Boden ist durchlöchert und ein 40 cm. langes Stäbchen, am oberen Ende in einer Längsspalte ein kleines Querstäbchen festhaltend, in die Oeffnung eingelassen [3]).

Bei den Kimbanda-Völkern am oberen Zambési werden den Göttern nur Thiere geopfert. Menschenopfer finden nur bei der Einsetzung des Fürsten statt, und wenn während der Regenperiode der Regen ausbleibt [4]).

Bei den Ovambo ist die gens der Priester, welche nach dem Norden ihres Gebietes zurückgedrängt ist, in sämmtlichen religiösen Functionen durch den pater familias ersetzt. Nur bei sehr wichtigen Vorgängen wird ihr Rath eingeholt durch eine feierliche Gesandtschaft. Dies ist namentlich der Fall, wenn es sich nach langer Dürre um Einholung des Regens handelt, der nach der Ansicht der Ovambo im Besitze der Ahnen der Ovakuananime (gens der Priester) ist. Die Priester übergeben dann einen allseitig geschlossenen Korb, der einen kleinen

[1]) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika, I, 422.

[2]) Campbell, Reisen in Süd-Afrika. D. Uebers., 151 f.

[3]) Livingstone, Missionsreisen. D. Uebers., I, 21 ff.

[1]) Merensky, Erinnerungen a. d. Missionsleben in Südost-Afrika, 198.

[2]) Merensky, Erinnerungen a. d. Missionsleben in Südost-Afrika, 188.

[3]) Holub, Culturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches. 66.

[4]) L. Magyar, Reisen in Süd-Afrika. Uebers. von Hunfalvy, 338.

unsichtbaren Vogel enthalten soll. Diese Thiere werden in kleinen Hütten von kegelförmiger Gestalt, deren Wände aus dicht aneinanderschliessenden Pfählen bestehen, gehalten; ihr Inneres ist jedem unberufenen Auge bei Drohung der Erblindung verschlossen. Bleibt der ersehnte Regen aus, so ist der Ueberbringer des Korbes schuld, der den Vogel hat entwischen lassen; er muss wieder zurückwandern, um eine zweite Sendung zu holen. Uebrigens constatirte Dr. Schintz, dass in den meisten Fällen die Voraussetzungen der Priester eintreffen, weil sie in zweifelhaften Fällen die Gesandtschaft so lange zurückhalten, bis eine Aenderung in der Witterung wahrscheinlich ist [1]).

Ueber einen erfolgreichen Wettstreit eines Priesters zu Tette, welcher wiederholt Processionen zu Ehren des heiligen Antonius den Zauberern eines einheimischen Häuptlings entgegensetzte, sei auf Livingstone's Bericht verwiesen [2]).

Die Wanika bringen Opfer (Sada, Sadaka) an den Gräbern ihrer Verwandten, um Regen zu erhalten. Sie schlachten ein schwarzes Schaf und sprengen dessen Blut auf das Grab. Auch legen sie Palmwein oder Mischungen aus Welschkorn, Hirse, Reis und Wasser dahin und beten: „O koma (Geist), ich bringe Dir diesen Mfua, damit Du Regen und Wachsthum des Samens gebest. Denn ohne Dich wird nichts wachsen." Dabei wird sehr häufig der Muansa (eine Art Brummkreisel) in Bewegung gesetzt [3]).

Sie haben aber auch eigene Regenmacher, deren Amt in gewissen Familien vererbt wird. Dieselben kennen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wann der erste Regen fallen wird. Dann fordern sie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen, welche dann die Beiträge hiezu von den Einzelnen eintreiben. Kommt der Regen nicht, so wird ein neues Opfer anbefohlen, jedoch die Farbe des Opferthieres so ausgewählt, dass einige Zeit bis zur Auffindung desselben vergeht, so dass der Regen bis dahin meistens eintrifft. Sie sollen eine Art Thermometer haben; auch beachten sie genau die Wolkenzüge [4]).

Die Wanika kennen auch Verhinderungsmittel des Regens. Sie nennen es Zenga und bereiten es durch Rösten gewisser Hölzer, deren Rauch gegen Himmel steigt und dadurch den Regen abhält. Wenn das Zenga zu stark wirkt, so muss es durch ein Zana, ein Schlachtopfer, paralysirt werden. Wirkt das Zana zu stark, so wird der Regen übermässig stark.

In einem solchen Falle sammelten die Wanika auf den Rath einer Wahrsagerin alle Talismane und verbrannten sie, um den Regen aufzuhalten. Die Besitzer derselben mussten noch Hühner opfern. Auch das Trommeln wurde verboten [1]).

Die Werthschätzung der Mission bei den Wanikas richtete sich immer nach dem Regen. Sie glaubten, der Fuss von Krapf bringe Regen; das kam davon, dass es regnete, als der Mounga (Europäer) ihr Gebiet betrat [2]).

Die Leute im Inneren Ost-Afrikas glauben, der Regen komme von den Suahelis, weil sie am Meere wohnen und das Buch Gottes, den Koran, besitzen; die Wanikas sind öfters zum Gouverneur von Mombas gekommen und haben Regen von ihm verlangt. Die Wakamba fürchten sich, die Suahelis zu beleidigen, weil sie sonst den Regen zurückhalten könnten. Die Suahelis drohen immer damit, wenn sie etwas von ihnen erreichen wollen [3]).

Regenmacher werden für Nord-Usegúha meistens aus Usambara geholt. Ein solcher Mann rührte in einem kleinen Loche auf der vor dem Dorfe hergestellten Tenne etwas Wasser um, worauf sofort die Regenwolken erschienen [4]).

Bei den Wadoë fegt man bei Regenmangel die Erde über den Gräbern der Landeshäuptlinge, baut dort auch wohl eine Hütte, in die man Essen und Pombe stellt, und kehrt dann in Erwartung des Regens in das Dorf zurück [5]).

Der Ruwenzóri Stanley's heisst bei den Wanyoro Ru-ndjúru. Njúru bedeutet auf Kinyóro „Regen" (Nssóro in der verwandten Sprache der Wakóndjo), Ru-nssóro der „Besitzer des Regens". Als Nssóro ganz speciell bezeichneten Stuhlmann die Eingeborenen die oben auf den Bergen sichtbaren weissen Schneemassen, die nach ihrer wörtlichen Aussage zu Stein gewordener Regen sein sollten. Der Regen käme von dort oben her, von wo man sich einen Stein (Bergkrystall) verschaffe, der überall als sehr wirksame Regenmedicin bekannt sei. Man verhandelt

[1]) Hanns Schintz, Deutsch-Südwest-Afrika, 305 f.
[2]) Livingstone, Neue Missionsreisen. D. Ausg., I, 51.
[3]) Krapf, Reisen in Ost-Afrika, I, 323, 347, 308, 314.
[4]) Krapf, l. c., I, 334.

[1]) Krapf, l. c., I, 433, 444.
[2]) Krapf, Reisen in Ost-Afrika, I, 252, 271,
[3]) Krapf, l. c., I, 209.
[4]) Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha im Herzen von Afrika, S. 24.
[5]) Stuhlmann, l. c., 39.

diese Krystalle in den ganzen Wahúma-Staaten. Stuhlmann sah einen bei Kakikóndjo als Amulet am Halse und einen westlich vom Albert-See. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt einen Regenzauber, der aus zahllosen Rauchtopasen gemacht ist und der aus Unyóro stammen soll. Durch die Wanderung der Wahúma von Tóru am Rú-nssóro aus sind mit ihnen diese Steine in alle Wahúma-Staaten gedrungen, allerdings immer noch als sehr geschätzte Seltenheit; überall aber kennt man ihre Herkunft von Tóru (Gambaragára)[1]).

Wenn der Regen ausbleibt, so senden die Wahúma zu den Wawámba am Schneeberge um einen Regenstein. Ein kleiner Kreis von Hölzern wird in den Boden gesteckt und mit Holzstückchen angefüllt. Darauf stellt man einen kleinen, gut gereinigten und ganz mit Wasser gefüllten Kochtopf, wäscht den Stein sorgsam ab, salbt ihn mit Oel und legt ihn in das Wasser[2]).

Bei den Madsamboni ruft der Häuptling Katonsi gegen entsprechende Geschenke den Regen; er kann ihn auch zurückhalten. Beim Regenmachen stellt er einen grossen Thontopf in die Sonne, thut einen dunklen, etwa faustgrossen Stein hinein, den er mit sich gebracht hat, und giesst Wasser auf. Sprudelt dieses leicht auf, so ist der Regen nahe. Der Zauberer thut nun noch zerstossene Pflanzen und das Blut einer schwarzen Ziege in den Topf. In dieses Gemisch taucht er einen Büschel von zauberkräftigen Kräutern und spritzt das daran haften bleibende Wasser gegen den Himmel[3]).

Zu den wichtigsten Beschäftigungen der Latuka-Häuptlinge, aber auch zu den gefährlichsten, gehört die Versorgung ihres Landes mit Regen. Die dazu nöthigen Kenntnisse erben sich gewöhnlich vom Vater auf den Sohn fort. Doch treiben auch andere Leute Regenmacherei. In trockenen Zeiten wenden sich die Einwohner unter Darbringung eines Geschenkes von Schafen, Ziegen, in dringenden Fällen von Rindern oder eines Mädchens, an den betreffenden Chef.

Sind dann endlich genügende Geschenke eingetroffen, so wird ein neuer Topf in den heissen Sand, mitten in die Sonne gesetzt und in ihn die Regensteine, die jeder Regenmacher besitzt, gelegt, nachdem sie zuvor mit Stereospermafett und Butter gesalbt worden sind. Die Steine bestehen aus zwei, etwa thalergrossen, abgeflachten Scheiben; die eine, aus weissem, gewöhnlichem Quarz, wird als „männliche“ bezeichnet, die andere, bräunliche, als „weibliche“. Dann wird kaltes Wasser über die Steine gegossen, so dass sie etwa drei Finger hoch bedeckt werden. Schäumt das Wasser auf, so ist der Regen nahe und Jedermann geht vergnügt nach Hause, bleibt es aber ruhig, so ist der Regen noch ferne und der Regenmacher verlangt neue Geschenke.

Das Geschäft des Regenmachens ist übrigens oft mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden. Bleibt der Regen trotz wiederholter Steinbegiessungen aus, werden gewisse, nur dem Regenmacher bekannte Kräuter gesammelt und im Freien, vor Wind geschützt, auf ein kleines Kohlenfeuer gelegt. Steigt der Rauch ganz gerade in die Höhe, so ist der Regen nahe, verbreitet er sich über den Boden, so ist er ferne. Missglückt aber auch dieser Versuch und dauert die Trockenheit fort, dann wird der Regenmacher, falls er ein einfacher Eingeborener ist, als missgünstigen Zauberns verdächtig, unter allerlei Qualen getödtet. Man bestreicht den glattgeschorenen Kopf des angebundenen Mannes mit Honig und setzt ihn der glühenden Sonne aus, ohne dass er sich der herzufliegenden Bienen und anderer Insecten erwehren kann. Manchmal gräbt man ihn auch bis an den Hals in die Erde ein und setzt dann nur den Kopf der Sonne aus. Ist der ungeschickte Regenmacher aber ein Chef, so wird er gewöhnlich bei Nacht überfallen, seiner Habe beraubt und vertrieben, manchmal auch getödtet, stets aber folgt ihm sein Sohn in seiner Würde nach[1]).

Die Burángwa in Bagégere verwenden keine Regensteine, sondern rufen die Wolken durch Pfeifen herab[2]).

Afrikanische Neger (und Nubas).

In Nubien soll es nicht regnen, weil die den Fungi (Nubas) angehörigen amulettenschreibenden Fuqara dies verhindern, da sonst die Dattelernte ruinirt wird, welche für das Land von grosser Wichtigkeit ist.

Zauberer, welche den Regen nach Belieben hervorbringen und verhindern, finden wir auch bei den Negerstämmen des weissen Nil. Nigella, Häuptling der Bari und Regenmacher (bundit), musste diesen Ruf mit dem Leben bezahlen. Es

[1]) Stuhlmann, l. c., 282.
[2]) Stuhlmann, l. c., 654.
[3]) Stuhlmann, l. c., 588.

[1]) Dr. Emin Pascha, Land und Leute der Latuka, in: Stuhlmann, Mit Emin Pascha, Cap. 32.
[2]) Stuhlmann, l. c., 394.

wurde ihm der Bauch aufgeschlitzt, in welchem er den Regen angeblich verborgen hielt. Auch die Nuehr haben Regenzauberer [1]). Der arabisch sprechende Theil der Bevölkerung nennt die zum Zauber angewendeten Mittel kugur, welche einer unendlichen Variation unterworfen sind. In einem Falle war der zum Regenzauber verwendete kugur ein an der Spitze ösenförmig umgebogener Pfeil [2]).

Auch die Bewohner von Darfur und Kordofan gelten als Sahahir (Zauberer), welche Menschen kugelfest machen, in Thiere verwandeln, giftige Stürme erzeugen, den Smum. Der letztere ist der Athem des von Allah verfluchten Verwandten und grössten Feindes von Muhammed, welcher als durstiger Hund mit weit aushängender Zunge in den Wüsten nach Wasser spähend vergebens herumläuft. Die Spiegelungen des Maijeh Scheitan oder Maijeh Ghasal (Teufels, Gazellen-Wassers) erhöhen seine ewige Qual [3]).

Die (äusserlich muhammedanischen) Barea haben einen Regenmacher (Alfai), der auf einem Berge bei Tembádere lebt. Er ist eine Art König, dessen Amt nach dem Erbrechte auf den Bruder oder Schwestersohn übergeht. Das Volk bringt ihm Abgaben und bebaut ihm ein grosses Feld. Er muss Regen herabbeschwören und die Heuschrecken vertreiben. Bei Misserfolg wird er zu Tode gesteinigt, wobei seine Verwandten den ersten Stein werfen müssen. Auch die Kunáma haben einen solchen. Ein anderer war früher in Algeden und scheint diese Function allen Nuba-Negern gemeinsam zu sein [4]).

Der Fürst der Abarambo (in der ehemaligen ägyptischen Aequatorialprovinz) suchte bei eintretendem Unwetter den Wind aufzuhalten und die Wolken zu zertheilen, indem er mit aufgehobenen Händen gesticulirte und mehrmals mit wachsender Kraft in ein Zauberpfeifchen blies [5]).

Oestlich vom Bahr-el-Djebel in den Districten Liria, Okkela wird fleissig Regen durch die Häuptlinge gemacht, welche aber bei Misserfolg häufig das Leben einbüssen. In Okkela wurde Dr. Emin Bey's Hochapparat für Höhenmessungen als Zaubermittel für Regenbereitung aufgefasst. Der Chef Latomé verdankt seinen grossen Besitz und Einfluss dieser Kunst, bei deren Ausübung das Mrissa (Bier) eine Rolle zu spielen scheint [1]).

Die Regenmacher der von Junker zu den Sandéh gerechneten Mákarakà (westlich vom Bahr-el-Djebel) vergraben einen Topf mit Hexenkraut und Zauberwurzeln in die Erde, worauf der Regen sicher kommen muss [2]).

An der Loangoküste erzeugt der Kasi-bakissia Regen aus einem mit Milongho gefüllten Kasten (Lubúkulu), die Lukallala (Eisenschraube mit Quadraten) schwingend, unter Beihilfe des Kissi-insie (Erdgeistes) [3]).

Für den Fetisch von Kotamatewe (zwischen Punta negra und Massabe) werden am Anfang der Regenzeit Festlichkeiten veranstaltet; sie bestehen in Rundtänzen und Reinigung des Grundes, wie es allen Inkissi-i-oulo als Regenfetischen zusteht [4]).

Auch der Schlange wurde bei Dürre, wie bei zu grosser Nässe geopfert. Bleibt Regen aus, wird der Fetissero beschuldigt und muss Kassa essen [5]).

Eingeborene Händler der Loango-Küste tragen auf ihren Reisen eine zum Schütteln bestimmte Doppelglocke, den Fetisch Mambili (den Donnergott) darstellend, der mit Blasen und Fingerschnappen bewegt wird. Werden ihm in irgend einem Dorfe Unannehmlichkeiten bereitet, so reibt er seinen Fetisch auf der Erde. Die Anwesenden gerathen dann in Schrecken, recken ihre Arme und schreien: „Jusi yaku tatu“ (die ganze Erde ist dein, o Väterchen), um nicht vom Blitze getroffen zu werden. Wird in einem Dorfe ein Haus während eines Gewitters beschädigt, so muss der Eigenthümer sich mit dem Priester des Mambili abfinden. Dieser letztere wird auch gerufen, um einen Nagel in den Hauspfahl desjenigen Negers zu schlagen, der, wenn er sich auf der bevorstehenden Reise untreu zeigt, vom Blitze getödtet werden soll [6]).

In Loango wird der König eines schlechten Herzens beschuldigt, wenn wegen allzu starker Brandung nicht gefischt werden kann. Bei Dürre wenden sich seine Unterthanen an ihn um Abhilfe, worauf er dann den Befehl an einen seiner Minister oder

---

[1]) Marno, Reise i. Geb. d. blauen u. weissen Nil. 198, 350.

[2]) Marno, Reise i. d. ägypt. Aequatorialprovinz. 107 f. In manchen Gegenden von Kordofan u. s. w. bedeutet dieses Wort den Zauberer selbst.

[3]) Marno, Reise i. d. Geg. d. blauen u. weissen Nil, 243.

[4]) Munzinger, Ostafrikanische Stud. 474.

[5]) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria, D. v. Reinhardstättner, 123 f.

[1]) W. Junker, Reisen in Afrika, I, 404.

[2]) Emin Bey's Reisen im O. des Bahr-el-Djebel, 1881, Peterm. Mitth. 1882, 267.

[3]) Bastian, Loango-Exped. II, 173.

[4]) Bastian, Loango-Exped. II, 173.

[5]) Bastian, Loango-Exped. II, 229.

[6]) Batsian, Loango-Exped. II, 181 f.

Räthe ergehen lässt, Regen zu machen. Dieser Befehl wird dann bei drohendem Gewölke ausgeführt [1]).

Ganz dasselbe berichtet Casati von den Wanyoro (Bantu) um den Albert Nyanza, welche im Allgemeinen Furcht und Abscheu vór dem Regen und Thau haben [2]).

An der Goldküste wurden bei Dürre oder zu reichlichem Regen die Priester um die Mittel befragt, dem Uebel Einhalt zu thun. Der Bescheid wurde dann den Einwohnern zur strengsten Befolgung mitgetheilt [3]). Weissgekleidete Fetischpriesterinnen mit grünen Zweigen in den Händen ziehen dann durch die Strassen und rufen singend und tanzend ihre Götter an. Dabei werfen sie Opfer von Maisbrot mit Palmöl gemischt auf alle Felsen und alle Hauptfetische. Bleibt der Regen lange aus, so ziehen sie in grosser Procession zum Braffo-Fetisch in Mankassim, der der Hauptgott des Fantilandes ist.

Im Gabongebiete verfügt der Fetissero (Oganga) über die Elemente. Bei grosser Dürre machten einst die Frauen unter seiner Leitung fünf Umzüge im Dorfe, indem sie die linke Hand an die rechte Backe hielten; die Männer hatten sich dabei Hände, Füsse und das Gesicht mit weisser Farbe beschmiert (blanchi); jeder trug auf der Schulter eine kleine Schelle. Am fünften Tage wurden die Plätze vor den Häusern von dem Grase gereinigt, worauf der Regen eintrat, was der Zauberer als Wirkung seines Fetisches bezeichnete [4]).

Der Eingeborene der Kalabarküste opfert den Winden der vier Hauptrichtungen durch Ausspritzen der Opferflüssigkeit [5]).

Bei Sharkpoint in der Nähe des Point Padron (an der Kongomündung) lebt Kukulu unnahbar in einem Walde, dem sich die Neger nur knieend nähern. Dieser vom Fürsten Mani-Malelle in Kimbikabemba eingesetzte Priesterkönig darf keine Frauen berühren und ist auf den Umkreis seiner Wohnung angewiesen, ja in derselben auf seinen Stuhl gefesselt, auf dem er auch Nachts sitzend schlafen muss. Wenn er sich niederlegt, erhebt sich kein Wind und die Schifffahrt ist gehemmt. Er regulirt die Ströme und den gedeihlichen und gleichmässigen Zustand der Atmosphäre überhaupt. Er wird ohne Sarg in einer Grube in hockender Stellung beigesetzt.

[1]) Bastian, Loango-Exped. II, 231.

[2]) Casati, Zehn Jahre in Aequatoria, D. v. Reinhardstättner, II, 52.

[3]) Bosmann, Voyage en Guinée, 155, Cruickshank, Achtzehn Jahre a. d. Goldküste, D. Ueb. 245.

[4]) Barret, L'Afrique Occidentale, II, 169.

[5]) Barret, L'Afr. Occ., II, 171. — Bastian, D. Exped. a. d. Loangoküste, I, 287 f.

Indogermanen.

Inder.

Die Anrufung der Elementargottheiten bildet einen grossen Theil des ältesten Literaturschatzes der Indogermanen. Von besonderer Wichtigkeit für die vorliegende Betrachtung ist die schon in diesen ältesten Urkunden hervortretende zaubermässige Bedeutung des indischen Opfers, welches in den meisten Fällen weder Dank- noch Sühnopfer ist, sondern ein Mittel, die Götter zur Erfüllung der jeweiligen Wünsche zu zwingen.

Im Bhagavad-Gîta (3, 14, 15) heisst es: Die Wesen entstehen aus dem Regen, der Regen kommt vom Opfer, das Opfer kommt von der Handlung (den Ceremonien), die Handlung kommt aus dem Brahma und das Brahma aus dem Einfachen, Untheilbaren (akshara), deswegen ist das ewige, allesdurchdringende Brahma stets beim Opfer gegenwärtig. Der Brahmane ist schon im Rig-Veda im Besitze des Brahma, d. h. der Wachsthum und Gedeihen gebenden geheimen Macht (Haug). Sie waren nach Haug ursprünglich hauptsächlich Gewitter- und Regenmacher, haben es jedoch verstanden die Domäne ihrer Thätigkeit bedeutend zu erweitern.

Nach dem (zum weissen Yajurveda gehörigen) Grihyasûtra des Paraskara wird beim Anschirren des Pfluges im Nakshatra Gyeshthâ dem Indra, Parjanya, den beiden Açvins, den Maruts, Udalâkâsyapa, Svâtikârî, Sîta und Anumati, geronnene Milch, Reis, Räucherwerk und geriebenes Korn unter Hersagen von Vedasprüchen geopfert [1]). In (dem zum Sâmaveda gehörigen) Grihya-Sûtra von Gobhila, welches nach v. Schröder zu den ältesten Grihyawerken gehört [2]), heisst es: Unter einem glücklichen Gestirn, koche er eine Topfspeise und opfere folgenden Gottheiten: Indra, den Maruts, Parjanya, Açani (Schleuderstein?): und Bhaga (einem Aditya); ausserdem ehre er mit Opfer: Sîta (Ackerfurche), āçā, aradā und anaghā. Diese Ceremonien geschehen unter Assistenz von Brahmanen [3]). In Behar werden die Opfer zu Ehren des Indra besonders in der Periode des Aufsteigens des Sternes âdrâ dargebracht [4]).

Die Hauptceremonie besteht in der Darbringung des nächtlichen Somaopfers (Atirâtra). Eine Anzahl

[1]) Oldenburg, Pâraskara-Grihya-Sûtra (Sacr. B. of the East) 326.

[2]) Schröder, Ind. Liter. u. Cult., 199, Anm. 3.

[3]) Knauer, Gobhila grihyasûtra II. 111.

[4]) Sarat Chandra Mitra, Journ. Anthr. Soc. Bombay, I. 24 f.

Brahmanen geht nach sorgfältiger Vorbereitung des Nachts an einen Fluss und recitirt unter beständiger Runde (paryaya) des Somabechers und wiederholter Auffüllung der Somakufe folgende Hymne an den Regengott (RV. VII. 102):

1. Auf, singet dem Parjanya nun
Dem gabenreichen Himmelssohn,
Er schaffe uns der Wiesen Gras.

2. Parjanya ist es, welcher Frucht
In Kräutern und in Rossen auch,
In Kühen und in Weibern schafft.

3. Ihm giesset recht in seinen Mund
Den honigsüssen Opferguss,
Er schaffte stete Nahrung uns.

Ausserdem wird das Lied RV. VII, 103 gesungen, welches die Thätigkeit der Brahmanen bei dieser Gelegenheit mit jener der Frösche vergleicht. Ich lasse einige Strophen dieses interessanten Liedes nach der Interpretation von M. Haug folgen:

1. Die Frösche, die das Jahr hindurch ruhig dalagen, liessen ihre durch den Regen geweckte Stimme wieder erschallen, (wie) Brahmanen, die ihrem Gelübde getreu sind.

7. Wie die rings umher erklingende Stimme der Brahmanen beim nächtlichen Somafeste anzeigt, dass die Kufe mit Soma gefüllt, wie ein Teich, so sind wir an dem Tage, wo ihr herumhüpfet, o Frösche, mit Regen gesegnet.

8. Sie (die Frösche) liessen ihre Stimme erschallen, (wie) Brahmanen beim Somaopfer, wenn sie das Wachsthum machen für das ganze Jahr. Sie (die Frösche) erschienen (überall); keiner bleibt verborgen, wie die erhitzten und von Schweiss triefenden Somamundschenken, die beim nächtlichen Somaopfer aufzuwarten haben [1]).

Kaschmir, das glückliche Thal, war von jeher der Sitz von Zaubereien um Regen. Sie sind dort innig verbunden mit dem Nâgacult und der Verehrung der heiligen Quellen. Jüngst hat Dr. Stein ein altes, von Lieutenant Bower in der unterirdischen Stadt Mingai in Kaschgar gefundenes Manuscriptblatt, welches einen Mantra zur Herbeiführung von Regen enthält, auf Kaschmir zurückgeführt [2]). Dessen Bewohner werden noch von Marco Polo als arge Zauberer geschildert, welche das Wetter verändern, Dunkelheit hervorbringen und auch sonst sehr merkwürdige Dinge verrichten [1]). Bernier erzählt von einem alten Eremiten, der auf dem Pir Panjalpasse (zwischen Kaschmir und Lahore) wohnte, dessen Religion Niemand kannte, der Wunder verrichtete, Gewitter, Hagel, Schnee, Regen und Wind hervorbringen konnte. Er verbot den Leuten des Aurangzib, beim Uebergange über den Pass Lärm zu machen, weil sonst fürchterliche Stürme entstünden [2]).

Marco Polo erzählt (Buch I, Cap. 18) von den Caraonas, dass sie, wenn sie Plünderungszüge unternehmen, gewisse teuflische Künste anwenden, mittelst welchen sie Dunkelheit hervorbringen können, so dass man kaum den daneben reitenden Kameraden unterscheiden kann. Diese Dunkelheit können sie sieben Tage andauern lassen, während welcher Zeit sie das ganze Land in eine Wüste verwandeln. Yule hält die Hazaras für Nachkommen der Caraonen [3]).

Die Hindus von Bengalen lassen durch muhammedanische Fakire die Ceremonie pirer gân ausführen. Sie besteht in Gesängen zu Ehren der (auch sonst von den Hindus bei schweren Krankheitsfällen angerufenen) muhammedanischen Heiligen = pirs. Auch Sankirtans oder Processionen zu Ehren der Göttin Hari vertreiben die Dürre wie die Cholera [4]).

Die Hindus von Behar lassen bei Trockenheit die Felder durch Brahmanenfrauen pflügen; nach der Volksanschauung folgt unmittelbar Regen, wenn die Frauen einer so hohen Kaste die ihnen verbotene Handarbeit verrichten. Da kommt es wohl vor, dass diese Frauen der erniedrigenden Sitte früh Morgens durch blosse Berührung des Pfluges sich entledigen, worauf das eigentliche Pflügen von Männern niederer Kaste besorgt wird. Auch durch Singen auf den Strassen suchen die Frauen manchmal Regen herabzulocken [4]), während dies in den nordwestlichen Provinzen und in Oude durch Kinder besorgt wird. In anderen Fällen dringen Schaaren von Kindern in die Häuser und verwandeln deren Höfe durch Aufgiessen von Wasser in grosse Pfützen, in denen sie sich nach Herzenslust herumwälzen [4]).

[1]) Ich verdanke die Mittheilung des in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie, 1871, gehaltenen Vortrages von M. Haug, Brahma und die Brahmanen, denen die vorhergehenden Angaben entstammen, der Güte des Herrn Hofrathes Dr. G. Bühler.

[2]) Wiener Zeitschr. f. Kunde d. Morgenlandes, V, 344 ff.

[1]) Yule M. Polo, I, 175, 177.

[2]) Bernier, Travels in the Mogule Empire, Ed. Constable, 409.

[3]) Marco Polo, Ed. Yule, I, 102, wo auch die betreffende Literatur angegeben ist.

[4]) Sarat, Chandra Mitra Journ. Anthrop. Soc. Bombay, 23–27.

Die mit dem Nagacult verbundenen Ceremonien scheinen bisher sehr wenig bekannt geworden zu sein. Dagegen sind der Sarpabali (Streuopfer für die Schlangen) und die Nâgapañcami, die beiden Hauptfeste im Monate Sravana (der Regenzeit), wohl schwerlich als Elementarculte aufzufassen. Man betet beim Sarpabali allerdings zu den Schlangen des Himmels, den vier Weltgegenden, der Luft und der Erde, man bringt ihnen Augensalbe, Schminke und Kränze dar. In dem dabei recitirten Gebete aus dem schwarzen Yajurveda heisst es von den Schlangen der Himmelsgegenden: „Feuer sind euere Pfeile, Regen sind euere Pfeile, Manen sind euere Pfeile.“ Auch im Atharvaveda ist von Schlangen die Rede, welche im Wasser und im Blitze geboren sind. Eine Stelle im Çatapatha Brahmana hat Weber schon früh zu der Vermuthung geführt, dass gewisse Schlangen mit Stern- und Luftgeistern zusammenfallen könnten. Da aber ihre thätige Mitwirkung bei den atmosphärischen Vorgängen nicht weiter definirt wird, so hat die Auffassung von Dr. Winternitz, welche den Sarpabali als Schutzmittel gegen die Schlangen ansieht, sehr viel für sich. Im Rigveda ist es die Wolkenschlange, ein der Schöpfung feindliches Wesen, dem das wohlthätige Nass erst durch die guten Götter abgerungen werden muss. Die regenbringenden Ceremonien sind daher an Indra, Parjanya oder andere höhere Gottheiten gerichtet. Wie unklar die Entwicklung des indischen Schlangencultus als Elementarcult dermalen noch sein mag, so wird der relativ neuere Ursprung desselben wohl nicht bestritten werden, wie denn auch die Vorstellung der kosmischen Schlange erst in der buddhistischen Zeit aufzutauchen scheint.

Die Stämme von Nagyr und Hunza (nordöstlich von Gilgit) gehören zu den von Leitner studirten Dardus. Ihre Religion ist ein verdorbener schiitischer Muhammedanismus mit unzähligen animistischen Beimengungen. Sie werden eigentlich de facto von Zauberern und Zauberinnen regiert, welch' letztere unter der ekstasischen Einwirkung der Dämpfe von Cedernzweigen weissagen und die Verhältnisse der Umgebung besprechen. Ihre Thams (Radjas) stehen unter dem Schutze des Oberzauberers (Yudeni). Der Tham der Hunza tanzt in einer Moschee und erhält dabei Offenbarungen. Die Thams von Hunza und Nagyr sollen die Gabe besitzen, Regen hervorbringen zu können [1]).

[1]) As. Quart. Rev. 1892, 53 f.

Der Buddhismus hat in seinen späteren Entwicklungsphasen der Beschwörung der Elemente einen hervorragenden Platz eingeräumt. Der Mahâyâna, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Çivaismus von Kern hervorgehoben wird, enthält in seinen Hauptbüchern eine Unterabtheilung von Dhârânis oder als Talisman dienenden Formeln, welche aus Vocativen weiblicher Worte bestehen, unter denen die Namen von Svâhâ, der Gattin Agnis, und der mit ihr identificirten Durgâ zu erkennen sind. Es sind Anrufungen der als verschiedene Mütter aufgefassten Elementarkräfte [1]). Es gibt Dhârânis, welche alle Wünsche erfüllen, das Leben verlängern u. s. w., und auch solche, welche Regen und Wind verleihen und auch hemmen. Sie müssen beim Gebrauche in einer verschiedenen Anzahl wiederholt werden [2]). Die Uebungen mit den Universalkreisen oder kosmischen Cirkeln bei den südlichen Buddhisten beruhen auf demselben Principe. Durch die Uebung mit dem Wasserkreise kann der Ascet Regen, Ströme und Oceane schaffen, die Erde und Berge erschüttern. Durch die Uebung mit dem Windkreise kann er sich so schnell bewegen wie der Wind und einen Sturm hervorrufen [3]).

Diese mystische Ausbildung gilt ziemlich allgemein als eine durch fremden Einfluss bedingte Degeneration [4]). Dass der Buddhismus schon früher und wiederholt westasiatische Vorstellungen verarbeitet hat, ist wohl mit Hinblick auf die Meruvorstellung u. s. w. mehr als wahrscheinlich. Nach Kern tritt schon Buddha als Regengott und sein Schüler Ananda als Regenbeschwörer auf [5]). In der aus südlichen Quellen geschöpften Schilderung der Erhabenheit, Schönheit, der Tugenden und Kräfte Buddha's, welche das achte Capitel von Hardy's „Manual of Buddhism“ enthält, vermissen wir allerdings Anspielungen auf eine directe Beherrschung der Elemente. Der Gedanke an eine allmälige Aufnahme von Vorstellungen der niederen Volksschichten liegt gerade hier um so näher, als es fast unmöglich scheint, in den Dhârânis die Parallelen mit dem in ganz Indien so überaus populären Cultus der „Mütter“ abzuweisen, welche meistens sehr bösartige Personificationen von Naturkräften derselben und in innigster Verbindung mit dem animistischen Seelenbegriffe stehen. Ausserdem

[1]) Kern, Buddhismus II, 513.
[2]) Wassiljew, Buddhismus, I, 194 — Beal, Catena 423.
[3]) Kern, Buddhismus, I, 505.
[4]) Wassiljew, l. c, I, 153.
[5]) Kern, Buddhismus, I, 506.

erscheinen in den Sûtren des Mahâyâna [1]) die Nagas gewissermassen als Buddha's Lehensträger unter der Bedingung einer Befolgung buddhistischer Grundsätze und fleissigen Gebrauches der Dhârânis. Die dadurch angedeuteten Compromisse mit den Naturculten finden ihre klare Darstellung bereits auf dem Monumente von Amravati. Der speculativen Rechtfertigung dieser Vorgänge im Mahâyâna folgt die Tantralehre, welche förmliche buddhistische Zauberschulen hervorruft. Kern's Forschungen erhellen nicht blos die Mischformen von Çivaismus und Buddhismus im Norden, sondern auch jene von Buddhismus und Schamanismus, sowie den tiefgehenden Einfluss des buddhistischen Zauberwesens auf alle asiatischen Religionen.

Eine ganz analoge Entwicklung hat der Çivaismus erfahren. Er verfügt über Zauberformeln, welche zum Nutzen der Çudras von Çiva geoffenbart wurden [2]). Die Mantras (den Veden entlehnte Gebete), Bijas (Zaubersilben als Symbole der Gottheiten), Yantras (mystische Diagramme), Kavaćas (Amulette jeder Art) geben Gewalt über die Saktis. Brahmanen treten als Lehrer der Zauberkunst (Mantra-sâstris) auf. Die Dakchinas (Saktas der rechten Hand) begnügen sich mit diesen magischen Uebungen und blutigen Opfern für die Durgâ, während die Vāmächaris (Saktas der linken Hand) zügellose Orgien in geheimnissvollen Zusammenkünften bei den Festen der Durgâ, Kâli und anderer Göttinnen feiern, um sich übernatürliche Macht zu verschaffen [3]). An diesen Zusammenkünften betheiligen sich sehr viele Brahmanen. Die Verehrer der früher durch Menschenopfer versöhnten Devi als Kapālika, die Kiratis, wenden, wenn auch seltener wie früher, das Hackenschwingen zur Hervorbringung von Regen an. Es soll, nach englischen Blättern, noch in den allerletzten Jahren zu diesem Zwecke in Madras stattgefunden haben [4]).

In einigen Dörfern fand Monier Williams professionelle Zauberer (Gārpāgāri), welche den Hageldämon zu beschwören hatten und dadurch die Ernten schützten [5]).

Zur Vergleichung mit der früher erwähnten Ceremonie der Brahmanen möge hier noch der „Froschcultus" folgen, welcher den Aboriginern von Nêpâl, den Nêwârs, die nach Fr. Müller sowie die Leptcha's zur tübetanischen Gruppe gehören, eigenthümlich ist. Sie betrachten den Frosch als Gehilfen der Nâga bei der Regelung der Regenverhältnisse. Während das Hauptfest für die Nâgas am 5. Juli stattfindet, ist jenes für die Frösche am 7. October. Als Ort hiezu wird ein Sumpf gewählt, wo sich Frösche aufhalten. Ein Nêwârpriester bringt nach sorgfältiger Reinigung des Gesichtes und der Hände in fünf Messingschalen Reis, Blumen, Milch, Zinnober, ghi, Weihrauch und Wasser dar und betet dabei: „Heil Dir, Paramêśvara (gemeinsame Ehrung für Nâgas, Frösche und andere Nêwâr-Gottheiten), Bhûmînâtha (Beschützer des Ackerbodens, Specialbenennung der Frösche), empfange diese Gaben, sende rechtzeitig Regen und segne unsere Erndten." Auch dürfen Frösche nicht belästigt werden [1]).

Griechen.

Bei den Griechen galten Wolkenbildungen, Regen, Blitz und Donner als unmittelbare Aeusserungen des Zeus.

Zeus wurde hauptsächlich auf Bergen verehrt. Im arkadischen Gebirge, dem Mittelpunkte der ältesten Zeiten, wirkte der Priester des Zeus als Regenmacher. Auf dem Berge lag die heilige Quelle der Nymphe Hagno, einer der Ammen des Zeus. Bei Dürre opferte der Priester dem Wasser. Dann berührte er dessen Oberfläche mit einem Eichenzweige, worauf sich eine neblichte Wolke erhob, welche andere Wolken anzog und Regen bewirkte [2]).

Zum Heiligthume des Zeus Aktäos am Helikon ging nach Dikäarch bei Aufgang des Sirius eine Procession um Regen und kühle Winde, wobei die Jünglinge in die Felle der geopferten Widder gekleidet waren. Zur Zeushöhle am Pelion wallten ebenfalls die Jünglinge in Widderfellen [3]).

Das Regengebet der Athener lautet nach Marcus Antonius εἰς ἑαυτόν 5, 7, wie folgt:

„Εὔχῃ Ἀθηναίων, Ὑσον, ὕσον, φῶφιλε Ζεῦ, κατὰ τῆσἀρούρας τῆς Ἀθηναίων καὶ τῶν πεδίων. Ἤτοι οὔ δεῖ εἴκεσθαι, ἢ γὔτως, ἁπλῶς καὶ ἐλευθέρως [4]).

[1]) Avatamsaka Sûtra. Beal Catena, 48. — Great cloud wheel Rainasking Sûtra. Beal Catena, 416 ff. In der Literatur Nepals findet sich ein Nâgapûja, a manual of worship to the Nágas for rain; Hodgson, Essays, 14.

[2]) Kern, l. c., II, 528.

[3]) Laouenan, Brahmanisme, II, 306 ff.

[4]) Wilkins, Modern Hinduism 94.

[5]) Monier Williams, Religious thought and life in India 241.

[1]) Waddel, Frog-worship. Indian Antiquary 1893, 292 ff.

[2]) Pausanias, VIII, 38, 3.

[3]) Gerhard, Griech. Myth., I, 157.

[4]) Vgl. L. Ross, Inscriptiones Graecae ineditae (Athen. 1842). 2, 61 (Nr. 175): Decret einer Vereinigung zur Feier des Jupiter Pluvius. Sein Altar in Argos (Pausanias, 2, 19, 7), Statue in Lebadia im Haine des Trophonius (ibid., 9, 39, 3). Unter dem Beinamen Ὄμβριος gefeiert auf dem Hymettus-Parnas. Auf

Von den zahlreichen Elementargeistern sei hier nur der Horen und der ursprünglich in rohen Steinen verehrten Chariten gedacht. Athenäus berichtet XIV, S. 656a nach Philochoros, dass den ersteren nur gekochtes, nicht gebratenes Fleisch geopfert wurde. Die an den einst von Menschenopfern begleiteten Thargelien und den Pyanepsien üblichen Umzüge gelten auch den Horen [1]). Die einzelnen Horen hatten besondere Priester.

Seneca erzählt von den χαλαζοφύλάκες zu Cleonä in Argolis, welche kommendes Hagelwetter anzuzeigen hatten; dasselbe wird durch Opfer abgewendet. Wer nichts zu opfern hatte, stach sich in den Finger und opferte sein eigenes Blut [2]).

Die Griechen löschten während eines Gewittersturmes die Feuer aus und zischten dabei, um, wie die Pythagoräer erklärten, die Seelen im Tartarus, (die Urheber des Gewitters) [3]) zu schrecken [3]).

Die volksthümliche Wetterzauberei ist durch die orientalische Magie und Astrologie wesentlich beeinflusst worden. Erst in neuerer Zeit wurde die Entwicklung griechischer Mystik und Magie als Folge der Perserkriege klargestellt [4]). Die griechischen Zauberer (ἐπῳδοι, βασκανοι, γόητες, Heuler) wussten nach Hippokrates den Mond herabzuholen, die Sonne zu verfinstern. Sie riefen nach Belieben Gewitter und Regen oder auch Dürre hervor [5]). Behauptet doch selbst Pausanias, dass er den Hagel durch Opfer und Beschwörungen von den Menschen abwenden sah. Gleichzeitig berichtet er von einem auf der Halbinsel Methana angewendeten Mittel, um die Weinstöcke gegen die Wirkungen des Südwestwindes zu schützen. Zwei gegenüberstehende Männer zerreissen einen Hahn mit weissen Flügeln, umlaufen jeder mit seiner Hälfte die Weinstöcke und begraben dann, an den Ausgangspunkt zurückgekommen, die Stücke [1]).

Noch heute wenden sich nach H. Schmidt die Bewohner Arachovas bei erwünschtem Regen zu Gott mit den Worten: βρέζε παππού (regne nur zu, Grossvater) [2]). Der einschlagende Blitz heisst bei den Griechen ziemlich allgemein τό αστροπελέκι [3]). Bei Dürre ziehen die Kinder von Haus zu Haus unter Gesängen und Gebeten. An ihrer Spitze befindet sich ein seiner Kleidung vollständig entblösstes, aber mit frischem Laub und Kräutern von Kopf bis zu den Füssen verhülltes Kind, welches zum Gesang der Uebrigen tanzt und bei jedem Haus mit Wasser begossen wird. Das Kind heisst περπεριά (περπερίνα, περπερίτσα). Damit vergleicht Schmidt den (ohne Zweifel mit Gras und Blumen bekleideten) Knaben, der in den religiösen Gebräuchen der Tegeaten eine Rolle spielte [4]). Mannhardt hat dies sowie die Parallelen meisterhaft behandelt.

Auch der Prophet Elias hat nach der Ansicht der heutigen Griechen Macht über den Regen. In Zeiten der Dürre versammelt sich das Volk in dessen Kirchen, um Regen zu erflehen. Wenn es donnert, sagt man, der Prophet fahre in seinem Wagen herum, um die Dämonen zu verfolgen [5]). Diese Dämonen sind aber zum Theile Elementargeister. So gilt der Teufel bei den Arachoviten als Urheber des Wirbelwindes, woher der Gebrauch des Wortes ἀνεμος im Sinne von διαβολος kommt [6]). Noch häufiger werden die Nereiden als Winderzeuger gedacht, welche zum Sammelbegriff der bei den alten Griechen eingehender individualisirten Elementargeister geworden sind. Man bringt ihnen in Höhlen und auf hohen Bergen Opfer dar, bei welchen der Honig nicht fehlen darf. In Athen pflegen alte Frauen bei entstehendem Wirbelwinde den Kopf zu senken und dabei zu murmeln: μέλι καὶ γάλα στόν δρόμο σας (Milch und Honig auf euren Weg) [7]).

Römer.

In den römischen Tafeln war eine Strafe verhängt wider den „qui fruges excantassit, sive alienam

---

dem Parnas war auch ein Altar des Jupiter Fulgator Σημαλέον (Pausan., 1, 32, 2). Nach Cl. Welcker soll ein Ζευς Ὑέτιος auch auf Kos verehrt worden sein.

[1]) A. Mommsen, Horteologie, 422. Begiessung der Eiresione als Regenzauber. Mannhardt, Antike Wald- u. Feldculte, 256.

[2]) Seneca, Nat. quaest., 4, 6, 7.

[3]) Aristoteles, Analyt. Post. II, 94b, Berl. Ed. Diese wichtige Stelle lautet in der lateinischen Uebersetzung der Didotschen Ausgabe, I, 162, wie folgt: „.... ut, si tonat, et, extincto igne, necesse est, sibilum et sonitum edi, et, ut Pythagorei dicunt, minationis causa, ut terreantur, qui in Tartaro sunt.“ Nach Mittheilung des Hrn. F. Heger findet das Feuerauslöschen während des Gewitters noch heute in den Alpenländern statt. Weitere Parallelen in Wuttke, D. Volksabergl.

[4]) Maury, Hist. d. Rel., II, 504 ff, Dietrich, Abraxes 1 f.

[5]) Hippokrates, De morbo sacro.

[1]) Pausanias, II, 34, 3, 4. — Mannhardt, Baumcultus, C. IV.

[2]) B. Schmidt, Volksl. d. Neugriechen, 30.

[3]) Schmidt, l. c., 32.

[4]) Schmidt, l. c., 30 f.

[5]) Th. Bent, On insular Greek Customs. Journ. Anthrop. Instit. Lond. XV, 397.

[6]) Schmidt, l. c., 195.

[7]) Schmidt, l. c., 98—130.

segetem pellexerit". Seneca motivirt dies mit den Worten: Rudis adhuc antiquitas credebat et attrahi imbres cantibus et repelli.

Die Haruspices, ursprünglich eine etruskische Zunft, waren Opferbeschauer, Blitzdeuter; sie waren später unter chaldäischem Einflusse auch Astrologen und verstanden Blitze zu erzeugen und abzulenken. Auch die Kunst, Wasser hervorzulocken (aquaelicium), wurde in Rom von Tuskern geübt. Sie beruht zum Theile auf dem Zauberwesen, zum Theile auf Naturbeobachtung. In die erste Kategorie fallen die Manipulationen mit dem manalis lapis, einem Steine, der vor dem capenischen Thore beim Tempel des Mars lag und zur Abwehr von Dürre nach der Stadt gezogen wurde; auch andere cylinderförmige Steine wurden längs der Furchen gezogen (lapides manales verrere). Damit waren Opfer für Jupiter pluvius verbunden [1]).

Man war in Rom der Ansicht, dass der Lorbeer nicht vom Blitze berührt wird. So oft ein Gewitter am Himmel stand, bedeckte sich Tiberius mit einem Lorbeerkranze (Sueton).

Bei römischen Regenprocessionen zogen Matronen mit aufgelösten Haaren barfuss zum Hügel und riefen den Jupiter pluvius an [2]).

Aus Plinius, Hist. nat., 37, ersehen wir aber auch, dass vielfach zum Wetterzauber Steine angewendet wurden. So sollte der Amethyst Hagel und Heuschrecken abwenden, wenn man das dazu passende Gebet gleichzeitig spräche (37, 40). Der Agat soll in Persien gegen Blitz und Stürme angewendet worden sein, indem man ihn anräucherte; der Beweis für dessen Wirksamkeit soll durch die Thatsache herzustellen sein, dass gewisse Agate, wenn man sie in kochendes Wasser wirft, dasselbe schnell abkühlen (37, 54). Es gibt auch Cheloniten, welche den Schildkröten ähnlich sind, aus welchen die Magier Vieles zur Stillung der Ungewitter weissagen; diejenigen aber, welche goldene Punkte haben, sollen die Ungewitter hervorrufen, wenn man sie mit einem Käfer in heisses Wasser wirft (37, 56).

Auf die Häuser pflegten die Römer zum Schutze gegen den Blitz sedum zu pflanzen [3]).

Die Römer hielten einen Spiegel gegen die Hagelwolke, damit sie sich darin sähe und wegziehe. Eine auf den Rücken gelegte Schildkröte oder eine Haut von Krokodil, Hyäne, Seehund, welche um den Hof getragen und an der Thür aufgehängt wird, bewirkt denselben Erfolg; nicht weniger das Aufhängen von Hausschlüsseln um den Acker.

Nach Palladius wird gegen Nebel und Rost Stroh und allerlei Unrath verbrannt. Gegen den Hagel wird der Mühlstein mit rothem Tuch bedeckt. Andere erheben ihre blutigen Beile gegen den Himmel, wie um zu drohen. Auch wird der ganze Garten von weissen Reben eingefasst; oder man muss die Werkzeuge vor der Bearbeitung des Gartens und der Beschneidung der Weinstöcke mit Bärenfett einreiben. Auch eine Nachteule wird mit ausgebreiteten Flügeln aufgehängt [1]).

Ueber eine weitere höchst eigenthümliche Methode, Hagel, Wirbelwinde und Blitze abzuwenden, vergleiche man Plinius, Historia naturalis, XXVIII, 23.

Celto-Romanen, Provençalen, Italiener.

Der wunderbaren Quelle von Broceliande wird vielfach gedacht, u. A. in dem französischen Meistersänger Crestien de Troyes (1140 — c. 1200?) und in französischen Prosaromanen.

Vicentinus Bellovacensis (1264 †) schreibt darüber [2]) im Abschnitte De miraculis fontium: In Britannia minori asserunt esse fontem, de quo aqua hausta, si projiciatur super lapidem vicinum illi fonti, videtur oriri pluvia repente cum grandine' et vento vehementi.

Diese Sage findet sich auch in Thomas de Apibus, II, 57, No. 28, der aber hinzufügt, der Stein sei wie ein Altar oberhalb der Quelle gewesen.

Die Bretonen haben diese Sage von Britannien herübergebracht; man erzählte ganz dasselbe von dem See Duleno bei dem Berge Snowdon in Wales. Wenn das Wasser auf einen nahen Granitblock, genannt l'Autel rouge, spritzte, entstand Gewitter [3]).

---

[1]) Otte. Müller, Etrusker, II, 340.

[2]) Sepp, Altb. Sagenschatz, 492. Grimm, D. Myth., I, 146, nach Petron., cap. 44.

[3]) Festus-Ausg. von Lindemann 263. Citirt in A Kuhn's Sagen, Bräuche aus Westphalen, II, 90, wo auch die Parallelen für Deutschland angegeben sind.

[1]) Palladii Rutilii de re rustica liber, I, 35, 2, 14. Nach Sueton führte Augustus, nachdem er auf einer nächtlichen Reise durch einen dicht bei ihm einschlagenden Blitz erschreckt worden war, stets die Haut eines Seekalbes mit sich.

[2]) Speculum naturale Vincentii Venetiis 1494 Lib. V. c. 30.

[3]) Liebrecht Gervasius v. Tilbury, Otia imperialia 146 f. Simrock vergleicht diese auch in Hartmann's Iwein verarbeitete Sage mit jenen vom Pilatussee und vom Urdsbrunnen (Altd. Leseb., 229). Weitere Parallelen sind der See von Camerina (Sicilien), der Chiapasee in Mexiko, der Mummelsee u. s. w. Vgl. Grimm, D. Myth., I, 496. Ob das Aufrichten einer Steinsäule am Meeresufer behufs Erzeugung von Wind (Folklore Journ., II, 260) auf derselben Vorstellung beruht, welche zur Sage der Wunderquelle führte, bleibt ungewiss.

Ueber eine andere Art von Wetterzauberei spricht Rabelais im Gargantua IV, 61: Il cà, devant notre venuë, auait inventé art et moyen d'euoquer la pluye des cieux, seulement une herbe decoupant commune par les préries, mais à peu de gens cognuë, la quelle il nous montra: et estimait que fut celle de la quelle un seule branche jadis mettant le pontife Jouial dedans la fontaine Agrie sur les monts Lyciens en Arcadie au temps de seicheresse, excitoit les vapeurs, des vapeurs estoient formées grosses nuës, lesquelles dissoluës en pluye, toute la région estait à plaisir arrousée [1]).

Bérenger Férand berichtet über die bis Mitte dieses Jahrhunderts in der Provence (Calliaz im Arond. Grasse, Collobrières in der Chaines des Maures, zu Signes bei Toulon u. s. w.) gebräuchliche Ceremonie des Badens der Statue des Ortspatrons in einem der nächsten Gewässer. Die Geistlichkeit betheiligte sich daran im Ornate. So in Calliaz die Statue der heil. Maxima. Sie wird dreimal in die ihr geheiligte Quelle getaucht und dabei gesungen:

Maxima, dins sa bouta
Fé sourtir l'aïgo d'sou roucas.

In Collobrières wird die Statue des heil. Fons bis zur Quelle getragen, wenn die Frühlingsregen [2]) stark genug waren. Droht Dürre, so taucht man sie wirklich hinein.

Auch hier sei auf Mannhardt's Forschungen bezüglich der Deutung und der Parallelen verwiesen.

Die Genesis des heil. Fons ist unklar. Manche vermuthen, er sei aus Sancta Fons, einer Quellennymphe, entstanden [3]).

An der französischen Riviera gilt das Hypericum als Zaubermittel gegen Gewittersturm. Die Mönche nennen dasselbe Fuga Dämonum [4]). Auch werden manchmal bei Gewittern geweihte Kerzen angezündet.

In den Provinzen von Treviso und Belluno sind die Wetterprocessionen unter Herumtragen der Reliquien allgemein üblich; doch werden diese letzteren nicht geschlagen, falls kein Erfolg eintritt, wie dies in den südlichen Provinzen geschieht. Die Priester haben die Gewalt, schlechtes und gutes Wetter zu machen, Mäuse, Spatzen und Würmer zu vertreiben u. s. w. Ein Priester, der bei ausbrechendem Gewitter auf der Jagd war und dasselbe nicht beschwören konnte, wurde beim Nachhausekommen von seinen sonst sehr anhänglichen Pfarrkindern insultirt. Ein anderer, welcher durch Segnen den Hagel abwendete, wurde von der Nachbargemeinde belästigt, weil er ihr angeblich den Hagel zugeschoben hatte. Wehe dem Messner, der bei heranziehendem Gewitter nicht mit den Glocken läutet; er bekäme bei der Ernte statt Geschenken Schläge [1]).

Wenn ein Gewitter aufsteigt, läuft in den apenninischen Marken der Messner zur Kirche und läutet mit der Glocke in eigenthümlicher Weise, was man suonare a acqua cativa nennt. Man spricht niemals von Hagel und Blitz direct, sondern nennt den ersteren Acqua cativa, den letzteren Porcheria. Gegen den Blitz wirft man Ofenschaufel und Zange gekreuzt auf die Tenne, oder man brennt Weihrauch, geweihtes Olivenöl und Osterwachs; als das beste Blitzamulet, welches sorgsam verborgen gehalten wird, gilt die Pfeilspitze aus Kiesel. Sie ist ein in die Erde gefahrener Blitz, welcher hundert Jahre gebraucht hat, um wieder an die Oberfläche zu kommen [2]). Gegen den Sturm hängt man im Modenesischen eines Kindes Windel oder die Kette des Herdes hinaus [3]).

Kohle, welche am Morgen des Sabato santo oder des dritten Februar, dem Tage des heiligen Biagio (Blasius), geweiht wurde, entfernt, wenn auf's Fenster oder die Strasse gestellt, Gewitter, Hagel und Blitz [4]). Auch das Glockengeläute vertreibt den Hagel.

In Manduria (Terra d'Otranto) wird bei grosser Dürre eine grosse Processione di penitenza unter Betheiligung sämmtlicher geistlicher Corporationen veranstaltet, wobei ein Bild des heiligen Petrus vom Flüsschen Bevagna nach Manduria getragen wird. Die Theilnehmer hängen sich grosse Steine und Kreuze an, tragen Dornenkronen auf dem Kopfe und andere Marterwerkzeuge. In den Händen halten sie grosse Zweige von Wachholder und Mastix, welche hoch emporgehalten werden. Während des ganzen fünf bis sechs Stunden dauernden Umganges werden Litaneien und andere Gebete hergesagt. Bei der Ankunft in Manduria wird ein vom Sindaco

---

1) Cit. in Holland Chrestien de Troye. K.

2) Bull. Soc. Anthr. 4. Sér. II, 305. Globus LXII, 223.

3) Bull, Soc. Anthr., 4 Serie, II, 305. Globus, LXII, 223.

4) Miss Dempster, Maritime Alps, 27.

1) Bastanzi, Superstizioni religiose nelle Prov. di Treviso e di Belluno. Archiv. Anthrop. 1887, 273 ff.

2) Cat. Pigorini Beri, Le superstizioni e i pregiudizii nelle Marche Apennine. Archivio Anthrop. Firenze 1890, 40 f.

3) Paolo Riccardi, Superstiz. del Popolo Modenese. Archivio Anthrop., Firenze 1890, 110.

4) Karusio, Pregiudici popolari Putignanesi. (Bari) Arch. Anthrop. 1847, 319.

unterfertigtes schriftliches Protokoll aufgenommen, in welchem die Stadt sich verpflichtet, das Bild nach acht Tagen dem Santuario di S. Pietro in Besagna unter gleichem Ceremoniell wieder zurückzustellen [1]).

Germanen.

Wir erhalten durch Grimm zwar die werthvollsten Aufschlüsse über die Elementarverehrung der alten Germanen, doch scheinen die Quellen nichts Näheres über altnordischen Wetterzauber zu berichten, wie klar auch dessen Existenz aus vielen gelegentlichen Aufzeichnungen in den sagas hervortritt. So lässt ein König, der einen Helden verfolgt, eine seidkona (Zauberin) holen, welche durch Erzeugung von Nebel und Unwetter dem Helden Schaden bringt. Ein Zauberer entzieht sich oder seinen Schützling den Nachforschungen, in dem er Regen, Schnee oder Nebel erzeugt.

Die katholische Kirche hat bekanntlich die Gebete um Gewährung von Regen in ihren Cultus aufgenommen. Nachdem noch Tertullian (III. Jahrh.) gegen die Regengebetfahrten geeifert hat, ordnete Papst Leo I. (440—460) dieselben an [2]). In den einzelnen Ländern wendet man sich an besonders populäre Heilige mit der Bitte um ihre specielle Vermittlung in Witterungsangelegenheiten [3]). Dagegen ist der gewerbsmässige Wetterzauber stets von der Kirche bekämpft worden, wie das durch Grimm beigebrachte Material beweist. Die Verordnungen der lex Visigoth. VI, 2, 3 richten sich, ebenso wie jene Karls d. Gr. (789) gegen die immissores tempestatum, die tempestarii. Dies scheint nicht viel genützt zu haben, denn man sieht aus dem Werke des Bischofs Agobard († 840): „contra insultam vulgi opinionem de grandine et tonitruis", dass die Wetterbeschwörer damals förmliche Abgaben einhoben, welche die Leute lieber entrichteten, als den Zehnten und die Almosen [4]). Die Fortdauer dieser Vorstellungen ersehen wir aus der „Sammlung der Decrete" von Burchard von Worms († 1024), in welchen öfters von den immissores tempestatum, sowie von einem am Rhein und in Posen geübten Regenzauber die Rede ist, welcher dem Umherziehen der Dodola und der πυρπηβοῦνα im Wesentlichen entspricht [5]). Dasselbe gilt auch vom baierischen Wasservogel [1]), vom Laubmann, Maikönig, Pfingst-Maibaum u. s. w.

Beim Wettermachen scheinen Lieder eine Hauptrolle gespielt zu haben. Saxo Grammaticus erwähnt eines Oddo, vir magicae doctus, ita ut absque carina altum pererrans hostilia saepe navigia concitatis carmine procellis evertet [2]). An anderer Stelle spricht Saxo von carminibus in nimbos solvere coelum [3]).

Weit spätere Zeugnisse berichten über die Verwendung von Krügen oder Wannen zu diesem Zwecke [4]), durch deren Ausgiessung Hagel, Donner, Regen und Wind erzeugt wurden. Nach deutschen Acten des XVI. und XVII. Jahrhunderts schlugen die Hexen mit Gerten so lange in das Wasser von Seen und Bächen, bis Nebel aufstiegen, welche sich dann zu schwarzen Wolken verdichteten; auf diesen Wolken fahren sie dann in die Höhe und lenken sie an die Aecker, wo sie schaden wollen [4]). Nach deutschem, keltischem und finnischem Volksglauben [5]) wird Sturm durch Steinwurf in den See oder in Brunnen und Erzürnung der Wassergeister erregt.

Grimm's Angaben über das Schiessen [6]) gegen die Wetterwolken in Kärnten und über die Verantwortung, welche der Volksglaube dem Pfarrer aufbürdet, wenn er dem Unwetter nicht gesteuert, werden durch die aus anderen Theilen der Alpen vorliegenden Thatsachen bestätigt. Sturm und Gewitter machen die Hexen. Man macht sie auch unschädlich, indem man ein Messer der Wolke entgegenschleudert [7]). Gegen die Gewitterhexen helfen geweihte Glocken [8]). Doch haben nicht alle Glocken die gleiche Kraft hiezu. In Baiern war ein allgemein gefürchteter Wettermacher der rothe Lochschuster bei Steingaden. Er soll gesagt haben: „Wenn nicht

[1]) Gigli, Superstizioni in Terra d'Otranto, 100—104.

[2]) Sepp, Rel. d. alt. Deutsch., 80.

[3]) Sepp, l. c., 80. Grimm, D. M., I, 144 ff.

[4]) Grimm, D. M., I, 530 ff.

[5]) Grimm, D. Myth., I, 493, III, 404. 11.

[1]) Grimm, l. c., I, 495, III, 169. — Mannhardt, Wald- und Feldcult, C. V.

[2]) Saxo grammat. 71, 17 nach Grimm, D. M., II, 1028.

[3]) Grimm, D. M., II, 909.

[4]) Grimm, D. M., II, 910. Dies erinnert an den Regenzauber der alten Griechen am Olymp.

[5]) Grimm, D. M., I, 496.

[6]) Grimm, D. M., II, 910 nach Sartori, R. d. Oesterr., II, 153.

[7]) Vonbun, Sagen Vorarlbergs, 153—56. Zingerle, Sitten d. Tiroler Volkes, 63.

[8]) Vonbun, l. c., 156. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 115 f. Vgl. Birlinger, Aus Schwaben, S. 77, wo der Auszug einer Capucinerpredigt (1707) steht: „Da die Hexen mit Hilfe des Teufels erschröckliche Ungewitter, Riffen, Hagel, gewaltige Regen erwecken, um die lieben Feldfrüchte zu vernichten", müssen geweihte Glocken und Gebete angewendet werden, damit des Teufels und der Hexen Bosheit zu Schanden werde.

die Glocken von Denkling murmelten und die Hunde[l]n von Kreuzberg und Unterhausen bellten, hätte ich den dritten Theil der Welt verdorben." Er wurde nach München weggeführt [1]).

Das Wetterläuten wurde in Tirol unter Kaiser Josef II. verboten, was beim Landvolke sehr schlechten Eindruck machte. Dieses Verbot besteht noch fort, wird jedoch nicht eingehalten.

Wenn ein Gewitter kommt, zündet man ein Stück von dem am Palmsonntage geweihten Oelzweige an oder man verbrennt drei Palmkätzchen (Alpach) [2]). Men legt auch zwei Brotläden kreuzweise auf den Weg (Zingerle). Wenn es donnert, schreien die Leute immer: Heiliges Kreuz und Wettersegen (Ranggen, Zingerle, l. c., 116, 118). Bei Hagelwetter verbrennt man Hagelkörner oder schlägt sie in den Boden hinein; was man den Hagelkörnern anthut, trifft die Wetterhexe, sie mag noch so entfernt sein [3]).

Wenn der Wind recht stürmisch weht, warf man ihm einen Löffel voll Mehl entgegen [4]). Man vergleiche damit Grimm: Ueber das Füttern des Windes in Oesterreich und Böhmen [5]).

Bei Hagel wurden früher (in Alpach) Sensen, Sicheln, Messer vor die Hausthüre geworfen, damit Schlossen darauf fielen und die Hexen mittelbar verletzt wurden [6]).

Die Sitte des Wettermachens findet sich in Djuisland, Sams, Sejerö, Nexelö und in der Kallundborggegend. Die Weiber in den Dörfern machen in der Regel im Februar „Wetter", die Männer im März — all' dies in einer bestimmten, seit undenklichen Zeiten feststehenden Ordnung. An vielen Orten geht es nach der Matrikelnummer, so dass der Pastor und die Pastorin den ersten Tag — jedes in seinem Monate — haben; danach folgen die übrigen Einwohner. Können die Männer nicht die Tage des Monates füllen, so geht die Reihe noch einmal um und beginnt mit den Gesellen, so dass z. B. der Grossgeselle am Vormittage Wetter macht, der Lehrjunge am Nachmittage desselben Tages; ebenso die Köchin und die Küchenmagd. Man sagt auf Sejerö, dass der Betreffende „seinen Tag hat"; der Februar heisst der „Hausfrauen-Monat". Die Reihe beginnt im Pfarrorte; die auf Parcellenhöfen Sitzenden behalten ihren Platz nach ihrer alten Wohnstätte im Dorfe; dann folgt erst eine andere Ortschaft. Die letzte Frau in Krogstrup kann nur jedes vierte Jahr einen Tag bekommen; in Mastrup haben die Frauen nie einen Tag.

Will ein Samsing zu Land oder Wasser reisen, erkundigt er sich, wen das Wettermachen trifft, und ist sehr besorgt, wenn dies eine als böse bekannte Frau ist. Viel bessere Hoffnung hat man, wenn es auf eine sanfte Frau trifft. Kommt ein schöner Tag, so rühmt man die Urheberin, der die Nachbarinnen Kuchen, Wurst oder Kaffee als Dank für das Wetter hinübertragen.

„Was nur dem Hans Lund passirt sein muss, dass wir solchen Sturm haben!" Die Nachbarn verhöhnen ihn dann, bringen ihm einen Stein auf einem Teller, hängen ihm Werg an den Zaun oder stecken einen Besen mit Werg vor die Fenster, setzen die Betreffenden in's Hühnerhaus oder in's Storchennest, aus welcher Lage sie sich durch eine kleine Bewirthung auszulösen haben [1]).

In Westfalen (in den Kreisen Iserlohn, Altena, Hagen) sind die Weiber in allen Hausstellen Wetterregentinnen [2]).

In Schweden reibt man, wenn beim Segeln der Wind „abflaut", den Mast mit einer Kupfermünze und spricht dabei: „Blas, Karin, blas!", worauf die Münze über Bord geworfen wird. Frl. Mestorf, dem ich die Mittheilung dieser Thatsache verdanke, ist geneigt, die Bezeichnung Karin auf Kâri, den Sohn Forniotrs, zu beziehen, der über die Winde herrscht [3]). In Kiel theilte ein alter Schiffer Frl. Mestorf mit, dass man früher den Mast mit der Hand strich, um Wind zu machen. Derselbe kannte einen Capitän, welcher die See abweisen konnte; wenn die Wogen sich überstürzten und über das Fahrzeug sich zu wälzen drohten, winkte er ab und sie zogen sich zurück. Die Nordseeschiffer werfen auch alte Besen über Bord nach der Richtung, aus welcher sie Wind wünschen [4]). An der Ostsee werden dieselben zu gleichem Zwecke verbrannt [5]). Nach dem Glauben der Schiffer auf der Isar und der Donau, auch vieler

[1]) Sepp, Altbaierischer Sagenschatz, 439.

[2]) Zingerle, l. c., 115.

[3]) Zingerle, l. c., 115.

[4]) Aus dem Stubaithal, Zingerle, l. c., 116.

[5]) Grimm, D. Myth., III, 179, 181. Auch im übrigen Deutschland werden Wind und Hagel als gefrässig betrachtet. Ueber das Füttern des Hagels, Wolf, Beitr. z. Myth., II, 362.

[6]) Zingerle, l. c., 61.

[1]) H. F. Feilberg, „Dänisches Bauernleben".

[2]) A. Kuhn, Sagen u. s. w. aus Westfalen, III, 91.

[3]) Handschr. Mitth. von Frl. Mestorf. Vgl. Grimm, D. Myth., I, 525.

[4]) Streckerian, Aberglaube aus Oldenburg, I, 106, citirt im „Globus", LXIV, 216.

[5]) Vgl. Andree im „Globus", LXIV, 216.

Meerfahrer (Griechen) kann Wind durch Pfeifen erregt werden [1]). Ueber den Donnerstein enthält Grimm's Mythologie interessante Angaben.

Bezüglich des Receptes zur Erzeugung von Gewittern, welches die Schongauer Hexen anwenden, verweise ich auf die einschlägige Literatur [2]). Auch in Baiern sind manche Pfarrer besonders kundig in Bekämpfung der Wetterhexen.

Ein (auf dem Altare nach der Messe geweihter) Benedictuspfennig ist gut „vor die Früchten, dass der von den Hexen gemachte Schauer oder Hagel nicht schade" [3]).

Slaven.

Bei den Polen von Galizien gibt es ausser den znachory (Wissenden, Wahrsagern) und den kugelfesten charaktarniki, auch planatniki, welche Hagelwetter und Regengüsse beherrschen und dieselben willkürlich heraufziehen können, dagegen vor dem Klange der Kirchenglocken und vor den eingesegneten Palmen zurückschrecken [4]).

Bei den Ruthenen ist der Hagel (hrad, tucza) das Werk des Teufels; man kann ihn ebenso bannen wie den Teufel selbst. Ein solcher Hagelbeschwörer heisst hradowyj; er bezieht manchmal förmliche Abgaben an Getreide. Noch jetzt leben solche. Sobald die Hagelwolke naht, begibt sich der hradowyj auf das Feld, entkleidet sich daselbst ganz oder bis auf's Hemd; sodann nimmt er in die eine Hand den Hut, in die andere Hand eine alte Sense und spricht eine geheimnissvolle alte Zauberformel, mittelst derer der Hagel auf den Weg, Fluss, Wald oder auf den Acker des Feindes abgelenkt wird.

Um Hagel und Sturm unschädlich zu machen, vergräbt man an den vier Seiten eines Ackerfeldes geweihtes Osterbrot. In einigen Ortschaften hat man dazu eigens geweihte Glocken. Auch zündet man Kerzen an, welche am Jordanflusse geweiht wurden; man verbrennt am Palmsonntag geweihte Weidenkätzchen oder wirft eine Schaufel und einen Besen kreuzweise vor die Thüre [5]). Dieses letztere ist nach mündlicher Mittheilung des Dr. Kaindl auch bei den Ruthenen und Rumänen der Bukowina gebräuchlich.

Der polnische Volksglaube kennt ebenso wie der deutsche das Messerwerfen in den Wirbelwind [1]).

Nach dem Volksglauben der Huzulen verursachen die Teufel, Vampyre oder Hexen den Hagel, welchen sie von der Czorna hora holen. Derselbe kann durch Weihwasser vertrieben werden, welches man von einer Anhöhe aus nach der Richtung des nahenden Wetters spritzt. Aber auch durch andere Mittel, wie z. B. mittelst eines Zauberstabes, den man sich verschafft, indem man einen mit einer Schlange kämpfenden Frosch durch Vertreibung der Schlange rettet. Auch eine Sense, ein Beil genügen hiezu. In der Weihnacht wird der Hagel auf freiem Felde von dem ganz ausgekleideten Zauberer für das ganze darauf folgende Jahr beschworen. Frauen schwenken dabei nur die Rockschürze über den Kopf und bitten den Hagel zu einem darauf folgenden Mahle zu Gast. Doch sollen die letzteren bei wirklich eintretendem Hagelwetter auch ganz nackt ihre Beschwörungen vornehmen und dabei wohl auch am Palmsonntage geweihte Weidenzweige, einen Besen, Schürhaken oder eine Ofenschaufel in der einen, in der anderen Hand ein mit der Schärfe nach oben gekehrtes Beil halten. Hilft Alles nichts, so zeigt der Zauberer in gebückter Stellung dem Hagel den Hintertheil, was ein unfehlbares Mittel sein soll [2]). Geweihtes Basilicumkraut, Glockengeläute helfen gegen Gewitter, zu deren Vertreibung man auch ein Horn oder einen Wolllappen in's Feuer wirft [3]). Der Donnergott ist der heilige Elias, der mit dem Teufel kämpft und diesen mit dem Blitze zu tödten sucht. Am Feste dieses Heiligen darf nicht gearbeitet werden [4]).

Um Regen herbeizuführen, wirft man auf dem Friedhofe ein Kreuz um, oder man hängt eine Maulwurfsgrille an einem Faden in die Luft, oder man wirft einen Mohnkopf in einen Brunnen oder eine Quelle. Auch wenn man Gras mit der Hand rauft, wird es regnen. Heftige Regengüsse treten ein, wenn ein Mensch ertrinkt [5]).

Anlässlich der schrecklichen Dürre in Süd-Russland während des Frühjahres und der ersten Sommermonate 1892 haben die Kleinrussen Gebräuche aufleben lassen, welche an Nestors' Erzählungen und

---

[1]) Szuiski, Polen und Ruthenen, 56.

[2]) Kaindl, Ruthenen, II, 37 f. Hexen fahren auf diesen Werkzeugen zu ihren auf hohen Bergen gelegenen Versammlungsorten. — Kaindl, Huzulen, 90.

[3]) Sepp, Altbair. Sagenschatz, 469.

[4]) Dr. Höfler, Volksmedicin und Aberglaube in Oberbaiern, Gegenwart und Vergangenheit, 24.

[5]) A. Birlinger, Aus Schwaben, nach Auszügen aus der Apotheca ecclesiastica Wiblingensis. — Vgl. auch. ib. 123 über die Verbreitung des Hexenglaubens im katholischen, besonders aber im protestantischen Schwarzwald.

[1]) Grimm, D. Myth., I, 526. Anm.

[2]) Kaindl, Huzulen, 90 f.

[3]) Kaindl, Huzulen, 99.

[4]) Kaindl, Huzulen, 79.

[5]) Kaindl, Huzulen, 99.

die gegen solche Praxis gerichteten Bestimmungen des Stoglas (1551) erinnern. So begoss nach einem Correspondenten aus Jampoli des „Odesskij Listok" die Bevölkerung eines grossen Dorfes nach dem allgemeinen Gebete in der Kirche den Geistlichen im Ornate mit Wasser, nachdem sie ihn vorher auf die Erde geworfen hatte. Keine Stelle seiner Kleidung blieb trocken, so dass der Geistliche eine Klage an die Behörde einreichte. Im Dorfe Srinokrivca war im Frühjahre ein Greis gestorben, der beim Volke als Opyr (Vampyr mit einem Schweife) bekannt war. Man grub dessen Leichnam aus, begoss ihn mit Wasser und vergrub ihn dann.

Am 25. Juni baten die Bewohner einiger Dörfer die Obrigkeit um die Erlaubniss, einen lebendigen Krebs vergraben zu dürfen, da dann Regen kommen müsse. Diese Erlaubniss wurde ertheilt, worauf dann der Krebs lebend in die Erde vergraben wurde.

Am Tage des Ivan Kupalo (Johannes des Täufers) badeten die Weiber in grossen Gruppen im Flusse, ohne die Kleider abzulegen, um Regen hervorzurufen. Beim Baden begossen sie den Kupalo, den sie aus Zweigen und Grün angefertigt hatten. Ueber andere Anklänge an die „Dodola" bei Kleinrussen und einem Theile der Weissrussen vgl. Bezsonov Bêlorussmia bêsni, 25—27, 45 [1]).

Ueber den Wetterzauber der Slovenen und die demselben zu Grunde liegenden Vorstellungen hat Dr. Jos. Pajek äusserst interessantes Material beigebracht [2]), dessen Verwerthung mir durch die gütige Unterstützung des Herrn Dr. Murko möglich wurde.

Es ist leicht Hagel zu machen; wer ihn zum Zeitvertreib macht, muss Acht geben, dass er ihm nicht aus dem Zimmer kommt, denn sonst hagelt es in neun Pfarren. Hagel können die Studenten der schwarzen Schule, Priester und Zauberinnen machen.

Die Studenten der schwarzen Schule sind die ärgsten Zauberer. Als es im Jahre 1882 in Kleinsonntag und in den Nachbarpfarren (von Luttenberg und Friedau) fürchterlich hagelte, behaupteten die dortigen Einwohner fest, dass ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm in die Höhe gebracht und dass dieser Sturm und Hagel hervorgerufen habe.

Wo ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm reitet, fällt Hagel und wüthet ein so schrecklicher Sturm, dass er alte Eichen in der Mitte bricht oder sie mit den Wurzeln ausreisst und die Häuser niederreisst. Der Student treibt den Lindwurm dorthin, wo er auf seinem Wege zu ihm keine Nahrung und kein Nachtlager bekam; die Studenten der schwarzen Schule muss man daher immer gut aufnehmen. Die Leute erzählen, dass bei einem jeden Sturm ein Student den Lindwurm reite, und Manche glauben wirklich, dass sie seinen Schwanz oder Fuss gesehen haben (aus Razlag's „Zora" 1852, 98).

Als im Jahre 1882 ein fürchterliches Ungewitter von Kleinsonntag bis Friedau Alles vernichtete, erzählten die Leute, dass ein Student der schwarzen Schule den Lindwurm geritten habe. Diese ihre Ueberzeugung war um so lebhafter, als sie auf dem Wege nicht weit vom Pfarrhofe in einer Pfütze, tief im Koth, ein schwarzes, lateinisches Buch mit rothem Schnitt fanden, das dem Studenten beim Durchreiten aus der Hand gefallen sei. Der Pfarrer erkannte sofort sein Buch, das er auf dem Fenster vergessen und das ihm der Sturm davongetragen hatte. Aber gerade das wollte man nicht glauben, weil die Pfarrer mit den Studenten der schwarzen Schule in Verbindung stehen und sie deshalb nicht verrathen wollen.

Dunklen Wolken darf man nicht sagen, dass sie schwarz sind, denn sonst würde die Wolke sagen, dass der Mensch schwarz, sie aber dunkel sei. Den Wolken und dem Ungewitter läutet man. Vor einem Ungewitter schiesst man mit geweihtem Pulver, um die Wolken auseinanderzutreiben. Auch sprengt man mit geweihtem Wasser um das Haus herum und legt (am Palmsonntag) geweihtes Holz auf's Feuer, damit das Ungewitter (der Blitz) keine Kraft habe.

Um Regen bitten die Hirten also: sie wählen ein Mädchen und binden ihr auf die Zehe Beifuss (Artemisia). Dann treiben sie es zu einem Bache und besprengen es unbarmherzig mit den Rufen: gib uns Regen, gib uns Regen, oj dodo, dodo le! (Stainztal, Trstenjak in den „Novice" 1857, 71.)

Wenn die Dürre lange anhält, muss man den Pflug oder den Wagen in's Wasser ziehen und die Dürre hört auf (Pavlovci bei Friedau). Derselbe Erfolg wird erzielt, wenn ein unschuldiges Mädchen in einem Korb Feuer macht und ihn die Mur hinunter lässt, was man nennt „auf der Mur heizen". (Hubad in Šuman's „Slovenen" 103).

Wenn Jemand eine Sichel in's Zimmer bringt, so wird Regen die Schnitterinnen vom Felde vertreiben. Wenn die Bewohner des Bachergebirges Regen haben

[1]) Dr. Murko in Jagić Arch. f. slav. Phil. 1859, 640.

[2]) Dr. J. Pajek, Čztice iz duševnega žitka štajerskih Slovencev (Skizzen aus dem geistigen Leben der steierischen Slovenen) 1884.

wollen, glauben sie denselben damit zu erreichen, dass sie einen Kater in den Rifnitzer See werfen.

Am Johannistage suchen die Burschen (beim Johannisfeuer) ein Mädchen mit Wasser zu begiessen.

Wenn Mondesfinsterniss eintritt, muss man die Brunnen zudecken, weil Gift vom Himmel fällt.

Damit es nicht in ein Gebäude einschlägt, ist das beste Mittel ein Schwalbennest, das sich in demselben befindet.

Unter eine Weissbuche floh man, wenn es donnerte; denn in dieselbe schlägt es nicht ein, weil die Jungfrau Maria unter ihr geruht hat (Trstenjak, in den „Novice" 1858, Nr. 20). Einen Hirschkäfer durfte man nicht in's Haus bringen, weil es dort gerne einschlägt, wo ein solcher Käfer eingesperrt ist (Trstenjak, im „Glasnik" 1862, 24). Wenn der Blitz einschlägt, muss man mit Milch löschen; Wasser facht das Feuer noch mehr an.

Vor dem Einschlagen des Blitzes beschützen auch Knochen des zu Ostern geweihten Fleisches.

In die Moosbeere schlägt der Blitz nicht ein.

Am Tage der Bekehrung des heiligen Paulus (25. Jänner) laufen Kinder und Erwachsene auf einen Hügel und schreien: „Fliehe, Paul! fliehe, damit Dich der Nebel nicht kriegt." Soweit diese Stimme hörbar ist, wird der Nebel das Getreide nicht „austrinken". Wenn es Vormittags nebelig ist, so wird der Roggen ausgetrunken werden, wenn am Nachmittag, der Weizen, wenn aber den ganzen Tag, beide Getreidearten.

Am Stefanitage giesst man geweihtes Wasser in Quellen, damit sie nicht eintrocknen, und besprengt Felder, damit sie mehr Früchte tragen.

Wenn ein Gewitter naht und es zu donnern beginnt, so macht man am Herde Feuer aus dem am Palmsonntag geweihten Holz; wo man das hat, dort schadet das Gewitter nicht.

Wenn es zu hageln beginnt, muss man Küchengabeln kreuzweise vor die Schwelle legen. Den ersten Hagel, der niederfällt, muss man in den Ofen werfen, dann hört es auf zu hageln (Murfeld). Die Geistlichen können den Hagel von ihrer Pfarre abwehren und die Wolken in eine andere treiben, wenn sie nur die betreffenden Gebete verrichten wollen. Manchmal geben es aber die Geistlichen doch lieber zu, dass der Hagel Alles zusammenschlägt, also auch ihnen, damit die Leute nicht zu übermüthig werden. Als es vor etwa 24 Jahren in Stranice fürchterlich gehagelt hatte, vergriffen sich die Bauern an dem Pfarrer, der sich ihrer mit Mühe erwehrte.

Die Zauberinnen brauchen zum Hagelmachen Flachsabfälle, deshalb will man vor dem 15. August nicht Flachs brechen.

Der von Dr. J. Pajek und Prof. Trstenjak beschriebene Brauch, ein Mädchen mit Wasser zu begiessen, deckt sich vollständig in allen Einzelnheiten mit jenem von Burchardt von Worms aus dem XI. Jahrhundert vom Rhein beschriebenen, welcher bereits von Grimm [1]) mit der Dodola identificirt wurde. In der neuen Ausgabe von Vuk's Wörterbuch heisst der Tanz und das Regenlied prporysche und der Chorführer dabei prpatz [2]). In Dalmatien fungirt ein junger, unverheirateter Mann, in Bulgarien ein Mädchen, welches Djuldjul (dodola, nackt) oder Feperuga [3]) heisst.

Nach Mittheilung des Herrn Custos Szombathy fanden sich noch vor wenigen Jahren in den meisten südslavischen Bauernhäusern Steinmeissel als Schutzmittel gegen den Blitz unter dem Dache aufbewahrt.

In der tschechischen Ausstellung in Zbraslau, (1893) sowie in der Theater- und Musikausstellung in Wien (1892) waren Schneckentrompeten aus Böhmen ausgestellt, welche zum Wetterbeschwören dienten [4]). Herr Franz Racek berichtet hierüber, wie folgt [5]): „In Kučeř, Bezirk Milevsko, wird seit undenklichen Zeiten ‚gegen die Wolken' geblasen. Der Gemeindewächter trägt das genannte Instrument stets bei sich, um, falls ein Gewitter droht, gleich eingreifen zu können. Es ist ein grosser Fusus medius, an dessen Spitze ein Mundstück, wie es die gewöhnlichen Hörner besitzen, eingesetzt ist. Dessen Ton ist tief und weit hörbar. Der Trompeter bläst damit die Wolke an, unbekümmert, ob um ihn Blitze einschlagen und er bis auf die Haut durchnässt wird. Die Schwierigkeit besteht in der Wahl des richtigen Augenblickes für den Beginn des Blasens, damit nicht der wohlthätige Regen vertrieben und andererseits der Hagel abgehalten wird. Im Frühjahre, vor dem Gebrauche, wird das Horn mit geweihtem Wasser ausgewaschen und mit geweihtem Salze ausgewischt. Die Function des Blasens dauert bis zur Erntezeit. Der Hüter erhält dafür von jedem Landwirthe eine Garbe Weizen."

---

[1]) Grimm, D. Myth., I, 493.

[2]) Grimm, D. Myth., III, 169.

[3]) Mannhardt, Baumcultus, 329.

[4]) Věstnik národopisné výstavy českoslovanske v Praze, 1. Jahrg. Nr. 3.

[5]) Český lid, III, 31. Vgl. übrigens auch Woldřich, Mitth. d. Anthr. Ges., Wien, X, 280.

Bei den Wenden wurden die Zauberer unter der Benennung „Doctoren“ zusammengefasst. Sie verfügen über das sechste und siebente Buch Mosis mit seinen Zaubersprüchen. Einer derselben nahm, als bei der Heuernte eine schwarze Gewitterwolke aus Mitternacht drohte, ein Baumstück, stach es in die Kizina (die Ecke, welche die vorstehenden Balkenenden des Blockhauses bilden) und drehte nach Mitternacht. Dabei sprach er furchtbare Flüche aus. Darauf ging die Wolke nach Mitternacht. Ein anderes Mal ging derselbe Zauberer der Wolke entgegen, zog mit der Hand Kreuze durch die Luft nach der Wolke hin, und wies der Wolke mit der Hand den Weg, worauf die Wolke umkehrte und fortzog [1]).

Prof. R. Reichel hat aus einer Handschrift des steierischen Landesarchivs die Bekenntnisse von sechs Hexen [2]) veröffentlicht, welche in einem 1546 zu Marburg durchgeführten Hexenprocesse verurtheilt worden sind. Wir haben es hier offenbar mit einem Gemische von deutschem und slavischem Volksglauben zu thun. Ich entnehme hieraus Einiges, welches sich auf den Wetterzauber bezieht. So gesteht die Hexe Margarethe Schamperl: wenn sie ein Wetter habe machen wollen, hätte sie bei einem Wasser neun Steine genommen und dieselben wohl geputzt. „Welchem End“ sie dieselben in's Wasser geworfen, dahin sei „zur Stund“ der Schauer gegangen. Die Hexen Rosenkranzin und Latschenbergerin haben vor St. Bartholomä im Jahre 1545, als das Getreide zeitig geworden, auf einer „Botting“ in einer Bachmulde gebadet. Dasselbe Badewasser haben sie aus Barmherzigkeit auf eine „Tratte“ geschüttet; hätten sie es aber auf Steine gegossen, so hätte der Schauer Alles in den Grund geschlagen. Sie haben altes Getreide auf einer „Stadelreiter“ gereitert und darunter haben sie getanzt. Dann hat jede ihren Theil Getreide mit sich genommen und sie haben solches in die Nebel und Wolken schicken wollen. Alle Felder, die aus solchen Wolken besprengt, würden keine Früchte tragen. Sie haben das an ihrem eigenen Acker versucht. Sie wollten Hagel erzeugt haben durch Besprechen eines Baches, durch Schlagen und Besprechung eines Lakens (wohl einer Lacke?) an einer Wegscheide, auch durch Verwendung von Splittern aus Crucifixen. Regenlosigkeit erzielten sie, indem sie den Geist „Casperl“ mit Frauenhaaren an der „Gupf“ einer Buche festbanden. Derselbe wurde durch einen Bauern befreit, worauf es gleich regnete. Wind und Wolken vertrieben sie mittelst eines nach den vier Weltgegenden geblasenen weissen Pulvers (Wind füttern). Als die Hexe Latschenbergerin einst Hadern in einer Wasserlacke wusch und Wasser daraus schöpfte, fing das Wasser an zu sieden und sogleich zog ein Schauer und Regenwetter auf. Sie lief heim und schnitt mit einem Messer kreuzweise gegen die Wolken, indem sie ihnen drohte, worauf sogleich das Wetter aufhörte. Weinreben, die im Treiben waren, haben sie genommen und den Geistern übergeben, worauf die Weingärten erfroren u. s. w.

[1]) Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche im Spreewald, 199.

[2]) Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark, Heft 27, 122—129.

Zigeuner.

Die Zigeuner [1]) sind gesuchte Wettermacher, denen die rumänische und serbische Landbevölkerung Siebenbürgens und Ungarns viel Vertrauen schenkt. Sie haben eine „glückliche Hand“. Gegen Hagelschaden mischen sie gestossene Eierschalen in die Aussaat. Diese letzteren werden auch in die Erde vergraben, um lange andauernden Regen zu vertreiben. Bei anhaltender Dürre vergräbt der Zigeuner an die vier Ecken des Feldes einen Frosch und schlägt darauf sein Wasser ab. Gegen die Frühlingsfröste lässt man einen Zigeuner in der ersten Nacht nach der Aussaat nackt über das Feld laufen. Gegen den Blitz pflanzen sie das Donnerkraut auf die Hausdächer. Die serbischen Zigeunerinnen winden aus neunerlei Kräutern, worunter die Brennessel, einen Kranz und werfen ihn über das Dach ihrer Hütte. (Wo viele Brennesseln wachsen, ist ein geheimer Eingang zu den Erdgeistern.) Ausser Brennesseln werden auch Stechapfelsamen und Tannenzweige in den Grund der Hütte gegen den Blitz eingegraben. Auch Eier einer schwarzen Henne u. s. w., ferner kreuzförmige Mauerziegel mit verschiedenen Emblemen. Diese letzteren sowie Holztäfelchen mit Figuren dienen gegen den Blitz und das dadurch verursachte Feuer.

Feuer wird nach zigeunerischem Volksglauben auch durch verschiedene Vögel, besonders den Specht, sowie durch das Wiesel, im Auftrage böser Geister gelegt. Ebenso durch Hexen. Die Zigeuner haben dagegen eine Menge von Schutzmitteln, löschen das Feuer durch Hineinwerfen der oben erwähnten Holztäfelchen und durch Besprechung des Feuers (Feuersegen).

[1]) Wlislocki, A. d. inneren Leben d. Zigeuner, 159—179.

Ugrofinnen.

Dass sämmtliche Glieder der Ugrofinnen den Schamanismus und die Zauberei in eifrigster Weise ausgebildet haben, ist eine wohlbekannte Thatsache. Nordische Fürsten und Fürstinnen treten als Schüler der Finnen auf. Fürchteten doch die Russen ganz gewaltig die finnischen im ganzen Norden bekannten Zauberer und befassten sich viele russische Geistliche unter Anleitung der Finnen mit dem Zaubergewerbe, welches im Allgemeinen das russische Christenthum sehr stark beeinflusst hat [1]). Nach der Ansicht competenter Gelehrter fehlt im finnischen Epos und in der finnischen Poesie überhaupt der historische Begriff; der finnische Held ist nicht sowohl Krieger als Zauberer [2]); der nationale Antagonismus zwischen Finnen und Lappen drückt sich in dem Wettstreit der beiderseitigen Zauberer aus [3]). Derselbe beruht aber auf einem Gegensatze zwischen verschiedenen Entwicklungsstufen der Zauberei. Die Vertiefung der finnischen Zauberei unter Berührung mit der europäischen Civilisation [4]) tritt am deutlichsten in der Macht hervor, welche der Kenntniss vom „tiefen Ursprung der Dinge" zugeschrieben wurde. Der finnische Loitsija (Zauberer) ist ganz wesentlich ein Tietäjä, ein Weiser [5]). Aus dem einfachen Zauberspruche (sana) wird auf höherer Stufe das Zauberlied (laulu) [6]). Die Macht der Runen lässt die Wirkungen der Zaubertrommel gänzlich in den Hintergrund treten [7]).

Als Beispiel für jene höhere Form des Zauberliedes lasse ich die Anrufung des Windes durch Wainämöinen folgen, welcher Ilmarinen zur Anfertigung des Sampo nach dem Nordland entsendet [8]):

Rasch begann da Wainämöinen
Und mit voller Kraft zu singen,
Sang, dass starker Sturmwind brauste,
Wild der Wind die Luft bewegte,
Redet Worte solcher Weise,
Liess auf diese Art sich hören:
„Nimm, o Wind, ihn in dein Fahrzeug,
Trage ihn mit deinem Boote
Rasch davon, dass er gelange
Nach dem nimmerhellen Nordland."

Es scheint jedoch, wie so häufig, die primitivere Form in der Werthschätzung der Menge begünstigt gewesen zu sein. Denn die „zauberischen und mageren" Lappen gelten im ganzen Mittelalter unbestritten als die ersten Meister der Zauberkunst, welche von fremden Potentaten um Rath angegangen werden [1]). Noch im Jahre 1584 liess der durch Erscheinen eines Kometen geängstigte Johann IV. der Grausame sechzig Zauberer aus Russland und Lappland nach Moskau kommen, um sich über die Bedeutung dieses Phänomens mit ihnen zu berathen [2]). Besonders berühmt sind ihre Wettermacher, welche nach Belieben Wind, Donner und Blitz hervorrufen. Nach schwedischem Volksglauben braucht der Lappe nur seinen Handschuh in die Höhe zu werfen, um Unwetter zu machen. Schneit es stark, so heisst es, es schneie Lappenhandschuhe [3]).

Die von Grimm auf Grönland bezogenen Nachrichten über die windverkaufenden Einwohner Vinlands waren im späteren Mittelalter jedenfalls auf die Finnen im Allgemeinen angewendet [4]). Uebrigens soll die Bezeichnung Fenni, Finnen, von Lateinern und Skandinaven zuerst für die Lappen gebraucht worden sein [5]). Nach Mittheilung von Frl. Mestorf spricht man noch heutzutage von Lappen, welche Riemen mit Windknoten besitzen. Löst man deren zu viele, so gibt es Sturm. Ein Anklang an diese Vorstellung findet sich noch heute bei den Esten, und zwar bei den von den Festlands-Esten als Zauberer besonders gefürchteten Insel-Esten auf Oesel [6]).

Die Esten haben ein ganzes Heer von bösen Geistern, ohne bestimmte Namen für die einzelnen. Wenn es donnert, verfolgt Thor die bösen Geister, welche verschiedene Gestalten annehmen, namentlich die eines kleinen schwarzen Thieres oder eines schwarzen Garnknauls. Wenn es donnert, suchen sie sich beim Menschen zu verbergen. Ein Weib hatte, um bequemer gehen zu können, die Schürze aufgehoben. Plötzlich fing es an zu donnern und zu blitzen. Sie liess die Schürze herunter und es fiel ein schwarzer Knaul heraus, der sofort vom Blitze getroffen wurde [7]).

---

1) Victor Frank, Russisches Christenthum, 222 ff.
2) Comparetti, Der Kalewala. D. Ausg., 210 ff.
3) Comparetti, l. c., 225.
4) Comparetti, l. c., 250.
5) Comparetti, l. c., 206.
6) Comparetti, l. c., 241.
7) Comparetti, l. c., 252 ff.
8) Kalewala, D. v. A. Schiefner, Rune, X, 160—168.

1) Keane, The Lapps J. Anthr. Inst. Lond., XV, 231.
2) Frank, Russisches Christenthum, 227.
3) Handschr. Mitth. von Frl. Mestorf in Kiel.
4) Grimm, D. Myth., I, 532.
5) Comparetti, Kalewala, 39.
6) Wiedemann, Aus dem inneren und äusseren Leben der Esten, 388.
7) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., III, 22 f. Vgl. wegen weiterer Einzelnheiten Wiedemann, l. c., 457.

Sie befestigen auch Sensen mit aufgerichteter Schneide über ihren Hausthüren, damit die vor dem Donnergott fliehenden Dämonen, wenn sie etwa in den Häusern Schutz suchen wollten, sich die Füsse zerschneiden [1]).

Die Winde werden von den Esten gewöhnlich als persönliche Wesen aufgefasst, und zwar sind die schädlichen Winde böse Geister. Der Tulispä (Wirbelwind) ist die auf Raub ausgehende Seele eines alten Weibes, welche während ihrer Expedition den Körper in todesähnlichem Zustande zurücklässt. Dreht man den Körper während dieses Zustandes um, so kann die Seele bei ihrer Zurückkunft nicht hinein, bis dessen frühere Lage hergestellt ist. Wenn der Wirbelwind die Kornschober auseinander streut, muss man ihm rasch den Hintern zeigen (Mon). Man wirft auch zwischen den Beinen hindurch ein scharfes Werkzeug oder sticht mit der Gabel nach ihm [2]).

Noch in neuester Zeit haben Seefahrer Schlangen mit sich genommen als Schutz gegen Unfälle und zur Herbeiführung günstigen Windes. Auch sonst wird nach der Seite, von welcher man den Wind wünscht, eine Schlangenhaut aufgehängt, oder man schlägt ein Beil in die Wand, oder man pfeift [3]).

Die Esten verehrten Quellgötter, welche Krankheiten heilen sollten und auch das Wetter beeinflussten. Nach einem Berichte aus dem XVI. Jahrhundert ward der Bach Wöhanda im Süden des Dorpater Kreises sorgsam rein gehalten und wegen der kommenden Witterung befragt. Man brachte ihm Opfer von schwarzen Rindern, ja im äussersten Falle von Kindern dar. Unfruchtbare Witterung wurde einmal der Errichtung einer Mühle an demselben zugeschrieben. Wird etwas in den Bach oder in den von ihm durchströmten See Ilmjärw (Wettersee) geworfen, so entsteht Unwetter [4]).

Die nachfolgenden Angaben über das Zauberwesen der Esten beleuchten hell den aus der früheren Entwicklung bei den finnischen Völkern zurückgebliebenen Rest. Es gibt bei den Esten: sõla-targad (Salzweise), sõna-targad (Wortweise), pobi-sejad (Murmler), tüle-targad (Windweise), mana-targad (welche mit dem Todtengott verkehren), kiwi-targad (Steinweise) [1]).

Ueber das Hervorbringen von Wind und Regen durch drei Steine vgl. Grimm [2]). Will man bei starker Kälte das Wetter milder machen, bringt man drei kleine, heisse Steine auf die Spitze einer Schneetribt und nennt dies pakase munna poletama (die Hoden der Kälte verbrennen [3]).

Die südlichen Esten glauben, dass in der Universitätsbibliothek zu Dorpat noch ein sechstes und siebentes Buch Moses aufbewahrt wird, das man den Leuten nicht in die Hände gebe. Darin sollen Zaubersprüche aller Art enthalten sein, zum Besprechen der Rose, der Winde und des Feuers u. s. w. [4]).

Bei grosser Dürre wurde Bier dreimal um das Opferfeuer des Donnergottes kõu (Gewitter) getragen und dann in die Flammen mit der Bitte gegossen, der Donnergott möge doch endlich regnen lassen [5]). Später scheint das Bier einfach getrunken und etwas davon in die Höhe geworfen worden zu sein [6]).

Die Gewittergeschosse (pikse-nõled) haben heilende Kräfte. Man darf sie jedoch erst sieben Jahre, nachdem der Blitz eingeschlagen, wegnehmen [7]).

Wenn es hagelt, so muss man Brotschaufeln, Ofenbesen und Ofenkrücke auf die Nordseite des Daches oder auf einen Zaun legen, oder einen eisernen Kochtopf umgekehrt auf den Rasen hinausstellen; dann zieht der Hagel weg ohne grossen Schaden anzurichten [8]).

Den Sturmwind verfolgen die Esten schreiend und werfen ihm Erdschollen, Steine oder was ihnen sonst in die Hand kommt, entgegen [9]).

Nach magyarischem Volksglauben machen die Hexen Hagel und Sturm durch Ausspritzen von Wasser, Werfen von Stein und Erde, Kräuterkochen. Dürre wurde durch Eingraben des Kopfes eines dreizehnjährigen Raizenkindes hervorgebracht. Die Hexen sammeln am Georgstage den Thau von den Feldern,

---

[1]) Abergläubische Gebräuche der Esten.

[2]) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., III, 53 f. — Wiedemann, l. c., 443 f.

[3]) Wiedemann, l. c., 455, 492. Ueber Menschenopfer zu Ehren der Schlangen bei den Esten, 455.

[4]) Kreutzwald und Neus, Mythische und magische Lieder der Esten, 109, 113.

[1]) Wiedemann, l. c., 318.

[2]) Grimm, D. Myth., I, 533.

[3]) Wiedemann, l. c., 390.

[4]) Wiedemann, l. c., 397.

[5]) Wiedemann, l. c., 427, bezeichnet die Vorstellungen vom Donnergott als etwas verworren. Auch der Prophet Elias gilt bisweilen als Donnergott.

[6]) Wiedemann, l. c., 484.

[7]) Holzmayer, Osiliana, Verh. Estn. Ges., VII, 50.

[8]) Wiedemann, l. c., 486.

[9]) Petri, Estland und die Esten, II, 117.

um den Erntesegen zu vernichten und den Regen dann beliebig hervorbringen zu können [1]).

Im Honter Comitat blickt man bei anhaltender Dürre vor Sonnenaufgang gegen Osten, wirft Stahl und Feuerstein in's Wasser und spricht: „Sonnenkönig, ich habe Hitze; behalte Deine Hitze; wenn ich friere, kann ich mir Feuer machen.“ In Oberungarn wird ein nacktes Mädchen in den Brunnen hinabgelassen, wobei sie, Stahl und Feuerstein in's Wasser werfend, dieselben Worte spricht. Man lässt auch ein nacktes Weib auf den Acker für einige Augenblicke sich hinlegen und ihm die Worte zurufen: „Junger Sonnenherr, thue mir und dem, was um mich ist, keinen Schaden.“ Dies thun jedoch meist nur Zigeunerinnen, weil solche Weiber bald am hitzigen Fieber sterben [2]).

Läuft ein Wettermacher zu einer bestimmten Zeit nackt über ein fliessendes Wasser, so gibt es langen Regen. Wirft er Fingernägel u. s. w. eines Todten hinein, entsteht Hagel, Wolkenbruch; durch Verbrennen solcher Theile ruft er Dürre hervor. Wirft er zu gewissen Zeiten aus Weidenruthen geflochtene Knäuel empor, so entsteht schweres Wetter [3]).

Semiten.

Die Chaldäer haben ein reiches Zauberwesen von den Accadern übernommen. Sie scheinen dasselbe trotz der späteren Ausbildung höherer Religionsanschauungen im Wesentlichen stets beibehalten und in vervollkommneter Gestalt an die benachbarten Völker abgegeben zu haben. Obwohl die religiöse Literatur der Assyrer und Babylonier damit durchtränkt ist, vermissen wir in den einschlägigen Werken von Lenormant und Sayce nähere Angaben über die Zauberei bei einzelnen Gelegenheiten. Zaubersprüche und Amulette waren wohl die mächtigsten Hilfsmittel auch beim Wetterzauber. Die Lenkung der Götter nach menschlichem Willen wird erzwungen durch Aussprechen deren geheimer Namen, welche zum Theile dem Zauberpriester bekannt sind [4]). Magische Incantationen wurden noch spät zu diesem Zwecke verfasst [5]) und wohl auch an den Mâtu-Meri (Rimon), den Gott der Winde, Wolken, Stürme, Gewitter und des Regens, gerichtet, „damit er die Felder der Gottlosen überschwemme und sein erquickendes Nass in das durstige Land trage“ [1]).

Thilo von Byblus berichtet, die Urbewohner Phöniciens hätten bei grosser Dürre ihre Hände gegen den Himmel zur Sonne erhoben; τοῦτον γαρ θεόν ἐνόμιζον μόνον οὐρανοῦ κύριον βεελσάμην καλοῦντες... Baalschamen ist wohl nicht, wie Thilo deutet, Sonnengott, sondern Gewittergott, wie aus einer von Baetgen [2]) citirten griechischen Bilingue hervorgeht, welche dessen Namen mit Διΐ μεγιστῳ κεραυνίῳ übersetzt. Ob dieser Gott mit dem höchsten Gott der Syrier Hadad-Rimon identisch ist, mögen spätere Forschungen entscheiden.

Bei längerer Dürre nehmen die Muhammedaner in Syrien zwei Stöcke kreuzweise, ziehen darüber die Kleider eines Kindes und lassen die Puppe Schoschballi von einem Derwisch durch den Ort tragen. Die Jugend folgt mit dem Rufe hinterdrein: „Schoschballi, wir gehen nicht weg, bis wir nicht nass geworden sind.“ Dreimaliges Umpflügen eines Heiligengrabes durch einen Molla unter Absingen heiliger Lieder hat dieselbe Wirkung [3]).

Die Jerusalemer Juden pilgern zum Grabe der Rachel am Wege nach Bethlehem um Regen [4]).

Die muhammedanischen Araber schrieben dem öffentlichen Gebete um Regen eine grosse Wirkung bei und es sind die verschiedenen Formeln erhalten, deren sich der Prophet bedient haben soll. Es wird besonders erwähnt, dass er hiebei sein Obergewand umzuwenden pflegte. Auch bei Sonnes- und Mondesfinsternissen wurde gebetet [5]).

In den Versen des Umajja b. Abi lçalt findet sich folgende Stelle: „Ein schlimmes Jahr, das die Erwartungen der Menschen täuscht, in welchem man ein Knistern (wie an dürrem Rohre) spürt in den Idâhbäumen; kein Sturm, der Regen brächte, erhebt sich und kein Südwind, und man gewahrt kein Wölkchen; und man treibt die ausgemagerten Rinder von der Ebene zu den Bergen, besorgt, dass sie zu Grunde gehen, indem man Brände bindet an die Behänge ihrer Schwänze, um die (himmlischen) Meere zu erregen; die Brände von Sal'abüschen und ähnlich die Brände von Uschrabüschen sind etwas Peinigendes und sie peinigen dann auch wirklich die Rinder“ [6]).

[1]) Wlislocki, Aus dem Volksleben der Magyaren, 117 f.
[2]) Wlislocki, Volksglaube der Magyaren, 43 f.
[3]) Wlislocki, Volksglaube der Magyaren, 62.
[4]) Sayce, Lect. Anc. Bab. Rel., 334 ff.
[5]) Sayce, l. c., 330.

[1]) Sayce, l. c., 209.
[2]) Baetgen, Beitr. z. semit. Religionsg., 82.
[3]) Abela, Zeitschr. d. deutsch. Palästina-Vereins, VII, 49, citirt in Sepp, Relig. d. alt. Deutschen, 78.
[4]) Sepp, Jerusalem, I, 433, al. 539.
[5]) A. v. Kremer, Culturgesch. d. Orients unter den Khalifen, II, 37 f. Vgl. J. Anthr. Soc. Bombay 1893, 27 f.
[6]) Wellhausen, Reste arabischen Heidenthums, 157.

Bergjuden im Kaukasus. Nahe verwandt mit dem Idor (dem Geiste des Pflanzenwuchses) ist Semirei, der Gott des Regens, des Donners und des Blitzes. Sobald der Regen beginnt, ziehen die Kinder ihre Oberkleider und Mützen verkehrt an und nehmen einen Sack über den Kopf; dann eilen sie auf die Strasse, fassen sich an der Hand, bilden einen Kreis und singen, sich bald nach rechts, bald nach links drehend, ein Lied zu Ehren Semireis, in welchem sie zu Gott bitten, dass er den Regen batmanweise (eimerweise) herunterschicke und die Pflanzenwelt reichlich tränke. Bei Dürre versammelt sich der ganze Aul auf dem Kirchhofe, fastet den ganzen Tag und betet zu Semirei, dass er den Regen sende, während die Kinder mehrere Male um den Kirchhof herumgehen und Semirei anrufen. Unterdessen haben einige Weiber Frösche gefangen und ihnen seidene Kleidchen angezogen. Das ist ein gottgefälliges Werk und der Frosch, der ohne Wasser nicht leben kann, vereinigt sein Flehen um Regen mit den Bitten der Menschen [1]).

[1]) Hahn, Aus dem Kaukasus, 195 f. Nach Aufzeichnungen von Anisimoff.

Bei den Juden findet man schon in älteren talmudischen Zeiten Regenbeschwörer. Omas, der Kreiszieher, pflegte zu diesem Zwecke an dem Orte, wo er gerade stand, einen Kreis zu ziehen und Gott anzurufen, indem er schwur, nicht eher vom Platze zu weichen, bis Gott habe regnen lassen. Im Tractat Thaanith 134 heisst es: Rabbi Chama bar Chanina ordnete ein Fasten an, aber es kam kein Regen. Da sprachen die Leute zu ihm: Siehe, wenn Rabbi Josua ben Levi ein Fasten verfügte, so stellte sich sofort Regen ein. Er entgegnete hierauf: Das bin ich und das ist der Sohn Levi's. Der letztere erreichte seinen Zweck, indem er dem Himmel Vorwürfe über seine Hartnäckigkeit machte. Bei einem solchen Falle kam zwar, wie erwartet, Regen, allein Rabbi Levi wurde lahm [1]). Solche Mittel wurden nur dann angewendet, wenn schon alles Fasten und alle feierlichen Umzüge nichts gefruchtet hatten; allerdings sollen viele Rabbiner mit diesen Wundern nicht ganz zufrieden gewesen sein [2]).

[1]) Siegel, Jüdische Wunderthäter (Globus, LXII, 312).
[2]) Wünsche, Babyl. Talmud, I. Halbb., 468.

Die Lösslager in Předmost bei Prerau.

Von **Dr. M. Kříž** in Steinitz (Mähren).

(Mit 4 Text-Illustrationen.)

1. Situationsbeschreibung.

Der Bečvafluss begrenzt mit seinem linken Ufer die Stadt Prerau; vom rechten Ufer beginnend, dehnt sich auf mehr als einen Kilometer eine Ebene gegen das an einer mässigen Lehne gelegene Předmost[1]) aus.

Nach Mittheilung des löblichen Stadtrathes Prerau ddo. 15. September 1886 beträgt die Seehöhe des Nullpunktes an dem Bečvapegel (derselbe ist an dem ersten Brückenpfeiler des rechten Ufers angebracht) . . . . . 208·320 m

Bei grossen Ueberschwemmungen steigt das Wasser in der Bečva über diesen Nullpunkt hoch . . . . . 5·200 m

daher zur Seehöhe . . . . . 213·520 m

Nach meinem am 3. August 1893 vorgenommenen Nivellement liegt die Dlažkagasse in Prerau nahe der Bečva bei der Seehöhe . . . . . 213·828 m

also nur um . . . . . 0·308 m[2]) höher als der Wasserspiegel der angeschwellten Bečva.

[1]) D. h. eine vor der Brücke gelegene Ortschaft (Vorbrücken); es war hier ehemals eine berühmte Mauthstation.

[2]) Ich habe mein Nivellement vom Bečvaflusse nach Předmost auf den Hradiskoberg, dann über diesen und über die nördlich herabgehende Lehne zu dem Hohlwege und in die Ziegeleien des Mandl, Žák und das Lösslager des Chromeček ausgeführt. Es sind hier zwei bekannte Seehöhen, auf die ich meine Seehöhenpunkte reduciren konnte, nämlich: der Hradiskoberg westlich von Předmost mit 246 m und der Nullpunkt des Pegels der Bečva mit . . . . . 208·320 m

Ich reducirte meine Seehöhen auf den letzten Punkt; die Gesammtsteigung von da zum Hradiskoberge beträgt . . . . . 39·560 m

so dass die Seehöhe desselben auf . . . . . 247·880 m

sich beziffert; da aber nach der Specialkarte diese nur . . . . . 246·000 m

beträgt, resultirt eine Differenz von . . . . . 1·880 m

Diese Differenz, um welche meine Seehöhe am Hradiskoberge höher ist, als jene des k. k. militär-geographischen Institutes, lässt sich dadurch erklären, dass ich meinen Standpunkt an den rings um den Steinbruch gehenden erhöhten, jedoch natürlichen Saum angenommen habe, während die militärische Seehöhe im Steinbruche selbst gelegen sein mag; die militärischen Seehöhen differiren übrigens erfahrungsgemäss um 1—2 m von den wahren Seehöhen.

Nicht weit von dem Eisenbahndamme bei Předmost fliesst der Mühlgraben, genannt Trhanec; die Seehöhe der hier gelegenen Grundstücke beträgt 213·991 m, also nur 0·163 m mehr als der Ufersaum der zwischen der Bečva und Předmost sich ausbreitenden Ebene.

Wenn die Bečva anschwillt, tritt auch der Trhanec aus den Ufern und ergiesst sein schlammiges Wasser über die Ebene, verbindet sich mit den Bečvawässern und es bildet sich ein breiter, zwischen Předmost und Prerau gelegener See, in dem sich Flussgeschiebe und Sand absetzen.

Von dem Eisenbahndamme beginnend, steigt der Boden gegen Předmost hin ziemlich rapid an; bei dem Wirthshause Nr. 2 (der Frau Herrmann), gegenüber der Kirche, beträgt die Seehöhe 217·515 m, also schon um 4 m mehr als die erwähnte Bečva-Trhanec-Ebene besitzt. Zu dieser Höhe steigen niemals die Gewässer der Ueberschwemmungen.

Von dem genannten Wirthshause führt die Strasse durch die Ortschaft nordöstlich gegen Leipnik hin; eine andere biegt gegen Westen nach Roketnic und Brodek ein und führt uns zu den Ziegeleien des Mandl und Žák.

Dieser Knotenpunkt in Předmost hat eine Seehöhe von 220·340 m (Fig. 1).

Diese nach Westen und nach Nordosten führenden Strassen schliessen einen rechten Winkel ein, und in demselben liegt der berühmte Chlumberg oder Hradiskoberg (Chlum = Anhöhe, Hrasdisko = Burgstätte), dessen südliche und östliche Grenze die Strassen bilden; im Westen begrenzt diesen Hügel der neben der Žák'schen Ziegelei zur Vápenka (Kalksteinbruch) führende Weg und im Norden ein Hohlweg, zu dem sich der nördliche Abhang des Chlumberges herabsenkt und von dem die gegen die Sandsteinbrüche von Čekyň sich hinziehende Lehne ansteigt (Popovicer Anhöhe).

Hiedurch erscheint der Chlumberg, dessen Mittelpunkt der am Hradisko befindliche Kalksteinbruch mit der Seehöhe 247·880 m bildet, auf allen Seiten isolirt, was, wie wir sehen werden, für die Frage nach der Lössbildung von eminenter Wichtigkeit

ist. Der Chlum gleicht einem mit der längeren Seite nach Norden gestreckten Vierecke, die südliche und nördliche Seite zählt beiläufig je 600 m, die westliche und östliche je 800 m; die südliche Seite bildet die von Předmost nach Roketnic führende Strasse mit der Seehöhe 220·340 m (in Předmost), 225·582 m (Ziegelei des Mandl), die nördliche der erwähnte Hohlweg mit 238·420 m; im Westen führt der Weg zum Kalksteinbruche mit der Seehöhe 229·063 m (Ziegelei Žák) und im Osten zieht sich

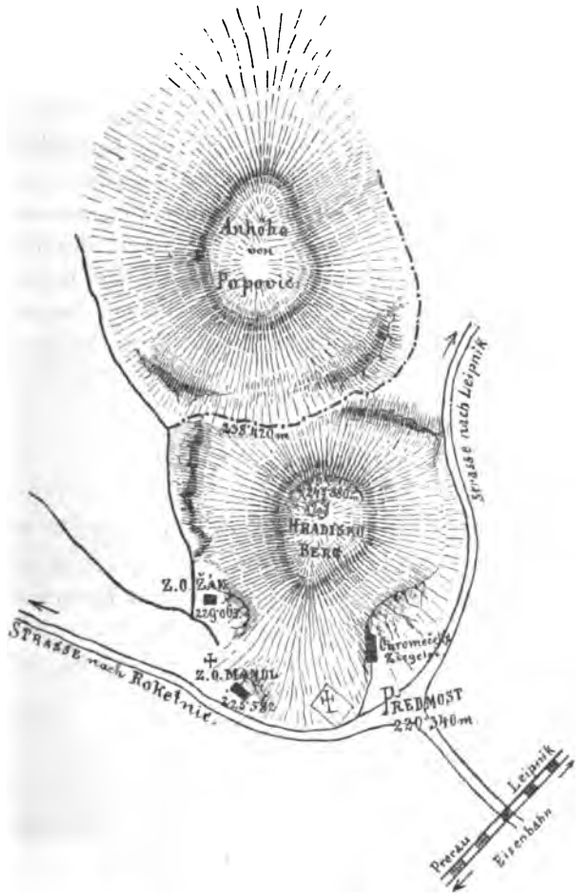


Fig. 1. Der Lösshügel, genannt Hradiskoberg in Předmost. 1 mm = 20 m.

die Strasse durch Předmost bei der Seehöhe 223·225 m. Hier (auf der Ostseite) senkt sich dieselbe noch tiefer gegen die Bečva-Ebene zur Seehöhe von 214 m.

Der Kalksteinbruch am Chlum oder am Hradiskoberge hat die Seehöhe	247·880 m
die südliche Seite (Strasse in Předmost 220·340 m, Ziegelei Mandl 225·582 m) liegt bei der durchschnittlichen Seehöhe	222·961 m
es senkt sich also hier die Lehne um	24·919 m
Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe .	247·880 m
die an der Westseite gelegene Ziegelei Žák besitzt die Seehöhe	229·063 m
diese liegt also tiefer um	18·817 m
Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe .	247·880 m
der Hohlweg im Norden dagegen . .	238·420 m
also weniger um	9·460 m
Der Kalksteinbruch hat die Seehöhe .	247·880 m
die Lehne senkt sich zur Bečva-Ebene zur Seehöhe	213·991 m
also tief	33·889 m

Was die südliche Seite anbelangt, so dehnte sich hier ehemals der Chlumberg ebenfalls bis zur Bečva-Ebene aus und betrug die Senkung ebenfalls über 33 m.

2. Die Lösslager.

Die ganze früher erwähnte, den Chlum ausmachende Fläche besteht aus Ziegelerde und devonischem Kalksteine, beide in geologischer und paläontologischer Hinsicht merkwürdig und auf mehreren Stellen aufgeschlossen; wir werden die einzelnen offenen Lösslager näher untersuchen und hiebei des Kalksteines mit erwähnen.

a) An der Spitze des Chlumberges am Hradisko. Hier ist ein offener Kalksteinbruch von runder Gestalt mit einem Durchmesser von 30 m; der dunkelblaue Kalkstein senkt sich mit 35° Neigung von Südost gegen Nordwest, also gerade in entgegengesetzter Richtung wie unsere Devonkalke im Höhlengebiete.

An dem westlichen Saume dieses Kalksteinbruches ruht unmittelbar am Kalkfelsen eine Lösspartie mit nachstehenden Profilen auf.

I. Profil in der Mitte:

α)	Schwarze Humuserde mit eckigen Kalksteinfragmenten	0·20 m
β)	lockere, dunkelgelbe Lehmerde . . .	0·50 m
γ)	reiner, gelber Löss	1·30 m
δ)	sandiger, gelber Lehm mit kleinem, eckigem Kalkschotter (pluviatile Schichte) . .	0·10 m
ε)	reiner Löss	0·40 m
ζ)	gelber Lehm mit eckigem Kalkschotter (pluviatile Schichte)	0·15 m
η)	Kalkfelsen, der sich zum Kalksteinbruche herabsenkt	4·00 m
	Zusammen . .	6·65 m

II. Profil auf der Südseite:

α)	Schwarze Humuserde mit eckigem Kalksteinschotter (pluviatile Schichte) . .	0·20 m
β)	lockere, dunkelgelbe Lehmerde . . .	0·50 m
γ)	reiner Löss	0·60 m
δ)	Kalkblöcke mit Löss	0·60 m
ε)	Lehm, Sand, Tegel und eckige Kalksteinfragmente (pluviatile Schichte) .	0·80 m
ζ)	Kalkfelsen	4·00 m
	Zusammen . .	6·70 m

Woher, fragen wir, kam die Lehmerde, der Löss, woher der Kalkschotter und die Kalksteinblöcke, wenn der Kalkfelsen 2—3 m tiefer liegt und wenn, wie wir schon früher sagten, der Chlumberg ganz isolirt dasteht, so dass von keiner Seite die Gewässer hieher ein Gefälle haben und in diluvialer Zeit kein Gefälle hatten?

Wäre der Kalksteinbruch aufgelassen und die Sohle mit Lehm, Sand und Schutt bedeckt, dann stünden wir vor einem Räthsel, zu dem der Schlüssel in der Tiefe verborgen liegt.

Jetzt vermögen wir noch mit voller Bestimmtheit die Bildung der erwähnten Profile zu begründen und die Schichtenfolge zu beleuchten.

Einst erhob sich hier eine Kalksteinklippe; hinter diese legten sich nach und nach die vom Spülwasser herabgetragenen Straten mit Kalksteinschotter und wälzten sich zeitweise von der Klippe abgelöste Kalkblöcke herab; so entstanden die im Profile I und II erwähnten pluviatilen Schichten; die reinen Lössschichten konnten nicht vom Wasser herabgeführt worden sein, weil sie keine Steinfragmente tragen, weil sie nicht geschichtet erscheinen und weil das hiezu nothwendige Material nicht auf der Klippe aufgehäuft sein konnte.

Dieser Löss konnte auch nicht durch die Gewässer aus der Umgebung hieher geschwemmt worden sein, weil diese hieher kein Gefälle haben und kein Gefälle hatten.

Nur die Winde vermochten den aus tertiären Sanden, die ehemals die Umgebung bedeckten und theilweise noch bedecken, sich bildenden Löss in den Windschatten hinter die Felsklippe abzusetzen; je nach der Windrichtung änderte sich der Windschatten und die Absetzung des Lösses konnte also auf allen Seiten allmälig erfolgen. Der Löss ist also ein locales Product der Winde. Die dunkelgelbe Lehmerde ist ein von Wurzelfasern durchsetzter Löss.

Selten wird man eine so instructive Stelle finden wie diese, wo uns die Localverhältnisse unbedingt zwingen, diese äolische Bildungsart anzuerkennen. Es kommen hier und sonst in den Lösslagern des Chlumberges kleine Brocken oder platte Stückchen Grauwacke vor; diese rühren von der Grauwackendecke her, die ehemals den Kalkstein bedeckte, und wurden entweder vom Spülwasser herabgeführt oder vom Winde herabgetragen oder fielen mit Kalkblöcken von der Klippe herab.

b) Ziegelei des Mandl. Diese liegt an der von Předmost nach Roketnic führenden Strasse und dehnte sich ehemals rechts und links von dieser Strasse aus; jetzt ist das linke Lössdepot bis auf eine kleine Partie erschöpft und die eigentlichen Ziegelarbeiten werden in den rechts liegenden, gegen Hradisko zu gerichteten Ziegelschlage vorgenommen.

Derselbe ist 176 Schritte lang und in der Mitte 73 Schritte breit, d. h. von der Strasse, dem Beginne des Ziegelschlages aus, wurde bereits ein Segment des Chlumberges in dieser Ausdehnung im Laufe der Jahre verarbeitet.

I. Profil auf der Westseite:

α)	Schwarze Humuserde, mit Pflanzenwurzeln durchsetzt	1·00 m
β)	reine, gelbe Lösserde	2·00 m
	Zusammen . .	3·00 m

An der Grenze zwischen Löss und Humuserde lag ein Nest von Kalksteinfragmenten.

II. Profil in der Mitte:

α)	Braune Ackererde	0·20 m
β)	reiner Löss	3·50 m
	Zusammen . .	3·70 m

III. Profil auf der Ostseite:

α)	Gestörte, gemischte, schwarz und gelb gefärbte Erde	0·40 m
β)	reiner, schwarzer Humus	0·40 m
γ)	reiner Löss	3·00 m
	Zusammen . .	3·80 m

IV. Bildungsart. Die reine, gelbe Ziegelerde ist ein Product der Winde und der Spülwässer, zumeist aber der ersteren.

Die tertiären Sande, die ehemals in der Umgebung lagerten, wurden von Winden auf den Hradiskoberg, und zwar zumeist hinter die Kalksteinklippen abgesetzt.

Nach und nach bildete sich eine, von diesen Klippen gegen die Bečva-Ebene zu sich hinziehende

Lehne, auf der die Spülwässer von Nordost gegen Südwest das Gefälle hatten; diese nun brachten jenes Nest faustgrosser Kalksteinfragmente von jenen Klippen herunter.

V. Einschlüsse. Schnecken kommen sehr selten vor; viel häufiger treten Reste grosser Säugethiere auf, und dies zumeist von Elephas primigenius. Diese Reste liegen nicht in den oberen Lössschichten, wie in der später zu beschreibenden Ziegelei des Chromeček, sondern bedeutend tiefer.

Ist diese paläozoische Schichte in der Mandl'schen Ziegelei älter als jene beim Chromeček, die der glacialen Zeit zuzurechnen ist? Ist also, frage ich hier, jene Schichte präglacial? — Ich glaube, ja.

VI. Liegendes. Der Lössboden in der Ziegelei hat die Seehöhe . . . . . 225·582 m
der hier abgeteufte Brunnen ist tief . 7·000 m
und geht also zur Seehöhe . . . . 218·582 m
und zwar nach Angabe des Ziegeleimeisters Josef Hajný auf Devonkalk und durch reinen Löss.

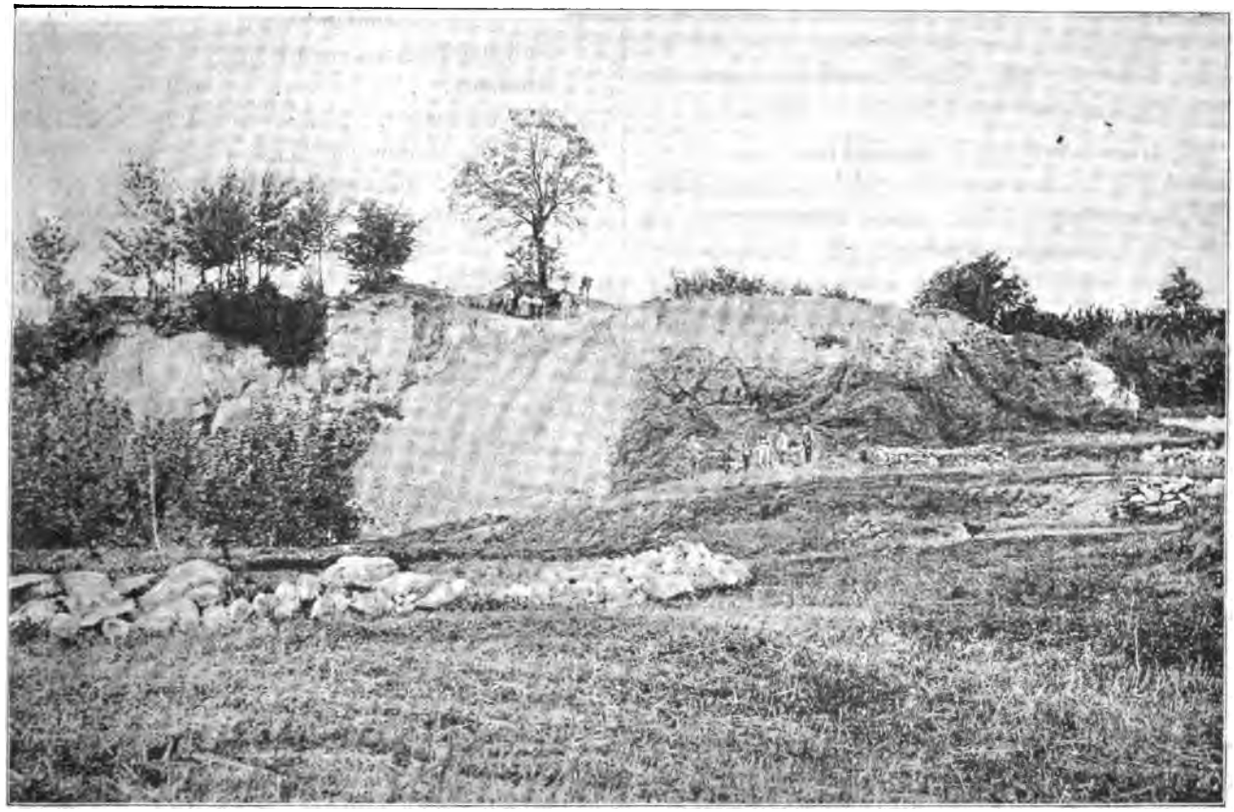


Fig. 2. Das Lösslager im Garten des Chromeček in Předmost.

Die Seehöhe der oberen Lösswand in der Ziegelei Chromeček beträgt . . . . . 235·990 m
Die Culturschichte mit den Säugethierresten tritt hier auf in der Tiefe von 2·200 m
daher bei der Seehöhe . . . . . 233·790 m
Die Seehöhe des Lössbodens in der Mandl'schen Ziegelei, in welchem ich Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tich., Bos primigenius, Equus caballus und Ursus spel. ausgehoben habe, beträgt . . . . . 225·582 m
und liegen also diese Reste hier tiefer um 8·208 m

c) Die Ziegelei des Žák. An dem von der Roketnicer Strasse zur Vápenka abzweigenden Wege. I. Profil auf der Westseite, wo jetzt die Lösswand am schönsten blossgelegt erscheint:
α) dunkelgelbe Ackererde . . . . . 0·40 m
β) reiner Löss . . . . . 7·00 m
Zusammen . . 7·40 m
Bildungsart und Einschlüsse wie in der Mandl'schen Ziegelei.

Nur eines auffallenden Umstandes muss hier Erwähnung geschehen; es tauchen, wenn auch sehr selten, grössere, nicht abgerundete Kalksteinfragmente

mitten im reinen Löss auf (ich sah ein Stück von Kopfgrösse), ohne dass aquatile Schichten wahrzunehmen wären. Diese können auf doppelte Art herabgelangt sein:

1. entweder rollten sie von der hochragenden Klippe am Hradiskoberge herunter und blieben hier an der mit einem schwachen Gefälle versehenen Lehne liegen oder aber

2. wurden sie von grösseren Spülwässern herabgeführt und hier abgesetzt.

Der Mangel einer aquatilen Schicht findet seine Erklärung darin, dass die Gewässer über die mit Rasen bedeckte Lehne schnell herabliefen, ohne den mitgetragenen Schlamm absetzen zu können.

d) Das Lösslager im Garten des Chromeček (Fig. 2). An dieses knüpft sich schon eine Reihe von Abhandlungen; über dessen Bildung, über die darin vorkommenden, Thierreste und Artefacte enthaltenden Schichten wurden sehr verschiedene und, wie wir bald sehen werden, auch sonderbare Ansichten geäussert; es wird daher eine nähere Untersuchung dieses Lösslagers gerechtfertigt erscheinen.

An dem Knotenpunkte, von welchem in Předmost die nach Westen (nach Roketnic) führende Strasse abzweigt, fanden wir die Seehöhe . . 220·340 m
Von da an steigt der Boden zu der nahen Behausung des Ansassen Chromeček an der linken Seite der Předmoster Strasse 3·538 m
und liegt also die Front dieses Hauses in der Seehöhe . . . . . 223·878 m

Durch den Wirthschaftshof gelangen wir in einen ausgedehnten, theils mit Obstbäumen besetzten, theils als Ackerfeld benützten Garten, in welchem uns die aufgeschichteten Kalksteine, die senkrechten Lösswände, die aus diesen herausragenden Thierreste und ehemals noch dazu eine von Weitem wahrnehmbare schwarze Culturschichte zur Besichtigung und Untersuchung einladen.

Die Länge der Lösswände von der Süd- zur Norddecke beträgt 160 Schritte; das ganze Lösslager bildet drei nebeneinander liegende Halbkreise, von denen der nördliche den kleinsten Durchmesser besitzt.

I. Profil im südlichen Halbkreise. Einige Sträucher zieren den mit Rasen bewachsenen Saum der senkrechten Lehmwand, die uns nachstehende Schichten darbietet.

	Seehöhe des oberen Randes 234·791 m Mächtigkeit m	 Seehöhe m
α) Braune Ackererde . . .	0·30	234·491
β) gelbe Lösserde mit eckigen Kalksteinfragmenten (erster Streifen)	0·40	234·091
γ) reiner Löss	1·00	233·091
δ) gelbe Lehmerde mit Kalksteinfragmenten (zweiter Streifen)	0·20	232·891
ε) reiner Löss	0·80	232·091
ζ) gelbe Lehmerde mit grösseren Kalksteinfragmenten (dritter Streifen)	0·90	231·191
η) reiner Löss	1·20	229·991
ϑ) von der Lösswand herabgetragene, die senkrechte Partie bedeckende Lehne .	7·42	222·571
Summa . .	12·22	

Von der jetzt (am 3. August 1893) verschütteten Lösswandpartie per 7·42 m konnte ich im Jahre 1886 einen Theil von 6 m noch untersuchen und als Löss bezeichnen (Fig. 3).

II. Profil in der Mitte, nach dem Stande vom Jahre 1886, da jetzt die Culturschichte abgegraben erscheint.

	Seehöhe des oberen Randes 235·990 m Mächtigkeit m	 Seehöhe m
α) Braun gefärbte Ackererde .	0·50	235·490
β) reine Lösserde	1·40	234·090
γ) schwarz gefärbter, Holz- und Knochenkohle enthaltender Streifen (Culturschichte) .	0·30	233·790
δ) reiner Löss	3·00	230·790
ε) gelbe Lehmerde mit Kalksteinfragmenten	0·20	230·590
ζ) reiner Löss	3·00	227·590
η) in dem von mir im Jahre 1886 bei der Lehmwand ausgehobenen Schachte reiner Löss	2·50	225·090
Zusammen . .	10·90 (Fig. 4).	

III. Profil in der nördlichen Seite:

	Mächtigkeit m	Seehöhe m
α) Schwarze Humuserde, von Wurzelfasern durchsetzt .	1·00	233·080
β) reiner Löss	3·00	229·080

IV. Bildungsart. Ehe wir auf die Frage über die Bildung des Lössdepots eingehen, wollen wir die in der Lehmwand befindlichen Kalksteinstraten näher untersuchen.

Wir sehen im Garten mehrere Kubikmeter aufgeschlichteten, dunkelblauen Devonkalkes und zugleich die entblösste, felsige Sohle des Kalksteinbruches.

In der Lösswand (Profil I) finden wir jedoch drei übereinander liegende Kalksteinstraten, von denen die unterste 8·60 m über dem Devonkalke (von anderen Punkten 7—8 m), die oberste dagegen 11·92 m über demselben erhoben ist.

Wir wundern uns, woher denn diese Straten gekommen sind, da Kalksteine nur von dem Hradiskoberge hieher das Gefälle haben; von dieser Seite konnten sie aber nicht kommen, da die Straten in der Lösswand von Nordost nach Südwest einfallen, also ein entgegengesetztes Gefälle voraussetzen.

Von der Bečva konnten sie auch nicht gekommen sein; denn die oberste Strate liegt bei der Seehöhe . . . . . 234·091 m
die Bečva dagegen bei . . . . . 208·320 m
sonach also tiefer um . . . . . 25·771 m

Eine solche Höhe konnte die Bečva nie erreicht haben; überdies hätten wir ja hier das Bečvagerölle mit horizontalen oder welligen Schichten.

Erinnern wir uns aber an eine ähnliche Erscheinung am Hradiskoberge; so wie dort ehemals der Devonkalk eine hoch über das Lösslager emporragende Klippe bildete, so war es auch hier der Fall.

Vor einigen Decennien stand im Garten des Chromeček eine mächtige Felsenwand, an welche sich der Löss anlehnte, und ragte, nach Aussage der dortigen Leute, in gleicher Höhe mit der Thurmspitze, d. h. beiläufig zur Seehöhe 243 m, also nur um 4 m tiefer als der Hradiskoberg.

Diesen Devonkalk bedeckte Sand und Grauwackenschiefer, wie wir dies in dem Vápenka-Steinbruche sehen.

Zur Zeit der Bildung des Lösslagers aus den umliegenden tertiären Sanden fielen von der Felsklippe verwitterte Kalksteinfragmente auf die Lösslehne herunter und lagerten sich auf dieser mit dem Gefälle von Nordost nach Südwest. Spülwässer wuschen von dort die kleinen Grauwackenbrocken und die platten Schiefer von der Klippe heraus und trugen sie in die Straten hinein.

So entstanden die Straten, von denen oben gesprochen wurde; ihre Bildungsweise wäre rein unerklärlich, wenn nicht Zeitgenossen von dem bestandenen Kalkfelsen berichten würden.

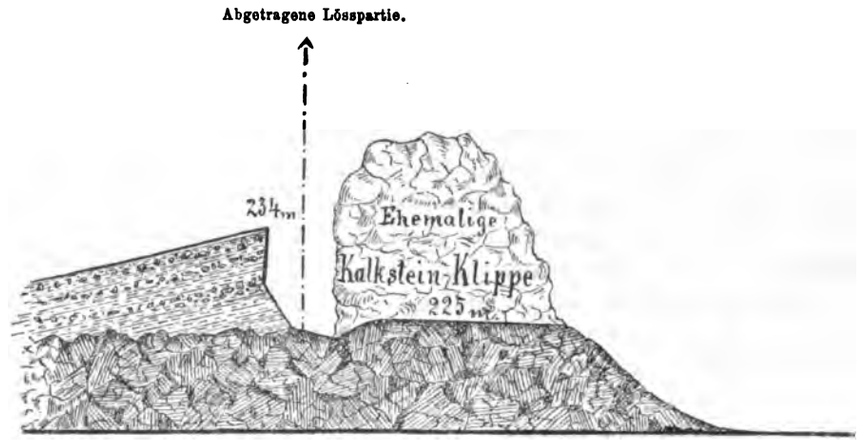


Fig. 3. Profil Nr. I mit der ehemals bestandenen Kalksteinklippe von Nordost nach Südwest. 1 mm = 1 m.

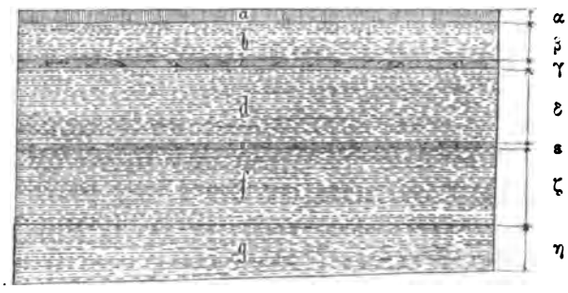


Fig. 4. II. Profil des Lösslagers im Garten des Chromeček in Předmost von Norden nach Süden. 3 mm = 1 m.

V. Thierreste. Reste von Elephas primigenius, alter, erwachsener und jüngerer Individuen (massenhaft), Rhinoceros tich., Bos primigenius, Cervus alces, Cervus tarandus, Equus caballus, Ursus spel., Felis spel., Hyaena spel., Lupus spel., Gulo boreal., Canis lagopus, Ovibos moschatus, Lepus variabilis, Myodes torquatus und Lagopus alpinus; von Hausthierresten ist keine Spur da. Diese Thiere weisen auf den glacialen Abschnitt der Diluvialperiode hin; dagegen waren die von mir in dem Schachte im Profile II ausgehobenen Lamellen von Elephas primigenius, Reste von Ursus spel. und Equus caballus präglacialen Alters.

VI. Reste menschlicher Anwesenheit. Die Culturschichte war früher in Folge des durch Holz- und Knochenkohle geschwärzten Lehmes sehr markant; jetzt ist diese durch erfolgte Grabungen abgetragen und nur hie und da noch wahrnehmbar. Es bestand hier ein Lagerplatz des paläolithischen Menschen. Von ihm rühren die Brand-, Aschen- und Kohlenschichten her; er hinterliess hier Werkzeuge aus Horn und Feuerstein, aus Knochen und Renthiergeweihen, aus Elfenbein, und von ihm stammen die Furchen und Striche auf zurückgebliebenen Mammuthsrippen u. s. w.

3. Widerlegung unrichtiger Ansichten.

a) J. Steenstrup.

Im Sommer 1888 besuchte der dänische Forscher J. Steenstrup Předmost und besichtigte die Lössablagerung im Garten des Chromeček. Hierauf verglich er die aus dieser Localität stammenden Funde bei K. Maška, damals Professor in Neutitschein, dann jene in den Sammlungen des vaterländischen Olmützer Musealvereines.

Die von Steenstrup in dänischer Sprache verfasste Abhandlung über seine nach Mähren unternommene Reise, über die Funde von Předmost, wurde in einer Uebersetzung von Dr. R. Much in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. XX, 1890, S. 1—31, unter dem Titel: „Die Mammuthjäger-Station bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren, nach einem Besuche daselbst im Juni—Juli 1888" publicirt.

Steenstrup's Ideengang und der Kern seiner Ansichten ist folgender:

a) In Dänemark kommen Mammuthreste nur in den präglacialen Kies- und Geröllschichten vor; in diesen aber liegen die Vertiefungen mit arktischer Flora, die am Schlusse der Eiszeit sich ausbreitete; es besteht also ein ungeheurer Zeitabstand zwischen Mammuthzeit und jener der arktischen Flora mit ihren Renthieren, die sich an das Ende der Eiszeit anschliesst (S. 1—3).

b) Denselben gewaltigen Zeitunterschied finden wir auch in Mähren, und dies bezeugen vornehmlich die Funde bei Předmost im Garten des Josef Chromeček.

Dr. Wankel's und K. Maška's Auffassung, dass die Urbewohner Mährens die Mammuthe hier gejagt und bei Předmost verspeist haben, finde seine natürliche Erklärung in einer eigenen Mystification, der die Předmoster Culturschichte ihre Untersucher ausgesetzt hat (S. 9).

Es liegt hier nicht eine einfache, aus derselben Zeit stammende Culturschichte vor, sondern eine zweitheilige Schichte, die weniger dem Raume als der Zeit nach zu scheiden ist. Die obere, mit zahllosen Flint- und Steinwerkzeugen des Jägervolkes und dem Abfall bei ihrer Herstellung, sowie den zahlreichen Thierresten, die den damaligen Menschen als Nahrung dienten, mit denen sie also völlig gleichzeitig lebten (Renthier, Pferd, Moschusochs), und die untere, den grösseren Theil der Culturschichte einnehmende Partie, hauptsächlich aus zahllosen Mammuthresten bestehend, neben denen sich doch auch vereinzelte Reste ihrer Zeitgenossen finden; die obere Schichtabtheilung ist die jüngere, die untere die ältere (S. 19).

c) Der Mensch fand hier das Mammuth nur in halb oder ganz fossilem Zustande und lebte also nicht mit ihm gleichzeitig (ähnlich wie die nordsibirischen Völker im Eisboden eingebettete Mammuthe finden [S. 20]); der Mensch jagte es hier nicht und schleppte seine Beute nicht hieher.

Die Mammuthe fanden hier ihren natürlichen Tod in Folge Wassermangels, Frost, Wetterstürmen, starken Schreckens (S. 12); ihre Reste lagen auf dem Lösslager, wurden von Hyänen und anderen Raubthieren benagt, dann von einer Lösslage bedeckt und abermals abgedeckt und entblösst; die Einflüsse der Witterung hatten zur Folge, dass die Knochen geborsten und gesprengt sind, dass die Epiphysen sich ablösten, dass alle blossliegenden Knochen durch Luft und windbewegten Staubsand eigenthümlich an der Oberfläche geglättet sind (S. 20).

d) Wölfe kamen an das Aasfeld zum Frasse; vielleicht sind sie Jahrhunderte hindurch auf ihren

nach grossen Zwischenräumen wiederholten, ausgedehnten Streifzügen hier zu Gaste gewesen; im Kampfe um die Beute fielen ihrer viele; ähnlich thaten es die Polarfüchse (S. 21).

e) Der Mensch der Renthierzeit hat dieses zu Zeiten ganz oder theilweise blossgelegte Mammuth-Aasfeld aufgesucht, um aus dem Sande oder Löss das Elfenbein zu bergen, zum Gebrauche und zum Tausche, um aus den Knochen oder Knochensplittern der Mammuthe Geräthe und Waffen zu verfertigen, sich Haut und Pelzwerk von Wölfen und Füchsen zu verschaffen (S. 21).

f) In der Erwägung der beständigen Täuschungen, die das Studium des Inhaltes der Höhlen uns gebracht hat, fanden es die Forscher für angemessen, hier die Zeugnisse für die Gleichzeitigkeit der Menschen mit dem Mammuth zu suchen; — allein wir haben es hier mit zwei verschiedenen Zeitpunkten zu thun, zwischen denen vielleicht sogar Jahrtausende liegen; die Culturschichte hier ist offenbar missverstanden und missdeutet worden.

g) Der Urmensch hinterliess uns hier Strichverzierungen auf Knochen, die in Jedem und Allem unverkennbar dieselben sind, welche die Thonwaaren unseres Steinalters aus Kjökkenmöddingern und Grabkammern schmücken; beide müssen ohne Zweifel von einem gemeinsamen Gedanken ihren Ausgang nehmen (S. 19), obwohl unsere älteste Bevölkerung nur bis zur Zeit der Föhrenwälder hinabgeht und jene der arktischen Flora mit ihren Renthieren nicht erreicht.

Ich will hier ganz kurz die gegen die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth vorgebrachten Einwendungen widerlegen.

Ad *a*): Die Vorkommnisse in Dänemark darf man nicht auf Mähren ausdehnen; richtig ist es, dass das Mammuth mit den übrigen grossen Gras- und Fleischfressern bei uns schon vor der Eiszeit und vor den Menschen lebte (siehe meine Abhandlung im „Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt", Band XXXXII, S. 610—612 und Mittheilungen der Section für Höhlenkunde des österreichischen Touristenclubs, 1886, S. 9).

Ad *b*): Die im Garten des Chromeček ehemals bestandene Culturschichte war nicht zweitheilig; die untere Schicht (Mammuthschicht) war von den oberen nicht zu trennen, sondern Artefacte und Mammuthreste bildeten eine einzige, aus derselben Zeitphase (glaciale Zeit des Diluviums) stammende Strate; es waren Artefacte oben auf Mammuthresten, sie lagen aber auch zwischen ihnen und unter denselben; ebenso verhielt es sich mit der Holzkohle und den angebrannten Knochen. Die Behauptung Steenstrup's widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Die Culturschichte war nicht überall 1—1½ Fuss mächtig; es gab Stellen und gibt es auch jetzt noch, wo selbe nur 10 cm betrug, und dennoch lagen hier Artefacte und Mammuthreste beisammen. Renthier, Moschusochs und Pferd kamen und kommen in derselben Strate vor; Renthier, Urochs, Pferd und Mammuth fand ich am 4. August 1893 in der Mandl'schen Ziegelei bei 4 m Tiefe in ungestörtem Löss vor. Hiemit entfällt die Basis für die weiteren Schlüsse Steenstrup's.

Ad *c*): Steenstrup legt ein grosses Gewicht darauf, dass der damalige Mensch die grossen Mammuthleichen nicht hieher hat schleppen können, dass dieselben also da, wo sie liegen, auch umgekommen sein mussten. Das ist aber kein Beweis gegen die Gleichzeitigkeit. Nehmen wir an, die Mammuthherde sei hier umgekommen, da konnte doch der Urmährer sich hieher von anderen Stationen, z. B. den Höhlen eingefunden haben; er fand hier Fleisch, Elfenbein und Knochen vor. Nach ihm oder vor ihm kamen Raubthiere, frassen auch und benagten die Knochen.

Die Hypothese, dass die Mammuthe von einer Lösslage bedeckt, dann wieder aufgedeckt und entblösst wurden, dass die Knochen durch Lössstaub geglättet erscheinen, widerspricht der Bildungsart der Lösslager.

Angenommen also, eine Herde von Mammuthen verschiedenen Alters habe am Lösslager hinter der Kalkwand Schutz gegen strenge Kälte und Wettersturm gesucht und sei hier verendet. Der Zwischenraum zwischen dieser Katastrophe und der Ankunft des Renthiermenschen soll Jahrtausende zählen; dennoch aber finden wir die menschliche Hinterlassenschaft mit der Mammuthschichte vermischt. Hat sich also im Laufe dieser Jahrtausende keine Lössschichte gebildet? Was wäre aber aus den Knochen, den blätterigen Elfenbeinzähnen, was aus den in Lamellen so leicht zerfallenden Backenzähnen geworden?

Wenn wir die verendeten Mammuthe auch nur 50 Jahre lang unbedeckt lassen, so werden die Knochen in Stücke zerfallen, von Zähnen werden nur blätterige Fragmente verbleiben.

Was wäre von den Eckzähnen der Höhlenlöwen, der Höhlenbären, die doch nach vielseitiger Erfahrung so leicht an der Luft in Stücke zerfallen, geblieben? Und dennoch sind die hier gefundenen Exemplare, wenn auch ausgelaugt, doch wohlerhalten.

Steenstrup meint nun, die Thierreste seien heute von Löss bedeckt worden, morgen aber oder nach kurzer Zeit wieder entblösst gewesen; immerhin also mussten sie oftmals und längere Zeit unbedeckt gewesen sein. Die schliessliche Wirkung bleibt dieselbe.

So aber konnten unsere Lösslager nicht gebildet worden sein; die in ihnen vorkommenden charakteristischen Röhren beweisen uns doch, dass sich die abgesetzten Schichten mit Rasen überzogen haben, und war dieser bedeckt, so bildete sich ein neuer u. s. w. Durch eine solche Rasendecke war aber der abgelagerte Löss vollkommen gegen den Wind geschützt.

Wenn es aber zu einer Rasenbildung hie und da nicht gekommen war, welche Wirkung übten dann die Niederschläge auf die abgesetzten Lösslager? Das Wasser sickerte durch, der Löss blieb feucht, setzte sich fester auf die Unterlage und verband sich innig mit seinesgleichen. Winde konnten nur die trocken gewordene oberste schwache Schichte wegtragen; in unserem Falle trugen die Winde den Löss nicht weg, sondern aus der Nachbarschaft hieher, hinter die aus Kalkfelsen bestehende Schutzmauer.

Man darf die Bildung der Lösshügel nicht mit der Anhäufung von Flugsandhügeln verwechseln; Löss entstand aus dem Sande, ist aber selbst nicht mehr Sand, sondern ein plastischer gelber Lehm.

Was schliesslich den Umstand anbelangt, ob die Mammuthknochen nur von Raubthieren angenagt und von den Einflüssen der Atmosphärilien geborsten und gesprengt sind, und ob nicht Schlagmarken an ihnen vorkommen, so hat dies eigentlich mit meiner Untersuchung nichts zu thun. Maška und Wankel, welche die ehemals hier hausenden Urbewohner als Mammuthjäger bezeichneten, mögen darauf antworten.

Ich bemerke aber, dass nach meinen vielseitigen Versuchen es in vielen Fällen nicht möglich ist (insbesondere bei Röhrenknochen), zu unterscheiden, ob sie durch einen vom Menschen mit einem Werkzeuge geführten Schlag in Stücke zersprangen, oder ob die Fragmente von dem Bisse eines Raubthieres herrühren, oder ob selbe an der Luft geborsten sind.

Ad *d*): Gehört eigentlich nicht mehr zu unserer Discussion. Aber, frage ich, wie konnten Wölfe Jahrhunderte diesen Aasplatz besuchen, um hier zu Gast zu sein? War die Mammuthschichte unbedeckt, so verweste das Fleisch am Cadaver und die Knochen wurden an der Luft ausgelaugt; solche Thierreste werden von Wölfen nicht aufgesucht. Waren die Mammuthreste von Löss bedeckt, so verweste doch wohl das Fleisch nach einigen Jahren, die Knochen wurden von dem Sickerwasser auch ausgelaugt, und auch dann kamen die Wölfe nicht; überzog aber die Mammuthe eine Schichte gefrorenen Bodens, so konnte sie wieder der Wind nicht wegtragen und die Wölfe konnten an dem Fleische und den Knochen nicht nagen; thaute aber im Sommer die gefrorene Erde auf, so verfaulten im Laufe des Sommers die entblössten Mammuthleiber und dann mussten die Besuche der Wölfe aufhören.

Ad *e*): Der Mensch war, wie ich schon früher sagte, erst in dem glacialen Abschnitte der Diluvialperiode zu uns eingewandert[1]); die Benennung Renthier-Mensch ist wohl nicht ganz richtig, weil dieses Thier, wenn auch nur auf Wanderungen (im Winter), auch in der präglacialen Zeit bei uns gelebt hat; wir können aber diese Bezeichnung aus dem Grunde belassen, weil das Renthier dem Urmenschen zumeist als Nahrung diente, ihm zu seinen Werkzeugen und zur Bekleidung den Stoff lieferte.

Aber auch dieser Renthier-Mensch sah bei uns noch das Mammuth und lebte mit ihm lange Zeit hindurch; die bei Předmost aufgedeckte Culturschichte bestätigt nur die aus unseren Höhlen geschöpften Resultate.

Ad *f*): In Bezug auf die Höhlen sagt Steenstrup ganz richtig (S. 4), dass man bei Höhlenuntersuchungen jede einzelne Abtheilung und Verzweigung sehr eingehend untersuchen muss und dass die ausgesprochenen Ansichten nur auf diese Räume sich beschränken müssen, nicht aber generalisirt werden dürfen; Steenstrup war auch bekannt, dass in Wien die „Mittheilungen für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristenclub“ erscheinen.

Nun, in diesen, und zwar in Nr. 2, 1882, hätte er aus meinem Summarberichte (S. 10—20) ersehen können, dass meine Höhlenarbeiten sechs Jahre vor seiner Publication auf die von ihm verlangte Weise vorgenommen wurden, und dennoch hat

[1]) Ausführlicher hierüber handelt meine Monographie, Jahrbuch, Bd. 41, S. 541, und Bd. 42, S. 609—613).

Steenstrup auf Grund der Wankel'schen Angaben ein absprechendes Urtheil über die Resultate der Höhlenforschungen gefällt. Es kann aber keinem Forscher gestattet sein, über Gebiete, auf denen er selbst nicht jahrelang thätig war, und über Gegenstände, über die er aus eigener Erfahrung nicht ein klares Bild gewonnen hat, ein abfälliges Urtheil zu fällen.

Ad *g*): Nach der Analogie jenes Urtheiles müsste ich folgenden Schluss ziehen: Aus diluvialen Schichten der Höhle Kostelík besitze ich aus dem Unterkiefer vom Pferde herausgeschnitzte, mit schönen Wellenlinien und Kerben gezierte Fischgestalten, dann einen geglätteten, pyramidal zugeschnittenen Knochen mit einer Gesichtszeichnung mit Wellenornament und Kerben.

Wellenornament und Kerben sind für die von den Slaven stammende Töpferei charakteristisch; also rühren jene diluvialen Fundstücke von Slaven.

Aber welcher zeitliche Abstand besteht zwischen diesen diluvialen Artefacten und der Einwanderung der Slaven? — Tausende von Jahren.

b) Dr. H. Wankel.

a) In der „Zeitschrift des vaterländischen Olmützer Musealvereines", Nr. 3, 1884, dann Nr. 26, 1890, und in der letzten im Jahre 1892 in Olmütz erschienenen Schrift: „Die prähistorische Jagd in Mähren" erklärt Dr. Wankel die Bildung des bei Předmost abgelagerten Lösses folgendermassen: „Die Bečva bildet bei Prerau eine Krümmung; dort, wo die Krümmung des Bogens am grössten war, d. i. an dem rechten Ufer der Bečva, mussten sich die Wellen des ehemals reissenden Stromes brechen und alle mitgerissenen Gegenstände abgesetzt haben; dafür sprechen auch die am rechten Ufer entlang gehenden Hügel und insbesondere die in denselben abgelagerten Knochen."

Wir wissen, dass der Löss auch am Hradiskoberge bei der Seehöhe . . . . . 247·880 m
abgelagert erscheint; die Bečva hat aber
die Seehöhe . . . . . 208·320 m
es hätten also deren Gewässer um . . 39·560 m
steigen müssen, um jene Lösspartie abzusetzen; dies ist aber für eine offene Gegend, wie die bis hieher reichende Hanna-Ebene sie darstellt, ein Meer; eine solche Höhe konnten die Bečvagewässer nie erreicht haben.

Wenn die Lösslager bei Předmost durch die Bečvagewässer wären abgesetzt worden, dann wäre ihre Lagerung eine horizontale oder eine wellige und müsste Bečvagerölle enthalten; die in dem Garten des Chromeček im I. Profile wahrnehmbaren Streifen weisen auf ein Gefälle von 12° in der Richtung von Nordost nach Südwest.

b) Dr. Wankel schreibt in der erwähnten Olmützer Zeitschrift Nr. 3, 1884, S. 99: „Aus dem fernen Osten kamen die Mammuthjäger hieher (nach Předmost); zur Erlegung grosser Pachydermen hoben sie tiefe Gruben aus und erschlugen dann die hineingerathenen Thiere mit grossen Steinen; die erlegte Beute wurde zerstückelt und in das Lager hineingeschleppt . . . . ."

Später, nach den Publicationen der Steenstrup'schen Arbeit, schliesst sich Wankel an den dänischen Forscher an, verneint die ehemals vertheidigte Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth (Olmützer Zeitschrift Nr. 26, S. 64, 1890); dasselbe wiederholt Dr. Wankel in der obcitirten Schrift „Die prähistorische Jagd in Mähren", 1892, S. 17, etc.

Wir haben zu dieser Aenderung der Ansicht nun nur Folgendes zu bemerken:

Es gereicht einem Forscher nicht zur Unehre, eine irrige Ansicht aufzugeben und einer späteren, richtigeren sich anzuschliessen; aber sowohl die erstere als auch die letztere müssen begründet sein; die Gründe für die spätere, richtigere Ansicht müssen die früheren Beweggründe ganz entkräften und neue, zwingende Motive müssen an ihre Stelle treten. Geschah dies hier?

Für Dr. Wankel war der Umstand entscheidend, dass der Mensch nicht die grossen Mammuthleiber hat hieherschleppen können; wir haben aber nachgewiesen, dass dieser Umstand ganz irrelevant ist und mit der Frage nach der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth eigentlich nicht im Zusammenhange zu stehen braucht.

c) Dr. Wankel. leugnet also jetzt die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth, aber gleich darauf, in derselben Schrift („Prähistorische Jagd in Mähren", 1892), widmet er dem Höhlenbären und seinem Verfolger, dem Menschen, den grössten Theil jener Publication (S. 30—81), beschreibt und zeichnet einen vom Menschen verwundeten Höhlenbärenschädel und fügt (S. 77) bei: „Aus dem Angeführten ergibt sich, dass der Mensch nicht nur mit dem Höhlenbären gleichzeitig gelebt hat, sondern auch, dass er mit demselben gekämpft hat", und bemerkt (auf S. 30): „Die Zeit des Mammuths bilde die älteste, die des Höhlenbären die mittlere und jene des Renthieres die jüngste Phase der diluvialen Zeit."

Hierauf antworten aber meine aus der Kulna mit der grössten Sorgfalt ausgehobenen so zahlreichen Funde (siehe „Jahrbuch", Bd. 41, S. 526—535), dass diese Ansicht unbegründet sei; Mammuth und Höhlenbär treten bei uns gleichzeitig und in bedeutender Menge auf und gehen auch gleichzeitig unter.

Ich bin bereit, in der bei Sloup gelegenen Höhle Kulna[1]), in der die knochenführenden Schichten 16 m mächtig sind und bis auf die felsige Sohle gehen, auf eigene Kosten in Gegenwart eines oder zweier Forscher einen oder mehrere Schächte abteufen zu lassen, um den Nachweis zu liefern, dass Reste von Elephas primig. und Rhinoceros tich. mit Resten von Ursus spel. gleichzeitig auftreten und gleichzeitig verschwinden, und dass das Inventar menschlicher Hinterlassenschaft mit den Resten genannter Thiere in ungestörten Schichten vorkomme (ich habe mir bei meinen Grabungen hier bestimmte Stellen zu diesem Zwecke reservirt, die nicht gestört wurden).

[1]) Grundriss und Durchschnitt derselben sowie die Beschreibung und die Grabungsarbeiten siehe im „Jahrbuch", Bd. 1, S. 459—460 und 490—503.

Literaturberichte.

1.

Niederle, Dr. L.: Lidstvo v době předhistorické. Se zvláštním zřetelem na země slovanské. Dil II. Doba kovová. Se 318 vyobrazeními a mapou. Praha 1894. (Der prähistorische Mensch; mit besonderer Berücksichtigung der slavischen Länder. Mit 318 Abbildungen und einer Karte. Prag 1894. II. Theil.)

Den Erwartungen, denen wir bei der Besprechung des ersten, die Steinzeit behandelnden Theiles dieses übersichtlichen Werkes (Mittheil. d. Antropol. Ges. Wien, Bd. XXIII, Heft 1, Seite 42) Ausdruck gaben, entspricht der reiche Inhalt des vorliegenden zweiten, die Metallzeit behandelnden Theiles in vollem Masse. Der Vorzug dieses Werkes, dass es die prähistorische Archäologie der slavischen Länder Europas in gleicher Ausführlichkeit behandelt, wie die der übrigen Länder, tritt hier markant hervor; auch die dem Buche beigefügten 861 Literaturcitate gereichen demselben zum Vortheil. Der vorliegende zweite Theil behandelt die Capitel: Die Anfänge der Metallcultur (ein Theil wenigstens der hier besprochenen dänischen Torfmoore wäre allerdings wegen mehrfacher Uebergänge aus der paläolithischen in die neolithische Zeit am Ende des zweiten Capitels des ersten Theiles mehr am Platze gewesen) und die Frage der Kupferzeit in Europa. (Der Verfasser anerkennt die Berechtigung der Kupferzeit für gewisse Theile Europas, so namentlich für Süd- und Ostungarn.) Die Bronzezeit im Orient, in Italien, in Frankreich, in der Schweiz, in England und in Spanien, in Ungarn, in Nordeuropa, in Böhmen, Mähren, in Ostdeutschland, Polen und Russland. (Der Verfasser vertritt die Ansicht, dass die Verbreitung der Bronze in Europa nicht mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft sein muss.) Die Anfänge der Eisenzeit in Griechenland, in Italien, in Hallstatt, in Nordeuropa und Südrussland. Blüthe der Eisenzeit, neue Einflüsse von Westen, die Kelten, die La Tènecultur, die Bojer und Markomannen in Böhmen, römischer Einfluss. (Der Verfasser schreibt die Urnenfriedhöfe Böhmens und Mährens slavischen Stämmen zu, welche schon lange diese Gegenden besiedelt hielten; die vorübergehend in einem Theile Böhmens ansässig gewesenen keltischen Bojer wurden in der Herrschaft über diese Stämme durch die germanischen Markomannen abgelöst.) Das Ende der prähistorischen Zeit, Verfall des römischen Reiches, Völkerwanderung, Germanengräber, Ursprung des gothischen Baustiles; die Wikinger, die Slaven und ihre Cultur, arabischer Handel, Beginn des Christenthums, die Völkerstämme am Ende der prähistorischen Zeit; Schädeltypen.

Beigegeben ist diesem zweiten Theile die Vorrede und die Einleitung zum ganzen Werke und zur Steinzeit; die Karte stellt einen Ueberblick über die Eiszeit in Europa dar.

Dem selbstständigen, kritisirenden Standpunkte des Verfassers begegnet der Leser sehr häufig, und wenn wir auch den in diesem Theile enthaltenen Deductionen des Verfassers nicht überall ganz beipflichten können, so steht das Werk doch durchwegs auf der modernen Grundlage wissenschaftlicher Forschung, fusst zumeist auf den neuesten Originalquellen und kann als eine gelungene Arbeit würdig an die Seite hervorragender ähnlicher anderssprachiger Uebersichtswerke gestellt werden; in der böhmischen Literatur füllt es einen ehrenvollen Platz aus. **Woldřich.**

2.

Hager, Dr. Gg. und Mayer, J. A.: Kataloge des Baierischen Nationalmuseums. IV. Bd. Die vorgeschichtlichen, römischen und merovingischen Alterthümer. München 1892. IX + 272 S. und 27 Taf. 4°.

Das k. baierische Nationalmuseum besitzt einen sehr werthvollen Bestand an prähistorischen, römischen und völkerwanderungszeitlichen Funden, dessen grösster Theil seit 1886 in den ersten, links vom Eingange gelegenen Räumen des Erdgeschosses untergebracht ist und dort als würdige Vorstufe zu den übrigen Schätzen des in seiner Art unvergleichlichen Museums prangt. Nur ein Theil der Thon- und Glasgefässe ist in den betreffenden Fachsammlungen des I. Stockes aufgestellt. Der sehr zweckmässig angelegte und vortrefflich ausgestattete Katalog hat den dermaligen Bestand in die drei,

im Titel genannten Gruppen getheilt und innerhalb dieser die zusammengehörigen Gräber- und sonstigen Gruppenfunde von den zahlreichen Einzelnfunden getrennt. Die Münzen sind ausgeschlossen.

Mit Ausnahme der von dem k. Conservator Mayer bearbeiteten römischen Steindenkmäler, Bautheile, Töpfe und Glasgegenstände hat Dr. Hager das gesammte Material neu geordnet und beschrieben. Wir finden aber nicht nur die genaue Beschreibung und gute Abbildungen der Funde, sondern auch die aus der Literatur und aus unedirten Aufzeichnungen zusammengetragenen und wohl gesichteten Fundberichte und auch einiges, der wissenschaftlichen Verwerthung der Funde Vorschub leistendes Vergleichsmaterial. Auf diese Weise sind etwas mehr als 2000 Nummern handsam, übersichtlich, mit einem Worte, in jeder Beziehung musterhaft und den Fachmännern jeder Stufe zu Dank katalogisirt. Die zahlreichen Abbildungen sind durchwegs correct, hübsch und von seltener Anschaulichkeit. Somit vereinigen sich alle Factoren, um diesen Katalog als eine sehr werthvolle Bereicherung der archäologischen Fachliteratur erscheinen zu lassen.

J. Szombathy.

3.

Grünwedel, Albert: Singhalesische Masken. Internationales Archiv für Ethnographie 1893, Bd. VI, mit 5 Tafeln.

Eine sehr schwierige, durch die vorhandene Literatur nur dürftig erhellte Materie ist es, die Grünwedel mit gewohnter Gründlichkeit und aussergewöhnlicher Sprach- und Sachkenntniss hier angreift. Die singhalesischen Masken führten bislang in der Ethnologie und den ethnographischen Museen ein sozusagen anonymes Dasein, das mit dem gebräuchlichen Schlagworte „Teufelsmasken" blos eine geringe Definition erfuhr. Abgesehen davon, dass nicht alle singhalesischen Masken Culttanzmasken sind, sondern auch eine ganze Reihe von Schauspielmasken existirt (je ein Satz für ein Schauspiel mit festen Typen), was Grünwedel nicht anführt — was ist ein „Teufelstanz" und wie der Zusammenhang der einzelnen Masken mit dem Tanzzwecke, der Beschwörung von Krankheitsdämonen? Auf diese Fragen ertheilt uns der gelehrte Verfasser im vorliegenden ersten Theile seiner Arbeit mit philologischer Akribie höchst interessante Aufschlüsse. Er kommt zu dem unerwarteten Resultate, dass die bei dem „Teufelstanz" (speciell beim Sanni-yakun-nāṭima) zum Ausdruck kommenden Vorstellungen aus der indischen medicinischen Literatur stammen und dass die Formen der Beschwörungen im Wesentlichen die der Tantraschule, also ebenfalls indischer Herleitung sind. Die auf philologisch-linguistischer Basis geführte Beweislegung ist unangreifbar; es scheint mir jedoch, als ob das Wesentliche an dem ganzen Vorgang, wie ihn z. B. Freudenberg beschreibt (S. 15 f.), ein Elementarcult wäre, der allerdings in seinen Einzelnheiten mit den später eingedrungenen sanskritischen Vorstellungen und Begriffen in Verbindung gesetzt worden ist und namentlich in der Terminologie von ihnen beeinflusst scheint. Für das Verständniss der singhalesischen Vorstellungen beim Beschwörungsvorgang ist die Freudenberg'sche Darstellung von Wichtigkeit, der zufolge angenommen wird, dass die Dämonen in den Tänzer fahren, welcher, um sie zu täuschen, nun auf eine Bahre gelegt und als todt aus dem Dorfe auf einen freien Platz getragen wird, wo man ihn verlässt. Hiebei wäre also die Anschauung die, dass der Beschwörer die Krankheitsdämonen mit ihrer speciellen Teufelsmaske aus dem Leidenden herauslockt, dass er sie zwingt, ihr eigenes Bild zu beziehen, eine Vorstellung, die vom Cultbild (so den westafrikanischen Krankheitsfetischen) ebenfalls in vielen Fällen gilt. Die Verwendung von Masken zur Darstellung von Dämonen ist auch in Südindien üblich (vgl. Ziegenralg, Malab. Göttergenealogie, S. 189, Anm. [man zählt unter den Tululeuten zehn Bhutas: 1. Mundadei (männliche Maske); 2. Djarandei (männliche Maske); 3. Djumadi (weibliche Maske); 4. Kodomandei (männliche Maske); 5. Maledjumadi (männliche Maske); 6. Meissandei (Büffel) u. s. w.]). Wie mir scheint, liegt in dem System der Masken für den Sanni-yakun-nāṭima eine künstliche Einpassung der übernommenen indisch-medicinischen Begriffe in die Formen von original-ceylonesischen respective südindischen Dämonenmasken vor, und ebenso, dass diese Identificationen von Krankheitszuständen mit bestimmten Masken naturgemäss ziemlich willkürlich vorgenommen worden sind, wodurch sich auch das häufige Schwanken erklärt. Jedenfalls muss man noch mit einem definitiven Urtheil aussetzen, bis der gelehrte Verfasser sich in den beabsichtigten Fortsetzungen seiner inhaltreichen Abhandlung ausgesprochen haben wird. Hoffentlich erfolgt die Publication derselben um so viel rascher, als die Drucklegung des ersten Theiles, der aus dem Jahre 1891 datirt ist, im Archiv sich verzögert hat.

Haberlandt.

4.

Beschreibung einer von G. Meissner zusammengestellten Batak-Sammlung. Mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen und herausgegeben von Fr. W. K. Müller. (Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde, Berlin, III, 1./2. Heft.) Spemann, 1893.

Unter den mannigfachen Publicationen, die auf Grund des unvergleichlich reichen ethnographischen Materials des Museums für Völkerkunde in Berlin in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt die vorliegende Arbeit eine hervorragende Stelle ein. Der durch wissenschaftliches Interesse ausgezeichnete Administrator der „Deli Maatschappij" in Deli, Herr Georg Meissner (über dessen wissenschaftliche Reisen siehe J. Fr. v. Brenner: Besuch bei den Kannibalen Sumatras, S. 4), hat eine für das genannte Museum angelegte Sammlung der Batak, welche auf Vollständigkeit der Formen anscheinend Anspruch machen dürfte, mit einem beschreibenden Katalog versehen, dessen der unmittelbaren Anschauung und sorgfältigster Erkundung an Ort und Stelle entstammende Ausführungen, durchwegs auf linguistische Basis gestellt, den Hauptinhalt der vorliegenden Publication ausmachen. Der Herausgeber derselben, Herr Dr. Fr. W. K. Müller, der sich durch mehrfache Arbeiten bereits als ausserordentlich tüchtiger Kenner der malayischen Dinge und Sprache erwiesen hat, ist nun in eine sprachliche Durchforschung der von G. Meissner gebotenen Grundlage eingetreten, welche

das Abhängigkeitsverhältniss der Batak-Cultur gegenüber der allgemein malayischen einerseits und der indischen andererseits in ein volles Licht rückt.

In der Sammlung und somit auch in ihrer vorliegenden wissenschaftlichen Beschreibung sind die Batak-Stämme der Karo, Toba und Pakpak berücksichtigt. Gelegentlich finden auch Geräthschaften der Orang timor Erwähnung. In dieser weiteren Erstreckung liegt ein Vorzug der Beschreibung, wenngleich die Batak-Cultur als eine sehr einheitliche bezeichnet werden muss. Das vorzüglichste Verdienst der vorliegenden Arbeit erkenne ich darin, dass zum ersten Male auf Grund der sprachlichen Untersuchung das fremde Lehngut reinlich und deutlich aus dem Inventar der Batak-Cultur ausgeschieden scheint. Wie viel jenes beträgt, wird der selbst mit jenen Einflüssen vertraut Gewesene mit Erstaunen bemerken; vorsichtiger freilich muss die Absprechung sein, wenn sie sich nicht auf linguistische Beweise, die unwiderleglich sind, zu stützen vermag; so erscheint mir die Herleitung des Zauberstockes der guru aus dem danda der Brahmanen (nach v. d. Tuuk) doch etwas gewagt (S. 64). Aeusserst rühmlich ist es, dass jeder besprochene Gegenstand seine Abbildung erhält.

Durch die vorliegende Arbeit und mehrere in der jüngsten Zeit erschienene Reiseberichte, wie derjenige E. Modigliani's: „Fra i Batacchi" und das Buch des Freiherrn v. Brenner: „Ein Besuch bei den Kannibalen Sumatras", ist die Batak-Cultur eine der bestbekannten und durchforschten Enclaven des malayischen Culturgebietes geworden, wenn auch noch immer, namentlich in linguistischer Beziehung, Vieles zu thun übrig bleibt. Die in Rede stehende Arbeit wird künftighin stets als das Fundament einer jeden Untersuchung, die sich mit den Bataks beschäftigt, zu gelten haben; und dies ist in erster Linie der linguistischen Durcharbeitung des Materiales durch Fr. Müller zu danken, eine Basis, welche auf so vielen anderen ethnographischen Gebieten noch schmerzlich vermisst wird. **Haberlandt.**

5.

Český lid. (Das böhmische Volk.) II. Jahrgang. Unter der Redaction des Dr. L. Niederle (anthropologischer und archäologischer Theil) und Dr. Č. Zíbrt (culturhistorischer und ethnographischer Theil). Prag, Šimáček.

Wir fassen zunächst die in die Ethnographie und Culturgeschichte einschlägigen Artikel in's Auge. „Český lid" fand in den čechischen Kreisen die freundlichste Aufnahme und zahlreiche Sammler meldeten sich als Beitragende zu dieser Zeitschrift; auch in diesem Jahrgange überwiegt das gesammelte Material, wovon ein Theil ungewöhnliches Interesse zu erwecken vermag; andererseits fehlt es nicht an gründlichen, vergleichenden Arbeiten, unter welchen jene des Herrn Zíbrt besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Der bekannte mährische Ethnograph Bartoš leitet diesen Jahrgang mit seiner Studie „Kout dle obyčejův a pověr lidu moravského" (Die Entbindung nach den Gebräuchen und dem Aberglauben des mährischen Volkes) ein, in welcher er die Gebräuche der Wöchnerin schildert. Professor Klvaňa beschreibt die mährischen Volkstrachten in der „Slovakei" (Kunovice) der Männer, Frauen und Kinder, bei Hochzeiten und Kindstaufen in ihren einzelnen Theilen; eine Reihe Photographien ermöglicht eine vollkommene Anschauung der Trachten. Herr Holuby, dessen wir in dem Referat über „Slovenské Pahlady" rühmende Erwähnung thaten, hat daselbst eine interessante Erklärung des Vogelgesanges bei den Slovaken geboten; die Abhandlung ist in slovakischer Sprache geschrieben. Smutný schreibt: „O malovaném nábytku na Polabí" (Ueber die gemalten Einrichtungsstücke im Elbethal in Poděbrad, Nimburg, Böhmisch-Brod); gelungene Abbildungen ergänzen seine Abhandlung. Šimák bietet eine Relation aus dem Jahre 1749 in Turnau „O blouznivém písmáku z kacířství podezřelém" (von einem überschwänglichen Büchernarren (Bücherwurm), welcher der Ketzerei verdächtig war).

Fachmänner, welche sich mit dem Bauernhause befassen, mache ich auf den äusserst wichtigen Artikel des Herrn Joh. Franz Hruška: „Statek a chalupa na Chodsku" (Bauerngut und Bauernhütte in Chodske), nämlich aus der Gegend von Taus, aufmerksam, wo sich bis heute die ursprüngliche Tracht und manches Charakteristische unter dem Volke erhalten hat Dieser gründliche Artikel beschreibt nicht nur das chodische Haus, wie es heute besteht, sondern auch wie es früher war, wobei der Verfasser auch ein fesselndes Bild des häuslichen Lebens der Bewohner bietet. An diese Abhandlung reiht sich die Beschreibung eines Maierhofes der Hanna „Grunt Hannácký" von Herrn Houdek an. Herr Dr. Pastrnek theilt uns mit, dass sich das Wort „žudr" auch in alten slovakischen Schriften vorfinde. Ein Auszug aus diesem Artikel findet sich in unseren Mittheilungen vor. Beide Abhandlungen sind mit Abbildungen ausgestattet. Referent Kadásek veröffentlicht hier ein volksthümliches Theaterstück aus der Gegend von Vysoký: „Komedie o Františce, dceři krále anglického, též o Honíčkovi, synu kupce londýnského" (Komödie von Franziska, der englischen Königstochter, und von Hans, dem Sohne eines Londoner Kaufmannes), welches im Jahre 1835 in Tříč aufgeführt worden war. Ein alter Patriot aus Eisenstadt bei Jičín konnte das ganze Theaterstück noch aus dem Gedächtnisse wiedergeben.

Der Referent besitzt noch einige Volksschauspiele aus der Gegend von Vysoký, woselbst er auch Studien machte, aber andere Arbeiten gestatten ihm nicht, sie jetzt zu veröffentlichen. Schade, dass das Stück nicht in Versen veröffentlicht wurde, wie es das Bestreben des Verfassers war. Im Anfange unseres Jahrhundertes wurden im nördlichen Böhmen häufig Volksschauspiele („David", „Salomon", „Leiden Christi", „Genovefa", „Rosenberg" etc.) aufgeführt und noch im Sommer des Jahres 1891 fand in dem Dorfe Jesenné bei Semil eine Theatervorstellung durch das Volk statt. Der Referent besitzt die Photographie einer Vorstellung des „Umučení páně" („Leiden Christi"). an welcher sich stets das ganze Dorf betheiligte.

Aus der Umgebung von Jičín bietet Alois Jakubec die Erzählung „Vo diblikoji" (Vom Kobold); der Referent hätte „diblikoj" oder kleines i geschrieben.

„Obraty melodické v lidové písni" (Melodische Wendungen im Volksliede) und „Osnovy hudební lidových tanců na Moravě" (Motive der Volkstänze in Mähren) beschreibt in fachmännischer Gewandtheit die Feder Janáček's. Auch die Noten sind denselben beigegeben.

Die Redaction hatte die glückliche Idee, alle Liebhaber des Volkslebens um Notizen über Gebräuche im Fasching, zu

Ostern und an anderen Jahrestagen anzugehen. Dieser Aufforderung wurde in ungewöhnlich reichem Masse entsprochen; der Localbefund wird dabei strenge festgehalten.

Der Herr Redacteur Zíbrt betheiligte sich an diesem Jahrgange ausser durch Referate mit drei umfassenden Abhandlungen: „Jízda králů o letnicích v zemích československých" (Fahrt der Könige zu Pfingsten in den čechoslavischen Ländern), welcher auch Photographien beigegeben sind. Der Verfasser sucht nach ähnlichen Festlichkeiten bei anderen Völkerschaften und gelangt zu der Ansicht, dass es eine althergebrachte Sitte zur Feier der Verwandlung des Frühlings in den Sommer sei; beigefügt sind auch die Varianten und Ergänzungen aus jenen Gegenden, wo sich dieser Gebrauch noch erhalten hat.

Die zweite Abhandlung ist eine Polemik gegen Herrn Soukup: „Chození s klibnou" (Umhergehen mit dem Pferde), welches erzählt, wie nämlich die Leute am Tage vor „Heiligen drei Könige" zum Andenken an den König Balthasar, der, auf einem weissen Kameele reitend, nach Bethlehem gekommen sein soll, sich vor Christus zu beugen, sich verkleiden; gewöhnlich bedecken sich zwei Männer mit Sackleinwand und der erste trägt einen nachgemachten Pferdeschädel. Die Deutschen sehen hierin ein Andenken an den Wodanscultus (Grimm) oder an den Dämon des Getreides (Mannhardt); schwer ist es, beiden Glauben zu schenken. Der Verfasser stimmt mit der Meinung Veselovskij's überein, dass diese Sitte ein Ueberrest irgend eines Winterbrauches, wobei man sich als Thiere verkleideter Leute bediente, wie bei den Brumalien, Saturnalien, Kalenden. Dieser Studie ist auch die „Klibna" in Abbildungen beigegeben. Nicht geringeres Interesse erfordert der Artikel „Vynášení smrti a jeho výklady starší i novější" (Das Austragen des Todes und ältere und neuere Auslegungen dafür), in welchem zahlreiche Beispiele aus den verschiedenen čechoslavischen Ländern aus alter Zeit und der Gegenwart angeführt werden.

Ueber die Benennung der Feldraine (polní mezníky) in alter Zeit berichtet in sehr interessanter Weise Dr. Nováček.

Ein Ueberblick über die čechische folkloristische Literatur des Jahres 1891 stammt aus der Feder von Ferd. Pátek, dessen ähnliche Arbeit lobend zu beurtheilen wir schon im Vorjahre Gelegenheit hatten.

„Drábovny v okolí turnovském" (Felsen, in denen sich Stuben befinden, aus der Umgebung von Turnau) beschreibt Šimák. Der gefeierte Romanschriftsteller Al. Jirásek schildert hier das eingegangene Fuhrmannswesen („Formany"), dieses früher so wichtige Communicationsmittel, mit grosser Liebe.

Herr Zíbrt gibt ein gutes Bild der Zeichnungen des Senicer[1]) Cancionales, das durch schöne Illustrationen noch vervollständigt ist und gewiss das Interesse der betreffenden Kreise erwecken wird. Von Frau T. Novák befindet sich hier eine gelungene Darstellung („O rozličném nádobí a nářadí na Litomyšlsku") des Geschirrs und der Geräthe im Kreise Leitomischl in Wort und Bild und von Dr. J. v. Novák ein kleiner Artikel über die Zeit der Leibeigenschaft in Smiřic. Professor Koula liefert einen Bericht über „Starodávné, terrakotové sošky Slováků z lanžhotského okolí" (Alterthümliche Terracottasäulchen der Slovaken aus der Umgebung von Landshut (im Süden der mährischen Slovakei) und Klvaňa über bemalte Ostereier, deren hier eine Menge abgebildet sind; im Bemalen der Ostereier sieht Klvaňa etwas rein Slavisches (siehe Wisła, IV). Eine fesselnde Besprechung des Flachsbaues in Humpolec und der Bereitung des Leines lesen wir in Jar. Mančala's Artikel.

„Kolední hry jihočeské" (Weihnachtsspiele in Südböhmen) schildert Jan Zítek, welche von acht Buben aufgeführt werden; „Modlitby lidové" mit Abbildungen aus der Umgebung von Jilemnic, liefert Smutný. Neue Volkslieder und Varianten aus der Umgebung von Taus (Chodsko) stellt Heinr Baar zusammen (siehe mein Referat über den „Věstník", H Kuba); über walachische Mühlsteine schreibt Václavek, der sich überhaupt eingehend mit der mährischen Walachei befasst. Besonders interessant sind „Dialektologické pabězky z okolí Žleb" (Dialektische Nachlese aus der Umgebung von Žleb), welche in lexikaler Hinsicht viel Neues bietet; nun wird es möglich sein, das Gebiet zu constatiren, bis wie weit nach Norden und nach Osten eine Anzahl Wörter gebraucht werden (cf. Studien von Koubek und Jireček); leider sind diese Beiträge nicht alphabetisch geordnet. Culturhistorisch wichtig ist der Aufsatz von Kl. Čermák: „Společenstvo zváčů, muzikantů, družbů a mládenců v Čáslovi r. 1725" (Die Genossenschaft der Einladenden, Musikanten, Wort- und Brautführer in Čáslau 1725), welcher Beiträge für die damals in dieser Gegend üblichen Hochzeitsgebräuche enthält. Dr. Kameníček lieferte hier einen Auszug aus „Zaklínací knihy rožnovské" (Beschwörungsbücher von Rožnou) in Mähren; der Referent schrieb ganze Bücher ähnlichen Inhaltes ab, besonders solche, die sich auf das Auffinden von Schätzen beziehen; dieselben fand er in der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau und in der Csaploviciana Bibliotheca in Alsó-Kubinyi (Nord-Ungarn), die jedoch noch nicht herausgegeben sind. Mit gelungenen Zeichnungen ist der Artikel Mančala's: „Příspěvek ku poznání ornamentu řemeslnického v Čechách" (Beiträge zur Kenntniss des gewerblichen Ornamentes in Böhmen) ausgestattet.

Damit schliessen wir die Besprechung des culturhistorischen und ethnographischen Theiles ab und wenden uns dem anthropologisch-archäologischen zu.

Der erste Aufsatz in diesem Jahrgange stammt aus der Feder des Professors an der böhmischen Universität und Mitarbeiters dieser Zeitschrift, Dr. J. Woldřich, und behandelt einige südböhmische „Hradiště" (über den Bau der Hradiště bei Litoradlic, bei Poněšic, Strakonic), worüber der Herr Verfasser bereits in unseren Mittheilungen 1893, I, geschrieben hat. Auf diesen Aufsatz und diese Frage antwortet Herr Šnajdr: „K otázce o původu spečených valů" (Zur Frage über den Ursprung der verschlackten Wallburgen), worin er gegen die Ansicht Woldřich's polemisirt, dass diese Wallburgen aus dem V. Jahrhundert nach Christi stammen, und behauptet, dass sie um ganze tausend Jahre älter sind, als Herr Woldřich meine. Redacteur Herr Niederle beschreibt einige für die vorhistorische Anthropologie böhmischer Länder wichtige Objecte, besonders die Schädel in einigen böhmischen Local-Museen; der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit der Reconstruction der körperlichen Höhe der vorhistorischen Stämme, wobei er sich an die Methode des Professors Manouvrier hält und die Resultate seiner Forschungen mit Tabellen versieht. Ein nettes Bild über „Starobylé kříže kamenné v okolí Chrudimi" (Alterthümliche Steinkreuze in

[1]) Aus Senic.

der Umgebung von Chrudim) entwirft Šolta. Dr. Matiegka behandelt vorhistorische Instrumente und aus Knochen oder Geweihen zugespitzte Waffen („O pravěkém užívání nástrojů a zbraní přištípených z kostí nebo parohů"), mit einem Zusatz über vergiftete Waffen; dieser interessanten Abhandlung sind siebzig Bilder beigegeben. Ein Vortrag, den der russische Anthropologe Bogdanow auf einem Congresse der Anthropologen in Moskau über die prähistorische Anthropologie Russlands („O předbistorické anthropologii Ruska") hielt, ist in dieser Zeitschrift in einer Uebersetzung von Niederle veröffentlicht; das Resultat dieser Studie unterstützt die Hypothese von Niederle, dass die Slaven ebenso wie die Gallier und Germanen dem dolichocephalen Typus angehörten, während die jetzige Form des Schädels erst später aufgetreten sei. Archäologen werden auch den Bericht des Herrn Knies: „O římských starožitnostech na Moravě nalezených" (Ueber römische in Mähren aufgefundene Alterthümer) mit Aufmerksamkeit folgen.

Ausserdem befinden sich in diesem Jahrgange des „Český lid" noch einige kleinere archäologische Artikel von Stiftek, Červinka, Matiegka, Diviš und Hrašk.

Damit wäre der Inhalt des „Český lid" im Grossen und Ganzen erschöpft. Ausserdem müssen wir noch erwähnen zahlreiche kurze Recensionen über einige Bücher und Zeitschriften, die Nachrichten über die ethnographische Ausstellung (obzwar dieselben ziemlich kurz gehalten sind), über einzelne Provinzausstellungen und Congresse etc.

In archäologischer Hinsicht übertrifft „Český lid" sogar die „Wisła" und andere slavische Zeitschriften. Wir schliessen mit vollem Lob unser Referat über diese sorgfältig redigirte Zeitschrift. **Karásek.**

6.

Časopis Musea království českého 1891—93. (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen.) Redacteur: Ant. Truhlář.

Diese Zeitschrift, welche schon seit den Dreissiger-Jahren erscheint, nimmt in der böhmischen Literatur eine sehr wichtige Stellung ein; um sie sammelten sich ehedem die čechischen Patrieten und ihre Richtung war hauptsächlich eine literarhistorische. In den Hauptgrundsätzen blieb die Zeitschrift auch unter ihrem neuen Redacteur, Herrn Ant. Truhlář, der bisherigen Tradition treu, aber mit Freuden können wir constatiren, dass sie auch unserem Fache ihre Spalten geliehen hat, obwohl inzwischen in Böhmen neue, rein ethnographische Journale entstanden.

Im Jahre 1891 veröffentlichte Zibrt einen Artikel „Lidové zábavy, obyčeje a pověry na den sv. Jana Křtitele" (die Volksunterhaltungen, Sitten und der Aberglauben, die sich an den Tag des heil. Johannes des Täufers knüpfen). Der Verfasser gelangt zu dem Schlusse, dass die Feierlichkeiten am Tage des heil. Johannes in die vorchristliche Zeit reichen und die allen indo-europäischen Völkern gemeinsame Feier der Sonnenwende bezeichnen. Dabei führt er die einschlägige alte und neue Literatur nicht nur aller slavischen, sondern auch anderer Völker an, gedenkt auch eingehend der Johannesfeuer, der Tänze um die Feuerstätten, des Aberglaubens, der damit in Verbindung steht, der Feuerräder, der Wirkungen des Johannisthaues, eines Bades an diesem Abende, legt dar, welche Kraft die Blumen haben sollen, die an diesem Tage gepflückt werden, und welche abergläubische Sagen von den Thieren erzählt werden; schliesslich erinnert er daran, dass nach dem Glauben des Volkes sich auch an diesem Tage die Hexen versammeln und führt einige Zauberkünste an.

Ein Kenner des kleinrussischen Lebens in Galizien bietet hier eine Abhandlung: „Lidovo lečba u haličských Malorusův" (Die Heilkunst im Volke bei den galizischen Kleinrussen), in welchem er eingehend alle Krankheiten und die Mittel angibt, welche gegen sie gebraucht werden.

Der fleissige Sammler von volksthümlichem čechischen Aberglauben, Prof. Koštál, bot hier einen Artikel „Můra v podání prosto národním" (die „Trud" in volksthümlicher Ueberlieferung) über eine unkörperliche Menschengestalt, welche die Schlafenden quält oder ihnen das Blut aussaugt. Zum Schlusse führt der Verfasser auch die gebräuchlichen Mittel gegen diesen ungebetenen schlimmen Gast an.

Der Redacteur der Zeitschrift, Herr A. Truhlář, bietet dadaselbst auch eine fesselnde Abhandlung „O některých knihách prosto národní četby české v století XVI". (Ueber einige čechische Volksbücher aus dem XVI. Jahrhundert), in welcher er die Volksbücher aufzählt, welche sich besonderer Vorliebe beim Volke erfreuten; als solche erwähnt er: „Život Ezopův" (Das Leben Aesops), „Markolt a Šalomon" (Markolt und Salomon), „Aniškard a Sigismunda" (Aniskard und Sigismunde), wovon das zweite auch in der deutschen Literatur, und zwar als ein beliebtes Gedicht scherzhaften Charakters als „Salomon und Morolf" im XII Jahrhundert bekannt war und in einer rohen Umarbeitung des Gesprächspieles aus dem XIII. Jahrhundert und in dem Volksbuche „Salomon und Markolf" aus dem XVI. Jahrhundert erhalten blieb.

Aus dem Jahre 1892 lesen wir hier einen durch seine Methode wichtigen Artikel „Studie z literatury lidové" (Studien aus der Volksliteratur — aus den Legenden über die Wanderungen Christi auf der Erde) von Dr. Polívka. Herr Dr. Polívka betrat hier die in den Arbeiten des russischen Gelehrten Veselovský aus Petersburg bezeichnete Bahn. Petrus pilgerte mit Christum auf der Erde umher und leugnete, dass er das dritte Käselaiberl habe. Der Verfasser sucht ähnliche Themen bei anderen Völkern. Der Recensent besitzt selbst eine Variante von dem heil. Petrus und dem Soldaten, die in deutschen Erzählungen bekannt ist; sie stammt aus der Umgebung von Jičín, wo sie mit der Erzählung von dem Müllerburschen, der das Gruseln lernen wollte, verknüpft ist. Hier erinnere ich nur daran, dass die Version bis in Indien zu suchen sein wird; in der deutschen Literatur kommt eine Erzählung vom heil. Petrus schon im X. Jahrhundert in lateinischer Sprache, auf deutscher Grundlage beruhend, vor, wonach ein Landsknecht in einem Lügenschwanke sein Zusammentreffen mit dem heil. Petrus und Christus an dem Himmelseingange und von dem prächtigen Mahle daselbst erzählt. Daran, dass Petrus im Laufe der Zeit zu einer komischen Figur wurde, ist die deutsche Reformation schuld, welche trachtete, Petrus, als das Vorbild eines Papstes, herabzusetzen. Die vorlaute Unklugheit und der gutmüthige Egoismus des heil. Petrus wird besonders in den Dramen und Schwänken des XVI. Jahrhunderts, worunter wir nur an das bekannte „St. Peter mit der Geiss" erinnern, besonders von Hans Sachs mit Humor

gezeichnet (Siehe auch die Literatur der lutherischen und nachlutherischen Polemik.)

Schliesslich theilt Herr Polívka die slavische Variation aus dem Nachlasse Šafařik's mit.

Ausserdem bringt diese sorgfältig redigirte Zeitschrift Referate über slavische ethnographische Zeitschriften aus der Feder des genannten Herrn Polívka. **Karásek.**

7.

Slovenské Pohlady. 1893. Redacteur: Josef Škultéty. Turč. sv. Martin (Nord-Ungarn).

Aus dem Inhalte dieses slovakischen Journals, welches neben gelungenen Gedichten und Erzählungen auch gelehrte Abhandlungen vorführt, heben wir einige Artikel heraus, die auf unser Fach Bezug haben. Dem übrigen mannigfaltigen Inhalte können wir keine Aufmerksamkeit schenken. Der Archivar Herr Križko befasst sich eingehend mit slavischen Alterthümlichkeiten, und eine solche Erscheinung bietet er auch hier in der „Pamjatka drievných narodov v slovenskej reči" (Erinnerung an alte Völker in der slovakischen Sprache), in welcher er die Wörter „Chumaj (Kumann), cikan (Zigeuner), čud, flandra, Némec (der Deutsche); Obor (Avar-Riese?), pačmaga (Pečenci-Pečenegen), psohlavec, Turek (Türke), Uher (Ungar), Valach (Walache), Vlach (Italiener), Vítěz, Bur", erklärt und sie mit den Namen dieser Völker in Verbindung bringt, woraus er den Schluss zieht, dass die Slovaken schon uralte Bewohner ihres Landes seien.

Herr Decan Šujanský führt eine Reihe slovakischer Wörter an, welche sich in der ungarischen Sprache erhalten haben.

Ausserdem wird hier eine Reihe reizender Sagen und Legenden aus der mittleren Slovakei in reinster slovakischer Sprache geboten, so dass ihr Inhalt nicht nur für den Fachmann wichtig, sondern es kann auch die Sprache und die Syntax ein dankbarer Gegenstand der Analyse für den Slavisten sein; der Leser wird durch deren Wohlklang beinahe begeistert Von Križko ist hier ferner ein Artikel über die Bergwerke, worin der Autor die Cotinen und Quaden als Slaven ausgibt; dagegen lässt sich allerdings Manches einwenden. Allein die hier einschlägigen Berichte sind interessant. Einen gewissen Beleg dafür bieten die Alterthümlichkeiten von Dobronič und Pliešov.

Auf das vorhistorische Schlösschen Skala in Šučany lenkt Lochau die Aufmerksamkeit.

Der geachtete Kenner des bošackischen Thales unterhalb Lopeník, Herr Holuby, der sich mit Glück mit der Botanik befasst, so dass sein Name auch ausserhalb der slovakischen Grenze weit bekannt ist, aber auch das Studium des Volkes sich angelegen sein lässt, wobei er ein scharf beobachtendes Talent aufweist, hat hier einen Artikel über die Zauberei vor dem Gerichte in Sillein aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert veröffentlicht. Holuby hat hier auch Sagen aus diesem Thale wiedergegeben, welches er nach dieser Richtung bereits erschöpft hat, so dass er nun seine Schritte nach Trenčin, in das Thal der Waag, lenkt. Im Referate über „Český lid" gedachte ich schon dieses geachteten Encyklopädisten in dankbarer Anerkennung.

Ueber den mythologischen Dualismus schreibt Chorvat. Nach der Arbeit Veselovsky's, Razys k XI. und des Ethnograph. Oboz. V. 1890 lässt sich nicht viel Neues mehr sagen. Der Autor gelangt zu dem Resultate, dass auch in der slavischen Mythologie schon das Princip des Bösen entwickelt und personificirt sein musste. (Siehe Matov „Periodič. Spis. LI—LII Recen. über Živa Starina" v. Marinov.)

Zum Schlusse müssen wir noch der ausserordentlich wichtigen Studie über die slovakische Sprache aus der Feder des Dr. Pastrnek, Docenten an der hiesigen Universität, gedenken, womit dem Studium der verschiedenen slovakischen Dialekte eine neue Aera eröffnet wurde. Es ist wohl leicht begreiflich, dass diese Artikel in den Kreisen der Slavisten gehörige Beachtung und wohlverdiente Anerkennung finden. **Karásek.**

8.

Mythiske bytosće łužiskich Serbow. (Mythische Wesen der Lausitz-Wenden.) Napisał Adolf Černý. I. Bd. Bautzen 1893. S. 239 in 4°.

Diese Schrift wurde in Abschnitten schon längere Zeit im „Časopis maćicy serbskeje" veröffentlicht und erschien nun als Separatabdruck im Verlage des hochherzigen Lausitzer Patrioten M. Hornik, dem sie aus Dankbarkeit gewidmet ist. Der Verfasser ist ein geborner Böhme, welcher aber alljährlich beide Lausitzen bereist und sich deren Sprache in Wort und Schrift derart angeeignet hat, dass er in ihr auch Gedichte verfasst. Im Jahre 1889 schrieb er polnisch und lausitzisch über das lausitzische Haus, worüber ich heuer im „Lausitzischen Magazin" (Görlitz) referirte. Herr Černý leitet sein Werk mit einer gelungenen Uebersicht der bisherigen mythologischen Forschungen ein, wobei er die Schule Creuzer's Müller's, Schwartz', Kuhn's, Lang's etc. charakterisirt, und verräth hier, wie in der ganzen Abhandlung, gründliche Kenntniss der einschlägigen Literatur, insbesondere der slavischen.

Von den Sammlungen (Sammlungen von Sagen von Schön) erfuhr ich bei meinem heurigen Aufenthalte in Görlitz, dass sie sich dort nicht befinden. Am Schlusse der Vorrede ist die Literatur angegeben, was dem Folklorist besonders willkommen ist. Herr Černý sagt, Veckenstedt's Sammlung sei unverlässlich; dasselbe behauptet er auch von Schulenburg. In Burg, wo er die Sagen, Märchen etc. veröffentlichte, erfuhr ich, dass man die Märchen und deren Wiedergabe nicht kennt — wahrscheinlich kannte Veckenstedt nicht wendisch.

Die geehrten Leser dieser Zeitschrift wird es interessiren, wenn wir einen ausführlicheren Inhalt dieser Schrift mittheilen, ohne irgend welche Bemerkungen hinzuzuthun.

Der Autor theilte den Stoff in fünf Abschnitte:

I. Kubołčik (Kobold) šotek, skřítek, rus. domovoj, in verschiedener Gestalt als Kapauner, Huhn; putzt Pferde, findet sich in der Mühle.

Zmij, nw. plon., č. plívník — Drache, Gelddrache; twarohowy zmij (Quarck) — Zmij, hilft den Menschen; plon als Kalb; wie kann man einen Zmij in Besitz bekommen oder wegjagen.

„Boże sedleško, Boża łosć als ein weisses Kind, wohnt in jedem Haus, besonders beim Ofen; seine Gestalt ist verschieden.

Lutki, palčiki sind kleine kobołčiky, in der Gestalt der schwarzen Leute, manche sprechen schlecht lausitzisch, haben Schätze, verkehren mit den Menschen, waren Feinde des Christenthumes (verdorben Glocken). Ihnen sind ähnlich „diví lidé, divé ženy", poln. „krasnoludki", Zwerge, Quexe, und sind zu finden: 1. im Hause; 2. auf dem Felde, in den Bergen, im Walde; 3. sind Wärter der Schätze.

II. Schlafende Ritter, cf., Ritter im Kyffhäuser, Untersberg, Blaník, poln. Błonicka góra, Babia góra, Marko kralević bei den Serben etc. Bei den Lausitzen ist es die „Plonicka gora", und es ist merkwürdig, dass sie nach einer Version in Böhmen liegt oder bei Lubinje.

III. Hobry (lesní muž, v. lešij), Waldmenschen, Graby (draby), manche haben Pferdefüsse, sind Walddämone.

Dżiwica, schöne junge Waldnixen.

Dżiwja żona, ähnlich der ersteren; von ihnen sind nur wenige Sagen erhalten.

Pripołdnica, Serpownica, böhm. polednice, poln. południca, sucht besonders die Wöchnerinnen auf, um ihnen Kinder zu vertauschen.

Serpašyja, grosses Weib mit Sichel unter dem Arme.

Směrkawa, böhm. klekánice, Vesperweib.

Worawy, wurlawy, Waldnixen, ähnlich den Winterdämonen.

IV. Sudičky (Lit. laumai), Schicksalsgöttinnen.

Zła żona, böses Weib.

Přeměnk, vertauscht Kinder, die ohne Aufsicht sind, wie bei den Polen die boginki und mamuni, bei den Serben vertauschen die Feen Kinder (Wechselbalg).

Kchorosće, Krankheiten.

Mór, Pest, gewöhnlich in weisser Kleidung.

Smjertnica, čech. smrtolka, smrtonoška, gewöhnlich in der Gestalt eines Weibes, in der Regel weiss. — Im Dorfe Werben tragen bei Leichenbegängnissen die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein grosses weisses Kopftuch (ich habe selbst eine solche Photographie); smjertnica manchmal als Sensenmann. Bekannt ist, dass der Tod auch Pathe ist.

V. Słončko, měsac, hwězdy, Sonne, Mond, Sterne. Der Mann ist im Monde, das Weib in der Sonne.

Mračele, Njewjedro Wjera = Jagababa.

Wětr, Wiechor, Wind; wohnt in tiefen Wäldern, hat grosse Macht.

Dyterbjernat, Nócny hajnik = divoký lovec cf., der wilde Jäger, Eckhardt, Dietrich von Bern; Dyterbjernat = Ban (Pan) Dietrich.

Der Verfasser dieses umfassenden Buches erschöpfte nicht nur die ganze gedruckte Literatur, sondern sammelte auch selbst und wiedergab es in einer sehr glücklich gewählten Form, nämlich im selben Dialekte, in dem er das Erzählte hörte. So wird diese Schrift zu einem sehr wichtigen Beitrag für die slavische Dialektologie, besonders für die lausitzische. Ich erwähne, dass in manchen Kirchspielen sogar drei bis vier Dialekte vorkommen. Ueberall gibt er auch den Ort und Gewährsmann an

Das weitere Studium wird zeigen, was originell lausitzisch und was von den Deutschen herübergenommen wurde; der deutsche Einfluss ist hier unermesslich. Mögen auch alle Personen und Erzählungen nicht mythisch sein, so muss das dem Autor verziehen werden; der Folklorist kann alles brauchen, wenn es auch der Ueberschrift des Buches nicht entspricht.

Der zweite Band erscheint in einem Jahre.

Karásek.

Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens.

Von **Břetislav Jelínek.**

II. Theil.

(Mit 71 Text-Illustrationen.)

Die Gräberstätte von Vorder-Ovenec.

Bei Gelegenheit der Bauten und Anlage von Gärten, welche für die Landesausstellung in Baumgarten bei Prag (1891) im Jahre 1890 vorgenommen wurden, stiessen die Arbeiter auf Aschengruben, in welchen Scherben von verschiedenen Gefässen enthalten waren. Herr Architekt Ant. Wiehl hatte die Güte, mich von diesem Vorfalle sogleich in Kenntniss zu setzen und war es auch späterhin ermöglicht, jedes Grab, auf welches man stiess, ringsherum umzugraben und unter Aufsicht zu öffnen.

Diese Nachforschungen ergaben als Resultat, dass sich hier eine grosse Begräbnissstätte auf einer Fläche von mehr als 200 Ar ausbreitete. Schon früher waren hier bei Arbeiten in den Parkanlagen verschiedene vorgeschichtliche Objecte gefunden worden, die unter dem Namen „Funde von Vorder-Ovenec und Obora“ [1]) bekannt sind.

Beim Baue der Tramwaylinie, welche in den Park geführt wurde (1884), stiess man wiederholt auf der ganzen Baustrecke auf Gräber; die Bergung des Inhaltes derselben geschah aber ohne jegliche Rücksichtnahme auf die einzelnen Fundstellen, indem sich die Interessenten, welche den Arbeitern die aufgefundenen Objecte abkauften, blos mit diesen begnügten. — Ich wende mich aber gleich zu den systematisch durchgeführten Ausgrabungen, weil den Gerüchten, welche über die eben erwähnten Funde circuliren, nicht viel Glauben beizumessen ist.

Auf einer Fläche von 180 Ar wurden Gräber entdeckt, deren Zahl sich nach den gepflogenen Erhebungen auf 170 belaufen haben dürfte. Von diesen waren zwei Skeletgräber, drei enthielten einen theilweisen Leichenbrand und die anderen waren durchgehends Kesselgräber mit reinem Leichenbrand. Von allen hier entdeckten Gräbern wurden 139 unter Aufsicht geöffnet; die Zahl jener, welche bei verschiedenen Arbeiten gänzlich zerstört wurden, kann man auf beiläufig 30 veranschlagen.

Einen detaillirten Plan von diesem Gräberfelde gelang mir trotz aller Unterstützung, die mir von Seite der daselbst beschäftigten Herren Landesbeamten zutheil wurde, nicht zu entwerfen, weil die Hast, mit welcher wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit gearbeitet wurde und da verschiedene private Baumeister sich in ihren pressanten Arbeiten nicht aufhalten lassen wollten, eine specielle Untersuchung aller hier entdeckten Gräber ganz unmöglich machte. Nichtsdestoweniger gelang es mir doch, auf einer Fläche von beiläufig 200 m², und zwar dort, wo vor dem Pavillon des Pilsener Brauhauses, dem Industriepalaste und dem Pavillon des Landesausschusses Sand gegraben, Wege und Gartenbeete angelegt wurden, eine interessante Partie dieser Gräberstätte zu fixiren, welche die zwei erwähnten Skelette, das grösste Kesselgrab und ein Grab mit einem theilweisen Leichenbrand nebst einigen zusammenfügbaren Gefässen aus verschiedenen Kesselgräbern enthielt (siehe Fig. 5). Am dichtesten lagen die Gräber dort, wo die Künstlerhalle errichtet werden sollte, denn längs einer 20 m langen Grundmauer habe ich deren sieben gezählt, welche 2—6 m von einander entfernt, fast in einer Reihe angelegt waren; ebenso verhielt es sich bei der 12 m langen Quermauer desselben Gebäudes, wo fünf Gräber vorgefunden wurden, von welchen zwei ganz nahe aneinander lagen.

Wir schreiten nun zu der Besprechung der einzelnen Gräber und der daselbst gemachten Funde überhaupt und beginnen mit den **Kesselgräbern**, welche auf dieser Gräberstätte dominiren.

Alle unter besonderer Aufsicht geöffneten Kesselgräber waren rund, nach unten kugelig abgeschlossen und mit Asche vermischter, schwarzer Erde, sehr wenigen kleinen Splittern von verbrannten Menschenknochen, ferner mit Thierknochen, von welchen einige angebrannt waren, und mit kleinen Holzkohlenstücken gefüllt, aus welchem Inhalte nebst Scherben und grösseren Bruchstücken von Thongefässen, mitunter

[1]) Přední Ovenec heisst ursprünglich der heutige Bubeneč und Královská obora (königlicher Thiergarten) der jetzige Baumgarten. Ich behalte die ursprüngliche Benennung dieses Ortes deshalb bei, weil alle in früheren Zeiten daselbst gemachten Funde unter derselben verzeichnet wurden.

auch andere vorgeschichtliche Objecte zum Vorschein kamen. Alle Gräber dieser Art waren von gleicher Construction, nur ihre Maasse variirten ein wenig untereinander, indem die Tiefe derselben 60 bis ausnahmsweise 100 cm und deren Mündung nach oben einen Durchmesser von 70—100, ausnahmsweise von 120—140 cm erreichte; blos ein Grab war 50 cm tief und hatte im Durchmesser ebenfalls nur 50 cm. Bei den übrigen Gräbern verhielten sich die Maasse der Tiefe zum Durchmesser wie: 60 zu

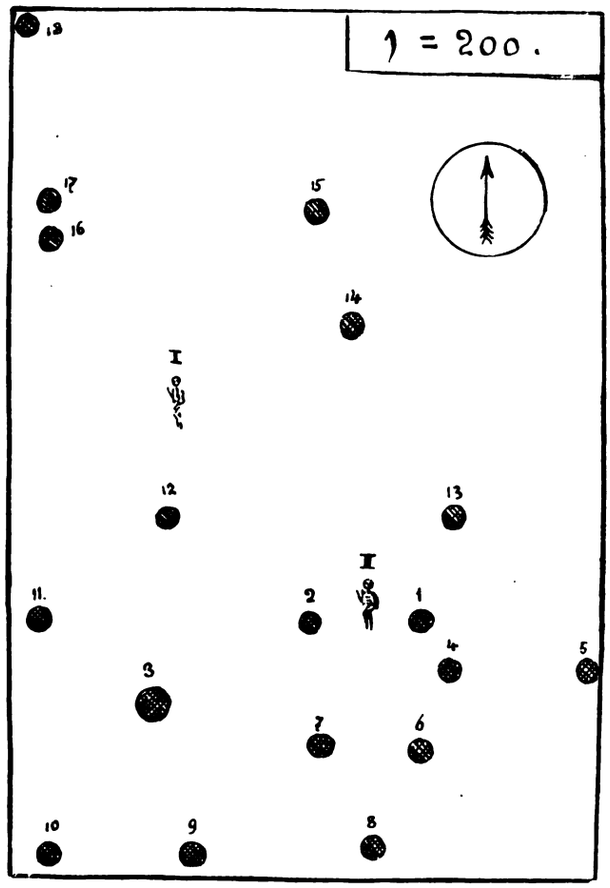


Fig. 5. **Situationsplan eines Theiles der Gräberstätte von Vorder-Ovenec.** 1:200.

80—100; 70, 80 und 90 zu 100—120, zweimal 100 zu 120 und einmal 100 zu 140. Diese Gräber waren unregelmässig weit, und zwar 2—18 m von einander entfernt in die Erde versenkt und befanden sich circa 40 cm unter der Humusschichte.

Aus dem Localaugenscheine erhellt, dass die Verbrennung der Leichen nicht an Ort und Stelle, sondern irgendwo anders stattgefunden haben muss, von wo die Asche hieher übertragen und daselbst in die vorbereiteten Gruben versenkt wurde; denn aus allen daselbst gefundenen Scherben liessen sich nur wenige Gefässe zusammenstellen und in der Asche fanden sich häufig gebrannte Lehmklumpen, welche offenbar von der Stelle, auf welcher der Leichenbrand vollzogen wurde, herrührten und beim Zusammenscharren der Asche mit aufgeladen, hieher überführt und mit vergraben wurden. Ausserdem sind viele daselbst gefundene Scherben auch stark vom Feuer angegriffen und mitunter so verbrannt, dass sie förmliche Schlacken bilden, ein Beweis, dass auch Gefässe der Leiche beigegeben und mit derselben verbrannt wurden. Jedes von diesen Gräbern enthielt, wie aus den verschiedenen Scherben zu schliessen ist, 3 bis ausnahmsweise 21 grosse und kleine Gefässe, welche theils roh, theils geglättet waren.

Als Muster dieser Gräber füge ich unter Fig. 6 das Bild eines ideal zusammengestellten Kesselgrabes bei. Dasselbe ist nämlich aus zwei Gräbern zusammengestellt, so dass der obere Theil desselben I (*AC*)

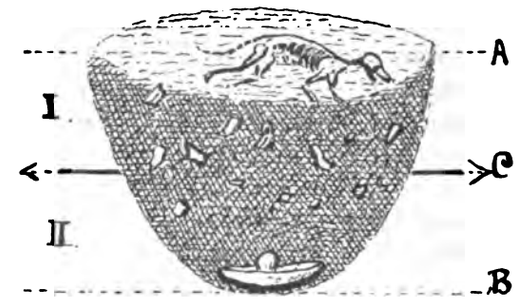


Fig. 6. **Aus zwei Gräbern ideal zusammengestelltes Kesselgrab von Vorder-Ovenec** ($^1/_{20}$ nat. Gr.).

den oberen Theil eines, und der untere Theil II (*CB*) den unteren Theil eines anderen Grabes darstellt. Ich habe diese zwei Gräber deshalb combinirt zur Abbildung gewählt, weil sie allein die zwei einzigen Arten von absichtlicher Beisetzung ganzer Objecte aufweisen.

Das erste Grab I, welches sich in den vertieften Gartenanlagen vor dem Gebäude der retrospectiven Ausstellung befunden hatte, enthielt blos Scherben von verschiedenen (15), rohen und geglätteten Gefässen. Dasselbe war fast 80 cm tief und hatte an der Oeffnung etwas über 90 cm im Durchmesser. Oben auf demselben lag, wie ein Hüter des Grabinhaltes, ein Skelet von einem Hunde (Canis optimae matris Jeit. — Museum Nr. 6129), und zwar in der Richtung von Nordwest nach Südost gestreckt, mit dem Schädel nach letzterer Richtung.

Das zweite Grab II war 90 cm tief und hatte 100 cm im Durchmesser. Dasselbe enthielt Scherben von

18 Gefässen, auf dem Boden stand eine Reibsteinplatte von rothem Sandstein und auf derselben lag ein runder, faustgrosser, leicht handlicher Kieselstein, welcher auf der unteren Seite stark abgewetzt war, offenbar ein Kornreiber oder Klopfstein[1]). Die Reibsteinplatte Fig. 7 ist oval, in der Mitte

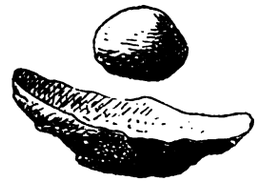


Fig. 7. **Reibsteinplatte mit Klopfstein aus den Brandgräbern** ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

stark durch das Reiben vertieft, 35 cm lang, 23 cm breit und 8 cm hoch.

Ausser in diesem Grabe befanden sich noch in drei anderen Gräbern in derselben Art beigesetzte Reibsteinplatten mit Reibsteinen. Von diesen ist eine Reibsteinplatte ebenfalls von rothem Sandstein und stark abgenützt. Dieselbe ist 34 cm lang, 26 cm breit und 6·5 cm hoch, die zwei anderen sind von weissem

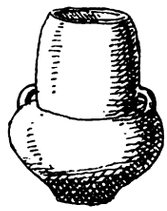


Fig. 8.
Thongefäss ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

Fig. 9.
Thonsieb ($^1/_5$ nat. Gr.).

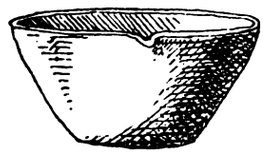


Fig. 10. Thongefäss mit Ausgussschnabel ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

Gefässe aus dem Kesselgrabe 1.

Sandstein, auf der Reibplatte ganz flach und ist die eine von ihnen 38 cm lang, 23 cm breit und 13 cm hoch; die andere ist 34 cm lang und hat dieselbe Breite und Höhe.

Wenn wir unseren Situationsplan (Fig. 5) ansehen, so finden wir zu beiden Seiten des Skeletgrabes II zwei Kesselgräber, welche von demselben je 1 m entfernt waren.

[1]) Aehnliche Reibsteinplatten und Klopfsteine kamen auch in den Urnengräbern von der Kotlářka vor (vgl I. Theil in diesen „Mittheilungen", Bd. XXI, S. 32).

Das erste Grab 1 war 90 cm tief und hatte am Rande 100 cm im Durchmesser. In demselben wurden Scherben von 11 Gefässen gefunden, von welchen sich zwei Gefässe ganz und ein drittes nur zum Theil zusammenfügen liessen. Es sind dies:

Ein langhalsiges Gefäss (Fig. 8) von grauer Farbe, geglättet. Zwei kleine Henkel verbinden das Halsstück mit dem Gefässkörper. Höhe 23, Durchmesser an der Mündung 12, am Boden 8 cm.

Das zweite Gefäss ist ein Sieb (Fig. 9). Dasselbe ist grünlichgrau von Farbe, geglättet und am Rande mit einem

Fig. 11*a*.

Fig. 11*b*.

Thonschüssel und deren innere Bodenverzierung aus dem Kesselgrabe 2.

Henkel versehen, der Boden desselben ist durchlöchert. Höhe 5, Durchmesser an der Mündung 14·5, am Boden 6·2 cm.

Das dritte ist ein breites Gefäss (Fig. 10), am Rande mit einem Schnabel versehen, von rothgrauer Farbe, geglättet und etwas roher als die vorerwähnten gearbeitet. Dasselbe ist 15 cm hoch und hatte im Durchmesser an der Mündung 36 (?) und am Boden 20 cm.

Das zweite Grab 2 war 70 cm tief und hatte 90 cm im Durchmesser. In demselben befanden sich Scherben von 15 Gefässen.

Von diesen habe ich nur mit genauer Noth eine tiefe Schüssel (Fig. 11*a*) zusammenstellen können. Dieselbe ist

Fig. 12. **Henkelgefäss mit Verzierungen** ($^1/_5$ nat. Gr.).

auf der Aussenseite roh und von rothbrauner Farbe, innen aber schwarz geglättet und mit einem in vier Felder getheilten und breit gestreiften Boden versehen (Fig. 11*b*). Ein verhältnissmässig sehr kleiner Henkel ist am Rande derselben angebracht. Höhe 10, Durchmesser an der Mündung 27·5, am Boden 9·5 cm.

Das dritte Grab 3 war eines von den grössten, denn es hatte die Tiefe von 100 und eine Breite von über 140 cm. Dasselbe war 8 m von dem vorerwähnten entfernt und enthielt — wie die meisten derselben — eine Menge Scherben von rohen und feinen Gefässen, welche sich aber nicht zusammen-

stellen liessen; dafür fanden sich hier einige durch Feuer sehr zerstörte Stücke, namentlich vom Rande eines grossen Gefässes, welche zu förmlichen Schlacken zusammengebacken waren.

Ein anderes Kesselgrab, welches in der südlichen Ecke zwischen dem Hauptgebäude der Kunstausstellung und dessem Anbaue situirt war, enthielt:

Ein sehr schönes Gefäss (Fig. 12) von dunkelgrauer Farbe. Dasselbe ist geglättet, auf der Ausbauchung mit fingerbreiten, vom Halse herablaufenden Wülsten verziert. Auf der Ausbauchung ist es kreuzweise mit zwei Henkeln und zwei länglichen, vorstehenden Ansätzen versehen. Diese letzteren sind ihrer Länge nach durchlöchert und ziehen sich von denselben eingedrückte Streifen über die Gefässwand herab zum Boden. Auch der Rand des ausgehöhlten Bodens ist mit zwei Löchern versehen. Höhe 15, Durchmesser an der Mündung 7·5, am Boden 5·5 cm.

Dieses Gefäss stand in dem Grabe und war mit einer länglichen Sandsteinplatte bedeckt, durch die Last derselben und des Erdreiches gebrochen und etwas eingedrückt. Als es herausgehoben wurde, fiel es auseinander und aus seinem Inneren rollten mehrere Bruchstücke von einer zerbrochenen Bronzesichel und von Bronze-Rohguss heraus. Das Gefäss liess sich gut zusammenfügen und ist dasselbe sammt seinem Inhalte im städtischen Museum wohl aufbewahrt (Nr. 6180 bis 6182).

Von sonstigen Thongefässen, welche aus den anderen Kesselgräbern herrühren und sich ganz oder zum grössten Theile zusammenfügen liessen, verzeichne ich:

Einen schwarz geglätteten Napf (Fig. 13). Höhe 5, Durchmesser am Rande 11, am Boden 2·5 cm.

Einen Napf mit einem hinaufgebogenen Henkel (Fig. 14). Derselbe ist ebenfalls schwarz geglättet. Höhe 5·6, Durchmesser am Rande 12, am Boden 2 cm.

Einen Napf von graubrauner Farbe (Fig. 15). Höhe 6, Durchmesser am Rande 7, am Boden 3 cm.

Einen schwarz geglätteten Napf mit einem Henkel (Fig. 16). Höhe 7, Durchmesser am Rande 11, am Boden 5 cm.

Eine graue, geglättete Schüssel (Fig. 17). Höhe 11·5, Durchmesser am Rande 23, am Boden 5·5 cm.

Ein tiefes, grau geglättetes Gefäss (Fig. 18). Höhe 18, Durchmesser am Rande 18, am Boden 9 cm.

Eine Flachschüssel (Fig. 19). Dieselbe ist auf der Aussenseite roh gearbeitet und von grauer Farbe, innen aber schwarz geglättet. Der Rand derselben ist geschweift und der Boden nach innen etwas erhaben. Höhe 5, Durchmesser am Rande 27, am Boden 6 cm.

Ein Gefäss von lichtrothbrauner Farbe (Fig. 20). Dasselbe ist auf dem Gefässkörper unterhalb des Halses quer und auf der Ausbauchung der Länge nach zum Boden herab mit fingerbreiten Streifen verziert. Höhe 16, Durchmesser an der Mündung 13·5, am Boden 6·8 cm.

Fig. 13.
Napf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 14.
Henkelnapf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 15.
Napf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 16.
Henkelnapf ($^1/_5$ nat. Gr.).

Fig. 17.
Schüssel ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

Fig. 18.
Tiefes Gefäss ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

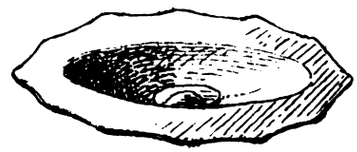


Fig. 19.
Flachschüssel ($^1/_6$ nat. Gr.).

Fig. 20.
Verziertes Gefäss ($^1/_6$ nat. Gr.)

Fig. 21.
Urne ($^1/_{15}$ nat. Gr.).

Thongefässe aus den Kesselgräbern von Vorder-Ovenec.

Eine Urne von schmutzig röthlichgelber Farbe (Fig. 21). Dieselbe ist, ähnlich wie beim vorigen Gefässe, mit fingerbreiten Streifen verziert; der flache Rand ist gekerbt. Höhe 38, Durchmesser an der Mündung 29, am Boden circa 15 cm.

Ein vom Halse an nach unten gestreiftes Gefäss mit zwei Henkeln. Dasselbe ist von schmutziggrauer Farbe und sehr ähnlich jenem, welches bei dem Skelete II (Fig. 36) gefunden wurde, ist aber etwas kleiner. Höhe 17, Durchmesser am Rande 15, am Boden 7 cm.

In einem Grabe, welches in den Parkanlagen vor dem Gebäude der retrospectiven Ausstellung geöffnet wurde, befand sich (ausser verschiedenen Scherben) auch ein Bruchstück von einer Schüssel, welche die Form und Grösse des unter Fig. 17 abgebildeten Stückes hatte; dieselbe ist jedoch mit einem Henkel versehen, von grauer Farbe und geglättet.

Verzierte Gefässe kamen auf dieser Gräberstätte sehr sporadisch vor. Ausser wenigen Scherben kann ich blos zwei Bruchstücke von Näpfen (Fig. 22 und 23) verzeichnen.

Der erste Napf (Fig. 22) ist braun und war geglättet, scheint aber durch Feuer gelitten zu haben. Die Verzierung besteht in mit Furchen gestreiften Flächen, welche durch sparrenförmige Zacken von einander abgetheilt erscheinen.

Oben, längs der ganzen Schraffirung, läuft ein punktirter Ring herum.

Der zweite Napf (Fig. 23) ist schön schwarz geglättet und ausserhalb der Schraffirung mit kleinen hervorspringenden Buckeln verziert.

Die Gefässscherben, welche auf dieser Begräbnissstätte massenhaft vorkamen, zeichnen sich besonders durch ihre Mannigfaltigkeit aus und stammen theils von ähnlich geformten Gefässen, wie wir sie in unseren Abbildungen finden, oder von Gefässen, die

Von anderen Thongegenständen, welche in diesen Gräbern gefunden wurden, ist noch ein kleines Gewicht (Fig. 24) zu verzeichnen. Dasselbe ist kegelförmig, roth von Farbe, 6·5 cm hoch und hat am Boden 4·7 cm im Durchmesser. Das obere Ende ist flach abgeschnitten. Ausserdem wurden hier auch grössere Webegewichte von 12—15 cm Höhe gefunden, welche vierkantig und jenen von Libeň (vgl. I. Theil, Fig. 24) ähnlich sind.

Von grosser Bedeutung ist jedoch der Fund eines Bruchstückes von einem Steinhammer (Fig. 25),

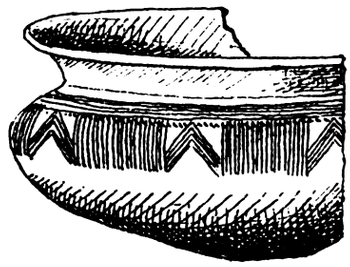


Fig. 22.

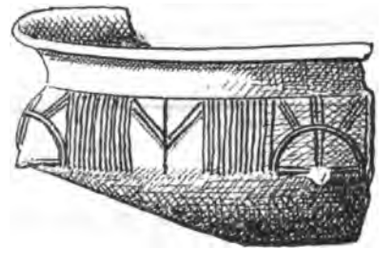


Fig. 23.

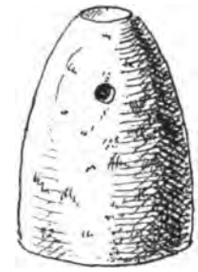


Fig. 24.

Bruchtheile von verzierten Näpfen (1/4 nat. Gr.). **Thongewicht** (1/2 nat. Gr.).

uns von anderen Fundstätten Böhmens bekannt sind. Von diesen letzteren sind zu verzeichnen:

Kleine Doppelgefässe von der Art des in der Balabenka gefundenen (vgl. im I. Theil dieser „Materialien", Fig. 34), grosse Urnen (vgl. „Funde zu Slup", Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XX, Tab. I, Fig. 1; „Branik", ibid. Bd. XIV, S. 179, Fig. 41) mit glatten und gezackten Rändern u. s. w. Ueberhaupt sind dies Gefässformen, die dieser alten Keramik eigenthümlich sind. Von den vielen Bodenstücken, die hier gefunden wurden, sind mehrere nach innen zu etwas erhaben,

welcher aus dem Grabe mit der der Fig. 17 ähnlichen Henkelschüssel herrührt. Es ist die Schneide eines Hammers aus Hornblende, welche an den beiden Stirnseiten mit eingeritzten Furchen verziert und am Mittelstück durchbohrt, mit einem Ansatzloche versehen war.

Die Höhe dieses Bruchstückes beträgt 4·5, die Länge 11 cm, es mochte demnach die Gesammtlänge des ganzen Stückes circa 20 cm betragen haben.

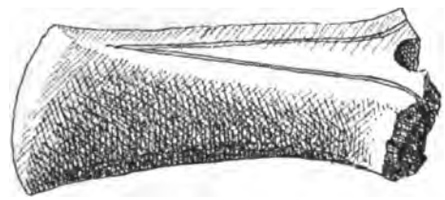


Fig. 25 (1/2 nat. Gr.).

Steinhammer von Vorder-Ovenec.

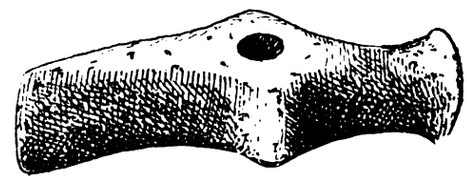


Fig. 26 (1/2 nat. Gr.).

Steinhammer von Libeznic.

nur ein einziger Boden von einem grösseren Gefässe ist mit einer 3 cm im Durchmesser haltenden kreisrunden, vertieften Linie verziert. Zwei Gefässscherben erscheinen am Rande des Bodenstückes gekerbt. — Auch Scherben von gut gebrannten, rothen und harten Gefässen, welche lebhaft an Terra sigillata mahnen, kamen hier vor und ist der Fund derselben in Bezug auf ein anderes aus der Kotlářka (vgl. I. Theil, S. 32) insoferne von Interesse, weil er dort in Gräbern aus der späten neolithischen und hier in Gräbern aus der frühen Bronzezeit constatirt wird. Es ist nur schade, dass man aus den eben gedachten Scherben nicht auf die Form der Gefässe schliessen kann, um weitere Vergleichungen anstellen zu können.

Zur näheren Beurtheilung und Ergänzung dieses Stückes füge ich unter Fig. 26 die Abbildung eines ähnlichen Hammers bei, welcher in Libeznic (2 Stunden nördlich von unserer Gräberstätte) gefunden wurde und auch in den Sammlungen des städtischen Museums in Prag (unter Nr. 56.981) aufbewahrt wird. Derselbe ist sehr schön aus braunem Serpentin gearbeitet, 12 cm lang, 3·3 cm hoch und in der Mitte 5 cm breit; das Loch, welches mit Knochen durchbohrt wurde, ist konisch, so dass es unten am An-

satze 19 und oben an der Mündung 11 mm im Durchmesser hält.

Der Fund des Bruchstückes eines Steinhammers in einem Kesselgrabe dieser Begräbnissstätte ist insoferne von Interesse, als unsere Localität in die frühe Bronzezeit fällt. Auch die schöne, schlanke und zierlich gestaltete Form dieser Hämmer überhaupt beweist schon an und für sich einen grösseren Fortschritt und entwickelteren Geschmack; man könnte fast glauben, dass die Form dieser durchbohrten Steinhämmer jener von Erz verfertigter Aexte und Beile entlehnt sein dürfte.

Von anderen Funden, welche in diesen Kesselgräbern mit Leichenbrand gemacht wurden, verzeichne ich folgende Objecte:

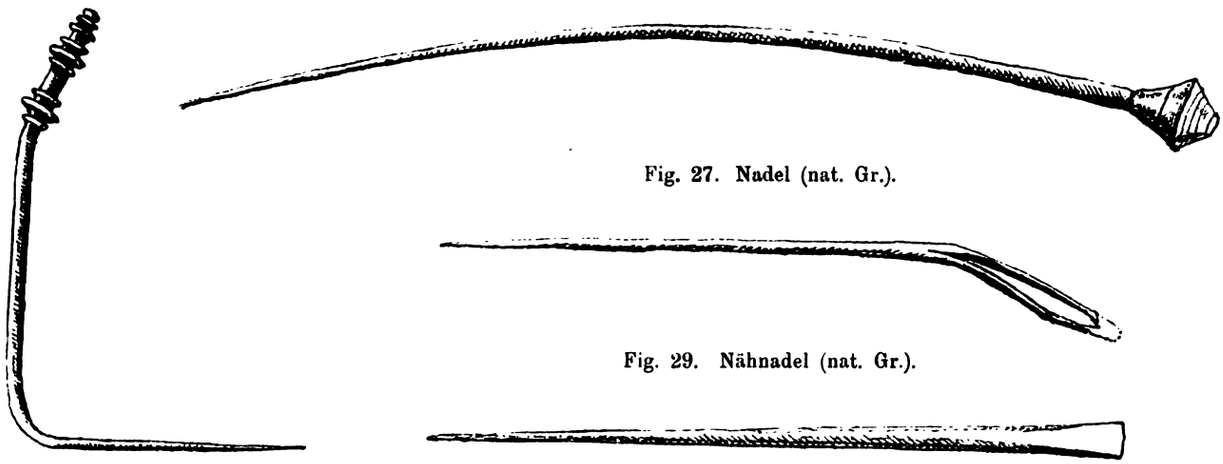


Fig. 27. Nadel (nat. Gr.).

Fig. 29. Nähnadel (nat. Gr.).

Fig. 28. Gebogene Nadel (nat. Gr.)

Fig. 30. Instrument (nat. Gr.).

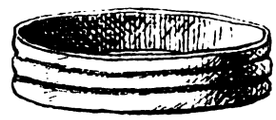


Fig. 31. Geschlossener Ring (nat. Gr.).

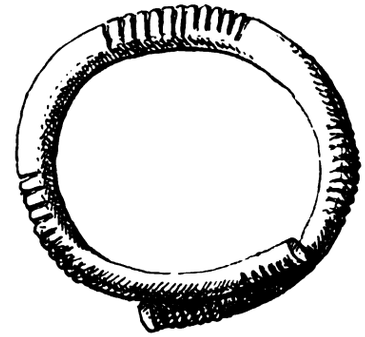


Fig. 32. Ring (nat. Gr.).

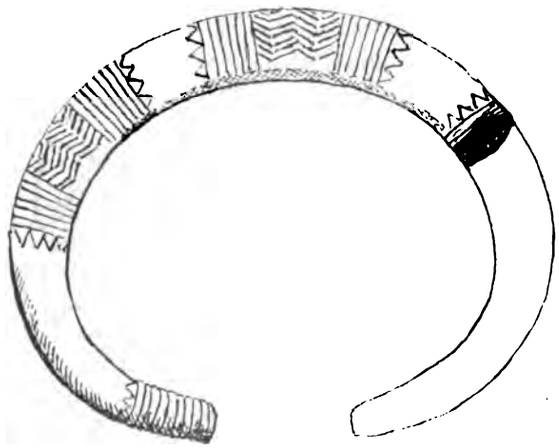


Fig 34. Bruchtheil eines Armringes (nat. Gr.).

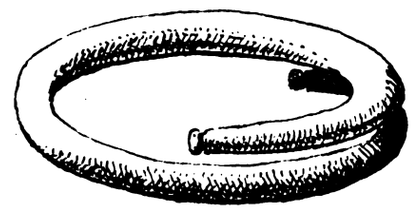


Fig. 33 Ring (nat. Gr.).

Bronzeobjecte aus den Kesselgräbern von Vorder-Ovenec.

Eine 14 cm lange Nadel aus Bronze mit einem massiven, einfach gestreiften und punktirten Kopfe (Fig. 27).

Eine 10 cm lange, gebogene Nadel aus Bronze mit fein geringeltem Kopfe (Fig. 28).

Eine 9 cm lange Nähnadel aus Bronze, mit einem über 25 mm langen Oehr (Fig. 29).

Ein 95 mm langes Instrument, welches auf dem breiten Ende flach geschlagen, einen kleinen Spaten und auf dem anderen Ende eine Ahle bildet (Fig. 30).

Ein geschlossener, flacher, drei Streifen bildender Ring aus Bronze; derselbe ist 8 mm breit und hat 35 mm im Durchmesser (Fig. 31).

Ein offener mit den Enden übergreifender Ring aus Bronze (Fig. 32), welcher 5—6 mm stark und an den Enden sowie auch an drei Stellen auf der Aussenseite mit tiefen Einschnitten verziert ist. Durchmesser 4·5 cm.

Ein ebenfalls offener runder Ring aus Bronze, mit weit übereinander greifenden Enden (Fig. 33). Derselbe ist glatt und an den Enden mit kleinen Knöpfen verziert. Seine Stärke beträgt im Körper 6, an den Enden 4 mm, Durchmesser 5·5 cm.

Ein Bruchstück von einem massiven Armring aus Bronze (Fig. 34), welcher auf der Aussenseite rund und gravirt ist. Derselbe ist im mittleren Theile 8 mm stark und mochte 7·5 cm im Durchmesser gehabt haben.

Ausserdem wurden daselbst noch einige Bruchstücke von Nadeln und ein kleiner, glatter und flacher Ring (Alles aus Bronze) gefunden.

Ferner ist hier noch zu erwähnen des Fundes einer unteren Schale einer Austernmuschel. Wirtel- und Knochenwerkzeuge, ausser einem Bruchstücke, das vielleicht von einer Ahle herrühren dürfte, kamen auf dieser Gräberstätte nicht zum Vorschein.

Nun wende ich mich zu den Kesselgräbern, welche nur einen theilweisen Leichenbrand enthielten:

In einem Kesselgrabe (auf unserer Planskizze Fig. 5, Grab 18), welches vollkommen den bisher beschriebenen gleich war und Asche, Gefässscherben und Thierknochen enthielt, wurde ein vom Feuer durchaus nicht angegriffener menschlicher Schädel gefunden, welcher aber durch Unwissenheit der Arbeiter zerschlagen wurde; nur die Hirnschale blieb von ihm erhalten, die anderen Schädeltheile fand ich erst beim Untersuchen der daselbst ausgegrabenen Thierknochen. Sonst kamen hier keine Menschenknochen zum Vorschein, woraus erhellt, dass der Kopf vom Körper getrennt und mit dem verbrannten Leichnam in's Grab beigesetzt wurde[1]).

Derselbe rührt von einem erwachsenen Manne her, welcher das 30. Lebensjahr wohl überschritten hatte.

In demselben Grabe wurde noch ein Ring aus Bronze (Fig. 35) gefunden. Derselbe ist flach und ähnlich dem sub Fig. 31 verzeichneten Ringe, nur mit dem Unterschiede, dass er schmäler und offen ist und in zwei Enden ausläuft, welche schwach durch eingravirte Querstriche verziert erscheinen. Seine Breite beträgt 5 und an den Enden 3 mm und hat derselbe 4—4·5 cm im Durchmesser.

Aus einem anderen Grabe, welches in der oben besagten Ecke des Künstlerhauses geöffnet wurde und welches den besprochenen Kesselgräbern gleiche keramische Objecte aufweist, rührt noch eine menschliche Hirnschale her, welche ebenfalls vom Feuer nicht angegriffen ist. Ich war früher der Meinung, dass dieselbe so beigesetzt wurde, wie sie mir übergeben worden war[1]), weil sie keine frischen Brüche aufwies; allein nach der in dem vorerwähnten Grabe gemachten Erfahrung und, weil dieses Grab unter keiner Aufsicht geöffnet wurde, dürfte auch diese Hirnschale von einem ganzen Schädel herrühren, welcher nur von der Last des Erdreiches zerdrückt wurde und dessen kleinere Bruchstücke, mit anderen kleineren Thierknochen und Scherben vermischt, mit dem Schotter weggeführt wurden.

In einem dritten Kesselgrabe, welches bei den Erdarbeiten unmittelbar vor dem Pavillon des Landes-

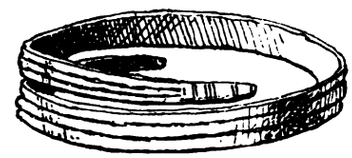


Fig. 35. **Bronzering** (nat. Gr.).

ausschusses geöffnet wurde, befand sich nebst dem in diesen Gräbern gewöhnlichen Inhalte noch ein ganzes männliches Skelet. Leider war ich nicht zugegen, als der Inhalt des Grabes ausgehoben wurde. Alles, der Schädel und selbst auch die Gebeine wurden dabei theils zerschlagen und theils gebrochen, so dass sich der Schädel nicht mehr zusammenstellen liess. Auch gelang es mir nicht, die Lage des Skeletes zu ermitteln; aber nach den Maassen des Grabes, welches wohl die Länge von 150 cm nicht überschritten haben mochte, zu urtheilen, musste die Leiche des Beerdigten in kauernder Lage beigesetzt worden sein.

Ein ähnliches Schicksal ereilte auch das auf unserem Situationsplane verzeichnete Skelet I. Die Arbeiter verscharrten es nämlich aus Furcht absichtlich wieder in den Schotter; beim nochmaligen Nachgraben fand ich nur wenige zerschlagene Menschenknochen und eine Scherbe von einem graugeglätteten Thongefässe vor.

[1]) Aehnliche Schädelbeisetzung in einem Kesselgrabe, welches nebst Leichenbrand auch Skelette enthielt, fand unter Hockergräbern auch M. Wosinsky auf dem Gräberfelde von Lengyel (Das prähistorische Schanzwerk zu Lengyel; Budapest 1888, Heft I, S. 30). — Solche Schädelbeisetzungen in Brandgräbern kommen mitunter auch anderwärts vor (vgl. weiter unten).

[1]) Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XXI, S. [12].

Mehr vom Glücke begünstigt war man bei dem Skelet in Grab II. Kaum 80 cm unter der Bodenfläche lag es in einer etwas kauernden Lage mehr auf die rechte Seite geneigt, mit dem Kopfe gegen Norden gewendet. Näher an der rechten Schulter stand neben

Fig. 36. **Thongefäss aus Skeletgrab II** ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

ihm ein Thongefäss. Daselbst wurde auch ein Bruchstück von einer Bronzenadel gefunden; dass auch bronzene Ohrringe vorhanden waren, beweist der linke Warzenfortsatz, welcher ganz grün gefärbt erschien. Diese Ringe mussten aber sehr dünn und ganz zerfallen gewesen sein, weil nichts mehr von ihnen vorhanden war.

Das Gefäss (Fig. 36) ist von grauer Farbe, vom Rande hinab über den Hals und den Gefässkörper roh (wie mit Fingern) gestreift und mit zwei Henkeln versehen, welche unterhalb des kurzen Halses aus dem Gefässkörper hervorragen und am Gefässrande ansetzen. Dasselbe ist 23 cm hoch und hat an der Mündung 17 und am Boden 12 cm im Durchmesser. — Ein ähnliches Gefäss habe ich bereits oben bei den Kesselgräbern verzeichnet.

Was das Skelet betrifft, so ist aus dem Baue sämmtlicher Knochen ersichtlich, dass es einem männlichen Individuum angehörte, und zwar von einem erwachsenen, kräftigen Manne von mittlerer Statur (circa 165 cm) und mittelstarkem Körperbaue. Die Muskelansatzstellen an den Extremitätenknochen sind stark ausgeprägt Das Becken ist entschieden männlich, der Schamwinkel spitzig, die Darmbeinschaufel aufsteigend und der Beckenausgang herzförmig. Hervorgehoben sei, dass die Fovea supratrochlearis perforirt, die Tibia jedoch nicht platyknemisch ist. Auch der Schädel trägt männliche Merkmale. Von den stark abgeschliffenen Zähnen sind einige (vielleicht ein Dutzend) noch bei Lebzeiten verloren gegangen, der obere rechte Backenzahn ist überdies cariös und die nach aussen, mit Ausnahme der Schläfe, durchgehends offenen, nach innen aber obliterirten, ziemlich stark gezahnten Nähte beweisen, dass dieser Mann ein Alter von beiläufig 45 Jahren erreicht haben mochte.

Der Schädel ist nicht gross, aber hübsch geformt. Von oben gesehen [Norma verticalis] (Fig. 37)[1]) bildet der Schädel ein Eioval mit runder Stirn und kurzem vollen Hinterhaupt. Die grösste Breite fällt in die Gegend der Scheitelbeinhöcker.

Die Seitenansicht [Norma lateralis] (Fig. 38). Das Gesicht ist alveolär-prognath, die Spina nasalis vorspringend, der Nasenrücken eingedrückt, die niedrige Stirn steigt im Bogen zu dem wenig gewölbten Scheitel, welcher im starken Bogen in das kurze, runde Hinterhaupt übergeht. Keine Stonokrotaphie. Das Kinn tritt stark vor, der Unterkieferkörper ist lang, der Kieferwinkel stumpf.

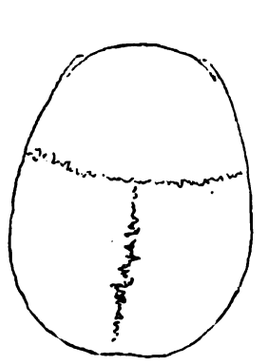


Fig. 37.

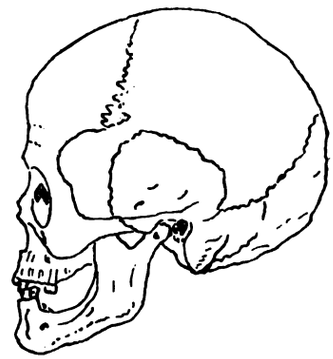


Fig. 38.

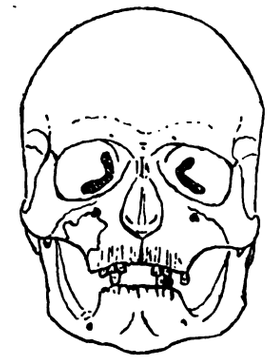


Fig. 39.

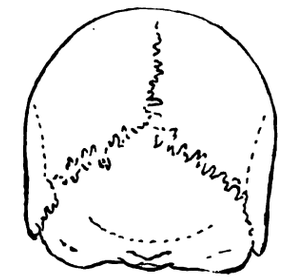


Fig. 40.

Schädel von Vorder-Ovenec.

Die Vorderansicht [Norma frontalis] (Fig. 39). Stirne etwas niedrig, das Gesicht kurz, die niedrigen Augenhöhlen schräg gestellt. Die Nase ist mittelhoch, an der Wurzel schmal, die Nasenbeine sind flach gelegt, oben eng und nach unten sich verbreiternd; die Pränasalgruben angedeutet.

Ansicht von hinten [Norma occipitalis] (Fig. 40). Schöner, breiter, niedriger Bogen mit nur wenig abwärts sich nähernden Seiten. Die queren Hinterhauptmuskelleisten sind deutlich markirt.

Von unten angesehen [Norma basilaris] erscheint der Schädel mittellang, die Jochbogen etwas ausgeschweift, der Gaumen mittellang, das Foramen magnum rund, die Zähne standen vermuthlich in einem einfachen Bogen.

---

[1]) Sämmtliche Zeichnungen des Schädels sind nach einer photographischen Aufnahme auf weite Entfernung in $^1/_4$ natürlicher Grösse ausgeführt.

Nach der Messung erscheint der Schädel mesocephal und orthocephal, chamäprosop, chamäkonch und mesorrhin.

Schädelmaasse in Millimetern:

Länge		173
Stirnbreite	untere	96
	obere	120
Grösste Breite		137
Hinterhauptbreite		116
Mastoidalbreite		100
Höhe zum Bregma		142
„ grösste		144
Horizontalumfang		500
Sagittalbogen (von der Glabella nasial bis oppision)		370
Querbogen (von einem Ohr zum anderen)		315

Gesichtsschädel.

Gesichtshöhe (vom Kinn bis zur Nasenwurzel)		105
Jochbreite		133
Orbita	Höhe	31
	Breite	40
Nase	Höhe	50
	Breite	25
Untere Kieferhöhe (ohne Zähne)		35
Kieferbreite	untere	99
	obere	128
Untere Kieferwinkelbreite		120
Kiefergelenksbreite		110

Indices.

Schädel:	Längenbreite-Index	= 79·09
„	Längenhöhe-Index	= 82·08
„	„	= (83·23)
„	Breitenhöhe-Index	= 95·13
	Facial-Index	= 78·9
	Orbital-Index	= 77·5
	Nasal-Index	= 51

Obzwar der Schädel in seinen Maassen sich stark der Brachycephalie nähert, trägt er nichtsdestoweniger einen mesocephalen Charakter an sich; in Hinblick aber auf die Zeitperiode, welcher er angehört (frühe Bronzeperiode), ist er umsomehr beachtenswerth, als es nur wenige ähnliche aus dieser Zeit gibt; es ist daraus zu ersehen, dass die Dolichocephalie schon damals im Abnehmen begriffen war. Die Maasse und die Bildung des Gesichtes verrathen aber jedenfalls am meisten den ursprünglichen Typus jener Zeit.

Von Thieren erscheinen daselbst durch Knochen vertreten:

Der Hund, und zwar: Canis fam. intermed. Woldřich und ein Bastard zwischen einem Canis fam. intermed. Woldř. und einem Canis ladogensis Anučin, nebst dem oben erwähnten Canis optimae matris Jeit.

Das Pferd: Equus caball. minor Woldř.

Das Schwein: Sus scrofa palustris Rüt.

Das Schaf: Ovis aries Linné i juv., Ovis fam. ladog. Anuč.

Das Rind: Bos brachyceros Rüt., Bos taurus Lin. (einige Knochen von demselben sind vom Hunde angenagt).

Der Hirsch: Cervus elaphus Lin.

Bevor ich mich zur näheren Würdigung dieser Gräberstätte wende, muss ich noch die Einzelfunde, die hier gemacht wurden, erwähnen.

Vor dem Pavillon des Pilsener Brauhauses wurde am Boden der Humusschichte, beiläufig 50 cm tief in der Erde, ein Menschenschädel gefunden. Ohne andere Gebeine und ohne Beigaben ruhte er hier ganz allein inmitten der Kesselgräber auf seiner Basis so aufgestellt, dass er nach Osten sah. Derselbe war sehr morsch, gebrochen und zerfiel beim Heben in Stücke. Die Hirnschale war fast vermodert und der ganze Schädel so zerfallen, dass er nicht mehr zusammengestellt werden konnte, um gemessen zu werden; dem Anscheine nach war er jedoch keinesfalls brachycephal. Nur das Gesichtsskelet bietet etwas Studienmaterial.

Dieser Schädel hat einen anderen Charakter und ist auch viel grösser, als der oben besprochene. Wie aus der Stirne, den starken Augenbrauenbogen und überhaupt aus dem ganzen Baue desselben zu ersehen ist, rührt er von einem Manne her; auch die Proc. mastoidei, welche verhältnissmässig nicht gross sind, lassen darauf schliessen. — Das Nasenloch ist an der Basis fast oval, der untere Nasenrand ist scharf, starke Fossae caninae, Alles abgerundet. Das Gesicht flach, das Gebiss stark vorspringend (alveolprognath) und das Kinn schmal und zurücktretend; auch die Backenknochen treten stark hervor, sind aber vorne breit und flach. Die Jochbogen sind in der Norma parietalis sichtbar. Ueberhaupt kann das ganze Gesichtsskelet nicht hübsch genannt werden. Die gesunden Zähne, welche abgenützt erscheinen, und die stark verwachsene Naht, welche blos an der linken Schläfe wahrzunehmen ist, beweisen, dass der Mann das fünfzigste Jahr überschritten haben mochte. — Die Maasse (in Millimetern) sind folgende:

Stirnbreite, untere		105
Gesichtshöhe		139
Jochbreite		124
Orbita	Höhe	36
	Breite	42
Nasen-	Höhe	52
	Breite	22
Gaumen-	Länge	49
	Breite	41
Kieferbreite, untere		91
Kinn, Höhe ohne Zähne		34
„ „	mit Zähnen	44

Indices.

Facial-Index	89·2
Orbital-Index	85·7
Nasal-Index	42·3
Gaumen-Index	83·6

In dem Boden, der hier unter der Humusschichte aus Sand und Flussschotter, den die nahe Moldau aufgeschwemmt hatte, besteht, wurde beim Anlegen der Keller in dem Pavillon des Pilsener Brauhauses eine grosse Urne gefunden. Diese Urne (Fig. 41) stand hier ganz allein aufrecht in den Boden versenkt und war von der Last des Erdreiches, mit welchem sie gefüllt war, in sechs Stücke zerbrochen; sie liess sich jedoch wieder sehr gut zusammenfügen. Dieselbe ist von gelblicher Farbe, roh und vom Rande, welcher mit vier Absätzen versehen ist, hinab zum Boden mit fingerbreiten Streifen verziert. Höhe 50 cm, Durchmesser am Rande 60 und am

Fig. 41. **Alleinstehende Urne** ($^1/_{30}$ nat. Gr.).

Boden 40 cm. Aus welchem Anlasse diese zwei Objecte — nämlich der Schädel und die Urne — so abgesondert in die Erde beigesetzt wurden, finde ich unerklärlich; jedenfalls geschah es aber nicht zufällig.

Der dritte abgesonderte Fund besteht aus einem Steinhammer von grünem Thonschiefer. Derselbe (Fig. 42) ist schön glatt, hübsch gearbeitet und mit einem gebohrten Stielloche versehen. Länge 16 cm, grösste Breite (am Loche) 5·5, die Höhe an der Schärfe 3·5 und am Hintertheile 4 cm. Dieses Beil wurde in reinem Schotter gefunden.

Wenn wir nun die Funde aus diesen Gräbern näher betrachten, so finden wir, dass dieselben der ältesten Bronzezeit angehören. Die keramischen Erzeugnisse bieten für diese Annahme zwar kein verlässliches Material, denn diese Keramik ist eine einheimische, welche sich wohl aus der neolithischen Zeit herleiten lässt und wohl noch lange darüber hinaus erhalten hat. Eine verlässliche Stütze für die Zeitbestimmung bieten uns jedoch die daselbst gefundenen Bronzeobjecte: namentlich die Sichel, die Ringe und Nadeln (Fig. 27 und 28) und auch das Bruchstück des Steinhammers, nach welchen diese Gräberstätte in die besagte Periode zu verlegen ist.

Wenn wir ferner die nahe gelegene, $3^1/_2$ km über dem Moldauflusse hin gegen Osten entfernte Gräberstätte von Libeň mit unserer vergleichen, so finden wir, dass beide zu einer bestimmten Zeit (hier in der frühen Bronzezeit) coexistirten; denn auch dort fanden wir Objecte aus dieser Zeit und von derselben Cultur und auch viele ganz analoge keramische Erzeugnisse, welche durchaus nicht bezweifeln lassen, dass die Bewohner beider Localitäten, welche auf diesen zwei Gräberstätten ihre Todten zur Ruhe brachten, mit einander in Berührung standen[1]).

Hiebei ist nur der Umstand hervorzuheben, dass die Libeňer Insassen ihre Todten vorwiegend in Urnen, jene von Ovenec aber in Kesselgräbern beigesetzt haben. Ein Beweis, dass bei einem Volke

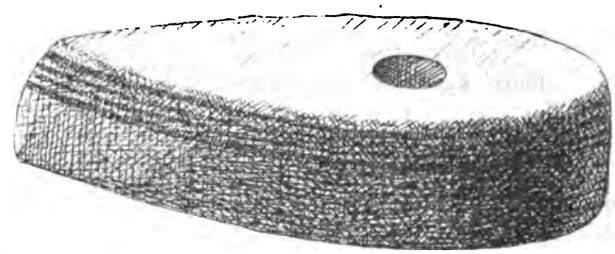


Fig. 42. **Steinhammer** ($^1/_2$ nat. Gr.).

nicht überall nur eine und dieselbe Bestattungsart im Brauche war, sondern, wie vorauszusetzen, dieselbe von anderen localen, rituellen und traditionellen Verhältnissen abhängig gemacht wurde. Dasselbe gilt auch von der Verbrennung der Leichen und von deren Beisetzung, welche wir aus der neolithischen bis in die jüngste heidnische Zeit verfolgen können, und ist deshalb die Behauptung, die wir nicht selten zu lesen bekommen, nämlich, dass in der neolithischen Zeit blos Leichenbeisetzung und in der Bronzezeit Verbrennung der Leichen, dann in der späten Heidenzeit wieder nur Leichenbeisetzung stattfand, keine richtige, noch durch Belege nachweisbare; denn wir finden durch alle hier genannten Zeitperioden diese

[1]) Vgl. unsere Funde von Ovenec mit jenen von Libeň (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd XXI):

Ovenec	Fig. 9	Libeň	Fig. 21
„	„ 11	„	„ 10
„	„ 12	„	„ 32
„	„ 13	„	„ 26
„	„ 16 und 17	„	„ 3 und 8

u. s. w.

beiden Arten von Bestättungen hinreichend nachgewiesen [1]).

Noch interessanter erweist sich das Auftreten dieser beiden Bestattungsarten — nämlich der Brand- und Skeletgräber — auf einer und derselben Gräberstätte nebeneinander und oft in einzelnen Gräbern beisammen — wie dies letztere in Glasinac in Hügelgräbern aus der Mittelperiode und in Želinka in Böhmen in einem Hügelgrabe aus der späteren Heidenzeit der Fall ist. — Eine lange Reihe von Gräberstätten wäre hiebei aus verschiedenen Ländern und Culturperioden zu verzeichnen; ich nenne aber nur beispielsweise Watsch, St. Michael in Krain, Videm in Steiermark [2]), Marzabotto in Italien, Býčí Skála in Mähren mit Hinweis auf Deutschland [3]) und füge blos einige Gräberstätten aus Böhmen hinzu, welche diese Erscheinung reichlich ergänzen. Es sind die Gräberstätten von Branik, Bechlin und Slup [4]) von Dejšina, Kyšic, Dobroměřic, Hospozín [5]), Moravěves, Žalan (Schallan) [6]), Lovosic [7]), Chotěšov [8]), Želinka [9]) u. A. m., welchen sich auch unsere Gräberstätte von Vorder-Ovenec anschliesst.

Was den theilweisen Leichenbrand betrifft, kommt derselbe zwar nicht oft vor, ist aber nichts Seltenes. Ich führe nur beispielsweise den Fund aus einem Hügelgrabe von Svareč bei Štahlau an, wo in einem Brandgrabe ein menschlicher Schädel, der auf einem grossen hohlen Bronzering ruhte, beigesetzt war [1]). — Ein anderer Schädel wurde in einem Brandgrabe bei Čelechovic in Mähren gefunden. Derselbe war in einer Urne beigesetzt worden [2]). — In Chrudim wurde in einem Grabe bei einem liegenden Hocker ein beigesetzter menschlicher Schädel gefunden [3]) und auf der Gräberstätte von Dauba schloss sich an einen Schädel, welcher mit S-förmigen Schläfenringen geschmückt war, anstatt eines Skeletes, eine mächtige Aschenschichte [4]). — Auch in Ungarn und Deutschland werden solche Schädelbeisetzungen constatirt [5]).

Das Gegentheil von diesem, nämlich Skelette ohne Kopf, kamen wieder im „Kněží Háj“ bei Petersburg in einem Hügelgrabe bei einem Hocker vor [6]). — Ein anderes Skelet ohne Kopf wurde auch in einem Grabe bei Řehnic gefunden [7]) und ein drittes fand ich in Tetin, wo anstatt des Schädels ein kopfgrosser Rollstein (Kieselstein) lag [8]).

Aehnliche Beisetzungen werden auch in Mähren, Thüringen, Luxemburg und anderwärts erwähnt.

Aus Allem, was hier vorgebracht wurde, erhellt zwar nichts Neues, noch Ungewöhnliches, allein ich gebe mich der Hoffnung hin, dass die Gräberstätte von der Obora in Vorder-Ovenec doch einen ergiebigen Beitrag für ein weiteres Studium und zu weiteren Vergleichungen ein erwünschtes Material bieten dürfte.

* * *

[1]) Die lange Reihe von Brandgräbern eröffnen beispielsweise nur in Böhmen die Urnengräber von Libeň und die Glockengräber von der Kotlářka aus der neolithischen Zeit (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXI, S. 1 und 29) und schliessen dieselbe die Brand- und darunter Hügelgräber von Netolic (Památky Archaelogické, XII, 145), Chedrby (ibid. XII, 358), Ujezd Ostrolov (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIX, 102), Lomec (ibid. XVI, 89), Plešivec (ibid. XII, 148), Želinka (Wocel's Pravěk 478), Roth-Oujezd (Museum in Budweis) aus der Burgwalltypus-Periode und die Hügelgräber von Bor (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XVI, 90), in welchen noch die S-Ringe zum Vorschein kommen.

[2]) Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIII, 226; XVII, Sitzber., 4; XVIII, 203 und 225.

[3]) Vgl. Wilhelmi, Vierzehn deutsche Todtenhügel bei Linsheim in Baden, S. 19. — Kegelhügel in Mecklenburg (Lisch, Jahrb. des Ver. für mecklenb. Gesch., XXII, 279; XXIV, 269). — Keller, Helvet. Herdengräber (Mitth. der antiq. Ges. in Zürich, Bd. III.) — Bonstetten, Tombelles d'Anet, S. 5. — Adler, Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze in Orlagau, S. 8. — Immenstedt in Holstein (Mitth. des Anthropol. Ver. in Schleswig-Holstein, Kiel 1888). — Forster, Ueber Hügelgräberfunde bei Nürnberg (Mitth. der Anthropol. Ges., XVII, 187) u. A. m.

[4]) Jelínek, Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XIV, 176, 180; XX, 133.

[5]) Památky Archaeologické, Prag, XII, Smolik, S. 294, Křikava, S. 297, Mertz, ib.; XI, 91; Vondráček, ib.; XIV, 438.

[6]) Foedisch, Mitth. des Ver. für Gesch. der Deutschen in Böhmen, VII, 189, 197.

[7]) Matiegka, Český lid, Bd. I, 45.

[8]) Foedisch, Mitth. der k. k. Central-Commission in Wien, Bd. XIII, S. 17. — Památky Archaeologické, VII, 323.

[9]) Wocel, Pravěk země české, 478.

[1]) Sammlung des Herrn Ernst Karl Grafen v. Waldstein zu Kosel. Die daselbst gefundenen Objecte gehören der alten mitteleuropäischen Cultur an.

[2]) Naprstek's Gewerbemuseum in Prag. Als Beigaben erscheinen hier Duxer Fibeln und Ringe.

[3]) M. L. (Lüssner) in Památky Archaeologické, III, 235 a.

[4]) Ernst K. Graf v. Waldstein, Eine Gräberstätte bei Dauba. Leipa 1893, S. 14.

[5]) Vgl.: „Das prähistorische Schanzwerk zu Lengyel“ von M. Wosinský, Budapest 1888, S. 30, und Adler, Grabhügel, Ustrinen etc. in Orlagau bei Reims.

[6]) Památky Archaeologické, VIII, 312; Dr. Födisch, Die heidnische Todtenbestattung in Böhmen, S. 5.

[7]) Vaněk, Památky Archaeologické, XII, 479.

[8]) Die Beilagen aus diesem Grabe gehören der Burgwalltypus-Periode an.

Ausser der Gräberstätte ist Vorder-Ovenec noch durch den Brunnen „Světice“ (d. i. die Heilige Quelle) berühmt, an welchem bis in die Achtziger-Jahre dieses Jahrhunderts alljährlich ein Frühlingsfest, und zwar am dritten Osterfeiertage (Dienstag) abgehalten wurde und „Strohsack“ hiess. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts wurde dieses Fest in grossartiger Weise gefeiert und P. Krolmus, ein Augenzeuge desselben, beschreibt es in seinem „Staročeské pověsti, obyčeje at. d.“ (Bd. II, 89), wie folgt:

„Zu diesem Feste wurde aus weisser Leinwand ein Strohsack verfertigt, welcher mit fünf oder sieben buntfärbigen Bändern behängt war. Ehedem pflegte man auch auf denselben einen Jüngling und eine Jungfrau zu sticken oder solche auszustopfen. Oberhalb dieses Strohsackes — welcher im Laubwerk aufgehängt wurde — wurde ein mit Frühjahrs-, Wald-, Feld- und Wiesenblumen geschmückter Maibaum aufgepflanzt, welcher unter Musikklängen aus Prag hieher zum Brunnen gebracht wurde. Dieser Brunnen befindet sich zwischen der Letná und Podbaba unterhalb des Hügels, auf welchem die St. Gotthardskirche steht, und liegt in Baumgarten, gegenüber von Troja. — Hier wurde der Maibaum aufgepflanzt und um ihn herum getanzt und gezecht u. s. w. Dieses Fest dauerte vom frühen Morgen bis in die Nacht und wurde von den Pragern aller Stände massenhaft besucht.“

Dieser Brunnen war aber schon in der Heidenzeit berühmt und, wie aus dem Sachverhalte erhellt, war er der Frühjahrsgöttin oder der goldenen Mutter Erde geweiht und wurde von wahrsagenden Jungfrauen bewacht. So erwähnt seiner noch Dalimil (1282—1314, C. 19) bei der Schilderung des Lucskischen Krieges, indem er sagt: „Als Štír (der Heerführer) mit den Pragern gegen den lucsker (Saazer) Herzog Vlaslav aufgebrochen war, rief ihnen (den Pragern) im Thale [1]) eine Baba (Wahrsagerin) zu, dass, wenn sie ihren Rath nicht befolgen werden, ihnen ein grosses Unglück begegnen werde. Sie hiess sie an den Brunnen gehen und dort eine Eselin mit dem Bedeuten zu opfern, dass ein jeder von den Kriegern ein Stück von derselben geniessen solle“ u. s. w.

Hrad bei Komořan.

Südlich von Komořan (bei Königsaal) am rechten Moldauufer, an der Mündung des Březankabaches und gegenüber von Hradiště (bei Březan), erhebt sich auf schroff ansteigenden Berglehnen die einstige Wallburg, „Hrad“ genannt. Kaum würde man die Befestigungswerke dieser Burg für ein Werk von Menschenhand halten, wenn uns die vortheilhafte Lage des Ortes und die auf demselben vorkommenden Flurnamen nicht hinreichend den einstigen Bestand derselben anzeigen würden. Wir finden bei diesem Riesenbaue die sorgfältigste Ausnützung des Terrains. Ohne Schusswaffen dürfte noch heute bei genügender Vertheidigung diese Burgstätte uneinnehmbar erscheinen.

Diese Burgstätte (Fig. 43) lehnt sich im Süden an schroff abstürzende Felsenhänge, welche den Namen „Bok“ (d. i. die Seite) führen. Gegen Ost und Nord schliessen sich steile Berglehnen an dieselben; gegen Westen, wo die Berglehne die Höhe von etwa nur 5—15 m erreicht, befindet sich noch ein Graben, welcher zur besseren Sicherheit des schwächsten Punktes dieser Wallburg und des hier situirten Thores, vor welchem sich das allmälig senkende Hochplateau ausbreitet, daselbst errichtet wurde. Ausser den Felsabhängen im Bok, welche bei geeignetem Widerstande uneinnehmbar erscheinen, ist die ganze Wallburg längs des Randes an den Berglehnen mit 2—4 m hohen und 8—20 m am Fusse breiten, aus Erde und Gestein aufgeworfenen Wällen (x—x) umzogen, die aber auf der Aussenseite von der anschliessenden Berglehne kaum zu unterscheiden sind. Auf der westlichen Seite, wo sich die verhältnissmässig niedrigste Berglehne befindet, erreichen die Wälle eine Höhe von 4—6 m und auf dieser Seite befindet sich eben auch der Graben C, welcher in der Länge von etlichen 500 m diese Burgseite gegen einen möglichen Angriff schützte. Derselbe erreicht die Tiefe von 2—3 m und die Breite von 5—10 m.

Die ganze Wallburg besteht aus zwei noch heute die ursprünglichen Namen führenden Theilen, und zwar aus: 1. dem „Hrad“ (d. i. die Burg), welcher unzweifelhaft die eigentliche Burg bildete, und 2. aus dem „Čihadlo“ (d. i. die Warte), welcher den höchsten Punkt dieser Wallburg bildete, welche beide Burgtheile ziemlich in der Mitte oberhalb der Felsklippen durch einen schmalen, beiläufig 30 m breiten Bergrücken verbunden erscheinen. Nur zwei Einfahrtsthore, welche in diese Wallburg führen, scheinen aus alten Zeiten angelegt zu sein, nämlich bei A, heute noch „Vrata“ (d. i. Thor) genannt, und bei B. Der dritte Durchbruch auf der östlichen Seite, durch welchen der Weg D nach Točná führt, rührt aus späteren Zeiten her; denn es ist zu sehen, dass man das Material,

[1]) Dieses Thal heisst noch heute „Podbaba“.

welches bei dem Durchbruche des Walles gewonnen wurde, zur Fahrbarmachung des Weges ausserhalb der Wallburg verwendete. Somit wäre die ganze Burg gegen Westen und Süden abgeschlossen gewesen. Das erste Einfahrtsthor *A*, welches unmittelbar in die Hauptburg führte, befand sich oberhalb des Grabens in den Wällen, so errichtet, dass sich dieselben von dem Graben angefangen nach innen in einem 45 m langen Bogen öffneten. Den Eingang in dasselbe, welcher circa 3 m breit ist, bildete sonach ein von beiden Seiten geschützter Einlass, zu welchem der Weg über den Graben und bergauf führte. Der andere Eingang bei *B* führte in den zweiten Theil der Burg unterhalb des Čihadlo, und zwar durch einen zwingerartigen Einlass, welcher durch einen zweifachen Wall geschützt war und zwei Thore hatte. Da jedoch der Weg in das Innere der Burg bergauf führte, wurde aus dem nördlichen Walle ein Ausläufer längs desselben herab zum Aussenthore geführt, so dass dasselbe sowie der etwas über 1 m breite Zwinger von dem westlichen Walle beherrscht, geschützt und durch das innere Thor wieder abgeschlossen werden konnte.

Die Wege, welche die heutige Wallburg kreuzen, verbinden Komořan mit dem Dorfe Točná und ist von denselben der südliche (bei *A*) ein blosser Waldweg.

Eine genaue Messung dieser Wallburg, welche heute mit einem dichten Niederwalde bewachsen ist, habe ich mit Messapparaten nicht durchführen können und musste sie häufig nach Schritten aufgenommen werden, welche, auf das Metermaass übertragen, folgendes Resultat ergaben: Die Gesammtlänge der Wälle beträgt beiläufig 2130 m, die offene Seite gegen den Bok 900 m; der ganze Umfang dieser Burg, welche eine Länge von 1250 m hat, beträgt somit 3030 m und schliesst eine Fläche von beiläufig 2500 Ar (43·4 Joch) ein.

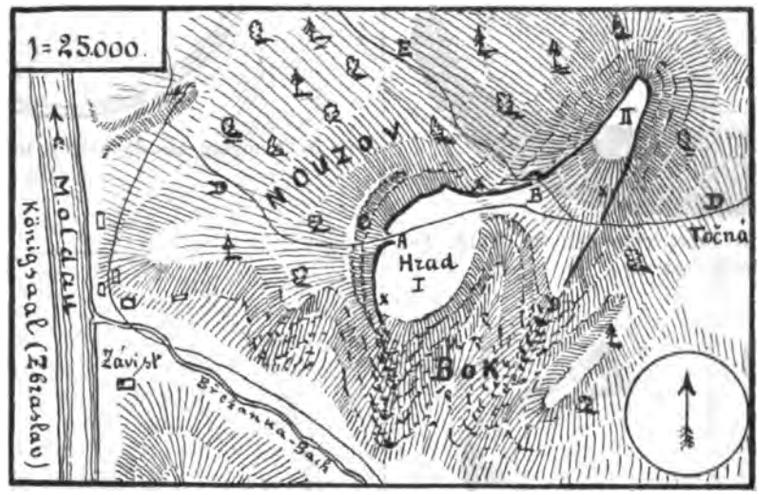


Fig. 43. **Die Burgstätte „Hrad" bei Komořan** (1 : 25.000).

Zwei Einzelfunde aus der Umgebung von Königsaal.

Im Walde bei Radotin wurde beim Holzfällen ein massiver Armreif aus Bronze gefunden. Derselbe (Fig. 44) ist gegossen, auf der einen Seite offen, an den Enden etwas verdickt und auf der gewölbten Aussenseite durch eingravirte Striche, Bogen- und Wellenlinien verziert. Seine Stärke beträgt 1, die Breite 1·6 und der Durchmesser des Ovales, den er bildet, in der grösseren Länge 8 cm [1]).

In Radotin wurden vor Jahren auch Urnen, Steinbeile, eine Steinkeule, Webegewichte aus Thon und verschiedene Beinwerkzeuge gefunden, welche im Nationalmuseum zu Prag aufbewahrt werden. Der genannte Armring befindet sich aber in meiner Sammlung. — Ausserdem ist Radotins Umgebung durch verschiedenen Spuk verrufen; denn bei dem Königsbrunnen (Královská studánka) soll es bei Tag wie bei Nacht umgehen. Bald ist es ein Pferd mit feuriger Mähne, bald wieder ein schwarzer Hund mit feurigen Augen oder ein Wagen, welcher ohne Gespann herumfährt und schliesslich unter furchtbarem Getöse in der Tiefe des Baches versinkt [2]).

---

[1]) Einen ganz ähnlichen, aber kleineren Reif beschreibt und bildet Dr. Hein. Scheidemandel ab (Hügelgräber in Parsberg 1886) aus einem Grabhügel von Darshofen.

[2]) Vgl.: Die Sagen in Wlastimil. Prag 1340, Bd. I, 1, S. 146.

Ein anderer, dem Radotiner ähnlicher, aber etwas kleinerer, schwächerer und einfach gravirter Armreif wurde auch bei Königsaal (2½ Stunden südlich von Prag) gefunden. Derselbe (Fig. 45) ist 1·3 cm breit und seine grösste Ovallänge beträgt 6·6 cm. Derselbe befindet sich in den Sammlungen des Herrn Dr. Stephan Berger in Prag.

Zwei Armringe aus Bronzedraht von Zlichov.

In Zlichov (¾ Stunden südlich von Prag) wurden vor Jahren Bronzegegenstände gefunden,

Fig. 44. **Armring aus Bronze, gefunden im Walde bei Radotin** (nat. Gr.).

Fig. 45. **Armring aus Bronze von Königsaal** (nat. Gr.).

von welchen zwei Drahtarmringe in die Sammlungen des Herrn Dr. Stephan Berger gelangten. Leider konnte ich über deren Fund keine authentischen Nachrichten einholen. Jeder von ihnen (Fig. 46) besteht aus zwei 1½ mm starken Drähten, welche an ihren beiden Enden das Armband schliessend, umeinander gewickelt sind. Die Länge der aufgewundenen Armbänder beträgt 21 cm.

Ein Skeletgrab von Poříčan.

In Poříčan bei Böhmisch-Brod stiess man im Jahre 1884 beim Baue der Eisenbahn auf ein Skelet, welches auf dem Schädel einen bronzenen Haarring trug. Derselbe (Fig. 47) ist von Draht, an beiden Enden mit tellerförmigen Köpfen verziert, welche durch Nachguss angebracht erscheinen. Die Länge beträgt im Umkreise 44·5 cm. Ausser dem Haarring wurden daselbst noch andere Gegenstände aus Eisen gefunden, die aber an der Luft zerfielen.

Dass diese Ringe nicht am Halse getragen wurden — wie man öfters dafürhält und sie auch Hals-

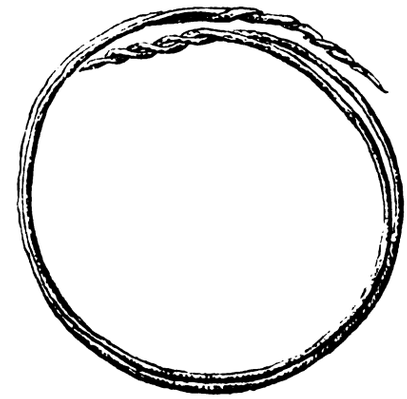


Fig. 46. **Armring aus doppeltem Bronzedraht von Zlichov** (nat. Gr.).

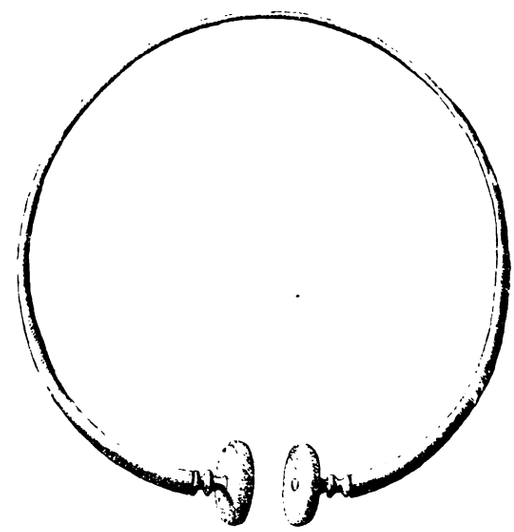


Fig. 47. **Haarring aus Bronze von Poříčan** (½ nat. Gr.).

ringe nennt —, dürfte aus diesem Funde einestheils und anderentheils auch aus dem Umstande erhellen, dass sie sehr häufig aus einem Stücke gegossen erscheinen und somit auf keine Art, ohne zu brechen, an den Hals gesetzt werden konnten[1]).

[1]) Ueber die Cultur, welcher dieser Haarring angehört, vgl. auch meine Abhandlung: Die Funde von Slup (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XX, S. 141—145).

Glockengräber bei Vesce.

In Vesce (bei Jičín) wurden Glockengräber entdeckt. Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Prof. J. Kosina in Prag besteht der Inhalt derselben aus Urnen, die mit angebrannten Knochenresten gefüllt und mit einem grossen umgestürzten Gefäss bedeckt sind. Neben dieser Beisetzung sind in jedem Grabe gewöhnlich noch zwei kleinere Gefässe oder Näpfe ausserhalb des Glockengefässes aufgestellt. Als Beigaben erscheinen Bronzegegenstände, welche der alten, mitteleuropäischen Cultur angehören.

Das städtische Museum in Prag besitzt von dieser Gräberstätte zwei Näpfe und zwei Bruchstücke von bronzenen Brillenspiralen, von denen jede Spirale 5·5 cm im Durchmesser misst. Obzwar die keramischen Producte in der Form den in Böhmen öfters

Fig. 48.

Fig. 49.

Napf und Schale aus Thon von Vesce (1/4 nat. Gr.).

vorkommenden gleich erscheinen, sind doch die hier gefundenen Gefässe aus sehr rohem Material.

So ist der Napf (Fig. 48) rothgebrannt, mit einem kleinen Henkel und einem 15 mm hohen Fuss versehen. Derselbe ist 7·5 cm hoch und hat am Rande 11 cm im Durchmesser.

Das andere Stück ist eine kleine Schale von grauer Farbe, die mit einem grossen und ungewöhnlich abstehenden Henkel (von 3·5 cm im Durchmesser) versehen ist. Dieselbe (Fig. 49) ist 5 cm hoch und hat am Munde 7 und am Boden 3 cm im Durchmesser.

Die Urnengräber von Upohlav.

Bei Upohlav (bei Lobosic) wurden mehrere Urnengräber gefunden, von welchen das eine drei Gefässe und eine verarbeitete Hirschgeweihspitze enthielt. Diese Gefässe sind durchwegs aus freier Hand gearbeitet, gut gebrannt, von schwarzgrauer Farbe und verschiedener Grösse. Ein becherartiges Krügel zeigt eine schwache Glättung. Die grösseren Gefässe wurden zerdrückt aufgefunden, namentlich liess sich eine grosse Urne, welche mit einem Deckel versehen war, nicht mehr zusammenstellen. Den Inhalt derselben bildeten angebrannte Menschenknochen, Asche und eingeschwemmte Erde.

Als Muster bilde ich im Folgenden zwei dieser Gefässe ab: ein becherartiges Krüglein, welches 9·5 cm hoch ist, am Rande 12 und an dem flachrunden Boden 5 cm im Durchmesser hat (Fig. 50).

Ein anderes, dem eben erwähnten ähnliches Gefäss, welches sich nur durch den mehr eingezogenen Hals von diesem unterscheidet (Fig. 51); dasselbe ist 7 cm hoch und hat an der Mündung 6 und an dem flachrunden Boden 2·5 cm

Fig. 50.

Fig. 51.

Zwei Thongefässe aus den Urnengräbern von Upohlav (1/4 nat. Gr.).

im Durchmesser. Der Boden dieses Gefässes erscheint in der Mitte etwas eingedrückt.

Sämmtliche Funde aus diesem Grabe gelangten durch die Freundlichkeit des Herrn Friedr. Wachsmann, Historienmaler in Prag, dem ich auch diesen Bericht verdanke, in meine Sammlungen.

Fig. 52. **Lanzenspitze aus Bronze von Sezemic** (1/2 nat. Gr.).

Eine Lanzenspitze von Sezemic.

In Sezemic (bei Pardubic) wurde vor Jahren beim Anlegen eines Grabens eine Lanzenspitze aus

Bronze (Fig. 52) gefunden. Dieselbe ist 23 cm lang und hat deren Dille, welche mit zwei gegenseitigen Löchern zum Aufnageln versehen ist, 24 mm im Durchmesser. Ungewöhnlich erscheint bei dieser Lanzenspitze deren Länge, Schlankheit und Schärfe der beiden Seiten. Dieselbe befindet sich in der Sammlung des Herrn k. k. Statthaltereirathes Moritz Lüssner in Prag.

Das Hradiště bei Hostim.

An der Mündung des Kačicebaches in den Beraunfluss (1/2 Stunde östlich von der Stadt Beraun) erhebt sich am rechten Ufer des genannten Baches die Landzunge von Hostim, deren Plateau steil gegen Süd, Ost und West abfällt. Von Natur nach diesen drei Richtungen durch Felsen und abschüssige Berglehnen befestigt, bot das Plateau einen erwünschten Platz zu einer Burg; denn es erübrigte nichts mehr, als die Nordseite desselben künstlich zu verschanzen, wozu hier auch die Natur eine vortheilhafte Gelegenheit bot, indem eine schwache Senkung, welche die Seitenlehnen dieses Plateaus mit einander verband, sehr leicht zu einer Terrasse sich umwandeln liess. Diese Terrasse bildete die äusserste Verschanzung der Burg, welche in jeder Hinsicht für die Vorgeschichte von grossem Interesse und durch die daselbst gemachten Funde auch von nicht geringerem Werthe ist, indem dieselbe ein Licht auf jene Periode werfen, in welcher der vielfach besprochene, aber bisher wenig durchforschte Burgwalltypus in seiner vollen Ursprünglichkeit auftaucht. Bevor ich mich zu den daselbst gemachten Funden wende, will ich früher die Burg besprechen, welche in ihrer Zusammensetzung eine nicht gewöhnliche Erscheinung bietet, indem, die Steinwälle und Gräben ausgenommen, alle übrigen Verschanzungsarten — mit Ausschluss jener, die aus vergänglichem Materiale hergestellt waren — daselbst vorhanden sind, nämlich: Terrassen, Erd- und Schlackenwälle.

Die Burgstätte von Hostim (Fig. 53) besteht aus drei Verschanzungen, von welchen wohl die innerste „na Kozle“ (d. i. am Bock) genannt, die eigentliche Burg und die zwei anderen blosse Verschanzungen derselben waren.

Von Hostim gelangt man zu der ersten Vorburg, welche durch die besagte Terrasse *AB* befestigt war. Dieselbe lehnt sich auf der Ostseite (bei *B*) an die steile Berglehne, zieht sich in der Länge von 660 m quer über das Plateau und mündet in einen Felsenabhang (bei *A*). Diese Terrasse hat nach aussen eine Höhe von 4—5 m und stellenweise zeigt sie auf ihrem Kamme Erhöhungen, welche ehedem einen nicht hohen (beiläufig 1/2 m hohen) Wall gebildet und einen hölzernen Zaun oder eine Brustwehr getragen haben mochten. Der heutige Weg führt durch einen neu hergestellten Durchbruch in das Innere dieser Verschanzung; denn das alte Thor befand sich — wie aus der Situation ersichtlich ist — mehr seitwärts gegen Westen (bei *x*) und war die Einfahrt desselben an einem daselbst auf der Westseite

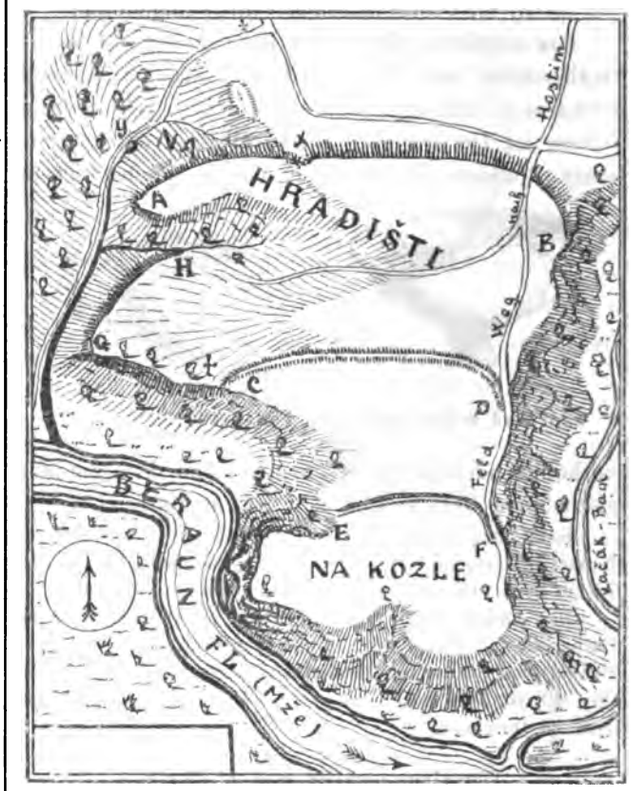


Fig. 53. **Hradiště bei Hostim** (1 : 10.000).

sich befindlichen Bergabhange angelegt, um von dieser Seite vor einem möglichen Ansturm geschützt zu sein.

Eine andere, 165 m lange Terrasse *GH*, welche auf dem westlichen, etwas weniger steil sich senkenden Seitenabhange errichtet war, schützte diese Vorburg auch von dieser Seite hinreichend gegen feindliche Angriffe.

Die östliche Berglehne oberhalb des Kačicethales bedurfte ihrer ganzen Länge nach überhaupt keiner weiteren Befestigung, denn die scharf abschüssige Berglehne, welche überdies durch Felsabhänge schwer zugänglich ist, erleichterte die Vertheidigung dieser Burg.

Die erste Vorburg, welche noch heute den Namen „na hradišti“ (d. i. auf der Verschanzung) trägt, lehnte sich auf der Südseite an den Erdwall *CD* der zweiten Vorburg. Derselbe ist 400 m lang und hat noch heute die Höhe von circa 1·5 m und am Fusse 5—6 m in der Breite. Oestlich, gegen die Berglehne zu, endete er in einen Bogen, mit welchem er den einstigen, noch jetzt intacten Weg in das Innere dieser Verschanzung schützte; westlich aber mündete er in die Felsenabhänge *CG*, welche zugleich auch die Wehr der ersten Vorburg bildeten und an welche sich auch die erwähnte Terrasse *GH* anlehnte.

Die Hauptburg schloss der Schlackenwall *EF*, welcher, ähnlich dem Erdwalle, von Ost gegen West sich hinzog, das Einfahrtsthor auch mit einem Bogen — sowie der Erdwall — deckte und auf der Westseite sich in den Abhang verlief. Derselbe war 134 m lang, 1·2 m hoch, am Kamme 2 und am Fusse 4 m breit und mündete in eine 42 m lange Terrasse (bei *E*).

Die Hauptburg, welche sich auf der Westseite an einen steilen, in den Beraunfluss herabfallenden Felsen lehnte, nahm eine Fläche von beiläufig 160 Ar, die mittlere Vorburg dagegen 200 Ar und die äusserste 560 Ar ein; folglich umschloss die ganze Burgstätte eine Fläche von 820 Ar (14 Joch). Die grösste Länge derselben beträgt 700 m.

Den interessantesten Punkt der hier befindlichen Verschanzungswerke bildet unzweifelhaft die Verschlackung des letzten Walles. Ueber Schlackenwälle habe ich seinerzeit in meinen Schutz- und Wehrbauten (Prag 1885, § 18) ausführlicher gehandelt und kann hier daher darauf verweisen.

Bereits im Jahre 1875—1882 haben die Insassen von Hostim mit dem Abbruche des hiesigen Schlackenwalles begonnen und das aus ihm gewonnene Material zu verschiedenen Bauten abgeführt. Während dieser Zeit fand ich die beste Gelegenheit, denselben genau zu beobachten. Der Wall war fast seiner ganzen Länge nach mehr oder weniger niedergerissen und bot daher von allen Seiten Gelegenheit, das Material gründlich zu durchforschen. Wie schon erwähnt, betrug die Höhe des Walles 1·2 m und die Breite 2—4 m; stellenweise ist sein Fuss mit anderem Erdreich gedeckt. Seine Verschlackung, die aus Lehm, Kiesel und Sand bestand, zog sich ununterbrochen durch den ganzen Wall hin und wies alle Stadien des Brandprocesses auf. Von der Aussenseite erschienen die Schlacken völlig in Klumpen zusammengeschmolzen und von dunkelrothbrauner Farbe; unter ihnen fanden sich mitunter auch kleine, vom Feuer unverzehrte Steine oder, wo Kalksteine mit vermengt waren, weisse Stückchen, die an den Schlacken hafteten und beim Schaben zerstäubten. Nach innen war die Schlackenmasse immer lichter, röther und brüchiger, ein Beweis, dass die Wirkung des Feuers nach innen nicht intensiv gewesen war. Tief, ganz in der Mitte, namentlich am Boden des Walles, fanden sich lockere Massen von gelblicher Farbe. Dieselben waren mürbe und zerfielen beim Brechen in Brocken; angefeuchtet aber wurden sie schmierig[1]). Daraus ist zu ersehen, dass hier das Feuer am wenigsten gewirkt hatte. Der Wall war überall an den Aussenseiten durch Schlacken-

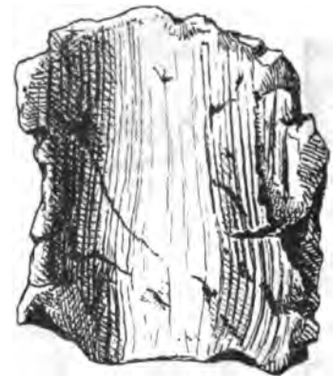


Fig. 54. **Holzabdruck aus einer Schlacke** (nat. Gr.).

schaum abgetropft, nach innen aber weniger angegriffen und nicht selten so löcherig, als wenn er wurmstichig wäre. Stücke von Holzkohle kamen hier selten vor, und zwar nur gegen die Mitte des Walles zu; es scheinen dieselben von kleinen Aesten herzurühren. An den Aussenwänden jedoch und nicht selten im Inneren des Walles konnte man deutlich die Abdrücke von starken, rundlichen Holzstücken wahrnehmen, ja selbst Abdrücke von Knorren und Baumrinde. Daraus ist zu schliessen, dass der ganze Wall auf einmal durch Holz gebrannt wurde. Ob auch Holzkohle bei der Procedur mit benützt wurde, wie es z. B. bei Litoradlic der Fall war[2]), ist nicht festzustellen; denn ich fand keine Abdrücke, die auf diesen Umstand hindeuten könnten. Anbei bilde

[1]) Proben aller Stadien der hiesigen Verschlackung habe ich in meinen Sammlungen aufbewahrt.

[2]) Vgl.: Dr. Joh. Nep. Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XIII, S. 7, Taf. II, Fig 46, und Bd. XXIII, S. 1 ff.).

ich von der hiesigen Verschlackung einen Holzabdruck ab (Fig. 54), von welchen ich mehrere daselbst gefunden habe. Derselbe rührt von einem ab-

Fig. 55. **Boden eines Thongefässes von Hostim** (1/4 nat. Gr.).

gerindeten, trockenen Baumstamme (wahrscheinlich von einer Tanne) her.

Was die auf dieser Burgstätte gemachten Funde betrifft, muss ich erwähnen, dass mein geschätzter Freund, Herr Dr. Stephan Berger, Grossgrundbesitzer in dem benachbarten Orte „St. Johann unter dem Felsen", daselbst Nachgrabungen veranstaltet und die ganze Ausbeute aus denselben nebst anderen Fundobjecten von dieser Wallburg mir gefälligst zur Verfügung gestellt hat, wofür ich ihm meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

Herr Dr. Berger liess bei der neu durchbrochenen Einfahrt im Inneren der ersten Verschanzung nachgraben und wurden bei dieser Gelegenheit 1½ m tief unter der Bodenfläche in einer Aschenlage ausser Thierknochen noch nachstehende Objecte gefunden:

Aus Thon:

Verschiedene, zumeist von mittelgrossen Gefässen herrührende Scherben, welche auf der Töpferscheibe verfertigt, gut gebrannt und von grauer sowie gelblicher Farbe sind. Alle gehören dem sogenannten Burgwalltypus an und sind alle, ausser einer grösseren Scherbe, mit eingedrückten Verzierungen versehen, welche sich theils an den oberen Gefässkörpern unter dem Halse oder auf der Ausbauchung derselben befinden. Ein ganzes Gefäss kam hier nicht vor, wie es bei den Burgstätten gewöhnlich der Fall ist.

Die hier vorkommenden Ornamente sind namentlich durch das Wellenornament und durch eingedrückte Punkte, Striche und Kreisfurchen vertreten. Die nach aussen umgelegten Ränder der Gefässe sind nicht stark, die Hälse kurz und übergehen nach geringer Schweifung in die nicht grosse Ausbauchung der Gefässkörper. Von den Böden, von welchen blos zwei gefunden wurden, ist der eine flach und glatt, der andere (Fig. 55) aber in der Mitte mit einer eingedrückten, runden Vertiefung versehen. Gefässhenkel kamen nicht zum Vorschein. All' dies sind Wahrzeichen des älteren Burgwalltypus.

Fig. 56.

Fig. 57.

Fig. 58.

Fig. 59.

Fig. 60.

Fig. 62.

Fig. 63.

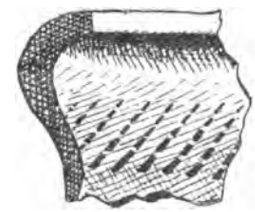


Fig. 64.

Fig. 61.

Verschiedene Topfscherben von Hostim (Fig. 56—60 nat. Gr., Fig. 61—64 1/2 nat. Gr.).

Im Hinblicke auf den hier befindlichen Schlackenwall und auf die auf dieser Burgstätte gefundenen keramischen Erzeugnisse bilde ich anbei einige Muster der auf den Gefässen vorkommenden Ornamente ab:

Fig. 56—59 und Fig. 60—64 stellen theils Halsstücke (Fig. 62—64), theils Scherben mit einfachen oder complicirteren Verzierungen vor, welche für die hier vorkommende Ornamentik typisch erscheinen.

Auch zwei Wirtel wurden unter den Scherben gefunden und ist von denselben der eine (Fig. 65) aus feinem Thon gut gearbeitet, schwarz von Farbe und glatt auf der Aussenseite, auf welcher derselbe durch drei vortretende Kanten in vier Ringfelder abgetheilt erscheint. Derselbe ist 18 mm hoch, dessen grösste Breite hat 25 und das Loch 10 mm im Durch-

messer. Die kantige Form der Wirtel wird in späterer Zeit für den Burgwalltypus ganz besonders charakteristisch. Der andere Wirtel (Fig. 66) ist nicht mehr so gut gearbeitet und ein wenig flach gedrückt. Derselbe ist 10 mm hoch, hat 28 und das Loch 8 mm im Durchmesser. Aehnliche Wirtel

Fig. 65.

Fig. 66.

Zwei Wirtel aus Thon von Hostim (nat. Gr.).

kommen auch unter Objecten der alten mitteleuropäischen Cultur öfters zum Vorschein.

Aus Eisen wurden nur wenige Objecte gefunden:

Eine 72 mm lange, 3 mm an der Spitze und 16 mm am Absatze breite Messerklinge.

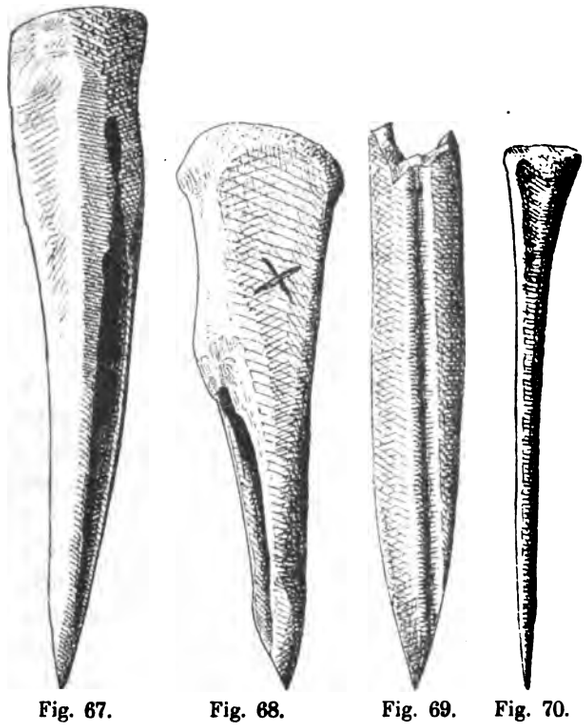


Fig. 67. Fig. 68. Fig. 69. Fig. 70.

Ahlen aus Knochen von Hostim (nat. Gr.).

Ein Bruchstück von einer Nadel oder einem Nagel und ein zusammengerollter 1 cm breiter Blechbeschlag, in welchem ein Bruchstück von einer Glasperle steckt.

Aus Knochen wurden in dieser Aschenlage ebenfalls mehrere, theils intacte, theils gebrochene Stechwerkzeuge gefunden, von welchen ich einige zur Vergleichung abbilde:

Fig. 67 eine Ahle, 9·3 cm lang;

Fig. 68 eine Ahle, 7·9 cm lang;

Fig. 69 eine Ahle, 7·9 cm lang;

Fig. 70 eine spitze Ahle, 7·5 cm lang.

Sonst kamen hier auch andere Thierknochen zum Vorschein, wie Abschnitte und Bruchstücke von Hirsch- und Rehgeweihen, Rippen u. dgl., auch Zähne und überhaupt Knochen aller Art, und finde ich daselbst auch folgende Hausthiere vertreten: den Ochsen (Bos und Bos brachyceros Rüt.), das Pferd, das Schaf (Ovis aries Linn.) und das Schwein (Sus scrofa palustr. Rüt.).

Auf dieser Burgstätte, aber nicht in der eben erwähnten Aschenlage, wurden noch andere Funde gemacht, unter welchen wieder mehrere Gefässscherben vom Burgwalltypus zu verzeichnen sind, und fand ich einen von denselben unmittelbar auf dem Schlackenwalle liegen. Ausser demselben wurden jedoch noch andere Gegenstände gefunden, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen und sind dies namentlich:

Ein heller, durchsichtiger, mit gelben gemalten Streifen verzierter Glaswirtel (oder Perle, Fig. 71). Derselbe ist

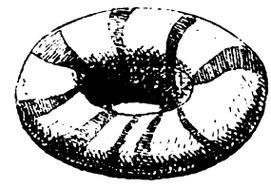


Fig. 71. **Wirtel oder Perle aus Glas von Hostim** (nat. Gr.).

Fig. 73. **Durchbrochener Stein von Hostim** (nat. Gr.).

Fig. 72. **Steinmeissel von Hostim** (nat. Gr.).

13 mm hoch, 11 mm dick und hat 35 mm im Durchmesser. Dieses Glasstück mahnt auffallend an die La Tène-Glasperlen oder Wirtel und dürfte auch ein Product dieser Cultur sein.

Ein 72 mm langer, 17 mm breiter und 14 mm starker Steinmeissel oder Keil aus Thonschiefer (Fig. 72). Derselbe ist auf einer Seite gerundet, auf der anderen flach, am unteren Ende aber von beiden Seiten her zu einer Schneide zugeschliffen. Das obere Ende desselben ist flach. Dieses Werkzeug ist stark abgenützt und dessen Oberfläche rauh.

Ein mit einem Loche versehenes Stück aus schwarzem Serpentin (Fig. 73). Dasselbe ist 34 mm hoch, 26 mm breit und 5—9 mm dick [1]). Ob dieses Stück zum Tragen als Schmuckgegenstand oder zu etwas Anderem gedient haben mochte, ist schwer zu errathen; nachdem aber dieser Stein hier sowie in der Umgebung überhaupt nicht vorkommt, muss angenommen werden, dass dieses Object hieher gebracht wurde.

[1]) In der Sammlung des Herrn Statthaltereirathes Moritz Lüssner.

Schliesslich muss ich noch eines 30 × 13 mm grossen Bruchstückes von einem Gelbgussgegenstande erwähnen, dessen Legirung aber eine hellere und mehr gelbe Farbe hat und auch härter als Bronze ist. Auf der Rückseite ist es spiegelglatt, oben aber mit erhabenen und unregelmässigen Streifen, die sich kreuzen, verziert. Es macht den Eindruck, als wenn es von einem Fehlgusse herrühren würde. Dasselbe ist 2 mm stark, rührt von einem ovalen Gegenstande her und scheint römischen oder La Tène-Ursprunges zu sein.

Nachdem uns nun verbürgte Funde von dieser Burgstätte vorliegen, handelt es sich um die Zeitbestimmung derselben. Ich habe bereits im Jahre 1885 in meinen Schutz- und Wehrbauten diese Frage berührt, aber aus Mangel an verlässlichem Materiale dieselbe keiner genaueren Untersuchung unterziehen können. Seit der Zeit sind mehrere Jahre verstrichen, ohne dass über die Schlackenwälle etwas Bedeutenderes ausgeforscht worden wäre, indem denselben verhältnissmässig wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde; nichtsdestoweniger ist die Sache doch etwas vorgerückt und man kann schon wenigstens einer Vermuthung Raum geben, welcher gemäss für die Benützung und möglicherweise auch für die Errichtung der oder jener Schlackenwälle eine bestimmte Zeit anberaumt werden dürfte. Mit Vorbehalt und ohne das letzte Wort gesagt zu haben, will ich es versuchen, eine bestimmte Zeit für diese und auch einige andere Wallburgen Böhmens anzugeben, wobei ich die Richtigkeit meiner Forschungsresultate weiteren Prüfungen überlasse.

Wenn wir uns in anderen Wallburgen umsehen, wo Schlackenwälle vorkommen und auf welchen Nachgrabungen veranstaltet wurden, begegnen wir Resultaten, welche mit unseren, auf der Burgstätte von Hostim gemachten ziemlich im Einklange stehen.

Prof. Dr. Joh. N. Woldřich stellte in Wort und Bild einige Scherben von Thongefässen dar, welche auf dem Hradistě bei Strakonic gefunden wurden [1]). Dieselben sind sehr roh, schwach gebrannt, tragen aber die dem Burgwalltypus eigenthümlichen Wellen- und Ringfurchen, welche mittelst eines mehrkantigen Werkzeuges eingedrückt wurden.

Prof. Jos. Strnad in Pilsen erwähnt auch einiger, bei der Durchforschung der Burgstätte von Bukovec (Erdwälle mit Gräben und theilweise Verschlackung) [2]) gemachter Funde und führt unter denselben nebst eisernen Messern und Pfeilspitzen mit Widerhaken auch Knochenwerkzeuge, wie Ahlen und Stecher, an, von Thonobjecten Wirtel und namentlich Scherben von Gefässen, welche häufig auf der Aussenseite mit einem rothen [1]) oder schwarzen Anstrich versehen und mit eingedrückten Wellenlinien, Ringfurchen und Punkten verziert sind. Derselbe weist sie dem Burgwalltypus zu und macht dabei auch die Wahrnehmung, dass unter den daselbst gefundenen Gefässscherben keine Henkel vorkommen. Es unterliegt in Folge dieser beiden Berichte keinem Zweifel, dass die auf diesen Burgstätten gefundenen keramischen Objecte dem älteren Burgwalltypus angehören [3]).

An diese systematischen Durchforschungen verdienen angereiht zu werden: Der Bericht des k. k. Conservators Moritz Lüssner über eine Verschlackung, welche unterhalb der alten Wälle der Burg zu Chrudim entdeckt wurde [4]). Unterhalb dieser Verschlackung, welche, mit Erde bedeckt, sich weiter hinzog, stiess man in der Tiefe von 2 Klaftern (3·6 m) auf eine Aschenlage, in welcher Scherben von Urnen, angebrannte Knochen und das Bruchstück eines Steinbeiles aus Schiefer gefunden wurden. Demzufolge wurde offenbar der Schlackenwall später oberhalb dieser Aschenlage errichtet. Auf dem Hradiště bei Lipno (nordwestlich von Pilsen), wo sich ebenfalls ein Schlackenwall befindet, wurden Scherben von Gefässen alter und jüngerer Keramik gefunden, welch' letztere Lud. Schneider [5]) als mittelalterlich bezeichnet. Auch in Olmütz stiess man bei der Renovirung der St. Wenzelskirche auf eine Verschlackung, leider wird aber nicht gesagt, in welcher von den daselbst befindlichen Culturschichten (ob in der vorgeschichtlichen oder in der mittelalterlichen) dieselbe sich befunden hat [6]). — Das häufige Auftreten der beiden erwähnten Arten von Keramik auf den meisten Burgstätten Mitteleuropas verursacht immer grosse Schwierigkeiten beim Studium derselben; denn die Objecte, die auf solchen Stätten überhaupt nicht intact, noch in grosser Zahl gefunden werden, pflegen gewöhnlich durch die immerwährende Erdbewegung von Wald- und Feldarbeiten untereinander gemischt zu liegen und man ist angewiesen, anderweitige Nachforschungen vorzunehmen, um doch einigermassen verlässliche Resultate zu

[1]) Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, 1875, II. Bericht.

[2]) Mitth. der k. k. Central-Commission, 1890, S. 233.

[1]) Vgl. weiter unten bei „Kotys" ähnliche Scherben.

[2]) Vgl. über dieses Thema meine Abhandlung: Die Funde zu Slup in Prag (in „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien", Bd. XX, S. 145 ff.).

[3]) Památky Archaelogické, Bd. IV, 1, S. 90.

[4]) Počátkové předhistor. místopisu. Pardubic 1891, S. 73.

[5]) J. Havelka, O starožitnostech etc. (in „Časopis Mus. spol. Olomúc.", Jahrg. 1884, S. 29).

erhalten. Namentlich hier bei den Schlackenwällen erscheint ein endgiltiges Urtheil sehr schwer. Nichtsdestoweniger finden wir doch einen Anhaltspunkt, deren Bestand mindestens noch in die Burgwalltypus-Periode zu verlegen, umsomehr, als wir die Verschlackung auch als Grundvesten bei Bauten gefunden haben, welche späteren Zeiten angehören dürften; wie z. B. bei der Veste in Řeporeje [1]).

Unseren Funden von Hostim scheinen die Funde von Bukovec näher zu stehen als jene von Strakonic und wenn wir einen möglichen localen Einfluss auf die keramischen Producte zulässig erscheinen lassen, dürften alle diese drei Funde zeitlich einander ziemlich nahe stehen; denn alle gehören schon in die Periode, welcher der Burgwalltypus zugeschrieben wird. Trotzdem tragen die Gefässscherben von Hostim den echten Charakter dieses Typus an sich, welcher erst nach einer Umstaltung der Gefässformen als jünger bezeichnet und von den S-Ringen begleitet wird. Diese Periode scheint das Hradiště von Hostim nicht erreicht zu haben; denn es sind weder S-Ringe, noch etwas, was auf dieselbe hindeuten würde, bisher hier vorgekommen, wohl aber Knochenwerkzeuge, welche nur der älteren Burgwalltypus-Periode eigen sind, und ein Glasring, welchen ich oben als ein mögliches Product der La Tène-Cultur bezeichnet habe. Nebstdem ist auch der Steinmeissel und das Bruchstück von Gelbguss zu erwähnen. Obzwar diese Gegenstände auf den ersten Blick sehr auffallend von den Burgwalltypus-Scherben abstehen, scheinen sie doch nicht so sehr von denselben verschieden, um sie nicht mit den hiesigen Funden in einen gewissen Zusammenhang zu bringen.

Die jüngsten Forschungen bringen unter der La Tène- und der Burgwalltypus-Keramik eine gewisse Analogie zur Geltung, zufolge welcher angenommen werden kann, dass die römische Töpferkunst in der La Tène-Zeit in Mitteleuropa eingedrungen ist und durch die einheimische Fabrikation erst den Umschwung zu der sogenannten Burgwalltypus-Keramik, deren typisches Merkmal das Wellenornament ist, genommen hat. Ich habe bereits im Jahre 1884 auf das Auftreten des Wellenornamentes unter Gefässen der alten und der La Tène-Keramik (aus Stradonic) aufmerksam gemacht und namentlich auf das überwiegende Erscheinen desselben in der Burgwalltypus-Periode hingewiesen [2]). Seit der Zeit verstummte die Frage über die Herkunft dieses Ornamentes, weil man dieselbe nur dem Burgwalltypus als eigenthümlich zuschrieb und diesen Typus entschieden für zu jung hielt. Nach sechs Jahren (1890) brachte ich es wieder zur Rede bei dem Funde von Slup [1]), wobei ich nach gemachten Erfahrungen diesen Typus in zwei Perioden theilte (nämlich in den älteren und in den jüngeren), den Ursprung desselben aber von der römischen Töpferkunst herleitete. Fast gleichzeitig (1891) handelte auch v. Osborne über dieses Thema [2]) und fand sich auch durch seine Forschungen bewogen, den Burgwalltypus in einen älteren und einen jüngeren zu theilen; er vergleicht ihn mit römischen Gefässen. Von anderem Standpunkte betrachtet noch Jos. Szombathy die La Tène-Keramik [3]), indem er namentlich das Wellenornament in's Auge fasst. Demselben sind die kurzen Topfhälse auf den La Tène-Thongefässen nicht entgangen, aber den grössten Nachdruck legt Szombathy auf das Wellenornament, welches er in die Anfänge der La Tène-Periode verlegt und, indem er den römischen Einfluss bei den Gefässen dieses Typus nicht ausser Acht lässt, führt er Belege für das von ihm Gesagte aus verschiedenen Fundstätten an. Namentlich ist es Wies, auf welches er sich stützt, und wohl mit Recht! Denn wenn wir die Thongefässe von dieser Gräberstätte näher betrachten, so finden wir auf den dort gefundenen Gefässen und Gefässdeckeln nicht nur das Wellenornament verschiedenartig vertreten [4]), sondern auch das Punktiren derselben [5]) und auch die Gefässformen, welche auffallend an den frühen Burgwalltypus erinnern [6]).

Wenn wir nun die keramischen Erzeugnisse des Burgwalltypus von La Tène beziehungsweise römischem Ursprunge herleiten, erscheint dieser Typus als eine nach Mittel- und Nordeuropa importirte Technik und musste derselbe in seinen Anfängen, als er sich zu entwickeln begann, mit La

[1]) Vgl. den I. Theil unserer „Materialien", Bd. XXI, S. 35.

[2]) Vgl. darüber in „Gräberstätten der liegenden Hocker" (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XIV, S. 192 ff.).

[1]) Ibid., Bd. XX, S. 145.

[2]) Jahresfestschrift der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, 1891, Heft I, und in den „Prähistorischen Blättern", München 1891, S. 3.

[3]) Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, 1890, Bd. XX, S. 187). Vgl. auch: Dr. M. Much, Ueber das Wellenornament (XI. Congress zu Berlin 1880, S. 77).

[4]) Vgl.: Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XVIII Taf. I, Fig. 32; Taf. II, Fig. 38 und 45.

[5]) Ibid., Taf. I, Fig. 10, 11, 12; Taf. II, Fig. 40, 41, 47.

[6]) Ibid., Taf. I, Gefässe: Fig. 1, 5—7, 9, 16, 17, 22, 23, 26, und Taf. II, Schalen: Fig. 27, 28 und 31.

Tène coexistirt und ferner sich weiter fortgepflanzt haben. Somit stünde er auch in engerem Zusammenhange mit dieser (La Tène-) Cultur, welche der alten einheimischen, nämlich der alten mitteleuropäischen Cultur nachfolgte[1]). Wenn nun die keramischen Producte des Burgwalltypus der La Tène-Cultur entsprungen sind, kann man zugleich auch der Vermuthung Raum geben, dass auch andere dieser Cultur entsprungene Erzeugnisse in die Burgwalltypus-Periode übertragen wurden, wie z. B. Schmucksachen, Münzen und andere Objecte aus Silber, verschiedene Eisengeräthe, die in der La Tène- und in der Burgwalltypus-Periode die Bronze aus dem Gebrauche so auffallend verdrängen u. s. w. Und wenn dies bei der Keramik, beim Eisen u. s. w. der Fall ist, kann dann die Möglichkeit bei der Glasindustrie ausgeschlossen werden? Und hier begegnen wir uns mit dem oben erwähnten Glasringe, welcher auf der Burgstätte von Hostim gefunden wurde. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, dass dieser Ring zu den auf dieser Burgstätte in der Aschenlage gefundenen Gefässscherben gehört, so bietet er uns doch eine gewisse Fühlung mit La Tène, welches nicht weit von dem älteren Burgwalltypus entfernt sein kann; denn eine Annäherung dieser zwei Culturen kann noch aus den daselbst gefundenen Knochenwerkzeugen und Wirteln hergeleitet werden, welche in Mitteleuropa nicht selten auch unter La Tène-Objecten (wie z. B. Stradonic) gefunden werden, namentlich aber unter Objecten der von mir benannten continuirlichen alten mitteleuropäischen Cultur, welcher die Buckel-, Schnecken- und Knotenringe, die duxartigen und überhaupt alle in diese Periode fallenden Fibeln mit offenem Fuss und andere dieser Culturperiode eigenthümlichen Gegenstände angehören[2]), welche reich von verschiedenen Knochenwerkzeugen begleitet und mit La Tène zu einer bestimmten Zeit coexistent erscheinen. Dasselbe dürfte auch den kleinen Steinmeissel betreffen, welcher daselbst gefunden wurde. Obzwar in den La Tène-Funden (wie z. B. in Stradonic) die Steinwerkzeuge selten zum Vorscheine kommen, weist die continuirliche alte mitteleuropäische Cultur solche öfters auf. Es sind zumeist nur kleine Meissel, Keile und andere Handwerkzeuge, welche im älteren Burgwalltypus ausser Gebrauch gerathen, indem sich diese weiter entwickelnde Cultur blos auf Wetzsteine, Wirtel und dergleichen Gebrauchswerkzeuge aus Stein beschränkt. Der jüngere Burgwalltypus weist ausser den Gebrauchswerkzeugen keine anderen Steinwerkzeuge mehr auf. Auch die hier gefundenen Thonwirteln haben viel

[1]) Vgl. beispielsweise den Hrádek bei Časlau. Auf dieser Burgstätte constatirt Čermak drei Culturschichten, wovon ich mich auch bei meinem Besuche dortselbst (im Jahre 1891) überzeugt habe. Die oberste Schichte enthält den jüngeren Burgwalltypus, die mittlere den älteren Burgwalltypus, begleitet von Knochenwerkzeugen, Thonwirteln und Gefässscherben, welche durch ihre Verarbeitung blos mit jenen aus der La Tène-Periode verglichen werden können. Die unterste Schichte gehört der alten Keramik an. Uebrigens hat Jaroslav Palliardi auch auf dem Hradiště bei Znaim Culturschichten entdeckt, welche dem älteren Burgwalltypus angehören und ebenfalls Knochenwerkzeuge enthalten.

[2]) Vgl. über dieses Thema in meinem Aufsatze: „Funde zu Slup in Prag" die Schlussbetrachtungen (in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien", 1890, Bd. XX, S. 141). — Gelegentlich muss ich zur Erörterung dieser meiner Behauptung gegen eine indirecte Anspielung (in den „Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien", 1892, S. 107) auf die von mir im Jahre 1884 (Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker in den „Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien", Bd. XIV, S. 189) benannte „Duxer Fibel- und Buckelarmringe-Periode", die ich sechs Jahre später (Funde zu Slup, S. 141) für eine Fortsetzung der von Hochstetter so benannten „alten mitteleuropäischen Cultur" erklärt habe, nur so viel bemerken, dass ich mich niemals mit der Ansicht befreunden werde, die Objecte des Duxer Fundes, nämlich die Fibeln mit offenem Fuss, die Knotenverzierungen auf diversen Ringen, die bronzene Lanzenspitze und die ebenfalls bronzene Dolchklinge, welche diesem Funde ebenfalls angehören (vgl. den Bericht über diesen Fund von Dr. Steph. Berger und Jos. Smolik in der „Památky Archaeologické", Prag 1882, Bd. XII, S. 71—80, 109—122, Tab. III—V), sowie andere dieser Culturporiode eigenthümliche Producte der La Tène-Cultur zuzueignen, welch' letztere Cultur blos Fibeln mit geschlossenem Fuss, Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolche, Schwerter, Beile und dergleichen Gegenstände aus Eisen und andere wieder ihr eigenthümlichen Erzeugnisse aufweist (vgl.: „Die Funde von Marin", Pfahlbautenbericht VI von Dr. Ferd. Keller in den „Mitth. der Antiquar. Ges. Zürich", 1866, Bd. XV, Heft 7, S. 293); denn eine solche Annahme würde consequenterweise die Erklärung der alten mitteleuropäischen Cultur für La Tène unbedingt zur Folge haben müssen, weil die alte mitteleuropäische Cultur eben dieselben Objecte wie der Duxer Fund aufweist, und müssten somit auch alle bronzenen Lanzenspitzen, Messer, Dolche, Schwerter, Kelte, Palstäbe, Sicheln, gravirten Armbänder, Objecte mit Spiral-, Knoten- und Buckelverzierungen nebst Fibeln mit offenem Fuss, welche unter den eben genannten Bronzeobjecten gefunden werden — wie z. B. in den Brandgräbern von Měnik (Památky Archaeologické, XV, S. 294, Fig. 14), in den Grabhügeln von Husin (ibid., XIV, 7, Taf. I, Fig 10), in den Grabhügeln von Darshofen bei Parsberg (von Dr. Heinr. Schridkmandel, Parsberg 1886, Taf. III, Fig. 13) u. A. m. — der La Tène-Cultur angehören, was, wenigstens meiner Ansicht nach, dem wahren Sachverhalte geradezu widerspricht.

Aehnlichkeit mit jenen von La Tène und der alten mitteleuropäischen Cultur und unterscheiden sich bedeutend von den jüngeren des Burgwalltypus; somit finden wir uns mit denselben auch näher den vorerwähnten Culturen als dem jüngeren Burgwalltypus.

Die zwei erwähnten Culturen — nämlich die continuirliche alte mitteleuropäische und die La Tène-Cultur — fassen in Mitteleuropa Alles in sich, was wir in der ursprünglichen, einheimischen und in importirten römischen, welch' letzterer La Tène ihren Ursprung verdankt, finden. So wie die Stein- und Knochenwerkzeuge durch die Bronze, hat die alte mitteleuropäische Cultur in ihrer Fortsetzung wieder durch den Einfluss der La Tène-Cultur vor allererst die Waffen und bald darauf auch alle Werkzeuge aus Bronze verloren, die durch Eisen ersetzt wurden. Das Auftreten des Eisens führte eine so weittragende Wendung in der bisher herrschenden Cultur herbei, dass Alles eine totale Aenderung erlitt. Allerdings, ein so ergiebiges, billig erzeugbares Material, welches sozusagen auf der Erdoberfläche zu gewinnen war, musste alles Uebrige aus dem Gebrauche verdrängen; denn es bot überdies ein leicht bearbeitbares und nicht so gebrechliches Material zu den verschiedensten Erzeugungsgeräthen, welche ehedem nur mühsam aus Stein, Knochen, Thon u. dgl. und beziehungsweise auch aus Bronze, welche oft aus der Fremde erst herbeigeschafft werden musste, erzeugt worden sind.

Der zweite Stoss, welchen die continuirliche Cultur durch La Tène erlitt, traf die alte einheimische Keramik (sonst auch Lausitzer Typus genannt), namentlich in der Production der Töpferwaare. Die continuirliche alte mitteleuropäische Cultur, welche ich bei den Funden von Slup näher bezeichnet habe, erscheint stets noch von der alten Keramik begleitet; es sind dies, wie wir in den diesbezüglichen Funden finden[1]), rohe, schwächer gebrannte und wieder feine, roth, gelb, schwarz und grau geglättete Gefässe, nämlich dieselben, welche wir überhaupt bei der alten mitteleuropäischen Cultur in Verwendung finden. Und dies sollte doch, als man die Objecte dieser continuirlichen Cultur der von La Tène zuschrieb, aufgefallen sein und beachtet werden; denn das Auftreten dieser Keramik neben den Artefacten von Metall, welche derselben Cultur angehören, ist nicht zu unterschätzen, weil sich die Keramik von allen anderen Fabrikaten als am meisten local erweist, die alte mitteleuropäische Cultur überall begleitet und sehr für die Annahme einer Theilung dieser Cultur von der von La Tène spricht, welche letztere ausser allen ihren eigenthümlichen Producten auch eine Keramik an's Tageslicht fördert, die weit von der alten einheimischen Keramik absteht.

Die La Tène-Keramik brachte von den Römern die Kunst, Thongefässe durch Brennen in abgeschlossenen Räumen fester, dichter und härter zu machen, wieder ein Vortheil, welcher die alte einheimische Töpferkunst überflügelte und dieselbe durch seine vortheilhaftere Verwendung aus dem Gebrauche verdrängte. Die ersten La Tène-Gefässe tragen noch römische Böden und sind sorgfältiger gearbeitet, mit tief eingedrückten oder eingeprägten Ornamenten verziert und auch deren Form für den Hausgebrauch praktischer eingerichtet, was wohl nur die Festigkeit des Materiales zulässig machte. Blos die Glättung an ihnen erscheint noch von der alten Keramik bisweilen entlehnt und wird bei vielen dieser Gefässe noch gebraucht, aber im Allgemeinen nicht auf lange Dauer; denn bald schwindet auch diese und verliert sich auch auf den meisten Artefacten der neuen Töpfertechnik, welche in den Burgwalltypus übergeht. Was noch von Glättung, zuweilen auch vom rohen Anstrich auf den Gefässen dieses Typus, was von Stein- und Knochenwerkzeugen in der Burgwalltypus-Periode vorkommt, sind Alles blosse Ueberbleibsel der verfallenen alten einheimischen Cultur, die schliesslich im Burgwalltypus zu Grabe getragen wird. Was von ihr übrig blieb, übergeht als Eigenthum dieses oder jenes Volkes mit in die historische Zeit und wird deren Gedächtniss heutigen Tages ausschliesslich nur noch bei dem Landvolke tradirt und in der Wissenschaft als „volksthümlich" bezeichnet. Es ist demnach aus Allem ersichtlich, dass der Burgwalltypus k e i n e einheimische, sondern eine fremde — römische — von den Barbaren acceptirte, in einer den Umständen angemessenen, eigenthümlichen Art fortgepflanzte Cultur ist.

Doch genug über dieses Thema, über welches hoffentlich noch viel geschrieben werden wird; wir müssen uns unterdessen in Betreff der Hostimer Burgstätte mit dem Factum begnügen, dass sie einer älteren Periode als der, welche bislang unter dem Begriffe des Burgwalltypus aufgefasst wird, angehört und müssen wir auch noch weitere Forschungsresultate abwarten, welche die Möglichkeit oder Richtigkeit der von uns ausgesprochenen Ansichten

[1]) Z. B. in Slup in Prag, Bečov und Postelberg unter Buckel- und Schneckenarmringen u. s. w.

über den Burgwalltypus bestätigen oder corrigiren werden. Jedenfalls ist diese von mehreren Seiten bereits getheilte Ansicht nicht zu unterschätzen; denn wenn sich der Burgwalltypus zu einer Fortsetzung der La Tène-Cultur gestalten möchte, würde in der Anthropologie wieder ein Sisyphus-Stein aus dem Wege geräumt und die Bahn zu weiteren Forschungen freier gemacht werden.

Die Wallburg von Kodýs.

Eine Stunde südlich von Beraun erhebt sich bei Koněprus, gegenüber von Tmaň, der mächtige Berg Koňský (Rossberg), dessen gegen Westen sich senkende Bergzunge, die in 42 m hohen Felswänden und steilen Felsklippen in das Thal des Housinabaches ausläuft, den Namen Kodýs, Kotýs oder auch „na Kodýsi“ (d. i. am Kodýs) trägt. Es ist ein Kalksteinfelsen, in welchem sich tiefe Schluchten, Spalten, Klüfte und Höhlen befinden, von welchen viele ohne Leiter und Seile überhaupt unzugänglich sind; allein alle wurden schon vor vielen Jahren von beutelustigen Leuten durchsucht, welche nach den hier angeblich verborgenen Schätzen gefahndet haben, wobei — wie die Sage erzählt — viele Alterthümer, namentlich Gefässe, gefunden worden sein sollen.

Das Plateau, welches sich auf diesem Bergauslaufe gut verschanzen liess, wurde auch zu einer Burgstätte ausersehen; denn die von Natur aus vortheilhafte Lage desselben liess sich zu dem ersehenen Zwecke gut ausbeuten, indem das abfallende Terrain eine erwünschte Terrassenanlage ermöglichte, welche zur grösseren Sicherheit noch mit Wällen befestigt wurde, zu welchen Steine, Schotter und Erdreich, so wie es hier vorhanden ist, Material boten. Nachdem die ganze westliche Fläche dieser Burg (Fig. 74) von Natur aus durch Felsen unzugänglich war, erübrigte nichts mehr, als nur noch die östliche zu verschanzen, und dies geschah auf der Nordseite durch eine Terrasse, auf welcher noch ein niedriger Wall, der ehedem höchst wahrscheinlich das Holzwerk trug, angelegt war; auf der Südseite, wo das Terrain von Natur aus abschüssig war, durch einen Wall. Blos auf der Ostseite, auf welcher die Burg I mit dem übrigen Plateau verbunden war, wurden zur besseren Befestigung derselben zwei Wälle angelegt, so dass sie eine kleine Vorburg II bildeten, welche bis auf die heutigen Tage „na hradě“ (d. i. auf der Verschanzung) genannt wird. Die Sage erzählt, dass hier auf dem Plateau ehemals, noch in vorchristlicher Zeit, eine feste Burg stand, welche nachher verödete.

Wenn wir die Wälle, mit welchen die östliche Hälfte der Burg umzogen ist, näher betrachten, so finden wir, dass:

Der Wall *AC* 110 m lang, 4—5 m breit und 1·5 m hoch ist.

Der Wall *CB* ist 130 m lang, 3–5 m breit und 1 m hoch. Derselbe erhebt sich nämlich auf dem Kamme der Berglehne.

Der innere Wall *CD* ist 110 m lang, 4—5 m breit und 1·5 m hoch.

Die Terrasse *ADH*, auf welcher sich ein niedriger Wall erhebt, ist 220 m lang.

Diese Wälle schliessen nun die Burg mit folgendem Umfange ein:

Der Wall *AB* mit . . .	240 m,	
die Terrasse *AH* mit . .	220 „	und
die Felsklippen *BH* mit .	450 „	
Zusammen . .	910 m.	

Der Flächenraum, den die ganze Burg einnimmt, erweist sich nach Messung:

Die Burg I „na Kodýsi“	4·50	Hektar,
die Verschanzung II „na hradě“ . .	0·36	„
Zusammen . .	4·86	Hektar.

Die Senkung des Terrains in der Burg beträgt 14 m auf die grösste ostwestliche Länge von 270 m.

In die Burg führte von der Nordseite der alte Fahrweg *E*, heute nur ein Waldweg; der Weg *F*, mittelst dessen die Wälle auf der Vorburg II durchbrochen wurden, ist neu.

Ausser den Wällen verdient das Felsenthor „ve vratech“ bei *H* eine besondere Beachtung. Vom Plateau ist nichts als eine 8 m tiefe Schlucht sichtbar; wenn wir aber von der Burgstätte zu *G* hinabsteigen, überrascht uns hier ein Naturwerk: ein Felsenthor, welches über 4 m hoch, 6 m breit, nach oben aber schmäler wird, so dass der Felsenbogen, welcher sich über dem Thore wölbt, 3 m in der Spannweite hat. Wenn wir durch das Thor in's Innere eintreten, befinden wir uns in einem dachlosen Saale, welcher 12 m lang und 10 m breit ist. Dem Thore gegenüber finden wir einen verschütteten Eingang, welcher in eine tiefe und weit sich hinziehende Höhle führen soll. Derselbe soll erst vor wenigen Jahren, um einem Unglück vorzubeugen, absichtlich verrammelt worden sein. Die Veranlassung sollen dazu die über diese Höhle herrschenden Sagen gegeben haben, und der Letzte, welcher diese Höhle besucht hat, soll ein Studirender gewesen sein, welcher einen Fuchs in dieselbe verfolgte. Er verirrte sich nämlich in dem Labyrinth dieser Höhle, so dass er von 2 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts

in derselben herumlief und von ortskundigen Leuten glücklich erst durch deren Zurufen aus derselben hinausgebracht wurde.

Bevor ich mich zu den diese Wallburg betreffenden Sagen wende, will ich noch der hiesigen Funde Erwähnung thun, welche nur zufällig gemacht wurden, indem die Objecte auf der Burgstätte und deren Umgebung gefunden wurden. Namentlich sind es Scherben von Thongefässen, welche dem älteren Burgwalltypus angehören. Im Wesentlichen lassen sich dieselben in drei verschiedene Gattungen einreihen.

Die einen gleichen vollkommen jenen von Hostim; sie sind stark gebrannt, fest, grau und braun von Farbe, zumeist mit Wellenornamenten, Ringfurchen und punktirten Ornamenten verziert (vgl. bei „Hostim" Fig. 58, 59 und 64). Das Ornament kommt hier jedoch mitunter auf dem kurzen Halse der Gefässe vor. Auch die Gefässböden sind von der nämlichen Art, wie in Hostim, glatt oder mit einem eingedrückten, runden Grübchen versehen. Gefässhenkel kommen auch keine vor; dagegen sind die Gefässränder etwas stärker und kantiger, als es bei jenen von Hostim der Fall ist.

Die zweite Gattung von Scherben, welche zumeist von grossen Gefässen herrührt, zeigt eine rohe Bearbeitung und mahnt auffallend an die Gefässscherben der alten Keramik, jedoch mit dem Unterschiede, dass die hiesigen Scherben stark gebrannt und fester sind.

Die dritte Gattung sind ebenfalls Scherben von grösseren Gefässen aus schwärzlichem und festem Thon gut gebrannt; diese weisen aber einen 1 bis über 2 mm starken Anstrich von rother Farbe auf, welcher sich oft von dem Gefässkörper ablöst und abblättert. Auf der Aussenseite pflegt dieser Anstrich glatt, auf der inneren Seite jedoch roh zu sein. Auch dieses Verfahren erinnert (die Festigkeit der Thonscherben ausgenommen) auffallend an die alte Keramik.

Von anderen Thonobjecten verdient noch ein Wirtel (oder Perle) erwähnt zu werden. Derselbe (Fig. 75) ist konisch, 19 mm hoch, hat am gezahnten Rande 25 und am unteren Ende 9 mm im Durchmesser; das Loch ist rund und hat 5 mm im Durchmesser. Derselbe ist aus rohem Thon gearbeitet, röthlich von Farbe und mit acht mit dem Finger eingedrückten Zacken verziert.

Von anderen Funden erzählt die Sage, dass in den hier befindlichen Höhlen ganze Gefässe, Eisen- und auch Messingobjecte gefunden wurden; namentlich in der Höhle „ve vratech" sollen schon werthvolle Gegenstände und Bärenknochen gefunden worden sein.

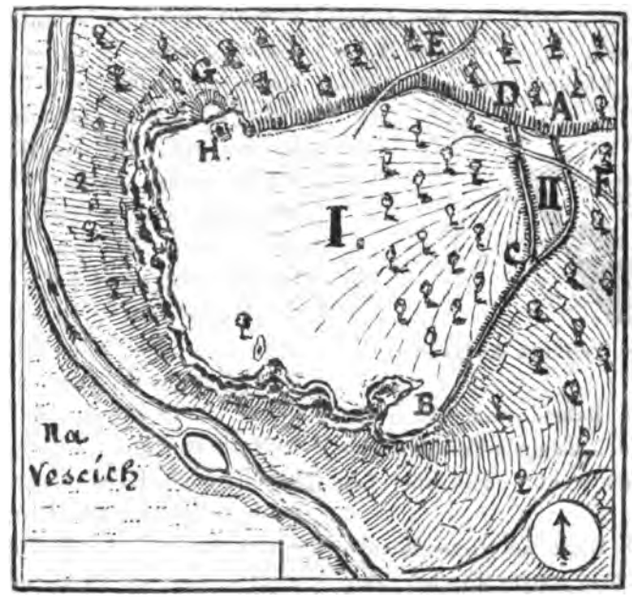


Fig. 74. **Die Wallburg von Kodýs** (1 : 5000).

Ueber Kodýs und seine Umgebung herrschen viele Sagen. Leider konnte ich während meines kurzen Besuches daselbst und in Tmaň Niemanden zum Erzählen bewegen, denn ein gewisses Misstrauen, um nicht vielleicht ausgelacht zu werden, hinderte die Leute daran. So viel ich erfahren konnte, soll in der grossen Höhle „ve vratech" ein Schatz in einer grossen Truhe verborgen sein, welcher aber von einem grossen schwarzen Hunde mit feurigen Augen bewacht wird. Aus dieser Höhle soll die hier berüchtigte Bába (Wunderfrau) „Koda", nach welcher nebst einem Brunnen auch dieser Felsen den Namen Kodýs trägt, ihr goldenes Pferd hinaus

über den Felsen bis in die zweite, eine halbe Stunde von hier entfernte Höhle „u zlatého koně“ (zum goldenen Ross) führen. Es werden hier auch ihre sowie die Fussstapfen des Pferdes, welches sie führt, in dem felsigen Boden gezeigt, die unter anderen wirklich auch die Form eines Frauenfusses und eines Pferdefusses haben. Es sind nämlich verwitterte Steinkerne (oder vielleicht Muschelabdrücke?), wie solche in den Kalken vorkommen [1]). Andere Schatzsagen betreffen den ganzen Berg Koňský. Es wird erzählt, dass in demselben wirklich ein goldenes Ross verborgen sei, aber dieses kann Niemand jemals erlangen. Ausserdem sind in diesem Berge auch Schätze verborgen, welche ebenfalls von Menschen nicht gehoben werden können, weil sie von Bergmännchen (skalní mužičkové), die in diesem Berge hausen, bewacht werden. Ehedem soll man diese

Fig. 75. **Thonwirtel von der Wallburg Kodýs** (nat. Gr.).

Zwerge öfters hier gesehen haben, namentlich des Abends sollen sie sich in den hiesigen Felsabhängen herumgetummelt haben; heute hört man aber fast gar nichts mehr von ihnen [2]).

Unterhalb der Kodýser Burg am Housinabache lebte vor Zeiten ein hübscher, junger Fischer. Derselbe war beim Fischfange immer glücklich gewesen; plötzlich hatte ihm das Glück den Rücken gekehrt und all' sein Bemühen war vergeblich; seit dieser Zeit hörte er immer des Abends aus der Tiefe eines Kumpfes einen wunderschönen Gesang, so dass er darüber sein Unglück vergass. So währte es einige Zeit, bis der Fischer Noth zu leiden anfing. Von Neuem senkte er seine Netze in's Wasser, aber vergebens; leer zog er sie heraus. Traurig setzte er sich am Ufer des Kumpfes nieder und dachte über sein Schicksal nach. Da erscholl der Gesang wieder und, als sich Smîl — so hiess der Fischer — umsah, gewahrte er in dem Kumpfe die Sängerin, eine wunderschöne, rothhaarige Jungfrau, an einen Felsblock gelehnt; sie hatte statt der unteren Gliedmassen einen Fischschweif. Von Liebe zu ihr entbrannt, redete sie der Fischer an, aber die Wasserjungfrau rügte ihn, dass er sie störe, liess sich jedoch durch seine Bitten beschwichtigen und ertheilte ihm Rath, welche Blätter und Pflanzen er in das Wasser werfen solle, um Fische einzufangen; er musste ihr aber versprechen, bis es ihm wieder besser gehe, ihr an dieser Stelle den Dank zu erstatten. So geschah es auch. Smîl's Lage hatte sich bald gebessert; er bedankte sich bei der Nixe, gestand ihr seine Liebe und bald darauf führte er sie als Frau in seine Hütte, musste ihr aber versprechen, dass er niemals mehr Fische mit den ihm genannten Pflanzen fischen werde. Seit der Zeit hob sich sein Wohlstand auffallend und bald beglückte ihn auch seine Frau mit einem Töchterchen, dem man den Namen Května gab. Als das Mädchen heranwuchs, sorgte der Vater um dessen Zukunft und würde sie gerne an einen grossen Herrn verheiratet haben, wozu aber eine ansehnliche Aussteuer nothwendig war. Um dieselbe recht bald zu beschaffen, nahm er sich vor, gegen sein Versprechen und ohne Wissen seiner Frau mit den geheimen Pflanzen zu fischen. Er that dies auch; aber statt Fische fischte er das blosse Laub wieder auf und, als er es dreimal wiederholt hatte, befiel ihn eine düstere Ahnung. Er eilte nach Hause, wo er weder Mutter noch Tochter fand. Während der Fischer wider sein Gelöbniss fischte, wusch nämlich die Mutter mit der Tochter am Ufer des Baches; da erhob sich plötzlich eine Menge von Fischen und die Wasserfrau schrie hell auf. Května eilte zu ihr in der Meinung, es hätte sie eine Schlange gebissen, zur Hilfe, aber die Mutter theilte ihr mit, dass sie nunmehr scheiden müssen, nachdem sie der Vater verrathen habe, und führte die Tochter zu einen Brunnen und gab ihr eine Ruthe mit dem Bedeuten, dass Alles, was sie aus diesem Brunnen mit der Ruthe herausziehen würde, sich in Gold verwandeln werde, warnte sie aber, mit der blossen Hand danach zu greifen. Darauf tröstete sie die betrübte Tochter, gab ihr mütterliche Belehrungen, machte sie auch auf den nahen Tod ihres Vaters gefasst, nahm von ihr Abschied und verschwand für immer. Weinend kehrte Května nach Hause zurück und, als sie all' das, was mit der Mutter vorgegangen war, dem Vater erzählte, lief derselbe auf den Kodýser Felsen hinauf, stürzte sich aus Verzweiflung in den tiefsten Kumpf und

[1]) Gleiche und andere auf die Umgegend sich beziehende Sagen vgl. bei: Krolmus, Staročeské pověsti etc. Prag 1851, Bd. III, S. 15—21.

[2]) Vgl. bei: J. J. Polt, Sagen und Geschichten aus der Vorzeit Böhmens. Prag 1839, Bd. II, „Die Höhle zu Tmaň“.

ertrank darin. Das verwaiste Mädchen ging nun zu der Grossherrin Mikuda, welche die ganze Umgegend beherrschte, in Dienst, und als sie mit derselben vertraut wurde, theilte sie ihr auch das Geheimniss von dem Goldbrunnen mit. Die goldsüchtige Herrscherin nöthigte die Května, sie zum Brunnen zu führen. Es warf dann die Frau Steine in diesen Brunnen und als dieselben zu Gold wurden, griff sie hastig mit der blossen Hand nach denselben, und in dem Augenblicke wurde auch sie zu Gold verwandelt. Května zog aber ihre goldene Herrin mit der Ruthe aus dem Wasser, wurde dadurch reich und übernahm die Herrschaft nach der Mikuda (Krol., III, 23).

* * *

Gegenüber von Kodýs, auf dem linken Ufer des Husinabaches, steht die Friedhofskirche von Tmaň, dem heiligen Georg geweiht. Die Flur, welche sie umgibt, heisst „na Vescích“ (auf den Dörfern) und die Sage erzählt, dass hier ursprünglich das Dorf Tmaň gestanden haben soll. Die heutige Kirche mit dem Friedhofe sind die einzigen Ueberreste von demselben. Tmaň, einer von den Mördern der heiligen Ludmilla, soll der Besitzer des Gutes Tmaň gewesen sein.

Die Sage von dem alten Dorfe „na Vescích“ dürfte wohl auf Wahrheit beruhen, denn ungeachtet des Flurnamens sprechen auch die Funde, welche wiederholt auf dem Friedhofe gemacht werden, dafür. Man stiess nämlich häufig auf Aschengruben, in welchen Gefässscherben zum Vorschein kommen und, wie mich der Todtengräber versicherte, fand er bei der Gruftanlage der Familie Sklenář in der unteren Aschenlage eine überaus lange Nadel aus Messing, deren Handhabe wie die eines Stockes mit Knoten geziert war. Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass der jetzige Friedhof an der Stelle des alten, heidnischen angelegt ist.

Ueber den Ursprung der heutigen Kirche wird erzählt, dass an ihrer Stelle ehemals eine Eiche stand, unter welcher eine Jungfrau zu weinen pflegte. Endlich hörte sie auf zu trauern und erbaute an dieser Stelle eine Kirche, welche lange Jahre heidnisch war. Als aber das Christenthum in dieser Gegend Verbreitung fand, verwandelte man dieselbe in eine christliche und soll dieselbe die erste christliche Kirche in Böhmen gewesen sein.

Kelt oder Celt oder keines von beiden?

Eine Anregung zur Schaffung einer einheitlichen Nomenclatur in der Urgeschichte.

Von **Dr. M. Much.**

Während meines Aufenthaltes zu Salzburg im Sommer des vergangenen Jahres theilte mir der Director des dortigen Museums, Dr. Petter, mit, dass die Bezeichnung einiger Gegenstände mit „Kelt“ statt mit „Celt“ von einem berühmten Besucher beanständet worden sei. Obwohl ich bis zu jenem Augenblicke bei den verschiedenen Autoren eine gewisse Freiheit im Gebrauche der einen oder der anderen Form des Wortes wahrgenommen zu haben glaubte, so regten mich, der ich von jeher die Unsicherheit in der Nomenclatur der deutschen Urgeschichtsforschung unangenehm empfunden habe, die hervorgerufenen Zweifel doch an, der Spur des Wortes nachzugehen. Indem ich das Ergebniss dieser Untersuchung hier niederlege, drücke ich zugleich den Herren Prof. Dr. Kaserer und Bibliothekar Dr. v. Grienberger, die mich hiebei in freundlichster Weise unterstützten, meinen Dank aus.

Ich unterlasse es vorläufig, den wirklichen Bestand des zu prüfenden Wortes beziehungsweise seine Berechtigung auf unsere Anerkennung zu untersuchen, und gehe zunächst an die Erörterung der Frage, ob es „Kelt“ oder „Celt“ zu lauten habe.

Zweifellos ist es, dass dieses Wort von einem Celtis oder Celtes abgeleitet wurde, das jedoch der classischen Latinität in der Bedeutung eines Meissels, oder, wie es richtiger sein sollte, eines Beiles, was wir heute in der Gelehrtensprache darunter verstehen, durchaus fremd ist. Bei Plinius (13, 17, 32) findet sich ein Celtis als eine Art des Lotus, das auch in unsere botanische Nomenclatur übergegangen ist, aber mit unserem, dem gesuchten Celtis nicht das Geringste gemein hat. Dieses erscheint zum ersten Male in einer Stelle der Vulgata des heiligen Hieronymus (385—405), und zwar im Buche Job, Cap. XIX, Vers 23 und 24, welche also lautet: „Quis mihi tribuat, ut scribantur sermones mei? quis mihi det, ut exarentur in libro, stylo ferreo et plumbi lamina, vel celte sculpantur in silice?“

Zum zweiten Male kommt das Wort Celtis in der für uns allein zu berücksichtigenden Bedeutung eines Meissels volle tausend Jahre später auf einer Grabschrift vor, welche ein gewisser Jacobus Baduasius dem Schauspieler Sergius zu Pola im XV. Jahrhundert gesetzt hat. In Gruter's „Inscriptiones“, p. CCCXXIX, heisst es darüber: „Polae in Istria. Grosse Inschrift mit antikisirenden Ausdrücken, wie: quoius, quom, heic, schwulstig und affectirt, vermuthlich parodistisch, mit Wortspielen und Annominationen. Der Bestattete wird redend eingeführt und ladet die Vorübergehenden ein, die Inschrift zu lesen, dann fährt er fort:

vah quid loquor immo sculptum, quum aegre veritas adhuc se mecum conciliat, nam neque hic atramentum vel papyrus aut membrana ulla adhuc, sed malleolo et celte litteratur silex silens adhuc quid hic latet.

Den spasshaften Charakter der ganzen Inschrift, die eine Farce und nichts Anderes ist, zeigt am deutlichsten folgender Passus: si quis sibi vesicam onustam senserit, domum suam onus hoc reportet in cloacam, si vero festinus fuerit citerior vel ulterior hoc loco pro religione se evacuet.“

Im „Totius Latinitatis Lexicon, opera Forcellini, lucubratum auctum et emendatum cura Vicentini de-Vit,“ tom. II., Prasi 1861, findet sich über diese Inschrift folgende Bemerkung: „Putarunt nonnulli, quos inter Forcellinus, hanc vocem (celtis) significasse etiam sculpri genus, quo lapides inciduntur, decepti inscriptione, quae est apud Grut. 329, in cuius versu 23 legitur: malleolo et celte litteratus silex. Sed ea inscriptio recens figmentum est, eumque titulum Jacobus Baduasius, patricius Venetus, Sergio cuidam Polensi in Istria, parasito et histrioni saeculo XV. posuit (V. Taffejum. Art. Crit. Lapid. l. 3, c. 2, col. 183 et cognolatum in praef. huic lexico praemissa § 9).“

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, dass das Wort Celtis zur Zeit der Abfassung der erwähnten Inschrift kein im Gebrauche befindlicher Ausdruck gewesen ist, dass vielmehr ihr Autor in dem deutlichen Bemühen, seinem Machwerke den Charakter hohen Alterthums zu verleihen, absichtlich ein selbst der Gelehrtensprache fremdes Wort gewählt und hiebei zweifellos aus der Vulgata des heiligen

Hieronymus geschöpft hat, welche als die damals allein zulässige Bibelübersetzung als leicht erreichbare Quelle zu Gebote stand, worauf aber ganz insbesondere dieselbe Ideenverbindung: „quis mihi det, ut sermones mei celte sculpantur in silice?“ in der Vulgata und „sed malleolo et celte litteratur silex“ auf der Inschrift hinweist.

In der That findet sich unser Wort Celtis in der so ausserordentlich reichen lateinischen Literatur des mehr als tausendjährigen Zeitraumes von der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus bis zur Inschrift des Baduasius und in dem unmittelbar darauf folgenden Jahrhunderte nirgends.

Wenn wir nun zu der Frage übergehen, wie das Wort Celtis lautet, so liegt zwar kein absoluter Zwang vor, es kann aber die volle Berechtigung nicht bestritten werden, es so zu nehmen, wie es in der Zeit, aus der es uns überliefert worden ist, einzig gelautet haben konnte. Nun stimmen wohl heute alle Philologen darin überein, dass die Lateiner ihr C immer, also auch vor e, i, y, oe und ae wie K und nicht wie Z gelesen und ausgesprochen haben. Es ist an sich unwahrscheinlich, dass das K, wenn es in diesen Fällen wirklich schon damals in ein Z umgelautet worden sein sollte, z. B. in accendere nach candere, caedere nach cado, dicere nach dic—, facio, facere nach fac— u. s. w., dies in jener Zeit nicht auch durch einen anderen, dem Lautwandel entsprechenden Buchstaben ersetzt worden sei.

Abgesehen von dieser blos theoretischen Erwägung wissen wir ganz genau aus dem Munde der Griechen, wie die Lateiner ihr C vor e, i, y, ae und oe gesprochen haben. Für Caesar, Caesarea, Celeres (Beiname der römischen Ritter), Caecubum (Weingegend in Italien), Ciminus lacus (See in Etrurien), Caere (Stadt in Etrurien mit den berühmten Gräbern), Caecilius (Metellus), Caecina, Caesonius, Cicero, Cinna, schrieben die Griechen: Καίσαρ, Καισάρεια, Κέλερες, Καίκουβον, Κιμινία λιμνη, Καίρη, Καικίλ(λ)ιος, Καικίνας, Κικήρων, Κίννας u. s. w., und selbst noch in nachclassischer Zeit wird centurio, census im Griechischen mit κεντυρίων, κῆνσος wiedergegeben. Hätten die Lateiner in diesen Fällen das C wie Z ausgesprochen, so würden die Griechen hiefür sicher ein entsprechendes Zeichen gebraucht haben.

Umgekehrt verwenden die Lateiner bei der Wiedergabe griechischer Wörter auch vor den Vocalen e, i, y, ae und oe ein C, wie z. B. in Cybele, Circe, Centaurus, Celtae, Cyprus, cithara, cymbalum, coenobium, coemeterium, cygnus, cyaneus, cyathus, centrum, circus u. s. w., obwohl sie diese Worte als Κυβέλη, Κίρκη, Κένταυρος u. s. w. sprechen gehört haben; noch im Cod. Just. erscheint ein cimeliarcha (Schatzaufseher) für κειμηλιάρχης.

Dass die Lateiner zur Zeit des heiligen Hieronymus das C ausnahmslos wie K gesprochen haben, erfahren wir endlich aus dem Munde des deutschen Volkes selbst. In allen aus der lateinischen in die deutsche Sprache in voralthochdeutscher Zeit, also vor dem VII. Jahrhundert, übergegangenen Wörtern wurde das C mit dem Lautwerthe des K übernommen, so wurde aus Caesar Kaiser (althochdeutsch keisar), aus carcer Kerker (althochdeutsch karkari, gothisch karkar), aus caerifolium Kerbel (griechisch, dem Deutschen entsprechend, χαιρέφυλλον), aus calix, eigentlich calic-em, Kelch (althochdeutsch kelich), aus cista Kiste (althochdeutsch chista, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κίστη), aus radix, eigentlich radic-em, Rettich, aus pix, eigentlich pic-em, Pech, aus cicer Kicher (Kichererbse, althochdeutsch chihhura, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κῖχωριον), aus circus, althochdeutsch chirc (Kreis griechisch κίρκος), aus cerasia Kirsche (althochdeutsch chirsa, griechisch, dem Deutschen entsprechend, κεράσιον), aus dem spätlateinischen cellarium Keller (althochdeutsch chellari) u. s. w. Das ist doch ein hinreichender Beweis, dass die Lateiner den Germanen die angeführten Worte noch als kaesar, karker, kaerifolium, kista, kiker, kirkus, kerasia, kellarium u. s. w. vermittelt haben mussten.

Umgekehrt setzen sodann die lateinischen Schriftsteller in Worten, die aus dem Germanischen entnommen wurden, ausnahmslos ein C für germanisches K (gelegentlich auch für das damals noch mit starkem gutturalen Hauche gesprochene germanische H), woraus wir schliessen müssen, dass sie ihr C auch vor e, i, ae, oe und y wie K aussprachen, z. B. in Asciburgium für Askiburgium (aus ask, vgl. griechisch Ἀσκιβούργιον ὄρος), Sciri für Skiri (gothisch Skeirôz, von skeirs, griechisch Σκῖροι), Cimbri für Kimbri (griechisch Κίμβροι), alces (aus Caesar) für alkes (Elch, althochdeutsch elaho). Aus dem Keltischen ist Hercyniae silvae entnommen für Herkyniae silvae (keltisch erchyniad, Erhöhung, griechisch Ἑρκύνιον ὄρος, gothisch fairguni [1]).

[1]) Von den Germanisten wird überhaupt in den von den römischen Historikern überlieferten germanischen Völker- und Personennamen grundsätzlich statt des C auch vor e, i, y, ae und oe ein K, beziehungsweise H, vorausgesetzt, wie z. B. in Turcilingi, Bucinobantes, Bacenis, Caesia silva.

Die hartnäckigsten Zweifel muss die Thatsache beseitigen, dass die Ostgothen während ihres kurzen Heldenlebens in Italien, d. i. mehr als hundert Jahre nach der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus, zufolge einer (jetzt allerdings nur ihrem Inhalte nach) uns erhaltenen Verkaufsurkunde, jener von Arezzo, das lateinische uncia in der Form von unkja in ihre Sprache aufgenommen haben. Mehr als hundert Jahre nach dem nachgewiesenen Gebrauche des Wortes celtis hat man also in Italien das C noch wie K ausgesprochen. Losgerissen von dem Heimatlande und auf dem heissen Boden Italiens verblutend, haben die Ostgothen das neue Lehnwort nicht den übrigen germanischen Stämmen vermittelt; erst während des Mittelalters, als die theilweise Lautwandlung des C in den romanischen Sprachen schon vollzogen war, findet es seinen Weg nach Deutschland, wird aber nunmehr natürlich als „Unze“ aufgenommen.

Bezeugt uns also die gothische Verkaufsurkunde von Arezzo, dass man in Italien das Wort uncia im VI. Jahrhunderte noch wie unkia ausgesprochen hat, so können wir um so sicherer annehmen, dass zur Zeit, als der heilige Hieronymus die Bibel in's Lateinische übersetzte, also reichlich ein Jahrhundert früher, das Wort Celtis (oder Celtes) nicht Zeltis, sondern Keltis gelautet hat. Und da dieses Wort von dieser Lautstufe her und nicht erst aus späterer Zeit, wo es gar nicht mehr vorkommt, entlehnt wird, so müssten wir es eigentlich so nehmen, wie es uns geboten wird und so wie wir nicht Zaiser, Kerzer, Zizer, Zerbel, Kelz, Zirse, Zeller sagen, sollten wir auch nicht Zelt, sondern Kelt sagen, besonders dann nicht, wenn wir dem Worte mit Abstossung des alten Nominativ-Auslautes eine deutsche Form geben. Keinesfalls also begehen Jene, welche Kelt sprechen und schreiben, einen Fehler; ohne Zweifel aber begehen wir einen Fehler, wenn wir Aziburgium, Sziri, Herzynia, alzes statt Askiburgium, Skiri, Herkynia, alkes sagen.

Man könnte freilich einwenden, dass das C in dem Worte „Celte“ zur Zeit der thatsächlichen Entlehnung, also am Ende des XVII. Jahrhunderts, wie Z, nicht wie K gesprochen, demnach Celt, nicht Kelt zu schreiben sei. Zugegeben, dass sich hieraus eine gewisse Freiheit im Gebrauche der einen oder anderen Schreibweise ergebe, lässt es sich, wenn schon die Form des Wortes eine fragliche ist, nicht abweisen, auch seinen inneren Werth und die Berechtigung auf unsere Anerkennung zu untersuchen, und deshalb wenden wir uns nun zur Erörterung der Bedeutung und des wirklichen Bestandes des Wortes Celtis. Was die Bedeutung betreffen könnte, so ist nur die am Eingange dieses Aufsatzes angeführte Stelle der Vulgata des heiligen Hieronymus massgebend. Diese ist übrigens nicht ganz klar; wenn man sich jedoch erlaubt, das stylo ferreo — mit eisernem Griffel — so mit plumbi lamina — Bleiplatte — zu verbinden; dass man anstatt des „et“ sich die Präposition „in“ denkt, so lautet die sinngetreue Uebersetzung: „O wenn doch aufgeschrieben würden meine Reden, wenn sie in einem Buche eingezeichnet würden — mit einem eisernen Griffel auf einer Bleiplatte, oder mit einem ‚Celte‘ auf einem Steine eingegraben würden.“ Das nicht übersetzte Wort Celte (von Celtis oder Celtes) — immer seinen wirklichen Bestand vorausgesetzt — muss hier offenbar die Bedeutung von Grabstichel haben, so dass es dem stylo ferreo, womit die Reden auf Bleiplatten eingegraben werden sollen, gegenüber steht als ein Instrument, womit Buchstaben in Stein eingegraben werden.

Ganz dieselbe Bedeutung ergibt sich aus der Inschrift von Pola, in der es heisst „malleolo et celte litteratur silex“. Die Bestimmung des „Celte“ wird hier noch deutlicher angegeben, da aus jenen Worten hervorgeht, dass es ein Werkzeug, welches nicht für sich allein, sondern nur mit Hilfe eines Malleolus, eines kleinen Hammers, gebraucht werden kann, also ein richtiger Meissel zur Bearbeitung der Steine ist.

In diesem Sinne wird das Wort Celtis auch von den Glossatoren und von jenen Uebersetzern der Bibel aufgefasst, welche als Katholiken sich an die Vulgata des heiligen Hieronymus halten.

Was die ersten betrifft, so findet sich darüber in Du Cange (Glossarium mediae et infimae Latinitatis, Parisiis 1842) folgende Stelle: „Celtis, caelum sculptorium, aut potius λαξευτήριον.“ W. Britto in Vocab.: „celtis, instrumentum ferreum aptum ad sculpendum, cisel gallice, dicitur a caelando“ etc. und in Forcellini heisst es in dem schon oben angeführten Werke bei Celtis: „Fatendum tamen est haec haberi in Vet. Gloss. Philox [1]) Celte, γλυφεῖον.“

Aus allen Quellen, welche uns das Wort Celtis bieten, insbesondere auch aus den Glossen „λαξευτήριον“ (Meissel zum Einhauen in Stein, von λαας und ξέω) „γλυφεῖον“ (Meissel zum Eingraben in Stein oder Holz) „caelum“ und „cisel“ geht hervor, dass die

[1]) Philoxenus, ein sonst unbekannter Glossator.

Interpreten und Glossatoren der Bibelübersetzung des heiligen Hieronymus darunter einen Meissel verstehen, ein an sich unselbständiges Werkzeug, das man mit Hilfe eines anderen, des Hammers, zur Bearbeitung von Steinen oder, strenger genommen, zum Eingraben in Steinen verwendet. Die Urgeschichtsforscher aber verstehen darunter ein Beil aus Bronze oder Eisen mit einer senkrecht zur Schneide stehenden Tülle, das zum selbstständigen Gebrauche, und zwar als Werkzeug zur Bearbeitung von Holz oder als Waffe zu dienen bestimmt, zur Bearbeitung der Steine, insbesondere aber zum Eingraben in sie ungeeignet ist, namentlich dann, wenn man darunter auch ein Beil aus Stein versteht, für welches das Wort oftmals angewendet wird.

Celtis bezeichnet also im Sinne jener Ausleger etwas ganz Anderes, als wir darunter begreifen, und sollte schon aus diesem Grunde aus der prähistorischen Nomenclatur ausgewiesen werden; denn wenn man einmal nach einem fremden, willkürlich herbeigezogenen Worte greift, so sollte es doch den Gegenstand zutreffend bezeichnen.

Die Sache kommt aber noch besser; ein Wort Celtis hat es nämlich nicht einmal in seiner Bedeutung als Meissel wirklich je gegeben, und was die Glossatoren und Interpreten und der spasshafte Verfasser der oben besprochenen Inschrift von Pola dafür gehalten haben, ist nichts Anderes als das Ergebniss der Unkenntniss oder Leichtfertigkeit eines Abschreibers, welcher Celte für: certe gesetzt hat. Es hat sich hierüber schon K. v. Becker umständlich ausgesprochen, da aber sein Aufsatz in einer heute schwer zugänglichen Zeitung („Allgemeine Augsburger Zeitung", 1876, Beilage Nr. 359) enthalten ist, so will ich den Sachverhalt hier noch einmal in Kürze darlegen.

Wenn man mit der eingangs angeführten Stelle der lateinischen Vulgataübersetzung jene Texte vergleicht, aus denen diese Uebersetzung gewonnen worden ist, nämlich den von den Masoreten festgestellten hebräischen Urtext und den griechischen Text der Septuaginta, so findet man merkwürdigerweise in beiden kein Wort, das dem Celte in der Vulgata entsprechen könnte. Deshalb meinten Einige, es dürfte auch in dieser vom heiligen Hieronymus ein anderes Wort gebraucht worden sein, das von späteren Abschreibern für Celte gelesen und so geschrieben worden sei.

Wenn man ein ähnliches classisch-lateinisches Wort dafür setzen wollte, so wäre dieses etwa Caelo, welches Wort (Caelum) Grabstichel heisst; Caelator bedeutet bei Plinius einen Siegelstecher. Allein der merkwürdige Umstand bleibt bestehen, dass weder im hebräischen, noch im griechischen Texte sich ein Wort findet, das übersetzt Caelum oder Celtis = Grabstichel heissen könnte.

Der hebräische Text lautet, wörtlich übersetzt: „Wer gewährt es mir, dass meine Reden niedergeschrieben würden; wer gewährt es mir, dass sie in einem Buche eingezeichnet würden mit einem Griffel von Eisen und Blei, für ewige Zeit in Stein eingegraben würden?" Im masoretischen Texte findet sich also anstatt eines Wortes mit der Bedeutung „Grabstichel" ein Wort, welches „für ewige Zeit", „εἰς τὸν αἰῶνα" bedeutet.

Ebenso lautet auch der griechische Text der Septuaginta, ohne ein dem Celte entsprechendes Wort: „Τίς γὰρ ἂν δοίη γραφῆναι τὰ ῥήματά μου, τεθῆναι δὲ αὐτὰ ἐν βιβλίῳ εἰς τὸν αἰῶνα ἐν γραφείῳ σιδηρῷ καὶ μολίβῳ, ἢ ἐν πέτραις ἐγγλυφῆναι", was in wörtlicher Uebersetzung heisst: „Wer wohl gewährt es mir, dass meine Reden niedergeschrieben würden in ein Buch für ewige Zeit, mit einem eisernen Griffel und Blei, oder dass sie auf Steinen eingegraben würden?"

Also auch im griechischen Texte findet sich kein Wort, dem das nun sehr fraglich gewordene Wort Celte entsprechen könnte.

Auch Luther, dem die Vulgata des heiligen Hieronymus gewiss vorlag, lässt das Wort Celte unberücksichtigt und übersetzt: „Ach, dass meine Reden geschrieben würden! Ach, dass sie in ein Buch gestellet würden! Mit einem eisernen Griffel auf Blei und zum ewigen Gedächtnisse in einen Fels gehauen würden?"

Du Cange endlich sagt in seinem schon bezeichneten Glossarium: „Celtis, caelum sculptorium, aut potius λαξευτήριον." W. Brito in Vocab. celtis, instrumentum ferreum aptum ad sculpendum, cisel gallice dicitur a caelando, sed nusquam est in Biblia, unde Job 19 ubi quidam legunt: vel celte sculpantur in silice, gg. in originali ut antiquae Bibliae habent, certe, et nullus Sanctorum experitorum ponit celte.

Zur Bekräftigung all' des Gesagten diene schliesslich die Bemerkung, dass das Wort Celtis sowie dem Latein der classischen Zeit auch allen Tochtersprachen durchaus fremd ist. Ein so vollständiges Verschwinden dieses Wortes aus einer weit verbreiteten Sprachengruppe und selbst aus dem Kirchen-

latein, wo es gerade durch die Vulgataübersetzung immer wieder in's Gedächtniss zurückgeführt werden und sich leicht hätte erhalten können, wäre kaum denkbar, wenn es wirklich bestanden hätte.

Das Wort Kelt oder Celt, in welcher Form wir es nun anwenden, ist also nicht nur zur Bezeichnung des Gegenstandes, den wir darunter verstehen, ganz und gar ungeeignet, sondern hat auch niemals im Gebrauche irgend einer Sprache bestanden: es ist nur der Schein eines Wortes, und ich denke, dass es Zeit ist, sich seiner zu entledigen.

Man wende mir nicht ein, dass es sich durch den Gebrauch in unserer Zeit eingelebt habe, denn ich halte es für ein sich selbst ausgestelltes Armuthszeugniss, ein Wort beizubehalten, das nur der Unkenntniss oder Leichtfertigkeit eines Abschreibers seine Entstehung verdankt, das nicht nur zu entgegenstehenden Meinungen über seine Aussprache Anlass gibt, sondern auch in Bezug auf die Auffassung der Sache, wie ich noch nachweisen werde, geradezu verwirrend wirkte und selbst zu albernen Ansichten führte, indem es in Zweifel lässt, was es eigentlich bedeute, da es Einige auf das Bronzebeil mit senkrecht zur Scheide führender Tülle einschränken, Andere aber auch ein gleichgeformtes eisernes Beil, selbst den Palstab und das Steinbeil, noch Andere endlich ganz Unsinniges darunter verstehen.

Ich mache mir keine Hoffnung, dass man meinem Verlangen entsprechen werde, doch glaube ich, dass man die Sache nicht zu leicht nehmen solle. Kaum in einer anderen Disciplin von der Bedeutung und dem Range der Urgeschichtsforschung liegt die Nomenclatur so im Argen, wie bei uns im Bereiche der deutschen Sprache. Ein und derselbe Gegenstand wird mit vielerlei Benennungen bezeichnet und eben diese Benennungen werden willkürlich wieder auf einen anderen übertragen, so dass man oft nicht recht weiss, von welchem eigentlich die Rede ist. Welche Verwirrung, welche Missverständnisse dadurch angeregt werden können, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, wohl aber will ich zum Nachweise des Gesagten einige Beispiele geben. Bei der aus Anlass der Anthropologen-Versammlung zu Berlin im Jahre 1880 veranstalteten Ausstellung wurde das gewöhnliche Steinbeil ohne Schäftungsvorrichtung mit dreissig verschiedenen Benennungen bezeichnet, und zwar mit Steinbeil (von Bernburg), Beil (von Freiburg), Steinkeil (von Aschaffenburg), keilförmiger Stein (von Landshut), Steinaxt (von München), Feuersteinkeil (von Müncheberg), Feuersteinaxt (von Metz), Queraxt (von Bremen), geschliffene Steinwaffe (von Ems), Handaxt (von Oldenburg), Hacke (von Graudenz), Steinwaffe (von Bonn), Kelt (von Aachen und Haus Jessen), Steinkelt (von Aachen), Feuersteinkelt (von Aachen), Keil (von Dürkheim), Meissel (von Dürkheim), Feuersteinmeissel (von Cassel). Doch nicht genug daran, dass die Bezeichnung der Steinbeile von verschiedener Seite eine verschiedene ist, es wurden auch von einer und derselben Anstalt verschiedene Benennungen für denselben Gegenstand angewendet. So stellte Lüneburg Steinbeile aus unter den Namen: Axt, Doppelaxt, Streitaxt, Flachmeissel und Stossmeissel, Soltau unter den Namen: Beil, Keil, Meissel, Keilmeissel, Graudenz endlich unter den Namen: zweischneidige Hauwaffe, Hammerbeil, Meissel, Axtmeissel und Meisselbeil. Ausser diesen, dem Kataloge der Ausstellung entnommenen Bezeichnungen dürften sich in der Literatur noch einige andere finden[1]); ich will nur diejenige des Streitmeissels noch hinzufügen. Die unterscheidenden Merkmale, welche zu diesem: Kelt, Steinkelt, Feuersteinkelt, und zu dem geradezu unsinnigen: Meissel, Stossmeissel, Flachmeissel, Axtmeissel, Streitmeissel, Meisselbeil und Keilmeissel Anlass geboten haben, liess mich der persönliche Augenschein nicht ersehen.

Nicht ohne Heiterkeitsausbruch wird man mir zugeben, dass die Uebernahme des unglücklichen Celtis als „Kelt oder Celt“ und in seiner Uebersetzung als „Meissel“ geradezu verhängnissvoll gewirkt hat; ich aber habe das Gefühl, dass uns eine solche copia verborum nicht zur Ehre gereicht.

Noch schlimmer steht es mit einem anderen Fundstücke, dem (durchbohrten) Steinhammer. Steinhämmer wurden ausgestellt von Bernburg als Steinhammer, von Freiburg als Schaftbeil, von Dürkheim als Hammeraxt, gelochte Hammeraxt und gelochter Hammer, von Augsburg als Streithammer, von Landshut als hammerförmiger Stein, von Miltenberg a. M. als Hammer, von München als Steinwerkzeug mit Schaftloch, von Gusow als Steinbeil mit Loch, von Braunschweig als Streitaxt, von Wolfenbüttel als Steinaxt, von Merseburg als Steinpicke, von Hannover

[1]) So heisst es z. B. in einem viel gebrauchten Buche: „Lanzenspitze, Kelt genannt“.

als Axt mit Loch, Axthammer mit Loch, Doppelaxt mit Loch, von Posen als (angebohrte) Steinaxt, durchbohrtes Beil und durchbohrtes Doppelquerbeil, von Biere als Axt mit Schaftloch und Keil mit Schaftloch, von Regensburg als hammerförmiger Kiesel, durchbohrter Hammer, durchbohrter Steinhammer, durchbohrtes Hammerbeil und Steinhammer mit Bohrloch, von Lübeck als Steinhammer, Hammer, Axt, Hammeraxt, hammerartiges Geräth und Doppelaxt, von Graudenz als Stielkeil, Spitzhammer und Hauwaffe, von Danzig als Doppelbeil, Beilhammer und Hammerbeil und — damit auch hier der Meissel nicht fehle — von Cassel als durchbohrter Steinmeissel und als Streitmeissel mit Schaftloch.

Aus dieser Aufzählung ersieht man, dass das einfache Steinbeil und der durchbohrte Hammer die Bezeichnungen: Axt, Streitaxt, Steinaxt, Steinbeil, Beil, Keil, Doppelaxt, Hauwaffe, Hammerbeil, Meissel und Streitmeissel, die ersten vier sogar ohne ein unterscheidendes Beiwort gemeinsam zu haben.

Ich habe hier allerdings recht arge und wirksame Beispiele angeführt, auf die ich immerhin durch das unheilvolle Celtis = Kelt = Meissel geleitet worden bin, aber diese Blüthenlese liesse sich aus den gedruckten Katalogen und den Aufschriften in den urgeschichtlichen Sammlungen in Deutschland noch recht ansehnlich, und zwar aus der Bronzezeit und Eisenzeit so gut wie aus der Steinzeit, vermehren. Nur um noch ein kleines Beispiel zu geben, sei auf jenes einfachste, durch die Abnützung gewöhnlich kugelförmig gewordene Werkzeug hingewiesen, welches ich selbst Klopfstein zu benennen pflege, das man aber auch als Steinkugel, Reibstein, Mahlstein, Arbeitstein, Behaustein, Kornquetscher, Schlagstein, Schleuderstein und Fäustel bezeichnet.

Man wird mir entgegen halten, dass seit der Ausstellung in Berlin, bei der alle jene Bezeichnungen officiell zugelassen wurden, 13 Jahre verstrichen sind, innerhalb deren sich Vieles gebessert haben könne; allein ich bin überzeugt, dass bei einer gleich umfassenden Ausstellung auch heute noch nichtssagende, unzutreffende und geradezu irreführende Benennungen an den Tag treten würden; findet man sie doch noch immer in der Literatur, in Aufschriften und Katalogen.

Ich will gerne zugeben, dass diese Unsicherheit und Verwirrung zum grossen Theile durch die Mitarbeiterschaft an der Urgeschichtsforschung, die sich aus allen Berufsclassen einfindet, entstanden ist und durch die Rücksicht auf sie dauernd erhalten wird; aber gerade diese Rücksicht sollte dahin führen, ihr, statt sie immerdar irregehen zu lassen, in festen Begriffen sichere Stützen in die Hand zu geben und dadurch die Fachmänner selbst vor unverschuldeten Irrthümern oder doch vor langwierigen Umfragen zu bewahren.

Eine officielle Regelung und Feststellung der urgeschichtlichen Nomenclatur ist eine unbedingte Nothwendigkeit; sie könnte allerdings nur durch ein von einer bestimmten Autorität genehmigtes und empfohlenes Uebereinkommen geschaffen werden, auf welchem Wege ja schon manches Gute erzielt worden ist.

Die bevorstehende gemeinsame Versammlung der deutschen und österreichischen Urgeschichtsforscher an dem Orte, von dem überhaupt der grosse schöpferische Gedanke der Gründung anthropologischer Gesellschaften und der Aufschwung urgeschichtlicher Forschung in Deutschland ausgegangen ist, könnte sich kein ruhmvolleres Andenken sichern, als dadurch, dass sie die Feststellung der urgeschichtlichen Nomenclatur beschliesst und die hiezu nothwendigen Massnahmen einleitet.

Literaturberichte.

9.

Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina. Herausgegeben vom bulgarischen Unterrichtsminister. 4°.

Im Laufe der letzten vier Jahre gab das bulgarische Unterrichtsministerium neun umfangreiche Bücher seines „Sbornik" (Sammelwerk) heraus, wovon jedes etwa 800 bis 900 Seiten enthält. Es ist geradezu bewunderungswürdig, wie rasch diese junge aufstrebende Nation seine culturelle Aufgabe begriff und wie würdig sich sein Unterrichtsministerium dadurch unter den übrigen slavischen Nationen Geltung zu machen verstand. Die Herausgabe des „Sbornik" war ein sehr glücklicher Gedanke, welcher beweist, dass man in Bulgarien systematisch, einem bestimmten Ziele zustrebend, arbeitet. Die ganze wissenschaftliche Thätigkeit wird gewissermassen vom Centrum aus dirigirt.

Der Inhalt jedes Bandes theilt sich erstens in den wissenschaftlichen, zweitens den literarischen (belletristischen und kritischen) Abschnitt; der dritte ist der Volksliteratur gewidmet. In Folge dessen nimmt der „Sbornik" unter den ethnographischen Zeitschriften eine sehr ehrenvolle Stellung ein, hauptsächlich auch deswegen, weil in dem ersten Theile (dem wissenschaftlichen) wichtige Aufsätze vorkommen, welche von bedeutender Kenntniss der Literatur zeugen.

Wir entnehmen dem Inhalte des „Sbornik" nur dasjenige, was sich direct auf unser Fach bezieht.

Der „Sbornik" begann mit einem Artikel des Herrn Dr. Šišmanov „Ueber die Bedeutung und die Aufgabe unserer Ethnographie". Es ist dies eine ungemein wichtige Arbeit, welche nicht nur die bulgarische Literatur anführt, sondern auch einen Ueberblick über sämmtliche europäische Literaturen bietet und die bisherigen Richtungen in der ethnographischen Forschung ihrem Werthe nach beurtheilt. Ueberall zeigt der Verfasser eine grosse Belesenheit, welche unsere Achtung verdient. Herr Šišmanov gibt eine Anleitung, wie man das ethnographische Material sammeln und sondiren müsse und macht auf die Wichtigkeit dieses Studiums für die Literatur aufmerksam. Es ist dies eine der besten und grundlegendsten Abhandlungen ihrer Art.

Im IX. „Sbornik" gab der Verfasser einen sehr gelungenen „Beitrag zu der bulgarischen Volksetymologie" heraus, welcher von gründlicher Kenntniss der Fachliteratur zeugt, dessen wir jedoch später noch besonders Erwähnung thun werden.

Prof. Dragomanov, der bekannte kleinrussische Folklorist, veröffentlicht hier einige umfassende Studien: „Slavische Erzählungen von dem Opfern des eigenen Kindes", wonach der Gastgeber sein eigenes Kind opfert, damit der Gast geheilt werde; selbstverständlich bleibt das Kind noch ferner am Leben (siehe den Roman von Amis und Amil). Den Ursprung dieser Legende sucht der Verfasser in den Apokryphen, welche durch den Einfluss des Buddhismus entstanden sind. (In dieser Hinsicht verweise ich auf den buddhistischen Katechismus, welcher in Hamburg herausgegeben wurde.) Dieselbe Methode, nach welcher der Autor den Ursprung europäischer (besonders slavischer) Sagen in Indien sucht, treffen wir auch in dem zweiten Artikel (II. und III. Bd.) an: „Ueber die Geburt Constantin des Grossen", welcher die Gründung von Constantinopel und den französischen Roman von Constantin = Čanara gupta bespricht.

Zu den Russen gelangten diese Sagen in Folge Vermittlung durch Tartaren über Sibirien oder über Iranien und den Kaukasus (Vševolod Müller, Ethnogr. obor. u Ruskaja Mysl.), zu den Südslaven aus Persien, durch die Türken nach Byzanz und aus dem Griechischen zu den Slaven.

Im 5. Hefte erklärt Dragomanov auch die slavischen Varianten einer evangelischen Legende, wie Gott einen Menschen in einen Esel, ein Pferd, einen Ochsen etc. verwandelte.

Karanov gibt uns einen praktischen Ueberblick und eine Ergänzung aller Varianten, welche nach der Ausgabe der wichtigen Sammlung bulgarischer Lieder von Miladinovi (1861) veröffentlicht wurden; da letztere schon sehr selten geworden war, erschien sie vor Kurzem (1891) von Neuem.

Einen Beitrag zur Volksheilkunst (III.) liefert Ginčev; eine fleissige Bearbeitung dieses Themas. Von Iliev lesen wir hier eine Erläuterung über bulgarische Traditionen von Riesen, welche „Jelini, židove, latini" heissen.

Ueber das bulgarische epische Lied („junaški pěsni") schreibt Popov; er charakterisirt besonders die einzelnen Helden (Děte Dukadinče, Goloměše, Miloš, Marko Kralevič, Janko etc.).

Bei den Studien des bulgarischen Epos darf man den Vergleich mit dem serbischen nicht ausser Acht lassen, da man sich sonst eines argen Fehlers schuldig machen würde. Eine umfassendere Studie ist die von Herrn Volkov über die Hochzeitsgebräuche bei den slavischen Nationen, deren Inhalt schwer anzugeben ist. Der Verfasser führt in dieser interessanten Abhandlung nur kleinrussische Gebräuche an, welche sich seiner Meinung nach den ursprünglichen slavischen am meisten nähern.

Das Referat über vier Bände des „Sbornik" beschliesse ich wieder mit Herrn Šišmanov, mit dem ich es begonnen habe. In einem instructiven Aufsatze schildert er eingehend die alten Wege durch Bulgarien, welche sich mit der römischen Strasse von Belgrad nach Constantinopel kreuzten. Ausserdem müssen wir wenigstens die archäologischen Artikel, durch welche die Čechen hier vertreten sind, dem Namen nach anführen: Dobruský (von West-Bulgarien) und die Brüder Škorpil („Ueber die mittelalterlichen Kirchen in Sofia, der Friedhof beim Schwarzen Meer") und Ilijev über die Numismatik.

Zu diesen umfangreichen Abhandlungen sind stets auch Abbildungen beigefügt. Ausserdem befinden sich bei einzelnen Nummern auch gemalte Muster der bulgarischen Nationaltrachten.

Die dritte Abtheilung enthält das ethnographische Material, in jeder Nummer 200—300 Seiten betragend. Der erste Theil enthält Lieder der verschiedensten Art, Weihnachtslieder, Bettellieder, fromme, politische, Hochzeits- und Liebeslieder etc.; der zweite Theil gibt Erklärungen volksmässiger Erscheinungen,

für den Aberglauben, die Arzneien, Erzählungen, Sprichwörter, Räthsel, Kinderspiele, Volksbräuche etc.

Das Material ist phonetisch aufgezeichnet und dient daher gleichzeitig als Stoff zur bulgarischen Dialektologie. Aus ganz Bulgarien sind hier Sammler vertreten; besonders nennen wir: Šalkanov, Matov, Konstantinov, Raduluv, Ginčev, Šišков, Vajlov, Ležev, Stojkov, Todorov und noch viele Andere.

So viel ist heute sicher, dass man im Süden nicht mehr literarisch arbeiten kann, ohne das ethnographische Material aus dem „Sbornik" zu kennen; der Referent hatte auch schon Gelegenheit, eine Verbindung der rumänischen Gelehrten mit den Bulgaren zu vermitteln, damit diese ihnen einen entsprechenden Stoff aus dem „Sbornik" überliefern.

Es ist selbstverständlich, dass auch die übrigen slavischen Ethnographen den bulgarischen „Sbornik" schon fleissig studiren und citiren. **Karásek.**

10.

Wisła. Polnische geographisch-ethnographische Zeitschrift. Jahrg. 1890, S. 985. Redacteur Karłowicz.

In dieser Zeitschrift wurde schon über drei Jahrgänge der „Wisła" referirt [1]); wir wollen nach und nach auch die folgenden Jahrgänge ergänzen und so über eine der wichtigsten slavisch-ethnographischen Zeitschriften Bericht erstatten. Wisła (Weichsel) nimmt unter den slavischen Zeitschriften dieser Art einen der ersten Plätze ein, und zwar einerseits wegen ihrer Initiative (sie war gewiss ein Muster für den „Český lid"), andererseits wegen ihres inneren reichen Inhaltes, der von einer sorgfältigen Redaction zeigt.

„Wisła", die in Warschau erscheint, veröffentlicht am Schlusse des Jahres ihren Inhalt auch französisch, so dass die Interessenten bis zu einem gewissen Maasse die ethnographischen Arbeiten bei den Polen controliren können.

Dieser Jahrgang beginnt mit einem Artikel der berühmten polnischen Romanschriftstellerin U. Orzeszkowa: „Ludzie i kwiaty nad Niemnem", cf. V. Jahrgang, Nr. 2 (Leute und Blumen an den Ufern des Niemen). Es sind das einzelne Benennungen von Blumen, wichtig für das polnische Lexikon: 32. Dziewiać sil (böhmisch devěcíl), Volksetymologie. 32. Padbiél (böhmisch podběl). Dann sind hier 161 Volkssprüche, Beschreibungen des Familienlebens, diesbezügliche Lieder und eine Polemik gegen die Abhandlung Mátyás: „Chłopskie serce" (Bauernherz), die ohne jede Phantasie und mit wenig Gefühl ihren Gegenstand bearbeitet. Frau Orzeszkowa nimmt sich ihres Volkes an und gibt auch Dialektproben von „seinem guten Herzen".

Ein Freund des böhmischen Volkes, Herr Bronisław Grabowski, schreibt hierüber: „Podania i legiendy, zapisane u autorów staropolskich" (Die Sagen und Legenden, die bei altpolnischen Schriftstellern vorkommen).

Eine wichtige Arbeit für den Literarhistoriker und Ethnographen; die Spuren der Lieder (besonders der epischen), suchte in der polnischen Literatur schon W. Maciejowski, darüber schrieb auch Jagić (Rad-Gradja . .). Von diesem Schriftsteller erwähne ich noch einen ausführlichen Bericht (15.) über Zibrt's „Staročeské obyčeje výroční" (Altböhmische Sitten und Gebräuche im Verlaufe des Jahres).

Von Smolеńcowa lesen wir hier: „Chłopskie dziecko" (Bauernkind), worin sie die Sorge der Eltern um die Erziehung ihres Kindes schildert; diese interessante Skizze lässt sich vergleichen mit der Arbeit von Bartoš': „Naše děti" (Unsere Kinder), die mehr Rücksicht auf die Kinderspiele nimmt und „Lid a národ".

Dazu gesellen sich passend von H. Matlakowski, über den ich heuer bereits hier referirte, die sehr interessanten „Bajki i gadki dziecięce" (Fabeln und Räthsel der Kinder) cf. Głos (1889, Nr. 6): „Die Kinder am Dorfe." Im Ganzen 47 Stück. Ein gelungenes Bild eines Dorfes: „Krynice" (in dem Gouv. Lublin) von K. Skrzynski. Von Kraus, findet sich hier: „Gonitwy ślubne" (Hochzeitsrennen) und: „Die Rückkehr der Todten auf die Welt", ein Beitrag zu der Leonorensage. Fygm. Gloger berichtet eingehend vom Bug, besonders von der Lebensweise der dortigen Fischer. Ziemba führt hier interessante Spitznamen einzelner Dorfleute an, wie wir sie auch sonst wohl antreffen; desgleichen auch einige Proben von Diebspoesie. Als Supplement zum XX. Heft von Kolberg's „Lud", finden wir hier: „O prawdzie osieckiej" (Wie man nämlich das Recht sucht), von Lubicz. Der unlängst verstorbene Ethnograph Kopernicki beschreibt die Thürornamente bei den russischen Gebirgsbewohnern und fügt einige Bilder hinzu. Der Redacteur der „Wisła", H. Karłowicz, setzt im III. Bande seine Studien über „Die Systematik der polnischen Lieder" fort; über „Jasio und Kasia" führt er 89 Lieder an und bietet uns neue Varianten zu verschiedenen Themen. Im Liede „Jasio und Kasia" entführt der Geliebte seine Braut, die zuletzt in der Donau umkommt. Es ist das ein Nachtrag zu Child's Studie von „Isabel und Elf"; besonders analysirt Karłowicz jene Variante, in der Kasia den Jasio tödtet, und fügt hinzu Child's Varianten aus anderen slavischen Liedern, z. B. „Sušil", S. 777. — Von Karłowicz findet sich gleichfalls noch eine Beschreibung nationaler Musikinstrumente: „Kobza a skrzypce."

S. Adalberg publicirt 580 jüdische Sprichworte; z. B. in Lemberg spielen die Juden in ihrem Jargon Theater und geben Zeitungen heraus, die der Censur wenig Freude machen. Von Ulanowska ist hier ein lettisches Haus beschrieben; drei Illustrationen erläutern dasselbe.

Zahlreiche Beispiele, wie man die Thiere ruft, sind hier aus mehreren Sprachen vertreten.

Auf S. 218—219 sehen wir 48 skizzirte und dann 5 farbige Eier dargestellt. In Böhmen befasst sich mit diesem Gegenstande H. Soukup. H. Ciszewski, der besonders das südslavische Volk studirt, beschreibt hier die slovakische Stickerei auf der Prager Ausstellung und fügt hiezu auch Abbildungen. Derselbe übersetzt auch den Artikel des böhmischen Anthropologen Dr. Niederle: „Uebersicht der Geschichte der Anthropologie", der böhmisch im Athenäum erschien; doch ist hier diese Arbeit bedeutend erweitert; auch eine Erzählung über die Belagerung der Burg durch Schweden hat er hier aufgenommen.

Weryho führt einige Sagen über die Ruinen der Burg Olsztyn an. Dann folgt ein kurzer Artikel über den „Kozik" lit. ragutis, raginiuks cf. slav. roh, es ist das nämlich ein in ein Ziegenhorn eingesetztes Messer.

Der bekannte Ethnograph Zawiliński gibt hier den „Mit o Tantalu i Syzyfie" (Mithus vom Tantalus und Sysiphus),

[1]) Siehe: Mittheilungen, Bd. XXI, S. 37 f.

d. h. die Parallele in den polnischen Sagen, und glaubt mit Krek (Einleitung in die slavische Literaturgeschichte 620 bis 642), dass sie aus uralter Quelle abstammen, als die indogermanischen Sprachen noch nicht getrennt waren, eine Ansicht, die nicht zutreffend ist.

Sehr wichtig ist die Abhandlung Lazega's über: „Chełmińsko-Michołoderska", diesen interessanten polnischen Landstrich, der immer mehr und mehr der Germanisation verfällt; der Studie ist beigefügt eine gründliche Statistik von Ostpreussen, der Städte, Bevölkerung, der nationalen und religiösen Verhältnisse beider Geschlechter etc.

Im II. Bande schreibt Ciszewski: „Lud jako twôrca terminologii językoznawczej i niektónych nazw plemiennych", welche Spitznamen nämlich das Volk seinen Nachbarn beilegt.

Ein interessanter kurzer Bericht von „Klugen Studenten und dummen Herren" (Humoreske von Krakau), einige Notizen, betreffend Volksgebräuche, aus einem Buche vom Jahre 1739 (z. B. die Haferweihe am heiligen Stephanstage, Kerzen- oder Aepfelweihe am Tage des heil. Blasius, Judasbrennen, Gruss beim Niessen); dann vier Ueberlieferungen von der Erschaffung der der Erde, cf. Veseloaski (Razysk. V, und die Zusätze dazu von ihm und Wolner im Ethnogr. Obozrěnie und Matov im Period. Spir. 52); ferner: „Spinki goralskie" (Spangen der Goralen). Von Volski ist hier ein grösserer Beitrag zu „Bitwa pod Wiedniem" (Die Schlacht bei Wien von Fr. Grabowski), der ganz sicher unsere Wiener interessiren würde, wie Sobieski mit den Polen Wien von den Türken 1683 befreite. Von Wenzel Nalkowski lesen wir eine Uebersicht geographischer Erklärungen für das Jahr 1889, wie ihre Methodik war, die Gebirgsgruppirung, warum sich in den Höhlen Eis bildet, die Winterströmung des Meeres etc.; es ist das aber keine Uebersicht der geographischen Bibliographie, sondern die wichtigsten Ergebnisse geographischer Forschung.

Auf Seite 595 sieht man sechs Illustrationen von Kinderpfeifen, wie sie in Zwierzyniec bei Krakau am Ostermontag verkauft werden. Der russische Ethnograph Sumkov, der seine Arbeiten gewöhnlich in der „Kiewskaja starina" veröffentlicht, bespricht hier die Art, wie man in alter Zeit das Brot und andere Nationalspeisen zubereitete, besonders in Kleinrussland (cf. „Český lid", I, Vykoukal und Sumcovs, 1885, „Obrjadovoe upotcebljenie chlěba"). Der Freund der böhmischen und lausitzischen Literatur Herr Parczewski schreibt über die Germanisation des Bezirkes Olawa (Schlesien bei der Oder). Zieliński lieferte zwei musterhafte Arbeiten über die Bevölkerung von Basiowka (bei Stryj), ihre Lieder, Gebräuche und ihren Glauben; von Sembrzycki findet sich hier ein Beitrag zur Charakteristik der preussischen Mazuren. Aus den Acten der Stadt Krzyżanowice lesen wir einen Auszug (1528—1772) von einigen Gerichtsaffairen. Ueber die Fabriksleute zu Pabianice schreibt Lorentowicz (Auszug aus der „Bibliotheka Wisły"). Herr Reinstein schildert in einer culturhistorischen Skizze über die Frau Meisterin das altstädtische Leben der Handwerker; gewiss ein wichtiges Sujet. — Sechs Abbildungen stellen Holzäxte vor. — Ueber das Dorf Jurkow (am Dunajec, Bezirk Brzesko), über die dortigen Gebräuche, Aberglauben, Haus- und Familienleben, Wirthschaft, Feiertage, Kinder, Hexen und Krankheiten schreibt Kosiński.

Aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, dass „Wisła" zu den wichtigsten slavischen ethnographischen Zeitschriften gehört. Vom „Český lid" unterscheidet sie sich dadurch, dass sie neben dem blossen Rohmateriale auch dessen Verarbeitung liefert, während „Český lid" sich hauptsächlich mit der Sammlung des ethnographischen Stoffes begnügt. Der Redacteur Karłowicz machte mit seinen Mitarbeitern einen Schritt weiter und liefert namentlich mit Rücksicht auf das vergleichende Studium und die Detailarbeiten, die sich blos auf ein Dorf oder eine Tracht beziehen, mustergiltige Abhandlungen. „Český lid" dagegen widmet mehr Sorgfalt der Archäologie und übertrifft hierin die „Wisła".

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen die eingehenden, gewissenhaften Kritiken, von denen einige zehn bis zwanzig Seiten in Anspruch nehmen, besonders solche aus der slavischen Ethnographie; ausserdem findet sich hier ein sorgfältiger Auszug aus diesbezüglichen Zeitschriften und eine Uebersicht von Büchern, die über Ethnographie und Religion handeln.

Kleinere Arbeiten, z. B. über Volksmedicin, über die polnische Hütte, Sprüche, Rechtsgebräuche, Feuerschüren, Thierbenennungen, über die Juden in der Provinz etc. enthalten gleichfalls werthvolles Material. Diesem Bande ist beigegeben eine colorirte Abbildung einer jungen Frau aus Ozieryczym und eine solche von Ostereiern. **Karásek.**

11.

Živaja starina. Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung des kaiserl. geographischen Gesellschaft. Redacteur: Herr Ivan Lamansky. St. Petersburg (Imperatorskoe Geografičeskoe Obščestvo).

Diese wichtige Zeitschrift wurde zuerst im Jahre 1890 herausgegeben; je vier Hefte bilden einen Jahrgang; bisher sind 10 Hefte erschienen. Wir wollen vorläufig nur die ersten acht Hefte in's Auge fassen, wiewohl es uns auch da noch unmöglich sein wird, eingehend den Inhalt eines jeden Artikels zu besprechen.

„Živaja starina" unterscheidet sich von dem verwandten „Ethnografičeskoe Obozrěnie" in Moskau wesentlich dadurch, dass sie dem slavischen Russland und der slavischen Welt überhaupt viel mehr Aufmerksamkeit schenkt als letztere, wie schon aus der Persönlichkeit des Redacteurs zu schliessen ist, wiewohl wir damit nicht sagen wollen, dass sie nicht auch andere, besonders asiatische Unterthanen des russischen Reiches berücksichtigen würde. Der Inhalt der Zeitschrift belehrt uns am besten darüber. Für den Slavisten und die Geschichte der Slavistik sind die Briefe von Preiss, die er nach Russland und an Šafařik über seine Reisen (1836—1846) schrieb, besonders wichtig. Grossen Werth haben auch die Briefe Srezněvsky's (1839—1842), des ersten russischen Slavisten, welche wichtige Beiträge für die Ethnographie, die politischen Zustände und die Literaturgeschichte der Lausitz-Wenden, der Böhmen und der Südslaven umfassen. Diese Briefe, sowie auch die Briefe Šafařik's, Srezněvsky's und die Kritik Srezněvsky's über den „Národopis" hat der Redacteur, Prof. Lamansky, veröffentlicht.

Aus dem Nachlasse Srezněvsky's sind im I. Jahrgange ein serbisch-lausitz-wendischer Kalender und Beispiele des Volksaberglaubens veröffentlicht.

Von Sobolesky befinden sich hier mehrere Abhandlungen, deren wichtigste und jedenfalls die Zierde der Zeitschrift die russische Dialektologie ist (süd- und nordgrossrussisch, weiss- und kleinrussisch mit allen Dialekten). Durch diese Schrift wurde die slavische Ethnographie bedeutend bereichert. Ausserdem befindet sich hier eine ganze Reihe Abhandlungen von Sobolesky: „Gruša i Duňa", „Einige Bemerkungen zu den Eigennamen in den russischen Bylinen (epische Lieder)", „Vom Typus des Ilja Muromec" und mehrere Anzeigen.

Von Volter befindet sich hier eine wichtige Uebersicht lithauischer Werke aus dem Gebiete der Ethnographie von 1879—1889.

Veselovsky, der berühmte Literaturhistoriker, hat hier einen Beitrag zur „Vision der Amfilochius" und „Dekameron", X, 3. Sokolov ist bestrebt, zu erklären, warum man den 23. Juni „kupalo" nennt (eine Streitfrage bei den Slavisten).

Ždanov schrieb über die Lieder, die vom Fürsten Michael handeln. Von Priklonsky befindet sich hier eine Abhandlung über Jakutsk, Lieder und Räthsel von dort. Šavčenkov: „Von Neuem und Altem im Kleide." Bondarenko: „Der Aberglaube der Landsleute im Gouv. Tambovsk." Trusman: „Poluvĕrci" (Pskor-Pečerskykreis). Ueber andere Völkern handeln verschiedene Artikel: Die lithauische und nordwendische Hochzeit, die Sagen, Erzählungen und Legenden der Mandschuren, Lappländer, Kirgisen, das Leben und die Helden der Bylinen bei den Ostjaken. Von Bobčev befindet sich hier die Abhandlung über Verbrüderung (pobratimstvo und posestrimstvo) der Bulgaren und ausserdem bulgarische Nationallieder. Ueber ungarische Russen schrieb H. A. Petrov und über „Die Versöhnung des Blutes in Grblo" der Russe Rovinsky, welcher vortrefflich die montenegrinischen Verhältnisse kennt. Braun: „Mariupolští Řeci" (Griechen); er sucht im Gouv. Jekaterinovsk die letzten Nachkommen der Krim-Gothen. Syromjatnikov: „Die Baltischen Gothen und die Guta-Saga" (mit Uebersetzung); dieser Aufsatz würde die Germanisten interessiren.

Majkov veröffentlicht hier alte Bylinen (Epos). Žukovsky: „Mohammedanismus des Rustem-Dostanović", „Trojčina" (Radnikovsky ujezd), Beschreibung des Lebens, „Einfluss der karelischen Sprache auf die russische im Gouv. Oloneck.", „Ueber die ursprünglichen Rechtszustände im Kaukasus" und die sehr wichtige Bibliographie „Ueber das Motiv von der Leonore" von Kaloš; dabei mache ich diejenigen, welche sich für diese Frage interessiren, auf ein unlängst erschienenes Werk von Sozonovič „Leonore von Bürger und ähnliche Sujets in der europäischen und russischen Volkspoesie" (Warschau 1893), aufmerksam.

Ausserdem befinden sich hier Fragen, Miscellanen und zahlreiche Kritiken, z. B. der Grossrusse bei der Hochzeit und im Hausleben; slavo-finische Beziehungen in der Sprache; die Recensionen von Sokolov, Sobolevsky, Lipovsky etc. H. Polivka lieferte eine werthvolle Uebersicht der böhmischen ethnographischen Literatur 1880—1890. **Karásek.**

12.

Etnografičeskoe Obozrĕnie. (Ethnographische Rundschau.) Periodische Zeitschrift der ethnographischen Abtheilung der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften an der Universität in Moskau. Redacteur N. A. Jančuk, S. 1889. I—III.

Bei Besprechung der ethnographischen Zeitschrift „Živaja Starina" haben wir bemerkt, dass dieses Petersburger Journal zwar auch die nichtslavischen Nationen des russischen Reiches behandelt, aber seine Hauptaufmerksamkeit doch dem slavischen Russland zuwendet. Die andere in Moskau erscheinende Zeitschrift beachtet dagegen hauptsächlich die asiatischen Völker.

Wir wollen hier zunächst den Inhalt des I. Jahrganges berücksichtigen (drei Nummern aus dem Jahre 1889).

Der erste Artikel von Anučin behandelt eingehend die Aufgaben der russischen Ethnographie. Er liefert zunächst einen Ueberblick über die bisherigen Versuche auf diesem Gebiete, bespricht besonders die Arbeiten von Nadĕždin und Pypin und gibt ein Programm für viele Forschungen, wobei besonders auf die asiatischen Völker des russischen Reiches hingewiesen wird. Erschöpfend behandelt ist dieses Thema jetzt auf's Neue durch das ungemein wichtige Werk Pypin's, „Die Geschichte der russischen Ethnographie" (russ. 4 Theile). Charuzin behandelt die früher und noch jetzt gebräuchlichen „nojdy" bei den dem Zauberwesen huldigenden Lappen; früher waren die „nojden" Familienväter, erst später entwickelte sich daraus eine ganze Zunft. Interessant ist die Legende von dem Begräbnisse eines solchen „nojda", der wieder lebendig wurde. Der Kutscher legte ihn dann auf die Seite und das ist das einzige Mittel gegen das Wiederaufleben.

Akimov gibt eine Beschreibung der Hochzeitsgebräuche bei den Armeniern (Achalzich im Gouv. Tiflis). Der Verlobte sieht seine Braut nur im Geheimen und diese zeigt sich bei der Verkündigung nicht auf der Strasse. Vor der Hochzeit wird ein Ochse geschlachtet; einen Theil seines Herzens nimmt sich der Bräutigam in die Scheide seines Kindschals. Die Braut neigt sich vor dem Backofen; die erste Nacht schläft sie bei ihrem Bruder, die zweite bei der Schwester des Bräutigams und erst die dritte bei dem neuen Manne. Die Mutter des Bräutigams zeigt dann am Morgen vestigia castitatis (cf. Sachsenspiegel und die alte Edda).

Von den Nonnen, Bezirk Kupian (Charkow). Eine kränkliche Tochter weihen die Eltern häufig Gott; besonders gerne pilgern sie dann zu heiligen Orten (siehe etwas Aehnliches bei Tolstoj, „Krieg und Frieden" über die „frommen Leute").

Bogajewsky schreibt über die Volksmedicin bei den Wotjaken: es gebe zwölferlei Fieber etc. Kulikowsky über die Spinnabende an den Ufern des Onegasees, bei welchen es gewöhnlich sehr lax zugeht. Kalaš schildert die erste Entwicklung der Familie: die Gemeinschaft, das Matriarchat und Patriarchat. Der in der einschlägigen Literatur wohlbewanderte Verfasser hält sich an die bekannte Gelehrtenschule und legt die Gründe dar, warum die spätere Gesellschaft sich so barbarisch gegen Greise verhielt.

Věsevolod Miller analysirt im II. Hefte den Wiederhall der iranischen Sagen im Kaukasus, besonders jene von den persischen Nationalhelden Rustem und Bižen (cf. Rückert). Später werden wir sehen (V.), dass Miller auch den Einfluss anderer orientalischer Sagen auf das russische Epos nachgewiesen hat, was er in einer eingehenden Abhandlung in „Russkaja mysl" dargelegt hat. Bei Gelegenheit werden wir unseren Standpunkt

zu diesem wichtigen Artikel einnehmen und unsere Ansichten darüber eingehender aussprechen, wobei wir analog besonders auf die Parallele zwischen dem altfranzösischen und dem russischen Epos hinweisen werden. Wenn sogar in Frankreich die Charakteristik Karls des Grossen eine Veränderung erfahren hat, z. B. der Unterschied zwischen den Persönlichkeiten Karls im Rolandsliede und in der Fahrt nach Osten — so dürfen wir umsomehr solche Abänderungen in der Phantasie des russischen Volkes, bei den Helden Wladimir und Ilja, zulassen. Ueber die Spaziergänge am Don und über die Gebräuche bei den Kosaken berichtet uns Kasmin.

Das Familienleben („zadruga") bei den Grusiern behandelt Abazadze (siehe auch die Verordnung bei den Südslaven); die Feier des Neujahres bei diesem Volke, welche an indogermanische Gebräuche erinnert, schildert Chachanow; ein anderer Artikel ist dem Fluche der Eltern gewidmet, worin die Volksüberlieferung besprochen wird, dass sich die Kinder dann in Thiere oder Bäume verwandeln und die Erde sie nicht aufnimmt (aus dem Gouvernement von Charkow bei den Kleinrussen).

Chachanow ergänzt die Abhandlung Všewolod Miller's durch Zusätze aus der grusinischen Poesie und beschreibt selbst auch die grusischen Tuschen, ihr Leben, ihre Religion, ihre Rechte, die Stellung der Frauen, ihre Poesie — ein sehr interessanter Artikel. Ueber den Aberglauben des Bauernvolkes „Elatoniskij ujezd" (Tambower Gouvernement) referirt Zwonkow. Der schon erwähnte Kallaš führt viele Varianten zu Volksliedern über „Palij a Mazepa" an. Redacteur Jančuk bringt eine Biographie und würdigt die Verdienste des berühmten polnischen Ethnographen Kolberg.

Romanow, der Sammler weissrussischer Lieder, macht einen Versuch, das Auslegen der Träume bei den Weissrussen zu behandeln. Ueber die Volkslieder bei den Kirgisen und Sarten schreiben Gotowickij und Pfennig, und von einem Helden derselben, Nagozbaj, Wanowsky und von Volksgöttern bei den Syrjanen (Lysolskij ujezd, Wologodsker Gouvernement) Kandinskij. Professor Sumcov (siehe „Živaja Starina") bespricht acht Fragen, und zwar: „sen-trava" (Traungras?), über den Rosmarin, Perlgras, Basalien, über das Erntefest „Spasova boroda", wie man nämlich die Getreideähren nennt, welche nach dem Erntefest auf dem Felde zurückgelassen werden, die Symbolik der rothen Farbe, das Tätowiren bei den Katholiken in Bosnien und der Herzegowina. Ausserdem sind jeder Nummer Referate über einzelne Werke, Zeitschriften und Besprechungen verschiedener Fragen beigegeben. Interessant sind die Berichte über Ilia Murovec (schon aus dem Jahre 1139), siehe „Živaja Starina" (Sobolevskij), Solovčv, bogatyr Dunaj, Čurilo von Kallaš Zum Schlusse sind noch kirgisische Lieder beigefügt.

Karásek.

13.

Ranke, Prof. Dr. Johannes: Der Mensch. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. I. Bd. Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Texte und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1894. Lex.-8°. XVI + 639 S.

Auf dieses Fundamentalwerk der Anthropologie, welches in jeder Beziehung zu den hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes zählt, haben wir bereits bei seinem ersten Auftreten die Aufmerksamkeit unserer Leser mit gebührendem Nachdrucke gelenkt (Mitth. der Anthropol. Ges., Bd. XVI, S. 50). Der grosse Erfolg, welchen das ausgezeichnete Buch errang und welcher sich am deutlichsten in der Nothwendigkeit einer neuen Auflage ausdrückt, lässt erkennen, dass es nicht blos in fachmännischen Kreisen, sondern auch im grossen Publicum die richtige Würdigung und lebhaftes Verständniss fand. Die glänzende Beurtheilung, welche der ersten Auflage allgemein zutheil wurde, kann nur — da eine Steigerung in der That kaum mehr möglich erscheint — für die zweite Auflage vollinhaltlich aufrecht erhalten werden. Das Werk hat in der neuen Ausgabe seinen gediegenen Charakter, seinen hohen Werth als umfassendes Lehrbuch und seine unschätzbare Eigenschaft als angenehm belehrende Lecture vornehmster Art in möglichst enger Anlehnung an die bisherige Form treu bewahrt. Dem Anfänger in der Anthropologie sowie dem gebildeten grösseren Publicum bleibt es nach wie vor die reiche, anziehende und bequeme Fundgrube gründlichen Wissens, dem Fachmanne ein gerne zur Hand genommener Leitfaden in zahlreichen Specialfragen. Die Fachgenossen interessiren sich wohl zunächst für die Bereicherungen, welche in dem zweiten Capitel der „Entwicklungsgeschichte" (durch die Darlegung der neuen Entdeckungen über die Zelltheilung und die Anfänge des Befruchtungsvorganges an der Eizelle), in dem Capitel „Anthropologische Betrachtungsweise der Schädel" (durch die eingehendere Besprechung der Schädelmessung und des craniometrischen Instrumentariums) und an mehreren anderen Stellen des mächtigen Buches eingetreten sind. Auch die ansehnliche, weiter in's Detail führende Vergrösserung des Sachregisters wird mit Vergnügen begrüsst werden.

Das Bibliographische Verlagsinstitut verdient wegen des ungewöhnlich sauberen Feindruckes mit ganz neuem Letternmaterial und der geschmackvollen Ausstattung mit theilweise neuen Abbildungen, durch welche die anerkannt schöne erste Auflage weit übertroffen wird, ganz besondere Belobung.

Josef Szombathy.

14.

Heger Franz: Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten in Niederösterreich. 52 S., 4° und 62 Abbildungen im Texte nebst einer Kartenskizze. Aus den „Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften", Wien 1893.

Der Verfasser legt uns mit dieser Arbeit eine späte, aber ausgereifte Frucht, das Ergebniss von Ausgrabungen und Forschungen auf zwei Fundplätzen bei Amstetten vor, welche schon vor Jahren begonnen und, soweit als möglich war, gefördert worden sind. Da aber diese Untersuchungen wegen des geringen Entgegenkommens der Grundeigenthümer nicht in

einem Zuge, also nicht ohne längere Unterbrechungen durchgeführt werden konnten, ja sich in mehreren Fällen auf die Ueberwachung der von den Eigenthümern selbst vorgenommenen Abtragung der Grabhügel beschränken mussten, so waren auch die über die Vorkommnisse in dem oben bezeichneten Fundgebiete veröffentlichten Berichte sehr lückenhaft und an verschiedenen Orten zerstreut, so dass wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein müssen, dass er es unternommen hat, uns eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung aller daselbst gewonnenen Ergebnisse in die Hand zu legen.

Die gepflogenen Untersuchungen betreffen zwei Grabhügelgruppen, deren eine zwischen Amstetten und Winklarn ziemlich geschlossen beisammen liegt, während die andere auf einer weiteren Strecke zwischen Winklarn und Wassering zerstreut ist.

Die erste Hügelgruppe ergab Bronzegegenstände und Gefässe, und wenngleich diese Funde sich weder durch ihre Zahl, noch durch ihre besondere Erscheinung auffallend machen, so sind doch zunächst einzelne unter ihnen, wie z. B. der schöne, vollständig erhaltene Gürtel, die gewellte Nadel, die Hammeraxt, die Armringe, welche sich auch den schöneren Funden dieser Art an die Seite stellen lassen; ihr Werth liegt aber in ihrer Gesammtheit, durch welche sie neben den vom Verfasser hervorgehobenen anderweitigen Bronzefunden aus Niederösterreich auf's Neue den Beweis für den bis vor gar nicht langer Zeit bestrittenen oder doch angezweifelten Bestand eines reinen Bronzealters auch in diesem Lande liefern.

Die zweite Hügelgruppe gehört der Periode der Römerherrschaft, und zwar dem I. und II. Jahrhunderte an. Auch hier handelt es sich nicht um durch besondere Schönheit oder Seltenheit ausgezeichnete Erscheinungen, die wir ja in dieser Zeit überhaupt nicht allzu oft finden, doch sind auch sie für uns durch die Feststellung der Zeit zweier unserer Provincialfibeln, des Wellenornamentes, das nun auch in Niederösterreich schon in das II. Jahrhundert hinaufgerückt wird, und durch die Beziehungen zu den gleichzeitigen Fundplätzen in unserem Lande beachtenswerth.

Ich habe nur noch beizufügen, dass der Verfasser mit einer ausserordentlichen Sorgfalt an seine Arbeit gegangen ist, die er uns insbesondere durch die erschöpfende Vergleichung mit den bronzezeitlichen Funden in Oberbaiern, in Böhmen und in Ungarn, und durch die auf dieser Grundlage gepflogene Erörterung der Stellung unserer Provinz und ihrer Funde in der Bronzeperiode werthvoll macht.

M. Much.

15.

Sibirische Briefe von O. O. Eingeführt von P. von Kügelgen. Leipzig, Duncker & Humblot, 1893. 327 S.

Die hier an die Oeffentlichkeit tretenden Briefe schildern Sibirien von einer anderen Seite als die in der letzten Zeit erschienenen Beschreibungen Kenan's und Genossen. Während Kenan und seine Nachfolger Sibirien als das Land des Schreckens darstellen und mit Vorliebe die Schattenseiten des sibirischen Lebens wiedergeben, lässt der Verfasser der „Sibirischen Briefe" dem Lande Sibirien Gerechtigkeit widerfahren; er zeigt, dass auch vieles Gute in Sibirien zu finden ist, er prophezeit dem Lande eine bedeutungsvolle Zukunft. Der Verfasser schreibt:

„Sibirien ist ein schönes und reiches Land, ein Land, dessen unermesslichen Naturreichthum erst künftige Generationen ganz erfassen und genügend schätzen werden. Endlose Urwälder, unabsehbare Steppen, mächtige Ströme und fruchtbare Felder erfordern nur fleissige Menschenhände, um uns ihre Reichthümer in den Schoss zu schütten, Reichthümer, welche, wenn das auch nicht Jeder zugeben mag, weit mehr Werth haben, als alle die anderen im Erdenschosse Sibiriens verborgenen Schätze, die Metalle und Steine, deren Gewinnung den gesunden Einfluss auf Körper und Geist der Menschen nicht haben kann, wie Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei, die beiden letzteren rationell und human betrieben (S. 216).

Der Verfasser der „Briefe" hat sich nicht genannt. — Soweit aus dem Inhalte derselben sich schliessen lässt, entstammt er einer deutschen Familie der russischen Ostseeprovinzen (Reval?), hat seine Bildung in St. Petersburg im sogenannten Bergcorps erhalten, dann eine Zeitlang in Kaukasien gelebt, bis ihm schliesslich der Auftrag zutheil wurde, von Irkutsk aus grössere Gebiete geologisch zu erforschen. Im Herbst 1888 zieht er mit seiner jungen Frau und einem kleinen Sohne nach Irkutsk, macht von hier aus kleinere Ausflüge und grössere Reisen, die ihn weit nach Osten führen. — Zuletzt, im Sommer 1892, wendete er sich nach China. Die in Sibirien verfassten Briefe sind an die Mutter gerichtet, — sie sollen die Mutter mit den Erlebnissen des Sohnes bekannt machen, aber zugleich der Mutter ein richtiges, wahrheitsgetreues Bild Sibiriens entwerfen, im Gegensatze zu den übertriebenen und falschen Schauergemälden. — Tragen die Briefe in Folge dessen auch den Stempel der Einfachheit, so sind sie gerade nach dieser Richtung äusserst anziehend und fesselnd. Und der Umstand, dass vielfach die Persönlichkeit des Schreibers in den Vordergrund tritt, gibt den Schilderungen einen ganz besonderen Reiz. — Die Briefe sind zuerst in der (deutschen) „St. Petersburger Zeitung" veröffentlicht worden.

Ganz besonders interessant sind diejenigen Briefe, die sich mit dem Leben auf den Goldwäschereien, daneben diejenigen, die sich mit dem Lose der Verbrecher und der Verschickten beschäftigen. Dazwischen liegen Schilderungen der grossartigen Natur, ethnographische Beschreibungen und wissenschaftliche Erörterungen über Steinkohlengewinnung und dergleichen. Der Verfasser verlässt Europa im Herbste 1888, um direct nach Irkutsk zu reisen. Die beiden ersten Briefe (S. 1—14) schildern die Reise und die häusliche Einrichtung in Irkutsk; — bemerkenswerth sind die Mittheilungen der Preise der Lebensmittel. Die folgenden Briefe (der dritte bis siebente S. 14—84) beschreiben Sommerausflüge, die von Irkutsk aus gemacht wurden: die Taiga, d. h. der sibirische Wald, der Baikalsee, das Sajan-Gebirge, die Insel Olchon, ein Besuch bei den Burjäten werden geschildert.

Von grossem Interesse ist der achte Brief (S. 84—120), der die Reise auf den Flüssen Lena und Witim und die Goldwäschereien von Olekma-Witimsk beschreibt. Der Verfasser reiste in Begleitung seiner Frau — bemerkenswerth ist der dem achten Briefe angehängte Abschnitt: „Die Goldwäschereien Ostsibiriens" aus der Feder der Frau des Reisenden. Ist das Bild, das uns hier entworfen wird, auch keineswegs sehr freundlich, so gibt es die Zu-

stände doch so wieder, wie sie sind, nicht tendenziös entstellt. Wenn der Raum es gestattete, so lohnte es wohl, dieses Capitel von der Goldwäscherei einem grösseren Leserkreise vorzuführen, als dem der „Briefe". Dem Referenten sind keine ausführlichen Darstellungen der sibirischen Goldwäschereien in deutscher Sprache bekannt, während die russische Literatur zahlreiche Werke besitzt (Stanjukewitsch, Mamin-Sibirjak, Astyrow u. A.). Es wäre von hohem Interesse, das deutsche Publicum mit diesen originellen russischen Erzeugnissen bekannt zu machen.

Wir verweisen ferner auf die Verbrechercolonie (das Salzhüttenwerk) von Ust-Kut, um darzuthun, dass keineswegs alle Verschickten in Sibirien ein so schlimmes Los gezogen haben, als gewöhnlich angenommen wird.

Der zehnte Brief (S. 149—169) handelt von den Heilquellen Ostsibiriens und von der Heilkunst in Sibirien, sowie von einer besonderen, das schöne Geschlecht befallenden Krankheit — einer Art von Verzückung, die jeder Arzenei und jeder gewöhnlichen Behandlung spottet (Krankheit von Anadyr). „Misstrauische Leute geben oft dieser epidemisch auftretenden Krankheit eine sehr rationalistisch-nüchterne Erklärung. Ihrer Meinung nach ist dieses mysteriöse Leiden nichts weiter, als eine List der Weiber, von ihren Männern das zu erlangen, was ihnen unter gewöhnlichen Umständen nicht gewährt wird." (S. 167.)

Der elfte Brief schildert das Jenissei-Gebiet (S. 169 bis 198), die englischen Unternehmungen, die Auswanderer, die Zwangsansiedler, die Verbrechertransporte und den Etappendienst — Alles sehr lesenswerth.

Der dreizehnte, vierzehnte, sechzehnte und siebzehnte Brief geben die Erlebnisse des Verfassers auf einer Reise wieder, die er in Begleitung eines ehemaligen Unterofficiers Kirilow abermals in das Gebiet der Lena und des Witim, zum Besuche der Goldwäscherei von Tichow-Sadonskoj, macht. Bei dieser Gelegenheit kommt der Reisende mit dem Volke der Jakuten und Tungusen zusammen, deren Sitten und Gebräuche ausführlich erörtert werden. Fesselnd ist die Beschreibung der Zauberer (Schamanen), anziehend sind die prächtigen Naturschilderungen.

Der achtzehnte Brief beschreibt die sibirische Landwirthschaft, insonderheit die Bauern von Irkutsk, Tomsk und an der Lena.

Mit dem neunzehnten Briefe nimmt der Verfasser Abschied von Sibiren, um nach China zu ziehen.

Wir können die „Sibirischen Briefe" als höchst anziehende und in hohem Grade belehrende Lecture empfehlen. —a.

16.

Journal of the Asiatic Society. Vol. LXII. Part. III. Anthropology and cognate subjects. Nr. 1—3, 1893.

Unseren Lesern bringen wir mit Freude zur Kenntniss, dass sich die „Asiatic Society of Bengal", eine der um die Orientalistik meist verdienten Gesellschaften, entschlossen hat, von 1893 ab einen eigenen (III.) anthropologischen Theil ihres „Journal" herauszugeben. Es liegt hierin eine erfreuliche Anerkennung der Wichtigkeit anthropologisch-ethnographischer Studien einerseits, andererseits der Beweis von der Ergiebigkeit dieser Untersuchungen, deren immer mehr anschwellender Zahl nun eine eigene Abtheilung in einer bisher philologisch-historisch und naturwissenschaftlich gegliederte Zeitschrift eingeräumt werden musste. Die drei ersten vorliegenden Hefte dieses anthropologischen Theiles enthalten mehrere sehr belangreiche Arbeiten auf dem Felde der indischen Ethnographie. Dazu gehört vor Allem die inhaltreiche Abhandlung des verdienten Pandit Sarat Chandra Das, dem wir schon so viele wichtige Aufschlüsse über tibetanische Verhältnisse verdanken, über „Die alten Heiratsbräuche in Tibet". Dieselben werden noch heute in Uebung angetroffen in Purang, Nah-ri, und in der Umgebung des Sees Manasarovara. Der gelehrte Verfasser verfolgt seinen Gegenstand nebst dem eigentlichen Tibet auch über Sikkim und Ladakh, so dass wir einen guten Ueberblick über die einschlägigen Verhältnisse bei allen Bodvölkern erhalten. — Von Risley, dem bekannten Vermesser der indischen Karten, liegen mehrere neue anthropologische Aufnahmen vor, und zwar von den singhalesischen „Moormen" und Tamils (Heft 1); sodann anthropometrische Instructionen (Heft 3). — Babu Sarat Chandra Mitra, dem die indische Folklore bereits für mehrfache Arbeiten verpflichtet ist, gibt Zusammenstellungen über abergläubische Vorstellungen, welche sich auf Ertränkte beziehen. Ebenderselbe Autor untersucht auch die Mythen von schatzhütenden Dämonen, die in Indien unter der Form der Yakh's (d. i. altindisch yaksha) auftreten. Endlich macht Colonel H. S. Jarrett interessante Mittheilungen über Sitten und Gebräuche der Beduinen von Hauran, der Nachbarprovinz von Syrien und Irak, die sich vorwiegend auf die Ehe und deren Vorbereitungen, auf Gastfreundschaft, Tod und Begräbniss und sonstige Vorkommnisse des Privatlebens beziehen. Wir wünschen eine recht gedeihliche Fortsetzung des so vielversprechend Begonnenen und gratuliren der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen zu ihrem Entschlusse. **Haberlandt.**

Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes.

Von **Franz Boas.**

I.

Das nachfolgende Material wurde auf einer Reise in Baffin-Land in den Jahren 1883 und 1884 gesammelt. Der Dialekt, auf welchen sich dasselbe bezieht, wird im Cumberland-Sunde und an den wenig nördlicher gelegenen Theilen des Westküste der Baffins-Bay gesprochen. Der Dialekt lehnt sich enger an den von Labrador als an den von Grönland an, was uns nicht Wunder nehmen darf, da die Sitten und Gebräuche der Stämme ebenfalls denen von Labrador ähnlicher sind, als denen von Grönland.

Ich habe lange mit der Veröffentlichung des von mir gesammelten Materiales gezögert, da dasselbe in vielen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen ist. Es sind die Resultate einer Erstlingsreise und die mangelnde Erfahrung des Sammlers zeigt sich in den Lücken und Unvollkommenheiten des Materials. Ich war mir der Wichtigkeit sprachlicher Studien während der ganzen Reise nicht klar bewusst, da ich glaubte, die Studien der grönländischen und labradorischen Missionäre gäben ein genügendes Bild der Eskimosprache, und concentrirte meine Arbeit auf geographische und ethnologische Probleme. Es stellte sich erst nach meiner Rückkehr heraus, als ich versuchte, die mitgebrachten Texte übersetzen zu lassen, ein wie interessantes Studium die alterthümlichen Texte, die eigenthümliche Geheimsprache der Angakut und die dialektischen Abweichungen bieten.

Nach reiflicher Ueberlegung scheint mir das gesammelte Material doch genug Neues zu bieten, um eine Veröffentlichung zu rechtfertigen.

Der vorliegende Aufsatz enthält das gesammelte Vocabular, verglichen mit dem Wortschatze von Labrador und Grönland. Ein folgender Aufsatz soll die Texte, Phonetik, Grammatik und eine Discussion des Vocabulars enthalten.

Ich habe das von den grönländischen Missionären aufgestellte Alphabet benützt, doch sind lange Vocale nur durch Längen (—) angedeutet und Accente der Worte mehrfach angegeben. Das velare k ist durch q ausgedrückt, das deutsche ch in Bach durch x. Alle anderen Buchstaben werden wie im Deutschen ausgesprochen.

Abkürzungen: L. = Labrador, G. = Grönland, E. = Eigenname, O. = Ortsname.

A.

a pl. mit Suff. 3. Person, *angin*. Seitenspitze des Vogelspfeils. G. *âq*.

agia, pl. *agidjen* Geweihsprosse, pl. auch Ortsname.

aja Mutters Schwester L., G.

ainga, aikolua seines Bruders Frau. L. *ai*.

ailang Schweiss, auch E., L. *ailak*, G. *ailaq*.

aipa der andere mit Suff. 3. Person., L., G. *aipaq;*

aipa — aipa der eine — der andere, *aipunga* der andere mit Suff.

aisivarpoq er geht auf Seehundsjagd im Winter. — *siarpoq* er geht aus nach —

Aisë'ang E.

aisivang Spinne, auch E., L. *âsivâk*, G. *ausiaq*.

aisivóluaq danke (siehe G. *aso* genug!).

Aisoin E.

aiviq dual. *aiving*, pl. *aivin* Walross, L. *aivek*, G. *auveq*.

aivoq er geht zu holen, L. *aivok*, G. *aivâ* er holt es.

aqpë'it er trägt sie; *ainiedlaranuk, ai* — gehen zu holen —, *dlarpoq* sehr;

aitirtoq gehend nach —, *aititietaminga* wenn er selbst nicht geht und holt;

aivasima'meta wenn sie gegangen sind, etwas zu holen, — *simavoq* Perfect.

ajang Querholz des Kajak, L. *ajak*, G. *ajâq*.

ajeqpurpoq, er stützt sich auf die Hände, G. *ajaperpoq;*

ajagu'tirpoq es ist ein Regenbogen da;

aje'gang Bilboquet, *ajautang* Stock dazu; *ajegü'tang* äusserer Rand der Augenhöhle;

aje'ksaung Gabel, Sikosuilaq-Dialekt, O. *ajokitarpoq* ein Spiel, *aju'ktang* Ball;

aju'ktaun Stock zum Ballschlagen, *ajuktaq'tung* das Ballschlagen, *aja'rorpoq* er spielt das Fadenspiel.

Aje'paung O.

a'jorang Spalt im Eise (Sprungspalt, nicht die Spalten am Ebbestrande), L. *ajorak*.

ajurnapoq es ist schwierig, *ajurnianigmen* da es nicht schwierig ist (G. — *ngingmat*).

ajorunga sein Bruderssohn, L, G. *ujoruk*.

ajuarng, Dual. *ajuang*, pl. *ajuan* Beule, L. *ajuak*, G. *ajuaq*.

agoq, pl. *again* Hand, L. *aggak*, G. *agssak;*

a'gaun Unterarm und Handgelenk, auch O., *aga'paung* Fingerspitze, auch O., *agi'qpit tunua* Dein Handrücken.

agartsorutika mein Mittel zur Verwandlung (?).

agia Feile, L. *aggiak*, G. *agiaq*.

Agiara'dlo E.

agirpoq er nähert sich, L. *aggerpok*, G. *aggerpoq*.

agim Ente. L. *aggek*, G. *agdleq;*

Agirtü'jung reich an Enten O.

ago Wetterseite, L. *ago*, G. *agssoq*.

ägō er sagt ja (*ä* ja, — *gōq* er sagt —).

A'gudlung E.

ak hier! nimm es! L., G.
Akertuā'ping E.
ake gegenüber, Stelle, wo die Töpfe in der Hütte stehen, L., G.
akea'nē jenseits.
akilejumajunga ich will kaufen — *umavoq* wünscht.
akileneaqtunga ich will kaufen — *niaqpoq* ist bestrebt.
Akiminirn O. das Hervorragendste (*akimavoq*).
Aki'tirn E.
Ako'maling E.
akorō'tang Spinne.
a'kpa Alke, L. *a'kpa*, G. *agpa*.
a'kpan Alken O.
akparaai'ktung Haken, Harpunenleine zu halten.
Akpeā'ping E.
akpilirpoq er fängt ein Lied an, L. *akpitsivok*, G. *agpipoq*.
Akselitau'jang E. (siehe *aksalikpok* er zerreibt L.).
aksiakong Oberarm, L. *aksakok*, G. *agssarqoq*.
aksut stark, sehr, wohlan, L. *aksut*, G. *agsut*;
aksuā'dluk sehr.
Aksudlung E.
Aktijartū'kan O.
aktlunaq Seil, L. *aklunak*, G. *agdlunaq*;
aktlunartsirbinga Loch, quer durch die Harpune gebohrt, zur Aufnahme des Seiles.
Akudnirn Zwischenraum O.;
Akugdle'nguang das kleine Mittlere O., *Aku'gdlirn* die Mitte, *Akugdlirpā'ng* das mittelste Kind, auch O. das Mittelste, *Akugdliruq* O., *akuglivi'nga* mittelste Spitze des Lachsstechers, *Akuli'aq* Nasenwurzel, auch O., *Akulituā'lung* O., *Akuliaxa'ting* O., *akudning* Griff des zweiblätterigen Ruders;
akudli'un mittlere, hintere Zeltstangen.
akung Seitenlatten des Bootes, auch E.
Aku'tuq E.
A'qadleng E.
a'qai nein.
aqaxai' mag sein!
ā'qang zwei, sieben (Nugumiut).
Aqbeniling (sechs?) O.
aqbi'rnarpun sechs, *a'qbirnang* sechs (Nugumiut).
aqbiq pl. *aqbirit* Wal, L. *arvek*, G. *arfeq*;
aqbang junger Wal, *arba'qtung* reich an jungen Walen O.
Aqea'ngirn, *Axea'nirn*, *Axie'nirn* E.
aqenga seines Vaters Bruder, L. *akka*, G. *aka*.
Aqeroadlung E.
aqirn Kugel, L. *akkitok*, G. *aqerdloq*;
aqiqssaq Blei.
aqoaq Unterleib, L. *akkoak*, G. *aqayak*.
axō Hintertheil des Bootes;
axō'jang Hintertheil des Kajak, auch O., *Aqotū'jang* das Steuermannähnliche O.
Axojartung O.
Axoa'qdjung kleiner Ausfluss eines Sees O.
aqorute' Nordostwind.
A'qotu E. (wahrscheinlich Steuermann, L. *aqotoq*, G. *aqugtoq*).
a'qparpoq ein Gestirn senkt sich, er geht bergab, von *at* — unten, L. *akparpok*, G. *a'parpoq*.
a'qsaq Ball, L. *aksak*, G. *arssaq*.
aqse'rdnirn Nordlicht, auch E., L. *aksarnek*, G. *arssarneq* (von *arssaq* Ball).
aqse'rnang Ostwind.
aqseqoq Ellenbogengelenk und Oberarm, L. *aksakok*.
Aqserio'rtung O.
Aqti'nirn wo das Eis vor der Flussmündung schmilzt O.;
Aqtinā'ping O., *Aqtini'qdjuaq* das grosse, wo — O.,
Aqtiniqdjua-u'sirn das kleinere grosse, wo — O.
Aqtoroa'qdjung O.
A'xa E.
axā'go über's Jahr, L. *akkago* morgen, G. *aqago* morgen;
axā'nē letztes Jahr, *axaneqeā'nē* vor mehr als einem Jahre.
axe'roq Magen, L. *akkearok*, G. *aqajavoq*.
axi'girn Schneehuhn, L. *akkigek*, G. *aqigsseq*.
Axigia'qdjung E. Schneehühnchen, *Axigirte'ling* mit Schneehühnern O.
axilokoq weich gefallener Schnee (G. *aqipoq* es ist weich), L. *akkilokāk*.
Axtse'kang E.
ala'nguk Schattenreich O., G. *ala'ngoq* (G. *alarpā* er wendet sich ab).
adla ein anderer, G. *avdla*, L. *abla*.
adla pl. *adlet*, *Adla*, fabelhafter Binnenländer, auch E.
Ala-u'sirn O.
ale'karpoq er wird sichtbar, L. *alla'karpok*, G. *ala'karpoq* (von *alarpâ* er wendet sich ab).
adlenaipoq es ist gut, L. *allianarpok* es ist vergnüglich, G. *alianaipoq* es ist angenehm;
Adlianang der Vergnügte E.
ale'rtsē Strumpf, L. *allerte*, G. *alerse*.
aligung Bergkristall, auch E., L. *alligok*, G. *aligoq*, pl. *ali'kun* O. und E.
Aliktu'nirn E.
Adli'nirn Unterseite O. (von *at* — unten).
adlirng, dual. *adleing*, pl. *adlin* Harpunleine, L. *allek*, G. *aleq*;
Ali'qdjuaq O. grosse Harpunleine (?).
adlirn das Untere, Lampe am Fussboden, L. *allek*, G. *atdleq*;
adli'vun die unter uns, *adlipa'rmiut* die Bewohner der tiefsten Tiefe;
adliang das Untere, Heidekraut unter dem Bettlager.
adlitiving Vorrathsraum hinter dem Schneehause.
agdlu Seehundsloch, L. *aglo*, G. *agdlo*.
Alivā'tang E.
aluq Fusssohle, L. *alluk*, G. *aloq*.
alu'ngajung Steilabfall, L. *allunganek*.
alukpoq Hund leckt, frisst, L. *allukpok*, G. *alugpâ*;
aluparurterpugme'ta da sie oft und viel assen;
adlun Löffel, L *allupsaut*, G. *alugssaut*.
Adlua'rtung O.
Alu'ki E.
agdlang Bär, auch E, L. *aklak*, G. *agdlaq*.
agdla'rivoq es ist klares Wetter, L. *allakivok*.
agdliaq kleine Harpune.
agdlerpoq er enthält sich gewisser Speisen, darf gewisse Arbeiten nicht verrichten (z. B. Verwandte Verstorbener), L. *aglerpoq*, G. *agdlerpoq*.
agdlirpoq er zeichnet, L. *aglakpok*, G. *agdlagpoq*;
agdlaun Bleistift, Feder = etwas zum Schreiben, L *aglaut*, G. *agdlaut*.

Agdlinartung O.
Agdliritung E.
agdliroq Unterkiefer, L. *aglerok*, G. *agdleroq*, auch O.;
Agdiroling O.
amaroq Wolf, L. *amarok*, G. *amaroq* ein fabelhaftes Ungeheuer, auch E;
Amaroqte'ling O. mit Wölfen versehen.
ama'qtung ein Kind in der Kapuze tragend, L. *amārpok* es steckt etwas in der Kapuze, G. *amârpoq* trägt Kind auf dem Rücken, auch E., O.
Amari'ktung O.
Ama'qdjuaq O.
amelang ja.
amidlirok Ulna.
amirng, dual. *aming*, pl. *amin* Fell, L. *amek*, *amaek*, *armgit*, G. *ameq*, pl. *amit*.
amisut viele, L. *amisut* ein Haufe, G. *amisut* eine Schule Seethiere.
amipoq es ist schmal L., G. ebenso;
Amitoq das Schmale O., *Amituaqdjuaq* das grosse, einzige Schmale O., *Amituaqdjua-u'sirn* das kleinere, grosse, einzige Schmale O., *Amitua'qdjung* das kleine, einzige Schmale O., *Amitujarā'lung* das grosse Schmale O.
Amoqā'ng E.
anā'na Mutter, L. *anāna*, G. *anâna* nur in der Kindersprache;
anānatsie'nga seine Grossmutter;
anangilā' Grossmutter, G. *ānak*.
ā'nang Koth, L. *annāk*, G. *anaq*, auch E.
Anartua'juin die einzigen Excremente O., *Ana'rnitung* nach Koth riechend O., *Anarnitu'qdjuaq* das grosse, nach Koth Riechende O.
ana'rtsirn Nordlicht, auch E.;
Anarsiariai'tjung O.
anivoq er geht hinaus, L. *annivok*, G. *anivoq*.
ano Hundegeschirr, L. *anno*, G. *ano*.
Anua'rtung O.
Anui'ktung E.
anu're Wind, L. *annore*, G. *anore*.
Anurtse'ling E.
angaju'ga sein älterer Bruder, seine ältere Schwester, L. *angajuk*, G. *anagajo* ältestes Kind desselben Geschlechtes;
angajuktirpā'ng ältestes Kind.
A'ngaling E.
a'ngekoq Schamane, L. *angakok*, G. *anga'koq*.
Angerlia'qdjung E.
angerpoq er sagt ja, L. *angerpok*, G. *angerpoq*.
angi'qarpoq er geht nach Hause, L. *angerarpoq*, G. *angerdlarpoq*;
angiqa'tut, pl., nach Hause gehend.
a'ngivoq er ist gross, L. G. ebenso;
A'ngiuq O., *Angijaralung* das grosse Grosse O., *Angiuqā'q* O.;
Angiuu'sirn das kleinere Grosse O.;
angiju'sia seine Grösse, *angiju'dlirput* sie fangen an zu wachsen.
Agnirwā'ping E.
āngmang Jaspis, auch O., G. *angmâq*.
Angmā'ling mit Jaspis versehen O.
angmalo'rpoq es ist rund, L, G. ebenso;
Angmalo'rtung das Runde O.
Angmaritung O. das Offene, nicht Ueberfrorene, L. *angmarpok*, G. *angmavoq*, es ist offen.
Anguī'lirn E.
Angukā'ng E.
a'ngun Mann, L. *angut*, G. *angut*;
anguti'vun unsere Männer, *angutā'* sein Vater, *Angutia'qdjung* Männchen E., *Anguti'qatang* E., *Angutu'gdjuaq* grosser Mann E., *Angutupa'sang* O., *angununiq* Buhle, G. *angununeq*; *angununirsaq* neuer Buhle, *Angū'jang* Begattungsplatz O.
angun kurzes Ruder, L. *angôt*, G. *angût*.
Angūu'sirn O.
angū'viang Kajakspeer, L. *anguvigak*, G. *anguvigaq* (von *anguvoq* er erlegt Seehunde).
apā Klappmütze mit weissem Bauche und schwarzem Rücken, L. *abba*.
apā'pa Essen, Kindersprache, G. *apâpa*.
Apaq E.
A'peqan O.
A'piglang E.
A'piteng E.
apu'bmang oberes Seitenholz im Kajak, L. *apumak*, G. *apumaq*.
apun liegender Schnee, L. *aput*, G. *aput*;
aputja'gung Schnee ist gut zum Bauen.
A'ranin E.
a'reang Rücken zwischen den Schultern, L. *ăriak*, G. *ariak*;
arearū'tang Schultertheil des Hundegespanns.
Arisu'k E.
arlu Delphinus Orca, L. *arlok*, G. *ârdlok*.
armgoaq Amulet, L. *arngoak*, G. *arnuaq*.
arnaq Frau, L. *arnak*, G. *arnaq*;
Arnaqoinang nur eine Frau O., *arnaqoa'qsaq* alte Frau, auch O.
Arnauā'ping E.
Arne'qang E.
Arpetua'qdjung E.
ase'dlun Behälter für Kajakleine, L. *assallut*, G. *asaloq*.
asimau'tang Holz, über dem Felle geschabt werden, L. *assimautak* (von *assagpâ* er reinigt es).
asivoq es ist verloren, L. *asiovok*, G. *asiuvoq* es ist verdorben (abgeleitet von *ase*).
asuidla dacht ich's doch, L. *asso* ach so! G. *aso*.
asōjutī'dlit, pl. *asōjutidlī'tje* Begrüssung.
Atai'na E.
ā'takō gewiss! G. *atago* versuche es nur!
Atangā'dlu(ng) E.
atā'ta Vater, L. *atāta*, G. *atâta* Kindersprache;
atatatsie'nga sein Grossvater.
atau'sirn eins, L. *attausek*, G. *atauseq*.
Ata'utak E.
atau'tang, Spitze der Seehundsfellboje.
a'tē auf! *atē'dlo* und mehr, L *attĕ*, G. *ata*.
Ategulā'rang E.
Ategū'tang E.
atemingajung mässig steil (von *at* unten).
ati'gi Hemd, Weiberjacke, L. *attigĕ*, G. *atigeq*.
ateing, dual. *ateiking*, pl. *atirtin* Namen, L. *attek*, G. *ateq*.
atirta'raing alter und junger Bär, *atirta-e'ling* alter Bär mit Jungen, G. *atertaq* junger Bär.

Ateree'ling O.
Atira'riaq E.
Atitu'qdjuaq O.
Atoari'djen O.
Atuī'tung E.
atu'dlirung singe, von *atorpâ* er gebraucht es. Vom Mackenzie westwärts kommt dieser Stamm nur in der Bedeutung „singen" vor.
atu'ngang Sohle, L. *attungak*, G. *atungaq*;
atungiqsang Fell für die Stiefelsohle, *atungi'rnirn* Naht zwischen Sohle und Oberleder, *atungni'rbing* dasselbe am Renthierfellstiefel, *atungamiuk* eine Sohle für sich machend.
Aturaqā' O.
atute'lirpoq er fängt an, es schwer zu finden.
auja Sommer, L. *aujak*, G. *aussaq*;
aujara'tarpoq es wird endlich Sommer.
auk Blut, L., G., *auk*;
aukpartoq roth, auch O., *aupaja'ngijuq* braun, *Aukpartuā'lung* das grosse Rothe O., *Aukpalu'ktung* das Rothe O., *Aukpartī'jung* O., *Aukpalu'kisaq* O.
Auqardne'ling mit vielen Stellen, wo der Schnee schmilzt O., *Auqarnu'qdjuaq* die grosse Schneeschmelze O., *Auqardna'qdjung* die kleine Schneeschmelze O.
au'dlirpoq er reist, L. *aularpoq*, G *au'lavoq*;
au'dlirtoq reisend, *aulaqovait* er befiehlt ihnen, zu reisen.
audla'tivoq er dreht um, *audlati'vun* Kaffeemühle.
Au'qan E.
Aulaqē'aq E.
aulitiving Anbau am Schneehause, auch O., G. *aulatsivik*;
Aulitiviqdjuaq das grosse Aulitiving O., *Aulitivuaqdjung* das kleine —.
audnirn das Rothe, auch O.
aunerpoq er kriecht auf dem Eise nach Seehunden, L. *aungniarpok*, *Aune'rbing* wo man nach Seehunden kriecht O., *Aunerbiuau'sirn* das kleinere, wo — O.
avadloa'tarpoq Sonne hat einen Ring (von *avat* Umfang).
avali'juq er setzt die untere Reihe Blöcke für ein Schneehaus auf (von *avat* Umfang).
avagna'nirn Wind längs des Landes, Nordwest, L. *avane* im Norden, G. *ava* Nord.
Ava'liqong O., L. *avalerkok*, G. *avalerqoq* ein langer, schmaler, hervorstehender Theil, wie ein Zweig.
Avaliā'ping der gewöhnliche Flussarm O.
avau'tang Seehundsboje, L. *avatak*, G. *avataq*;
avautapā'q Boje für den Walfischfang.
abau'jaling zwei Berge mit einer Senke dazwischen, L. *abvaujalik*.
Avaudje'ling O.
avadli'run Stangen am Zelte, im Halbkreise geordnet (von *avat* Umfang).
avavoq er ist immer auf Jagd, L. *avāvavok* er ist unruhig.
avignaq Lemming, L., G. ebenso, auch E.
Avu'dnirn E.

I.

Iai'tē O.
Iavoqti'gin O.
Idjau'itung O.
igjung Rasen, L. *ivjok*, G. *ivssoq*;
Idjo'rtung das Grasreiche O., *Idjorituā'lung* das grosse Grasreiche O., *Idjoritua'qtung* das einzige Grasreiche O., *Idjoritua'qtuin* die einzigen Grasreichen O., *Idjuniving* mit Rasen versehen O.
idjung Hoden, L. *ijuk*, G. *igssuk*, auch O.
Idjuqi'rbing O.
Idjunai'tung O.
Ije'qdjuaq das grosse Verbergende O., *ije'qdjung* das kleine — O., *Ijera'qdjung* O. (L. *ijerpok*, G. *isserpoq* er verbirgt).
iji Auge, L. *ije*, G. *isse*;
ijingemut in die Augen, *ijingit* die Augen, *ijika* meine Augen;
ijiqdjuaq wunderbares Auge, *ijie'dlu* grosses Auge, *ijiqā'ng* starkes Auge.
Ijiredluā'ping E.
Ije'lirtung O.
Ije'rang ein sagenhafter Stamm.
Ije'ving O.
Ijiksu'ne O.
iga'larng Fenster, L. *igalak*, G. *igalaq*.
igiaq Speiseröhre, L. *igiak*, G. *iggiaq*.
igimang Walrossharpune, L. *iggimak*, G. *igimâq*.
Igonitjen O.
igjijug dick, auch O., dickes Eis, L. *ivjo'vok*, G. *ivssuvoq*.
igjuk Knochen zum Feststecken des Zugseiles an der Schlittenkufe;
igju'rbea Schlinge am Zugseile für das Obige.
ika'n Steinhaufen, auf dem Fleisch aufbewahrt wird, L. *ikāk*, G. *ikât*.
Ikatu'jang ähnlich einer Untiefe O. (*ikavoq* flach G.).
ikē es ist kalt!
Ikera E.;
Ikerā'ping E.
ikera'sang Durchfahrt, L. *ikkerasak*, G. *ikerasak*, auch O.;
Ikerasa'qdjuaq grosse Durchfahrt O., *Iqerasaqdjuau'sirn* die kleinere grosse Durchfahrt O.;
Ikerasa'qdjung die kleine Durchfahrt O.
Ikaro'ling mit Furt versehen O.
ikarpoq er setzt über ein Wasser.
ikergo Riff, L. *ikarok*, auch O.
ikirti'jung breit.
ikirn offenes Meer, Mitte des Wassers, L. *ikek*, G. *ikeq*;
ikirmut auf's Meer hinaus, *iki'rtsuq* Seewind.
ikivoq er schifft sich ein, L *ikkivok*, G. *ikivoq* thut in einen Behälter.
ikivoq er schneidet Schnee in senkrechten Tafeln (von *ikkiva* er spaltet es ab ?).
ikijuq, *ikivā'* Wind höhlt Schnee aus.
ikping Hügel, L *ikpig*, G. *igpik*, auch O.;
Ikpingpa'sang O., *Ikpi'rto* mit vielen Hügeln O.;
Ikpia'qdjung Hügelchen O.;
Ikpi'qdjuaq grosser Hügel O., *Ikpirtou'sirn* das kleine Hügelreiche O.
ikpea'qdjung Tasche, L. *ikpiarsuk*, G. *igpiarssuk*;
Ikpeaqtü'jang E.
iksarbiri'ktung mit vielen Landestellen, L. *iksarvik* Landestelle.
iksekōq er schneidet Schnee in horizontalen Tafeln.

Iksirn O.
iksia'rbing Sessel, auch O., L. *iksivautak*;
iksiva'jung sich setzend.
Iksun E.
Ikto'rtung O.
ikuma Feuer, L. *ikkoma.*
Iku'gmang E.
iktlirbing Kiste, G. *iglervik.*
ikusik Ellenbogen, L. *ikkusik*, G. *ikusik.*
iqaba'tung ein Fest, bestehend aus einem Rundgange der jungen Männer durch das Dorf.
iqē Mundwinkel, spitze Bucht, L. *erke*, G. *eqik*, auch O.;
iqēdliut Fussrücken.
iqiq Zahnfleisch, L. *ikke.*
iqva hintere Ecke der Schlittenkufe, L. *erkok*, G. *erqoq.*
iqomavoq er ist wach, L. *erkomavok*, G. *erqumavoq.*
Iqung E.
Eqidliq ein sagenhafter Stamm (Akudnirn-Dialekt).
iqtsaq Schläfe, L. *erksak* hinterer Theil der Backe, G. *erssaq*;
iqtsirpā'q Backenzahn.
ixadlung Lachs, auch E.;
Ixa'luin Lachse O., *Ixalua'luin* grosse Lachse O., *Ixaluā'ping* O., *Ixalu'qdjung* Lächschen, *Ixalu'qdjuin* die kleinen Lachse;
ixaluminakdjaming Stücke Lachs;
ixalu'qdjuaq Hai;
ixalū'jang geschnitzter Fisch.
ixa'qtē Seehundfell ohne Haare für Stiefelschäfte, L. *erqakte*, G. *eqarte.*
Ixelea'qdjuin E. und G.
ixiqoq kleiner Finger, L. *erkekok*, G. *eqerqoq*;
ixiqkinguang kleine Zehe.
Ixi'rang E.
ixkotin Tang, L. *erklojak* (?), G. *eqût.*
idlaijutin Kamm, L. *illaijaut*, G. *igdlaigutit.*
igdlarpoq er lacht, L. *ijorpok*, G. *igdlarpoq.*
igdlau Fötus des Seehundes, G. *igdloaq*;
igdlau'lik trächtiger Seehund.
Igdlau'liktung reich an — O.
igdlirn Bettplattform, L. *iglek*, G. *igdleq.*
igdlu Schneehaus, L. *iglo*, G. *igdlo*;
igdlorpē'ing grosses —, *igdlu'inaq* nur ein —, *igdluqatiging* zwei Frauen in einem Schneehause wohnend, *igdluling* mit Schneehaus versehen, i. e. Vorbau des —, *igdluarn* Seitenraum, *Igdluviaujang* das Hausähnliche O., *Igdluviaq tudlirn* nächst dem Hause O., *Igdlu'qdjuin* die grossen — O., *Igdluteling* mit Schneehäusern O.
igdlu beide, L. *iglu*, G. *igdluk*;
igdlukitarpoq er gebraucht beide gleichzeitig, *igdlukita'qtung* Ballspiel mit zwei Bällen gespielt, *igdliuktut* beiderseits.
idluiliving ein sagenhafter rothhaariger Stamm.
idluli'nirn Naht zwischen Sohle und Oberleder, innen.
idlu'nga sein Vetter, G. *igdloq.*
igdlu'ngajung O-beinig, L. *iblungavok*, auch O.
Iliqisima'rbing wo man mit dem Kopfe schüttelt, O., L. *illekettarnarpok*, G. *ileqimisarfik* [1]).
Ili'qojang O.

[1]) Bemerke die Umstellung der Laute im Grönländischen.

ili'sevoq er singt einen Zaubersang, L. *ilisēpok* er hext;
ilisē'jit singe!
Iliva'rtang E.
ilu'iliq Festland, G. *iluileq.*
ilulirpoq er hat es gefüllt (*iluk* das Innere);
iludlirpogik als er beide gefüllt hatte.
ilupiqā'ng innerer Fellbezug des Schneehauses (*iluk* das Innere).
igdlōuk ein Fisch, L. *idlôk.*
ima so.
Imaitung ohne Seewasser O. (*imaq* See);
imakti'nirn Eis auf schmelzendem Schnee, stark genug Schlitten zu tragen.
imangiak Eule, pl. *Imangitjen* O., L. *imaingertāk.*
Imeraqdjuaq O.
imiq, dual. *imēng*, pl. *imēn* Wasser, L *immek*, G. *imeq*;
imirsa'qdjung kleines Blechgefäss;
imii'rtang Blechbüchse.
imiqotai'laq Sterna arctica, L. *immerkotailak*, G. *imerqutailaq.*
imiquta'nga sein Unterleib, L. *immerkutak*, G. *imerqutaq* Weichen.
Imigen O., mit Wasser (?)
Imirglo'rtung O.
imiti'jung das Wassertrinken (auch Name einer religiösen Ceremonie, bei der jeder Theilnehmer Wasser trinkt).
inang steil, L. *imnāk* Klippe, G. *ivnaq*, auch O.;
Inalu'qdjuag grosse Klippe O.
inatirpa' er legt es nieder, G. *i'narpoq* er legt sich.
i'netang Rahmen, Zeug zu trocknen, L. *innitak*, G. *initsat* (von *inivâ* er hängt es auf).
Inirtua'qdjung O.
Ini'ujang E.
ingi weibliche Scham.
ingi Bergspitze, auch O., G. *ingik* Spitze;
Ingitirbing O.
ingnirn Feuerstein, Sternschnuppe, auch O., L. *ingnek*, G. *ingneq* Feuer;
ingni'nga Vordertheil der Lampe = ihr Feuer;
Ingnirte'ling mit Feuerstein versehen O., *Inguirtelua-u'sirn* das kleinere —.
inung, dual. *inung*, pl. *inuin*, L. G. *inuk* Mensch;
inua sein Eigenthümer, *inu'ksuq* Steinhaufen, auch O., *inu'ksuin* Pl., auch O.;
inuktau'ja der Mann;
Inu'kdjuaq der grosse — O., *Inu'ling* mit Menschenverstand versehen O.;
Inu'qdjuin die grossen Menschen O., *Inukana'qdjung* O.;
Inu'vang E., *Inutakā'ping* E., *Inuaro'dling* E., *Inung* E., *Inua'qdjung* Menschlein E., *Inumā'ring* E., *Injū'ang* menschenähnlich E., *Inu'vung* E., *Inū'geang* E.;
inuaro'dligang Zwerg.
inū'dluk Runzeln der Stirne.
ipa'rang Harpunenleine L., *ipperak*, G. *iperaq.*
iparau'tang Peitsche, L *ipperautak*, G. *iperautaq.*
Ipigmang O.
ipiksiaut Schleifstein, L. *ipikpok* ist scharf, G. *ipigpoq.*
ipingmijipā' sein Magen ist ganz leer.
ipiu'ting Hundestrang, L. *ippiutak*, G. *ipiutak.*

ipo'ksang gestern, L. *ikpeksak*, G. *igpagssaq*;
ipoksa'ne vorgestern:
ipoksa'ne ungaleā'nē oder *ipoksa'ne ungaleqea'ne* vorvorgestern.
ipō Griff, L, G. ebenso;
ipun Ruder;
ipuak Messergriff, L. *ipuak*.
Ipu'qsang O.
irdnēing, dual. *irdnēiking*, pl. *irdnitin* Sohn, L. *ernek*, G. *erneq*;
irdnivoq sie gebiert, L. *ernivok*, G. *ernivoq*; *irdnutā'ng* Enkel, *irdnuta'ngit* seine Enkel, *irdnute'nga* sein Enkel, *irdnutai'tagoq* seine Enkel, sagt man.
irmadlin Fell zum Unterlegen im Kajak, auch O., L. *ermalit*, G. *ermalisaq* (von *imeq*).
irmisia'qdjung Becher, L. *ermgusiārsuk*. *Sikosuilaq*: *irgnosiaqdjung*.
irnaut Thran, L. *erngaut*, G. *ernaut* (von *imeq*)
Irseling O.
Irti'ujang O.
Isa'rok E.
isivoq er tritt herein. L. *itterpok*, G. *iserpoq*.
iseri't! komm herein! *isilā'rin* komm eben herein.
Isije'rtin E.
Isijai'tung E.
isigang Fuss, L *ittigak*, G. *isigaq*;
isigi'qa mein Fuss, *isigi'rtin* Dein Fuss.
ising Oberleder, L. *ittiksak*, *isidnirn* Naht zwischen Oberleder und Schaft.
isik Backenknochen.
Isiqiminirivang O.
isirtsarnang Wind, der den Fjord heraufbläst, Strömen des Wassers dem Lande zu, G. *isersarneq* (von *iserpoq* hineingehen).
Isiuā'luk E.
iso Ecke, L. *isso*, G. *iso*;
i'soa seine Ecke, *isoarti'jung* Leithund.
iso'rtung das Trübe, auch O., L. *issorpok* es ist trübe, G. *isorpoq*;
Isoï'tung mit klarem Wasser O., *Isortu'qdjuaq* das grosse Trübe.
Isuqdjuaq O.
Isuglū'tang E.
isumavoq er denkt, wünscht, L. *issumavok*, G. *isumavoq*;
isumajunga ich wünsche;
isumau'tang Häuptling.
itaq vor langer Zeit;
itā'dlo vor sehr langer Zeit.
ita Fellüberzug des Zeltes, L. *itset*, G. *itsa*;
ite'lingmut zu elenden Zelten.
Itii'tirn E.
iteq After;
iteqaro'vin wenn Du einen After hast, *iti'nga* sein After, *iti'rbing* Platz für den —, Querholz hinter der Oeffnung des Kajak, *Itirbiluk*, *Itirbilung* O., *Itiqdjua'ngin* O.
itidlirn Pass (von Meeresarm zu Meeresarm), auch O., L. *ittiblek*, G. *itivdleq*;
Itidliā'ping der gewöhnliche — O., *Itidlia'qdjung* der kleine — O., *Itidlie'lung* der grosse — O.;
Itidli'kaleng O.
Itijare'ling wo es hoch ist O.
iti'maq Handfläche, L. *ittimak*, G. *itumaq*.
Itiū'tang E.
itung Grossvater, auch E., *ītoq*, G. *itoq* der älteste im Hause;
itu'ra mein —, *itirtse* ihr —, (2. P. pl.) *itua'ta* ihr — (3. P. pl.) *itungagōq* ihr —, sagt man, *itoqoa'qsaq* alter Mann;
Itū'tang E., *Itu'qēsan* E., *Itua'qdjuang* alter Mann, *Itua'ngang* E., *Itutālung* E.
ivadlō Sehne, L. *ivalo*, G. *ujalo*.
iving, dual. *ivēing*, pl. *ivēin* Gras, L. *ivik*, G. *ivik*, auch E.; *Ivi'siang* O., *Ivi'ktung* das Grasreiche O.
ivissaq das Rothe, L. *ivitak*, G. *iviså* Ocker.
ivije'ngiq Brustwarze, L. *iviangek*, G. *iviangeq*.
ivu'dnirn Grundeis am Strande, L. *ivuvok* Eis treibt am Strande übereinander.

H.

hai? wie?

K.

Kaijo E.
Kaidjisi'rtung kalter Wintermorgen, nach Sonnenaufgang.
kai'vun Bogen zum Drillbohrer (= Drehinstrument), L. *kaivipok* er dreht sich um, G. *kâvigpoq*.
Kaitju E.
kaitiqpoq ein Spiel.
kaiviti'jung ein Spiel.
kadjernalauvoq er trägt etwas auf dem Kopfe, L. *kabsek* Scheitel.
kajok rothhaarig, Suppe, L. *kajok*, G. *qajoq*.
Kakertū'nang E.
kakiang Gabel, L. *kakkivok* er sticht, G. *kakiak*.
kakivia'ngajung X-beinig, L. *kalangavoq?*
kakilisā'q eine stachelige Fischart, L. *kakkilasak*, G. *kakilisak*.
kaki'vang Lachsstecher, L. *kakkivak*.
kaki'viaq Oberlippe, L. *kakkiviak*, G. *kakiviaq* Platz des Schnupfens.
kakoa die draussen, L. *kakkoa*.
kaxajoq ein Kind ist fröhlich.
kaxagalua'rpoq vergnügt sein, L. *kaĸĸavok*;
kaxaelua'rivoq das Kind ist fröhlich;
kaxamajorpoq mit Frauen Kurzweil treiben.
kaqakpoq auf den Nacken tragen, L. *ka'kkakpok*, G. *kakagpoq*.
kaqu'dlirn Messing, L. *kachorlek*.
kaqvaq Packeis, L. *kachvak*.
kaxo'dlung Sturmvogel, L. *kaĸĸuluk*, G. *qaqugdluk*;
Kaxodloā'ping E., *kaxodlu'jang* O.
kela'ping E.
kablia'qdjung Vielfrass, L. *kabvik* Dachs, G. *qa'pik*.
Ka'liksu E.
Kalirsie'dlu E.
kagdluarpā' er stösst ihn, L. *kaibluarpok*, G. *kagdluarpâ*.
kale'siq Nabel, L. *kallasek*, G. *qalaseq*.
kadlita'rivoq es gewittert, L *kalluk* Donnerschlag, G. *kagdlaq*
Kōdlu E.
ka'ming Stiefel, L *kamik*, G. *kamik*;
kami'ngujang das Stiefelähnliche O., *kaminik* in Stiefeln.
kana das da drunten.

kanajok, pl. *kanedjin*, Cottus quadricornis, auch E., L *kannaijok*, G. *kanajoq*;
Kanajo'rtung reich an — O., *kanajua'lang* der grosse — O., *kanajuqdjurdje'naq* wo man —, isst O.
kanaq Unterschenkel, L. *kannāk*, G. *kanâq*;
kanā'ra mein —, *kana'n* Dein —
Kania'ping E.
Kanga'sung E.
Kangnang E.
kangirtluk Bucht, auch O., G. *kangerdluk*;
Kangertloa'ping gewöhnliche — O., *Kangirtluā'lung* grosse — O., *Kangirtlu'kdjuaq* grosse — O., *Kangirtlua'qdjung* kleine — O., *Kangirtluqdjuau'sirn* kleine, grosse — O., *Kangirtlu'tang* O.
ka'ngia sein oberes Ende, L., G. *ka'nge*;
Ka'ngenut auf's Festland, *Kangia'nga* sein oberes Ende O., *Kangiavo'dlang* O., *Kangidlie'lung* das grosse dem Lande nächst Gelegene O., *Kangidliu'ta* O., *kangirn* O., *Ka'ngirtung* O.;
Kangisirai'tung O.;
kangivermigin! komme weiter herein!
kango Gans;
Kango'qsin O.
ka'ntun Trommelstock, G. *kato*.
kapivâ' er sticht ihn, L. *kappiva*, G. *kapivâ*;
kapineq Stichwunde, *ka'pun* kleine Lanze.
kapernarpoq er fürchtet sich, L. *kappiarnarpok*;
kapernatura ta'ta wie schrecklich!
Kape'sung E.
Kapījung E.
Ke'pignang E.
kapitaq wasserdichte Jacke, G. ebenso, L. *kappitak*;
kapite'ling mit einer — versehen.
ka'teng Eingang zum Schneehause, L. *kattak*, G. *katak*.
Katitua'qdjung O.;
Katitu'qdjuaq O.
Katsa'ng E.
katsit? wie viele, L. *kapsit*, G. *qavsit*;
katsi'ning.
Kaugadleang E.
kautaq Hammer, Diorit, L. *kautak*, G. *kautaq*.
keat Oberkörper, G. *kiat*.
kiagpoq es ist warm, L. *kiaekpok*, G. *kiagpoq*;
Kiagtung das Warme G.
kie'siq Schulterblatt, L *kiasik*, G. *kiasik*.
kidjirpā' es ist sehr heiss (?).
kiguta'ngernaq Heidelbeeren, L. *kigutangernak*, G. *kigutaernaq*;
kigut Zahn, L. *kigut*, G. *kigut*.
ki'kiang Nagel, L. *kikkiek*, G. *kikiak*.
kidla ein kleiner Fisch, auch E;
Kidlā'ping E. (*Kiglā'ping*).
Kigla'pain O.
kidlu'lirn Lampe hinten in der Hütte, das Hinterste, L. *kikulek*.
Kiglutaraitung O.
Kilaba E.
kiglo Bootpfosten, L. *kiglo*, G. *kigdlo*.
kilaut Trommel, L. *kilaut*, G *qilaut*.
kileq, dual. *kigdlēing*, pl. *kigdlēin* das seewärts Gelegene, Rand, Grenze, L. *kigle*, G. *kigdlek*;
kigdli'nga seine Küste;
kiglirisirivoq Eis bildet sich am Strande.
Kile'kdja E.
Kili'ujang E.
kiluk Naht, L. *killuk*, G. *kiluk*.
kima'ktun Griff des Frauenmessers (*ulo*), L. *kimaktūt*, G. *kimagtût*.
Ki'malo E.
kia, *kina* wer? L., G. ebenso;
kinau'bin? wer bist Du? *kina una?* wer ist da?
Kine'kadlang E.
Kiniqirn E.
kingiq ausgefallener Zahn, L. *kingek*, G. *kingeq*.
Kingertua'qdjung E.
Kignait Hochland O.;
Kigne'ling O., *Kigni'tung* O., *Kignitua'lung* O., *Kignitua-u'sirn* O.
kingmik Hacken, L, G. *kingmik*;
kingmiqoa'nga kleine Augensprossen am Renthiergeweih.
kingo Seefloh, L. *kingōk*, G. *kinguk*;
kingoaraq junger —.
kisie'ne wenn, L. *kissiane* (G. *kise* allein, *kisiane* in seiner Alleinheit).
kisu? wie?
kisumik pijumavin? was willst Du haben?
Kitigtun die am weitesten seewärts Gelegenen O., L. *kitte*, G. *kit* seewärts.
Kitingujang Schlucht O.;
Kitinguja-u'sirn O.
Kitung E.
Kiumije'gung E.
kiviung er sinkt unter;
kivingmigoq als er ertrunken war, sagt man.
Koaini'ling O.
Koaq O.
Kō'ketu E.
kokiut Gewehr, L. *kukkiut*.
Koquidlua'qdjung E.
Komkau'jang O.
Kope'ci E.
kopu'vun Milchstrasse (unsere —), L. *kopput*.
ko'tujuq er geht mit einwärts gedrehten Füssen, L. *kōdovok*.
koukparmiutang Amulet, an der Spitze der Kapuze getragen.
kouk Fluss, auch O.;
Kouï'lung grosser — O., *Kouï'kdjuaq* grosser — O., *Koua'qdjung* Flüsschen O., *Koukte'ling* mit einem Flusse versehen O.
Koua'qdjuaq O.
ko'vivoq es ist ausgeschüttet, L. *kovivok*.
kujang Kiel des Kajak, L. *kujak*, G. *kujâq*.
kukik Nagel, L, G. ebenso;
kuki'rbing Nagelwurzel.
kudlo Daumen, L. *kudlo*, G. *kuvdloq*.
kudlu'luang i'vadlu Faden, aus Sehnen gemacht.
Kudlu'ru E.
Kumirpā' O.
kungisiq Hals, L. *kungesek*, G. *qungaseq*.

Kunung E.;
Kunuo'sirn E.
kutōuq Schlüsselbein, L. *kuttuk*, G. *qutuq*;
kutu'qdjung Castor, Pollux und Capella, L. *kuttorsuk*, G. *qutuq*.
kuti'niq Kreuzbein, L. *kutsinek*, G. *kutsineq*.

Q.

Qadla O.
qadleroe'dling kleine, längliche Spinne.
qadli'qiung Schneewehe.
qadlirqi'tjung die höheren Reihen des Schneehauses bauen (von *qak* Oberfläche).
Qadliri'tjen Glimmerplatten, L. *keblerkijak*.
Qadlirō'silik O.
qadli'seq Nabel, L. *kallasek*, G. *qalaseq*.
qa'dlu Augenbrauen, L. *kablo*, G. *qagdlo*.
qa'dlunarn, pl. *qadlunait* Europäer, auch E., L. *kablunak*, G. *qavdlunâq*;
qadlu'ngajaq Halbblut-Europäer.
qa'dnirpoq es schneit, L. *kannerpok*, G. *qangnertoq*.
qagi Singhaus, auch O., G. *qagsse*.
qagi'a'rpoq die Sonne hat einen Ring, *Qagilo'rtung* O.
qagerdluq Gegend unter dem Kinn, L. *kakkerdluk*, G. *qaqerdluk*.
qagi'sarpoq es fällt von einer Kante herunter;
Qagisa'ktung O.
qa'gmang Steinhaus, mit Fellen gedeckt, L. *karmak*, G. *qarmaq* Mauer;
Qagmako'luin die kleinen Steinhäuser O., *Qarma'qdjuin* die grossen — O.
Qagmau'jang das Steinhausähnliche O.
qa'gnaq Enkel (am Fusse), L. *kangak*.
qa'jaq, dual. *qa'jang*, pl. *qai'dnen* Männerboot;
qaije'nga sein —, *qaja'ngenut* auf dem —, *qa'jarmut* in einem —;
Qajarte'ling mit einem — versehen O.
Qai'jung E., *Qai'juin* O.
qailertē'tang eine gewisse Maske.
qairē'tung flach abfallend.
qai'rolik, pl. *qairo'gin* Klappmütze, L. *kairolik*;
Qairoli'ktung mit vielen — O.
qai'rsuq Klippe, auch O., L. *kairtok*, G. *qaersoq*;
Qairsuā'lung die grosse O.
Qajo'ngnang O.
qai'vun Bohrer, L. *kaiviut* (G. *kavigpoq* er dreht).
qak Unterbett, L. *ĸak*.
qa'qaq, dual. *qa'qang*, pl. *qa'qan* Berg, L. *ĸaĸĸak*, G. *qaqaq*;
qaqa'qtuaq grosser —, *qaqaqdju'kulu* Berglein, *qaqa'qdjuq* kleiner —, *qaqa'rujuk* — mit ebener Spitze, *qaqadliarpoq* er geht bergauf, *qaqaqdliartung* bergaufgehend.
(*qaqiarnarpok*, L. unbekannt.)
qaqbang mehrjähriges Eis, Packeis (siehe *kaqvaq*).
qaqdjung Pfeil, L. *karsok*, G. *qarssoq*.
Qaqo'djang E.
Qaqui'rbing O.
qaxo'dluk Sturmvogel, pl. *qaxo'dluin*, auch O., L. *kaĸĸuluk*, G. *qaqugdluk*;
Qaqodloā'ping gewöhnlicher Schneevogel O. E., *Qaxodluā'lung* grosser — O., *Qaxodlū'tang* O.
qa'lirn oberstes Fell des Unterbettes, L. *kallek* das Oberste.
qaliropa'ging von zwei Stürmen zusammengewehte Schneebank (welche an der Vereinigungsstelle bricht, wenn Blöcke daraus geschnitten werden).
Qalirosai'ling O.;
Qalirosirilia'rtung O.
qalu'viang Walfischlanze, L *kallugiak*, G. *qalugiaq*;
Qaluviatai'ling O.
qama'nirn seeartige Verbreiterung eines Flusses O., L. *kammanek*;
Qamani'kulu kleine — O.
qa'mun Schlittenkufe, dual. *qamutik* Schlitten, L. *kammutik*, G. *qamutit*.
qanaq Zeltstange, *kaniuk* Band zum Zusammenhalten der Zeltstangen.
qaneq fallender Schnee, L. *kannek*, G. *qanik*;
qa'nerpoq es schneit;
qa'ningnang Ostnordostwind, auch E.;
qana'ra Ost-Nordost [Nettiling-Dialekt] (von *qanaq?*).
qa'ning Kajakrippe am Schnabelansatze.
qa'nipoq nahe, L. *kannipok*, G. *qanigpoq*;
qanidju'sia seine Nähe.
qa'nirn Mund; zwei kleine Löcher im Sitze des Iglu, in denen Sachen die trocken gehalten werden müssen, aufbewahrt werden, L. *kannek*, G. *qaneq*.
qa'nga? wann? L. *kanga*, G. *qanga*.
qa'ngane obenauf (von *qa* oberes).
Qa'nginang E.
qa'nging ein Knopf.
qa'ngirn Luftabzugsloch im Schneehause.
Qangung E.
qanoq wie, L. *kannok*, G. *qanoq*.
Qaparokte'ling O.
qa'reang Seitenbau am Schneehause, in dem eine dritte Familie lebt, G. *qarajak*.
qardling Hose, L. *karlik*, G. *qardlik*.
Qa'rsaq O.;
Qarsa'qdjuin O., *Qarsū'qan* O.
qarū'suit die Höhlen, L. *kairosuit*, G. *qârusuk*.
qasī'giaq Phoca annelata, pl. *qasigi'djen*, auch O., L. *kassigiak*, G. *qasigiaq*;
Qasigiara'qdjung kleine — O.
Qasi'rtsun E.
qa'taq Eimer, L. *katak*;
qatau'jang das Eimerähnliche = Fass.
Qati'ngujang O.
qati'garn, dual. *qatigang*, pl. *qatī'gen* Rücken, L. *kattikak*, G. *qâtigak* Rumpf.
qating Zwinge, L. *kātek*, G. *qāteq*;
qa'tilik (= mit Zwinge) Speer (Iglulik-Dialekt).
qatidni'ngin Vereinigungsstelle (G. *katipai* vereinigt sie)
qati'dnirn das Eis am Strande im Herbste, das bei Fluth schwimmt, bei Ebbe strandet, L. *kattinek*.
qato Unterlippe, L. *kardlok*, G. *qardloq*.
Qatui'rbing O.
Qa'tjo E.
qatu'rang Stiefelknopf (zum Binden der Bänder), auf dem Frist befestigt.
Qau'dnang E.
qaujivoq er weiss, L. *kaujivok*.

qauq Tageslicht, auch O., L. *kau*, G. *qauk*;
Qauma'rbing wo es hell wird O., *Qaumari'ktung* wo es schön hell ist O., *Qaumau'ang* O;
qau'lirpoq es beginnt zu tagen;
qau'mat Licht (in Sagen);
qaumate'nga Wintertage ohne Sonnenlicht, an denen nur Dämmerung herrscht;
qaumati'vun unsere Sonne (Angakok-Sprache);
qauma'vun unser Mond (Angakok-Sprache), G. *qaumat* Mond;
qaupen morgen (= wenn es tagt).
qauq Stirn, L. *kauk*, G. *qaoq*.
Qauma'jung E.
Qaupang O.
Qautu'qdjuaq eine sagenhafte Gestalt E., O.
Qavarausi'rtung O.
qavirpi'jung Grundeis, G. *qaungoq*.
qedjiq Scheitel, L. *kavsek*.
Qēmē E.
qerniq schwarz, L. *kernek*, G. *qerneq*;
Qernirtung das Schwarze O., *Qerni'qdjuaq* das grosse — O., *Qerninguau'sirn* das kleinere — O.;
Qernirnu'qdjuaq O., *Qerna'qdjung* O.
Qesi'qtsun E.
Qiā'tujang E.
qi'avoq er schreit, L. *kēavok*, G. *qiavoq*;
qietaronivik schreiend.
qiavoq er erfriert, L. *kēovok*, G. *qîavoq*.
Qigā'dlang E.
qigerpoq er springt in die Höhe, L. *kiggerpoq*, G. *kigserpoq*;
qigā'ikpoq er sitzt nie stille.
qidja'rung Wirbel, gebraucht, um Seile am Verwickeln zu hindern (G. *qipivâ* er verdreht es).
qi'juk Holz, L. *kejuk*, G. *qissuk*;
qijukssa Brennholz, Kohlen;
qijuktenga Harpunenschaft.
qiktoriang Mosquito, auch O., L. *kiktoriak*.
Qiqe E.
qi'qertaq, pl. *qiqerten* Insel, L. *kikkertak*, G. *qeqertaq*;
qiqertomut nach einer —;
Qiqerta'kulu Inselchen O., *Qiqerta'kadlen* O., *Qiqerta'qdjung*, pl. *Qiqerta'qdjuin* Inselchen O., *Qiqerta'qsiang* O., *Qiqertalo'qadlen* O., *Qiqertalō'riaq* O., *Qiqerta'lung* grosse — O., *Qiqerte'lung* grosse — O., *Qiqerte'lum nu'vua* Landspitze der grossen — O., *Qiqerte'ling* mit Inseln versehen O., *Qiqertalu'kdjuaq* sehr grosse — O., *Qiqertā'ping* gewöhnliche — O., *Qiqerta'rnaq* eigenthümliche — O., *Qiqertarna-u'sirn* kleinere eigenthümliche — O., *Qiqertau'jang* Halbinsel O., *Qiqertu'qdjuaq* grosse — O., *Qiqertuqdjua-u'sirn* kleinere grosse — O., *Qiqertunē toq tudlirn* Rücken der — O.
Qi'qirn E.
Qi'dlaq E.
qi'laq Himmel, L. *killak*, G. *qilak*.
qilaq Gaumen, L. *killak*, G. *qilâq*.
qila'lugang Weisswal, auch O., L. *kellellugak*, G. *qila'luvaq*.
qile'ksinang?
qilermi'ktung zwei zusammengebundene Kajaks, L. *killermik*, G. *qilermiqput*.
qile'roq Stirnhöcker.
qile'rtuang Spange, um die Buchten der Harpunenleine zusammenzuhalten (G. *qilerpâ'* er bindet mit Knoten).
qi'dloaq Damm (zwischen den Beinen), G. *qitdluaq*.
qidlutaq Nasenscheidewand.
Qimakodli'ving O.
Qimaroma'jung O.
Qimaroma'nirn O.
Qimiq O.
Qimiqping O.
qimi'rgdluq Wirbelsäule, L. *kemmerdluk*, G. *qimerdloq*.
qimi'riaq Augenwimpern, G. *qimeriaq*, O., L. *kemmeriak*.
Qimise'ngnang O.
Qimi'sung O. Schneewehe (?), Hundsfell (?), (siehe *qimu'qdjung* oder *qingmi'sung*).
Qimi'ving O.
qimu'qdjung Schneewehe, L. *kimuksuk*.
Qina'qdjuq E.
qingaq Nase, L. *kingak*, G. *qingaq*
Qinga'qdjuaq grosse — O., *Qingaqtua'qdjung* O. (siehe G. *qingâq* Schienbein, Felsgrat).
qingang Loch im Fenster zum Hinausschauen.
qinga'raq Schienbein, L. *qingaraq*, G. *qingâq*.
qingmiaq Mundstück zum Drillbohrer, L. *kingmiak*, G. *kingmiaq*.
qingmiq Hund, L. *kingmek*, G *qingmeq*;
qingmirtaromajunga akilelunga ich will einen Hund kaufen, *qingmie'qdjung* mässig grosser Hund, *qimgmila'kulu* Hündchen, *qingmie'luk* grosser —, *qingmimarie'luk* grosser —, *qingmi'qdjuaq* grosser —, *qingmiqdjuling* mit Hündchen;
Qingmipia'qdjung E.
Qingmisiving O.
qingmi'sung Hundsfell.
qi'nqoaq Wade.
qingoq inneres Ende einer Bucht, G. *qingoq*;
Qi'ngua ihr — O.
qiortai'jung die unterste Reihe Blöcke des Schneehauses schief schneiden, um das Gewölbe zu beginnen (G. *qiorpâ* er beschneidet es).
qipeku'tang Stäbchen, das in's Seehundsloch gesteckt wird, um die Annäherung des Seehundes zu zeigen.
qipe'luaq innerer Augenwinkel, L. *kepaluak*, G. *qipaluaq*.
qipikpoq es ist bedeckt;
qipik Bettdecke, L. *kebbik*, G. *qipik*.
qipingnua'ktung Zeltstangen hinten am Zelte.
qipo'rqaq, pl. *qipo'rqain* Finwal, G. *qiporqaq*.
qirdlukutak Keil, der eingeschlagen ist, um einem Gegenstande einen Halt zu geben, L. *kerdlokutak*.
qi'sing Seehundsfell, L. *kissik*.
qisi'rtsiq, qiti'rsirn Mittelfinger, L. *ketterdlek*, G. *qiterdleq*.
Qitu'le O.
qitu'ngnang, pl. *qitungin* Kind, auch E., L. *kittorngak*, G. *qitornaq*;
qitungea'qtung Frau, die viele Kinder hat.
Qī'ujang O.
Qivi'tung der Einsiedler O.
Qoa'qdjung die Kante O., L. *koaksuk*, G. *quagssuk*.
qoaq gefrorenes Fleisch, L. *koak*, G. *qoaq*.
qobiqoq er weint, L. *kugviorpoq*, G. *quvdle* Thräne.
Qō'gnung die Verengerung O., G. *qôrnoq*.
qoqsiua'riva Waschung der Kinder in Urin (G. *qôq* Urin).
qoqsurtoq hellgrün, L. *korksukpok* gelb, G. *qorsuk*.

Qoqtsuk E.
Qōmijen E.
Qonqasie'lung E.
qopernuaq ein Vogel.
qoporujung Strudel.
qorbik Nachttopf, L. *korvik*, G. *qugfik*;
Qobirkun O., *Qobirna'qdjung* kleiner —, *Qobirnalung* grosser — O., *Qobirse'ling* mit — O.
qordlorpoq Wasser läuft in vollem Strome;
Qordlubing O.;
Qordluarai'tung O.
qordlu'nirn Wasserfall, *qordlu'rtung* Wasserfall, auch O., L. *korluktok*;
Qordlutaa'qdjung O., *Qorqi'rbing* wo Wasser in zusammenhängendem Strome läuft O.
Qormanang E.
Qorsimi'rtung E.
Qotū'kō E.
Quai'irnang O.
qu'birpoq er geht bergauf, Gestirn geht auf (G. *qut* oben).
qudjau'tang Keil auch O.;
Qu'djaun Keile O., *Qudjapiarotang* O., *Qudj'apite'nang* O., *Qudjita'riaq* O.
qudjuk Schwan, L. *kogjuk*, G. *qugssuk*;
Qu'djain Schwäne (?) O., *Qudji'qdjin* die Schwänchen O.
qu'djung weiss;
Qudju'qan O.
qu'gnirn Spalte im Grundeise, L. *kongnek*;
Qugni'rtung mit vielen — O.
quqa'rtaun Nadel, Fische aufzuziehen, G. *kukârtût*.
quqtoraq Oberschenkel, L. *kõktorak*, G. *qugtoraq*.
quina thut nichts! *quinamik* danke! L *kujane* einerlei, G. *qujanoq*.
qudli zehn, G. *qule*.
qudlijī'juq das Loch oben im Schneehause schliessen.
qudliq der Rücken, L. *kollēk*, G. *qutdleq* = das Oberste, weil beim Bücken oben.
Qudling O.
qudlirn Lampe = das Obere (weil auf der Plattform des Schneehauses);
Qudlirtaleng O., *qudliparmiut* die Bewohner der höchsten Höhe = des Himmels, *qudlivun* die über uns.
qudlitā'q Oberpelz, L. *kollitak*, G. *qulitsaq*.
qudluqsiu'ta Ring am Handgriff des zweiblätterigen Ruders.
qu'ming eine kleine, runde Lampe, auch *tumī'ujang* genannt.
Qumangē'it E.
Qumenga'ping E.
qunge'sirn Nacken, L. *kongesek*, G. *qungaseq*.
qungujut Grübchen in der Wange, L. *kunjavok* er lächelt, G. *qungujugpoq*.
qupau'jang Zwischenraum zwischen zwei Fingern, L. *koppaujak* ein Riss;
qupi'rdnirn Scheitel in der Frauenhaartracht (von G. *qupivâ* er spaltet es).
Qupe'nang E.
Qutang Steilküste O.;
Qutaa'qdjung kleine — O.
quta'rong Eisfuss an einer Steilküste, G. *qutardloq* Steilküste.
qutī'uq Ruf der Möve (siehe L. *kottiorpok* die Möve schreit).
quvie'tung Name eines Festes.

X.

Xiru'djang E.

M.

Maang O.
mane hier, L. *māne*, G. *mâne*;
maunga hieher, *maungarpoq* er kommt hieher.
majoarpā', *majorarpoq* Thier geht Berg hinauf, L. *majoarpok*, G. *maguarpoq*;
majora'riaq wo man bergauf gehen muss, auch O., pl. *Majorari'djen* O., *Majora'riaq tudlirn* nächst dem, wo man — O.
Mā'ka E.
ma'kitaun Domino = aufgerichtet stehend.
Ma'kitau E.
ma'ksing Falte im Stiefel, L. *matsuk*.
Maktā' E.
ma'ktak Walfischhaut, L. *maktak*, G. *matak* oder *maigssak?*
Ma'kudlū E.
ma'qaq Stelle, an der man das Kajak über Land tragen muss, G. *maqaq*.
maqi'siq Hüfte, L. *makkitek*, G. *makiseq*.
mā'qonq zwei, L. *magguk*, G. *mardluk*;
mā'qonit sieben.
mā'xatang sumpfiger, moosbewachsener Thalkessel;
maxeta'nirtung Sumpf, nicht von Moos und Gras bedeckt (G. *maqivoq* ist offen);
maxataksirtoq Renthier in einem moosbewachsenen, sumpfigen Thalkessel gehend.
Male'ki E.
madling, dual. *madleing*, pl. *madlein* Welle, L. *mallik*, G. *malik*.
ma'likpok er folgt, L. *mallikpok*, G. *maligpoq*;
mali'lirpoq er beginnt zu folgen.
Malukai'tung E.
Mama'rdnang E.
Mamē'tiang E.
ma'mi innere Haut, L. *mamme*, G. *mamik*.
mana jetzt.
Maniā'ping E.
maniq Docht, Moos, L. *mannek*, G. *maneq*.
manilarā'dlu sehr uneben, *manilā'raleng* etwas uneben, *manirā'dlu* glatt, *manituā'dlu* hügeliges Land, rauhes Eis;
maniksē'jug das Schneehaus glättend (G. *manigpoq* glatt);
Mū'nitung das Unebene O., *Manitua'qdjung* das kleine Unebene O., *Manitū'ling* mit Unebenheiten O.
maning Ei, L. *mannik*, G. *manik*;
Maniriktung mit vielen Eiern O.
mano unterer Theil des Halses, L. *manno* Kragen, G. *mano* unterer Theil des Halses;
manu'ra sein —.
manū'kang Fussballen.
mardluq zwei (ist obsolet).
ma'sing Querholz im Kajak, vor der Oeffnung, L. *massik* G. *masik*.
mase'lirang dünnes Eis, das sich im Frühjahre auf dem Schnee bildet, nasses Moos, L. *masalerak*.
matsak Milz, L. *mapsak*, G. *mavsak*.
Matsuliqā' E.
ma'tu Deckel, L. *mattu*, G. *mato*;
Matja O., *Matarbilang* O., *Mautsau'jang* O.

mauja weicher Schnee, L. *maujak* (G. von *mauvoq* er sinkt mit den Füssen ein;
Maujatung mit vielem — O., *Maujatuu'sirn* das Kleinere mit — O.
maunaq Finger- und Zehenballen, L. die harte Haut an Händen und Fusssohlen.
mikiuq klein, L. *mikkivok*, G. *mikivoq*;
mikiuinaq nur ein kleiner, *mikilera'* kleiner Finger;
mikilerang vierter Finger, L. *mikkilerak*, G. *mikileraq*;
mikilera'rnuak zweite Zehe.
miksiti'ne diesseits, L. *miksiptingne* vor uns hin, G. *migssik*.
Miqa E.
miqung Haar, L. *merkuk*, G. *merqoq*;
miquling (mit Haar) Renthierstiefel, *miqu'sang* Renthierfelljacke, *miqosai'ling* Jemand, der eine Renthierfelljacke an hat;
Miqu'siang E.
miqun Nadel, L. *merkut*, G. *merqut*.
Milia'qdjuin die kleinen Verschliessenden O. (G. *milik* Verschluss).
Mili'qdjuaq das grosse Verschliessende O.
Milurie'ling wo man mit Steinen wirft O., G. *milorpa*.
mingerpoq er springt mit beiden Füssen zugleich, L. *mingarpoq*, G. von *merpoq*.
mingong Käfer, auch O., L. *mingok*, G. *mingoq*.
Misi'rtung O.
misō'majung in's Meer reichender Gletscher, G. *misugpa* er taucht es ein.
Miti'ma E.
mī'tiq Eiderente, auch E, L. *mittek*, G. *miteq*;
miti'ling mit Eiderenten, Name eines Geistes.
Mi'tu E., L. *mittuk* Stücke Eis in einem Loche zum Fischen.
Mui'ngmang O.
mu'dling Ruderschaufel, Brustwarze, L. *mulle*, G. *mulik*.
mu'mikpoq er wechselt Stiefel, wendet Stiefel um, L. *mummikpok*, G. *mumikpâ*.
mu'mipoq er tanzt, G. *mumerpoq* singt bei der Arbeit;
mumitū'dlō tanzend vor Freude.

N.

Nabi'raun O.
nabi'ring eine Oese, Schlinge, von *nā'poq* hindert Bewegung.
Najai'ju E.
naja'ngarpoq er schläft ein im Sitzen, L. *naijangarpok*, G. *najangarpoq*.
naje'nga seine Schwester, L. *naja*, G. *najaq*;
najatama meine Schwestern.
naipoq es ist kurz, L. *naipok*, G. *naipoq*.
Naivaun O.
nagetā' sein Ende, L. *naggata*, G. *nagatâ*.
naka'sung Blase, L. *nakkasuk*, G. *nakasuk*.
nakdjuga'run Strick, Hunde festzuhalten, L. *naksugarut*.
Nakisulā'k E.
Nakto'qalin E. Adler, G. *naktoralik*.
nāq Bauch, L. *nāk*, G. *nâq*.
naqeta'run Ladestrick für den Schlitten, L. *nakkitarut*, G. *naqitarut* (von *naqigpoq* ist niedergedrückt).
Naqo'reang O.
Naxoja'si E
nadlai'jung niederliegend, L. *nellajok*, G. *nalavoq* er liegt —.
na'muktoq genug, L. *namakpok*. G. *namagpoq*.
nangarī'ktung senkrechter Abfall, L. *nangerpock* steht senkrecht.
nanijoq er wird gefunden, L. *nennivok* er findet, G. *nanivâ* er findet ihn.
nanuq weisser Bär, L. *nennok*, G. *nano* und *nanoq*;
nanu'ra Bärenfell, *Nanuraga'ssain* die an jungen Bären Reichen O., *Nanuqtua'qdjung* der einzige kleine Bär O.
naparautang Rückenfinne des Finwales, Mast, L. *nappārutak*, G. *naparut*;
Naparautasia'rbing wo man einen Mast macht O.
Napi'kang E.
Napisa'riaq O.
na'pun Querholz am Schlitten, L. *nappo*, G. *napo*;
napū'liun Seile zum Festbinden der Querhölzer am Schlitten;
napuliusi'rpia Löcher für Seile zum Festbinden der Querhölzer am Schlitten.
Na'rpaing O.
naudlu ja (Nuguniut-Dialekt), G. *naugdlu* obwohl.
nauja Möwe, L., G. ebenso, auch E.;
Naujan Möwen O., *Nauja'raq* E., *Nauja'qdjuaq* grosse — O., *Naujarā'luin* grosse — O., *Naujarasaqdjuin* O., *Naujarua'qdjuin* O., *Naujaratu'qdjen* O., *Nauja'vinirn* O., *Naujea'rbing* O., *Nauja'teling* mit Möwen versehen O., *Naujadleq* E., *Nau'ssan* O.
nau, *nauk?* wo? L., G. *nauk*;
nau taima? wo denn? *nakin?* woher? *nakinea'rpin?* woher kommst Du? *nane?* wo?
navunganea'qin? wohin gehst Du? *namui'dlirtoq?* wohin gehend?
naulang Harpunenspitze (zum *unang*), L. *naulak*, G. *nauligaq*, auch E;
Naulā'ling E., *Nauline'rbing* wo man Seehunde mit der Harpune erlegt O.
nā'voq es ist zu Ende, L. *nāvok*, G. *nâvâ*
neā'k! neā'koluk! siehe her! (Sikosuilaq-Dialekt).
Neaqō'ki, *Neaxō'ki* E.
ne'bang Sprung, Riss der einen Gegenstand durchsetzt, L. *napoak*, G. *nagfaq*.
ne'glivā' er liebt ihn, L. *naeglivok* G.
ne'dlung Landspitze von der aus Renthiere in's Wasser gehen, L. *nellok*, G. *natdloq*, O.;
Nedlua'qdjung kleine — O., *Nedluqseaq* O., *Nedlū'tang* O.
ne'kdjuq Geweih, L. *nakjuk*, G. *nagssuk*;
Negdjo'rtung reich an Geweihen O.
ne'goaq Gelenk, L. *navgoak*, G. *navguaq*.
negu'ja Falten in der Hand.
Ne'ksiang E.
ne'tirnk Seehundsfelljacke.
Nexemia'rbing wo man etwas in der Hand trägt O.
neqisū'naq Wade, L. *nakkasungnak*, G. *nakasungnâq*.
ne'xseq Thal, auch O., L. *naksak*, G. *narssaq*;
Nexse'qdjuaq grosses — O., *Nexse'lung* grosses — O., *Nexse'ling* mit einem — O.;
nexsi'nga seine, Falte zwischen Nase und Stirne.
neqtsē'ak Halskragen, L. *naksiak*.
neliqirpā' es ist Zeit, er schiesst zwei Thiere mit einem Schuss, L. *nelliupok* (siehe G. *nale*).
ne'lovog er weiss es nicht, L. *nellovok*, G. *naluvoq*;
nelulidlirpēing? hast Du es vergessen?

ne'loang weiss gegerbtes Fell, L. *nelloak.*
ne'lukpoq er schwimmt, fällt in's Wasser, L. *nellukpok*, G. *nalugpoq;*
nelukvi'nga Stelle, wo er in's Wasser fällt.
nepa'reang Hinterkante der Schlittenkufe und Geweih am Schlitten, L. *nappariak*, G. *napariaq;*
nepari'djung Löcher zum Festbinden des Schlittengeweihes.
nerdjut grosses Landthier, L. *nergjut*, G. *nerssut;*
nerdjutiā'lung grosses —, L. *nerdjuti'kulu* kleines —.
nerkalu'ktung auf dem Rücken liegend, L. *nervgalavok* er liegt —, G. *nerfalavoq.*
ne'sang Mütze, Kapuze des Männerpelzes, L. *nessak*, G. *nasaq;*
Nesauje'rdnang O., *Neseraa'qdjung* E.
Nesua'dluan E.
netaqordnē'in Hagel, L. *nettarkonak*, G. *natarqornaq.*
ne'tirn Fussboden, L. *nettek*, G. *nateq.*
neti'rdnang Thalkessel, L. *naternak.*
netidnang Ebene, *Neternā'lung* grosse Ebene O.
neti'qoaq Nasenflügel, L. *nettakoak*, G. *natarqoq* Knorpel.
ne'tirn, pl. *ne'tin* Seehund (Phoca vitulina), L. *netsek*, G. *natseq;*
ne'tiang junger —, *netia'kulu* kleiner junger —, *Netiā'ping* E., *Neti'ling* mit — versehen O.;
Netirsī'jung O., *Neti'sin* O.;
ne'tivang Klappmütze, *netirtlī'ne* wenn er Seehunde gefangen hatte.
netiu'rtung Fussboden des Schneehauses machen, L. *nettek*, G. *nateq* Fussboden.
nī'aqoq Kopf, L. *niakok*, G. *niaqoq;*
niaqoa sein —, Kopf des Querholzes am Schlitten, *niā'qorpoq* Kopf bricht ab;
Nia'qongnang O., *Niaqongna-u'sirn* O., *Niaqongnate'ling* O., *Niaqongnati'kadleng* O., *Nia'qornan* O., *Niaqonau'jang* O., *Niaqongnua'qdjuin* O.
Niaxō'tang E.
nidjua'rpang Spinne, L. *niksoarpak.*
Nijua'qduet E.
nigirn Südosten, L. *nigek*, G. *nigeq.*
niglarpoq es ist kühl, L. *niglakpok*, G. *nigplerpoq.*
Nignang E.
niksia'qtaung Angel, L., *niksik*, G. *nigsik.*
Nikosi'ving O.
nikū'ipoq steht aufrecht, L. *nikkovipok*, G. *nikuipoq.*
niqā'dlerpoq er legt sich nieder, L. *nervgalavoq*, G. *nerfalavoq;*
niqedlirvi'nga Stelle, wo er sich niederlegt.
ni'xē Fleisch, L. *nerke*, G. *nēqē;*
nixēgsarsia'rpin? suchst Du Nahrung? *nixeju'qpurpoq* er holt Fleisch, Nahrung.
nilang Süsswassereis, L. *nillak*, G. *nilak.*
n'ilikpoq er farzt, L. *nillerpok*, G. *nilerpoq.*
nimirtau'ta Seil, gebraucht, um etwas fest zu ziehen, L. *nimmertok*, G. *nimeq* Band.
ningau'nga sein Schwiegersohn, L. *ningauk*, G. *ningauq.*
Ningernua'qdjung E.
ningiu'nga seine Grossmutter, L. *ningiok* alte Frau, G. *ningioq* älteste Frau im Hause;
Ningiupā'ng E., *Ningiū'ving* E.
ni'pē Lärm, L. *nippe*, G. *nipe;*
nipi'kitu kleiner —, *nipeū'luk* grosser —, *nipi'tuvoq* hat starke Stimme.
ni'pepoq es klebt, L. *nippipok*, G. *nipigpoq.*
ni'rioq er isst, L. *nerrivok*, G. *nerivoq;*
niriopaluktunga ich esse viel nach kurzer Zeit.
Nirī'ujang E.
nirdling, dual. *nirdling*, pl. *nirdlin* oder *nirdlirin* Gans, L. *nerlek*, G. *nerdleq;*
Nirdlona'rtung reich an Gänsen O.
nirdluniq First, L. *nerlornek* (vgl. G. *nerdloq* Vogelrücken).
nirdniq Flechten (lichenes).
ni'rtsun Seile zum Festbinden des inneren Schneehausbezuges.
nitatilirpoq es fängt an sich aufzuklären, L. *niptavoq*, G. *nivtavoq.*
Nitituī'tung E.
Niujarai'tung O.
niō Bein, L., G. ebenso;
niu'kitu mit kleinen Beinchen.
niū'qtung Bohrer, auch O., G. *niortût.*
niū'tang Bügel, beim Walfischfang gebraucht, um die Bewegungen des Wales zu hemmen (vgl. G. *niorpoq* ist krumm) L. *niutak;*
niuta'nga, Ansatz des Schnabels am Kajak.
niuvā' er hebt es, G. *niuvâ.*
nivia'qdjung kleine Fliege (vgl. L. *niviuvak* Schmeissfliege, G *niviuvaq*).
nivia'rsiang, auch E., Mädchen, L. *niviarsiak*, G. *niviaq.*
nubin Oese für die Spangen an den Zugleinen der Hunde, G. *nuvfit* (von *nuivoq* erscheint)
Nui'jaun E. (vgl. G. *nui'ssaut* Spange an den Zugleinen der Hunde).
nū'irn Vogelpfeil, L. *nuek*, G. *nueq.*
nuisa'nirn Weide.
nuia, dual. *nujang*, pl. *nutan* Haupthaar, L. *nujak*, G. *nujak.*
nujang Loch am Zelte, wo die Stangen zusammenkommen (vgl. *nuivok* kommt zum Vorschein).
nujartopoq er kommt herab.
Nujera'qdjuq E.
Nugliu'tung O.
nuglu'ktang Stechspiel, L. *nugluktak;*
nuglu'ktaun Stock zum Stechspiel.
Nugu'dnirn E.
nukang zweites Kind, L. *nukak* des Bruders jüngerer Bruder, der Schwester jüngere Schwester, G. *nukaq;*
nukapiga meine jüngere Schwester (vom Mädchen gesagt);
nukatirpā'ng vorletztes Kind;
nukarpa'ngnang jüngstes Kind.
Nu'keluang E.
Nu'kerang E.
nukik Sehne, L. *nukke*, G. *nukik.*
nu'qang Renthierkalb, L. *nochak*, G. *norraq;*
Nuqarli'ktung reich an trächtigen Renthieren O.; *Nuqatoa'qsin* O.; *Nuqatoa'qdjung* das kleine einzige Renthierkalb O.
nu'qsang Wurfbrett, L. *noksak*, G. *norrsaq.*
Nuxi'gnang E.
nuliaq Eheweib, L. *nulle*, G. *nuliaq;*
nulianitiī'jung Weibertausch.
nudlung Gesäss, auch O., L. *nullok*, G. *nuloq.*

nū'na, dual. *nū'nang*, pl. *nū'nan* Land, L., G. ebenso;
nuna'piluk schlechtes —, *nuna'rujuk* ebenes Land, eben durch Nebel durchscheinend, *nunā'lung* grosses —;
Nuna'reang O., *Nuna'seang* neuer Wohnort O, *Nunaseā'lung* grosser — O., *Nunatang* O.;
Nunase'dnang E.;
nunajisa'rtung ein Fest.
nuna'ga mein Brudersson (?).
Nudnirn O.
Nunga'run O. Kluft, G. *nunga'rut*.
Nunga'rdluk E.
Nuratā' O.
nusuera'qtung ein Fest = am Stricke ziehen, G. *nusugpâ* zieht es zu sich.
nutaraq Kind, L. *nutarak*, G. *nutaraq* ein junger Hund;
nutaruā'lung grosses —, *Nutarlā'* E., *Nutaraa'qdjung* Kindlein E., *Nutarā'lung* E.
nutidlia'qdjung Forelle, L. *nutible*.
nutikpoq es platzt, zerspringt, L. *nutikpok*, G. *nutigpoq*.
nuviu'qajuq er reiht Hundestränge auf das Zugseil (siehe *nubin*), G. *nuiorarpai*.
nuvujarā'luin Land mit steilen Gipfeln (von *nuvung*)
nuvu'ja Wolke, L. *nuvuja*, G. *nuia*.
nuvulija Flügelfeder, auch E.
nu'vung Spitze, besonders Landspitze, auch O, L. *nuvok*, G. *nûk*;
Nuvu'kdjuaq grosse — O., *Nuvu'kdjen*, grosse Landspitzen O., *Nuvujā'dlung* grosse — O., *Nuvuktirpā'ng* grösste — O., *Nuvuri'tung* O., *Nuvu'ktlirn* O, *Nuvukdjuara'qdjung* die kleine, grosse — O., *Nuvujarā'luin* O., *Nuvua'qdjung* die kleine — O., *Nuvujau'sirn* die kleinen — O., *Nugu'miut* die Bewohner der — O.

O.

o'kadliq Hase, auch E., L. *ukkalek*, G. *ukaleq*.
o'kan Dorsche, O., L. *ōgak*.
okidli'riaq schwarz und weiss gescheckte Thier, L. *okkileriaq*, G. *ukaleriaq* weisses Renthier.
okiak Spätherbst, L. *okkiak*, G. *ukiaq*;
okie'kca Herbst, *okiuk* Winter, *Okiadli'ving* Herbstplatz O.
o'koa Thür, L. *upkoak*, G. *uvkuaq*.
Okosia'qdjung E.
okpat Lende, L. *okpet*, G. *ugpet*.
Oktso'qarlin E.
okuako'lua Schwiegertochter, Bruders Frau, L. *ukkoak*, G. *ukuaq*;
okua'nga seine —.
ō'qaq Zunge, L. und G. ebenso;
ō'xapoq er sagt, *oqau'siq* Geschäft, *Oxai'tung* zungenlos E. und O.
oqu'miaq Bissen, L. *okkomiak*, G. *oqu'miaq*.
Oqe' E.
ō'qo Leeseite, auch O.;
ō'qoa seine —, *oqu'ɨtsuq* Südostwind (Akudnirn-Dialekt).
Oxilē'jung O.
ō'xipoq es ist leicht, L. *ōkivok*, G. *oqipoq*;
oxomai'poq es ist schwer.
Oxomē'isilang E.
ō'ma er, jener, transitiv.
ō'pernang Frühling, L. *operngak*, G. *upernâq*;
ōperne'ksa Vorfrühling, *Operni'ving* Frühlingsplatz O., *Opernivi'kdjuaq* grosser Frühlingsplatz O.
Opingnē'jung O.
o'toq Seehund auf dem Eise beim Loche liegend, auch E., L *ōtok*, G. *ûtoq*.
Ounga'nirn E.

P.

pa Thüröffnung, Oeffnung des Kajak, Flussmündung, L. *pā*, G. *pâq*;
pamili'rtung zur Thüre kommend, *pa'kitoq* mit schmaler Mündung, auch O., *Pa'dli* mit Mündung O., *Para'qdjung* ungewöhnliche Mündung O.;
partau'jang Zeltstangen an den Seiten der Thüre.
Pagbē'nang E.
Pa'kaq E.
pakijumija'rtung Spiel, bei dem zwei Leute ihre gekrümmten Arme ineinander verhaken und sie gerade zu ziehen versuchen, G. *paka'ssumigpâ*
Padlu E., *Padlō'ping* O., *Padluā'lung* E., *Padloā'ping* E., *Padlu'kulu* E.
pamiung Schwanz, hinteres Ende der Harpune, L. *pammiok*, G. *pamioq*;
Pami'ujang das Schwanzähnliche O.
Paniju'nirn E.
Pani'ktang E.
Panidlu E.
pa'nik Tochter, L., G. ebenso.
Padni'ngajeng E.
Pa'kbing Name eines Hundes (L. Handgelenk).
panginierlarpuse ihr werdet machen (wahrscheinlich *pinniarniarlarpuse*).
pa'ngnirn Renthierbock, L. *par'ngnek*, G. *pangneq*;
Pangni'rtung reich an — O., *Pangnirtua'qdjung* der kleine — O.
Pā'pa, *Pā'pang* E. (vgl. L. *pappāk* Nachgeburt).
papidlerau'tang Rückentheil des Hundegeschirres, L., G. *papik* Vogelschwanz.
parti'rang Knopf, das Zugseil am Schlitten zu schliessen (*parpâ* er trifft es).
patigpā' er schlägt ihn, L. *pattikpa* legt flache Hand auf G. *patigpâ*;
pati'giaq anfangend zu schlagen.
pau'kterpoq er spannt Felle auf, L. *pauktorpok*, G. *pâgtorpâ*;
pau'ktun Pflöcke zum Fellausspannen, *Pauktuarta'bing* wo man Felle ausspannt O.
Pauneaa'qdjnng E.
pau'gnang Schwarzbeere, L. *paungak*, G. *pângnaq*;
paungnau'jang Rehposten = beerenähnlich.
pā'orpoq er rudert im Kajak, L. *paurpok*, G. *paorpoq*;
pa'orit! rudere! *palirtugun* wir fangen an zu rudern, *pauting* Kajakruder.
pa'na langes Messer, L. *panna*, G. *pana*;
pana'qdjung kleines — (nicht Schneemesser wie in L.).
Pau'la E.
penartuā'dlu Wasser steht auf dem Eise.
perpā' er bringt es fort, G. *perpâ*.
pia'rang Kind, auch E., L. *piarak*, G. *piaraq*.
piegnartoq der Schnee ist gut zum Schlittentreiben, L. *piarngnarpoq*.

piirta'rniq Kniekehle, L. *periakak.*
piitisariome'na aber ich bekam viel;
pissuidle'nga ich will es nicht haben;
piqangitu'nga ich habe nichts;
piqa'ngituq es gibt nichts;
Pi'ling wo es viel gibt; O.
pijungmadjangilenga ich will nicht;
pijumavoq er will es haben;
pijaktujara ta'ta! o Wunder!
pinisuagapiga er versucht etwas zu bekommen, L. *piunasuarpok;*
piungmangite'nga ich mag es nicht.
Pijumi'sang O.
Pikiulū'qdjuâq grosse Eierinsel O.
pi'xang Knochenbeschlag der Schlittens, auch E., L. *pergâk.*
pixalū'jang Eisberg, L. *pekkalujak;*
pixalui'rtung reich an Eisbergen O.
piqbijilirpoq er macht eine Wohnstätte.
pi'rtsirpoq der Schnee treibt, L. *perkserpok*, G. *persoq.*
piri'nirn, Oberrand der Stiefel (das Umgebogene?)
Piqu'rtung O.
pi'laut grosses Messer;
pilekpoq er schneidet, L. *pillekpok*, G. *pilagpâ.*
piluarpog er ist mehr — als Andere, L. *piluarpok.*
pi'ma-in Häuptling, ein Erfahrener, G. *pimaq.*
Pineraloā'ping E. der sehr Schöne.
pi'ningnang Südwind.
pi'ngasun drei, L. *pingasut*, G. *pingajoq, pinga'suang* (Nugumiut-Dialekt);
pingasonit acht.
pingajua'gō nach zwei oder mehr Jahren;
pingaguā'ne heuer.
pingatirtuangama'nga als ich es zuerst versuchte, L. *pingârpoq* er thut etwas zum ersten Male.
pingisik Knöchel, L. *pingitek* (vgl. G. *pingugpâ* stösst ihn);
pingisimia'qtung mit Fäusten schlagen.
pingo Berg (Akudnirn-Dialekt);
Pingoā'lung grosser — O., *Pingu'qdjuin* die grossen — O., *Pingo'kadlen* O.
piro ein Stein zum Beschweren des Zeltes;
Piroi'rtung mit vielen losen Steinen O.
pi'siq, pisi'rpē Lied.
Pisingne'rbing wo man etwas kauft O.
pi'sukpoq er geht, L. *pissukpok*, G. *pisugpoq;*
pisuktoq ein Gehender;
pisuqā'ng, pisuqadlā' Fuchs (Angekok-Sprache).
piti'qsē Bogen, L. *pittikse*, G. *pisigse.*
piti'ulang Uria grylle (dies ist lateinischer Name eines Vogels), auch O.;
Pitiula'qdjuin die kleinen — O.
Pitiu'qsin O.
pitkusi'rarpoq ein Spiel.
pi'tsē trockener Fisch, L. *pipse*, G. *miose.*
pitu Seil zum Anspannen der Hunde, L. *pittuk*, G. (von *pitugpâ* er bindet mit einem Bande);
piturbea Loch für dieses Seil in den Schlittenkufen.
piuvoq gut, brauchbar, G. *piuvoq;*
piu'ngitoq schlecht, unbrauchbar.
Piu'kia E.
Piuaai'tuq E.
Poai'qdjung O.
poadlu Fausthandschuhe, L. *pualo*, G. *pualâtit.*
Poalu'kdjuaq O.;
Poalu'gnuang E.
pō'qtējuq Taschenmesser, L. *pōktajok.*
polareapoq er geht besuchen, L. *pullārpok*, G. *pularoq*, geht durch einen Eingang.
pōuk, pōung, pōun Sack, L. *pōk*, G. *pôq;*
poru'sirn Specksack, auch O., L. *pōrusek*, G. *pôruseq.*
pōviū'tang Blasloch der Boje, L. *puverpok*, ist aufgeblasen.
puaq Lunge, L. *puvak*, G. *puaq.*
Pua'qsaq O.
Pu'djaun O.
Pu'djun E.;
Pudju'rnang O.
puje Seehund, L. *puije*, G. *puisse* (der auftaucht, um zu athmen);
Pujetung reich an — O., *Puja'qdjung* der kleine — O.;
puivā' er taucht auf, *puimiktlune* als er wieder zu ihm schwamm;
puktavoq er schwimmt, L. *poktavok*, G. *pugtavoq;*
puktakuta Schwimmer.
pukiq Bauchfell des Renthieres, L. *pukek*, G. *pukeq.*
puqtujuq das Hohe, auch O., L. *poktovok*, G. *portuvoq;*
pukitoq niedrig.
Pudla'nginaq E.
pudlen Fuchsfelle, auch O., L. *pullet;*
Pudlaujang E., *Pudletaujang* O.
pu'to das gebohrte Loch, L. *putto*, G. *puto;*
pu'tuang Loch am Stiefel, das Schnürband durchzuziehen.
pu'tuoq grosse Zehe, L. *puttugok*, G. *putugoq.*
pū'vaq Ohrläppchen, L. *puvak.*

S.

Sabuirbing O.
Sagdlirn das Aeusserste O.;
Sagdlia-u'sirn das Kleinere — O., *Sagdlirpā'ng* das Grösste — O., *Sagdli'riaq* O., *Sagdlirā'ping* O.
saglu'juq Lügner, L. *saeglovok*, G. *sagdluvoq;*
saglutujuā'luk grosser —.
Sagmu, Sagmung E.
saitoq dünn, L. *sāpoq*, G. *sâtoq.*
saipaqut Spielsachen.
saketā'n Roulette (vgl. G. *sakagpâ* er stösst es).
sakiak falsche Rippen, auch O.;
Sakia'qdjung kleine — O.;
sa'qaq, sakbik Brust, *sakbi'a* seine —;
sakiarū'tang Brusttheil des Hundegeschirres.
sakiai'tan Siebengestirn, L. *sakkiaitsiet.*
saki'nga seine Schwiegermutter, Schwager, L. *sakke*, G. *sake.*
sakurpa'ng Walharpune (vgl. G. *sa'ko* Waffe = grösste Waffe).
saqivoq der Wind geht von Süd nach Nord herum, G. *saqiatdlagpoq.*
Saming O.
Sa'nguja E.
sani'ra Vorderseite seines Leibes.
sapernarluorqipiva es ist unangenehm schwer, L. *sappemarpok* es ist zu schwierig, G. *sapemarpoq* es ist schwierig.

sarbaq starke Strömung im Meere, auch O., L. *sargvak*, G. *sarfaq*;
Sarba-u'sirn die kleinen — O., *Sarba'kulu* die kleine — O., *Sarba'qdjuq* die kleine — O, *Sarbaqdju'kulu* die kleine — O, *Sarbaqduā'lung* die grosse — O., *Sarbā'lung* die grosse — O., *Sarbarti'jung* mit vielen — O., *Sarbu'qdjuaq* die grosse — O.
Sarqo die seewärts liegende O.
Sati'ksun die seewärts liegenden O.
Satoa'rtung das Flache O. (siehe *saitoq*);
Sā'tung O., *Satū'jang* O., *Satui'rtung* O, *Satu'qdjuaq* O.
Sau'dlō E. der Magere?
Saudloā'ping E.
sau'mia seine Linke, L. *saumik*, G. *samik*;
Saumia'qdjung die kleine — E.
sau'niq Knochen, L. *saunek*, G. *sauneq*;
Sau'nirtung reich an — O., *Saunirtu'qdjuaq* das grosse — O.
savik Messer L., G. ebenso;
Saviqō'ng E., *Saviksonī'tung* O., *Savī'ujang* messerähnlich O., *savi'ling* eiserne Harpunenspitze;
savujuartulirpoq er schneidet Schnee, L. *saviujarpoq*;
savujua'rtuang Schneeblock;
saviniq Brustbein.
sa'vuang mittlere Spitze des Vogelpfeiles.
Segdju'qan O.;
Segdjuqa-u'sirn O.
se'ksirn Nebel, L. *ta'ktok*, L. *takserpoq* es ist nebelig.
Seloā'ping, *Segdloā'ping* E.
selivā' er reinigt ein Fell;
seligō'ung flacher Fellschaber.
Sedna E., Name einer Gottheit;
Sednalitatua O.
se'nia seine Seite, L. *senia*;
senie'ne an seiner Seite.
sedning, *sednē'ing* Staub, L. *sannik*, G. *sanik*.
Seni'ngin E.;
Seni'ngijung E.
sedni'run Raae, auch O., G. *sanerut*;
sedni'riaq Knopf am Hundegeschirr, L. *senneroak*.
sengijuq stark, L. *sangivok*, G. *sangivoq*.
Seo'rpadlung E.
Sepu'ngaling E.
se'rdnang falb (Hunde, Wölfe).
serpitī'juq mit den Hacken zuerst auftretend, L. *sarpitovoq* setzt die Füsse auswärts.
se'siman vier;
se'simanit neun.
Se'sirn O. Teich (siehe *te'sirn*).
sesunā'ng, obsoleter Name für den Wind *tunū'veang* ein localer Landwind.
sia'tkō Harpunenspitze (Iglulik-Dialekt).
sie'ktung Orions Gürtel = in einer Reihe stehend, L. *siaktut*, G. *siagtut*.
sie'rtaun Zündhütchen.
sie'dnirn Seitenhölzer des Kajak, L. *siannek*, G. *siâneq*.
Siiqoā'bing E.
si'gia Strand, L. *sigjak*, G. *sigssaq*;
sigjamili'rtung anfangend am Ufer zu sein;
Sigjā'viang E.
Sigdluk, *Sidlo* E., L. *sillo* Leiche eines Seethieres;
Sidluā'ping E.
Signa E.
si'goq Schnabel, auch O., L. *siggok*, G. *sigguak*;
si'goa sein —.
si'ko Eis, L, G. ebenso;
sikoqā'ngenut über das Eis, *siko'qoang* 1—1½ Fuss dickes Eis im Herbste, *si'koaq* dünnes Eis beim ersten Gefrieren, *siku'kulu* kleine Stücke Treibeis, *siku'liaq* dünnes Eis an der Eiskante im Winter, *Sikosu'ilaq* das Eislose O.
si'ksik Eichhörnchen (?), L. *siksik*.
sikungna'qtung die Augen schliessend.
si'qoq Knie, L. *serkok*, G. *sergoq*.
si'la draussen, L. *silla*, G. *sila*;
si'lamut nach —, *sili'qdjuaq* die weite Welt, *silaqotuā'dlung* sehr klar;
sile'lung Regen, L. *sillaluk*, G. *sialuk*;
sile'lirpa, *siledlita'rivoq* es regnet.
sileli'riaq Radius (Armknochen)
si'likpoq dick, L. *sillikpok*, G. *siligpoq*.
simiū'tang Bootpflock, L. *simmik* Stöpsel, G. *simiutaq*.
sinā' seine Kante, Eiskante;
sinirsuartuarpin Du läufst das Ufer entlang.
sinikpoq er schläft, L. *sinnikpoq*, G. *sinigpoq*;
sineqata Schlafkamerad.
Siniktuā'lung O.
sini'vun elf.
singipā' er stösst ihn in's Wasser, L. *singipa*, G. *singipâ*.
singi'rneq Fussgelenk; Band, um den Stiefel über den Enkel festzuziehen.
si'oraq, dual. *siorang*, pl. *siorqun* Sandkorn, auch O. *siorak*, G. *sioraq*;
Siora'qdjung kleiner — O., *Siora'qdjuin* die kleinen — O., *Siorartī'jung* reich an — O., *Siore'ling* mit Sand versehen O.
siorpā'lirpoq Athem gefriert zu Eis.
si'rdloang Vorrathsraum am Schneehause, auch O.
si'rdlaq ziemlich, L. *serdlaq*.
si'rming dünnes Eis, Firn, Gletscher, L. *sermek*, G *sermeq*;
sirmi'jaung Kratzer für das Kajak, *Sirmi'ling* mit einem Gletscher versehen O.
siri'nirn Sonne, auch E., L. *sekkinek*, G. *seqineq*;
siri'nirn qa'gia Ring um die Sonne, *sirinikte'nga* ersten Tage des Jahres, an denen die Sonne wieder erscheint (= neue Sonne), *siri'ngilang* der sonnenlose Schaltmonat (= keine Sonne).
se'rdnartoq süss, L. *sernarpok*, sauer, G. *sêrpoq*.
siromikpoq es zerbricht, bricht ab, L. *serkomipa* er zerbricht es.
siū't Ohr, L, G. ebenso.
sivuk Vorderseite, L. *sivuk*, G. *sujo*;
sivua'rdnin Deine —, *si'vuaq* Schneidezahn, L. *sivuraq*, G. *sujaraq*, *sivuqai'nirn* Naht vorne am Stiefel, von oben nach unten laufend.
subau'tung Pfeife.
Suka'mirn E.
suka'nga Nebensonne = ihre Stütze.
su'kavoq ist schnell.
Suku'lang E.

sōuk warum? L. *sōg*, G. *sōq*;
su'va was will er? was sagst Du? *su'vagō* was sagt er?
su'dle noch, L. *sulle*, G. *sôrdle*.
su'qang Fischbein, auch E., L. *sokkak*, G. *sorqaq*.
sulubau't Haarzopf über der Stirne, Augensprosse des Geweihes, L. *sulluvaut*, auch O.;
sulubau'ta das längere Geweih am Schlitten, *sulubautarosi'nga* das kürzere —.
sudloqutī'jung ein Fluss verschwindet unter Steinen.
su'lung Flügel, grosses Messer;
Sulua'qdjuq Flügelchen E., *Sulu'rojang* E., *suluī'tung* ein Tanz, *Suluā'ling* E., *Sulōuta-u'sirn* O.
Suma'jung E.
Suna'pignan E.
sudna'logaq etwas Schlechtes (?).
suksū'vong! (juksā'vong!) dacht' ich's doch!
sunga'ngijuk gelb, L. *sungarpallukpok*, G. *sungaq* Galle;
sungarpa'luktoq hellgelb, *Sungaujarte'ling* mit Gelbem versehen O.
supivī'jung loser Tabak (L. *suporosigaun* unbekannt);
Supiviso'rtung wo man Feuer anbläst O.;
supu'tuin Haar von Eryophorum, als Docht benützt.
su'rosirn Kind, auch O., E., L. *sorrusek*.

T.

tabā' genug, L. *ta'va*;
tabajuurā'lu (= ganz genug), Antwort auf die Begrüssung: *asojutī'dlit!* oder zu Mehreren: *asojutidi'tje!*
taba'utit! lebe wohl!
taglun Schneeschuhe, L. *taglut*.
tagutā' Leine zum Befestigen des Harpunseiles an der Harpunenstange;
tagusi'rbing Oese am unteren Theile des Harpunschaftes.
Tai'irnang E.
tai'ma so, L. *taimak*, G. *ima* (*ta* — Demonstrativstamm);
taimaitjut da es so ist.
tai'va er nennt seinen Namen, L. *taiva*, G. *taivâ*.
takiuq lang, L. *takkivok* es ist —, G. *takivoq*.
taga, *taika*, *tainga*, *taungna* } da, dort, ohne Bezug auf Himmelsrichtung.
taka'koa, L. *takkakoa* die da;
taka'koa aisiva'rpa? ist Jemand auf Seehundsjagd?
taki'ka die dort, L. *taikikkoa*.
takirn Mond, L. *takik*.
taqa'mane da drinnen (immer?)
takuvoq er sieht, L. *taekkovok*, G. *takuvâ* er sieht es;
takuvigit? siehst Du sie? *takulekā'* lass' mich sie sehen! *takuleri't* siehe! *takudnejukpa't* wenn sie noch einmal sehen, *takulisagipa'ra* ich werde etwas sehen! *takojartorpu'nga* ich gehe, um zu sehen.
ta'qang Adler, L. *takkak*, G. *taqaq*.
ta'xoang Reisevorrath, L *takkoak*, G. *taquaq*.
ta'qtō Nieren, L. *ta'ktō*, G. *tarto*;
ta'rtunaq Weichen, G. *tartuneq*.
Taqui'rbing O.
Taxuli'tun E. Schmetterling, L. *sarralikitak*;
Taxuli'djuin O.
taleq Arm, L. *tallek*, G. *taleq*;
tali'rpia seine Rechte, auch O., L. *talerpik*, G. *talerpia*;
teli'qbing Spitze zum Halten der Harpune;
tali'rua seine Flosse (des Seehundes) auch O., L *tallerok*, G. *taleroq*;
Tali'rujang das Flossenähnliche O., *Talirua'qdjung* das Flösschen O.
talutā'q Vorhang, auch O.
ta'marme ganz, L. *tamarme*, G. *tamarme* seine Allheit;
ta'marmik alle, *tamai'nik* aller Art.
tangera'ngitoq Sumpf, L. *tangekangitok*, G. *tangeqa'ngilaq*.
Taniqā'n O.
taoq Mann (Angakok-Sprache).
tapā'ne dort oben, L. *takpane*, G. *tagpavna*, von *pava* oben;
tapau'nga nach oben.
tapi'ka dort oben, L. *pikkanē*, *takpikkanē*, G. *tagpikane*
Tapita'riaq Pass, der zwei zusammenhängende Halbinseln vom Festlande scheidet O., siehe L. *tappitak* zwei Thiere mit einem Schuss erlegt.
ta'rioq Salz, L. *tarrijok*, G. *tarajoq*;
Tarioa'qdjung das kleine Salzwasser O., *Tarioni'tung* das Salzlose O.
Tatī'gang E.
tatsinang Weichen (vgl. L. *tapserut* Gürtel).
tiratirā'k Larus tridactylus, auch O., G. *tâterâq*.
tau'mano Domino (siehe *ma'kitaun*).
tau'nane dort unten, L. *taunane* im Osten, G. *tauna* von *uva* der);
tau'nunga unten hin
Tauto E. Aussehen, Gestalt, L. *tauto*, G. *tauto*.
te'dliman fünf, L. *tellimat*, G. *tatdlimaq*.
te'dlu Kinn, L. *tablō*, G. *tavdloq*.
te'riaq Hermelin, L. *terriak;*
Teria'nirn Hund des Mondmannes, auch O.
terie'niaq Fuchs, L. *terriaenniak*, G. *teriangniaq*.
tesigu'artoq Hund führt Mann am Seile (zum Seehundsloch), L. *tessiorpoq* er führt ihn, G. *tasiorpâ*.
te'sirn, dual. *tesinq*, pl. *se'tin*, Teich;
Teserā'ling mit — versehen O., *Tesiq tu'dlirn* das dem Teiche Nächste O., *Tesialu'kdjuaq* der grosse — O., *Tesi'qdjuag* der grosse — O, *Tesiuta'qtuin* O., *Tesio'rtung* O., *Tesī'ujang* teichähnlich O., *Tesiujavo'dlang* O, *Tesiuja'qdjuaq* das grosse Teichähnliche.
tesiva' er spannt es;
tesi'qun Schaber für Felle.
Te'sivang E.
Tetau'jang E.
te'tirpoq es ist voll, L. *tettaepok* (von G. *tativâ* macht es zu klein für ihn);
tetakutā' ein Füller.
te'tsmani einst, L. *taipsomane*.
Tiga'liqtung E.
ti'gang, pl. *tigain*, männlicher Seehund (Phoca vitulina), L. *tiggak*, G. *tiggak*.
tiglikpoq er stielt, L. *tiglikpok*, G. *tigdligpoq*.
tigdlui'qdjung das Schlagen mit der Faust (ein Spiel), L. *tiglukpa*, G. *tigdlugpa* er schlägt —.
tīgusivā' er nimmt es, L. *tigusivok*, G. *tigusivoq*;
tigujung Faust.

tikirn, dual. *tikēing,* pl. *tikin* Zeigefinger, Fingerhut, L. *tikkek,* G. *tikeq.*
tika'gung Stütze an der Harpune für die Hand, *tika'run* was in die Höhe zeigt, *tikurtipā'* macht, dass es in die Höhe zeigt.
Tikera'qdjung kleine Landspitze O., *Tikera'qdjum tu'nua* Rücken der — O., *Tikera'qdjuaq* grosse — O., *Tikeraqdjua-u'sirn* kleinere grosse — O., *Tikere'lung* grosse — O., *Tikere'ling* mit — O., *Tikun* Zeiger O., *Tikuara'qbing* O.
tikipoq er kommt an, L. *tikkipok,* G. *tikipoq;*
tikilertlune wenn er zu kommen anfängt, *tikitara'ngit* jedesmal, wenn er zu ihm kommt;
ti'kikusilima wenn ihr angekommen seid, *tikipi'nga* kommst Du zu mir, *tikipa'gin* ich komme zu Dir.
ti'kping Kajakrippe, L. *tikpe,* G. *tigpik.*
tilu'qtun Schneeklopfer, L. *tilluktūt,* G. *tilugtût.*
ti'me Leib, L., G. ebenso;
timi'kitung mit kleinem Körper.
ti'nepoq es ebbt, L. *tinnipok,* G. *tinipoq;*
tini'nirn Ebbestrand, *Tiniqdjua'rbing* der grosse, wo es ebbt O., *Tiniqdjuarbi-u'sirn* der kleinere — O.;
Tinini'qdjuaq der grosse Ebbestrand O., *Tiniqdjua'lung* grosse Ebbe O., *Tinitoqaja'ng* bei Ebbe trockene Meeresstrasse.
tinirmiu'ting Besatz der Weiberjacke aus Elfenbeinglöckchen (vgl. *sina'* Kante).
tingexau'taq Segel, L. *tingerautak;*
tingexautiksā' Segeltuch.
ti'ngi Schamhaar, G. *tinge;*
Ti'ngin O.
ti'ngmiaq Vogel, L. *tingmiak,* G. *tingmiaq;*
tingmi'ujang Schnitzerei in Gestalt eines Vogels.
tipe Geruch, L. *tippe,* G. *tipik.*
ti'rtirpoq es kocht, L. *tertipoq.*
Tisu'qan O.
Tivuan E.
Toalu'kdjuaq O.;
Toalu'kulu E.
to'kang Harpunenspitze, L. *tūkak,* G. *tûkaq.*
Toqā'ving E, L. Heimat.
to'qavoq er ist todt, L. *tokkovok,* G. *toquvoq;*
toqovā' er tödtet ihn.
Toyodlung E.
to'qtsung Vorgebäude, L. *toksūk,* G. *torssôq;*
toqtsuqati'ging zwei Häuser mit einem Vorgebäude;
Toqtsuqa'teng O.
to'rnaq, pl. *to'rnait* Schutzgeist, pl. auch O., L. *torngak,* G. *tôrnaq;*
Tornate'ling mit — versehen O.
touqpā' er stösst ihn, L. *tōkpa,* G. *tugpoq;*
tōung Stosszahn des Walrosses, *tounga* sein — (der Harpune), *tōu'rbing* Loch in der Harpunenspitze, das auf den Walrosszahn der Spitze passt;
Toua'qdjuaq der grosse — O.
tua'pain Gerölle, auch O., L. *tuapâk,* G. *tuapaq;*
Tuapa'ling mit Rollsteinen O., *Tuapu'qdjuaq* O., *Tuapā'qdjung* O.
Tū'djan O. (vgl. L. *tōtjat* Dachbalken, G. *tûssaq*);
Tudjaraa'qdjung der kleine — O., *Tudjaqdjuara'lung* der grosse — O., *Tudja'qdjuaq* der grosse — O., *Tudjaqdjua-u'sirn* der kleinere grosse — O., *Tudjeguā'ping* E.
tudjarluqtuq das Land ist steinig.
tue Schultergelenk, L. *tuē,* G. *tuve.*
tuglit Zopf der Frauen, an den Ohren herabhängend, L. *tuglit.*
tugdliru'nirn, Sedum radiola, auch O., L. *tuglerunak,* G. *tugdlerunaq.*
tu'kto Renthier, L. *tukto,* G. *tugto;*
Tuktoā'lung grosses — O., *Tuktone'rbing* wo man — fängt O., *tuktu'qdjung* der grosse Bär.
Tu'kia sein hinteres Ende O.
to'qojaq Kehlkopf, *torkojāk,* G. *torqussâq;*
tuqoje'djang Kehle.
tujorpā' er schickt ihn, L. *tujorpa.*
tujurmi'djen Besucher, L. *tujormijak.*
tu'dlimaq Rippe, L. *tullimak,* G. *tulimak.*
tu'dlirtoq flach stampfen (Schneebett im Schneehause), L. *tullerpa,* G. *tugdlarpâ.*
tu'luaq, dual. *tu'lugang,* pl. *tu'luqan* Rabe, L. *tullugak,* G. *tuluvaq;*
Tulugaq O., *Tuluqan* O.;
tulu'reaq Eckzahn, L *tullugia.*
tume Fussspur, L., G. ebenso.
tumi'ujung fussspurähnlich (eine Art Lampe).
tunigā' er gibt ihm, L. *tunniva,* G. *tunivâ.*
tuniq, pl. *tornit,* ein sagenhaftes Volk;
Tu'nirn E., O.
Tuni'qten O.
tunoq Fett des Renthiers, L. *tunnok,* G. *tunoq.*
tu'nung Rücken, auch O., L. *tunno,* G. *tunuk;*
tunu'sung Genick, auch O.;
tunu'nirn Rückenseite, auch O., *Tununiru'sirn* die kleine Rückenseite O., *Tunu'kutang* O.;
tudni'qdjung oberes Mittelholz am Hintertheile des Kajak.
Tu'nirn das hintere Ende;
tunu'veang Nordwind, der grosse Kälte bringt, *tunuvea'qtung* schwacher Landwind.
tungaju'qtung blau, L. *tungajoktak,* G. *tungujortoq.*
Tū'pang E.
tu'piq, dual. *tu'ping,* pl. *tupein* Zelt, L. *tuppek,* G. *tupeq;*
Tupiling mit — O., *Tubirbi'kdjuin* Zeltplätze O., *Tupirbikdjariai'tung* O.
tu'pilaq ein Gespenst, G. *tupilak.*
tupū'tang Pflock, Wunden zu schliessen, um das Auslaufen des Blutes zu hindern.
tusarpoq er hört, L. *tussa'kpok,* G. *tusarpoq;*
tusaungile'nga ich weiss nicht, *tusauri'vin* weisst Du nicht?
tutang Schläfe.
tuta'reang Knopf, um den Riemen zu befestigen der die Beine des Seehundjägers zusammenhält (siehe L. *tutapok* er zieht straff)
tutitī'jung die Schneeblöcke beim Hausbau aneinanderfügen, G. *tutigpa* an die Seite legen;
tū'tigluk zwei zusammen liegend, L. *tuttikpa.*
Tu'tu E (siehe L. *tutto* verworrenes Haar).
tu'vang dickes Wintereis, L. *tuvak;*
tuvarea'qtung dickes Eis im Spätherbste.
tu'vang Latte an der Innenseite des Frauenbootes, den Ueberzug festzubinden (*tupâ* er macht es fest).

U.

ua'dling Eingangsgewölbe des Schneehauses, L. *oat* Innenseite des Hauses, G. *uvkaq?* Vorderseite des Hauses.
ua'nga ich.
Ua'ngirn E.
ua'ngnang Nordwesten, L. *uarngnak;*
uangna'ngmiun die Bewohner des —.
ua'sipoq weit, L. *ungasikpok*, G *ungasigpoq.*
uba hier, G. *uva.*
ue'rnarpoq er ist schläfrig, L. *uerngarpoq*, G. *uernarpoq.*
uē'tjero nach einer kleinen Weile, L. *ovatsiaro*, G. *uvatsiaq.*
Uēua'qdjung E.
u'gjuk, Phoca barbata, L. *ugjuk*, G. *ugssuk;*
Ugjuk'tung reich an — O.
Uglirn Walrossinsel O.
ui'djarpoq er dreht es um, L. *uipjārpok*, G. *uivssarpoq.*
ui'nga ihr Gemahl, L. *ue*, G. *uve;*
uinerlipā' sie heiratet ihn, *Uinigumisui'toq* die nicht heiraten Wollende.
ui'nirn Vordertheil des Schlittens, L. *uernek.*
Uisa'qdjung E.
Uisī'tiaq E.
Uī'vang äusserste Landspitze O., *Uibā'run* O., *Uiva'riang* O.,
u'ivoq er öffnet die Augen, L. *uipok*, G. *uipoq.*
ū'jaming Nadelbüchse, Halsband, L. *ujamik*, G. ebenso;
ujimijartlune sie um seinen Hals hängend.
Ujamē'tung E.
ujarang, dual. *ujarang*, pl. auch E. *ujaqā'n* Stein, L., G. *ujarak;*
uja ra'kulu Steinchen, *ujarakpē'ing* grosser —, *ujarasu'qdjuq*
ujaqamigō mit Steinen, sagt man;
Ujara'qdjuin grosse Steine O., *Ujarasuqdju'ling* mit grossen — O., *Ujaradjiraai'tung* O.
ujarpā' er sucht ihn, G. *ujarpâ.*
u'jo gekochtes Fleisch, L. *ōjok*, G. *ûssut.*
ukadling, dual. *ukadlīng*, pl. *ukadlin*, auch O, Hase, L. *ukkalek*, G. *ukaleq;*
Ukadli'ngujang das Hasenähnliche O., *Ukaline'rbing* wo man — fängt O.
u'kiak Herbst, L. *okkiak*, G. *ukiaq;*
Ukiadli'ving Herbstwohnplatz O.;
ukiuq Winter, L. *okkiuk*, G. *ukioq;*
Ukiu'qdjuaq grosser — O.
ukpi'kdjuaq, pl. *ukpi'kdjudjen* Eule, L. *okpik*, G. *ugpik.*
ukusik Kessel, L. *ukkusik*, G. *uvkusik;*
ukusi'ksang Topfstein (Steatit), auch O.;
Uksusia'qdjung Kesselchen E.
Uqitia'ng E.
u'qsirn Oese, die Hundeleine auf das Zugseil zu spannen, auch E., L. *oksek*, G. *orseq.*
u'xsuq Speck, L. *orksok*, G. *orssuq;*
Uxsure'ling weisser Bär (in der Angekok-Sprache), auch E.
Udlai'ujang E.
Udla'qung E.
udle'ktung Schwert des Orion = einander folgend, L. *udla'ktut.*
udli'mavoq er haut ihn mit der Axt, L. *ullimarpok*, G. *ulimavoq;*
udlimaun Beil;
Udlimaulite'ling mit Beilen O.
ulipoq es ist Fluth, L. *ullipok*, G. *ulipoq;*
udlutivā' die Fluth steigt über ihn, L. *ulutsauvoq* G. *ulutarpâ.*
u'lō Frauenmesser, L., G. ebenso;
ulu'qsang Schiefer = Material für —.
udlū'aq Wange, L. *ulloak*, G. *uluaq;*
Udlua'pang, *Udluā'pa'* E.
udlū'riaq Stern, L. *uvloriak*, G. *uvdloriaq;*
udluriā'qdjuaq Venus = grosser —, *udluriaqdjuarā'lung* Jupiter = sehr grosser —.
umang Naht oben an der Schuhsohle, L. *umak.*
ū'men, dual. *ū'mating*, pl. *ū'matin* Herz, Frau, L. *omat*, G. *ûmat;*
Umanaq O., *Umana'qtuaq* O., *Umana'qdjung* O., *Umana'kulu* O.
u'miaq Weiberboot, L. *umiak*, G. *umiaq;*
umia'qtuaq grosses — = Schiff, *umiartatlitovik* rasch mit einem neuen Boote versehen;
umiavok er leidet Schiffbruch, L. *umiōvok*, G. *umiuvoq;*
Umia'ngujang das Bootähnliche O., *Umiatō'riaq* O.
umi'jun obere, horizontale Zeltstange, G. *umik* Zeltvorhang, *umijusiū'tin*, Band zum Festbinden der *umijun.*
uming Bart, unteres Ende der Harpunenspitze, L., G. *umik;*
Umu'ujang das Bartähnliche O., *umingmang* Moschusochse.
una dieses, er, es.
unalipilā'roq einen, dieses!
Unā'ping E.
ū'naq, dual. *ū'nang*, pl. *unargan* Harpune, L. *ūnak*, G. *unâq;*
unaqiū'ta Befestigung der Eisenspitze an dem Harpunenschaft, *unarte'nga* Eisenspitze des Harpunenschaftes;
Unarsia'rbing O., *Unartā'bing* O.
unatarpā' er prügelt ihn, L. *unatarpok*, G. *unatarpâ;*
unate'rdnirn blaue Flecken vom Prügeln.
unavoq er ist freundlich, L. *unnavok*, G. *unavoq.*
udnerpoq es ist heiss, L. *ōnarpok*, G. *ûnarpoq.*
unika'rtua Sage, L. *unipkarpok*, G. *univkâq;*
unikartualarpoq er erzählt.
unikpok er bleibt, verweilt, L. *unikpok*, G. *unigpoq.*
udnirng, dual. *udning*, pl. *udnēin* Achselhöhle, L *unnek*, G. *uneq.*
unuang Nacht, L. *unnuak*, G. *unuaq;*
unung Abend.
Ungarny E.
ungalea'gō übermorgen;
ungaleqea'gō Tag nach übermorgen;
unguatā'ne jenseits.
unga'tiang eben geborener Seehund.
ungi'run Schnürband am ober. Stiefelrande, L *ungerut*, G *ungerut.*
Ungnje'ling O.
Upekdē'naq O.
Usa'ngang E.
usivoq er beladet das Boot, L. *ussivok*, G. *usivoq.*
Usikū'ving O., *Usikuviarō'tang* O.
Usitara'lung E
ū'suk Penis, auch E., L. *ussuk*, G. *usuk;*
Usū'lung der grosse — O.; *Usū'jang* Schnabel des Kajak = penisähnlich, *Usū'qang* E., *Usutāping* E.
Utiqimī'tung O.
u'terpoq er wendet um, L. *utterpok*, G. *uterpoq.*
utsi'rung Werg, L. *upserut*, G. *uvserut;*
utsi'rijuq Löcher im Schneehause zustopfen.
u'tjuq, vulva, auch E., L. *utsuk*, G. *utsuk;*
Utitia'q Gebärmutter, auch E., *Utung* E., *Utua'lūk* E., *Utua'qdjung* E., *Utuai'tiang* E.;
Utusi'vik, vulva.
u'toq Seehund auf dem Eise bei seinem Loche liegend, L. *otok*, G. *utoq.*
uvi'arpoq ein Gestirn steht hoch.
uvi'ung, Klitoris, auch O., E.

Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von **J. R. Bünker** in Oedenburg.

(Mit 14 Text-Illustrationen.)

Obwohl ich mit Sicherheit glaube annehmen zu dürfen, dass die Wohnverhältnisse der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung im westlichen Theile Ungarns, zum Mindesten von dem Höhenzuge an, der sich südlich von der Güns nach Osten erstreckt, bis nördlich zur Donau und darüber hinaus, und zwar so weit die Bevölkerung dieses Theiles von Ungarn die deutsche Sprache ihre Muttersprache nennt, allenthalben dieselben sind, das Bauernhaus hier also überall nach denselben feststehenden Gesetzen aufgeführt und ausgestattet ist, so wird sich meine vorliegende Schilderung des Bauernhauses in dieser Gegend vorläufig doch nur auf ein engeres Gebiet derselben, auf eines, das ich auf Anregung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien thatsächlich durchforscht habe, auf das Gebiet der ehemaligen Urbarialherrschaft der königlichen Freistadt Oedenburg beschränken.

Dieses Gebiet umfasst ausser dem Banne der Stadt Oedenburg die Gemarkungen der an diesen sich anschliessenden Dörfer: Wandorf, Agendorf, Loipersbach, Klingenbach, Mörbisch, Wolfs, Kohlenhof und Harkau.

Mit Ausschluss der Bewohner von Klingenbach und Kohlenhof, welche mit ihren Dörfern zwei der in den westlichen Comitaten Ungarns zahlreichen croatischen Spracheninseln bilden, gehören die Angesessenen der anderen genannten Ortschaften seit urdenklichen Zeiten dem deutschen Volksstamme an. Welchem der vielen germanischen Völkerstämme, die zu Beginn der Geschichte dieser Gegend das Land zeitweilig bewohnten, die heutige Bevölkerung als Nachkommenschaft zugerechnet werden kann, müsste sich wohl aus der Erforschung der Mundart, an welche sich bis heute leider Niemand gemacht hat, ergründen lassen. So viel glaube ich aber hier erwähnen zu müssen und behaupten zu dürfen, dass die Mundart der westungarischen Deutschen oder das „Heanzische" im weitesten Sinne nicht eins ist, weder mit der niederösterreichischen, noch mit der steierischen Mundart, wie man in Hinblick auf die angrenzenden Kronländer Oesterreichs vielseitig anzunehmen pflegt.

Weiters vermag ich vielleicht im Vorbeigehen durch Folgendes aufklärend zu wirken und Forschern nach der Abstammung und Zugehörigkeit der westungarischen Deutschen zu ihrer Arbeit Anhaltspunkte zu liefern.

Ich lese im II. Bd. „Niederösterreich" des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" in dem Aufsatze „Volksmusik, Dialekt und Dialektpoesie", S. 255, über die Mundart der Bewohner des Viertels unter dem Manhartsberge, wie folgt: „ ∴ eigen ist diesem Gebiete der Diphthong ui: Muida', er tuit (rein niederösterreichisch: Muatta', er tuat, mit unentschiedenem, das heisst fast consonantischem, in r übergehendem Klange des a); Neigung zur Zerdehnung: muring (morgen), ā solicha' (rein niederösterreichisch: ā so ā); eine ganz merkwürdige Umformung des neutralen Pronomens: si regent und anderes. Es ist das eine räthselhafte Erscheinung; die Sonderstellung dieses Gebietes erscheint unaufgeklärt; von fremdem Einflusse ist keine Spur; im Gegentheile hat sich die Redeweise dieses Stammesbruchtheiles sogar ausgebreitet und herrscht heute noch in den nördlichen Enclaven die alte Reichsstrasse entlang bis auf die Spracheninseln um Brünn".

Wenn ich nun hier mittheile, dass die Mundart der westungarischen Deutschen dieselben Eigenheiten zeigt wie die Mundart der Bewohner Niederösterreichs zwischen Kamp und March, dass man hier ebenso wie dort den Diphthong ui spricht und Muida' und er tuit, ferner Kui (Kuh), Pui' (Bube), Krui' (Krug), huischt'n (husten), schuiss'n (schiessen), guit (gut), g'mui' (genug) u. s. w. sagt, hier ebenso wie dort in der Sprache zur Zerdehnung neigt, auch: muring oder moring, ā solicha' oder sulicha', ferner hiatzat (jetzt), hålbata' (halber), ehenda' (eher), dådarn (da, hier) u. s. w. spricht und ebenso hier wie dort die merkwürdige Umform des neutralen Pronomens: si regn't im Gebrauche ist, so wird man in der vom Niederösterreichischen abweichenden Mundart im Viertel unter dem Manhartsberge keine allzu räthselhafte Erscheinung, im Lande zwischen Kamp und

March keine Sonderstellung eines Gebietes und in den Bewohnern, die dort diese Redeweise führen, keinen Stammesbruchtheil erblicken, man wird da im Gegentheile, wenn man sich die Bewohner des niederösterreichischen Viertels unter dem Manhartsberge mit den über eine Viertelmillion zählenden westungarischen Deutschen durch die gleichartige oder gemeinsame Mundart verbunden als einen Volksstamm zu denken gezwungen sieht, eher von einem Stammesganzen sprechen müssen, das sich jenem Stammesganzen, das die Bewohner Niederösterreichs bilden, deren Mundart von der im Viertel unter dem Manhartsberge abweicht, ebenbürtig entgegenstellt.

Sollte sich diese einer freilich erst durch weitere Forschungen zu erhärtenden Annahme einer Stammeszusammengehörigkeit als unumstösslich erweisen, so wäre damit wohl auch der beste Beweis dafür erbracht, dass die westungarischen Deutschen kein germanisirter Volksstamm sein können, sondern als Abkömmlinge eines wahrscheinlich eigenen germanischen Stammes als urdeutscher Volksstamm zu betrachten sind.

Das westungarische Deutschthum hat sich, gegen Westen auf grosse Strecken durch die Ausläufer der Alpen von seinen Grenznachbarn jenseits des Gebirges fast völlig abgeschlossen und von Osten her durch das magyarische Element eingeengt, durch Jahrhunderte selbstständig erhalten und selbstständig besonders in seinem inneren Leben entwickelt. Es ist darum auch nicht wohl zu denken, dass es in seinen Wohn- und Wirthschaftsverhältnissen von einer oder der anderen fremden Seite beeinflusst worden wäre. Man darf im Gegentheile wohl annehmen, dass auch diese Verhältnisse ureigene der Deutschen Westungarns sind und dass das westungarische Bauernhaus als solches eines urdeutschen Volksstammes ein deutsches Bauernhaus ist.

Bevor wir auf die Beschreibung desselben übergehen, möge uns noch gestattet sein, Einiges im Allgemeinen über die Wohn- und Wirthschaftsverhältnisse des westungarischen Bauern oder, um nun auf das engere Gebiet zu kommen, dessen ländliche Bauten wir schildern wollen, des Bauern in und um Oedenburg zu sagen, da sich ja bekanntlich danach die Ausgestaltung des Hauses richtet.

Die Häuserzahl der Dörfer ist eine sehr verschiedene.

Während z. B. Wandorf 266 Häuser zählt, zählt deren Loipersbach nur 124. Die Dörfer sind ausschliesslich Gassendörfer. Die Gasse führt zumeist in gerader Linie durch das Dorf. Rechts und links von der Gasse laufen die schmalen Parcellen, auf denen die Häuser liegen, rechtwinkelig ab. Grössere Dörfer, wie Agendorf und Wandorf, weisen neben der breiteren Hauptgasse noch schmälere Nebengassen auf. Bei diesem Umstande und bei dem anderen, dass die Parcellen, auf denen die Häuser liegen, sehr schmal sind und sich dem Hause weiter nichts anschliesst als nach rückwärts hinaus ein kleiner Obstgarten, haben die Ortschaften, auch wenn sie zu den grössten gerechnet werden, eine verhältnissmässig nur geringe Ausdehnung.

Was nun die Zahl der Bewohner betrifft, weist deren Wandorf rund 1750, Agendorf 1700, Harkau 1165, Wolfs 970 und Loipersbach 690 auf. Die Einwohnerzahlen der Dörfer Mörbisch, Klingenbach und Kohlenhof konnte ich nicht erhalten.

Die 1165 Einwohner von Harkau bewohnen 179 Häuser. Auf ein Haus entfallen durchschnittlich 6—7 Bewohner. Wohnräume kommen auf ein Haus durchschnittlich 2; auf jeden derselben kommen daher 3—3½ Bewohner.

Der Grundbesitz, den der Bauer in der Gegend Oedenburgs sein Eigen nennt, ist in der Regel kein grosser, da einerseits der Grossgrundbesitz auf Kosten des Besitzthums der Bauern ausgedehnte Flächen einnimmt, andererseits die Waldungen, wo solche vorkommen, und die Hutweiden fast überall Gemeinbesitz aller Bauern sind. Letztere bilden in der Regel einen ziemlich hohen Procentsatz der Liegenschaften eines Dorfes.

Dies zu zeigen, sei in Folgendem eine Zusammenstellung der Bodengattungen nach Katastraljoch, aus denen der Bann des Dorfes Agendorf besteht, gegeben.

Die Liegenschaften des Dorfes Agendorf belaufen sich:

			Katastraljoch	Quadratklafter
a)	an unproductiven Flächen .	auf	74	16
b)	„ Wald	„	541	986
c)	„ Ackerland	„	979	1279
d)	„ Wiesenland	„	306	591
e)	„ Hutweide	„	36	967
f)	„ Weingärten	„	84	227
g)	„ Obst- und Hausgärten .	„	56	181
	im Ganzen	„	2078	946

Rechnet man von der Gesammtsumme jene Gründe, die das Gemeingut aller Besitzer bilden, ab:

	Katastraljoch	Quadratklafter
den Wald mit	541	986
die Hutweide mit	36	967
und die unproductive Fläche, wozu Wege, Gewässer etc. und der Grund gerechnet wird, auf denen die Häuser stehen, mit	74	16
im Ganzen also ab	652	269
so bleiben von der Gesammtsumme	2078	946
ab	652	269
	1426	677

als productive Fläche übrig, die sich auf den Besitz aller Grundbesitzer vertheilen.

In Agendorf befinden sich nun unter den 266 Hausbesitzern nur 108 solche, die auch über Grundbesitz verfügen. Theilt man also die Summe von 1426 Katastraljoch 677 Quadratklaftern unter diese 108 Grundbesitzenden, so kommen auf einen grundbesitzenden Bauern im Durchschnitte 13 Katastraljoch 326 Quadratklafter.

Weicht gleichwohl der Besitz der einzelnen Bauern in der That von dieser Durchschnittszahl nicht nur nach abwärts, sondern auch nach aufwärts bedeutend ab, so gibt es doch in keinem der acht Dörfer, die vor dem Jahre 1857, zu welcher Zeit die Grundablösung erfolgte, zur Urbarialherrschaft Oedenburg gehörten, auch nur einen Besitzer, der sich einen „ganzen Bauern“ nennen könnte. Der Bauer schätzt hier nämlich, wie auch anderorts, sein Besitzthum nach Achteln, wovon eines beispielsweise in Agendorf zu circa 7 Katastraljoch, in Wolfs zu 5 Katastraljoch und in Loipersbach zu 3 Katastraljoch gerechnet wird. Ein Besitzer von 8 Achteln ist demnach erst ein ganzer Bauer.

Die nachfolgende Zusammenstellung möge nun das wahre Bild der Besitzverhältnisse in Agendorf und zur Vergleichung auch die der eben genannten Dörfer Wolfs und Loipersbach bieten:

	in Agendorf	in Wolfs	in Loipersbach
8-Achtler . . .	—	—	—
7-Achtler . . .	—	—	—
6-Achtler . . .	4	—	1
5-Achtler . . .	11	—	—
4-Achtler . . .	5	—	7
3-Achtler . . .	45	—	—
2-Achtler . . .	33	80	45
1-Achtler . . .	3	—	5

Ausserdem weist ein jedes dieser Dörfer noch Besitzer auf, die auf den Titel eines „Bauern“ keinen Anspruch erheben können. Sie bilden drei Gruppen:

1. Die „Hofstattler“ verfügen über Haus und Hof, dazu auch über Grundbesitz, der aber das Ausmass eines Achtels nicht erreicht, und haben, wie die Bauern, Wald- und Hutweidenutzniessung.

2. Die „Kleinhäusler“ oder Söldner besitzen Haus und Hof, aber keinen Grund, geniessen jedoch die Rechte eines Achtlers auf Wald und Hutweide.

3. Die „Neuhäusler“ haben kein Recht auf Nutzniessung am Gemeingut und nennen nur ein Häuschen ihr Eigen.

Nachstehende Zusammenstellung soll obige Uebersicht nun ergänzen:

	in Agendorf	in Wolfs	in Loipersbach
Hofstattler . . .	7	—	21
Kleinhäusler . .	90	73	26
Neuhäusler . . .	68	10	19

Der Umstand nun, dass die Besitzverhältnisse in Hinsicht auf Grund und Boden in der Gegend Oedenburgs beschränkt sind, bringt es mit sich, dass der Betrieb der Wirthschaft hier auch kein allzu grosses Haus erfordert. Das Erforderniss eines grossen Hauses und insbesondere grosser Ställe und Scheunen wird noch verringert durch die Art und Weise des Betriebes der Wirthschaft. Es ist natürlich, dass in Gegenden, wo hauptsächlich Viehzucht betrieben wird, das Haus zur Unterbringung des grösseren Viehstandes und der nothwendig gesteigerten Futtervorräthe sich dehnen muss und an Grösse das solcher Gegenden übertrifft, wo die Viehzucht erst den zweiten oder dritten Rang im bäuerlichen Wirthschaftsbetriebe einnimmt.

Der Haupterwerb der Landwirthschaft betreibenden Bevölkerung Oedenburgs und seiner Umgebung besteht nun hauptsächlich im Ackerbau und Weinbau. Die begütertsten Bauern verfügen gewöhnlich über einen Viehstand von höchstens vier Kühen, einem Paar Ochsen, einem Paar Pferden und einigen Schweinen. Das Unterbringen und die Versorgung dieses Viehstandes beansprucht weder viele, noch grosse Räume. Zumeist stehen Pferde, Ochsen und Kühe in einem Raume beisammen. Die Schweine haben übertragbare Ställe im Hofe. Der Ackerbau kann, wie aus den geschilderten Besitzverhältnissen hervorgeht, auch nicht in so grossem Massstabe betrieben werden, dass er grosse Räume erforderte, und auch der Weinbau stellt keine besonderen Ansprüche auf ausgedehnte Räume an das Haus. Das Bauernhaus sowohl Oedenburgs, als auch das in dessen Umgebung kann darum nur ein kleines genannt werden.

Gehen wir nun auf die Schilderung des Hauses selbst über.

Das Wohnhaus des Bauern in der Gegend Oedenburgs zeigt den oberdeutschen Typus in seinen untersten Entwicklungsstufen.

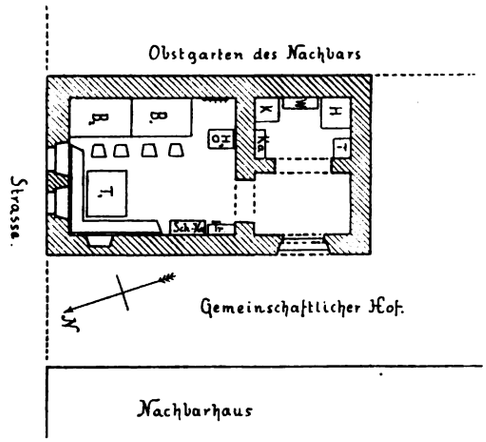


Fig. 76. Grundriss. 1 : 200.

Fig. 77. Vorderansicht. 1 : 200.

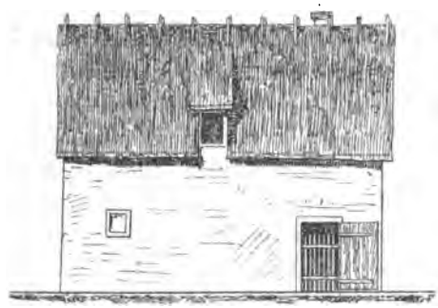


Fig. 78. Seitenansicht. 1 : 200.

Fig. 76—78. **Bauernhaus Nr. 72 in Loipersbach.**

Die einfachste Form des Wohnhauses fand ich im Hause Nr. 72 des Bauern Michael Hauer im Dorfe Loipersbach. Fig. 76 zeigt den Grundriss, Fig. 77 den Aufriss der Giebelseite und Fig. 78 den Aufriss der Hofseite dieses Häuschens. Es kehrt seine Giebelseite, wie dies in den Dörfern um Oedenburg und in Oedenburg selbst auch bei den Bauernhäusern die Regel ist, der Strasse zu. Während jedoch sonst die Lage des Hauses zum Hof allenthalben so gewählt wird, dass entweder die Giebelseite oder die mit der Eingangsthüre versehene Langseite nach Osten oder Süden gekehrt liegt, sieht hier die Giebelseite nach Norden, die Langseite nach Westen, doch wohl nur dem Zwange weichend, der darin besteht, dass das Haus mit dem Nachbarhause — was übrigens keine Seltenheit — einen gemeinsamen Hof besitzt.

Die Wirthschaftsgebäude liegen hier vollkommen vom Wohnhause getrennt, was, wie aus den weiteren Ausführungen sich zeigen wird, ganz gegen allen örtlichen Gebrauch geht.

Obwohl, wie aus dem Gesagten hervorgeht, dieses Haus nicht als Typus der örtlichen Bauart gelten kann, so wird es doch vorgeführt, um an demselben den Urtypus des oberdeutschen Hauses nachzuweisen.

Der Grundriss des Hauses zeigt zwar drei Räume, doch lassen sich diese auf die zwei Räume des oberdeutschen Urtypus zurückführen, denn auch heute noch hat der Bauer für die drei Räume nur zwei Bezeichnungen. Die ersten beiden, die dem Eintretenden meist als Vorhaus und Küche in die Augen fallen, nennt er mit einem Worte Küche (Kuch'l). Er betrachtet sie somit als einen Raum. Bei näherer Besichtigung findet man, dass die beiden Theile dieses Raumes auch nicht in der Weise geschieden sind, wie Theile des Hauses gewöhnlich von einander getrennt werden. Es befindet sich nämlich zwischen denselben keine Thüre. Die Trennung ist durch eine Mauer bewerkstelligt, die Verbindung jedoch in dieser durch einen Durchgang mit einem flachen Bogen darüber. Der Durchgang hat geringere Höhe als eine Thüre, weist aber wohl die doppelte Breite einer solchen auf. Es ist diese trennende Zwischenwand als nichts anderes denn als letzter Rest jenes Mantels (Kobel, Kogel, Hurd) anzusehen, der über der Feuerstelle des alten, oberdeutschen Hauses von oben herabhing. Oft vertritt in älteren Häusern noch heute ein starker eichener Balken den Bogen, der das darüber liegende Mauerwerk zu tragen hat. Dieser Balken führt aber im Munde des Volkes den Namen Månd'lpam, welche Bezeichnung sich wohl nicht anders denn als „Mantelbaum" deuten lassen wird. Damit wäre die ausgesprochene Ansicht erhärtet und auch die Auffassung des in Rede stehenden Hauses als Urtypus des oberdeutschen Hauses gerechtfertigt.

An der Wand über dem Bogen, welcher die Küche vom Vorhause (ich will diesen Raum der Deutlichkeit wegen so nennen) trennt, hat die Bäuerin als Schmuck den Stolz ihres Hauses, die schönsten Teller, befestigt. Sie lassen nach ihrer Zahl auf die Wohlhabenheit, nach ihrer Sauberkeit auf die Nettigkeit, die im Hause herrscht, schliessen.

In der Küche selbst befindet sich in der rechten Ecke an der östlichen Wand der offene Herd *H* (Hea't); ihm gegenüber an derselben Wand der eingemauerte grosse Kessel *K* (Këss'l; unter ë verstehen wir einen Laut, der zwischen e und ö die Mitte hält). Zwischen beiden steht die Wasserbank *W* (Wåssa'pånk), über dieser in einer geräumigen Wandnische das stets blanke Kupfer- und Zinngeschirr der Hausfrau. Links vom Kessel steht das Küchenkästchen *Ka* (Kuch'lkast'l), gegenüber, rechts vom Herde, der Küchentisch *T* ('s Kuch'ltisch'l) und darüber der Geschirrständer (t'Stëll'n; st im Anlaut = scht, auch in der Folge).

Die Küche ist gewölbt und lässt den Rauch durch einen gemauerten Schlot (Rau'fång) in's Freie, das Vorhaus ist durch eine Tramdecke (Trampod'n) nach oben geschlossen, beide aber zeigen Lehmfussboden (Flëz).

Einen Lehmboden weist auch das etwa 2½ m hohe Zimmer (t'Stub'n) auf, in die wir aus dem Vorhause gelangen. Der Thüre gegenüber befinden sich zwei nahe aneinander liegende Fenster (Feiñsta'; ñ = nasalirtes n). Die Fenster werden während der Nacht durch eiserne Fensterladen (Feiñsta'låd'n) geschlossen. Ein Fenster befand sich ehemals auch in der Westwand, nahe der nordwestlichen Ecke. Es ist wohl deshalb zugemauert worden, weil es das ganze Zimmer dem Wetterwinde ausgesetzt hat. Die nordwestliche Ecke schliesst die einen rechten Winkel bildende stabile Bank (Låañpånk = Lehnbank) ein. Sie umgibt von zwei Seiten den massiven Tisch *T* (Tisch) aus Nussbaumholz. An der Westwand schliessen sich an die Bank gegen die Thür hin ein Schubladkasten *Sch.-Ka* (Schublå'kåst'n) und eine Kleidertruhe *Tr* (Truija, Trua) an. An der gegenüberliegenden Wand befinden sich die beiden breiten Himmelbetten B_1 und B_2 (Him'lpët'n) mit hoch aufgethürmtem Bettzeug (Pë'g'wänt), das jedoch blaue, geblümte Vorhänge (Fiahëng') verdecken. Das Dach des Himmelbettes wird von gedrehten Säulen getragen, ist massiv aus Brettern gefügt und dient als Stellage. Die Bibel, das Gesangbuch, der Kalender und sonstige Bücher werden dort aufbewahrt. Auch der Bilderschmuck, den das Zimmer aufweist, wird zum grössten Theile vom Himmel getragen. „Weltliche" Bilder, wie die „vier Jahreszeiten", das „Menschenalter", häufig auch die „Herrscherfamilie" etc. finden ihren Platz an der Wand, „religiöse" Bilder jedoch, ein „Haussegen", ein „Christuskopf", das „heil. Abendmahl", „Luther" und „Melanchthon" und auch die Confirmationsscheine der Familienmitglieder haben ihren Ehrenplatz auf dem vorderen Rande des Himmels, wo sie durch eiserne Stützen von rückwärts festgehalten werden. Nebenbei sei hier erwähnt, dass, wie aus der Aufzählung der angeführten Bilder hervorgeht, die Bewohner aller Dörfer, die zur ehemaligen Herrschaft Oedenburg gehörten, mit Ausnahme der beiden Dörfer, deren Insassen Kroaten sind, zum weitaus grössten Theile eifrige Protestanten sind.

Unmittelbar vor den Betten stehen in gerader Reihe die Stühle (Stual, pl. Stial, auch Sëis'l = Sessel).

Die fast freie Ecke im Südosten des Zimmers hat noch vor wenigen Jahren der traute Genosse des offenen Herdes, ein massiger Kachelofen (Kåch'lof'n) ausgefüllt. Ein kleiner, weniger verschwenderischer eiserner Sparherd, der im Winter die Dienste eines Herdes und Ofens gleichzeitig verrichten muss, füllt gegenwärtig dessen Stelle aus. Ein Kleiderrechen, der hinter dem Herde in der Ecke angebracht ist, trägt die minder werthvollen Kleidungsstücke der Hausbewohner.

Gedeckt ist das Zimmer durch eine Tramdecke. Die Trambalken werden von einem mächtigen Durchzugbaum (Dur'zu') gehalten Er trägt an der gegen die Fenster gerichteten Seite die Jahreszahl 1822.

Die Mauern des Hauses sind etwa 70—80 cm dick und aus Bruchsteinen aufgeführt. Obwohl die Ziegel in der Gegend wohlfeil und gut sind, bilden doch Steine, insbesondere Sandsteine, welche oft weit hergeführt werden müssen und deshalb theuer zu stehen kommen, als solidestes, das beliebteste und allgemein angewendete Baumaterial auch heute noch. Die Mauern sind aussen und innen sorgfältig mit Mörtel (Malta') verputzt und mit Kalkmilch geweisst. Die Erneuerung des Anstriches wird alljährlich zweimal, zur Osterzeit und im Herbste von der Hausfrau oder einer erwachsenen Tochter besorgt. Von den Wänden trägt nur jene, welche der Gasse zugekehrt ist, einigen ihr durch den Maurer verliehenen Schmuck. Dieser besteht in einfacher Flächentheilung durch eingeritzte Linien und durch kräftiges Hervorheben der Fenstergewandung (G'wënd), insbesondere der Sohlbänke und der Gesimse (G'sims)

oberhalb der Fenster. Es sei hier noch als charakteristisch erwähnt, dass die Fenster hier, wie fast allenthaben, nicht in der Mitte der Giebelmauer liegen. Im Zimmer stehen stets an der Seite, die von aussen als die breitere erscheint, die Betten.

Ueber den vier Wänden erhebt sich das Dach. Es ist ein Satteldach (Schā'dåch = Scherendach). zwei Theilen. Der obere Theil reicht etwa bis zum dritten Theile des ganzen Bretterverschlages herab und tritt etwas hervor. Jedes zweite Brett des unteren Theiles ist etwas kürzer. Diese Abstufung in der Bretterlänge und ein darunter hervortretendes Zierbrett (va'zia't's Brëtt = verziertes Brett) ersetzen das fehlende Hauptgesimse. In der dem Hofe zu-

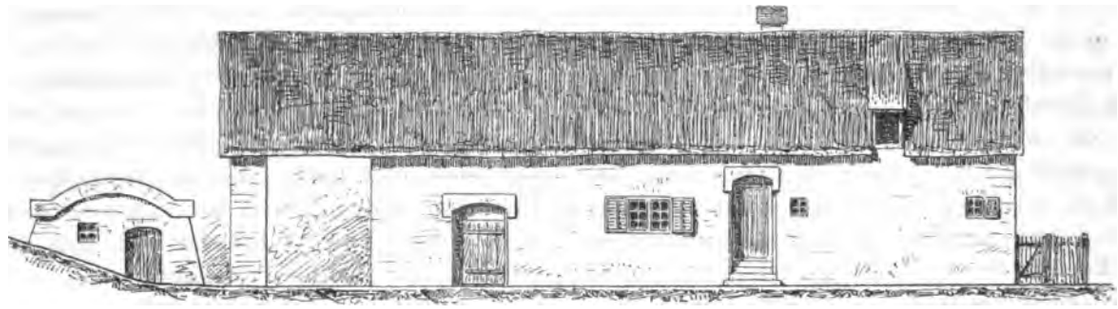


Fig. 79. Seitenansicht (Hofseite). 1 : 200.

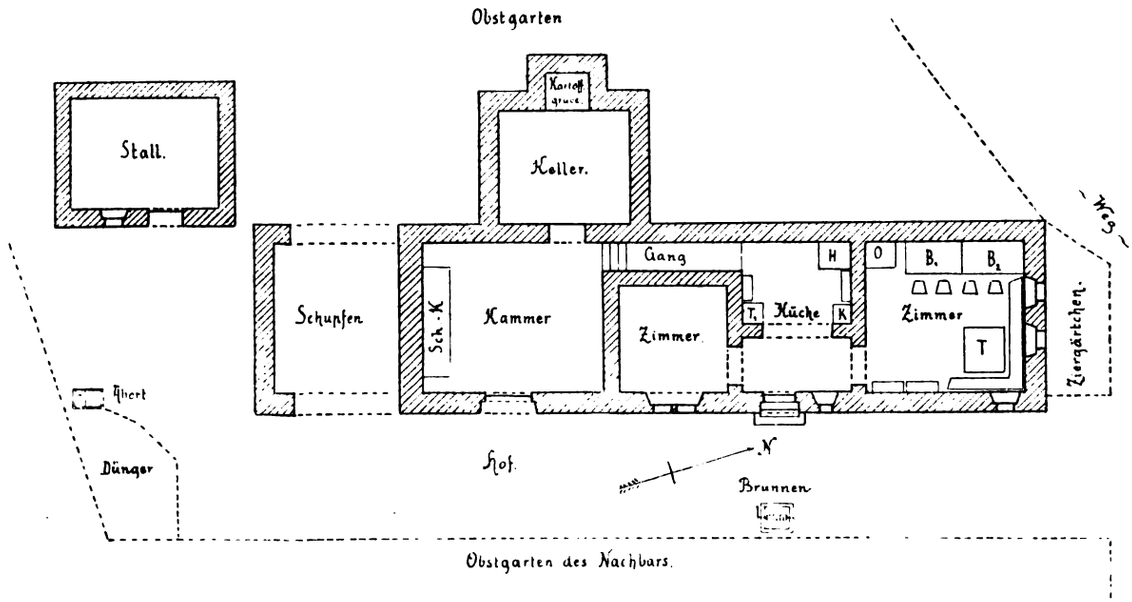


Fig. 80. Grundriss. 1 : 200.

Fig. 79 und 80. **Bauernhaus Nr. 85 in Loipersbach.**

Die geringe Tracttiefe beansprucht nur einen leeren Dachstuhl; derselbe ist mit Stroh gedeckt. Das Dach reicht weder an den Langseiten, noch an den Giebelseiten weit über die Mauern hinaus. Der First wird durch roh gearbeitete, zangenartige Hölzer zusammengehalten. Da die Giebelmauer nur bis zur Dachhöhe reicht, bildet den oberen, dreieckigen Theil der Giebelwand eine Bretterverschalung. Sie besteht aus gekehrten Dachseite befindet sich eine Dachluke, durch welche Futter- und Getreidevorräthe in den Dachraum (Bod'n) geschafft werden. Als Verkehrsmittel zum Bodenraume dient eine Leiter (Låatta'), die von aussen an das Dach gelehnt wird.

In Fig. 79 und 80 bilden wir den Aufriss einer Längsseite und den Grundriss eines kleinen Bauernhauses ab, dessen Wirthschaftsräume sich in der

ortsüblichen Weise an die Wohnräume anschliessen und so mit diesen vereint das herkömmliche Ganze bilden.

Das Haus bildet das Eigenthum des Bauern Johann Bauer und liegt unter Nr. 85 wie das vorher geschilderte Haus ebenfalls in Loipersbach. Es ist an eine Berglehne gebaut und kehrt seine Langseite dem Sonnenaufgange zu.

Der Aufriss der wieder der Strasse zugewendeten Giebelseite gleicht fast vollkommen dem des schon beschriebenen Hauses, die Vorführung desselben wäre also Wiederholung; ebenso wäre es Wiederholung, die Küche und die gegen die Strasse gekehrte Stube und deren Einrichtung voll zu beschreiben. Ich kann mich darauf beschränken, nur einzelne Abweichungen hervorzuheben.

Zur Eingangsthüre des Hauses führen hier einige Stufen aus Sandstein empor. Ueber der Thüre ist als Verzierung ein stark hervortretender, flacher Bogen angebracht. Die Thüre selbst ist aus grüngestrichenem, starkem Eisenblech. Innerhalb derselben ist eine hölzerne Gitterthüre angebracht. Im Sommer ist die Eisenthüre tagsüber stets offen, die geschlossene Gitterthüre wehrt dann dem Federvieh den Eintritt ab, lässt aber Luft und Licht in das Vorhaus und in die Küche dringen. Licht erhalten diese Räume zudem durch ein kleines Fenster rechts von der Thüre.

Die Einrichtung der Küche und des Wohnzimmers gleicht, was ja auch aus dem Grundrisse ersehen werden kann, ganz der des vorbeschriebenen Hauses, nur ist der Kessel in der Küche an anderer Stelle angebracht und in der Stube steht noch der breite Kachelofen *O*.

Gegenüber der Thüre, die in's Zimmer führt, öffnet sich im Vorhause eine zweite Thüre. Sie führt in ein zweites Zimmer. Dieses Zimmer gibt Zeugniss von dem Bedürfnisse nach gesteigerter Bequemlichkeit, die auch der Bauer mit der Zeit an seine Wohnung stellte. Es ist diese Forderung nach Bequemlichkeit hier wirklich mit der Zeit gekommen, denn anfangs war dieses Zimmer kein Wohnraum, sondern eine Kammer zur Unterbringung von Nahrungsvorräthen und Wirthschaftsgeräthen. Dies beweist der Umstand, dass der Raum gewölbt ist. Auch das sonst an Bauernhäusern ungewöhnliche Doppelfenster mit seinen Eisenjalousien weist auf Umgestaltungen hin, die erst in neuerer Zeit stattgefunden haben. Das Zimmer traf ich unmöblirt an. Es war kurz vorher von einem alten Elternpaare, das hier „in der Ausnahm'" lebte, bewohnt. Die Zimmereinrichtung wurde, da sie jetzt überflüssig war, verkauft.

Im Hintergrunde der Küche, dort, wo in anderen Häusern gewöhnlich der Kessel angebracht ist, befindet sich nun noch eine dritte Thüre. Sie führt in einen kaum meterbreiten Gang, der an seinem Ende über einige Stufen in einen weiteren Raum führt. Er bildet den Ersatz für die zum zweiten Zimmer gewordenen Kammer, war ehemals Stall und ist ebenfalls gewölbt.

Als Kammer enthält der Raum als Hauptsache den grossen Schüttkasten *Sch.-K* (Schittkâst'n), der fast die ganze Länge und über die halbe Höhe einer Wand einnimmt und dessen Fächer zur Aufnahme von Getreide bestimmt sind. Hier werden auch die kleineren Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt:

ta' Stessuisch = die Stossmulde;
ta' Rui'stess'l = der Rübenstössel;
's Krautfass'l = das Krautfass;
t'Haigâb'ln = die Heugabeln;
t'Hairëcha' = die Heurechen;
ta' grâssi Rëcha' = der grosse Rechen;
t'Sëg'nst = die Sense.

Bestandtheile derselben sind:

t'Sëg'nst = die eigentliche Sense (Sensenblatt);
ta' Sëg'nstmâri = der Stiel,
's Hamring'l = der Sensenring,
's grâssi und 's klâani Sëg'nstmind'l = die Handhaben;
ti Trisch'l = der Dreschflegel;
t'Hâk' = die Hacke;
t'Sâg' = die Säge;
ta' Kumpf = der Wetzsteinbehälter;
ta' Wëtzstâañ = der Wetzstein;
's Tâng'lstëck'l = der Tengelstock;
ta' Tâng'lhâmma' = der Tengelhammer;
t'Fail' = die Feile u. s. w.

Von der Kammer führt eine Eisenthüre in's Freie. Auch über dieser Thüre befindet sich ein Bogen. Die Thüre ist so breit, dass sie auch einem grösseren Fasse Durchgang gewährt. Im Hintergrunde der Kammer öffnet sich eine zweite Thüre in den Keller (Këlla'). Der Keller ist hier ganz der Regel zuwider sozusagen ausser dem Hause angebracht. Er ist jedenfalls erst später gegraben worden und verdankt seine aussergewöhnliche Lage wohl nur dem Umstande, dass das Terrain hinter dem Hause steil ansteigt. Vom Keller noch tiefer hinein in das Erdreich liegt

ein kleinerer, etwa 2 m³ fassender Raum, die Krumpiangruib'm (Kartoffelgrube), wie mir der Ort von der Bäuerin genannt wurde. Die Grube dürfte wohl zu einer anderen Bestimmung gegraben worden sein, da der Keller gross genug ist, neben den Runkelrüben, dem Fass Wein und dem dort untergebrachten Grünzeug auch noch die wenigen Kartoffeln zu fassen, welche die kleine, nur aus zwei Aeckern und drei Weingärten bestehende Wirthschaft bringt.

Meiner Meinung nach dürfte die Grube zu Zeiten der Gefahr oder, wie der „Loiperspäcker" sagt, „zu Feind'szeiten" ein Versteck gebildet haben, in dem der Bauer sein Werthvollstes verbarg. Zu dieser Annahme berechtigt mich der Umstand, dass auch in anderen alten Häusern Loipersbachs sich Verstecke vorfanden, die dem gleichen Zwecke gedient haben sollen. Sie waren in Form von etwa 2 m tiefen, sich nach unten flaschenartig erweiternden Gruben unter dem Bretterfussboden der Wohnstube, und zwar stets an der Stelle, die der schwere Tisch einnimmt, angebracht.

Nach dieser Abschweifung, die ich mir erlaube, weil sie nicht ohne Interesse ist, fahre ich nun fort, die Schilderung des in Rede stehenden Hauses zu Ende zu bringen.

An die Kammer schliesst sich noch ein nach vorne und rückwärts offener Schuppen (Schupf'n) an. Er vertritt die Stelle einer Scheune, die die kleine Wirthschaft nicht benöthigt. Auf dem gestampften Lehmboden des Schuppens wird im Herbste das Getreide ausgedroschen; während des übrigen Theiles des Jahres nimmt der Schuppen den Pflug (Pflui'), die Egge (Arnt) und den Wirthschaftswagen (G'rëiñ'-wåg'n, wohl der geringe, leichte Wagen) auf.

Fasst man das Haus in seiner ursprünglichen Ausgestaltung auf, bestehend aus Stube, Küche, Kammer, Stall und Schuppen, so weist es die einfachste hier übliche Form des kleinen Bauernhauses auf, durch die erfolgte Umgestaltung zeigt es die Weiterentwicklung des Bauernhauses hauptsächlich in Hinsicht auf die Wohnräume. Regelwidrigkeiten, die durch die Umgestaltung des Hauses hervorgerufen wurden, finden wir in der Lage des Kellers, wie wir schon erwähnt, und in der Unterbringung des Stalles. Dieser liegt nun in der That ganz gegen allen Gebrauch ausser dem Hause und ist, so wie der Keller, in das ansteigende Erdreich hineingegraben worden. Von aussen ist daher nichts sichtbar als die Frontmauer. Der Stall ist gewölbt, ein Dach wurde daher erspart. Er beherbergt zwei Kühe.

Erwähnt sei hier in Bezug auf das beschriebene Haus noch, dass der Gang, welcher die Küche mit der Kammer, dem ehemaligen Stall verbindet und dazu Veranlassung gibt, dass dieses Haus in seinem ursprünglichen Zustande als Einheitshaus aufgefasst werden kann, eine Ausnahme von der Regel bildet. Ich habe bei meinen Hausforschungen einen solchen Gang, der die Aufführung einer Mittelmauer erheischt, in hiesiger Gegend nirgends mehr wiedergefunden.

An die Westseite des Hauses schliesst sich ein zum Hause gehörender Obstgarten (Oubst- oder Hausgåat'n) an, der die Form eines Dreiecks bildet. Unmittelbar hinter dem Stalle liegt in demselben der Schweinestall (Sauståll, pl. t'Saustall), weiter abseits davon eine Bienenhütte (Peiñd'lhitt'n). Vor der Giebelseite des Hauses liegt ein kleines, durch einen Stackenzaun eingefasstes Blumengärtchen (a' Gart'l).

Das folgende Object, das nun beschrieben werden soll und dessen Vorderansicht, Grundriss der Wohnräume und Grundriss der ganzen Hofstätte (Fig. 81, 82 u. 83) illustriren, befindet sich im Besitze eines der begütertsten Bauern Agendorfs, des Landwirthes Johann Wödl, Haus Nr. 62. Zum Besitze dieses Bauern gehören:

11	Katastraljoch	1282	Quadratklafter	Ackerland,
2	„	1149	„	Wiesenland,
—	„	1172	„	Obstgarten u.
—	„	341	„	Weingarten.

Das Besitzthum an Ackerland, das früher in 25 Parcellen zerstreut lag, liegt seit der im Jahre 1877 durchgeführten Commassation in drei Stücken beisammen.

Das Haus wurde im Jahre 1837 erbaut und zeigt den Typus der grösseren und grössten Bauernhäuser in der Gegend Oedenburgs. Der Hofraum ist gegen die Gasse zu durch das grosse Einfahrtsthor, neben dem sich eine kleine Pforte ('s Tia'l) befindet, und durch eine mehr als mannshohe Mauer vollkommen abgeschlossen.

Während das vorbeschriebene Haus das zweite Zimmer erst durch eine Umgestaltung erhielt, weist dieses Haus diese Weiterentwicklung in der Bauart des Bauernhauses schon von Anfang an in den beiden durch die Küche getrennten Wohnräumen auf.

Von beiden ist nun nicht mehr das gegen die Gasse gerichtete Zimmer der eigentliche Wohnraum der Familie, sondern das zweite, dessen Fenster gegen den Hof sehen. Die Ausstattung dieses Zimmers ist, wie aus der Zeichnung ersichtlich, jener der schon

beschriebenen Zimmer gleich, nur vertritt hier die Stelle des Lehmbodens ein Bretterboden. Die Decke des Zimmers bildet wieder ein Tramboden, doch gerichtet. Die Truhen sind durch polirte Schränke und eine Commode ersetzt. Polirt sind auch die Betten, der Himmel fehlt ihnen. Die Bilder, welche

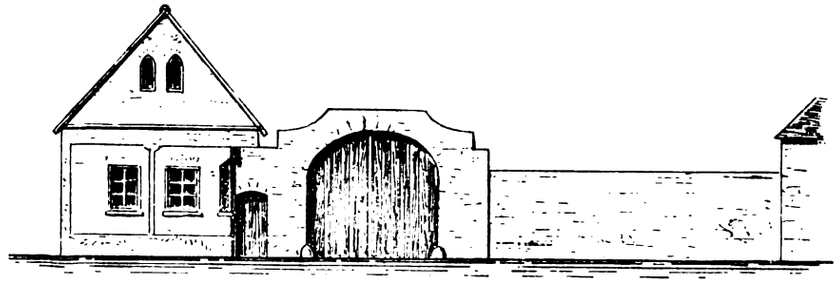


Fig. 81. Vorderansicht. 1 : 200.

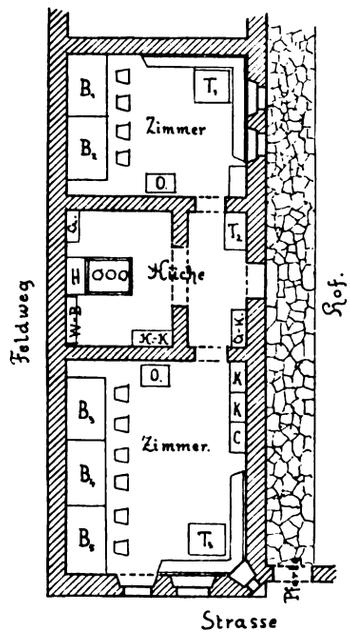


Fig. 82. Grundriss der Wohnräume. 1 : 150.

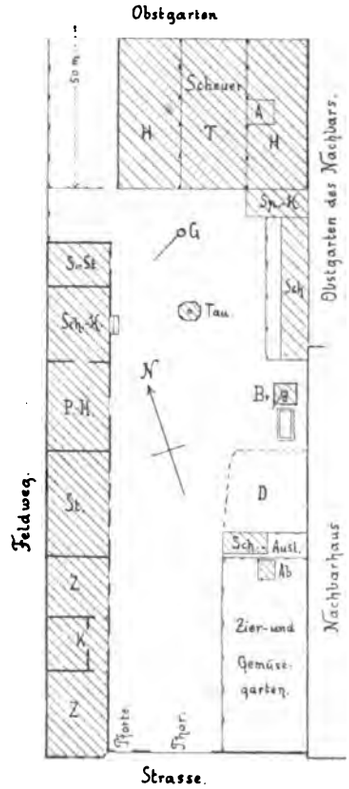


Fig. 83. Grundriss der Hofstätte. 1 : 500.

Fig. 81—83. **Bauernhaus Nr. 62 in Agendorf.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 82: B_{1-5} = Betten; T_{1-3} = Tische; O = Oefen; G = Geschirrständer; H = Herd; $W.\text{-}B.$ = Wasserbank; $K.\text{-}K.$ = Küchenkästchen; $G.\text{-}K.$ = Geschirrkasten; K = Kästen; C = Commode.
Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 83: Z = Zimmer; K = Küche; $St.$ = Stall; $P.\text{-}H.$ = Presshaus; $Sch.\text{-}K.$ = Schüttkasten; $S.\text{-}St.$ = Soldatenstall; H = Hälbärn; T = Tenne; A = Amstalla'l (Spreuställchen); $Sp.\text{-}K.$ = Spreukasten; G = Göpel; $Tau.$ = Taubenhaus; Br = Brunnen; $Sch.$ = Schweineställe; D = Düngerlager; $Ausl.$ = Auslauf; A = Abort.

sind die Balken hier aus Lärchenholz rein gehobelt und die Kanten mit dem Gesimshobel abgefasst.

Das vordere Zimmer ist als Prunk- und Gastzimmer (Faja'zimma' = Feierzimmer) moderner einsonst durch diesen getragen werden, hängen an den Wänden. Auf den Schränken stehen Gläser und kleineres Geschirr in grosser Zahl. Teller stehen in einem hölzernen Tellerkorbe in der Ecke über der

Bank. An dem Geschirrkorbe hängen ausserdem Krüge und Henkelgläser. Der Kachelofen ist in beiden Stuben durch den eisernen Ofen verdrängt worden.

In der Küche ist hier auch der offene Herd schon verschwunden und ein stattlicher Sparherd, der auch den Backofen in sich schliesst, nimmt dessen Stelle ein. Die Ausstattung der Küche ist im Weiteren die bereits bekannte. Das hier geräumigere Vorhaus zeigt als Einrichtungsstücke ein Küchentischchen und einen Geschirrschrank.

Den Wohnräumen schliesst sich der Stall an. Er erscheint hier den Wohnräumen des Menschen näher gerückt; wohl hat es sich so als zweckdienlicher erwiesen, da sowohl Bauer als Bäuerin im Stalle am häufigsten zu thun haben. Der Stall hat Raum für vier Kühe, ein Paar Ochsen und ein Paar Pferde. Eigenthümlicherweise sind die Kühe mit Stricken (Knëib'lstrick) und die Ochsen mit Ketten (Këdan pl.) am Barren (Påd'n) angehängt, die Pferde mit der ledernen Halfter (Hålfta').

Als Geräthe, die sich im Stalle vorfinden, zähle ich auf: 's Jouh = das Joch; dessen Bestandtheile:

ta' Jouhprig'l = Jochprügel, oberer Jochbalken;
's Unta'jöch'l = Unterjoch, unterer Jochbalken;
t'Jouhschwinga' = die Jochschwingen, Jochsprossen (aus Holz);
t'Jouhspriss'l = die Jochsprossen (aus Eisen);
ta' Jouhnåg'l = der Jochnagel zum Befestigen des Joches an der Deichsel;
ti Mis'gåb'l = die Mistgabel;
ti Mis'kral' = der Mistkrampen;
ti Schaibtrug'n = die Schiebtruhe;
ta' Fuida'kåa' = der Futterkorb, Ruckkorb.

Der folgende Raum ist das Presshaus. Mit einer Kammer allein hat also der grössere Bauer nicht mehr sein Auslangen. Die mächtige, altehrwürdige Balkenpresse (Pamprëss' = Baumpresse) beansprucht für sich selbst einen grösseren Raum und hat diesem den Namen gegeben. Die Presse nimmt die ganze rückwärtige Wand des Presshauses ein Ihre Bestandtheile heissen in der Mundart:

ta' Unta'pam = der untere Balken,
ta' Owa'pam = der obere Balken; dieser bewegt sich zwischen den vier
Stuid'ln = Pfeilern;
ta' Prëssståañ = der Presstein; er hängt in der Grösse und Form eines Mühlsteines als Beschwerung an dem einen Ende des einen einarmigen Hebel bildenden Oberbaumes;
ti Prëssspind'l = Pressspindel und
ti Prëssmuida' = Pressmutter heben den Oberbaum;
ti Gåns = eine Unterlage, auf dem Unterbaume ruhend, dient zur Aufnahme des
Prësskåa' = Presskorb, in den die zu pressenden Trauben gegeben werden;
ta Pfäff = ein in den Presskorb passender Holzklotz wird auf die Trauben gesetzt und auf diesen übt dann der Oberbaum seinen Druck aus.

Im Presshause sind ferner die Gefässe und Geräthe untergebracht, die zur Weinlesezeit und zur Weingartenarbeit benöthigt werden:

ti Poding = grosser Bottich;
's Pëding'l = kleiner Bottich;
ta' Sëitzkåa' = Setzkorb;
ta' Stanta' = grosses, hohes, bottichähnliches Gefäss;
's Låata'l = kleine Leiter;
t'Fås = Fässer mit über 10 Eimer Gehalt;
t'Fass'l = Fässer mit unter 10 Eimer Gehalt;
t'Haunan = die Hauen;
t'Fassschauf'l = Auffassschaufel;
ti Gruibhaunan = die grossen Grubenhauen;
's Waiñjarthack'l [1]) = die Weingartenhacke;
's Mirkhack'l = die Merkhacke;
t'Waiñjartmëssa' = Weingartenmesser, pl.;
t'Waiñjartschā' = Weingartenscheeren.

Ferner werden im Presshause auch die Behelfe und Geräthe hinterlegt, die zur Ausrüstung des Weinlesewagens (Lëis'wåg'n), wozu der kleinere Wirthschaftswagen (G'raiñwåg'n) verwendet wird, dienen; es sind dies:

ti zwåa Waiñpam = zwei Weinbäume; auf diesen ruht:
t'Låat = ein zehneimeriges Fass; vorne- und rückwärts am Wagen wird
a' Galing'l = kleiner Galgen aufgerichtet und beide durch
t'Schwëib'n = starke Buchenstangen, die dem Fasse oben zu beiden Seiten Halt verleihen, verbunden;
ti Bau'këtt'n = Bauchkette fesselt das Fass an den Wagen;

[1]) Das a nach dem j ist kaum hörbar.

ta' Råadla' = ein starkes Buchenscheit, dient als Hebel zum straffen Anziehen der Kette;

ta' Trâchta' = ein schaffähnlicher Trichter, wird dem Fasse aufgesetzt.

Zur Ausrüstung des Lesewagens gehören ausser einigen bereits oben aufgezählten Geräthen noch:

's Trëittschaff'l = Tretschaff mit dem

Mostla' = kolbenförmiger Stössel;

ti Puttan' = die Lesebutten;

ta' Schâpfa' = der Schöpfer, und zur Rothweinlese

's Gada' = ein Eisengitter.

Ausser all' dem hat das Presshaus noch Manches aufzunehmen, was in dem vorher geschilderten Hause die Kammer birgt. Es ist darum kein Wunder, wenn der Schüttkasten im Presshause keinen Platz mehr fand. Es wurde ihm ein besonderer Raum eingerichtet, der nun auch von dem Gegenstande, den er in sich schliesst, den Namen angenommen hat und selbst Schütt- oder Fruchtkasten heisst. Dieser Raum schliesst sich im Grundrisse der Länge nach, in Wirklichkeit nicht aber auch in gleicher Höhe dem Presshause an. Er liegt nämlich etwas höher, so dass ein paar Stufen zu ihm emporführen müssen. Unter dem Schüttkasten ist der Keller angebracht, zu dem der Eingang vom Presshause aus hinabführt.

An den Schüttkasten, der eigentlich den Abschluss des Hauses bildete, wurde zur Zeit der Einquartierungen noch ein kleiner Stall angebaut. Er führt noch heute den Namen „Soldatenstall", beherbergt aber keine schlachtenmuthigen Rosse mehr, dafür jedoch, was dem Bauern viel lieber sein mag, zwei breitrückige Mastochsen.

Das Haus deckt ein Satteldach. Es ragt gegen den Hof etwa 1 m weit über die Mauer hervor. Die dabei vortretenden Balken sind durch Bretter von unten verschalt. Im Schutze dieses Dachvorsprunges hängen Kukuruzkolben, Zwiebelkränze und rechts und links von der Stallthüre die Kummete.

Den Dachraum schliesst nach vorne und rückwärts eine gemauerte Giebelwand ab, mehrere Dachluken lassen den Eingang in den Dachraum, der mit Ziegeln gepflastert ist, offen. Das Deckmaterial bilden Ziegel. Das Haus selbst ist aus Sandsteinen erbaut. Die Ställe, das Presshaus und der Keller sind gewölbt.

Nach rückwärts schliesst den Hof die geräumige, quergebaute Scheune (Städ'l) ab. Nur die Giebelseiten sind gemauert. Diese und vier aus Ziegeln aufgeführte Pfeiler tragen das Satteldach. Durch die Pfeiler und innen durch Holzsäulen wird das Innere der Scheune in drei Theile getheilt. Der mittlere Theil ist die Tenne (ta Tënn, m.), rechts und links davon liegen die Pansen (Hålbârn) zur Unterbringung des Getreides, des Strohes und der Futtervorräthe. In die Tenne und in den linken Pansen führen von vorne und von rückwärts grosse Thore, die den ganzen Raum zwischen den Pfeilern einnehmen und den beladenen grossen Erntewagen (Haiwâg'n) die Durchfahrt gestatten. Im rechts liegenden Pansen befindet sich ein kleiner Bretterverschlag, das Åmstalla'l (Spreuställchen), in welches das aus der Dreschmaschine kommende, noch nicht gereinigte Getreide geworfen wird. Nachdem das Getreide von dort in die Winde gekommen und gereinigt wurde, dient es zur vorübergehenden Aufnahme des Åm (der Spreu). Diese wird nun schliesslich in den „Kâst'n", eine Hütte, die rechts vor der Scheune im Hofe liegt und an diese angebaut ist, befördert. Bedeckt ist der Kasten durch ein Pultdach (Lâañdâch = Lehndach). Ein Pultdach, nach vorne von vier Holzsäulen getragen, legt sich auch über die Schweineställe, die an den „Kasten" anstossen.

Die Schweineställe bestehen sozusagen aus zwei Stockwerken, von denen das ebenerdige von Schweinen, das obere vom Geflügel bewohnt wird. Der obere Raum wird 's Hiañpend'l (Hühnerboden) genannt. Vor dem Schweinestall steht der Pumpbrunnen (Prum) mit dem steinernen Brunnentroge (Prumtrou).

Vor der Tenne liegt ein Göpel zum Treiben der Dreschmaschine, vor diesem steht das Taubenhaus (Taub'nkob'l). Den vorderen Theil des Hofes nimmt zur grösseren Hälfte ein Gemüse- und Blumengarten ein, der von einem Stacketenzaune umgeben ist. Zwischen dem Garten und dem Brunnen liegt die Düngerstätte und noch ein zweiter Schweinestall. An letzterem befindet sich ein kleiner „Auslauf", der Szállás, eine allgemein gebräuchliche, aus dem Ungarischen übernommene Bezeichnung.

Hinter der Tenne dehnt sich der Hausgarten aus. Er ist mit Obstbäumen bepflanzt. Dort schichtete der Bauer noch vor kurzer Zeit seinen Ueberfluss an Stroh und Futtervorräthen in grossen Schobern auf, jetzt ist ihm dies, der Feuersgefahr wegen, behördlich verboten, und er ist gezwungen, die Schober auf den zunächst liegenden Feldern anzulegen. Die

Holzvorräthe liegen aber auch jetzt noch im Hausgarten.

Eine noch weiter gehende Entwicklung, nicht zwar in den Wohnräumen, wohl aber in den Wirthschaftsräumen, zeigt das Haus, dessen Beschreibung jetzt folgt. Es ist dies ein Bauernhaus aus Oedenburg selbst (siehe Fig. 84—86).

Uneingeweihten mag es sonderbar erscheinen, dass jetzt von einem Bauernhause aus Oedenburg gesprochen werden soll. Man wird es nicht leicht zusammenreimen können, dass eine anerkannt culturell so hoch stehende und an Einwohnern doch nahezu dreissigtausend zählende Stadt überhaupt Bauernhäuser aufzuweisen haben soll. Während nämlich die Bewohner der Städte in unseren deutschen Nachbarstaaten schon vor Jahrhunderten sich hauptsächlich aus Handel- und Gewerbetreibenden zusammensetzten, bildet heute noch in den meisten Städten Ungarns die Ackerbau betreibende Bevölkerung den Kern der Masse. So ist es auch in Oedenburg, und was der Rathsschreiber der königlichen Freistadt Oedenburg vor 200 Jahren (1694) gesagt, gilt auch heute noch mindestens für den vierten Theil der Bewohnerschaft Oedenburgs: „Das Weinwesen betreffend ist es Gemeiner Stadt und der armen Bürgerschaft einzige Nahrung und gleichsam eine Seele, womit sie sich bei so schwer bekümmerlichen Zeiten und überhäuften Abgaben einzig und allein aus der Noth zu bringen, müssen angelegen sein lassen."

Die Stadt Oedenburg für sich ist Eigenthümerin eines Grossgrundbesitzes von über 4000 Joch Flächenausmass. Zum Territorium der Stadt gehören ausserdem bei 11.000 Joch Wald und über 700 Joch Hutweide, die Gemeingut aller hausbesitzenden Bürger sind. Ferner gehören dazu noch an 8000 Joch Acker-, Wiesen- und Weingartenland, die sich im Privatbesitze der Ackerbau betreibenden Bevölkerung Oedenburgs befindet.

Die Ackerbauer bilden in Oedenburg einen für sich abgeschlossenen Stand, der gewöhnlich mit dem Namen der „Wirthschaftsbürger" belegt wird. Der Wirthschaftsbürger Oedenburgs unterscheidet sich nicht nur in seiner Kleidung, sondern auch in seiner Sprache von seinen Mitbürgern. Letztere hat er mit den Bewohnern der umliegenden deutschen Dörfer gemein, in Hinsicht auf die Kleidung weicht er als Städter auch von der der Dörfler ab. Während der Dorfbewohner das dunkelblaue Tuch vorzieht, ist die Farbe des Oedenburger Wirthschaftsbürgers das ernste und würdige Schwarz. Schwarz ist der weiche, niedere Filzhut, mit der nur schwach nach aufwärts geschwungenen Krempe, schwarz ist auch der aus mattglänzendem Tuche gefertigte kurze Rock, schwarz die seidene Weste mit den enggereihten silbernen Knöpfen, schwarz auch das anliegende lederne Beinkleid, das in hohen, bis an die Kniekehle reichenden, blank gewichsten Stiefeln steckt.

Das der Oedenburger Wirthschaftsbürger ein echter Landwirth ist, beweist auch sein Haus.

Das Haus, das die Illustrationen unter Fig. 84 bis 86 veranschaulichen, befindet sich im Besitze der Witwe nach Johann Pohl und liegt in der Kleinen Gasse unter Nr. 15 in Oedenburg.

Die Wirthschaft bilden 25—30 Joch Ackerland, 7 Weingärten, eine kleine Wiese und ein Krautacker. Unter der angeführten Anzahl Joch Ackerland sind jedoch nicht Katastraljoch verstanden. Der Oedenburger rechnet in der Regel nach kleinen Jochen (Jui). Er versteht darunter ein Stück Land, das durch ein Paar Ochsen im Laufe eines Tages umgeackert werden kann und etwa 1200 Quadratklafter umfasst.

In ebenfalls vom gesetzlichen Maasse abweichender Weise berechnet man in und um Oedenburg das Weingartenland. Es wird nach Pfund geschätzt. In Oedenburg rechnet man:

100 Pfund = 4 Joch.

Der Agendorfer rechnet:

1 Pfund = 100 Quadratklafter = 525 Weinstöcke
2 „ = 200 „ = 1050 „
u. s. w.

Die oben angeführten 7 Weingärten machen etwa 40—50 Pfund aus.

Das Wiesenland schätzt man nach „Tagewerk". Eine Wiese, die an einem Tage aufgearbeitet werden kann, umfasst ein Tagewerk (Tâ'weach) = 400 bis 500 Quadratklafter. Die oben erwähnte Wiese beträgt 2 Tagewerke.

Auf die Beschreibung des Hauses nun selbst übergehend, glaube ich, mir ein tieferes Eingehen ersparen zu können, da die Zeichnung für sich das Haus schon erklärt und zudem zeigt, dass es in seiner Anlage und Bauart nur wenig von den bereits beschriebenen Häusern abweicht. Es wird genügen, wieder nur das Abweichende hervorzuheben.

Die Vorderansicht zeigt als Einfahrt ein gemauertes Thor, das oben mit einem kleinen Schindeldache versehen ist. Im Thore selbst befindet sich eine kleine, kaum mannshohe Thüre. Das Dach des

Hauses ist wieder ein Satteldach, zeigt jedoch an der Giebelseite eine Abwalmung (Schopf). Im Allgemeinen ist übrigens am Oedenburger Wirthschaftsbürgerhause auch das volle Walmdach (Schopfdach) nicht selten. In der Giebelverschalung ist ein Thürchen angebracht, das das Verladen des Getreides und Heues auf den Dachboden schon von der Strasse aus ermöglicht. Eigene Dachluken zeigt das Dach an den *f*) Schüttkasten, eine zweite in den darunter liegenden *g*) Keller führt; es folgen dann noch *h*) Stall und *i*) Futterkammer. Gegenüber dem Stalle und der Futterkammer liegt *k*) der Pansen und zwischen beiden und dem Pansen *l*) die Tenne, welche alle vier zusammen den wieder querliegenden, aber nicht freistehenden, sondern mit dem Hause verbundenen Stadel bilden.

Fig. 84. Vorderansicht. 1 : 250.

Fig. 85. Seitenansicht 1 : 250.

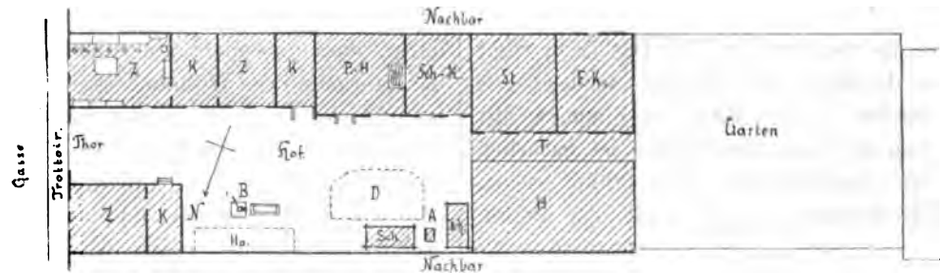


Fig. 86. Grundriss der Hofstätte. 1 : 500.

Fig. 84—86. **Bauernhaus in Oedenburg. Kleine Gasse, Haus Nr. 15.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig. 86: wie bei Fig. 83; dazu noch: *F.-K.* = Futterkammer, *Ho.* = Holzlager.

seiner Langseite ausserdem noch, und zwar vier an der Zahl. Das Deckmaterial besteht aus Schindeln.

Die Reihenfolge der Räume des Hauses ist folgende:

a) erstes Zimmer, *b*) Küche mit ehemals offenem Herde, welcher auch heute noch selbst in Oedenburg keine Seltenheit bildet; *c*) zweites Zimmer; *d*) Kammer; *e*) Presshaus, aus dem eine Stiege in

Rechts von der Einfahrt ist ein neuerer Zubau aufgeführt worden, der nöthigenfalls den „Ausnehmer“ aufnimmt, gegenwärtig aber an einen „Holden“ (Miethpartei) verpachtet ist.

Die bereits angedeutete Erweiterung in seinen Räumen, die dieses Haus gegenüber dem vorher beschriebenen aufzuweisen hat, besteht in der eigenen Kammer, die, nachdem sich Presshaus und Schütt-

kasten nicht mehr als ausreichend erwiesen haben mögen, gleich nach der zweiten Stube eingeschoben wurde, und in der Futterkammer, die unmittelbar neben dem Stalle angebracht erscheint.

Als auffallend muss in Bezug auf die Räume des Hauses erwähnt werden, dass dieselben, mit Ausschluss der ersten Stube, des Schüttkastens und der Futterkammer, alle gewölbt sind; auffallend ist weiter die Grösse des Gassenzimmers. Es ist zur Ausnützung des Rechtes zum Weinschank (Buschenschank) so gross angelegt. An Einrichtungsgegenständen enthält das Zimmer an der südlichen Wand drei Betten, die keinen Himmel mehr aufweisen, und ein primitives Ruhebett, welch' letzteres an der Stelle steht, die seiner Zeit der Kachelofen einnahm. An der westlichen Wand steht ein eiserner Ofen und daneben eine Commode; die Nordwand nehmen drei Schränke ein, die Ostwand ist frei. Der Tisch steht nicht mehr in der Ecke, wie ehedem, sondern, wie in „Herrenhäusern", in der Mitte des Zimmers. Mit der Veränderung der Lage des Tisches ist natürlich auch die Bank verschwunden. Die Stühle stehen nach altem Herkommen immer noch den Betten entlang.

Zu Zeiten des Weinschankes wurde der Familientisch mit einem langen, die ganze Länge des Zimmers einnehmenden Tisch vertauscht, rechts und links wurden an den Tisch lange Bänke ohne Lehnen angerückt, an dem Fenster in der nördlichen Mauer eine Wasserbank angebracht, an der die Gläser gespült wurden, und das „Wirthshaus" war fertig.

Das eben beschriebene Haus bildet den Typus des in seiner Entwicklung am weitesten gekommenen Bauernhauses aus Oedenburg und seiner Umgebung, insoferne als die Entwicklung von Raum zu Raum in gerader Linie, in einer Flucht sich fortbewegte.

Neben diesem Typus, den ich den des westungarischen Langhauses nennen möchte, hat sich nun noch ein zweiter Typus, das sogenannte Hakenhaus entwickelt, das ich jedoch nur in Harkau und Oedenburg, und da nur vereinzelt, unter den älteren Häusern gefunden habe. Auch ein solches Hakenhaus will ich noch kurz beschreiben.

Das in Rede stehende Haus ist Besitzthum des Bauern Georg Tullikopf in Harkau und trägt die Nummer 156. Zum Hause gehören 28 Katastraljoch = 4 Achtel Ackerland und 13 Weingärten. Das Ackerland liegt in drei Theilen beisammen, seit in Harkau (im Jahre 1878) die Commassation durchgeführt ist.

Wie aus dem unter Fig. 87 mitgetheilten Grundrisse dieses Hauses zu ersehen, besteht der Hauptunterschied dieses Typus von dem schon bekannten darin, dass hier nicht die Giebelseite, sondern eine der Langseiten des Wohnhauses der Strasse zugekehrt ist und sich in Folge dessen die Wirthschaftsräume im rechten Winkel, im Haken, an die Wohnräume anschliessen müssen. Zur Trennung des ersten Zimmers (Z_1) von der Küche (K_1) und des zweiten Zimmers (Z_2) vom Presshause ($P.H.$) ist auch die Aufführung einer Mittelwand zur Nothwendigkeit geworden.

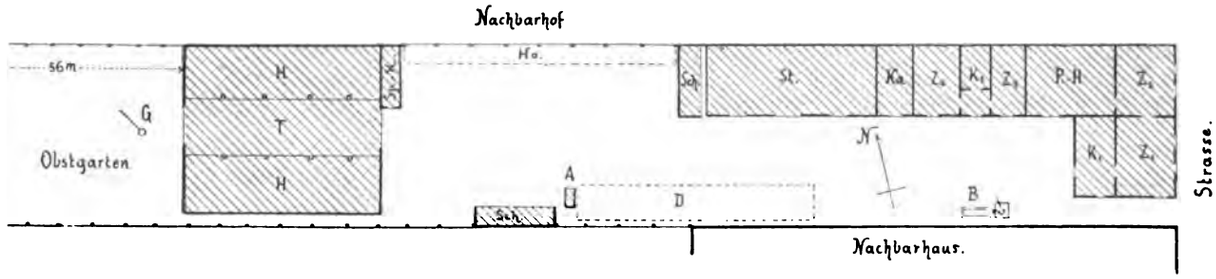


Fig. 87. **Grundriss der Hofstätte des Bauernhauses Nr. 156 in Harkau.** 1 : 500.

Erklärung der Abkürzungen wie zu Fig. 83 und 86.

Der Eingang in den Hof des Hauses ist hier offen, der Eingang in das Haus findet durch die Küche statt.

An das Zimmer Z_2 schliessen sich die weiteren Räume in gerader Linie an. Der erste dieser Räume das Presshaus, ist mit dem Zimmer Z_2 durch eine Thüre in directer Verbindung und liegt in halber Kellertiefe. Vom Presshause aus führen Treppen in zwei Keller, wovon der eine unter Zimmer Z_2, der andere unter der Küche liegen. Auf das Presshaus folgt eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern (Z_3 und Z_4), die eine Küche (K_2) einschliessen. Diese

Wohnung ist vermiethet. Solche kleine Miethwohnungen finden sich in den Bauernhäusern jener Dörfer, die der Stadt am nächsten liegen, häufig, doch sind sie zumeist erst in neuerer Zeit und durch Verlegung einzelner Wirthschaftsräume entstanden. So bin ich auch der Ansicht, dass die in Rede

Das Dach des Wohnhauses ist ein volles Walmdach, das der übrigen Räume ein Satteldach; gedeckt sind beide mit Ziegeln.

Die Scheune liegt hier ziemlich weit ab. Sie zeigt wieder drei Theile. Vor dem rechtsseitigen Pansen ist ein Spreukasten angebracht. Die Scheune hat

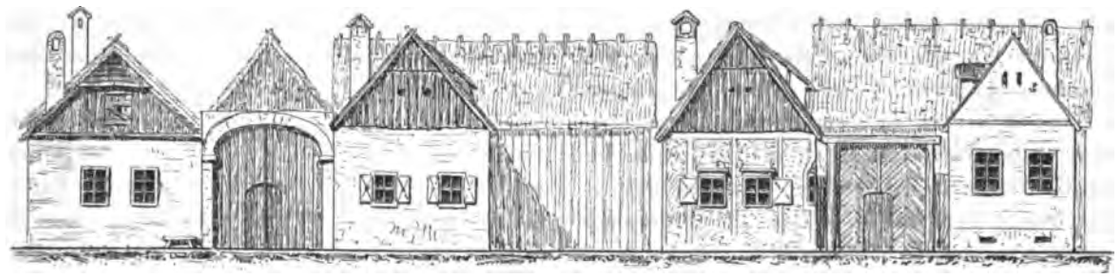


Fig. 88. Vorderansicht. 1 : 200.

Fig. 89. Situationsplan. 1 : 500.

Fig. 88—89. **Bauernhäuser Nr. 133—136 in Wandorf.**

Erklärung der Abkürzungen zu Fig 89 wie zu Fig. 83 und 86.

stehende Wohnung ehemals den Stall gebildet haben wird, da der Stall (*St.*) unbedingt neueren Ursprunges ist; er ist nämlich durch Kappengewölbe, getragen von Traversen, gedeckt. Zwischen der Miethwohnung und dem Stalle liegt eine Kammer. An das Haus lehnt sich ein Schweine- und Hühnerstall an, über den sich ein Pultdach legt.

ein Satteldach aus Stroh. Hinter der Scheune liegt ein 56 m langer Hausgarten.

Die Einrichtung der Zimmer und der Küche gleicht der in den schon beschriebenen Häusern; ein näheres Eingehen darauf ist darum überflüssig.

Beschliessen möge diesen Artikel ein Hinweis auf den unter Fig. 89 abgebildeten Situationsplan

und den unter Fig. 88 gegebenen Aufriss von vier Häusern, die unter den Nummern 133—136 einen Theil des Dorfes Wandorf bilden.

Der Plan soll das Aneinanderliegen der Häuser auf den schmalen Hofstätten, wie es die Dörfer um Oedenburg allenthalben zeigen, veranschaulichen. So weit die Häuser nach rückwärts reichen, ist ein die Hofstätte abschliessendes Begrenzungsmittel nicht nöthig, da die eine Mauer des Hauses, welche dem Nachbarhause zugewendet ist, selbst die Grenze bildet. Diese Mauer ist in ihrer ganzen Länge stets fensterlos. Eine Grenzscheide ist erst zwischen den sich den Gebäuden anschliessenden Hausgärten nothwendig. Gegen die Strasse bilden die absperrende Grenze meist übermannshohe Mauern, wie dies beim Hause Nr. 136 gegen die Strasse der Fall ist. Die anderen Grenzen bestehen entweder aus Stackenzäunen, aus einem Flechtwerke aus Birkenruthen, aus lebenden Zäunen oder auch nur aus dem Holzlager (Hulzzail' = Holzzeile), hoch aufgeführt aus Scheiterholz oder Rebenbündeln.

Gegen die Gasse ist der Hof meistens durch ein Thor abgeschlossen. Dies wird entweder durch einen gemauerten Bogen, wie bei Nr. 136, oder durch eine Zimmermannsarbeit, wie bei Nr. 134, gebildet. In vielen Fällen ist jedoch auch der Hof offen, wie bei Nr. 135.

Das Haus Nr. 136 hat zwei Besitzer, den Hofstattler Daniel Knabel und die Erben des Hofstattlers Johann Schöll. Es ist durch Vererbung in die Hände zweier Besitzer gerathen und so aus einem einheitlichen Hause ein „Theilhaus“ geworden. Der Umstand, dass das Haus zwei Eigenthümer bekommen, hat verschiedene Umgestaltungen an demselben zur Nothwendigkeit gemacht, die sich besonders in den gesondert liegenden Ställen und Scheunen zeigen.

Solche Theilhäuser bilden in und um Oedenburg keineswegs eine Seltenheit. Es ist besonders in Oedenburg eher eine Aufgabe, unter den Häusern der Wirthschaftsbürger ein einheitliches, noch ursprüngliches Haus zu finden. So wird das Haus Nr. 13 in der Kleinen Gasse in Oedenburg nicht nur von zehn Eigenthümern besessen, sondern auch von all' diesen bewohnt. Das Haus Nr. 11 in derselben Gasse hat sogar noch mehr, nämlich fünfzehn Besitzer.

Das auf dem Situationsplane unter Nr. 135 angeführte Haus ist ebenfalls ein Theilhaus, besessen von zwei Besitzern.

Z_1, K_1, Ka_1, St_1 und T_1 besitzt der eine Eigenthümer, $Z_{2 \text{ und } 3}$, K_2, $Ka_{2 \text{ und } 3}$, $St_{2 \text{ und } 3}$, T_2 und Sch_1 besitzt der andere Eigenthümer; davon hat jedoch Letzterer Z_3, K_3, St_3 und die Hälfte seiner Küche, seiner Tenne und Scheune an einen Holden vermiethet.

Das meistens ganz friedliche Zusammenleben mehrerer Familien in einem Hause und auf einem Hofe gibt gewiss ein schönes Zeugniss für die Verträglichkeit der westungarischen Deutschen dieser Gegend.

Das Häuschen Nr. 133 befindet sich im Besitze des zuerst genannten Eigenthümers vom Hause Nr. 134 und wurde von diesem erst in neuerer Zeit aufgebaut.

Das Haus Nr. 135 ist ein einheitliches Haus und zeigt das Gepräge des kleinen Bauernhauses in seiner gewöhnlichen Ausgestaltung.

Das Material, aus dem alle diese Häuser gebaut sind, besteht, so weit es Wohnräume des Menschen bildet, aus Sandstein aus den bischöflichen Steinbrüchen in Kroisbach. Die Wirthschaftsräume sind aus gewöhnlichen Bruchsteinen, die aus unmittelbarer Nähe stammen, gebaut.

Das Aeussere der Häuser zeigt, was der Aufriss wiedergibt, das gewöhnliche Gepräge, Haus Nr. 133 das der neueren, die Häuser Nr. 134, 135 und 136 das älterer Häuser.

Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit,

mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme.

Von **Dr. Oskar Hovorka, Edl. v. Zderas,**

emer. Assistent am k. k. anatom. Institute zu Wien.

(Mit 12 Text-Illustrationen.)

Vortrag, gehalten in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 10. April 1894.

Die blutigen und unblutigen Manipulationen, welche sich bei den verschiedenen Völkern des Alterthums und der Jetztzeit auf das männliche Glied beziehen, bieten der anthropologischen Forschung das Bild einer ungemein reichhaltigen Mannigfaltigkeit. Schon der eine Umstand ist bemerkenswerth, dass wir nämlich über Gebräuche, von welchen wir z. B. bei den alten Griechen und Römern nur aus den oft dunklen Stellen ihrer Schriftwerke oder aus dem Reste ihrer häufig nur mangelhaft erhaltenen oder doch nur ungenügend darstellenden Kunstdenkmäler Kunde erhalten, eine Aufklärung erhoffen können von heutigen Völkern, bei denen denselben Bräuchen gehuldigt wird, indem wir zu ihnen gehen und sie fragen, warum sie dies oder jenes auf diese oder jene Weise ausführen. Es ist selbstverständlich, dass bei allen diesen Gebräuchen, da ja dem männlichen Gliede ausser der Harnsecretion hauptsächlich die Zeugungsfunction obliegt, insbesondere der Geschlechtsact und die Zeugung als Motive und veranlassende Ursachen dienen müssen; und zwar wird hiebei merkwürdigerweise einmal die Steigerung, ein anderes Mal die Herabsetzung der Wollust beim Cohabitationsacte, ja oft sogar die gänzliche Verhinderung desselben oder auch der Befruchtung beabsichtigt; erst in zweiter Linie sind andere, nicht sexuelle Motive massgebend.

Ich habe nicht im Sinne, den geehrten Herren ein erschöpfendes Bild aller am Penis vorgenommenen Verstümmelungen bei allen Völkern zu bieten, sondern meine Absicht geht blos dahin, Ihnen in einer kurzen Uebersicht die wichtigsten vorzuführen und nur die weniger bekannten hervorzuheben. Man wird es mir wohl auch kaum übelnehmen, wenn ich die bei diesem so delicaten Gegenstande selbst zu errathenden Details mit Stillschweigen übergehe und ebenso auch die Operationen der alten Chirurgen nicht weiter berücksichtige.

Bevor ich aber das specielle Thema behandle, kann ich nicht umhin, zum besseren Verständnisse einige kurze anatomische Bemerkungen vorauszuschicken, welche zur richtigen Erkenntniss und Würdigung der Verstümmelungen unumgänglich nothwendig sind.

Das männliche Glied ist ein Theil des äusseren Sexualorganes des Mannes, welches, abgesehen von der Harnleitung, dazu bestimmt ist, im Zustande der Erection das in den Hoden bereitete Sperma durch den Samenleiter und die Harnröhre (Urethra) in die weibliche Scheide zu bringen*). Der Weg, welchen der Samen nimmt, ist mit dem Harnwege theilweise gemeinschaftlich und man spricht daher von einem gemeinschaftlichen Vorraum des Geschlechtsorganes, dem Sinus urogenitalis. Die Erection oder Schwellung des Gliedes wird durch einen eigenthümlich gebauten Blutgefässapparat, den sogenannten Schwellkörper (corpus cavernosum) bewerkstelligt, dessen Aufgabe der Hauptsache nach darin besteht, um in das reichlich verflochtene Gefässnetz unter dem Einflusse des Nervensystems eine rasche Blutzufuhr und dadurch eine rasche Volumszunahme zu ermöglichen. Von aussen bietet der Penis das Aussehen eines einheitlich gebauten Stumpfes: de facto ist es dem jedoch nicht so; macht man nämlich einen Querschnitt durch den Penis, so erblickt man zunächst die Querschnitte der paarig angelegten Corpora cavernosa penis und unter ihnen den Querschnitt des Corpus cavernosum urethrae; der Schwellkörper der Harnröhre bildet nach vorne eine kegelförmige Anschwellung, die Glans penis oder Eichel. Alles dies besitzt eine Bekleidung von der äusseren Haut, welche sich auch auf die Eichel fortsetzt und als sogenanntes Präputium oder Vorhaut am Sulcus glandis (Eichelrinne) unter Bildung

*) Es werden anatomische Serienschnitte durch den Penis vorgezeigt.

einer Duplicatur in die Schleimhaut der Eichel übergeht. Dabei wirft sie eine Falte auf, das Frenulum praeputii.

Auf Grund dieser anatomischen Verhältnisse theile ich die Verstümmelungen des Penis in solche ein, welche sich auf die Pars cav. urethrae, ferner auf die Pars cav. penis und schliesslich die Vorhaut beziehen.

Wir übergehen nun zu den Verstümmelungen selbst, und zwar sollen nach der anatomisch vorgezeichneten Reihenfolge zuerst die tiefer eingreifenden und dann die leichteren besprochen werden, welche gewissermassen nur als Reste einer barbarischen Sitte dastehen und bei denen die Verstümmelung nur eine unbedeutende und oberflächliche ist. Man darf jedoch nicht in den Glauben verfallen, dass mit der Zunahme der Cultur und Verfeinerung der Sitten etwa auch das Raffinement in sexualibus immer proportional zunehmen muss; denn Gebräuche, welche wir bei sehr tief stehenden Stämmen antreffen, finden wir manchmal auch bei hoch cultivirten Völkern.

I. Schwellkörper der Harnröhre.

Zu den eingreifendsten Verstümmelungen, welche manche Naturvölker ausüben, gehört die Aufschlitzung der Harnröhre (Discissio urethrae), welche am besten mit der Urethrotomia ext. der heutigen Chirurgie zu vergleichen ist. Es kann die ganze oder nur ein Theil der Urethra gespalten werden. Schon bei dieser Operation werden wir sehen, wie mit ähnlichen oder gar denselben Mitteln ein verschiedenes, ja sogar entgegengesetztes Ziel angestrebt werden kann.

Von Miklucho-Maclay[6] wird uns über eine in Centralaustralien gebräuchliche sogenannte Mika-Operation berichtet, welche darin besteht, dass die untere Wandung der Harnröhre von der vorderen Mündung derselben bis zum Scrotum aufgeschlitzt wird und die Urethra nunmehr keine Röhre, sondern eine Rinne darstellt; man operirt mit einem scharfkantigen Steinmesser, welches aus einem Quarzsplitter besteht und dessen Griff aus dem vertrockneten Safte des Grasbaumes (Xanthorrhea) hergestellt ist. Der Effect dieser so künstlich erzeugten Hypospadie, welche bekanntlich auch angeborenerweise in allen Graden vorkommen kann, ist einleuchtend: zunächst wird der Urin nicht beim Orificium urethrae ext., sondern schon viel früher abfliessen, dort, wo die Rinne beginnt, also hart vor dem Hodensack. Und thatsächlich wird über die Eingeborenen ausgesagt, dass sie beim Uriniren eine eigenthümliche Stellung, ähnlich wie die australischen Weiber, einnehmen, indem sie die Beine spreizen, das Glied emporheben und so den Harn stehend entleeren. Eine fernere Folge der Operation ist eine Gestaltsveränderung des Penis bei der Erection, wobei derselbe nicht gleichmässig abgerundet, sondern breit, von oben nach unten bandartig abgeplattet und flach erscheint; dieses Phänomen wird durch die Störung in der Anordnung der Schwellkörper leicht verständlich. Nach Photographien des H. Purcell in Melbourne[6] zieht sich der operirte Penis in collabirtem Zustande zusammen und hat das Aussehen eines grossen Knopfes. Die wichtigste Folgeerscheinung ist jedoch die Art und Weise, wie das Sperma entleert wird, und hauptsächlich aus diesem Grunde wird auch die Aufschlitzung in Centralaustralien vorgenommen. Sie hat den wohldurchdachten Zweck, bei ungestörter Cohabitationsfähigkeit die Schwängerung zu verhüten, was in der Art erstrebt wird, dass das Sperma noch ausserhalb des weiblichen Genitalschlauches abfliesst; Miklucho-Maclay erzählt, dass es den so operirten Leuten ohneweiters erlaubt ist, im Lager völlig nackt herumzugehen, während sie vor der Operation ihre Geschlechtstheile bedecken müssen. Er lässt zwar die Frage offen, ob solche der Mika-Operation unterzogene Leute die Weiber schwängern können, aber es muss dies vom medicinischen Standpunkte zugegeben werden. Denn in der Mika-Operation können wir nur eine Erschwerung der Befruchtungsfähigkeit, nicht eine Verhinderung derselben erblicken.

Es ist eine Reihe von angeborenen Hypospaden sichergestellt, welche Kinder erzeugt haben, und Albert erzählt sogar einen Fall einer Hypospadia penoscrotalis, wobei der Mann nicht nur schon als Junggeselle das Malheur hatte, ein Mädchen in die Hoffnung zu bringen, sondern dessen eigene Hoffnungen auch dadurch übertroffen wurden, indem ihn seine Gattin mit mehreren Kindern beschenkte; der Coitus ging ganz befriedigend von statten, allerdings unter Anwendung gewisser Kunstgriffe. Selbst Miklucho-Maclay erzählt in dem früher erwähnten Berichte[6] von den Eingeborenen am Port Dawin, dass viele unter ihnen, trotzdem sie operirt waren, Väter reinblütiger Kinder wurden, und setzt mit Unrecht gewisse Zweifel in diese Aussage.

Die Alten hielten merkwürdigerweise Männer selbst mit den leichten Graden der Hypospadie

auch für impotent und man erklärte nur jene für heilbar, deren Rinne ὑπὸ τῷ κυνί, d. h. bis zum Frenulum reichte; in diesen Fällen amputirte man einfach den Penis an jener Stelle, bis wohin sich die offene Rinne erstreckte. Auch die Annahme Miklucho-Maclay's, dass die Dauer des Coitus eine kürzere sein müsse, halte ich für unrichtig, da ja die Ejaculation in dem Momente beginnt, wo das Sperma aus dem Hoden in den Samenleiter sich ergiesst; das Wollustgefühl und die sensible Reizung der Genitalien erreicht beim Manne ihren Culminationspunkt in dem Zeitpunkte, wenn das Sperma die Ductus ejaculatorii im Schnepfenkopfe passirt hat, also in einer Region, mit welcher die Mika-Operation in keiner Beziehung steht.

Die Operation, über welche auch Eyre, Taplin, Schürmann und Gason früher berichtet haben, ist nicht nur in Centralaustralien bekannt, sondern auch im Süden dieses Continentes, sowie auch unter den Eingeborenen der Port Lincoln-Halbinsel. Beim Dieyeriestamme wird sie nach Gason „Kulpi" genannt und bei Jünglingen in der Pubertätsperiode vorgenommen. Man führt sie in der Weise aus, dass das Glied auf ein Stück Rinde gelegt und die Urethra vom Orificium bis zum Scrotum mittelst eines zugespitzten Feuersteines gespalten, wonach die Rinde in die Wunde gesteckt wird, um das Wiederzuheilen zu verhindern. Nach Taplin führen die Südaustralier zuvor einen Känguruhknochen in die Urethra als Leitsonde ein und ausser Steinsplittern sind bei den Nasim am Golf von Carpentaria auch scharfe Muscheln gebräuchlich. Interessant sind die Ausführungen von Miklucho-Maclay, welcher die Mika-Operation im Sinne der Darwin'schen Zuchtwahl zu deuten bestrebt ist. Nämlich nicht alle Männer eines Stammes werden der Operation unterzogen, sondern unter circa 300 Operirten sollen sich 3—4 Männer mit unverletztem Gliede befunden haben und einer von den letzteren soll ein besonders stark und kräftig gebauter Mensch gewesen sein; auch die geringe Zahl der Kinder dieses Stammes war auffallend. Während ich die letztere Thatsache als gar nicht auffallend finde und nur als eine natürliche Folge der erschwerten Perceptionsfähigkeit ansehe, möchte ich mir hinsichtlich einer beabsichtigten Zuchtwahl doch eine Mahnung zu einer gewissen Vorsicht erlauben. Es ist ja noch gar nicht ausgemacht, dass alle Nichtoperirten wirklich lauter stattliche, vorzüglich gebaute und auserlesene Kerle gewesen sein müssen, und bei den Nasim werden gerade die stärksten Jünglinge zur Operation bestimmt, welche sie sogar für eine besondere Ehre ansehen.

Im Gegensatze dazu vollführen die Eingeborenen an der Nordwestküste Australiens[4] eine partielle Spaltung der Urethra, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, um nämlich das Wollustgefühl bei der Cohabitation zu steigern. Man vergleiche hiemit die Ansichten der Römer betreffs der Hypospadie.

Uebrigens wird die Spaltung der Harnröhre von anderen Naturvölkern auch zu rein medicinischen Zwecken ausgeführt; so berichtet Karl von den Steinen[11] über die Trumai in Brasilien, dass sie sich mitunter genöthigt sehen, die Urethra zu spalten, wenn das sogenannte Kandirufischchen (Cetopsis Candiru) beim Baden in dieselbe eindringt; es vermag wegen seiner Flossen nicht mehr zurück und kann unter den unsäglichsten Schmerzen selbst den Tod des Unglücklichen veranlassen. Es erscheint demnach in Erwägung dessen, dass jene Völker mit der Spaltung der Harnröhre verschiedene Ziele verfolgen, die Annahme einer beabsichtigten und vorausberechneten Zuchtwahl doch etwas zu gewagt, und zur Illustrirung dieses Umstandes soll erwähnt werden, dass Schürmann von den australischen Eingeborenen auf die Frage, warum sie es so thäten, zur Antwort bekam, dass es von ihren Voreltern so ausgeübt wurde und deshalb auch von ihnen selbst verrichtet werden müsse.

Eine noch schwerere Verstümmelung des Gliedes ist jedenfalls nur noch die gänzliche Abschneidung desselben, wie sie bei den Verschnittenen im Sudan und von der russischen Secte der Skopzen ausgeübt wird Da sie aber mit der Castration zusammenhängt, soll sie hier nicht weiter erörtert werden.

II. Schwellkörper des Gliedes.

Die nächste Art der Verstümmelung des Penis ist die Durchbohrung des Gliedes (Perforatio penis). Die Durchbohrung des Corpus cavern. penis ist selten, häufiger wird die Eichel, welche zum Harnröhrenschwellkörper gerechnet wird, perforirt. Im Allgemeinen hat man es dabei auf eine Steigerung der Libido sexualis beim Cohabitationsacte abgesehen. Von den Bisajostämmen auf den Philippinen berichtet Carletti in seinen „Viaggi" am Anfange des vorigen Jahrhunderts, dass sie das Glied „etwas in der Mitte desselben" mit einer Bleispindel durch-

bohren und an deren Enden drehbare Sternchen aus Blei anbringen. Im Geiste seiner Zeit spricht er hierüber als von einer „Erfindung des Teufels“ und will aus den Eingeborenen herausgebracht haben, dass dies zu dem Zwecke geschehe, weil bei den grossen Arbeitsforderungen der dortigen Bevölkerung Gelegenheit geboten wird, die Kräfte zu schonen und so eine Sättigung für eine längere Zeit resultiren soll.

Aehnliche Reizvorrichtungen sind auch bei anderen Völkern beobachtet worden. Bei den Dajaken auf Borneo werden nach Miklucho-Maclay [5] unter dem Namen „Ampallang“ ähnliche Gegenstände in Anwendung gebracht, welche ebenso dazu bestimmt sind, den Geschlechtsgenuss, und zwar besonders den der Frauen, zu erhöhen (Fig. 90). Hier wird aber nicht der Penisschaft, sondern die Eichel mit einer

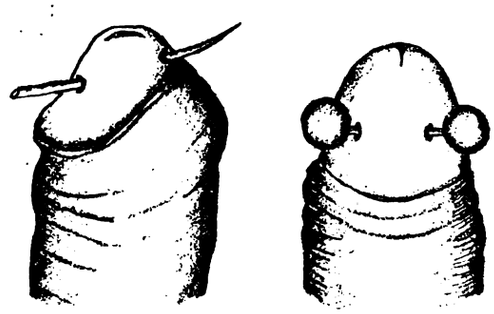


Fig. 90. „Ampallang“ der Dajaken von Borneo. (Nach Miklucho-Maclay.)

silbernen Nadel oder einem spitzen Bambusstäbchen entweder von oben nach unten oder häufiger in der queren Richtung durchbohrt, worauf eine in Oel getauchte Taubenfeder hineingesteckt wird, welche man bis zur definitiven Heilung des Wundcanales täglich wechselt; erst dann wird die Feder durch Stäbchen aus Elfenbein, Messing, Kupfer, Silber oder Gold ersetzt. Oft besitzen solche Stäbchen an ihrem Ende eine Kugel oder Birne aus Achat oder Metall. Bei der Arbeit und auf der Reise steckt der Dajak eine Feder hindurch; vor dem Beischlaf wird der Ampallang angelegt. Diese Ampallangs sind oft behufs Anbringung von Borsten und Haaren mit kleinen Oeffnungen versehen, wodurch dem Apparat das Aussehen einer Bürste verliehen wird. Männer mit solchen Ampallangs erfreuen sich einer besonderen Begünstigung und die Frau gibt ihrem geheimen Wunsche symbolisch auf die Weise Ausdruck, indem sie in die Reisschüssel ihres Mannes eine in ein Sirihblatt gerollte Cigarette von der gewünschten Länge verbirgt. Die Dajakfrauen können auch ihr Scheidungsrecht geltend machen, im Falle der Gatte den gewünschten Ampallang verweigern sollte.

Aehnliche Apparate fand Mayer bei den Malayen von Borneo, welche in dem perforirten Penis einen bürstenartig geformten feinen Draht einfügen. Die Alfuren auf Nordcelebes gebrauchen nach Riedel und Miklucho-Maclay noch complicirtere Vorrichtungen unter dem Namen „Kambi“ oder „Kambiong“, wobei an den üblichen Ampallang noch lange Schnüre befestigt werden, wahrscheinlich zum bequemeren Einstellen des Apparates (Fig. 91); ausserdem wird in die Eichelrinne der Augenlidrand des Bockes mit seinen steifen Wimperhaaren gelegt.

Dieses Streben nach einer Steigerung des Wollustgefühles wird jedoch vielfach auch durch unblutige Manipulationen erreicht; so wird auf Java

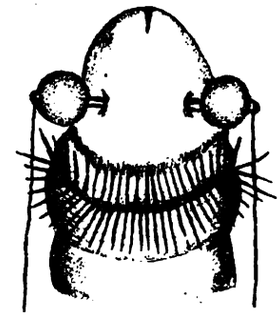


Fig. 91. „Kambi“ der Alfuren von Nordcelebes. (Nach Miklucho-Maclay.)

und bei den Sudanesen nach Ploss [9] der Penis mit Streifen von Ziegenfell umwickelt, wobei die Eichel freibleibt; diese Umwicklung ist nicht mit den später zu erwähnenden Penisfutteralen zu verwechseln. In Hinterindien zu Pegu beobachtete Linschotten am vorderen Theile des Gliedes Schellen von Walnussgrösse und in China wird von Wollüstlingen Aehnliches durch Vogelfedern bewerkstelligt. Im portugiesischen Nationalepos „Die Lusiaden“ wird von Camõens [10, 22] Folgendes hierüber erzählt (Uebersetzung von Wollheim da Fonseca):

„Sieh' Arrakan und von Pegú die Lande.
Einst Ungeheu'r bevölkerten den Staat,
Erzeugt in der Begattung ekler Schande,
Von Weib und Hund, die sich in Brunst genaht.
Hier tragen an des Zeugungsgliedes Rande
Sie einen klangbegabten Erzesdraht:
Ein Mittel, das die Königin erdachte
Und so der Sündenschmach eine Ende machte.“

Weissenberg [18] berichtet über elastische, mit Zähnchen besetzte Ringe, wie sie in Russland vorkommen, und es ist ein Glück, dass die Geheimnisse unserer

Gummiwaarenhändler in Mitteleuropa doch nur einer beschränkten Anzahl von modernen Culturmenschen bekannt sind.

Eine eigenthümliche Sitte wird bei den Batta auf Sumatra von Hagen[4] und Staudinger[10] beschrieben, welche pyramidenförmig gestaltete Steinchen, „Persimbraon" genannt (Fig. 92), bis zu 10 Stück oder kantige Gold- und Silberklümpchen im Einschnitte der Penishaut implantiren und einheilen lassen (Implantatio). Da man bei dieser Operation wohl nicht immer sehr antiseptisch vorgehen dürfte, so erscheint es als leicht verständlich, dass viele dieser Steinchen herauszueitern pflegen. Die Operation wird von eigenen herumfahrenden Medicinverkäufern ausgeführt. Die Steinchen, welche ziemlich selten sein sollen und angeblich nur in

Fig. 92. „Persimbraon" der Batta von Sumatra. (Nach dem Original im Wiener naturhistorischen Hofmuseum.)

einer bestimmten Gegend hinter dem Tobahsee vorkommen, bestehen aus einem marmorähnlichen Gestein und werden zugleich als Medicin gegen allerlei innere Krankheiten verwendet. Man legt den Stein auf einige Tage in ein Gefäss mit Wasser und trinkt das Wasser aus.

III. Vorhaut.

Unter den auf die Vorhaut sich beziehenden Verstümmelungen nimmt die Beschneidung (Circumcisio), d. h. die circuläre Abtragung des Präputiums, einen hervorragenden Platz ein. Ueber die rituelle Beschneidung, auf welche wir hier nicht näher eingehen wollen, soll nur so viel bemerkt werden, dass sie nicht etwa eine nur für die Juden charakteristische Sitte darstellt, sondern sie findet sich auch bei den Mohammedanern, bei vielen afrikanischen Negervölkern, ferner in Australien, ja sogar auch unter den Ureinwohnern Amerikas. Die Mehrzahl der heutigen Ansichten geht dahin, dass sie ausser hygienischen Vorkehrungen eine Steigerung der Zeugungsfähigkeit bezwecken soll.

Die Excision und Incision sind nichts Anderes als eine partielle Beschneidung; bei der Excision wird ein keilförmiges Stück der Vorhaut herausgeschnitten, wie dies z. B. bei den Tartaren geschieht; die Incision — wie sie bei den Nukahiwern in Oceanien und bei den Massai in Centralafrika ausgeübt wird — besteht aus einem einfachen Einschneiden der Vorhaut, wodurch für die Eichel mehr Platz geschaffen wird. Als ein interessantes Detail möchte ich nur hervorheben, dass bei den Batta die Knaben zur Zeit der Pubertät an sich selbst die Operation vornehmen, und zwar heimlich, ohne ihre Eltern davon zu verständigen. Der Einschnitt wird nach Hagen[4] meist mittelst eines Messers ausgeführt; die weniger muthigen und messerscheuen Individuen bedienen sich jedoch eines ungemein einfachen Instrumentes namens „Niapit", welches aus einem halbgespaltenen Bambusstäbchen und zwei feinen Grasringen besteht; mit diesem „Niapit" wird die Vorhaut eingeklemmt und in 1—5 Tagen nach und nach zur Usur gebracht.

Als eine noch weniger eingreifende Operation ist die Durchbohrung der Vorhaut (Perforatio praeputii) anzusehen, wie sie bei den alten Römern gebräuchlich und unter dem Namen Infibulatio bekannt war. Da sie heutzutage von keinem Volke der Erde mehr ausgeübt wird, so sind wir hauptsächlich auf die Schriftwerke der alten Römer als Quellen angewiesen. Die Infibulation war eine Verstümmelung des Gliedes, welche in einer Durchbohrung der Vorhaut und Verschliessung derselben mittelst einer Fibel bestand. Ich möchte besonders die Worte „Vorhaut und Verschliessung" betonen, um die Möglichkeit einer Verwechslung mit den Reizapparaten der Dajaken und Alfuren zu vermeiden, welche an der Eichel angebracht werden und ganz andere, ja entgegengesetzte Zwecke verfolgen.

Vom Scholiasten des Juvenal erfahren wir, dass es kleine Ringe waren, welche die Tragöden und Komöden zur Verhinderung des Coitus am Penis trugen, um die Stimme nicht zu verlieren. Nach Celsus (De medic., VII, 25, 3) wurden die Jünglinge „der Gesundheit halber" infibulirt; er beschreibt auch ausführlich den Vorgang bei der Operation, wie die Vorhaut vorgezogen und die zu durchbohrende Stelle auf beiden Seiten mit Tinte bezeichnet wird, wie man die Vorhaut mit einer eingefädelten Nadel durchnäht und die beiden Enden des Fadens mit einander verbindet; wie dann der Faden täglich bewegt werden muss, damit sich Narben bilden (donec cicatriculae fiant), der Wundcanal zuheilt und nach Herausnahme des Fadens (excepto filo) die Fibel endgiltig hineingelegt werden kann. Diese Beschreibung ist so klar, dass man über die operative Methode der Infibulation nicht mehr im Zweifel sein kann; nur über die Form und Gestalt der Fibel spricht sich Celsus nicht weiter aus. Aus gewissen Andeu-

tungen einiger römischer Schriftsteller geht hervor, dass bei der unglaublichen Sittenlosigkeit, wie sie zur Zeit des Kaiserreiches in Rom herrschte, die an der Vorhaut angebrachte Fibel den Zweck hatte, den Coitus zu verhindern; es waren dies gewiss nicht immer einfache Ringe, wie sie der Scholiast des Juvenal beschreibt, denn schon der Begriff „Fibel" lässt vielerlei Deutungen zu. Unter Fibel stellen wir uns — wie dies jedem Archäologen und Prähistoriker geläufig ist — eine Vorrichtung vor, welche dazu bestimmt ist, leicht bewegliche Theile eines Gegenstandes mit einander zu knüpfen und zusammenzuhalten. Ihre Gestalt kann die verschiedensten Formen aufweisen. Berg übersetzt das Wort „fibula" an der betreffenden Stelle mit „Heftel" und fügt hinzu, es sei ein Draht aus Kupfer, Silber oder Gold gewesen. Die Fibel konnte aber offenbar keinen vollkommenen Verschluss des Vorhautsackes bewirken, da ja der Weg für den Abfluss des Urins freigelassen werden musste.

Aus den Epigrammen des Martial (IX, 27, 10) geht hervor, dass man zum An- und Ablegen der Fibel sogar die Hilfe eines Schmiedes in Anspruch zu nehmen pflegte:

> Occurit aliquis inter ista si draucus
> jam paedagogo liberatus, et cujus
> refibulavit turgidum faber penem,
> nutu vocatum ducis et pudet fari,
> Catoniana, Chreste, quid facis lingua.

Das Streiflicht, welches durch diese knappe, aber drastische Schilderung auf die damaligen römischen Verhältnisse geworfen wird, ist geeignet, uns geradezu mit Ekel und Abscheu zu erfüllen. Die Ausgelassenheit der damaligen römischen Welt muss eine grenzenlose gewesen sein und die Römerinnen standen in Bezug auf Zügellosigkeit und Verdorbenheit der Sitten den Männern keineswegs nach. Juvenal sagt hierüber in seinen Satiren (VI, 73) ganz offen: „solvitur his magno comoedi fibula", es löst sich die Fibel des Schauspielers um theueres Geld, d. h. den anwesenden Damen, wozu der Scholiast ganz überflüssigerweise bemerkt: „damit sie mit den Komöden Beischlaf treiben, denn alle singenden Knaben haben Fibeln am Gliede zur Verhinderung des Coitus". Man dürfte wohl vielleicht befürchtet haben, dass etwa die Tenorstimme der Knaben in eine tiefere umschlagen könnte. Wie sich die römischen Damen an die Sänger herandrängten, ersehen wir aus einer anderen Satire Juvenal's (VI, 379), wo es heisst: „Wenn sie sich am Gesange erfreut, so dauert keines Sängers Fibel, der seine Stimme den Prätoren verkauft, lange."

Unter den Epigrammen Martial's (IX, 27, 10) findet sich eine Stelle, aus welcher hervorgeht, dass männliche Sclaven mit der Infibulationsvorrichtung in Damenbäder genommen wurden und zugleich erfahren wir eine Bestätigung unserer Annahme, dass die Fibel nicht immer nur einen einfachen Ring vorstellen musste, sondern auch oft einen complicirteren Apparat (hier eine Metallhülse) erforderte:

> Theca tectus aenea lavatur
> Tecum, Caelia, servus; ut quid, oro,
> Non sit cum citharoedus aut choraules?
> Non vis, ut puto, mentulam videre.
> Quare cum populo lavaris ergo?
> Omnes an tibi nos sumus spadones?
> Ergo ne videaris invidere
> Servo, Caelia, fibulam remitte.

Und auf einer anderen Stelle (XIV, 213) platzt Martial direct mit der Erklärung heraus, dass die Fibel eigentlich nur ein Mittel sei, um auf Umwegen Geld herauszulocken. Er apostrophirt den Apparat und fragt:

> Dic mihi simpliciter, comoedis et citharoedis,
> Fibula, quid praestas? carius ut futuant. (!)

Wie man aber jedem Dinge zwei Seiten abgewinnen kann, so benützte der spottlustige Martial in seinen Epigrammen (VII, 82) die Fibel dazu, um auch andere erbärmliche Zustände seines Zeitalters rücksichtslos zu geisseln:

> Menophili penem tam grandis fibula vestit,
> Ut sit comoedis omnibus una satis.
> Hunc ego credideram, nam saepe lavamur in unum,
> Solicitum voci parcere, Flacce, suae.
> Dum ludit media populo spectante palaestra,
> Delapsa est misero fibula; verpus erat.

Es muss hervorgehoben werden, dass hier neben der Infibulation zugleich von der Castration gesprochen wird.

Als die einzige bildliche Darstellung vermag ich nur die Abbildung einer Bronzestatuette eines Musikers im Museo del collegio romano anzuführen (Fig. 93). Winckelmann [14], welcher dieselbe publicirt hat, bemerkt hiezu, es wäre ein Unicum. Die Vorhaut des sehr grossen Gliedes ist stark vorgezogen und vor der Glans geht ein grosser Ring durch.

Im Sprachgebrauche wurde die Fibel auch im übertragenen Sinne angewendet und darauf beziehen sich die Stellen aus dem Lactantius (Div. Inst., I, 16), wo die Redensart „fibulam imponere" so viel bedeutet, als „den Coitus, die Ehe verbieten" und beim Ter-

TULLIAN (De pudicitia, 16; de corona, 11) „fibulam relaxare", gleichbedeutend mit „Coitus, Ehe zulassen".

Die bisher besprochene Infibulation des männlichen Gliedes der Römer wird in der heutigen archäologischen Literatur vielfach mit der sogenannten Kynodesme*) der Griechen und Etrusker verwechselt. So führt PASSOV in seinem Lexikon beim Vocabel Κυνοδέσμη die Worte an: „eine Fibula zur Infibulation, Band, mit dem die Vorhaut an die Eichel gebunden ward" und auch STEPHANI [1], welcher eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Belege aus den Schriftwerken bringt und alle hiehergehörigen Kunstwerke anführt, trennt nicht die Infibulation von der Ligatur der Vorhaut.

Seine Ansicht geht dahin, dass man, „um die Begattung unmöglich zu machen, wahrscheinlich auch,

Fig. 93. Infibulation römischer Musiker. (Nach WINCKELMANN.)

um unfreiwilligen Samenabfluss zu verhüten, die Vorhaut zu durchbohren und zunächst durch einen Faden zu verschliessen pflegte, den man später, nachdem sich die Oeffnungen verhärtet hatten, durch eine Metallnadel oder Metallring ersetzte. Dass man das Glied, während man sich des Fadens bediente, mit dessen Hilfe aufwärts gerichtet festband, sagen die Schriftsteller nicht ausdrücklich, geht aber namentlich aus dem etruskischen Wandgemälde von CHIUSI unzweideutig hervor".

Dass die Infibulation vorzugsweise dazu bestimmt war, die Begattungsfähigkeit zu verhindern, ist richtig und wir haben dies aus den früheren Erörterungen entnehmen können. Die Kynodesme der Griechen und Etrusker dagegen musste nach einer näheren Betrachtung der Sache von der Infibulation toto coelo verschieden gewesen sein und musste einen ganz anderen Zweck gehabt haben, als die Verhinderung des Coitus.

Die spärlichen Stellen aus den griechischen Schriftstellern lauten in einem ganz anderen Sinne, als die unzweideutigen Aussagen der römischen Autoren. So erklärt HESYCHIOS die Bedeutung der Κυνοδέσμη mit den Worten δεσμὸς ἀκροποσθίας, d. h. Fessel der Vorhaut, und POLLUX (Onomast, II, 171) bezeichnet sie ebenfalls als Fessel des vordersten Theiles der Vorhaut mit den Worten: ᾧ δὲ τὴν πόσθην ἀπεδοῦντο, τοῦτον τὸν δεσμὸν κυνοδέσμην ὠνόμαζον. In den Anecdota Graeca (BEKKER, S. 49, 17) heisst es auch bei demselben Gegenstande: „dasjenige, womit sie ihre Glieder unterbinden", und ausserdem wird hinzugefügt: οἱ Ἀττικοὶ ἀπεσκολυμμένοι, welche Stelle ich in dem Sinne auffassen möchte, dass darunter nicht etwa „beschnittene Attiker", sondern Attiker zu verstehen sind, „deren Vorhaut sich zurückzieht". Die Vorhaut kann ja bekanntlich angeborenerweise ziemlich lang oder aber auch ziemlich kurz sein. In Bezug auf das Material der Kynodesme findet sich im PHOTIOS (Lexic., 188, 9) eine Stelle, wo als Kynodesme ein Riemchen bezeichnet wird, mit welchem man denjenigen, „welche sich beim Entkleiden unanständig benehmen" (οἱ περὶ τὰς ἀποδύσεις ἀσχημονοῦντες), die Vorhaut unterbindet.

Soweit die Nachrichten, welche uns die griechischen Schriftsteller bis auf unsere Zeiten überliefert haben. Es wird hier immer nur von einem „Band" und „Unterbinden", nie von einer Perforation, wie bei den Römern, gesprochen. Auch an den Gemälden und Bildwerken jener Zeit erscheint die Vorhaut des nicht erigirten Gliedes mit einem Band in Maschenform unterbunden oder man sieht den Penis aufwärts gerichtet und an einer Schnur befestigt, also in einer sonst unnatürlichen Lage.

Als Belege für die erstere Art der Darstellung möchte ich die Malerei an der Innenfläche einer Amphora anführen, welche sich in der Münchener Pinakothek befindet und deren an Ort und Stelle ausgeführte Originalpause mir Dr. JÜTHNER*) gütigst zur Verfügung gestellt hat (Fig. 94). Sie stellt einen jugendlichen, unbekleideten Speerwerfer dar, dessen äussere Genitalorgane mit einer fast scrupulösen Genauigkeit angegeben sind, soweit es bei der Klein-

*) Κύων = Hund, frenulum praeputii, dann im weiteren Sinne: das männliche Glied; δέω = ich binde. Also wörtlich: Gliedfessel.

*) Die Publication bei GERHARD (A. Vas. IV.) ist ungenau und speciell in den uns hier interessirenden Theilen unrichtig ausgeführt.

heit des Objectes möglich ist. Oberhalb des erschlafften Scrotums ist das Glied in fast horizontaler Lage abgebildet und die Vorhaut mittelst einer Schnur in der einfachen Maschenform unterbunden; über dem Gliede sieht man das Schamhaar und die

Fig. 94. Speerwerfer mit Kynodesme. (Gemälde von einer Amphora aus der Pinakothek in München)

Linea alba angedeutet. Ein ähnliches Beispiel ist das von Alex. François[8] im Jahre 1846 in Chiusi aufgefundene etruskische Grabgemälde (Fig. 95), wo man die Vorrichtung noch deutlicher sehen kann, indem der aufwärts gerichtete Penis an einer um die Lenden gehenden Bauchschnur befestigt ist; bei

Fig. 95. Faustkämpfer mit Kynodesme. (Etruskisches Grabgemälde von Chiusi.)

einem der Männer steckt er einfach hinter derselben. An einem jetzt in Berlin befindlichen Krater aus Capua[1], wo Scenen aus dem Gymnasion dargestellt sind, sieht man sogar einen Epheben, der soeben im Begriffe steht, die Penisschnur an seinem Gliede anzubringen (Fig. 96); er hält sie in der rechten Hand und mit der linken zieht er die Vorhaut vor.

An den Kunstproducten der antiken Bildhauerei erblickt man ebenfalls das aufwärts gerichtete, nicht erigirte Glied, wobei natürlich die Angabe des Bandes oder Schnur, als den Regeln dieser darstellenden Kunst zuwiderlaufend, von den alten Meistern unterlassen wurde. Solche Gegenstände fand Stephani in dem unter dem Namen der grossen Blissnitza bekannten, im Jahre 1868 in Südrussland ausgegrabenen Grabhügel. Als Beispiel dient uns die Terracottastatuette eines sitzenden, eine ebensolche eines stehenden Komikers in der Rolle des Herakles, ferner die Bronzestatuette eines Diskobols (Fig. 97). Die Frage, ob die Glieder der ersten zwei nicht etwa künstliche Phalloi darstellen, bleibt für die anthropologische Betrachtung irrelevant. Am deutlichsten sieht man die Vorrichtung bei dem Diskobol, dessen Penis lose

Fig. 96. Griechischer Ephebe, im Begriffe die Kynodesme anzulegen. (Gemälde von einem Krater aus Capua.)

aufwärts gerichtet erscheint, als ein Beweis dafür, dass er mittelst einer Schnur an dem über die Eichel gezogenen Präputium in die Höhe nicht hinaufgezerrt, sondern leicht hinaufgebunden wurde. Es ist dies eine Modification der vorhin erwähnten Kynodesme an der Münchener Amphora und sie findet ihre Ergänzung in dem ebenfalls schon angeführten Grabgemälde von Chiusi. Hieraus ergeben sich also bereits drei Arten der Kynodesme: 1. eine, wo die über die Eichel gezogene Vorhaut mit einer Schnur in Maschenform unterbunden wird; 2. eine andere, wo das Glied ausser einer Vorhautschnur noch hinaufgebunden und an einer Bauchschnur befestigt wird, und schliesslich 3., wo der Penis einfach hinter der Bauchschnur steckt.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Zusammenstellung aller hiehergehörigen Kunstwerke anzuführen und dieselben in diesem Sinne zu

würdigen, denn das muss ich als die Aufgabe eines Fachmannes in der Archäologie betrachten. Nur die eine Bemerkung sei mir gestattet, dass mir die in dem sorgfältig zusammengestellten Verzeichnisse der hiehergehörigen Kunstwerke (bestehend aus Terracottafiguren, Bronze- und Marmorstatuetten, ferner Vasen- und Wandgemälden) von Stephani gewählte Eintheilung in Schauspieler, Musiker, Agonisten und Schlemmer nicht sehr berechtigt erscheint. Ich war leider nicht in der Lage, allen diesen Belegen nachzugehen und es ist, wie gesagt, auch nicht meine Aufgabe, heute alle diese 24 Kunstgegenstände zu erörtern; aber nur auf den Umstand möchte ich

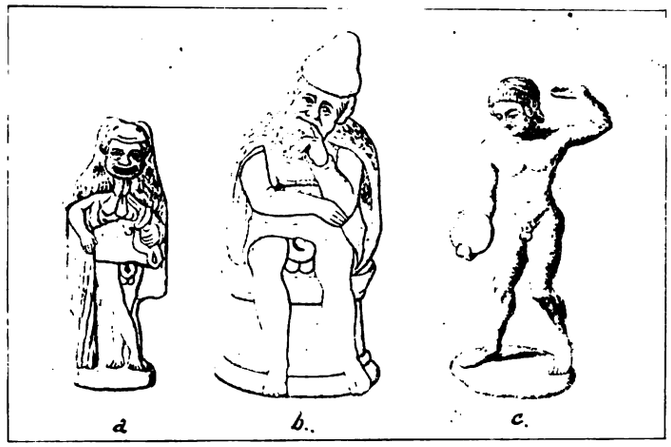


Fig. 97. Kynodesme (Stephani).
a, *b* Terracottastatuetten aus Südrussland (griechische Komiker); *c* Bronzestatuette aus Capua (etruskischer Diskobol).

nebenbei hinweisen, dass man auch bei diesem Gegenstande ersehen kann, wie innig sich zuweilen zwei Disciplinen berühren können und wie es gerade hier die Natur der Sache erheischt, dass die Frage nicht einseitig und nicht nur vom Archäologen, sondern auch vom Anthropologen und Mediciner untersucht wird. Die vorerwähnte Eintheilung von Stephani halte ich darum nicht für vollkommen berechtigt, weil ich überzeugt bin, dass man vielleicht mit der Zeit auch noch Statuen und Bilder anderer Standeskategorien auffinden wird. Schon die Satiren der Silen und der Marsyas, welche er anführt, wollen nicht recht in die vier Gruppen hineinpassen. Auch durch die folgenden Worte versucht Stephani zu einer recht gezwungen aussehenden Erklärung zu gelangen: „Aus den Kunstwerken ersehen wir, dass dieselbe Gewohnheit (Infibulation) auch im Gymnasion und überhaupt bei allen Personen, welche auf die Erhaltung männlicher Kraft besonderen Werth legten, also namentlich bei denen, welche sich durch üppige Lebensweise bereits um einen Theil dieser Kraft gebracht haben, nicht weniger verbreitet war. Was das Gymnasion betrifft, so mag wohl geradezu eine Rücksicht auf die dort so leicht zu erregenden päderastischen Neigungen mitgewirkt haben. Natürlich aber trug die Kunst die Sitte auch auf mythische Personen von ähnlichem Charakter über."

Als die Hauptursache für diese verfehlte Anschauung ist, wie erwähnt, die Verwechslung der Infibulation mit der Kynodesme anzusehen. Der Unterschied ist uns nach dem Vorhergehenden klar: Die Infibulation war eine durch blutige Operation bewerkstelligte Verstümmelung, die Kynodesme keine Verstümmelung, sondern nur eine unblutige Manipulation mit dem Gliede. Zur Infibulation verwendete man für gewöhnlich eine Metallfibel verschiedener Gestalt, welche durch die vorher perforirte Vorhaut hindurchgesteckt wurde, und zwar zu dem Zwecke, um den Coitus zu verhindern; als Kynodesme hingegen bezeichnete man ein Band zum Aufwärtsrichten oder Unterbinden des Gliedes. Ueber den Zweck der Kynodesme sprechen sich die griechischen Schriftsteller nicht klar aus; es hat vielmehr oft den Anschein, als wie wenn sie bei Erwähnung dieses Wortes an etwas Selbstverständliches gedacht hätten. Die Begattung konnte durch dieselbe gewiss nicht verhindert werden, denn das Glied war nur mehr oder weniger locker angebunden und der Betreffende hatte es ja in seiner Macht, den an seinem Gliede geknüpften Knoten zu lösen, respective das hinter die Bauchschnur gesteckte Glied herabzulassen, wenn er es wollte.

Ein Blick auf die Abbildungen Fig. 94—97 kann uns davon sofort überzeugen. Würde man thatsächlich die Absicht verfolgt haben, durch die Kynodesme die Begattung unmöglich zu machen, so hätte es gewiss viel fester angebrachter Vorrichtungen bedurft, da ja doch nicht die Cohabitation coram publico, sondern nur in camera caritatis in Frage kommen konnte; dasselbe gilt von den päderastischen Neigungen. Zu diesem Zwecke war aber die Infibulation bestimmt. Man vergleiche nur die Fig. 93 mit den früher erwähnten Abbildungen Fig. 94—97.

Und thatsächlich sprechen die römischen Schriftsteller ausdrücklich von Fibeln, Ringen, Hülsen, Zuhilfenahme von Schmieden etc. Wäre die Infibulation identisch mit der Kynodesme, so müsste man doch an den Statuen oder Gemälden der Griechen und Etrusker eine fibelartige Vorrichtung sehen, wie bei

dem von Winckelmann publicirten Musiker; aber man bemerkt an diesen Werken lediglich bandartige Schleifen und die griechischen Autoren sprechen auch nur von Bändern und vom Binden. Wenn jedoch die Fibel dazu bestimmt und geeignet war, die Begattung zu verhindern, so vermochte sie gewiss nicht die Erection hintanzuhalten, da sie ja nur ein Hinderniss der Immissio penis bildete. Die Kynodesme konnte wohl eine Verhinderung des unfreiwilligen Samenabflusses, wenn auch nur indirect, veranlassen, da sie eine beginnende Schwellung des Gliedes zu signalisiren im Stande war. Daraufhin dürfte die Stelle des Photius zu beziehen sein, wo es heisst, dass die Vorhautschnur denjenigen, „welche sich unanständig benehmen", angelegt wurde; ebensogut könnte man aber auch an onanistische Handgriffe denken. Bei jener Anordnung der Kynodesme, wo der aufgerichtete Penis einfach hinter die Bauchschnur gesteckt wurde, musste selbst der Werth der Prophylaxe einer beginnenden Pollution fraglich erscheinen, abgesehen davon, dass es nicht ausgemacht ist, dass man die Kynodesme auch nicht im Schlafe anwendete. Ich glaube demnach nicht, dass der Schutz vor Pollutionen der Hauptzweck der Kynodesme gewesen sein soll. Hieraus erklären sich die Bedenken Stephani's, warum „die Schriftsteller dies nicht ausdrücklich sagen", und zwar die römischen, warum man das infibulirte Glied nicht aufwärts gerichtet band. Sie sagen es darum nicht, weil man das infibulirte Glied überhaupt nie aufwärts festband und das Grabgemälde von Chiusi stellt eben nicht infibulirte, sondern kynodesmirte Faustkämpfer dar. In demselben Sinne verwechselt auch Stephani den durch eine künstlich gemachte Oeffnung der Vorhaut angebrachten, später, „nachdem sich die Oeffnungen verhärtet hatten", durch eine Metallfibel des Celsus zu ersetzenden, also nur provisorischen — mit dem einfach um die Vorhaut gebundenen Faden der Griechen.

Aus der Natur der Sache ergibt sich von selbst, dass die Kynodesme, sowie sie die Begattung nicht zu verhindern vermochte, ebensowenig im Stande war, die männliche Kraft zu erhalten. Sie konnte allerdings mittelbar die beginnende Erection signalisiren, einen energischen Willensimpuls auslösen und, wenn ihm seitens der Genitalsphäre Folge geleistet wurde, dadurch einer Pollution vorbeugen; da aber die Schwächung der männlichen Kraft eben in der verminderten Erectionsfähigkeit sich kundgibt, so kann man der Kynodesme keineswegs die Rolle eines direct curativen, sondern nur eines präventiven Mittels vindiciren. Das wäre wohl ein gar zu simples Mittel gewesen, um impotent werdenden Männern aufzuhelfen! Die Thatsache ferner, dass die darstellende Kunst diese Sitte auch auf mythische Personen übertrug, beweist nur, wie verbreitet und vielleicht wie alt die Sitte der Kynodesme der Griechen gewesen sein muss.

Es stehen demnach den dunklen Andeutungen der Griechen über den Zweck der Kynodesme die klaren Aussagen der Römer gegenüber. Mit Hilfe der Infibulation trachteten die letzteren durch Verhinderung des Coitus conservirend auf die Stimme einzuwirken, obwohl Celsus berichtet, dass man manchmal die Knaben „der Gesundheit wegen" zu infibuliren pflegte, und am Schlusse die Bemerkung macht, dass dies eher zu den überflüssigen als zu den nothwendigen Dingen gehört (saepius inter supervacua, quam inter necessaria est). Die Stimme allein ist also jedenfalls auch nicht als die einzige causa movens zu betrachten, da ja die Fibula der römischen Autoren ausserdem nicht nur bei Sängern, sondern auch bei Zitherspielern, Musikern, Sclaven, Päderasten und überhaupt bei Jünglingen erwähnt wird. Sei dem wie ihm wolle, über den directen Zweck der Infibulation, d. h. die Verhinderung des Coitus, kann kein Zweifel obwalten; sie war eben eine geradeso barbarische Gepflogenheit des alten Roms, wie sie von der noch heutzutage in Afrika üblichen sogenannten Infibulation der Mädchen und von dem „Frauenschloss" des Mittelalters repräsentirt wird.

Die Kynodesme dagegen halte ich für eine wohlbegründete Schutzvorrichtung, um die äusserst empfindliche Oberfläche der Eichel vor äusseren Insulten zu schützen, um das durch Reiben, Zerren und Baumeln gefährdete Glied zu immobilisiren, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die hier in Betracht kommenden Leute ihre Schamgegend unbedeckt liessen und darum diesen Schädlichkeiten in einem erhöhten Masse ausgesetzt waren. Dadurch werden uns die schwer verständlichen Stellen aus dem Photios (οἱ περὶ τὰς ἀποδύσεις ἀσχημονοῦντες) und aus den Anekd. Gr. (οἱ Ἀττικοὶ ἀπεσκολυμμένοι) sofort klar; für diejenigen, welche sich beim Entkleiden unanständig benahmen, war das Anbinden des Gliedes eine ebenso gute Massregel, wie auch die Penisschnur ein einfaches, aber probates Mittel für eine zu kurze Vorhaut darstellte. Dies schliesst natürlich nicht die Möglichkeit aus, dass die Kynodesme auch von bekleideten Personen angewendet

wurde, da ja die Kleidung der Griechen vielleicht auch eine unangenehme Reibung verursachen konnte. Allen Reitern ist es bekannt, dass sie ihr Glied durch Aufwärtsrichten desselben vor Insulten zu schützen trachten.

Nun kommt uns die vergleichende Anthropologie zu Hilfe. Es gibt ja auch in unseren Zeiten Menschen, welche nackt herumgehen. In Anbetracht dessen, dass diese Auffassung der Kynodesme sich nur auf Vermuthungen stützen kann, weil wir eben nicht im Besitze directer Beweise und Belege sind, erscheint uns die Thatsache doppelt willkommen, dass sich noch heutzutage einige Völkerstämme finden, welche die Kynodesme fast in derselben Weise ausführen, wie die alten Griechen, obzwar an eine Vererbung oder directen Contact der Völker wegen ihrer geographischen Entfernung nicht im Mindesten zu denken ist.

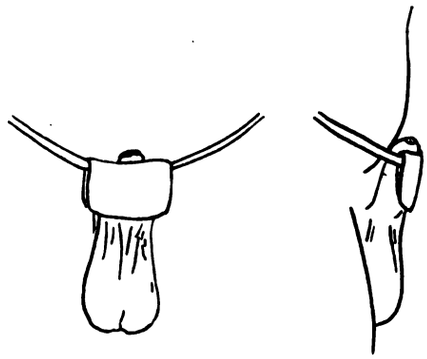


Fig. 98. „Kunokua", Hüftschnur der Paressi in Brasilien. (Nach Karl von den Steinen.)

So berichtet Karl von den Steinen[11], dass bei den Paressi in Centralbrasilien unter dem einheimischen Namen „Kunokua" Perlschnüre oder aus Baumwolle gewebte Gürtelbänder im Gebrauche stehen, hinter welche der Penis gesteckt wird (Fig. 98); um das Glied vor Reibung zu schützen, wird ausserdem noch auf die Berührungsstelle ein kleines Läppchen gelegt. Steinen machte die Beobachtung, dass in Centralbrasilien der Penis bei Jünglingen überhaupt, sobald die ersten Erectionen auftreten, aufwärts an den Leib angelegt und so unter die Hüftschnur geschoben wird, dass das oberste Stück des Präputiums dadurch abgeklemmt erscheint. Aehnlicher Penisschnüre bedienen sich z. B. auch die Bakaíri und Bororo; bei den letzteren heissen sie „Baragara" und bestehen aus Wolle mit aufgereihten Vogelknochenperlen, Samenkernen oder aus gedrehtem Bast und Palmblatt. Wer würde hier nicht sofort an die Worte des Pollux denken: ᾧ δὲ τὴν πόσθην ἀπεδοῦντο! Also eine Art Ligatur, welche wir als die dritte bei der Kynodesme bezeichnet haben. Zum Ueberflusse erfahren wir noch von Steinen, dass die Trumai auch das nicht aufwärts gerichtete Glied mit einem rothgefärbten Baumwollfaden am Präputium zusammenbinden und ausserdem sich das Schamhaar ausraufen. Er konnte hier sogar eine durch den Gebrauch erzeugte Abschnürungsmarke an der Vorhaut bemerken. Auch die Männer der Karayastämme am Rio Araguaya schnüren nach Ehrenreich[2] die Vorhaut vor der Eichel mit einem schwarzen Baumwollfaden wurstzipfelartig zusammen. Die Yamamadi am Purus tragen ein eigenthümliches Suspensorium („Kahanafa"), welches in die Bauchschnur mittelst Baumwollfäden eingeflochten ist und ausser fransenartig herabhängenden Schnürchen eine Schlinge besitzt, von welcher die Vorhaut festgehalten wird (Fig. 99);

Fig. 99. „Kahanafa" der Yamamadi in Brasilien. (Nach Ehrenreich.)

ähnliche Vorrichtungen beobachtete Ehrenreich bei den Ipurina am oberen Purus unter dem Namen „pumaki". Als ein wichtiger Umstand mag nebenbei erwähnt werden, dass die Paumari an der Einmündung des Rio Jacaré ebenso diese für die Purusstämme charakteristischen Suspensorien benützen, obwohl sie wegen der furchtbaren, dort herrschenden Insectenplage sehr oft europäische Kleidung, d. h. Hemd und Hose anlegen. Es muss hervorgehoben werden, dass die nackt herumgehenden Menschen in derselben Weise vorgehen, seien sie nun Angehörige eines civilisirten Volkes, wie die Griechen, seien es Naturmenschen, wie die brasilianischen Eingeborenen.

Der Ansicht von Steinen, dass diese Bänder Schutzvorrichtungen darstellen, kann ich nur beipflichten; bei der Erwägung, wie oft der Indianer den Dornen und dem Gestrüppe der Urwälder, ferner den Angriffen der verschiedenen Insecten, Zecken,

Fliegen etc. ausgesetzt ist, erscheint diese Annahme sehr naheliegend. Dafür halte ich die von ihm angenommene „gymnastische Behandlung der Phimose" weniger plausibel, da ja dadurch die Vorhaut allerdings gezerrt, aber das Kaliber durch Zusammenschnürung der Oeffnung nicht erweitert wird; ferner müsste es nachgewiesen werden, dass die Phimose bei den Indianern thatsächlich so oft vorkommt.

Die Penisschnüre sind jedoch nicht die einzigen Schutzvorrichtungen, welche die nackt herumgehenden Menschen erfunden haben. Mitunter erhält das Glied eine förmliche Hülle. Bei den Bororo wird sie aus einem langen Streifen des ziemlich spröden, gelben und manchettenartig zusammengerollten Palmstrohes hergestellt und in der Weise angewendet, dass in die schmälere Oeffnung der vorderste Theil der Vorhaut hineingezwängt und so zipfelartig abgeschnürt wird (Fig. 100). Solche Penisstulpe führen unter den Eingeborenen den Namen „inoba", die Portugiesen nennen sie „tacanhoba". Bei den Botocuden fand sie Neuwied unter dem Namen „giucannu" aus Cocos- und Issarablättern, Spix und Martius aus Bananenblättern angefertigt. Bei allen diesen Penisfutteralen richtet sich die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den vorderen Theil des Gliedes.

Fig. 100. „Inoba" der Bororo in Brasilien. (Nach dem Orginal im Wiener naturhistorischen Hofmuseum.)

Die Eingeborenen von Neu-Guinea gehen noch weiter, indem sie nach Finsch[3] den in die Vorhaut zurückgezogenen Penis in sogenannte Kalebassen, d. h. getrocknete Flaschenkürbisse, stecken und so ebenfalls das Glied vor äusseren Insulten schützen. Eigenthümliche Peniskalebassen sind auch bei den Kaffern in Südafrika gebräuchlich. Ausserdem ist aber in Neu-Guinea auch eine Art Kynodesme bekannt, denn die Eingeborenen befestigen an einer Bauchschnur („tikini") ein zwischen den Beinen nach Art der chirurgischen sogenannten T-binde durchgehendes Stück Bast, Liane oder Strick, wodurch der Penis aufwärts gehoben und in den Leibstrick eingeklemmt wird (Fig. 101). Ebenso binden nach Hellwald die Salomoninsulaner einen Faden um die Vorhaut herum oder wickeln die Genitalien in ein Blatt ein.

Die Identität der Absicht aller nackt herumgehenden Menschen ist eine augenscheinliche; die empfindliche Schleimhaut der Eichel wird durch Unterbinden der Vorhaut oder Einhüllen derselben in Blätter, Stulpe oder feste Behälter vor äusseren Schädlichkeiten geschützt. Man muss sich aber dabei hüten, in diesen Dingen sofort etwa ein Product des sich regenden Schamgefühles suchen zu wollen. Aus purem Schamgefühl wird nirgends kynodesmirt und als irrig muss die Ansicht bezeichnet werden, dass sich die Leute schämen, die unverhüllte Eichel den Blicken Anderer zu zeigen. Mit Recht bemerkt hiezu Steinen, er würde gerne von einem etwa derart beobachteten Falle hören, dass ein im Zustande der Nacktheit überraschter Mensch sich nicht mit der Hand, sondern nur mit zwei Fingern bedeckt habe. Dadurch soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, dass sich hieraus später allmälig die Schambekleidung entwickelt haben konnte. In den fransenartig herabhängenden Schnürchen der Yamamadi am Purus kann man die Anfänge einer solchen thatsächlich erblicken, wenn sie auch den Hodensack nur nothdürftig „bekleiden"; aber als das Primäre dieses Vorgehens ist das Schamgefühl gewiss nicht aufzufassen. Es berechtigt uns dies zu dem Schlusse, da ja die äusseren Genitalien des Menschen zunächst ungemein empfindlich sind und erst in zweiter Linie eben in ihrer Blösse die Empfindung des Schamgefühles hervorrufen, dass unter die Hauptquellen, aus welchen sich überhaupt die Kleidung des Naturmenschen entwickelt hat, hauptsächlich das Schutzbedürfniss vor äusseren Einflüssen gerechnet werden muss.

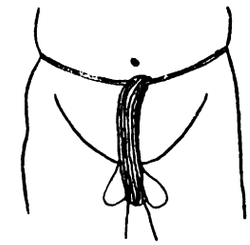


Fig. 101. „Tikini" der Eingeborenen von Englisch-Neu-Guinea. (Nach Finsch.)

Und so wie die Kynodesme des Alterthums und die Penisschnüre der Jetztzeit mit den Futteralen,

Kalebassen etc. einem directen, natürlichen Schutzbedürfnisse entspringen, so war auch die Infibulation der Römer eigentlich auch nur eine Präventivmassregel, aber nicht aus menschlich natürlichen, sondern aus anderen, rein egoistischen Gründen, und zwar auf Kosten der Infibulirten. Dasselbe gilt von den sudanesischen Machthabern, welche ihre Eunuchen nicht nur kastriren, sondern ihnen auch das Glied völlig abschneiden. Während die Beschneidung eine Schutzvorrichtung aus hygienischen Gründen darstellt, liegt die veranlassende Ursache für die Aufschlitzung der Harnröhre bei den Australiern eher in socialpolitischen Momenten — aber mitunter auch in einer diagnostisch erwägenden Behandlungsmethode. Sogar hinsichtlich der Reizvorrichtungen von Sumatra, Borneo, Celebes etc. wird man beinahe verführt, an wirthschaftliche Rücksichten zu denken; denn von den Bisajostämmen haben wir vernommen, dass sie angeblich darum das Wollustgefühl zu steigern versuchen, um ihre eigene und die Kraft ihrer Frauen zu schonen; in der grossen Mehrzahl der Fälle ist die Hauptursache freilich in der starken Sinnlichkeit der Orientalen zu suchen. Dass sich hie und da auch eine pathologische Entartung bemerkbar macht, wie in China, Russland, Mitteleuropa, kann uns gar nicht wundern, ebensowenig wie uns das Benehmen der heutigen, psychopathisch angelegten sogenannten Prohibitionisten in Europa in Erstaunen setzt, welche ostentativ ihr Glied entblössen und zur Schau tragen. Die Ursachen für die Verstümmelungen des männlichen Gliedes finden demnach in verschiedenen Leitmotiven ihre Veranlassung. Als Hauptfactor ist dabei die sexuelle Sphäre anzusehen, und zwar entweder die Steigerung der sinnlichen Reize bei der Cohabitation oder die Verhinderung derselben, respective die versuchte Verhinderung der Befruchtungsfähigkeit; ausserdem kommen auch hygienische und direct curative Absichten in Betracht.

Zum Schlusse gebe ich eine kurze Uebersicht der Penisverstümmelungen:

Amputatio penis (Eunuchen in Sudan, Skopzen in Russland).

I. Pars cavernosa urethrae:

Discissio urethrae
α) totalis (Mika-Operation in Australien, Brasilien),
b) partialis (Nordwestküste Australiens).

II. Pars cavernosa penis:

1. Perforatio penis
   α) Bisajostämme, Philippinen;
   β) Dajaken, Borneo — „Ampallang". [Glans.]
   γ) Alfuren, Celebes — „Kambi". [Glans.]
2. Implantatio (Batta, Sumatra — „Persimbraon").

III. Praeputium:

1. Circumcisio. (Juden, Neger, Australier, Indianer.)
2. Excisio. (Tartaren.)
3. Incisio. (Nukahiwer, Massai, Batta.)
4. Perforatio. (Infibulatio der Römer.)

Endlich erfülle ich hiemit eine angenehme Pflicht, indem ich den Herren Hofrath Toldt, Custos Heger, Dr. Hein, Dr. Jüthner und H. Heidenhaus für ihre Unterstützung bei meinem Studium dieses Gegenstandes meinen wärmsten Dank ausspreche.

Literatur.

1. Archäolog. Ztg., Berlin 1879, Jahrgang XXXVII.
2. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröffentl. aus dem königl. Museum für Völkerkunde, Berlin 1891.
3. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Wien 1893.
4. Hagen, Ethnographisches von Sumatras Ostküste. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1880, XI. 5.
5. Miklucho-Maclay, Künstliche Perforatio penis bei den Dajaks auf Borneo. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1876.
6. Miklucho-Maclay, Mika-Operation. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1880.
7. Miklucho-Maclay, Bericht über Operationen australischer Eingeborener. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1882.
8. Monumenti inediti pubbl. dall' Instituto archaeol. di corr. arch. Roma 1849.
9. Ploss, Das Weib. Leipzig 1891.
10. Staudinger, Reizsteine des Penis auf Sumatra. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1891.
11. von den Steinen, Karl, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens. Berlin 1894.
12. Stephani, Erklärung einiger im Jahre 1868 im südlichen Russland gefundener Gegenstände. Compte-rendu de la commission impériale arch pour l'année 1869. St. Pétersbourg 1870.
13. Weissenberg, Reizringe des Penis. Zeitschr. f. Ethnol. Berlin 1893.
14. Winckelmann, Monum. ant. inediti. Roma 1821.

Neolithische Gräber einer Nekropole
aus verschiedenen Epochen bei Lobositz.

Von **Robert Ritter v. Weinzierl.**

(Mit 23 Text-Illustrationen).

Das bei Lobositz auslaufende, nördlich von der Elbe und westlich von den Abdachungen des böhmischen Mittelgebirges begrenzte „Paradies von Böhmen“ [1]) birgt im Schoosse der Erde, in seinen mächtigen Lössablagerungen unendliche Schätze prähistorischer Cultur als Zeugen unserer vorgeschichtlichen Bevölkerung. Alle seichten Bodenerhebungen längs der Elbe, dem Modelbache aufwärts, ja selbst die Eruptivkuppen der Mittelgebirgsabdachungen bis zu 250 m waren in der neolithischen Zeitepoche besiedelt. Die weitverbreiteten und dichten Ansiedlungen gewährten hier dem Neolithen bis zu seiner Verdrängung durch die ältere Bronzeperiode in der fruchtbaren, wald- und wildreichen Ebene und dem bewaldeten Mittelgebirge einerseits und der fischreichen Elbe mit ihren weitversumpften Ufern andererseits einen langen, sorgenlosen Aufenthalt. Pferde, Rinder, Hirsche, Rehe, Schweine etc., allerlei Geflügel und Fische, auch Muscheln versorgten die Küche in reichem Masse, sowie ihm auch die Vierfüssler Kleidung gaben; ihre Knochen und Hörner wusste der neolithische Culturmensch zu allerlei Geräthen und Waffen zu verarbeiten. Die hier vorkommenden Gesteine [2]) lieferten das Material zu Meisseln, Hacken, Aexten, Hämmern etc. und den Ziegelthon fand er in vorzüglichster Qualität zur Verfertigung seiner keramischen Erzeugnisse.

Südlich von der Stadt Lobositz, dort, wo der Modelbach sich mit der Schirschowitzer Strasse kreuzt, wird seit vielen Jahren der Ziegelthon zu Baumaterial verarbeitet (fürstlich Schwarzenberg'sche Ziegelei). Das Terrain bildet eine kaum merkliche, knapp am Bache westwärts laufende Bodenerhebung — Terrainwelle —; hier werden seit Eröffnung des Ziegelschlages zerstreute Gräber gefunden, die zwei aufeinander folgenden Culturperioden angehören: 1. der neolithischen und 2. der älteren Bronzeperiode [1]). Ustrinen [2]) oder Brandherde kamen nur sehr wenige vor, so dass man es eigentlich mit einer Nekropole ohne Wohnstätten zu thun hat.

Die neolithischen Gräber treten in drei Formen auf:

1. Gräber von geringen Dimensionen mit sitzenden „Hockern“;

2. Gräber mit liegenden Skeletten, deren Beine nur wenig gegen den Körper angezogen sind, liegende Hocker, und endlich die jüngsten dieser Periode;

3. Gräber mit Leichenasche [3]).

Am häufigsten fand ich Gräber mit sitzenden „Hockern“, und zwar vier, sowohl von Erwachsenen als auch von einem Kinde; zwei Gräber mit liegenden Hockern, zwei Brandgräber; zwei Gräber bleiben der Gruppirung wegen fraglich, da dieselben in meiner Abwesenheit geöffnet, ihres geringen Inhaltes wegen ganz unbeachtet zerstört wurden und ich aus den geringen Mittheilungen der Arbeiter kein Resultat schöpfen konnte.

Da die Gräber in keinerlei Anordnung, nur zerstreut über die Fläche hin gefunden wurden und dieselben auch entfernt von einander stehen, so lässt sich auf eine unzusammenhängende, willkürliche Bestattung schliessen. Auch haben wir es nur mit Flachgräbern zu thun, obwohl einzelne eine Lage

---

[1]) Die Ebene, mit nur wenigen und kleinen Bodenerhebungen, welche im nördlichen Böhmen im Mittelgebirge ihre natürliche Begrenzung findet, wird ihrer Fruchtbarkeit wegen das „Paradies von Böhmen“ genannt.

[2]) Basalt, Klingstein, Porphyr, Gneis, Sandstein, Plänerkalk, Serpentin etc.

[1]) Ich habe im Verlaufe der Jahre drei Gräber geöffnet, wovon zwei mit liegendem Skelet (Mann und Weib), wenig angezogenen Beinen und reichem Bronzeschmuck und ein Grab mit Leichenasche in Steinkiste, mit dachförmig gestellten Glimmerplatten, worin sich ein kleines, ampelförmiges Gefäss, Bernstein-Korallen und Golddraht befand. (Arch. Památky, XIII, Prag 1885. S. 23, Taf. II.)

[2]) Ustrinen (Schmutzgruben) im wahren Sinne des Wortes sind es nicht, da Wohnstätten hier nicht nachgewiesen sind; ich glaube, wir haben es hier nur mit Feuerherden (Opferplätzen) zu thun.

[3]) Joly N. Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 157: „So war die Beerdigung im neolithischen Alter eine allgemein verbreitete Sitte; doch wurde schon am Ende der Dolmenzeit die Leichenverbrennung eingeführt. Diese herrschte, wenn auch nicht ausschliesslich während der ganzen Dauer des Bronzealters“, u. s. w.

von Feldsteinen, auch Platten aufweisen. Die Gräber liegen alle unter dem Niveau der Ackerkrume (im Ziegelthon), die hier kaum 30 cm Tiefe erreicht.

I. Gräber mit sitzenden Hockern.

Im Jahre 1884 stiessen die Arbeiter auf ein kesselförmiges Grab von 1 m Tiefe und 0·80 m Durchmesser (Fig. 102). Dasselbe war mit Holzasche, Holzkohlenstücken nebst Erde ausgefüllt, worin der Hocker, gegen Süden gewandt, sass, und zwar sehr stark zusammengedrückt. Die Knochen waren sehr vermorscht, schlecht erhalten, so dass sich auch der

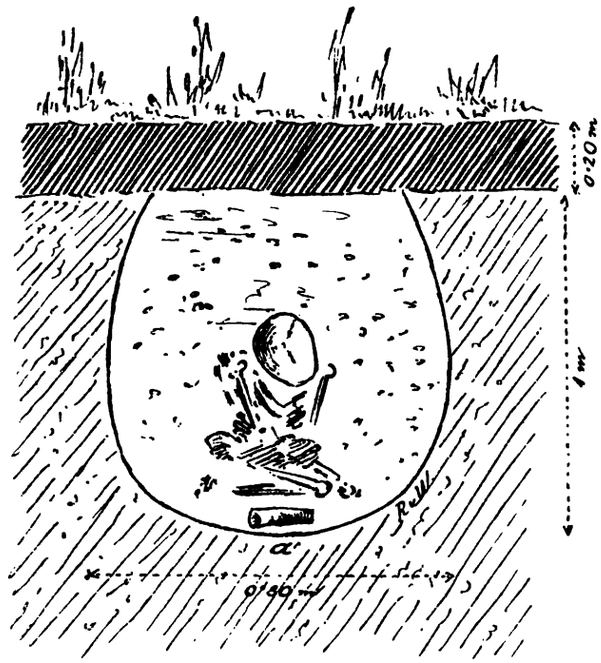


Fig. 102. Kesselförmiges Grab eines „sitzenden" Hockers.

ganz zerquetschte Schädel nicht conserviren liess. Gefässe oder Scherben waren in diesem Grabe nicht enthalten, dagegen fand man unter den Skeletresten auf der Sohle des Grabes einen prachtvollen Steinhammer (Fig. 103) aus Serpentin mit Schaftloch [1]). Das einseitig konisch gebohrte Schaftloch befindet sich genau in der Mitte zwischen Bahn und Schneide. Der Hammer ist polirt, hat eine nahezu kreisförmige, flache Bahn, die Schneide ist querstehend und beiderseits stark zugeschliffen. Zu beiden Seiten des Schaftloches ist das Stück schwach verdickt. Länge = 15 cm.

[1]) In: „Figuier, L'homme primitif" finden wir unter Fig. 182, 183 „Marteau-hache en serpentin des habitations lacustres de la Suisse" einen unserer Figur ganz gleichen abgebildet.

Der Form und Ausführung nach entspricht dieser prachtvolle Hammer, der tadellos erhalten ist, einer vollendeten Technik.

Einige Meter von diesem Grabe wurde beim „Stürzen" des Lehmes das zweite Hockergrab gestreift und sorgfältig ausgegraben.

Die Form ist wiederum, wie beim vorigen Grabe, kesselartig. Tiefe 1 m, grösster Durchmesser 0·75 m. Das Grab, mit Asche und Erde ausgefüllt, enthielt nebst drei kleinen Beigefässen die zarten, beinahe vollständig vermoderten Knochen eines Kindes. Vom Schädel war fast gar nichts vorhanden. Auch konnte die Richtung, nach welcher hin sich der Oberkörper neigte, nicht sichergestellt werden.

Die Todtengefässe bestanden aus zwei gehenkelten, kleinen, topfförmigen Urnen (Fig. 104, 105) und einer kleinen Schüssel (Fig. 106), gute Knetarbeit aus grauem Thon. Diese niedlichen Formen wählte man offenbar entsprechend dem zarten Alter des beerdigten Kindes,

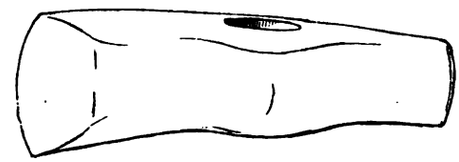


Fig. 103. Steinhammer aus Serpentin. (2/5 nat. Gr.)

das wohl kaum das 10. Lebensjahr erreicht haben mag. Die grössere Urne (Fig. 105) hat einen massiven, breiten Henkel, der mit dem Rande verbunden ist, während die kleinere Urne (Fig. 104) ohne ausgebreiteten Rand eine kugelige Form besitzt und an ihrem weitesten Umfange einen kleinen, horizontal gestellten Henkel hat, der abgebrochen ist. Das kleine Schüsselchen (Fig. 106) ist massiv geknetet, war aber nur als Fragment beigegeben worden. Diese Grabgefässe standen in der Beckengegend nebeneinander, wahrscheinlich auf einer Seite des Skeletes.

Ein drittes Grab von derselben Gestalt und ebensolchen Maassen enthielt sehr verwitterte Knochen und nahe der Sohle standen zwei Grabgefässe (Fig. 107, 108): eine grosse Urne (Lobositzer Typus) mit horizontalem massiven Henkel [1]), gute Knetarbeit aus grauem Thon, an der grössten Ausweitung abgekantet, stand neben einer flachen Schüssel aus demselben Materiale, mit

[1]) Diese Grabgefässe mit horizontal gestelltem massiven Henkel, die immer einer Form entsprechen und nie ornamentirt sind, fand ich zuerst hier in Lobositz und Gross-Czernosek in neolithischen Gräbern und bezeichne ich sie als „Lobositzer Typus".

vier unter dem Rande angebrachten, nabelartigen Höckern.

Beide Todtengefässe waren zerdrückt; während die Urne sich vollständig zusammensetzen liess, fehlt an der Schüssel etwa $^1/_6$ der Wandung. Da der Grabinhalt sorgfältig durchsucht wurde und das fehlende Stück nicht gefunden werden konnte, so ist anzunehmen, dass die Gefässe vielleicht aus rituellen Gründen zerschlagen dem Hocker beigegeben wurden,

Fig. 104. Fig. 105. Fig. 106.

Fig. 104—106. Grabgefässe eines Kindergrabes (sitzender Hocker). [$^1/_3$ nat. Gr.]

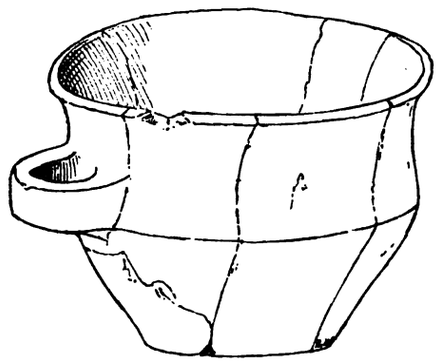


Fig. 107.

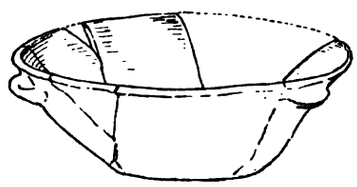


Fig. 108.

Fig. 107, 108. Urne (Lobositzer Typus) und Schüssel eines sitzenden Hockers. ($^1/_3$ nat. Gr.)

wobei der fehlende Scherbe ausser dem Grabe liegen blieb.

Im Jahre 1891 wurde westwärts von diesem Grabe, bachaufwärts am äussersten Ende der Ziegelei, dort, wo sonst nie eine Culturschichte aufgedeckt wurde, ein Grab, das vierte dieser Gruppe, gefunden, von flach kesselförmiger Gestalt, 1 m Durchmesser und 70—80 cm Tiefe. Richtung des aufrechten Hockers ist mir unbekannt, die Knochen waren schlecht erhalten. Die Beigefässe standen in der Mitte des Grabes, und zwar fanden sich: eine flache Urne (Lobositzer Typus) mit einer Absatzkante am grössten Umfange, aus grauem nicht geglätteten Thon; ein kleiner Henkelbecher, ein Napf ohne Henkel und eine zerbrochene Schüssel mit einem nabelartigen Ansatz. Dieselben befinden sich im Besitze des Herrn Dr. Matiegka in Prag[1]).

Wir finden in den Hockern (sitzenden) eine gewisse Uebereinstimmung in der Form und den Dimensionen, wohl auch im Alter der Gräber, da alle Skelette sich in einem gleich vorgeschrittenen Verwesungsstadium befinden. Leider konnte keine Messung deshalb am Körper oder Schädel vorgenommen werden. Wir haben vor uns vier sitzende

[1]) In: Matiegka, Topografie předhistorických osad lovosických (Časopis společ. přátel starožit. Českých, Jahrg. I, Nr. 3) finden wir diesen Hocker unter „C.) Doba bronzová" (Bronzezeit) unrichtig eingereiht. Dieser Grabfund gehört entschieden in die neolithische Zeit und ist er in die erste Gruppe — die älteste — der sitzenden Hocker einzureihen. Nachdem ich selbst das kesselförmige, ausgegrabene Grab gemessen (auch die Maasse stimmen nicht), so liess ich mir an Ort und Stelle von dem Arbeiter die Lage der Knochen beschreiben und bin zu dem Resultate gelangt, dass dies ein Grab eines „sitzenden Hockers" — nicht wie Dr. Matiegka schreibt: „es konnte ein liegender Hocker sein" — gewesen sein muss. Dr. Matiegka sagt weiter: „dle udání nálezce ležely kosti pohromadě na malíčkém místě" (nach Angabe des Finders lagen die Knochen auf einem kleinen Flecken beisammen); schon das spricht ja bei den geringen Dimensionen für meine Annahme. Die Keramik dieses Grabes ist ganz dieselbe und entspricht in jeder Beziehung der früheren, auch gleicht sie jenen neolithischen Grabfunden aus anderen Nekropolen bei Lobositz, sowie der von mir beschriebenen neolithischen Ansiedlung bei Gross-Czernosek. Die Topfurne mit horizontalem Henkel, ein von mir nur in neolithischen Gräbern bei Lobositz bisher gefundener Typus, gibt uns ebenfalls genauen Aufschluss über das Alter dieses „sitzenden Hockers".

Hocker, und zwar drei Erwachsene und ein Kind. Dem Geschlechte nach kann wohl nur eines bestimmt werden, und zwar sehen wir im ersten Grabe einen Mann, dem sein theuerstes Hab und Gut, sein Stolz, seine Wehr, mitgegeben wurde.

In der Keramik finden wir immerhin vollendete, jedoch einfache Formen ohne Ornament und sind dort, wo Gefässe beigegeben sind, unter den Todtengefässen jedesmal die Schüssel-, die Becher- und die Topfform vertreten [1]).

II. Gräber mit liegenden Skeletten und wenig angezogenen Beinen (liegende Hocker).

Ein sehr seichtes, flaches Grab von 0·75 m Tiefe und beiläufig 1·70 m Länge wurde abgedeckt, worin aber ausser den total vermorschten Knochen nichts als Holzasche gefunden wurde.

Richtung Süd-Nord. Kopf im Süden. Die obere Schichte der Asche war mit Feldsteinen bedeckt.

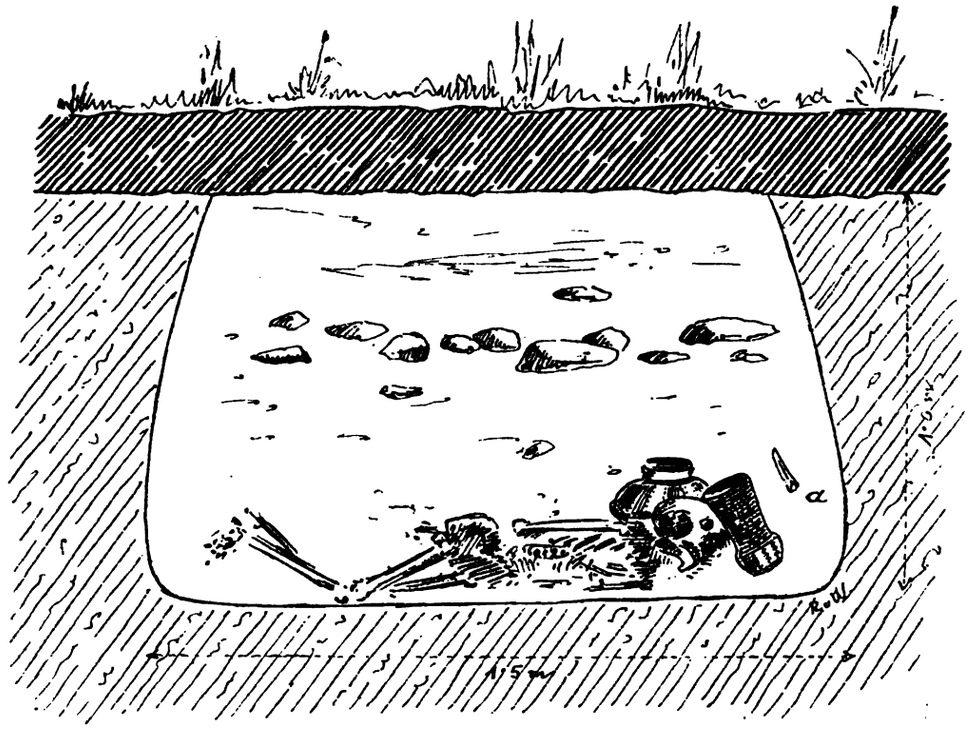


Fig. 109. Flachkesselförmiges Grab eines liegenden Hockers.

Im Jahre 1886 stiessen die Arbeiter auf ein zweites Grab, welches bei einer Tiefe von 1 m eine Länge von nur 1·50 m hatte und in der Richtung West-Ost lag. Der Kopf im Osten (Fig. 109). Die Knochen waren, wie immer, schlecht erhalten, die Kniee angezogen; vom Schädel, der trotz seiner Stärke ganz zertrümmert war, erhielt ich nur den Stirntheil mit der Nasenwurzel (Fig. 110). Die ungemein stark ent-

[1]) Wir finden hierin eine neuerliche Bestätigung und Uebereinstimmung mit „Götze, Die Gefässformen etc. Jena 1891". Unsere Formen sind gleich jenen an der Saale; auch dort entsprechen selbe nur Flachgräbern ohne Kistenbau. Es ist wohl auch aus diesem Grunde und der dichten Besiedelung von Neolithen in Nordböhmen anzunehmen, dass Böhmen in jener Zeit von Norden her bevölkert wurde und dies hauptsächlich durch das Elbethal. Auch Dr. Lubor Niederle in Prag hat in seinem Aufsatze „O mladší době kamené v Čechách", Prag 1894 (Český lid, III)", sich entschieden dafür ausgesprochen, dass ein grosser Theil des centralen und nördlichen Böhmens von Neolithen lange bewohnt war. Meine langjährige Ansicht, dass wir es in Böhmen mit reinen Neolithen zu thun haben, die die Metalle nicht verarbeiteten, sondern ihnen Metallgegenstände nur durch Händler zugekommen sind, und dies in der jüngsten Zeit dieser Culturepoche, findet in dem Aufsatze von Dr. Niederle seine volle Bestätigung. Ich kenne beinahe das ganze Vergleichsmateriale aus dem centralen Böhmen und bin in dieser Richtung schon seit 20 Jahren im Umkreise von Lobositz thätig. Die sorgfältig gesammelten Materialien sind so überzeugend, dass wir ein genaues Bild der Bevölkerung in der neolithischen Culturepoche vor Augen haben. Unbegreiflich ist es, dass besonders in Prag eine getheilte Meinung herrscht, wiewohl gerade hier in der nächsten Umgebung (Scharka, Řivnač, Vokovic etc. etc.) ein so reiches neolithisches Materiale zu Tage gefördert wurde.

wickelten Augenbrauenwülste und die stark abgeflachte Stirn (Fig. 111) erinnern sofort an jene weltbekannten Schädel vom Neanderthal und Brüx und würde sich

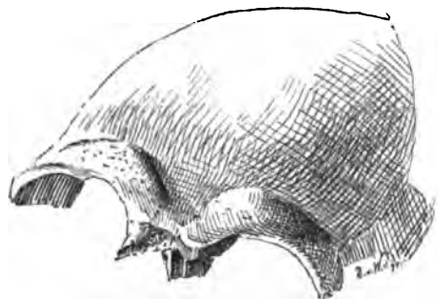


Fig 110. Stirntheil mit stark hervorragenden Augenbrauenwülsten. (1/2 nat. Gr.)

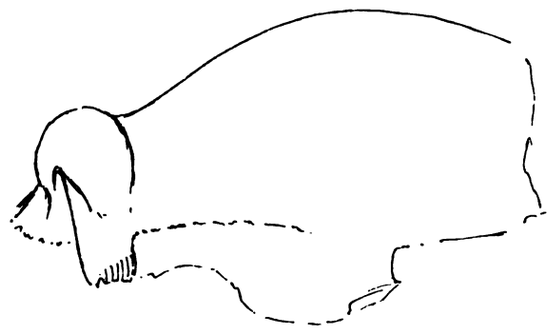


Fig. 111. Profil des Stirntheiles. (2/5 nat. Gr.)

Fig. 112. Grosser, langhalsiger und reichornamentirter Becher (Fischgrätenornament). [1/4 nat. Gr.]

uns der Gedanke nahe legen, dass wir es mit einem affenähnlichen Menschen zu thun haben, wie auch seinerzeit die vorgenannten Schädel vielfach in diesen Typus eingereiht wurden, wenn wir nicht die Todtengefässe in Betracht zu ziehen hätten, die eine vollendete Technik in Form und Ornamentik aufweisen und uns den Neolithen in seiner ganzen Intelligenz und immerhin hohen Culturstufe vor Augen führen. Auch muss gerade „dieser" eine gewisse hervorragende Rolle in seinem Stamme gespielt

Fig. 113.
Grosse, rothe Amphore mit Stichornament. (1/4 nat. Gr.)

haben, da man ihn nach dem Tode mit zwei so prächtigen Todtengefässen auszeichnete. Der Schädel lag, wie gesagt, im Osten, mit dem Gesichte nach Süden gewandt. Allem nach zu schliessen, hatte dieser kräftige Mann das 50. Lebensjahr erreicht. Vor der Stirne stand der prachtvolle, vollauf ornamentirte langhalsige Becher aus grauem Thon ohne Glättung (Fig. 112). Wie unsere Abbildung zeigt, wiederholt

Fig. 114. Feuersteinspan. (1/2 nat. Gr.)

sich das Fischgrätenornament längs des Becherhalses 13 mal, vom Rande bis zur jähen Ausweitung des Bauches, über welchen es etwa 10 mal vertical in grösseren, aber gleichen Abständen abwärts läuft und über dem Boden rings in einmaliger Umwindung abschliesst. Während das Ornament um den Becherhals sich von rechts nach links bewegt (zwischen jedem Band ist eine Rille), bewegt es sich über die Ausbauchung nach aufwärts und ober dem Boden von links nach rechts. Der Becher ist schadhaft,

doch in seiner Form vollkommen erhalten; der Arbeiter hatte diesen, wie auch die Amphore unvorsichtigerweise zerschlagen.

Hinter dem Schädel stand die grosse Amphore [1]) aus rothem Thon, schwach geglättet (Fig. 113). Die Schnittverzierung des oberen Theiles ist schwach eingetieft, die gekerbten Leisten an der grössten Weitung am Halsgrunde und am Rande sind nicht stark hervortretend. Die massiven breiten Henkel sind stark gekerbt. Obere Oeffnung als auch der Boden sind gleich gross.

Vor dem Schädel bei *a* (Fig. 109) lag ein starker Feuersteinspan (Fig. 114), dessen Querschnitt ein Dreieck ist.

Das Grab war angefüllt mit Holzasche, Erdschichten, Holzkohle [2]) und in der oberen Hälfte mit einigen Feldsteinen, die zerstreut, aber in einer Richtung lagen.

Fig. 115—118. Neolithische Grabgefässe mit Leichenbrand. (1/4 nat. Gr.)

III. Gräber mit Leichenasche.

Zwischen den oben beschriebenen Gräbern stiessen die Arbeiter auf ein kesselförmiges, wenig ausgebauchtes Brandgrab von geringen Dimensionen. Tiefe = 1 m, grösster Durchmesser 0·75 m. Dasselbe war angefüllt mit weisslicher Asche und enthielt vier Todtengefässe (Fig. 115—118), welche sämmtlich mit Leichenbrand gefüllt waren, in welchem Knochenpartikel und Zähne gefunden wurden. Um die regellos gestellten Gefässe waren ebenfalls unverbrannte Knochenreste von Menschen sowie von Thieren nebst Pferdezähnen zerstreut. Die Thierreste rühren vom Pferde her, bis auf einige absolut unbestimmbare Knochensplitter. Dem Todten ist also an Ort und Stelle ein Thier geopfert worden, das gleichzeitig mit ihm verbrannt und sozusagen gemeinschaftlich beigesetzt wurde. In einem weiten Umkreise wurde keinerlei Feuerstelle gefunden. Das Grab war mit einigen Feld- und Klaubsteinen gedeckt, jedoch unter dem Niveau der Ackerkrume (diese wird bei den Tiefenmessungen nie berücksichtigt); wir haben es also mit einem Flachgrabe zu thun und finden in den Todtengefässen (ganz übereinstimmend mit Götze) nur die Schüssel-, Napf- und Topfform vertreten — entsprechend den Flachgräbern ohne Kistenbau.

Vor Allem tritt hier wieder der Lobositzer Typus in der topfförmigen Urne mit horizontal gestelltem Henkel zu Tage (Fig. 115). Die grösste Weitung ist gegen den wenig verschmälerten Hals zu abgekantet. Diese Urne ist dickwandig, gute Knetarbeit, grauer Thon ohne Glättung. Die Schüssel (Fig. 116) ist aus grauem Thon, dickwandig geknetet und hat unmittelbar unter dem Rande vier nabelartige Fortsätze, die aber nicht symmetrisch am Umfange vertheilt, sondern, wie die Abbildung zeigt, auf der einen Hälfte angebracht sind.

Ueber dieser lag das kleine, ampelförmige Gefäss (Fig. 117), topfartig gebaucht, ohne Ornament wie die vorigen, massive Knetarbeit aus grauem Thon, mit zwei niedlichen Henkelchen, die ober der grössten Weitung als Zierde angebracht sind.

[1]) Götze, Gefässformen etc., Jena 1891, bildet unter Fig. 3, Taf. I, eine dieser Amphore ganz gleiche ab; verschieden ist die bei Merseburg gefundene nur ein klein wenig in der Schnittverzierung, ferner hat die Lobositzer Amphore am Grunde des Halses eine gekerbte Leiste, die dort fehlt, und massive Henkel, während die bei Götze getheilte Henkel besitzt; auch ist sie etwas grösser.

[2]) Joly, Der Mensch etc., S. 158.

Das vierte Gefäss (Fig. 118), ein Mittelding zwischen Becher und Topf, besteht aus grauem feingeschlemmten Thon, ist sehr dünnwandig und zum Unterschiede von den vorigen gut gebrannt. Ausgezeichnet durch einen stark umgeschlagenen Rand, ist der Hals abdass es nur schwer stehen kann. Ein Stück der Wandung, wo der Henkel sass (der gross gewesen sein soll), ging verloren. Die Gefässe waren ganz und ist nur das zuletzt besprochene von der Hacke lädirt worden.

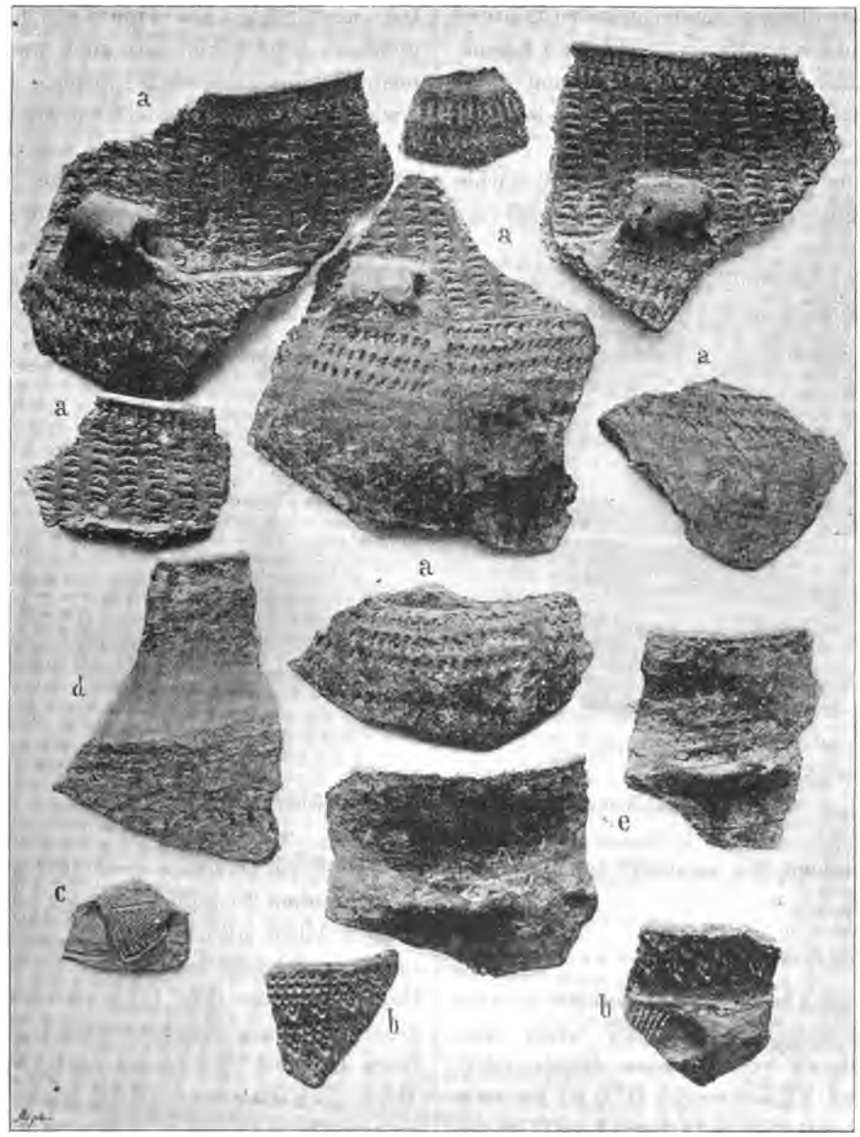


Fig. 119. Urnenfragmente als Beigabe eines neolithischen Brandgrabes. ($^1/_3$ nat. Gr.)

gesetzt durch ein einfaches Bandornament (zwei eingedrückte, parallel ringsum laufende Linien), worauf sich das Gefäss noch bedeutend nach unten erweitert, um darauf, sich plötzlich verengend (der Umbug ist durch eine eingedrückte Linie gekennzeichnet), einen sehr kleinen Boden zu bilden, so

Ein zweites Brandgrab ist dadurch sehr interessant, dass es im Gegensatze zum vorigen nur Gefässfragmente enthielt, die aber bis auf zwei reich ornamentirt sind (Fig. 119).

Das seichte Grab von nur 0·40 m Tiefe und einem Durchmesser von 0·75 m enthielt ausser weiss-

licher Asche keinerlei Knochenfragmente, sondern nur 13 Gefässscherben, die regellos durcheinander lagen. Diese entsprechen fünf Gefässen:

a) Einer grossen Topf-Amphore oder Topf-Urne mit reichem Stichornament[1]) und vier Henkeln am Grunde des Halses. Das Stichornament entspricht einem Stempel und sind mit diesem am Rande

Fig. 120. Fragment eines gebohrten Steinartefactes. (Nat. Gr.)

eine Reihe, am Halse dichte verticale Reihen bis zum Halsgrunde und unter diesem drei Reihen in horizontaler Richtung eingestochen. Das Material besteht aus grobem grauen, stark quarzhältigem Thon. Sieben Scherben.

b) Ein wahrscheinlich ebenso gestaltetes, kleineres Gefäss aus demselben Materiale, schwach geglättet, wovon ein Henkel- und ein Randstück vorhanden

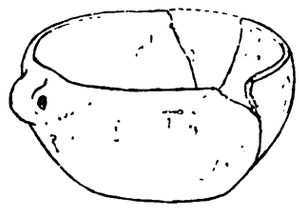


Fig. 121. Kleine Napfurne. ($^1/_2$ nat. Gr.)

ist. Dem Stichornament liegt ein anderer Stempel zu Grunde und ist der Rand mit drei parallelen Reihen, darunter mit Dreiecken und Rhomben combinirt, geziert. Der breite Henkel ist gleich dem vorigen. Unter dem Halsgrunde war das Gefäss mit strichlirt eingestochenen Dreiecken (?) geziert. Zwei Scherben.

c) Ein Scherbe mit Henkel, der wie das Gefäss mit Schnurornament geziert war. Material grauer, feiner geschlemmter Thon. Form unbestimmbar.

d) Ein massiver, nicht ornamentirter Scherbe, aus grauem groben Thon, weniger gute Knetarbeit. Derselbe entspricht jedenfalls einer grossen, weit offenen Topfform mit ziemlich langem Halse.

e) Zwei sehr starke Scherben aus demselben Materiale, beide mit grossen, nabelartigen Ansätzen am Grunde des kurzen, verticalen Halses. Form des jedenfalls grossen Gefässes nicht bestimmbar.

Die Keramik dieses Brandgrabes entspricht ebenfalls wieder den Flachgräbern dieser Periode aus dem Saalegebiete, ohne Kistenbau.

Noch sind zwei Gräber zu erwähnen, aus denen ich Beigaben besitze, die mir aber von unverlässlichen Arbeitern übergeben wurden, deren Angaben ich als zweifelhaft meiner Abhandlung nicht zu Grunde legen kann.

Ich erhielt ein kleines „Steinmeisselfragment", dessen stumpfes Ende durchbohrt ist (Fig. 120); die Schneide ist abgebrochen. Da ich nur erfahren konnte, dass dieses Grab die beiläufigen Dimensionen der Gräbergruppe II hatte, ferner dass es mit Steinen „bedeckt" gewesen sein soll, so nehme ich an, dass wir es mit einem liegenden Hocker zu thun haben und rangire es unter II ein. Dieses gebohrte Steinartefact kann nun wohl auch als Ziergehänge gedient haben.

Hingegen lässt sich mit mehr Sicherheit feststellen, dass die Fig. 121 abgebildete Urne, aus einem „umfangreichen Grabe mit Asche", wie mir berichtet wurde, stammend, wirklich einem Brandgrabe als Todtengefäss angehörte und können wir dieses Grab füglich zur Gruppe III, Brandgräber, einrangiren.

Dieses kleine Gefäss von bauchiger Napfform hat einen nach innen zu stehenden Rand und unter demselben ein massives Henkelchen, dessen kleine Oeffnung wohl nur zum Durchziehen eines Bindfadens gedient haben konnte.

Materiale: feiner, geschlemmter Thon, gute Knetarbeit.

* * *

Wir haben also zwölf Gräber mit dreierlei Bestattungsarten vor uns; alle befinden sich unter dem Niveau der Oberfläche-Flachgräber.

Wenige sind mit Decksteinen versehen und diese sind nur spärlich vorhanden; wiewohl sich eine Schichtung nachweisen lässt, so finden wir doch keinerlei Kistenbau. Da nun die Skelet- wie die Brandgräber diese spärliche Steindecke aufweisen,

[1]) Götze bildet auf Tafel I unter Fig. 34 eine ganz ähnliche Topf-Urne und unter Fig. 9 eine ähnliche Topf-Amphore ab.

so können wir annehmen, dass dieser Brauch jedenfalls nur zur Kennzeichnung des Ortes geübt wurde.

Die auffallende Gleichartigkeit der Keramik in allen drei Bestattungsarten würde uns wieder den Gedanken nahe legen, dass trotz der Verschiedenheit in der Bestattung wir es nicht mit grossen Zeitintervallen zu thun haben.

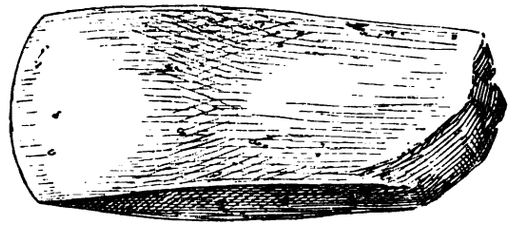


Fig. 122. Beil oder Hacke aus Kieselschiefer. (1/3 nat. Gr.)

Auch die übereinstimmenden Dimensionen der Gräber würden dafür sprechen und diesen neolithischen Bestattungen reihen sich unmittelbar die unter ihnen zerstreut gefundenen Gräber der älteren Bronzezeit mit den charakteristischen, gelochten Nadeln als jüngste Zeitepoche unserer Nekropole an.

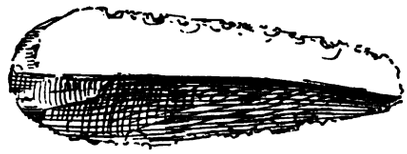


Fig. 123. Messer aus Feuerstein. (1/3 nat. Gr.)

Hie und da kamen einige wenige „Aschenlöcher" vor, die ich der Anlage und des Inhaltes nach nicht als Ustrinen bezeichnen möchte.

Es sind dies kesselförmige, mehr oder minder tiefe Aushöhlungen im Löss, die in der Regel viel Holzasche, Brandschichten und äusserst wenig Scherben aufweisen. Knochenabfälle kamen darinnen nur einmal vor, und zwar einige vom Rind.

Die Asche ist stets von Bodenschichten durchsetzt. In einem solchen Herd von circa 2 m Durchmesser und 1 m Tiefe wurden nebst einigen kleinen Gefässscherben eine prächtige, grosse Hacke von Kieselschiefer (Fig. 122) und ein abgebrauchtes Feuersteinmesser (Fig. 123) gefunden, von lichtgraugelber Farbe, an den Schneideflächen mit deutlichen Aussplitterungen. Querschnitt dreieckig. Aus zwei anderen Brandherden besitze ich einen Pfriemen aus Bein und einen kleinen Becher ohne Henkel mit Schnurornament (Fig. 124), am Rande und Grunde des

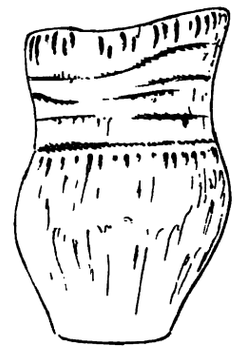


Fig. 124. Becher mit Schnurornament. (2/3 nat. Gr.)

Halses ringsum mit unregelmässigen, eingeritzten Strichen geziert. Primitive Knetarbeit.

Diese mir vorliegenden Gräberfunde, sowie die zuletzt angeführten Streufunde, deren Besitz ich zum grossen Theile der eifrigen Mitwirkung meines verehrten Freundes Herrn Lehrer Emil Henke bei Erforschung von prähistorischen Wohn- und Begräbnissstätten verdanke, veranschaulichen uns die vorgeschrittene Technik in der neolithischen Keramik, und in den Steinartefacten sehen wir eine ebenso praktische wie auch kunstvolle Verwendung der im engen Umkreise vorkommenden Gesteine.

Literaturberichte.

17.

Schurtz, Dr. H.: Die Speiseverbote. Ein Problem der Völkerkunde. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Achte Serie. Heft 184.

Der Verfasser nennt die bekannten Arbeiten Richard Andree's und Karl Haberland's über Speisesitten schätzbare Materialsammlungen; seine Studie aber ist „Wissenschaft". Wir wollen sehen, was es damit auf sich hat. Der Verfasser sucht die „Ursachen" ethnologischer Thatsachen und speciell einer weit verbreiteten, der Enthaltung von gewissen Speisen, zu ergründen. Bei dem philosophischen Anstrich, den Schurtz allen seinen Abhandlungen gibt, ist zunächst daran zu erinnern, dass es sich bei ethnologischen Dingen niemals um „Ursachen", sondern um die Gründe gewisser menschlicher Handlungen und Unterlassungen handeln kann; der Begriff „Ursache" ist nur anwendbar bei der Causalität materieller Naturvorgänge; die Causalität tritt in den Handlungen der Menschen als „Motiv" oder „Grund" auf. Doch dies nur nebenbei. Zur Sache ist zunächst zu bemerken, dass das Gesetz vom Wechsel der Beweggründe, welches Schurtz nach Wundt für die Geschichte der Sitten und Gebräuche aufstellt, nichts weniger als neu ist. Der Referent selbst hat es — ohne viel Gewicht darauf zu legen — als eine selbstverständliche Sache bereits vor 10 Jahren in seiner Studie „Ueber den dritten Âçrama der Inder", wo dessen Herleitung aus dem indogermanischen Brauche der Greisenaussetzung verfochten wird, fast mit denselben Worten wie Schurtz ausgesprochen (siehe diese Mittheilungen, Bd. XV, S. 11). Für die Speiseverbote stellt der Verfasser nun demgemäss eine dreifache Schichtung historisch einander ablösender Motive oder Zwecke fest. Als primären Grund macht er für die allererste Entstehung der Speiseverbote den natürlichen Ekel vor ungewohnter Fleischkost verantwortlich (S. 16 f.). „Die Selbstbeobachtung, eines der bedeutungsvollsten Hilfsmittel der vergleichenden Völkerkunde", hat ihn auf diese Hypothese gebracht. Welcher besonnene Ethnologe wird aber aus der Selbstbeobachtung eines heutigen Culturmenschen Aufschlüsse für die Motive, wie sie in der kahlen, bedürftigen Urzeit Herrschaft hatten, zu gewinnen hoffen? Hat Dr. von den Steinen ganz umsonst so eindringlich vor der „Culturbrille" gewarnt, mit der wir Leben und Vorstellungen des Naturmenschen zu betrachten (vgl. „Ausland", Bd. 63, S. 692) uns hüten sollen? Es ist eine bereits in dem „Katechismus der Völkerkunde" desselben Verfassers (S. 20) hervortretende Schrulle von Schurtz, dass der Fleischgenuss (als etwas Unnatürliches) irgendwie den Widerwillen des Primitivmenschen hervorgerufen habe; der primitive Mensch ist, wie die Betrachtung des Wedda, des Buschmannes u. s. w. lehrt, vielmehr ein völlig scrupelloser Allesesser. Ebensowenig stichhältig als der angeführte primäre Grund, sind die (S. 20 ff.) namhaft gemachten secundären Motive, als Gelüste und Widerwillen von Schwangeren oder gar die strengen Diätvorschriften der Couvade (S. 22). Auf diesem Wege konnten sich allgemein giltige Speiseverbote niemals entwickeln, da sich hier doch nur individuelle und temporäre Speiseenthaltung zeigte. Durch die Ausführungen des Verfassers auf S. 27 ff. ist die einheitliche Erklärung, welche der Verfasser geben zu können vermeinte, gründlich durchbrochen und es zeigt sich, was vom Anfange zu vermuthen, dass die Speiseverbote, wie sie die Völkerkunde mannigfach registrirt, überhaupt nicht unter einen Hut zu bringen und aus einer Erklärung abzuleiten sind.

Da das Neue in vorliegender Abhandlung die Theorie sein sollte, indem der Verfasser das Material nicht zu vermehren gewünscht hat, diese Theorie aber selbst zu Boden fällt, so verläuft die Arbeit ohne Gewinn für die Völkerkunde. Sie ist auch methodologisch sehr schwach gefügt, und es wäre schlimm um die wissenschaftliche Ethnologie bestellt, wenn sie, wie der Verfasser zu hoffen scheint, als Muster einer Problembehandlung in der Ethnographie genommen werden könnte. In unserer Wissenschaft fordern wir psychologische Analyse, keine luftige Synthese.

Haberlandt.

18.

Grosse, Dr. Ernst: Die Anfänge der Kunst. Mit 32 Abbildungen im Texte und 3 Tafeln. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VII, 301 S. 8°.

Das Fundament der Kunstwissenschaft muss von der Ethnologie gelegt werden: darüber besteht heute wohl kein Streit mehr. Aber diesen Weg der Kunstgeschichte von den primitiven Anfängen an hat bisher noch Niemand wegen seiner Ungangbarkeit gewiesen und beschritten. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat ihn betreten, und so ist es ihm beschieden gewesen, ein Buch zu schreiben, das Neues bietet. Wie derselbe es selbst sagt, haben nicht alle seine Aufstellungen und Antworten auf die gestellten Fragen Werth, aber seine Fragen haben Werth. Er hat den Weg gelichtet und gebahnt; seine Nachfolger auf demselben werden vielleicht noch mehr und manches Andere sehen, als er; aber er hat zuerst den Weg gesehen und die Nothwendigkeit gefühlt, ihn zu beschreiten.

Als Grundlage des Verständnisses der primitiven Kunst hat der Verfasser mit Recht in scharfsinniger Weise die Wirthschaftsform der Völker aufgefasst; hier liegen die Wurzeln der socialen Lebensform, welche für die Entwicklung und Ausbildung künstlerischer Triebe von grösster Bedeutung ist; hier bestimmt sich der Vorstellungshorizont eines Volkes, die Enge und Weite seiner Anschauungen, die Versilität und Capacität seines Geistes. Die sociologische Betrachtung der Kunst, die sich hieraus ergibt und mit welcher der Verfasser seine Untersuchungen unter den Standpunkt der Entwicklungslehre bringt, ist allerdings kein Novum; nicht die Scheinlehre Taine's vom Zusammenhange zwischen Rasse und Kunst, sondern die social-psychologischen Principien eines Spencer haben hiebei Gevatter gestanden. Das Ergebniss dieser Gedankenreihe in der Betrachtung der

primitiven Kunst ist, kurz ausgedrückt, dies, dass die Kunst als ein Factor des engeren socialen Zusammenschlusses die Widerstandskraft und innere Cohärenz der socialen Gruppe erhöht und somit als ein günstiger Erwerb im Kampfe um das Dasein gelten darf. Dieses Resultat berührt sich auf's Engste mit den unabhängig gewonnenen Resultaten Wallaschek's in seiner kürzlich erschienenen Studie: „Primitive Musik", welcher der socialen Seite des Musikbetriebes der Naturvölker ebenfalls seine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Wenn wir die Einzelcapitel in Grosse's Werk (Kosmetik, Ornamentik, Bildnerei, Tanz, Poesie, Musik) einer kurzen Kritik in den Hauptpunkten unterwerfen wollen, so glauben wir allerdings, dass auf Grund eines umfangreicheren Materiales, als das vom Verfasser untersuchte, manche von den Ergebnissen des Verfassers zu modificiren, andere neu beizubringen wären; die Hauptsache aber bleibt als gesicherter wissenschaftlicher Besitz bestehen. Bei der Untersuchung des primitiven Schmuckes (S. 51—110) vermissen wir eine genügende Würdigung des Gedankens, dass allem Schmuckgeräthe als solchem die praktische Verwendung, die Befriedigung praktischer Bedürfnisse durch den späteren kosmetischen Apparat vorhergängig ist. Dies ist in vieler Beziehung nachweislich der Fall bei der Hautbemalung, bei der primitiven Ausschmückung durch Gurt und Band, an welcher einerseits medicinische, andererseits praktische Rücksichten auf bequemen Transport von Kleinigkeiten Antheil haben; sodann bei einigen Formen primitiver Gewandung, die ebensosehr hygienischen Rücksichten als kosmetischen Zwecken ihre Entstehung verdanken. Mit Nachdruck hat auf diese Vorgeschichte der Kosmetik jüngst Dr. Karl von den Steinen in seinem herrlichen Werke: „Unter den Naturvölkern Brasiliens" hingewiesen (S. 186 ff.). An die Ausführungen desselben Forschers bezüglich der Ornamentik (S. 258 ff.) fühlt man sich durch die Erörterung des Ornamentes in Grosse's Werk nachdrücklich erinnert: es ist derselbe Grundgedanke der Ableitung des geometrischen Ornamentes aus der Zeichnung, wofür auch von anderer Seite her, nämlich aus der Ornamentik der Orang Sĕmang von Malāka durch die Erkundigungen Hrolf Vaughan Stevens (siehe: „Die Zaubermuster der Orang Sĕmang" von Stevens-Grünwedel [Journal für Ethnologie 71 ff.]) überraschende Belege geliefert worden sind. Allerdings erhebt sich dabei noch immer die Frage, die bei jedem einzelnen Ornamente einzeln zu erledigen ist, ob die von den Zeichnern der Ornamente gegebene Aufklärung auch die ihrer ersten Urheber sei, mit anderen Worten, ob die Tradition diesbezüglich verlässlich sei.

Als eine Lücke, die allerdings aus der Materialbeschränkung des Verfassers auf die Kunstverhältnisse der primitivsten Völker zu erklären ist, müssen wir es bezeichnen, dass von der plastischen Bildnerei auf primitiver Stufe so gut wie gar nicht die Rede ist. Es wird dadurch leicht der Anschein erweckt, als ob die Zeichnung oder Malerei überhaupt den plastischen Gestaltungsversuchen vorhergängig sei, was doch wohl nicht der Fall ist. Eine ähnliche Lücke klafft in dem Capitel Poesie: hier ist es die primitive Dramatik, der, wie sie aus dem mimischen Tanze herauswächst, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Und doch ist diese plastische Ausdrucksweise der Empfindungen und Vorstellungen sicherlich primär, ähnlich wie die plastische Bildnerei auf dem Boden der sogenannten bildenden Künste. Die hervorgehobenen Unvollständigkeiten erklären sich nun freilich zum Theile aus der, wie uns scheint, allzu eng gezogenen stofflichen Unterlage des Verfassers, der lediglich die tiefstehenden Völkerschaften: Wedda, Andamanesen, Buschmänner, Australneger und Eskimo bei seinen Untersuchungen herangezogen hat. Wie von den Steinen's, Ehrenreich's, Finsch's u. A. Forschungen darthun, hätte sich aber vielleicht ein eklektisches Verfahren mit einem weiter ausgebreiteten Inductionsmateriale mehr empfohlen, zumal wir mit einigem Erstaunen ein geistig so hochstehendes und im Daseinskampfe materiell so hochentwickeltes Volk wie die Eskimo unter den berücksichtigten Stämmen antreffen.

Höchst beachtenswerthe Ausführungen bringt das Schlusscapitel bei: es stempelt das Werk zu einem solchen, das nicht nur grundlegend für ein wichtiges Capitel der Ethnologie werden dürfte, sondern auch in der allgemeinen Kunstwissenschaft als eine Art Propädeutik, welche den Zusammenhang von Cultur und Kunst in concreter Weise aufzeigt, Giltigkeit beanspruchen kann.

Haberlandt.

Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

(Mit 98 Text-Illustrationen.)

Die sogenannten „Castellieri" gelten in weiterem Kreise als eine archäologische Specialität Istriens. Mit Recht kann dies, wenn man von gewissen eigenthümlichen Elementen in der Mischung der Funde absieht, nur von dem Namen gesagt werden, wie aus den folgenden Darlegungen hinlänglich hervorgehen wird. Es sind mehr oder minder steilabfallende, breitflächige, isolirte oder mit grösseren Erhebungen verbundene, auf ihren Plateaus oder Kuppen zur Bewohnung geeignete Hügel, die häufig von Wällen entweder umzogen oder irgendwie abgegrenzt sind oder auch Mauerruinen tragen, und wo man meist schon an der Oberfläche mit geringer Mühe verschiedenartige bewegliche Funde, Ueberreste alter Besiedelung, einheimsen kann. In Triest und Parenzo sammelten sich solche Funde an. Director Marchesetti (seit 1883) und Dr. Amoroso (1885 und 1889) schrieben über dieselben in italienischer Sprache. Auch deutsche Gelehrte, wie Virchow (1887) und Tischler (1889), kamen nach den beiden genannten Städten und füllten ihre Notizbücher mit Aufzeichnungen über die so manchen besonderen Charakterzug aufweisenden Objecte. Die Literatur der Castellieri ist nicht ausgedehnt, aber titelreich und zersplittert; es genügt, zu sagen, dass es an umfassenden Ausgrabungen und demgemäss an umfangreicheren Mittheilungen über einzelne dieser Fundstätten fehlt. Die ausgebreitetste Kenntniss derselben besitzt derzeit wohl Herr v. Marchesetti; von ihm wäre demnach eine zusammenfassende Darstellung dieser auch im Hinterlande von Triest zahlreich vorhandenen alten Wohnplätze zu erwarten.

Die Anthropologische Gesellschaft in Wien hat in natürlichem Vorrücken an die Grenzen des für prähistorische Forschungen so ergiebigen Ostalpengebietes, im Fortschreiten auf jener Operationslinie, die uns nach Italien, als dem Mutterlande so vieler Formen unserer jüngeren Hallstatt-Cultur, hinweist, einen Theil ihrer Mittel für Ausgrabungen in Istrien bestimmt. Den Anstoss dazu gab die Publication der Pizzughi-Funde 1889 (vgl. diese Mitth. Bd. XIX, S [191] ff.). Auf meine Anfrage erklärte sich der Herausgeber derselben, Dr. Andrea Amoroso, das geistige Haupt der Società Istriana d'archeologia e storia patria in Parenzo, mit grosser Liebenswürdigkeit bereit, die Durchführung unserer Arbeit zu ermöglichen, deren Ergebniss dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zugute kommen sollte. Die prähistorische Sammlung des letzteren hatte seit der Erwerbung der Funde von Vermo, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften durch Professor Moser in Triest ausgraben liess (1883) und womit überhaupt erst die Aera der prähistorischen Erforschung Istriens begann [1]), keine nennenswerthe Bereicherung aus diesem Lande erfahren.

Die Ausgrabungen unserer Gesellschaft im November 1890 und im September 1892 beschränkten sich, abgesehen von einer kleinen Versuchsgrabung auf dem Castellier San Martino di Torre (1892),

[1]) Eine Uebersicht der Vorstufen dieser letzteren, worauf natürlich nur in einem engeren Kreise die Aufmerksamkeit gerichtet war, gibt Amoroso (Atti e mèm. d. Soc Istr. 1884, S. 55). Der verdiente Kandler kümmerte sich nur um Römisches und hatte für prähistorische Funde kein Interesse. Aber die Herren Cav. Tommaso Luciani und Antonio Scampicchio sammelten in Albona aus der Umgebung dieses Ortes, dann aus Fianona, Vermo, Cherso, Corridico, Pinguente, Ossero u. s. w. eine grosse Menge prähistorischer Objecte, welche sie dann dem archäologischen Provinzmuseum in Parenzo überliessen. Luciani schrieb auch über seine Sammlung in dem Journal „La Provincia" (Capodistria), Jahrgang XI, Nr. 1, und legte dem internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie in Bologna 1870 eine Reihe neolithischer Funde aus Istrien vor. 1871 besuchte dann, hiedurch angeregt, Capitän Burton den Castelliere „di Cunzi" bei Albona, einen der ansehnlichsten dieser Wohnplätze, und die Castelliere di Sant' Angelo, delle Mordelle, dei Pizzughi und Moncastello bei Parenzo, worauf er seine unten noch zu nennende Arbeit über diese alten Wohnstätten verfasste. — Für Besucher Parenzos sei hier bemerkt, dass der Castellier Sant' Angelo, 107 m hoch, nur 3·3 km südöstlich von der genannten Stadt, einen guten Ueberblick der nächstgelegenen, einst von solchen Ansiedelungen gekrönten Höhen, darunter der drei Pizzughi, die von dort nur mehr 2 km entfernt sind, gewährt. (Monte Mordelle liegt dicht neben Monte Sant' Angelo.) Nur muss man sich hüten, die natürlichen Felsmauern auf dem Gipfel von Monte Sant' Angelo für cyklopische Werke zu halten, welchen sie täuschend ähnlich sehen.

deren Ausbeute noch erwähnt werden soll, auf den Castellier von Villanova bei Verteneglio im Gerichtsbezirke Buje. Diese bereits durch zwei frühere Jahre für das Museum in Parenzo mit Erfolg durchforschte und nach wiederholten Besuchen Marchesetti's auch in Triest ziemlich gut vertretene Fundstelle liegt circa 10 km landeinwärts, nordöstlich von dem auf einer felsigen Landzunge erbauten Hafenstädtchen Cittanova, 1·5 km östlich von dem Dörfchen Villanova, zu dessen Flur sie gehört, und ungefähr doppelt so weit von Verteneglio, von wo man auf einem Umwege über Villanova leicht dahin gelangt. Von Verteneglio nach Villanova führt eine Fahrstrasse, von dort auf den Castellier nur Fusssteige und schlechte Karrenwege.

Der Hügel erhebt sich circa 130 m hoch, dicht über dem innersten Winkel eines direct nach Norden gerichteten Seiteneinschnittes, aus welchem der kleine Canale del Molino zum Quieto abfliesst. Das Ende dieses rechtsuferigen Seitenthales am Fusse des Castelliers hat nur 11 m Höhe über dem nahen Meeresspiegel. Das Quietothal selbst, dessen Mündung eine ansehnliche Bucht, den „Porto Quieto", bildet, ist ein tiefer, gewundener Einschnitt mit steilen Wänden, der die Strasse nach Parenzo zu einem weiten Umwege zwingt, wie es auch bei der projectirten Eisenbahn der Fall sein wird. Heute vollzieht sich der Localverkehr zumeist auf der See. Von der Höhe des Castelliers geniesst man einen gut orientirenden Ueberblick des „Stillen Flusses" und seiner melancholischen Umgebung. Die Thalfläche ist fast vollkommen horizontal — bei Madonna di Bastia oberhalb der erwähnten Seitenbucht hat sie erst 8 m, bei Ponte Grande oberhalb des k. k. Thalforstes von Montona auch nur 13 m Seehöhe — im Durchschnitte etwas über 1 km breit und mit tiefgrünen Sumpfwiesen bedeckt, welche das Wasser des Hauptflusses der Halbinsel in einem geradlinigen Canale langsam durchzieht. Die mannigfaltig vor- und zurückspringenden Felshügelwände, welche das Thal einschliessen, sind schwach bebuscht und setzen meist in einem Winkel von circa 30° sehr scharf gegen die Sohle ab. Den Kamm dieser Randhügel, deren Höhe bei Villanova zwischen 80 und 180 m variirt, krönt hie und da schütterer Wald. Jenseits derselben beginnen in gleicher Flucht die Aecker und steinigen Hutweiden der umliegenden Ortschaften. Ab und zu schlängelt sich ein Fusspfad trübselig von der Höhe in's Thal hinab. In der Tiefe, wo Malaria herrscht, sieht man nur ein einziges Haus, eine Mühle, in der guten Jahreszeit tagsüber auch wohl ein- oder zweimal einen Ochsenkarren oder zu längerem Aufenthalte ein paar weidende Esel. Unterhalb des „Mühlencanals" treten die Höhen des rechten Ufers dicht an den Fluss heran, und hier liegen zwei andere Castellieri: San Dionisio [1]) (123 m) und San Giorgio (62 m hoch), dem letzteren schräg gegenüber; in der Luftlinie nur etwas über 3 km von ihm entfernt erhebt sich auf der anderen, linken Thalseite der oben erwähnte Castellier San Martino der Ortschaft Torre. Er gravitirt aber nicht mehr zum Quietothale, von dem er durch einen kleinen Rücken geschieden ist, sondern direct zur See,

[1]) Von San Dionisio stammt eine Anzahl Funde im Museum Parenzo, die hier, der Vergleichung wegen, erwähnt werden mögen. Es sind: Fischwirbel, Seemuscheln, rohes und angeschnittenes Hirschgeweih, Quetsch- und Glättsteine, ein Schleifsteinfragment, einige Stückchen Feuerstein, Beinpfriemen, das Bruchstück einer Bronzesichel, ein zerbrochenes, schmales, bronzenes Flachbeil mit schwachen Randleisten, zwei zusammengehängte Spiralringe aus Bronzedraht, jeder circa 2 cm Durchmesser, deren Enden in kleinen Spiraldisken zusammengerollt sind, Bronzenadeln, ein radförmiger Bleiknopf (Schmucknadelkopf, circa 2 cm Durchmesser, die Nabe bildet einen runden Buckel, von dem acht Speichen ausgehen), ein Hirschgeweihkronenstück mit gravirter einfacher Punktverzierung, dann eine Reihe von Thongefässen, die ganz andere Formen zeigen wie die Töpfe des Castelliers von Villanova. Eine schöngeformte, bauchige Amphora hat engen Hals und daran zwei ringförmige, verticale Henkel. Ein weitmündiger Topf hat zwei kleine, etwas emporstehende Henkel. Ein Töpfchen mit einem Buckel hat zweitheiligen Henkel, wie einer aus Santa Lucia (Marchesetti, Scavi 1886—1892, Taf. VI, Fig. 17). Eine feine, rothe, bauchige Urne mit kurzem Halse und ausgebogenem Rande zeigt von Kreislinien umrahmte Buckelchen. Ein derbes, becherförmiges, rothes Henkelgefäss, tiefe Schalen mit spitzzulaufendem, hohem Henkel, winzige Näpfchen von äusserster Rohheit u. A. sind unverziert. Eine besondere Erscheinung sind mehrere lange, konische oder trapezförmige Thonstiele, gross und schwer, mit oder ohne Durchbohrung am breiteren (abgebrochenen) Ende, zuweilen auch mit linearer Verzierung. Aehnliche Stiele kommen zahlreich in der neolithischen Station von Butmir bei Sarajevo vor, aber auch hier nur als Bruchstücke. Die Funde von San Dionisio, welche zum Theile (namentlich die ganzen Thongefässe) aus flachen Brandgräbern stammen, sind von denen, die unten mitgetheilt werden sollen, so wesentlich verschieden, dass man bei der geringen Entfernung zwischen beiden Wohnplätzen verschiedene Altersstufen annehmen muss. Der Hauptsache nach werden die Funde von San Dionisio älter sein als die von Villanova. Jene gehören der Bronzezeit und der älteren Hallstatt-Periode an, während die unten zu betrachtenden Funde zumeist aus der jüngeren Hallstatt- und der La Tène-Stufe stammen. Möglicherweise hat das Gesetz, welches die kleineren Wohnplätze allmälig zu Gunsten der grösseren ihrer Bewohner beraubte, schon in vorgeschichtlicher Zeit seine Wirkung geübt.

speciell zum Porto Torre, einer dicht am Fusse des Castelliers endenden, sehr stillen Seitenbucht des Porto Quieto. Zweifellos hat der letztere einst, wie heute der Canale di Leme nördlich von Rovigno, viel tiefer in's Land hineingegriffen, so dass die genannten alten Wohnplätze zu ihrer Zeit sämmtlich am Meere lagen [1]).

Der Castellier von Villanova hat unter denselben die grösste Oberfläche; er bildet ein nach Westnordwest gerichtetes Oblongum von circa 500 m Länge und 250 m Breite, dessen Schmalseiten im Westen gegen Verteneglio, im Osten gegen das erwähnte Seitenthal des Quieto gekehrt sind. Auf der letzteren Seite ist der Abhang steil, ebenso im Norden und Süden, wo tiefe Einrisse den Hügel scharf begrenzen. Die westliche Schmalseite ist vom Nachbarterrain, der Hutweide von Villanova, leichter zugänglich, und hier ist der Castellier durch einen circa 4 m hohen, mit Gebüsch bestandenen Wall, welchen eine (vielleicht alte) Thoröffnung durchbricht, abgeschlossen. Die nicht umwallten Hügelkanten lassen an mehreren Stellen jene, wahrscheinlich künstliche Applanirung erkennen, welche man so häufig an den Rändern nur theilweise von Wällen geschützter alter Wohnhöhen bemerkt. Mir sind so viele Beispiele dieser Erscheinung, namentlich aus dem Binnengebiete an der oberen Adria, bekannt, dass ich gar nicht versuchen will, sie alle aufzuzählen, weil damit doch nur ein kleiner Theil des Vorkommens angeführt wäre. Andere Castellieri sind bekanntlich mit einem ringsumlaufenden oder auch mit zwei bis drei concentrischen Wällen umgeben. Manchmal ist eine mehrfache Umwallung derart angelegt, dass sich an einen Ringwall seitlich ein halbkreisförmiger Wall anschliesst, welchem mitunter ein zweiter ähnlicher vorgelagert ist. Richard F. Burton, einst englischer Consul in Triest und Vicepräsident der Londoner Anthropologischen Gesellschaft, welcher zuerst im Auslande über die istrianischen Castellieri schrieb [2]) — im Inlande hat der verdiente Kandler schon vor vielen Jahrzehnten vergeblich auf dieselben aufmerksam gemacht —, war der Ansicht, dass im letzteren Falle der vom Hauptwall umschlossene Raum als Wohn- oder Zufluchtsstätte der Familien, die Nebenwälle aber zum Schutze der Heerden gedient hätten. Er zeigt dies in einer reconstruirten Ansicht, l. c. Taf. 7.

Die meisten Castellieri erfreuen sich in Folge der zersetzten organischen Substanzen, welche von der ehemaligen Besiedelung herrühren, eines fetten, schwarzen Erdreiches und sind gut bebaut. Dies ist auch bei dem von Villanova der Fall. Das Volk kennt die Castellieri, auch des letzteren Umstandes wegen, sehr genau. Die Slaven nennen sie Gradiše oder Gradac, auch wohl Gomile. Manche werden mit dem Namen der nächsten Ortschaft und vorgesetztem „vecchio" oder „vecchia" bezeichnet. Weil man auf vielen derselben auch römische Gegenstände (Mauern, Münzen, Thongefässe, Fibeln, Eisensachen) findet, hielt Kandler sie anfänglich alle für römische Wachtposten, wozu sie sich ja zum Theil wirklich entwickelt haben mögen [1]). Man hat auch oft darauf hingewiesen, dass man von jedem Castellier zu einem oder mehreren anderen gut hinübersehen könne, und an vielen Orten, wo diese Wohnplätze gehäuft auftreten, wie in der Umgebung von Parenzo und Verteneglio hält die Volksmeinung zähe daran fest, dass es Signalposten gewesen sein müssten.

Heute steht wohl ausser Zweifel, dass die ältesten Castellieri nicht erst in Folge der römischen Occupation oder, wie Andere annahmen, einer der letzteren vorausgegangenen gallischen Einwanderung bezogen worden sind, sondern ihre Bewohner in einer Zeit erhielten, die wir mit einem treffenden Ausdruck der Italiener als äneolithisch bezeichnen

[1]) Man schätzt die Alluvionen des Quieto auf 1—1·5 m Höhe in jedem Jahrhundert (Benussi, l'Istria sino ad Augusto, S. 14). — Mons. Tommasini († 1654) schreibt in seinen Commentarî stor.-geogr. della prov. dell' Istria (Archeogr. Triest. IV. 1837) lib. I., cap. 1, über den Quieto: „già a memoria dei nostri padri le galere andavano su otto o dieci miglia; ora però è paludoso ed innavigabile disopra in gran parte".

[2]) Notes on the Castellieri or Prehistoric Ruins of the Istrian Peninsula (Anthropologia I. 1874). Eine Uebersetzung in's Italienische von Nicolina de Gravisi erschien Capodistria 1877 (zuerst „Provincia" X, 1876, Nr. 22 bis XI, 1877, Nr. 13).

[1]) Vgl. De Franceschi, l'Istria, Note storiche (Parenzo 1879), S. 19. — Kandler hatte auf seinen archäologischen Streifungen durch Istrien nicht weniger als 321 Castellieri kennen gelernt. Er verzeichnete dieselben in seiner grossen Karte der römischen Fundorte Istriens, welche gegenwärtig im Archivio provinciale aufbewahrt wird. Von der genannten Zahl entfallen 42 auf das Territorium von Triest und die Gerichtsbezirke Castelnuovo und Volosca (das obere), 123 auf die Bezirke Capodistria, Pirano, Pinguente, Montona, Pisino und Albona (das mittlere) und 141 auf die Bezirke Buje, Parenzo, Rovigno, Dignano und Pola (das untere Istrien), 15 liegen auf den drei Inseln im Quarnero: Veglia, Cherso und Lussin, 8 davon allein auf Cherso. Vgl. Amoroso, I Castellieri istriani e la necropoli di Vermo (Atti e mem. soc. Istr. 1884), S. 54.

dürfen[1]). Damals hatte die Halbinsel eine wahrscheinlich illyrische Bevölkerung, welche nicht über das Meer gekommen ist und sich von Jagd, Viehzucht, einigem Ackerbau und Fischerei nährte. Das milde Klima, der fruchtbare Boden, die geschützte Lage so vieler zu Wohnstätten geeigneter Anhöhen muss frühzeitig eine zahlreiche Volksmenge aus dem Ostalpenlande auf diese Halbinsel hervorgelockt haben, und früher als andere binnenländische Stämme ist dann auch dieser in Contact mit dem Süden getreten. Bereits 177 Jahre vor dem Beginn unserer Aera geschah die Unterwerfung durch die Römer, aber schon lange vor dieser Zeit besassen die Histrer importirte griechische und italische Fabrikate.

Wenn man gegenwärtig hügelauf, hügelab durch das Innere der Halbinsel dahinzieht, mahnt der Anblick der noch jetzt bestehenden Ortschaften mit ihren hoch emporragenden Häuserknäueln und Kirchthürmen an die verschollenen Castellieri. Die heutigen Orte liegen nämlich fast alle auf mehr oder minder isolirten Hügeln; manche, wie Buje („la spia dell' Istria", 222 m hoch), sieht man stundenweit vom Meere aus. Die Bewohner sind in gewisser Hinsicht nicht zum Besten daran; sie haben weit zum trinkbaren Wasser, einen mühsamen Weg zu ihren Feldern, und nur der allgemeine Gebrauch des Esels als Trag- oder Zugthier mildert die Unbequemlichkeit dieser uralten Siedelungsart. Die Ortschaften Istriens — mit Ausnahme der Hafenplätze, für deren Lage andere Umstände massgebend waren — sind eben nichts Anderes als jene Castellieri, welchen das längste Dasein beschieden war. Man hat sich, einem Gebote des Culturfortschrittes gehorchend, enge zusammengesiedelt, und so sind aus einigen Hundert mehr oder weniger befestigten Flecken einige Dutzend kleine Städte oder Märkte entstanden. Ausserdem herrscht in Istrien der wohl auch berechtigte Glaube, dass man der bösen Malaria in stärker bewohnten Orten leichter trotzen könne, als in ganz kleinen Dorfschaften.

Aus diesem Grunde ist es schwer, in allgemeinen Worten von dem Alter und der Geschichte der Castellieri zu sprechen. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten und haben verschiedene Entwicklungen durchgemacht. Am linken Ufer des Quieto, 7 km südlich von Villanova, heisst ein 238 m hoch gelegenes Dörfchen von 52 Häusern der Gemeinde Visinada einfach „Castellier". Daneben werden Namen wie „Villanova", „Cittanova" u. dgl. verständlich. Im Küstenlande gibt es sechs Villanova, drei Cittanova, von welchen eines, der oben erwähnte Hafenort, schon beim Geogr. Rav. als Neapolis vorkommt[1]). Istrien braucht deswegen nicht, wie man gemeint hat, in älterer Zeit bevölkerter gewesen zu sein als jetzt; ehedem gab es mehr Ansiedelungen (Amoroso

[1]) Aehnlicher Meinung ist Amoroso, l. c., S. 55 ff. Gegen Benussi (l'Istria sino ad Augusto, Triest 1883, S. 137), welcher, gestützt auf Burton's Vergleichung der Castellieri mit ähnlichen Wohnstätten in Anglesea, Wales, Cornwall, Irland, also in altkeltischen Ländern, auch die ersteren für keltische Gründungen hält, erklärt er das Erscheinen der Kelten in den Ostalpen für ein zu junges Ereigniss, um die Besiedelung der Castellieri daran zu knüpfen. Er verweist auf das Fehlen typischer La Tène-Funde in den Gräbern und auf den Anhöhen (vgl. jedoch die unten folgenden neueren Funddaten) und meint vielmehr „che l'origine dei castellieri va ricercata in quella remota età, in cui i prischi abitanti dell' Istria abbandonarono le caverne e le palafitte, le quali ultime ancora forse non avranno fatto difetto nelle maggiori nostre valli del Quieto e dell' Arsa. E questo parmi a sufficienza dimostrato dalle arme di pietra, quali le punte di frecce, le scuri, le ascie ecc. e dai numerosi utensili di osso lavorato, che vennero scoperti nei castellieri, i quali oggetti in unione al più tardo materiale dei bronzi ed a quello delle terrecotte, rappresentano meglio che un determinato stadio tutti i varî gradi di civiltà, pei quali sono passati i popoli dell' Istria attraverso un lungo volgere di secoli sino alla conquista romana". — Es bleibt aber allerdings die Frage, ob die erste Besiedelung der Höhen nicht einer früheren Zeit angehört, als die Umwallung oder Escarpirung der Hügelränder. Dass die ältesten Bewohner Istriens Troglodyten gewesen, war schon die Meinung Luciani's, welche Burton (More Castellieri I. The Seaboard of Istria, Journal of Anthr. Inst. VII, S. 363) bekämpft, wogegen Marchesetti, Boll. Scienc. Nat. IV, in seinem Aufsatze über die Höhlenfunde von St. Daniel am Karst (S. 3 des Separatabdruckes, N. 1) für dieselbe eintritt. Doch sind die Höhlenfunde dieser Provinz von den Castellierifunden durchaus nicht in ihrer Gänze zeitlich geschieden, sondern vielmehr zum Theile evident gleichzeitig, zum Theile selbst noch jünger. Die Vorstellung, dass sie einer älteren Stufe angehören müssten, ist aus dem allgemeinen Gange der menschlichen Cultur abgeleitet und wird von der Wirklichkeit ungemein häufig widerlegt, so z. B. gleich im nahen östlichen Oberitalien, wo die Höhlenfunde sehr oft den gleichen Charakter zeigen, wie die Funde aus Terramaren und von bewohnten Anhöhen. Was aber das Verhältniss der Castellieri zu den Pfahlbauten betrifft, so müssten, wie eben das erwähnte italienische Nachbargebiet lehrt, auch die letzteren, wenn sie in Istrien constatirt wären, durchaus nicht einer Zeit entsprechen, welche vor die Besiedelung der Castellieri fällt, da das Hausen auf Höhen oder über Gewässern keineswegs einer temporären Neigung oder Gewohnheit, sondern einem Sichanschmiegen an die natürliche Bodenbildung seinen Ursprung verdankt.

[1]) Nach Kiepert's Vermuthung (Lehrb. d. a. Geogr., S. 386, Anm. 4) stammt der Name Neapolis aus der Zeit der oströmischen Herrschaft.

zählt im gegenwärtigen Gerichtsbezirk Parenzo nicht weniger als 37 Castellieri), die heutigen sind aber grösser. So war es auch in anderen Ländern, nur dass die ausgezeichnete Lage der alten Wohnplätze und die Funde, welche man dort gemacht hat, die Erinnerung und den Namen, eines in dem anderen, wach und frisch erhalten haben.

War Istrien auch schon vor dem Beginne unserer Zeitrechnung äusserlich romanisirt und seit 12 v. Chr. bis zur Arsa bei Albona Italien einverleibt, so war doch nur seine Italien zugekehrte Stirnseite (die Ostküste von der Arsa aufwärts bleibt bezeichnenderweise von Italien ausgeschlossen und gehört, wie wohl schon früher, zu dem rauheren, inselreichen Liburnien) den alten Verhältnissen entrissen und zu einem classischen Küstenstrich umgeprägt. Gab es doch noch im I. Jahrhundert n. Chr. Leute, welche den Quieto (Ningus)[1]) für einen Mündungsarm der Donau hielten (Mela, II, 63)[2]). Bedeutung hatten nur Pola und Tergeste, ausserdem höchstens noch Piquentum und einige der kleinen Hafenplätze zwischen Pola und Triest. Der unserem Ausgrabungsplatze zunächst gelegene Fundort römischer Alterthümer von etwas besserer Beschaffenheit liegt an der Quietomündung links im Territorium von Abrega. Man findet dort dicke Schutzmauern und Grundfesten von Häusern mit Mosaiken und Marmorplatten, Inschriften, Münzen, Spuren von Ziegelfabrikation u. dgl.

Auf die Westküste und was man dort aus dem Inneren der Halbinsel aufstapelte, beziehen sich denn auch die Lobsprüche, welche Istrien im Alterthum zutheil wurden. Vorzügliche Qualitäten liefert es in Wolle, Wein und Oel (Plin.). Cassiodorus (Var. XII, 22) nennt Istrien mit drei Quellen des Wohlstandes (mit Oel, Korn und Wein) begabt, die Fruchtkammer Ravennas — wie später Venedigs und heute Triests —, einen lichtvollen und köstlichen Aufenthalt, dem ein wunderbar mildes Klima beschieden sei. Hier, sagt er, glättet sich das Meer in friedlichen Buchten, wie an den gepriesenen Küsten Neapels. Bunte Seemuscheln, leckere Austern und Fische bilden den Reichthum dieser Buchten. Auf den Hügeln und am Ufer liegen Paläste und Villen anmuthig verstreut, wie Perlen auf einem schönen Frauenkopfe. Er lobt noch die Inseln, die Häfen, die allgemeine Weltlage, kurz Alles, was ein Rhetor und königlicher Secretär an der braven Lieferantin der Residenz seines Herrn lobenswürdig finden kann.

Es ist in antik classischem Geschmack, mit einem Lande in Verkehr zu stehen, ohne es zu kennen; aber auch in unserer Zeit weichen Reisende, wie J. G. Kohl, der die Halbinsel treffend einem nach Westen umgestossenen Fruchtkorbe vergleicht, dem Inneren Istriens aus, abgeschreckt durch die Bescheidenheit der Istrianer selbst, welche (wenigstens dem eben Genannten) freimüthig gestanden: „tutto l'interiore della nostra Istria e brutta". Thatsächlich entspricht dieses Innere nicht ganz dem Bilde, welches die Lobsprüche des Cassiodorus wachrufen[1]). Natürlich erinnert es aber auch nicht an die Schattenseite der antiken Ueberlieferung, welche die Istrer als Seeräuber brandmarkt. Wohl aber kann man sich an einzelne Züge gemahnt finden, welche anlässlich der Unterwerfung durch die Römer zur Aufzeichnung gelangten[2]).

Die Histrer wurden zum ersten Male mit Krieg überzogen, weil sie römische Schiffe geplündert hatten, welche Getreide führten (Eutrop. III, 7). Der Krieg war für die Römer verlustreich (Oros. IV, 15), endete aber mit der Unterwerfung des Halbinselvolkes. Dieses wurde tributpflichtig, scheint jedoch keine Abgaben entrichtet und in Folge des zweiten puni-

---

[1]) Das Itinerarium Antonini verzeichnet: Tergeste XXVIII Ningum XVIII Parentium XXXI Pola. Die Distanz führt in die Nähe von Porto Quieto, wo — etwa bei Grisignana oberhalb Villanova — eine Ueberfuhr über die Flussmündung bestanden haben wird (Kandler, Not stor. di Montona, S 22). Der Geogr. Rav., IV, 36, sagt: In Istria sunt diversa flumina; inter caetera, quae dicuntur id est Rusano, Argaone, Nengone et Arsa.

[2]) Ueber die Geschichte dieser Meinung: Kandler, De Istro Adriaco und Benussi, l'Istria sino ad Augusto, S. 38. Merkwürdig ist, dass der heutige Name Quieto erst in den letzten Jahrhunderten aufgekommen ist oder vielmehr vom Mündungshafen auf den Fluss übertragen wurde. In Karten des Mittelalters trägt letzterer, nach Kandler, Not. stor. di Montona, S. 22, den Namen Laime oder Layme, eine allgemeine Bezeichnung für ein wasserführendes, im Gegensatze zu einem trockenen Thale, welche am Canal di Leme und an anderen Punkten Istriens (bei Rovigno, Buje etc.) noch heute haftet.

[1]) Die Regulirung der Hauptflüsse Arsa und Quieto und die Assanirung der Fiebergegenden sind Aufgaben. welche ebenso hohe Aufmerksamkeit erfordern, wie die Hebung der Culturen, durch welche die Hauptproducte der Halbinsel, Wein und Oel, gewonnen werden. Die istrischen Reben bedürfen der Veredlung, der Oelbaum besserer Pflege und die Zucht der Baumfrüchte überhaupt grösserer Fürsorge, wenn die Landesproducte nicht einer fortschreitenden Entwerthung entgegengehen sollen.

[2]) Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien, S. 101 ff.

schen Krieges seine Abhängigkeit völlig aus den Augen verloren zu haben. Ein Streitpunkt war dann (183) die Gründung der Colonie Aquileja, welche die Histrer nicht dulden wollten (Liv. XL, 26, 2); doch brachen die Römer diesen Widerstand, wohl durch Zurückdrängen der nächsten lästigen Nachbarbewohner. Natürlich konnte der blosse Bestand jenes Platzes die Ruhe nicht sichern; er führte wohl eher zu den folgenden Kämpfen. 178 rückte ein Consul bis Triest und schlug dort ein Lager. Dieses wurde von den Histrern überrumpelt und genommen, durch ganz Italien verbreitete sich der Schrecken dieser Nachricht. Der andere Consul wurde mit einem zweiten Heere nach Istrien gesendet. Inzwischen hatten sich die Feinde nach Barbarenart zerstreut — sie waren einfach nach Hause gegangen — und die Consuln bezogen ihr Winterlager bei Aquileja. 177 drangen sie auf der Halbinsel bis Nesactium, wahrscheinlich der Hauptstadt des Landes, vor und belagerten diesen Ort im Süden desselben unfern der liburnischen Grenze. Es muss ihnen leicht geworden sein, so weit vorzudringen, und ihrem Nachfolger L. Claudius blieb nur die Beendigung des Krieges und der Triumph in Rom. Aus Livius (XLI, 1 ff.), dem wir den Bericht über diesen Feldzug verdanken [1]), erfahren wir auch Einiges über den politischen Zustand des Landes zur Zeit desselben.

Es gab damals einen Erbkönig der Histrer. Es war dies ein junger, erst kürzlich zur Herrschaft gekommener Fürst, zu dessen Vaters Zeiten das Volk in Frieden gelebt hatte, der aber jetzt kriegerische Bahnen einschlug und dadurch die Begeisterung der Jugend wachrief. Unter dem König standen „principes“ (Häupter grosser Familien), die ihm Heerfolge leisteten. Ihre Gaue und Grossfamilien heissen bei dem Römer „civitates“ und „populi“, welche nach dem Siege Roms ausnahmslos zur Stellung von Geisseln herangezogen werden und damit ihre Treue verbürgen, während das Königreich erlischt. Dass dadurch nicht mit einem Schlage völlige Ruhe eintrat, sondern noch Klagen über Belästigungen Aquilejas durch die „feindlichen“ Histrer laut werden, versteht sich fast von selbst.

[1]) Eine epigraphische Bestätigung des Berichtes brachte 1892 die Entdeckung eines neuen Fragmentes der Triumphalfasten (Not. d. Scavi 1892, S. 410 f). Es schliesst sich an ein 1888 ebenfalls im Tiberbett gefundenes Fragment an und man liest jetzt: „L. Claudius, Ap. f. P. n. Pulcher Cos. ann. DLXXVI de Histreis et Liguribus.“

An die Seite dieser, wie fast immer, nur spärlichen und gleichsam erst die letzten Athemzüge staatlicher Selbstständigkeit des fremden Volkes berücksichtigenden Mittheilungen tritt nun das Ergebniss der Ausgrabungen an alten Wohnplätzen und zeigt uns viel Aelteres, aber gewiss auch Gleichzeitiges und manches Spätere, so dass wir hier wenigstens nicht von einem Hinabsteigen in rein prähistorische Schichten sprechen können. Nichts hindert uns, anzunehmen, dass die Bewohner des Castelliers von Villanova, für welche der Unterlauf des Quieto sicher nur die Bedeutung eines besonders geschützten Hafens und Piratenschlupfwinkels besass, an den Ueberfällen auf fremde Kauffahrteischiffe theilgenommen haben, dass sie später, dem Aufgebote ihres Gaufürsten folgend, sich dem Heere des jungen Erbkönigs anschlossen, dass sie beim Sturm auf das Lager bei Tergeste nicht fehlten, dann den Winter über in verhängnissvoller Unthätigkeit zu Hause sassen und erst wieder aufbrachen, als der Ruf zum Entsatze der bedrängten Hauptstadt die waffenfähige Mannschaft nach Nesactium führte. Nach dem Fehlschlagen des Befreiungskampfes muss dieser an der Westküste gelegene Gau rasch romanisirt worden sein.

Die Funde auf dem Castellier von Villanova gehören vorwiegend jüngeren Perioden an. Die Zeit der frühesten Höhenbesiedelung (Stein- und Bronzezeit) ist kaum kenntlich vertreten. Dagegen besitzen wir in grösserer Zahl neben vielem schwer bestimmbaren Materiale Typen aus der Hallstatt- und La Tène-Periode und endlich Gegenstände aus der Zeit der römischen Herrschaft. So berühren sich hier Vorgeschichtliches und Geschichtliches beinahe enger als anderwärts; sie verschränken sich theilweise mit einander.

Die während der Ausgrabung gemachten Beobachtungen lassen sich kurz zusammenfassen. Der Erdmantel, den das Felsgerüst des Hügels trägt, ist von sehr ungleicher Stärke und auf der Höhe der Hügelkuppe besonders schwach. Wiewohl in demselben fast überall Funde angetroffen werden, konnte doch nicht an eine vollständige Abgrabung gedacht werden. Bei der grossen Ausdehnung des Objectes musste es genügen, zunächst im Anschlusse an die älteren, von Herrn Cappellari aus Verteneglio (derzeit in Fiume) für das Provinzialmuseum in Parenzo veranstalteten, ziemlich umfangreichen Bodenuntersuchungen, mehrere Stellen anzugraben und, je nach ihrer Ergiebigkeit, weiter zu verfolgen oder aufzu-

geben. So wurde der Reihe nach eine grosse Zahl von Schürfen angelegt, von welchen kein Theil des Hügels unberührt blieb. Der Castellier von Villanova gleicht, wie schon geschildert wurde, einer länglich viereckigen Truhe mit gewölbtem Deckel und schrägen Seitenflächen. Wo jener auf dem Rande der letzteren aufruht, waren die Grabungen theilweise am ergiebigsten, weil hier durch Herabschwemmung von der Kuppe tiefere Erdschichten entstanden sind und weil ebenda an den Rändern auch die Gräber angelegt waren.

Im Schutte, den die Arbeiten Cappellari's zurückgelassen, wurde noch manches bessere Fundstück aufgelesen. Seine Ausbeute, die bei dem Umstande, dass auch er nur wenige Gräber gefunden hat, eine beträchtliche genannt werden muss, wird von Herrn Dr. Amoroso publicirt werden, und ich sah schon vor zwei Jahren die hiezu bestimmten vortrefflichen Tafelzeichnungen [1]). Indessen weiss ich nicht, wann dieser Bericht erscheinen wird, und gebe daher nach meinen im Museum zu Parenzo angefertigten Skizzen einen Ueberblick der bemerkenswerthesten Fundstücke von dieser Localität.

1. Hirschhorn und Knochen: Hirschhornhämmer mit querem Stielloche und abgenützter Schneide, ein Stück mit angefangener Bohrung; Geweihzapfen, beiderseits abgeschnitten und am oberen Ende eingebohrt; hohles Hirschhornwerkzeug, an der Spitze stark abgenützt, am anderen Ende zugeschnitzt und zweimal, wie für Nägel oder Schnüre, durchbohrt; plumpe Knochen-Nähnadeln mit Oehr.

2. Metall: Bleiknöpfe (Nadelköpfe) von circa 2·5 cm Durchmesser, in Gestalt dicker Scheibchen mit kurzer, cylindrischer Dülle; oben ein Centralbuckel, umher Reliefverzierung, Ranken und ein Punktkreis (vgl. Soranzo, Scavi Nazari di Este, Taf. II, Fig. 4). — Bronzen: Bruchstücke von Situlen, Brillenspiralfibeln, ein Schmuckstück aus 4 Spiraldisken (oben 3, unten 1, der Stiel mit Spiralrolle umwunden); viele Blechbänder mit gravirter Mäanderverzierung (ähnlich: Amoroso, Necr. preist dei Pizzughi, Taf. VIII, Fig. 4, und Taf. X); Ohrringe mit Schliesshaken und gravirtem Fischgrätenmuster; Nadeln mit Knauf (Schmucknadeln, 2 Stück, wie l. c., Taf. VII, Fig. 10) oder Oehr (Nähnadeln); ein gegossener Fingerring, circa 3 cm Durchmesser, von dreieckigem Querschnitt mit gravirter, gestrichelter Dreiecksverzierung an beiden Rändern; ein Meisselchen mit nagelkopfförmigem Ende.

3. Thon: Bauchiges Gefäss ohne Hals mit Tupfenleiste als Mundsaum (Form wie l. c., Taf. II, Fig. 3, 4, 7); auf der Schulter (wie l. c. 3 und 4, Reliefspiralen, „corrimi dietro") eine Reihe von sechs Thierfiguren (Pferde mit Zackenmähne) en relief. — Aehnliches Gefäss mit Relief-Wellenlinien auf der Schulter. — Bauchige Halsurne, klein; vom breiten Mundsaum zur Schulter läuft ein Henkel, dessen Scheitel eine näpfchenförmige Daumen-Auflageplatte trägt (ähnliche Platten auf den Henkeln importirter bemalter Drehscheibengefässe aus Vermo: Moser, VII. Bericht d. prähist. Comm. d. kais. Akad. d. Wissensch., Taf. III, Fig. 2). — Weitbauchige Halsurne mit eingestochener Kreisverzierung auf dem breiten Mundsaum und der Basis des Halses; Schulterverzierung aus gestrichelten Doppellinien (ähnliches Motiv wie Amoroso, l. c., Taf. IV, Fig. 1 und 3). — Schlanke Halsurne mit Henkel an der Schulter und Schulterverzierung durch Graffito-Wellenband aus gestrichelter Doppellinie. — Kleinere Halsurne mit Schulterhenkel und Schulterverzierung aus mehrfachen gewellten Zickzacklinien (ähnlich l. c., Fig. 6). — Rothe Situla mit kurzem Halse und plumper, hoher, schwarz nachgezogener Wellenfurche (locale Nachahmung eines venetischen Typus mit einheimischem Decorationsmotiv) [1]). — Bruchstücke eines bauchigen Töpfchens mit schräger Strichverzierung an der Schulter und einem die Halskehle überspannenden kurzen Henkel, dann von mehreren Schalen mit eigenthümlichem Henkelansatze: 2 runden Plättchen, die durch einen undurchbohrten Steg verbunden sind (Metallnachahmung); gehörnter Widderkopf (Thongefässansatz); Kuhköpfe mit gabelförmig abstehenden Hörnern (Henkelansätze); einige merkwürdige Henkel: kurze, die Halskehle überspannende mit horizontaler Durchbohrung; dicke, längliche mit gerandeter Durch-

[1]) Die Publication wird sechs Tafeln enthalten: 1. Thongefässe localer Fabrikation; 2. solche mit feineren Verzierungen; 3. Thongefässhenkel; 4. Artefacte aus Knochen und Thon, Bleiknöpfe, Bronzeschmuck; 5. Urne mit Thierfiguren en relief und Thondeckel mit Hakenkreuz und Spiralen; 6. Funde vom Castellier San Dionisio am Quieto: Thongefässe, Bleiknopf, Bronzen, darunter ein Flachbeil mit Randleisten.

[1]) Aus jüngeren (nach Amoroso's Publication erfolgten) Ausgrabungen in den Pizzughi-Nekropolen sah ich im Museum Parenzo die Bruchstücke einer thönernen Situla, an welcher die abwechselnd rothen und schwarzen Bänder nicht horizontal um das Gefäss herum-, sondern vertical vom Rande zum Fuss herablaufen. Die regelmässige Anordnung zeigen acht Stücke im Museum Parenzo (Amoroso, Taf. III, Fig. 5).

bohrung und Platte zum Daumenauflegen; hohe, ohrenförmige Schalenhenkel mit radialem (nicht, wie bei der ansa lunata, peripherischem), krummem Grat u. dgl.; endlich ein Thondeckel, flach, kreisrund, circa 11 cm Durchmesser, im Tremolirstiche verziert: im Centrum ein Hakenkreuz, umher eine Zone liegender S-förmiger Doppellinien, wellenbandartig aneinandergereiht (zerlegte „Spirali corrimi dietro").

Aus dem Angeführten ergibt sich, dass Cappellari eine Reihe von Gräbern aufgedeckt haben muss, die genau der Zeitstufe der Pizzughi-Nekropolen angehört haben. Als diese Gräber erschöpft waren und zahlreiche weitere Versuche, die der Genannte an verschiedenen Stellen des Hügels unternahm, nicht mehr zur Auffindung dieser Schichte führten, gab er die Grabungen auf. In den Bruchstücken spärlichen Hausrathes, welche die anderen Schichten durchziehen, erblickte er kein Aequivalent für seine mit grosser Energie durchgeführten Arbeiten. Cappellari hat übrigens auch an anderen Punkten der Umgebung von Verteneglio gegraben und gesammelt und einen Theil seiner Funde in dankenswerther Weise der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums zum Geschenke gemacht.

Es gelang mir nicht, Gräber der Pizzughistufe in grösserer Zahl und namentlich solche mit typischen Beigaben aufzufinden. 1890 wurden am Südostrande des Hügels in der Nähe der Grabungen Cappellari's noch einige mit Leichenbrand gefüllte, plumpe Töpfe und 1892 ungefähr in der Mitte des Nordrandes folgende vier Gräber angetroffen:

I. Urne mit Leichenbrand und einer verbogenen Bronzenadel mit breitgeschlagenem, zurückgerolltem Ende (9·1 cm lang), darüber zwei Kalksteinplatten;

II. Leichenbrand in der blossen Erde, darüber eine kleine Kalksteinplatte;

III. Urne mit Leichenbrand und Kalksteinplatte;

IV. Schüssel mit Leichenbrand, eine Henkelschale als Beigefäss; Kalksteinplatte.

Die Gräber lagen 0·50 m tief in einem Terrain, das starke Aschenschichten mit Thierknochen und Vasenscherben enthielt. Ausserdem wurde 1890 ganz isolirt noch ein kleines Brandgrab angetroffen, welches ausser calcinirten menschlichen Schädel- und anderen Knochenresten eine dickwandige, kleine Thonschale von 4·5 cm Höhe und 11 cm Durchmesser und eine 24·5 cm lange, eiserne Dolchklinge enthielt.

An der südlichen Abdachung der Hügelkuppe wurden Ruinen aus römischer Zeit entdeckt. Es fanden sich da Massen von Dachziegeln, Mörtelstücken, dann Amphorafragmenten, flache, kreisrunde Gefässdeckel aus lichtgelbem oder röthlichem Thon mit kleinen Knäufen, viele durchbohrte, rothe und gelbe Thonkugeln, ein bronzener Spiegelgriff, das Zierstück (Fig. 210) u. A.

Ungefähr in der Längsachse des Hügels liegen unfern des Walldurchbruches mehrere tumulusartige Bodenwölbungen, die sich als Schuttanhäufungen aus römischer Zeit erwiesen. Hier fand sich das Amphorabruchstück (Fig. 220) mit zwei Stempelinschriften (Fig. 221 und 222) auf dem Rande. KANI auf der einen Seite ist deutlich zu lesen; auf der anderen Seite steht die Inschrift auf dem Kopfe. Dr. J. W. Kubitschek, der die Güte hatte, das Stück zu prüfen, las PHILIP (I und P durch zwei Querrisse beschädigt), zusammen Kani(us) Philip(pus). Auch ausserhalb des Walles liegen im Nachbarterrain einige solche runde Bodenerhebungen, die aber nicht untersucht wurden. Tumuli befinden sich auch auf dem oben erwähnten naheliegenden Castelliere von Sto. Spirito. Die istrischen Tumuli sind noch wenig erforscht, aber nach den bisherigen Erfahrungen auch wenig einladend. Sie liegen theils einzeln auf den Gipfeln von Anhöhen, theils in grösseren oder kleineren Gruppen beisammen, so in den Umgebungen von Villa di Rovigno, Valle, Sembie etc. Die meisten sind klein, einige aber so kolossal, dass man Capellen auf ihnen errichten konnte, wie auf dem Tumulus San Marco bei Capodistria und auf einem bei Villa di Rovigno. Der unermüdliche Marchesetti hat auch diese Fundstätten bisher am besten kennen gelernt und bezeugt (Scavi di Sta. Lucia 1885—1892, S. 178 f.), dass sie ausschliesslich Skelette, zuweilen in Steinkisten, enthalten. Wenn Beigabenreste vorhanden sind, bestehen sie in Bruchstückchen grober Thongefässe mit Fingereindrücken. Ein einziger Tumulus enthielt ein Bronzeringelchen. In Folge dieser Armuth werden wir wohl noch lange auf eine umfassende, systematische Erschliessung dieser Gräber warten müssen. Nach dem Bestattungsritus scheinen sie älter zu sein als die Brandflachgräber Istriens und gehören vielleicht derselben Bevölkerung an, welche auch an den Küsten Dalmatiens und in der Hercegovina ihre unverbrannten Todten in zum Theile kolossalen, aber beigabenlosen Steinhügeln niederlegte.

Verzeichniss der Funde.

1. Stein. — 2. Knochen. — 3. Hirschhorn. — 4. Bronze: *a*) Fibeln; *b*) Nadeln; *c*) Nägel und Nieten; *d*) Fischangeln; *e*) kleine Werkzeuge; *f*) Ringe; *g*) Anhängsel u. dgl.; *h*) Verschiedenes; *i*) Ueberreste von Bronzegefässen; *j*) Belege für Fabrikation von Bronzearbeiten. — 5. Eisen. — 6. Blei, Glas und Email. — 7. Thon: *a*) Verschiedenes; *b*) Gefässe. (I. Grobes Gebrauchsgeschirr. *A*. Töpfe. *B*. Schüsseln. *C*. Schalen. *D*. Pfannen. *E*. Verschiedenes. II. Feineres Thongeschirr. *A*. Unverziert. *B*. Mit vertieften Ornamenten. *C*. Mit Reliefornament. III. Grabgefässe. *A*. Südostrand, 1890. *B*. Nordrand, Mitte 1892.) — 8. Münzen: *a*) vorrömische, *b*) römische.

1. Stein. Hornsteinspan, auf drei Seiten bearbeitet, 2·2 cm lang (Fig. 217). — Ein Schlagstück und zwei kleine unbearbeitete Späne von Hornstein. — Splitter von der Schneide eines polirten Flachbeiles aus grünem Stein, 1·7 cm lang. — 19 Quetsch- und Reibsteine. — Ovale Mahlsteinplatte, 28 cm lang.

2. Knochen. Nadel mit Oehr, 6·5 cm lang (Fig. 132). — Desgleichen ohne Oehr, oben abgebrochen, 5·5 cm lang. — Desgleichen, ebenso, 4·7 cm lang. — Spatel aus einem Röhrenknochen, 11·5 cm lang. — Desgleichen mit abgebrochener Spitze, 10·6 cm lang. — Dünner Röhrenknochen, an einem Ende abgeschnitten und (als Griff?) ausgehöhlt, 9 cm lang (Fig. 133). — Zierstück (Endbesatz) mit geschnitztem Zickzack-Doppelband, 3 cm lang (Fig. 134).

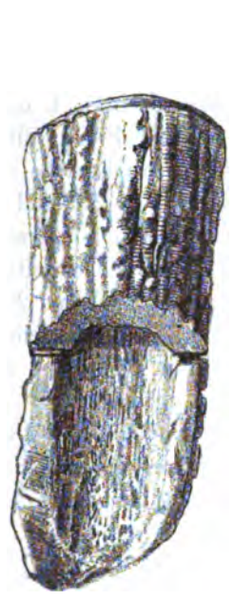


Fig. 125 (1/2).

Fig. 126 (1/2).

Fig. 127 (1/2).

Fig. 128 (1/2).

Fig. 129 (1/2).

Fig. 130 (1/2).

Fig. 131 (1/2).

Fig. 132 (1/2).

Fig. 133 (1/2).

Fig. 134 (1/1).

Fig. 125—134. **Schnitzarbeiten in Hirschhorn und Knochen.**

Fig. 125—131. Werkzeuge aus Hirschhorn. — Fig. 132. Knochennadel. — Fig. 133. Röhrenknochen, als Griff(?) zugerichtet. — Fig. 134. Geschnitztes Beinstück.

3. Hirschhorn. Geweihende, als Griff ausgehöhlt, 9·5 cm lang. — Desgleichen an beiden Enden ausgehöhlt, 8 cm lang. — Unfertiger Griff, 11 cm lang. — 2 röhrenförmig längs durchbohrte Geweihstücke, 12 und 15 cm lang. — Desgleichen mit angefangener Bohrung, 8 cm lang. — 5 Geweihenden zum Aufstecken an Stäbe, unten tief ausgebohrt, 8·5—17 cm lang. — 3 ebensolche mit angefangener Ausbohrung, 10·5—17 cm lang. — 2 abgebrochene spitze Enden, 3·5 und 6 cm lang. — 25 abgeschnittene oder abgebrochene, zum Theile verschieden bearbeitete Geweihenden und Zacken. — 10 grössere Stücke bearbeitetes (zugeschnittenes oder ausgehöhltes) Hirschgeweih. — 44 ebensolche kleinere Stücke, zum Theile Fragmente von Werkzeugen. — 7 Bruchstücke von hohlkeltartigen Werkzeugen. — 13 fertige, hohlkeltartige Werkzeuge, 7—14·5 cm lang (Fig. 125—131)

Die letztgenannten Hirschhornwerkzeuge bilden vielleicht die interessanteste Gruppe unter den Funden von diesem Castellier. Ueberhaupt höchst selten, sind sie noch nirgends so zahlreich vorgekommen wie hier. Das Museum zu Parenzo besitzt eine Reihe derselben aus Villanova und eine zweite von den Pizzughi (wahrscheinlich von den Castellieren und nicht aus den Gräbern), das Museum in Triest ganz gleiche vom Castellier von Cattinara und aus der Ansiedelung von Vermo. Ausserdem kenne ich nur noch ein Stück aus Lengyel (Wosinsky, Taf. XXVII, Fig. 203), dort für den „Stiel eines Werkzeuges" erkläit (was entschuldbar erscheint, da die bei ganzen Stücken stets stark abgenützte Schneide hier defect ist), und ein zweites vom Debelobrdo bei Sobunar-Sarajevo in Bosnien (Glasnik, VI, 1894, S. 116, Fig. 7), beide aus umwallten Wohnstätten, die ausserdem noch manches Andere sowohl untereinander als auch mit istrischen Castellieren gemein haben (z. B. die Bildung geradliniger Ornamente aus zusammengestellten gekerbten Reliefleisten; vgl. Lengyel, Taf. X, Fig. 48, mit Glasnik, l. c., S. 126 [Taf. II], Fig. 8, aber auch mit Lioy, le abitaz. lac. di Fimon, Mem. Ist. Venet. XIX, 1876, Taf. XIV, Fig. 123), wie denn die Höhlen, Pfahlbauten und Terramaren im östlichen Oberitalien das reichste Material zur Vergleichung mit unseren Funden aus Istrien, Bosnien, Hercegovina und Südungarn liefern.

4. Bronze. *a*) Fibeln: Bruchstücke einer Brillenspiralfibel mit 8-förmiger Mittelschleife [1]). — 1 Certosafibel, 6·5 cm lang (Fig. 199). — 12 Bruchstücke von Certosafibeln, bis 7·5 cm lang [2]). — 2 Bruchstücke von Blechbandfibeln (ad arco laminare) mit Kopfscheibe (ohne Kopfschleife), langem Fuss und Schlussknopf (vgl. Vermo, Moser, Taf. V, Fig. 14 a, St. Daniel am Karst, Marchesetti, Boll. scienz. nat., IV, Taf. II, Fig. 12). — Bruchstücke unbestimmter Fibeln mit langem Fuss und Schlussknopf. — 1 Mittel-La Tène-Fibel, an Kopf und Fuss verstümmelt, 4·5 cm lang (vgl. Vermo, Marchesetti, l. c., VIII, Taf. III, Fig. 20). — 4 Spät-La Tène-Fibeln mit bandförmigem, längsgefurchtem Bügel (Bruchstücke, sämmtlich ohne Fuss, letzterer wie bei Fig. 200 und 201 [3]). — 2 Bruchstücke ebensolcher Fibeln mit gravirtem, dreieckigem, zu verzierten Platten sich erweiterndem Bügel [4]), 4·2 und 5·9 cm lang (Fig. 205 und 206). — 1 Bügelfragment wie Fig. 205. — Ebensolche Fibel mit dreieckigem, längspunktirtem Bügel und vollem, durchlochtem Nadelhalterblatte, 5·5 cm lang. — Ebensolche Fibel mit dünnerem, dreikantigem Bügel, vollem, durchlochtem Nadelhalterblatte und kleinem Schlussknöpfchen, 7·7 cm lang (Fig. 201) (vgl. Glasnik, V, S. 295, Fig. 7, aus Jezerine). — Gleiche Fibel, 4·7 cm

[1]) Marchesetti, Scavi di Sta. Lucia 1885—1892, S. 260, N. 1, citirt vom Castellier von Villanova Brillenspiralfibeln mit und solche ohne 8-förmiges Mittelstück, sowie ein Stück mit vier in's Kreuz gestellten Spiralen. Andere istrische Brillenfibeln stammen von Vermo und Ossero (sehr gross mit untergelegtem Blechband, Museum Parenzo). An den Pizzughi fehlt dieser Typus.

[2]) Eine Armbrust-Certosafibel von diesem Castellier erwähnt Marchesetti, l. c., S. 250. Ueber die starke Verbreitung der Certosafibel in Istrien (in Sapiane und Jelsane ist sie die einzige, die überhaupt vorkommt), siehe ebenda, S. 248.

[3]) Eine solche Fibel ist Bull. di pal. Ital, X, Taf. III, Fig. 7, abgebildet und verdient hier Erwähnung, weil sie aus der Gegend von Catanzaro in Calabrien stammt, wo man diese Form wohl nicht suchen würde. Sie erscheint mehrmals in La Tène-Gräbern von Jezerine (Glasnik, Sarajevo, V, Taf. XII, S. 295, Fig. 8; vgl. XI, Fig. 9; vereinzelt auch in Prozor, Hercegovina (ebenda S. 312, Fig. 1, 3), in Prozor, Croatien (Ljubić, Popis I, 1. Taf. XIX, Fig. 72), in Gräbern von Idria di Bača neben Sachen, die schon römischen Einfluss verrathen, in der namentlich Mittel- und Spät-La Tène-Fibeln enthaltenden Chiusura Baratela bei Este (Not. d. Scavi 1888, Taf. XIII, Fig. 4. Vgl. ebenda Fig. 3 mit unserer Fig. 200, Fig. 8 mit unserer Fig. 204) und in bojischen Wohnstätten bei Bologna (Zannoni, Arcaiche Abitazioni di Bologna, Taf. XXIII, Fig. 42.)

[4]) Die runde Bügelplatte bei Fig. 205 ist genetisch aus der in der späteren Entwicklung der La Tène-Fibel mit dem (hier dreieckigen) Bügel verschmolzenen, verzierten Scheibe am Ende des zurückgebogenen Fusses zu erklären. Ein ganz ähnliches Stück aus Meclo siehe in diesen Mitth, Bd. XV, Taf. IV, Fig. 31, ein vollkommen gleiches aus dem Fondo Baratela bei Este, Not. d. Scavi, l. c., Fig. 10. (Auch Fig. 11 ebenda ist sehr ähnlich, nur etwas abweichend gravirt und mit langer Armbrustspirale.)

lang. — Gleiche Fibel mit etwas höherem Fuss und stabrundem Bügel, defect, 7 cm lang (Fig. 200). — Mehrere Fuss- und Kopffragmente ebensolcher Fibeln. — 3 Bruchstücke von Tischler's „Vorläufer der Flügelfibel" (Gurina, S. 25 f. und VI, 5) ohne Haken, 3·1—5·5 cm lang (das grösste Fig. 204). — 2 Spät-La Tène-Fibeln mit vertical verbreitertem Bügel und kleinem Kamm am vorderen Ende derselben, die grössere 5 cm lang (Fig. 203).

b) Nadeln: 2 Doppelnadeln, 11 und 12·5 cm lang (Fig. 207) [1]). — 6 Nähnadeln, 4 kleinere, 7—9·3 cm lang, 2 grössere (eine der letzteren Fig. 208). — 1 Schmucknadel mit leicht säbelförmig gekrümmter Spitze, schwach verdicktem, feingravirtem Halse und kleinem, hütchenförmigem Kopfe, 11 cm lang. — Dicke Nadel mit bikonischem Kopfe, 6·9 cm lang. — Nadel mit kaum merklich abgesetztem Köpfchen, 9·3 cm lang. — Nadelfragment mit etwas geschwelltem Halse und kleinem, hütchenförmigem Kopf, 5·5 cm lang. — Bruchstück einer eisernen Nadel mit mehreren, nach oben zu grösser werdenden, durch Rillen getrennten bronzenen Knöpfen, 4·4 cm lang (Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. VII, Fig. 9) [2]). — Schönprofilirter, bronzener Vorstecker einer eisernen Schmucknadel, 4·5 cm lang. — Viele Nadeln mit einfachen oder abgebrochenen Köpfen. — Bruchstück mit scheibenförmigem Kopf, 2·1 cm Durchmesser; darunter ein profilirter Knopf, 6 cm lang. — Nadel mit scheibenförmigem Kopf, 1·5 cm Durchmesser; dicht darunter ein quadratischer Knopf mit scharfen Spitzen, 7·1 cm lang (Fig. 209, Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. VII, Fig. 10).

c) Nägel und Nieten: 2 ganze Nägel mit flachen Köpfen, 8 cm lang, der eine feiner (stabrund und nadelähnlich), der andere roh und vierkantig. — 5 Bruchstücke vierkantiger, flachköpfiger Nägel. — 2 Nieten mit hütchenförmigen Köpfen, 3 und 3·2 cm lang. — Mehrere Niet- oder Nagelköpfe.

d) Fischangeln: 7 Stück mit Widerhaken und breitgeschlagenem oberen Ende, 3·6—4·6 cm lang (Fig. 215). — 1 Doppelhaken mit breitgeschlagenem Stielende, 4·7 cm lang (Fig. 216).

e) Kleine Werkzeuge: Spatelfragment, 6·1 cm lang. — Bruchstück eines Häkchens (?) mit offener, 3 cm langer Dülle.

f) Ringe: Bruchstück eines dünnen, schraubenförmig gedrehten Halsringes, 6·7 cm lang [1]). — Bruchstück eines dünnen, stabrunden, offenen Armringes mit 2 Strichreihen an den Enden, 4·7 cm lang. — Ringförmig gebogener Bronzedraht, mit einer feinen Spiraldrahtrolle umwunden (Armring?). — Bruchstück eines ebensolchen Ringes. — Bandförmiger Ohrring mit Häkchen und Oehr, darauf ein flüchtig eingravirtes Fischgrätenmuster, 4 cm Durchmesser (Fig. 211, Pizzughiform, vgl. Amoroso, Taf. IX, Fig. 6). — Aehnlicher Ohrring, geknickt (Fig. 212). — Dicker, gegossener Ring, kantig, von viereckigem Durchschnitt, aussen gekerbt, 2·7 cm Durchmesser. — 2 dünne, geschlossene Fingerringe, 2·3 cm Durchmesser. — 3 geschlossene Ringe, 2—2·5 cm Durchmesser. — Viele offene Ringelchen aus Draht und schmalem Blechband, von verschiedenen Dimensionen. — 8-förmiges La Tène-Kettenglied, gegossen, 2·3 cm lang.

g) Anhängsel (u. dgl.), brillenspiralförmig, 2·4 cm lang (Fig. 214). — Dreieckig mit grossem Ring, Würfelaugen und drei Löchern an der Basis, 4·6 cm lang (Fig. 213, Pizzughiform, Amoroso, Taf. VII, Fig. 19 und 20). — Durchbrochenes Anhängsel, 3 Ringe an der Basis, einer oben, durch drei Stege verbunden, 1·7 cm lang (vgl. Marchesetti, Scavi di Sta. Lucia 1886—1892, Taf. XXIV, Fig. 20). — 4 buckelförmige Knöpfe mit kleinen Oesen im convexen Centrum, 1·3—2 cm Durchmesser (Pizzughiform, Amoroso, Taf. IX, Fig. 16, auch aus Vermo, Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. IV, Fig. 16 und 17).

h) Verschiedenes: Gekerbter Stiel (Fragment) mit zwei schwanenhalsförmig gebogenen, in Oesen auslaufenden Enden, 4·5 cm lang (Fig. 210). — Römischer Spiegelgriff, halbmondförmig mit geschweift dreieckigem Stiel, 3·1 cm lang, 6·5 cm breit. — Römische Glocke, pyramidenförmig, mit vier Eckvorsprüngen und Ring, 4·7 cm hoch, 3·5 cm breit (eine eben-

[1]) Doppelnadeln kennen wir während der ersten Eisenzeit (einige bronzezeitliche stammen aus Pfahlbauten von Peschiera, aus dem Bieler See, von Stäffis u. a. O.) nur aus dem ostadriatischen Gebiet und von der Balkanhalbinsel, d. i. aus Sta. Lucia, Villanova di Quieto, Pizzughi im österreichischen Litorale, Sissek und Prozor in Croatien, Blatta auf Curzola und Borović bei Metković in Dalmatien, Glasinac, Jezerine und Debelo-brdo bei Sarajevo in Bosnien (zahlreich), Bilek, Stolac und Rakitno in der Hercegovina, Dodona in Albanien, Tanagra und Theben in Böotien (vgl. Marchesetti, l. c, S. 267). Die genannten mannigfach verschiedenen Stücke sind vielleicht Nachkommen einer Stammform, aus der in äusserst fruchtbarer Abzweigung die Urfibel mit gestrecktem Drahtbügel hervorgegangen ist.

[2]) Noch näher steht Vermo, Moser, Taf. IV, Fig. 2, ebenso aus Eisen und Bronze zusammengesetzt.

[1]) Halsringe fehlen in den Gräbern von Vermo und Pizzughi, aber in der Nekropole des Castelliers Sta. Catterina bei Jelsane enthält fast jedes Grab eine (jedoch stets glatte) Torquis.

solche aus Vermo [Ansiedelung] bei Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. V, Fig. 7). — Gegossenes Beschlagplättchen, rundlich mit fünf Löchern und Verzierungen durch kleine eingeschlagene Kreise, 2·5 cm lang. — Gegossenes, buckelförmiges Beschlagstück mit concentrischer Kreislinie und zwei seitlichen Oesen, 4·3 cm lang. — Ebensolches tutulusförmiges Beschlagstück, 4·6 cm lang. — Unterschenkel und Fuss einer Statuette mit sehr gewissenhaft ausgeführter Fussbekleidung, auch sonst gute Arbeit, 4 cm lang (Fig. 219).

i) Ueberreste von Bronzegefässen: Bruchstück eines Siebschälchens, 3·7 cm Durchmesser[1]). — Fragment eines vierkantigen Eimer-Tragreifens. — Ringöse vom Tragreifen-Ansatz eines Bronzegefässes. — Mehrere Nietstellen von Bronzeblechgefässen.

j) Belege für Fabrikation von Bronzearbeiten: Metallfragment aus den Canälen einer Gussform, 2 cm lang. — Zahlreiche Blechabschnitzel von verschiedener Grösse und zerhackte oder angehackte, dickere Metallstücke, kleine Gussklumpen u. dgl.

5. Eisen. Dolch- oder Lanzenspitze, flach schilfblattförmig, mit kurzer, flacher (am Ende abgebrochener) Schaftzunge, 24·5 cm lang (aus einem Brandgrabe ohne Urne, neben einem dickwandigen, flachen Thonschälchen, siehe oben. — Fragment einer Lanzenspitze mit Grat, 8·8 cm lang. — 2 Bruchstücke von kleinen Lanzenspitzen mit Düllen. — 2 Pfeilspitzen mit Düllen, die eine blattförmig, 7·1 cm lang, die andere dreieckig mit Widerhaken, 6·5 cm lang (defect). — Bruchstück einer Säge, 5 cm lang, 2·8 cm breit, mit Eisenniete für den (hölzernen oder hörnernen) Rücken und 0·5 cm langen, schrägen Zähnen (dazu gehörte etwa ein Stiel, wie Lengyel, Wosinsky, Taf. XL, Fig. 313). — Bügel mit Nietlöchern für den Tragreifen eines Gefässes. — 14 kurze Nägel mit breiten, hütchenförmigen Köpfen, auf der Unterseite der letzteren meist ein Kreuz mit vier Punkten en relief (vgl. Meyer, Gurina, S. 56). — 12 lange Nägel mit flachen Köpfen. — Klammern, Düllen, Bruchstücke u. dgl. — 1 Stilusfragment, 5·7 cm lang. — 1 Fingerring, ganz (nur die Pasta fehlt), 2·1 cm Durchmesser. — 3 Bruchstücke ebensolcher Ringe, an einem noch ein Stück der dunkelgelben, ovalen Glaspasta.

6. Blei, Glas und Email. Deformirte Bleiperle, 1·1 cm Durchmesser. — 2 kleine Stücke geschmolzenes Blei. — 2 Bruchstücke von dicken Glasgefässen. — Bruchstück einer grossen gelben Schmelzperle mit etwas vorspringenden weissblauen Augen. — 8 winzige Perlen, blaugrün, dunkelblau mit weissen Emailringelchen, gelb. — Halbe, spitze und flache, längsdurchbohrte Perle. (Hier sei erwähnt, dass Director v. Marchesetti, welcher 1892 zugleich mit mir den Castellier von Villanova besuchte, daselbst, ganz an der Oberfläche, in der Nähe des Nordrandes, das Bruchstück eines profilirten gläsernen La Tène-Armringes fand, auf dessen Innenseite ein gelber Emailstreifen aufgetragen war, der durch das farblose Glas hindurchschimmern sollte. Ein ganz gleiches Ringbruchstück fand ich auf der Gurina. Ein drittes stammt aus den jüngeren Gräbern auf der Wies [Museum Wien].)

7. Thon[1]):

a) Verschiedenes. Halbe sphärische Perle mit Augenverzierung in „falscher Schnurtechnik", 2·7 cm Durchmesser (Fig. 140). — Konische Wirtel, an der Basis sternförmig verziert, 3·3 cm Durchmesser (Fig. 138, 139). — 41 sphärische, konische oder doppelkonische Wirtel. — 1 durchbohrtes konisches Knöpfchen, 2 cm Durchmesser. — 1 Spule, 2 cm lang (Fig. 142). — 7 undurchbohrte Kügelchen (zum Spielen?). — 1 solches mit Tupfen, 2·5 cm Durchmesser (Fig. 141). — Ein dicker Thonring (Kochring), 10 cm Durchmesser. — 2 Bruchstücke solcher Ringe. — 1 Backsteinknollen mit sich kreuzenden Rinnen (Schnurrillen, Netzsenker?, vgl Zannoni, Arcaiche Abitazioni di Bologna, Taf. XXIII, Fig. 40), 7·5 cm Höhe (Fig. 135). — 27 Netzkugeln. — 1 vierkantig pyramidales Webstuhlgewicht (Fragment), mit Muschelabdrücken verziert, 11·5 cm hoch (Fig. 136). — Löffelförmiges Schälchen (Lampe?), 8 cm lang (Fig. 145). — Geschlossenes, wärmepfannenförmiges Geräth mit einer oberen grösseren und einer kleineren seitlichen Oeffnung (Lampe?), 6·5 cm lang (Fig. 146). — Bruchstück einer oblongen Backsteinplatte mit vertiefter, hakenkreuzähnlicher Verzierung, 8·5 cm lang und breit (Fig. 137). — Bruchstück eines Deckels mit Bügelhenkel und peripherischer Tupfenleiste, 9·9 cm Durchmesser (Fig. 144, vgl. Lengyel, Wosinsky, Taf. XXI, Fig. 163).

Hier sei auch das merkwürdige, Fig. 163 abgebildete Bruchstück angeführt, für welches ich im

[1]) Aus der Pizzughi-Nekropole stammt ein grösseres beckenförmiges Siebgefäss

[1]) Mit Ausschluss der römischen Gefässbruchstücke, die keine locale Besonderheit darbieten, als dass neben vielen Fragmenten spitzfüssiger Amphoren, einigen Scherben flaschenförmiger Henkelgefässe, kleinerer Schalen u. dgl., sowohl terra sigillata als das bekannte schwarzgraue Bauerngeschirr zu fehlen scheint.

Augenblicke (ausser einem mit einer grösseren Zahl von Durchbohrungen versehenen Stücke aus Kameese, Schlesien bei Undset, Erstes Auftreten des Eisens, auf dem Boden den Beginn einer radialen Tupfenleiste. 9 cm oberhalb des Bodens befindet sich in der Wand eine Durchbohrung von 2·5 cm Durch-

Fig. 135 (1/2).

Fig. 136 (1/2).

Fig. 137 (1/2).

Fig. 138 (1/2).

Fig. 139 (1/2).

Fig. 140 (2/3).

Fig. 141 (2/3).

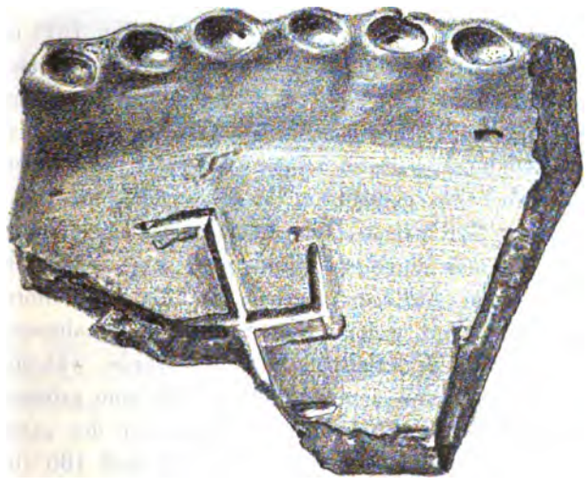


Fig. 143 (1/2).

Fig. 142 (1/2).

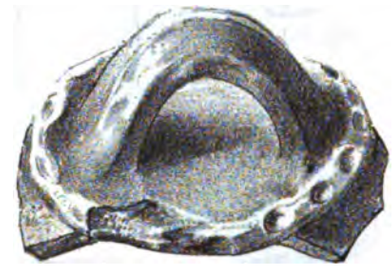


Fig. 144 (1/2).

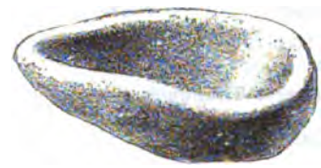


Fig. 145 (1/2).

Fig. 146 (1/2).

Fig. 135—146. **Verschiedene Arbeiten in Thon.**

Fig. 135. Klötzchen mit gekreuzten Schnurrillen. — Fig. 136. Pyramide mit Schneckenabdrücken. — Fig. 137. Platte mit vertieftem Ornament. — Fig. 138—139. Verzierter Wirtel. — Fig. 140. Perle. — Fig. 141. Kügelchen mit Tupfen. — Fig. 142. Spule. — Fig. 143. Bruchstück einer grossen Pfanne. — Fig. 144. Deckel mit Bügel. — Fig. 145 und 146. Lampen (?).

Taf. IX, Fig. 17) keine Analogie beizubringen vermag. Es stammt von einem wannenförmigen, ausgebaucht cylindrischen, nach oben etwas eingezogenen, also beinahe kegelstutzförmigen Thongeräth von 22·5 cm Höhe und circa 32 cm Durchmesser; der etwas vorspringende Bodenrand ist gekerbt; innen sieht man

messer. Das Stück war möglicherweise ein Kochgeräth [1]).

[1]) Aus Vermo sah ich im Museum Parenzo mehrere äusserst rohe Thonarbeiten, die als Herdgeräthschaften gedeutet werden können. So eine ungemein plumpe und schwere Schale mit drei zapfenförmigen Füssen, sicher kein Gefäss,

b) Gefässe. Wir unterscheiden: I. Grobe Gebrauchsgefässe. II. Feiner geformte und entsprechend verzierte Gefässe. III. Grabgefässe. Die Classen I. und II. sind fast nur in Bruchstücken, aber in grosser Zahl erhalten, von I. geradezu unzählbare Massen. Es konnte nur eine Auswahl derselben conservirt werden, aber auch diese bildet noch eine erdrückende Menge. Jahrhunderte müssen dahin gegangen sein, während dieser unbrauchbar gewordene Hausrath zur Ablagerung gelangte. Die

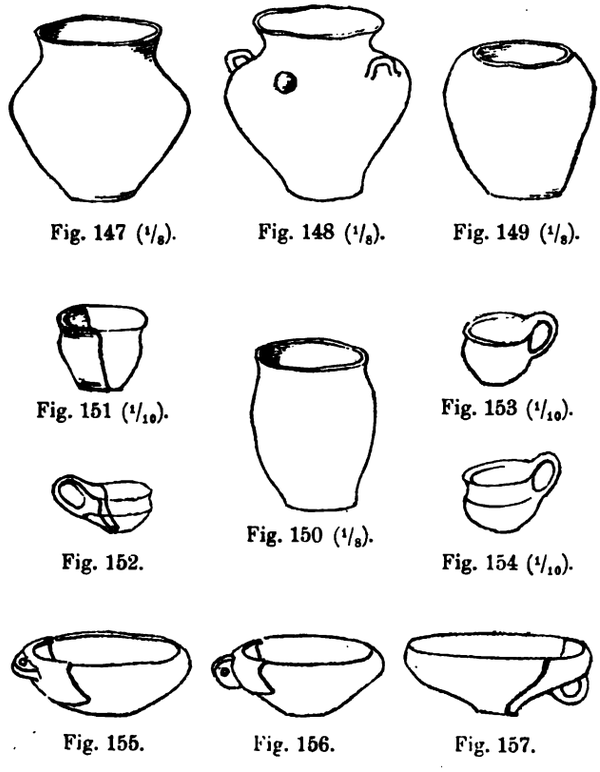


Fig. 147 (1/8). Fig. 148 (1/8). Fig. 149 (1/8).

Fig. 151 (1/10). Fig. 153 (1/10).

Fig. 150 (1/8).

Fig. 152. Fig. 154 (1/10).

Fig. 155. Fig. 156. Fig. 157.

Fig. 147—157. **Unverzierte Thongefässe.**

(Fig. 147—150 aus Gräbern.)

Fragmente römischer Gefässe verschwinden dagegen. Alles Aeltere ist ohne Anwendung der Drehscheibe mit einer auffallenden, nicht durch den blossen Zweck dieser Gefässe erklärbaren Neigung zum Schwerfälligen, Robusten, Massiven, auch in den eintönigen und barbarischen Zieraten, geformt.

sondern blos der Untersatz für ein solches; dann einen circa 16 cm hohen, runden Ständer (oben abgebrochen, unten erweitert) mit einer Aushöhlung im Centrum der Basis; zu dieser inneren Aushöhlung führen schräge Canäle von drei etwas höher angebrachten Löchern; endlich zwei Thonringe von ungewöhnlicher Grösse und Schwere.

I. Grobes Gebrauchsgeschirr.

A. Töpfe. Die überwiegende Mehrzahl der Bruchstücke stammt von grossen, wenig ausgebauchten Vorraths- und Kochgefässen mit schräg ausgebogenem Rande. Bei vielen ist die Form nicht mehr genau bestimmbar. Sie haben Henkel oder zum Aufheben dienende Ansätze unterhalb des Randes und verschiedene plumpe, niemals vertiefte lineare Verzierungen. Marchesetti (Scavi di Sta. Lucia, S. 181, Anm. 13) hält die grossen Vorrathsgefässe, deren Reste man auf den istrischen Castellieren so zahlreich findet, für Wassergefässe, wie man sie in einer oft langen, Trockenperioden ausgesetzten Landschaft besitzen musste.

Verticale Henkel breit (röhrenförmig) oder schmal (bandförmig), erstere manchmal durch einen Steg von der Gefässwand getrennt (Fig. 168) oder etwas nach abwärts gekrümmt, mit erweiterten Oeffnungen, häufig gar nicht durchbohrt (blosse Ansätze, wie Fig. 170 und 171), aber mit Andeutung der Bohrrichtung; die bandförmigen Henkel sind zuweilen leicht gestreift oder durch eine Rückenkante gehoben.

Einer der röhrenförmigen Henkel (Fig. 167) ist von auffallender Plumpheit und erweitert sich nach innen. Unter den bandförmigen sind einige wenige Stücke, welche auf Beziehungen dieser Keramik zu der Töpferei weitabliegender Gegenden hinweisen. Sie haben das gemeinsam, dass sie auf dem Bügel, der zum Durchstecken eines oder zweier Finger dient, dem Daumen derselben Hand noch eine bestimmte Stelle zum Auflegen bieten. So die Henkelform Fig. 166, von welcher bei unseren Ausgrabungen nur dieses eine Exemplar gefunden wurde, während Marchesetti von demselben Castellier eine grössere Anzahl solcher Stücke besitzt. Dann die der „ansa lunata“ verwandten Stücke, Fig. 164 und 165 (im Ganzen nur drei Fragmente; Aehnliches, aber von Schalen, was bei unseren Stücken nicht so ganz sicher[1]) aus Sobunar, Glasnik, VI, 1894, S. 125, Taf. I, Fig. 1 und 2). Endlich ein paar Stücke, wie Fig. 169, von einem weitmündigen, grauen Topfe. (Aehnliches aus den Bronzezeitgräbern von Gemeinlebarn in Niederösterreich, Museum Wien.) Ein dreitheiliger Henkel (Fragment) hatte wohl ebenfalls eine Daumen-Auflageplatte, wie sie bei zwei solchen

[1]) Dass auch Töpfe solche Henkel haben, zeigt Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 62. Ein besseres Gefäss mit zwei solchen Henkeln von dort im Museum Parenzo, Nr. 23.

Henkeln an einer villanovatypischen Fussurne in Este (Soranzo, Scavi Nazari, Taf. V, Fig. 5) vorkommt. Ein ähnlicher, aber viertheiliger Henkel mit Näpfchenplatte erscheint viermal auf einer grossen Thonurne in Sta. Lucia (Marchesetti, Scavi 1885—1892, Taf. II, Fig. 1).

Horizontale Henkel, rundlich oder viereckig, häufig blosse, von oben herab durchbohrte, lappenförmige Ansätze, aber auch mächtige, drehrunde, etwas nach oben gerichtete Bügel (ein solcher ist Wosinsky, Taf. VII, Fig. 12], auch mit anderen Ansätzen combinirt, Fig. 184), meist halbkreisförmig, tief unterschnitten, gut zum Anfassen geeignet. An sehr dickwandigen Gefässen sind auch diese Leisten sehr stark (2½ cm sammt der Gefässwand). Eigenthümlich sind einige nicht blos getupfte, sondern in Intervallen ganz flachgedrückte Leisten, welche ein wellenförmiges Ornament bilden (Fig. 187 und 192). Letztere erscheinen ganz ebenso auf neolithischen Topfscherben aus Butmir bei Sarajevo. Das Vorkommen

Fig. 158 (1/8).

Fig. 159 (1/3).

Fig. 160 (1/8).

Fig. 161 (1/4).

Fig. 162 (1/4).

Fig. 163 (1/10).

Fig. 158—163. **Thongefässe.**

Fig. 158. Urnenförmiges Töpfchen mit eingeritzten Zickzackbändern. — Fig. 159. Plumpe Henkeltasse. — Fig. 160. Plumpes Töpfchen. — Fig. 161. Tiefe Schüssel mit sogenannter Schnurverzierung. — Fig. 162. Bauchiger Topf mit plumper Strichverzierung. — Fig. 163. Bruchstück eines cylindrischen Gefässes mit radialer Tupfenleiste auf der Innenseite des Bodens, Tupfen am äusseren Bodenrande und durchbohrter Wandung.

13·5 cm lang, einige andere sind mit Schraubenwindungen verziert, wie Fig. 172). Bei einem Stück (Fig. 173) ist der horizontale Henkel durch Zusammenkleben zweier Aermchen hergestellt.

Ansätze, horizontale Lappen, rundlich oder viereckig, häufig mit hörnchenartig vorspringenden Enden (Fig. 188), oft sehr gross; so misst ein viereckiger Ansatz 9 cm Länge, 4·5 cm Breite. Glatte Leisten (Reifen, cordoni) oder Tupfenleisten um das ganze Gefäss sind seltener, als kürzere, gerade oder verschiedenartig gekrümmte, glatte oder Tupfenleisten (Fig. 191 und 193 [mit letzterem vgl. Lengyel, mehrerer anderer oben beschriebener Ansatzformen auf dem Castellier von Kićin bei Mostar hat Radimský nachgewiesen (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, II, S. 24, Fig. 29—33). Vgl. auch die Keramik der Pfahlbauer von Ripać bei Bihać in Bosnien, Glasnik, Sarajevo, V, 1893, S. 163 ff. (Henkel und Ansätze, S. 136, Tupfenleisten u. dgl. S. 137 f., rohe „ansa lunata", S. 136, Fig. 9, herzförmige Einstiche, l. c., Fig. 5, hängende Dreiecke in falscher Schnurtechnik, S. 137, Fig. 3, 4; über die letztgenannten Verzierungen siehe unten *E* und II *B*). Nach den noch unedirten Bronzen von Ripać,

die ich in Sarajevo sah, scheint diese Flussstation der Periode der Gräber von Jezerine (letzte Hallstattstufe und La Tène-Zeit) zu entsprechen. Die

l. c., S. 464 ff. (Thierfigur, S. 464, Fig. 1, Spirale, ebenda, Fig. 2, Henkel mit näpfchenförmiger Platte, S. 465, Fig. 4, rohe ansa lunata, ebenda, Fig. 10).

Fig. 164.

Fig. 166.

Fig. 167.

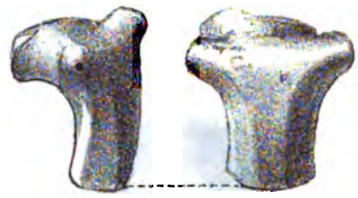


Fig. 165.

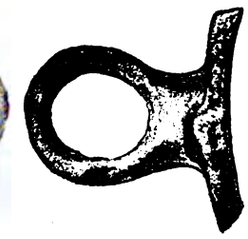


Fig. 168.

Fig. 169.

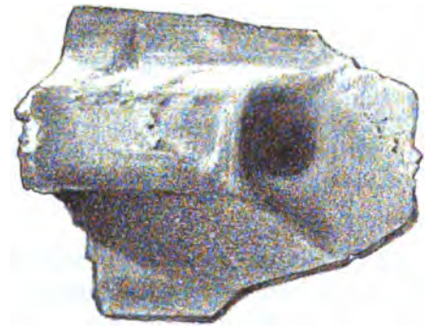


Fig. 170.

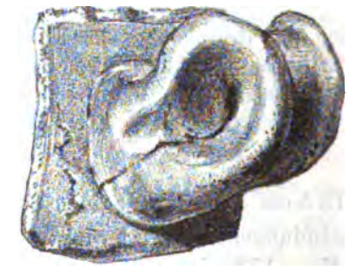


Fig. 171.

Fig. 164—171. **Vertical gestellte Henkel von Thongefässen** ($^1/_3$).

Fig. 164 und 165. „Ansae lunatae." — Fig. 166. Henkel mit Daumen-Auflegeplatte. — Fig. 167. Unförmiger Henkel mit innerer Ausweitung. — Fig. 168. Gestielter, röhrenförmiger Henkel. — Fig. 169. Spitzzulaufender Henkel. — Fig. 170 und Fig. 171. Undurchbohrte Henkel.

Thongefässe von Jezerine selbst bieten gleichfalls manche Analogie mit den Funden von unserem Castelliere, insbesondere die reliefverzierten Bruchstücke,

Bei den Ossuarien (S. 449—462) überwiegt jedoch, obwohl sie auch manche in Krain und Istrien häufiger vorkommende Urnenform zeigen, der aus der itali-

schen Villanovaform hervorgegangene bauchige Halsurnentypus.

Ränder. Den getupften oder gewellten Ansätzen und Reifen entsprechen Gefässränder mit ähnlichen Tupfen, Wellen (Fig. 189) oder groben, schrägen Strichen auf dem Mundsaum (Fig. 187). Unter dem letzteren erscheint, als einfachste einzige Verzierung, zuweilen ein Kranz von flachen, rundlichen, unmittelbar in die Gefässwand eingedrückten Tupfen.

Henkel steht dicht unter dem Rande oder mehr gegen den Boden hin und ist klein, oft nur ein durchbohrter Knopf oder Lappen. Es erscheinen verticale und horizontale Henkel; unter den letzteren trifft man zuweilen zweimal von oben herab durchbohrte, lappenförmige Ansätze (Fig. 174 und 175). Eine dieser Schalen misst 7 cm Höhe, 18 cm Durchmesser. In den Pizzughi-Nekropolen sind sie, wie in den italischen Culturgruppen von Este und Villa-

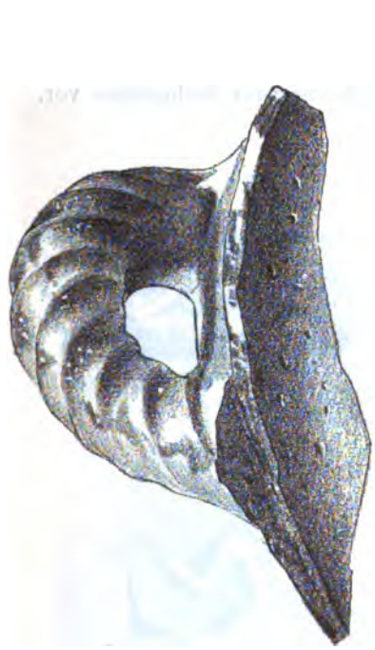


Fig. 172.

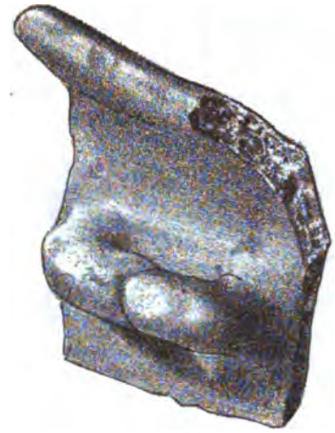


Fig. 173.

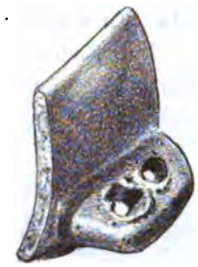


Fig. 174.

Fig. 175.

Fig. 176.

Fig. 172—176. **Horizontal und vertical gestellte Henkel von Thongefässen** ($^1/_3$).

Fig. 172. Strickförmig gewundener Henkel eines grösseren Thongefässes. — Fig. 173. Topfhenkel aus zwei Theilen zusammengebogen. — Fig. 174 und 175. Doppelt durchbohrte Henkelansätze von Schalen. — Fig. 176. Schalenhenkel, vertical.

B. Schüsseln. Seltener sind grosse, tiefe Schüsseln mit sehr breitem Mundsaum und kleinem, verticalem Bandhenkel unter dem letzteren.

C. Schalen. In unzählbarer Menge und meist sehr grober Ausführung finden sich Bruchstücke schwarzer, selten röthlicher Schalen mit eingebogenem Rande (Fig. 155—157). Sie sind meist innen geglättet, aussen rauh; oft erscheinen auf dem Mundsaum lange und flache, schräge Furchen, die wie Schraubengänge nebeneinander liegen (Fig. 176). Andere Verzierungen kommen nicht vor. Der stets vorhandene nova-Tarquinia, zuweilen umgestürzt als Urnendeckel verwendet.

Hieher gehören auch die selteneren Bruchstücke rother Schalen mit hohlem, konischem Fuss; sechs davon weisen auf kleinere Gefässe hin, während mehrere andere von grossen Aufsatzschalen herrühren, wie sie namentlich häufig in Este, dann in Sta. Lucia und Lengyel gefunden wurden. In Este stammen sie ebenfalls zahlreich aus der Ansiedelungschichte. Marchesetti (Scavi di Sta. Lucia, S. 211, Anm. 13) kennt aus Istrien keine solchen Fussschalen und

deutet nur ein Bruchstück von den Pizzughi in diesem Sinne.

D. Pfannen. Eine Specialität des Castelliers von Villanova, für welche ich im Augenblicke nur ein schlagend ähnliches Vorkommen von dem verwandten Wohnplatze Sobunar bei Sarajevo anführen kann (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, I, S. 41), bilden die nicht ganz seltenen Bruchstücke grosser, flacher Thonpfannen (Backpfannen für fladenförmiges Brot?), mit niederem Rand, welcher ringsum durch rundliche Eindrücke oder längliche Kerben gegliedert ist. Der Boden dieser Pfannen war bis 3 cm stark, der Rand nicht höher als 4·7 cm, der Durchmesser nicht unter 60—70 cm. Eines der Fragmente zeigt am Boden innen unfern des Randes ein eingegrabenes Hakenkreuz (Fig. 143).

E. Verschiedenes. Einige Gefässe von kleineren Dimensionen sind nahezu ganz erhalten. So: 1 plumper Becher mit einigen Warzen und schwach ausgebogenem Rande, 7·4 cm hoch (Fig. 151); 1 plumpe, tiefe Schale mit Warzen, 5·2 cm hoch, 9·7 cm Durchmesser; 1 winziges Henkelschälchen, 3 cm hoch, 4·5 cm Durchmesser (Fig. 159); 1 ganz rohes, flaches Schälchen (Spielzeug), 2·7 cm hoch, 5·4 cm Durchmesser; 1 cylindrisches Näpfchen, 4 cm hoch, 5·4 cm Durchmesser.

Mehrere Bruchstücke rother Gefässe mit parallelen, glatten Leisten (cordoni) erinnern an die Keramik von Este und Sta. Lucia.

Das Bruchstück eines bauchigen Gefässes mit langen, schrägen, flachen Furchen erinnert an die Urnen des Flachgräberfeldes von Hadersdorf am Kamp.

Das Bruchstück einer flachen, geradlinig begrenzten Thonplatte zeigt den Rest eines kreisrunden, nach innen schalenförmig verlaufenden Reifens, 8·5 cm lang (Fig. 183).

Ausserdem liegt das Randbruchstück einer dickwandigen Siebschale mit Henkelansatz, 8·4 cm lang, und sieben Bruchstücke anderer Siebgefässe vor.

Fig. 177.

Fig. 178.

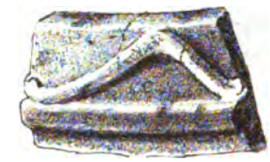


Fig. 179.

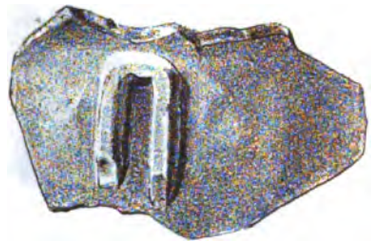


Fig. 180.

Fig. 181.

Fig. 182.

Fig. 177—182. **Thongefässbruchstücke mit Relief-Ornament** (1/2).

Fig. 177 mit Buckelreihe. — Fig. 178 mit Mäander. — Fig. 179 mit Zickzacklinie. — Fig. 180 mit hufeisenförmigem Ornament. — Fig. 181 mit Schlangenlinie. — Fig. 182 mit Wellenband (?).

Einige Bruchstücke zeigen singuläre, aber dem Stile dieser Keramik angemessene Verzierungen: Reihen dichter, konischer Wärzchen (Fig. 185) oder regellos angebrachte herzförmige Spateleindrücke (Fig. 190).

II. Feineres Thongeschirr.

Die Bruchstücke der Gefässe, die wir in diese Classe rechnen, sind viel seltener als die vorgedachten. Die bessere Ausführung dieser Arbeiten liegt vielfach nur darin, dass es kleinere Gefässe sind, die nicht als Vorraths- und Küchengeschirr, sondern, wenn man so sagen darf, als Tafelgeschirr

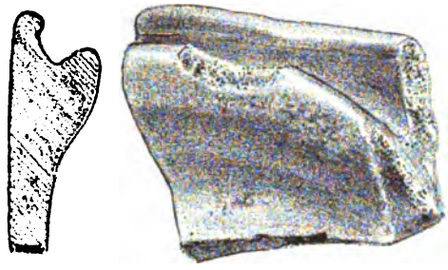


Fig. 183.

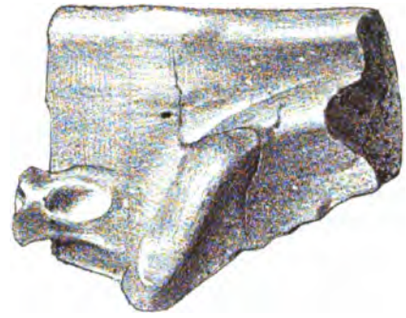


Fig. 184.

Fig. 185.

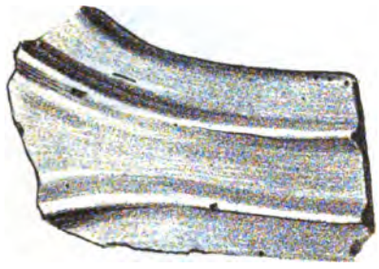


Fig. 186.

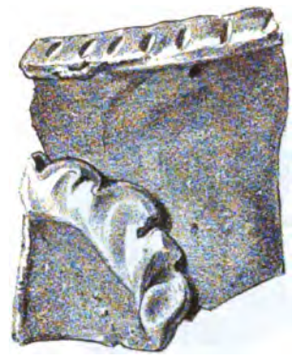


Fig. 187.

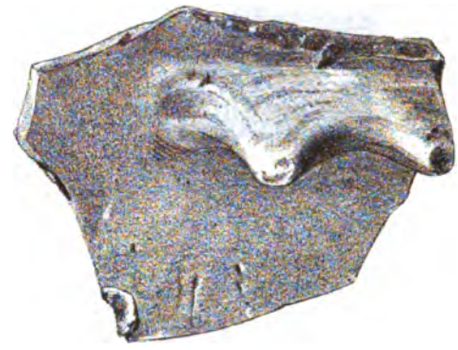


Fig. 188.

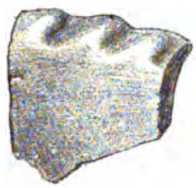


Fig. 189.

Fig. 192.

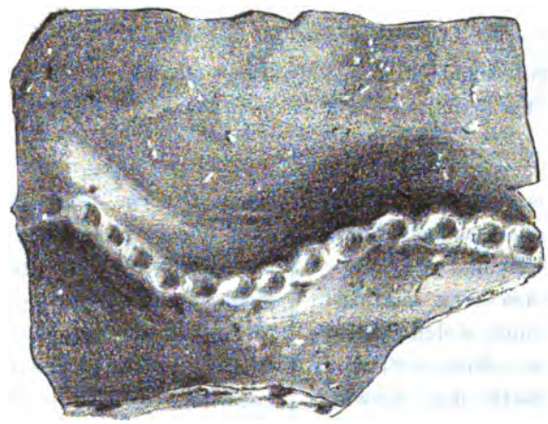


Fig. 191.

Fig. 190.

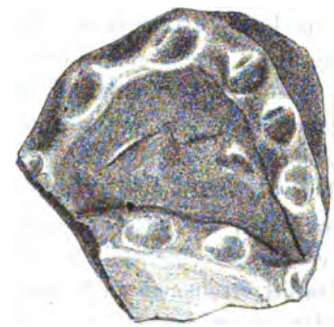


Fig. 193.

Fig. 183—193. **Thongefässbruchstücke mit Relief-Ornament** ($^1/_3$).

Fig. 183. Bruchstück einer flachen Thonplatte. — Fig. 184 mit glatter Bogen- und gerader Tupfenleiste. — Fig. 185 mit Warzen. — Fig. 186 mit divergirenden Leisten. — Fig. 187 mit Randtupfen und gewellter Bogenleiste. — Fig. 188 mit zweizackigem, horizontalem Ansatz. — Fig. 189 mit gewelltem Mundsaume. — Fig. 190 mit herzförmigen Grübchen. — Fig. 191 mit getupfter Wellenleiste. — Fig. 192 mit kurzer gerader Wellenleiste. — Fig. 193 mit getupfter gerader und emporstehender Bogenleiste. (Vom unteren Rande eines Gefässes.)

gedient haben. Es sind meist Näpfe, Schalen, Schüsseln, Becher, Tassen u. dgl.; die Formen sind sehr verschieden, die Verzierungen, wo solche vorhanden, von grosser Einfachheit. Da die ersteren häufig nicht mehr erkennbar sind, theilen wir die Bruchstücke in *A.* unverzierte, *B.* solche mit vertiefter und *C.* solche mit Reliefdecoration.

A. Unverziert ist eine Anzahl schwarzer oder röthlicher, bauchiger Schälchen mit geglätteter Wandung und scharfer Kante unterhalb des gekehlten oder cylindrischen Halses; eines dieser Stücke ist 6 cm hoch, 10 cm breit. Einzelne Bruchstücke (so Fig. 152) zeigen hohe, verticale Henkel.

B. Die vertieften Ornamente sind sehr häufig mit einem Instrumente erzeugt, welches gerade Linien aus schnurförmig gereihten, schrägen Strichelchen hervorbrachte. Damit verzierte man schwarze Schälchen der oben erwähnten Art und legte in die Vertiefungen eine weisse Füllmasse. (Weiss ausgefüllte Graffiti erscheinen in Istrien auch an anderen Fundorten, so in Vermo, Pizzughi, San Dionisio.) Diese Ornamente sind seltener einfache Umlauflinien, als von der Halskante herabhängende (zuweilen auch emporgerichtete) Dreiecke, die entweder schräg gestrichelt oder mit anderen Dreiecken ausgefüllt sind (Fig. 196—198). Oben ist diese Dreieckzone zuweilen durch eine Punktreihe abgeschlossen (Fig. 198). Bei zwei Bruchstücken, von welchen eines einer Schale mit eingebogenem Rande angehört, ist dieses Muster nicht mit einem Instrumente, sondern aus freier Hand erzeugt und (an dem Schalenfragment) wieder weiss incrustirt. Ein Henkel ist auch auf dem Scheitel, wie Fig. 196, gemustert.

Dieselben Ornamente finden wir, gröber oder feiner, auch in ungebrochenen Linien an derselben Stelle anderer schwarzer Schälchen angebracht. So Fig. 194 in Combination mit einem von concentrischen Kreisen umrahmten Buckelchen. Meist sind auch Punktreihen den Dreiecken gesellt.

Fig. 194.

Fig. 196.

Fig. 195.

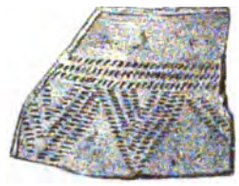


Fig. 197.

Fig. 198.

Fig. 194—198. **Thongefässbruchstücke mit eingeritzter Verzierung** ($^3/_5$).

Fig. 194 mit Buckelchen und schraffirten Dreiecken. — Fig. 195 mit gestrichelten Bändern. — Fig. 196—198 mit sogenanntem „Schnur-Ornament".

Andere Muster, wie Fig. 195, sind selten. Zwei Henkelfragmente zeigen ineinander gezeichnete, rautenförmige Liniengruppen; dann kommen schräge und verticale Strichelchen in Reihen mit parallelen Zickzacklinien u. dgl. combinirt vor. Die Einritzungen sind manchmal sehr tief und kräftig, manchmal aber so flach und stumpf, dass sie unmöglich eine Füllmasse festgehalten haben und kaum gut sichtbar oder, besser gesagt, wirksam gewesen sein können. Ein einziges Bruchstückchen zeigt den Rest einer eingeritzten, schrägen Mäander-Decoration, wie die Pizzughitöpfe bei Amoroso, Taf. IV, Fig. 1, 3, 5, stammt aber von einem Näpfchen mit eingebogenem Rande.

C. Während sich die vertieften Ornamente mit bemerkenswerther Ausschliesslichkeit fast ganz auf

das Zickzack- und Dreiecksornament beschränken, herrscht in den plastischen grössere Mannigfaltigkeit. Die Gefässe, welche so verziert wurden, waren tiefe, unseren Suppennäpfen ähnliche Schüsseln, d. h. bauchige Gefässe mit stark eingebogenem Mundsaum, unten konisch, oben sphärisch, wie bei Amoroso, Pizzughi, Taf. II, Fig. 3, 4, 7 (auch Fig. 10 gehört noch hieher). Die Verzierung besteht in aufgeklebten Thonleisten, welche Mäander (Fig. 178), Zickzack- (Fig. 179) oder Wellenlinien (Fig. 181) bilden. Auch Reihen von hemisphärischen Buckelchen werden zwischen zwei Reliefleisten aufgeklebt (Fig. 177, wo die Spur der abgebrochenen, unteren Leiste von dem Zeichner nicht wiedergegeben wurde; vgl. jedoch Amoroso, l. c., Taf. VI, Fig. 5). Von einem Gefässe anderer Form stammt Fig. 182 mit Rest eines Wellenbandes, der ästhetischen Auflösung der tangential verbundenen Spirale (wie Vermo, Marchesetti, Boll. Soc. Adr. 1883, Taf. I, Fig. 10). Die höchste Leistung dieser Keramik, die in jeder Hinsicht ein ausgesprochener locales Gepräge zeigt als die vertieft verzierten Töpfe, ist das eben erwähnte Grabgefäss von unserem Castellier (im Museum Parenzo), welches an Stelle der linearen Ornamente eine Reihe von Relief-Thierfiguren zeigt. (Eine Skizze desselben haben wir in den Mitth. d. prähist. Comm., I, 3, 1893, S. 109, Fig. 51 f., mitgetheilt und zur Vergleichung daselbst Fig. 50 die Abbildung eines ähnlich verzierten Thongefässes aus Este nach Soranzo, Scavi Nazari, Taf. VII, Fig. 1, wiederholt.)

Die feinere, zum Theile auch die gröbere Keramik von unserem Castellier zeigt eine solche Fülle von Uebereinstimmungen mit den auch ähnlich (d. h. in zahllosen Fragmenten) überlieferten Thonsachen aus den ältesten Ansiedelungen um Este, dass an einem ursprünglichen Zusammenhange der Cultur dieser beiden illyrischen Stämme, der Histrer und der Veneter, nicht zu zweifeln ist. Vgl. Prosdocimi, Avanzi di antichissime abitazioni nell' agro Atestino. Bull. di paletn. Ital. XIII, 1887, S. 156 ff., 185 ff. und Taf. VII—IX. Die Graffitoverzierungen zeigen dieselben Muster in ungebrochenen Linien (Taf. VIII, Fig. 13—16; IX, 6) oder in falscher Schnurtechnik (VIII, 3, 12, 18, 22; IX, 5, 9—11). Andere eingeritzte Muster entsprechen den Verzierungen der bauchigen Urnen von den Pizzughi (so Taf. VIII, 5, 10; IX, 1, 4). Noch auffallender ist die Aehnlichkeit der Reliefornamente, nicht nur der einfacheren, wie halbmondförmige Leisten (VIII, 21), eckig gebrochene (VIII, 35), Tupfenleisten (VIII, 25; IX, 16, 17, 19, 20, 25), sondern auch der complicirteren, wie Mäander (VII, 15, 16; VIII, 27, 32; IX, 26, 32). Aeusserst ähnlich oder vielmehr ganz gleich sind auch die Henkelformen: horizontale (VII, 7; IX, 27, 28), verticale, röhrenförmige (VIII, 33) u. s. w., sowie die ganzen Gefässformen (Schale VII, 11; Topf VIII, 19). Dass Thonringe, Wirtel, Webstuhlgewichte, wie auch zahlreiches geschnitztes Hirschgeweih, Mahlsteine u. dgl. ganz wie in Villanova vorkommen, will weniger besagen als einige Metallsachen (bronzene Lanzenspitze, halbkreisförmige Drahtfibel mit gewundenem Bügel und kurzem Fusse), welche darauf hindeuten, dass diese Funde aus Este älter sind, als die Hauptmasse der aus den dortigen Gräbern gehobenen Beigaben.

III. Grabgefässe.

Die Grabgefässe der istrischen Nekropolen sind im Allgemeinen (und zwar nicht nur die seltenen Beigefässe, sondern auch die Ossuarien) klein und in Form und Verzierung zum Theile den feineren Gebrauchsgefässen ähnlich. Ihre geringen Dimensionen sind namentlich auffällig, wenn man sie mit den Riesenurnen der Gräberfelder des Isonzothales (Sta. Lucia, Karfreit) vergleicht; auch sonst zeigt sich die istrische Keramik in den Gräbern gegenüber der Masse gut gearbeiteter Thongefässe aus dem letzteren Gebiete inferior; die Dickwandigkeit und Schwere der kleinen Töpfe und Schalen, die man in die Gräber stellte, geht zuweilen über jedes sonst beobachtete Maass hinaus. Entsprechend dem geringen Raumgehalte der Urnen übte man, wie um Este und Bologna, das Ossilegium und bedeckte die Urnen häufig mit umgestürzten Schalen, was in Sta. Lucia nicht vorkommt, wo auch keine Knochenlese stattfand, sondern alle Brandreste in die Urne geschüttet wurden.

In den von uns aufgedeckten wenigen Gräbern waren mit Ausnahme einer Nadel keine Bronzen enthalten; doch stammt wahrscheinlich ein Theil der oben aufgezählten, kleineren Artefacte (und wohl auch eine Anzahl Topfscherben) aus zerstörten Gräbern, die dem Feldbau oder der transportirenden Wirkung der Meteorgewässer zum Opfer gefallen sind. Thatsächlich haben sich, so viel wir selbst beobachten konnten, nur an den Hügelrändern hie und da intacte Gräber erhalten. Es sei deshalb gestattet, nach Marchesetti (l. c., S. 306) anzuführen, was den Nekropolen der istrischen Castellieri an kleinen Beigaben so gemeinsam ist, dass es auch hier vorausgesetzt werden darf. Fibeln sind im Vergleiche zu anderen

Gräberfeldern überhaupt selten, und es fehlen ganz die halbkreisförmige Bogenfibel, die Halbmondfibel und die Brillenscheibenfibel, also, mit Ausnahme der (jedoch seltenen) Brillenspiralfibel, gerade jene Formen, die wir ihrem Ursprunge nach als althallstättische bezeichnen müssen, wenn sie auch, namentlich weiter im Norden und im Osten — entfernter von Italien —, noch in junghallstättischen Schichten vorkommen.

Fig. 199.

Fig. 203.

Fig. 204.

Fig. 205.

Fig. 200.

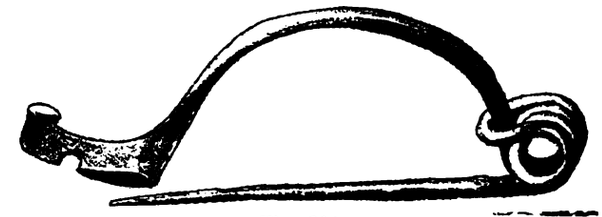


Fig. 201.

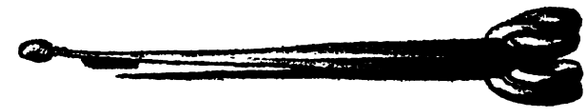


Fig. 202.

Fig. 206.

Fig. 199—206. **Fibeln aus Bronze** (1/1).

Fig. 199. Certosafibel. — Fig. 200—202. Zwei Spät-La Tène-Fibeln mit durchbohrtem Nadelhalterblatte. — Fig. 203. Spät-La Tène-Fibel mit viereckigem Fussrahmen. — Fig. 204. Spät-La Tène-Fibel (Stammform der Flügelfibel). — Fig. 205—206. Spät-La Tène-Fibeln. (Bruchstücke; Fuss wahrscheinlich wie bei Fig. 200 und 201.)

Dagegen sind vorherrschend die junghallstättischen, ihrem Ursprunge nach italischen Typen der Schlangen- und der Certosafibel, letztere stets mit Kopfschleifen, zuweilen selbst mit Armbrustkopf. Ferner erscheinen mehrknöpfige Nadeln, ein nordischer Typus, der bei Bologna fast gar nicht, um Este nur in der zweiten Periode vorkommt und dann verschwindet, der aber in Sta. Lucia nicht nur in den älteren, sondern auch in den jüngeren Gräbern auftritt nnd hier, wie in Istrien, jene Resistenz zeigt, welche althallstättische Typen nördlich von Italien häufig verrathen [1]). Häufig sind sodann Finger- und Armringe aus Bronzespiralen; es kommen auch bandförmige Armringe mit Schliesshaken vor, die im Isonzothale fehlen. Endlich trifft man gravirte (nie mit getriebenen Mustern verzierte) Gürtelbleche und kreisrunde, meist ganz glatte Bronzeblech-Ohrringe.

Folgende Thongefässe stammen aus den von mir geöffneten Gräbern:

A. Südostrand (1890):

I. Bauchige Urne (Hals und Mundsaum fehlen), plump geformt, dunkelbraun, an der Schulter mit fünf Gruppen äusserst grober, kielbogenförmiger Furchen verziert, 17 cm hoch, 22 cm Durchmesser (Fig. 162, für Form und Verzierung vgl. Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 10 und 14).

II. Feineres, starkbauchiges Gefäss (oben wie I defect), dunkelbraun, an der Schulter mit ein-

[1]) Ich werde demnächst in einer grösseren Arbeit zu zeigen suchen, dass man — entgegen der Ansicht Marchesetti's — schon jetzt sehr wohl eine ältere und eine jüngere Gräberschichte von Sta. Lucia unterscheiden kann und dass sich dieselben, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, zu einander im Allgemeinen so verhalten, wie die Schichten II und III bei Este.

ander gehackten, liegenden, S-förmigen Liniengruppen („Spirali corrimi dietro", vereinfacht) zwischen doppelten Umlauflinien, Alles in „falscher Schnurtechnik" (mit Zackenrädchen), verziert, 11·2 cm hoch, 19·4 cm Durchmesser (Fig. 161). Für die Form vgl. Pizzughi, Amoroso, Taf. II, Fig. 3, 4, 7.

(Die folgenden vier Gefässe stammen wahrscheinlich aus zerstörten Gräbern in der Nähe der vorigen.)

V. Plumpe Napfurne, mit stark eingebogenem Rande, gelbbraun, 15·5 cm hoch, 16·8 cm Durchmesser (Fig. 149).

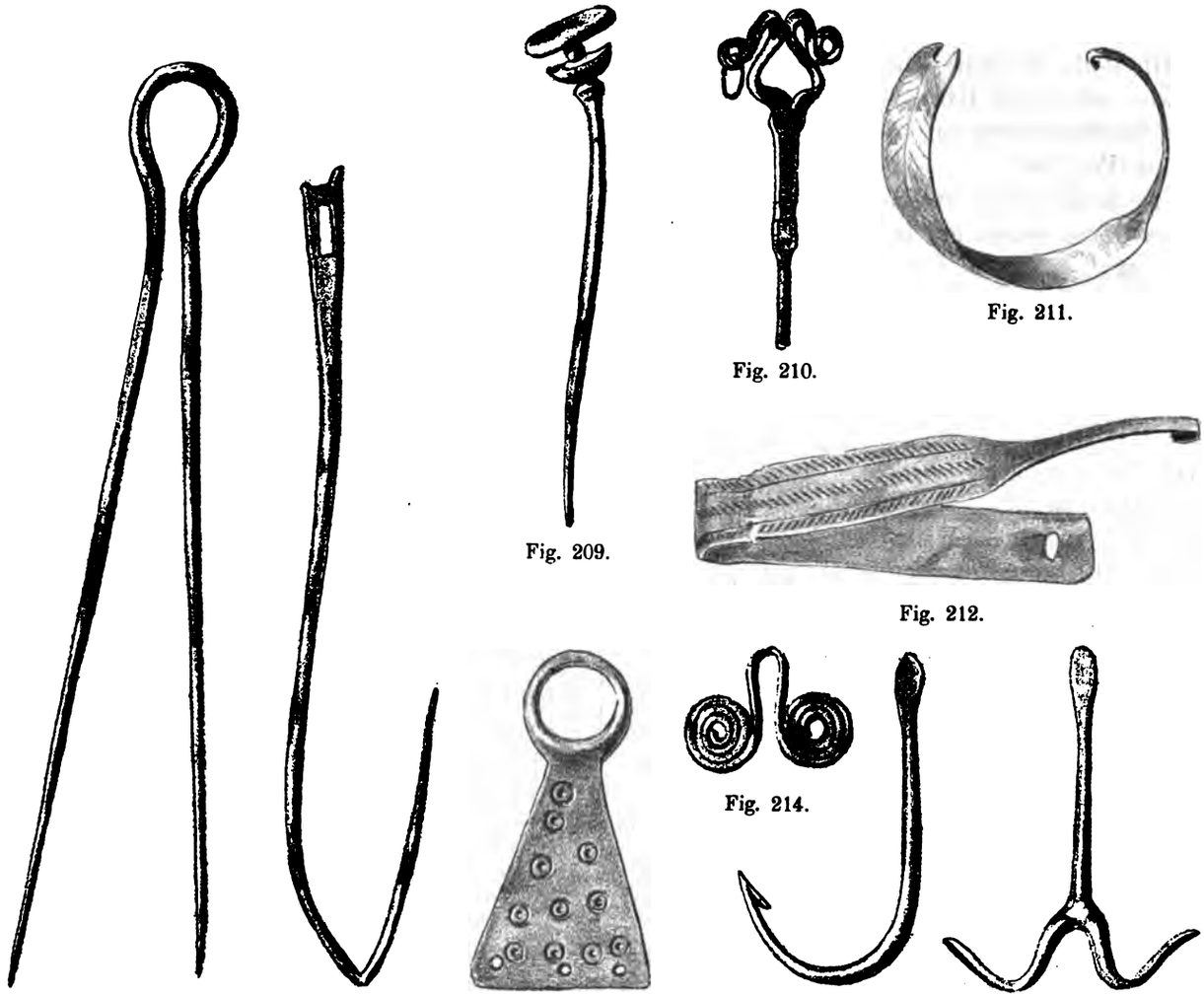


Fig. 207. Fig. 208. Fig. 213. Fig. 215. Fig. 216.

Fig. 209.

Fig. 210.

Fig. 211.

Fig. 212.

Fig. 214.

Fig. 207—216. **Verschiedene Bronzegegenstände** (1/1).

Fig. 207. Doppelnadel. — Fig. 208. Nähnadel. — Fig. 209. Schmucknadel. — Fig. 210. Zierstück. — Fig. 211—212. Ohrringe. — Fig. 213. Dreieckiges Anhängsel. — Fig. 214. Brillenförmiges Anhängsel. — Fig. 215. Angelhaken. — Fig. 216. Angel mit Doppelhaken.

III. Sehr dickwandiges, bauchiges Töpfchen (edlere Form, plumpe Ausführung), mit kurzem Halse, an der Schulter zwei kleine, horizontale Henkel, dazwischen zwei Buckelchen, rothbraun, 17·5 cm hoch, 19·2 cm Durchmesser (Fig. 148).

IV. Plumper, urnenförmiger Topf, graubraun, Form wie Fig. 158, aber gröber und ohne Verzierung, 17 cm hoch, 20·8 cm Durchmesser.

VI. Becherförmige Topfurne, plump, rothgelb, 16·5 cm hoch, 13·8 cm Durchmesser (Fig. 150). Für die Form vgl. Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 5.

VII. Henkelschale (Beigefäss), schwarzbraun, 6·5 cm hoch, 9·8 cm Durchmesser (Fig. 154).

VIII. Desgleichen, ganz roh, gelbgrau, 5·5 cm hoch, 8 cm Durchmesser (Fig. 153).

B. Nordrand, Mitte (1892):

I. Plumpe, äusserst dickwandige Urne, schwarzbraun, 15·5 cm hoch, 17·3 cm Durchmesser. Die Mündung hat 7·3 cm lichte Weite, der Boden dagegen 10·5—11 cm Durchmesser (Fig. 160); enthielt ausser dem Leichenbrande eine Bronzenadel.

(II. Ohne Urne und Beigaben.)

III. Rothe Halsurne, etwas besser geformt, aber schwer, unter dem Halse eine dreifache Zickzacklinie flüchtig eingerissen, 18 cm hoch, 21 cm Durchmesser (Fig. 158).

(IV. Schüssel [als Ossuarium] und Henkelschale dieses Grabes waren nur in Bruchstücken erhalten.)

8. Münzen[1]).

a) Vorrömische:

1. Bronze. Unbärtiger Kopf n. r. Randschr. l. Λ Λ, r. Μ — R. Reiter n. r., darunter <Ϟ F (cse = Cissa in Hispania Tarraconensis) vgl. Hübner, Monumenta linguae Ibericae, 1893, S. 31 u. f. 7·17 gr. (VII. Jahrh. a. u. c.)

2. Kleinkupfer. Barbarische Nachbildung massaliotischer Prägung. Weiblicher Kopf, bediadem, n. r. — R. Löwe n. r., darüber ENEC (bisher aus England bekannt).

3. Kleinkupfer. Barbarenmünze. Bärtiger Kopf n. r. — R. Artemis mit Fackeln. (Typus von Pharos.)

b) Römische:

4—7. Republikanische Victoriaten mit mehr oder weniger verwischter Prägung. Einer davon zeigt als Münzmeisterzeichen eine Lanzenspitze.

8. ΑR Denar, durchlocht und schlecht erhalten (noch 3·02 gr). Behelmter Minervakopf n. r. — R. Gespann, wohl Biga, n. r. Von der Legende ist nichts zu erkennen.

9. Bronze mit den Münzmeisternamen Regulus, Pulcher, Taurus; zwei verschlungene Hände, den Caduceus haltend. — R. S.C. und III vir a. a. a. f. f. = Babelon II. 146, 15. 2·7 gr (745—750 a. u. c.).

10. Stück (fast ein Drittel) eines Uncial-As; nur der linke Theil des Schiffsgebälkes der Rückseite ist erkennbar.

11. Bronze [Divus A]ugustus pater. Kopf n. l. — R. S. C., Altar u. provident. = Cohen, Augustus 228. As. 9 gr.

12. Bronze. [Drusus] Caesar Ti. Aug. fil. di[vi Aug. n.] Kopf n. l. — R. Pontif. trib[un. potest.] iter. Im Felde S. C. = Cohen, Drusus, Tibers Sohn, n. 2. As.

13. Grossbronze. Imp. Nero Caesar Aug. pont. max. tr. pot. p. p. Belorbeerter Kopf Neros n. l. — R. S. C. Triumphbogen mit Quadriga und Standbild Neros. = Cohen, Nero 309. Sesterz, 24·45 gr.

Einige andere Münzen waren ihres gänzlich verwischten Gepräges wegen nicht mehr bestimmbar.

* * *

Die Formen, welche uns der Castellier von Villanova geliefert hat, gehören einem illyrischen oder adriatischen Culturkreise an, den wir östlich bis an die Drina, westlich bis in die Mitte von Oberitalien, südlich und nördlich in grosser Ausdehnung an der Westküste der Adria hinab und in den Ostalpen bis zur Donau hinauf verfolgen können. In diesem Kreise finden wir Erscheinungen primitiver Cultur, welche früher auf einem noch grösseren Gebiete geherrscht haben, mit einer gewissen Beharrlichkeit fortentwickelt. Die Stammformen sind ursprünglich Gemeingut in weiterem Umfange; erst in der Evolution differenziren sich die Illyrier von den benachbarten Völkergruppen und auch die einzelnen Stämme der ersteren schlagen zum Theile getrennte Bahnen ein. Sie erfahren in ungleichem Masse den Einfluss stammfremder und stammverwandter Nachbarn, bewahren aber auch darin eine deutlich erkennbare Sonderstellung als ein vorwiegend alterthümliches Volk.

Die beiden wichtigsten Facten, welche sich aus der Betrachtung der obigen Fundliste ergeben, sind:

1. Die Uebereinstimmung zahlreicher specifischer Formen mit solchen, die wir aus den Pizzughi-Nekropolen und den Gräbern von Vermo kennen.

2. Die zeitliche Uebereinstimmung der Münz- und der Fibelfunde untereinander, welche beiden gleichmässig in die letzten Jahrhunderte der römischen Republik oder, was dasselbe besagt, in die spätere La Tène-Periode weisen.

Die drei römischen Kaisermünzen des August, des Drusus und des Nero kommen daneben so wenig in Betracht, wie die paar Stückchen von Steinartefacten. Wir besitzen von Villanova kein Stück, welches mit Sicherheit der neolithischen Periode zuzurechnen wäre, und ebenso fehlen uns alle späteren römischen Münzen und alle specifisch römischen Fibeln. Das letztere erklärt sich aus der Lage des

[1]) Nach der gefälligen Bestimmung durch Herrn Professor Dr. J. W. Kubitschek, der auch die Freundlichkeit hatte, die am Schlusse dieses Aufsatzes angeführten Münzen aus einigen anderen Fundorten in der Umgebung von Villanova zu bestimmen.

Fundortes an der Westküste der Halbinsel. Hier gab es nach der Romanisirung Italiens keine Barbaren mehr, welche Uferhöhen an zurückgezogenen Meerschlupfwinkeln bewohnten und die das Gewässer zu ihren Füssen, wenn es nicht Fischfang oder Seeraub galt, mit gleichgiltigen Blicken betrachteten. Um den Beginn unserer Aera hatte sich die Bevölkerung dieses Küstenstriches gewiss schon in Städten und Flecken am Meere gesammelt oder tiefer in's Land zurückgezogen. Das Römische vom Castellier von Villanova gehört daher einer verhältnissmässig frühen Zeit an, wahrscheinlich eher dem ersten und vielleicht selbst dem II. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als dem I. Jahrhundert nach dem Beginne derselben. Es lässt sich denken, dass die römische Occupation des Landes in den Verhältnissen eines solchen Wohnplatzes zunächst keine einschneidende Veränderung hervorgebracht hat. Die Umwandlung, welche zur Verödung führen musste, vollzog sich unaufhaltsam, aber allmälig.

Aber auch die der Hauptsache nach doch wohl älteren Funde, die mit Beigaben aus den Pizzughigräbern übereinstimmen, erscheinen uns nach den jüngsten Entdeckungen an diesem Orte in einem neuen Lichte. Die nahe verwandten Gräber von Vermo reichen, wie man weiss, in die Mittel-La Tène-Periode hinein oder, richtiger gesprochen: die Hállstatt-Cultur mit ihren Schlangen- und Certosafibeln und allerlei sonstigem typischen Apparate reicht um Vermo, wie an so mancher Stelle am Ende der Ostalpen, in die Zeit hinein, welche schon Mittel-La Tène-Fibeln besitzt. Am Fusse der Pizzughi geht das aber noch weiter. Im Grabe Nr. 61 wurde dort eine Spät-La Tène-Fibel, genau von der Form unserer Fig. 204 (zufällig auch ungefähr ebenso fragmentarisch erhalten)[1]), zusammen mit einer Schmucknadel, einem gegossenen eimerförmigen und einem hohlen, dreieckigen, punktirten Bronzeblechanhängsel gefunden. Aus anderen Gräbern stammt eine kleine, bronzene Oinochoe oder Olpe mit kreisrunder (nicht kleeblattförmiger) Mündung, dann gebogene, lange, eiserne Haumesser (wie St. Michael, diese Mitth. 1888, Taf. IV, Fig. 4—6); dieselben lagen aussen auf steinernen, situlaförmigen Deckelurnen, die im Inneren beim Leichenbrande kleinere hallstättische Beigaben bargen. Es zeigt sich demnach auch die Spät-La Tène-Periode von der junghallstättischen durch keine Zeitkluft geschieden. Die Gräber mit La Tène-Sachen sind zweifellos jünger als die ungemischt hallstättischen; aber sie scheinen sich ihnen in unmittelbarer Aufeinanderfolge anzuschliessen, wie in Jezerine, Prozor, Idria u. s. w., und selbst das Römische erscheint, wie in organischem Wachsthum, an das Prähistorische angeschlossen.

Während sich die jüngeren Perioden so eng aneinander schliessen, besitzen wir vom Castellier von Villanova keinen einzigen Fund, der mit voller Sicherheit auf eine Besiedelung während der Bronzezeit oder auch nur während der älteren Hallstattstufe gedeutet werden könnte. Die Gräber sind, trotz des Fortlebens einiger althallstättischer Formen, wie der Brillenfibel, der mehrknöpfigen Schmucknadel, gewiss alle jünger; allein ich verkenne nicht, dass die vielen Hirschhornwerkzeuge, die Knochennadeln und Aehnliches auf den ersten Blick eine viel höhere Datirung zu fordern scheinen. Man ist eigentlich gewöhnt, solche Mengen von Arbeiten aus Hirschgeweih in neolithischen Schichten zu finden oder bei fraglicher Herkunft dahin zu versetzen. Davon kann nun hier schon aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil sie ausnahmslos mit Metalllamellen zugeschnitten sind. Namentlich an den typischen, hohlkeltförmigen Werkzeugen findet man zuweilen an der Grenze zwischen Dülle und Schneide (so bei Fig. 127) tiefe Einschnitte, die nur von einem Messer oder einer Säge aus Bronze oder Eisen herrühren können. Immerhin war dies eine Zeit, in der man die Jagd auf den Edelhirsch in ausgedehntem Masse, daneben aber auch den Feldbau betrieben haben muss; denn diese Hirschhornwerkzeuge werden doch wohl nur als Ackergeräthe aufzufassen sein[1]). Zugleich war

[1]) Weiter südlich kommt diese Form einmal in der Gegend von Perugia vor (Montelius, Spännen, S 186, Fig. 188), ein zweites Exemplar befindet sich im Museum Reggio. Tischler bezweifelt (Gurina, S. 26), dass dieser „nordisch-pannonische" Typus in alter Zeit nach Italien gekommen sei. Das wiederholte Erscheinen in Istrien spricht doch wenigstens für die Möglichkeit dieser Annahme.

[1]) Die Fauna des Castelliers von Villanova umfasst folgende Nahrungsthiere: Hirsch (sehr viele Geweihstücke, dann Schädelfragmente, Klauen und andere Knochentheile). — Reh (Geweihfragmente, zum Theile mit Hiebspuren, darunter ein 16 cm langes, sehr gerades und spitziges Stück, das vielleicht als Werkzeug gedient hat). — Rind (viele Hornzapfen und Zähne einer kurzhörnigen Rasse). — Schaf (mehrere Hornzapfen, einer davon in der Mitte glatt abgesägt). — Ziege (Knochen und viele Hornzapfen, zum Theile mit Schnittspuren). — Bezoarziege (? Hornzapfen). — Kleines Pferd (Zähne). — Schwein (viele Zähne). — Fische (Wirbel). — Schnecken und Muscheln (Gehäuse und Schalen von Murex brandaris, Cerithium vulgatum,

dies eine metallarme Zeit; es ist überhaupt auf dem Castellier von Villanova meines Wissens keine bronzene oder sicher vorrömische Eisenwaffe gefunden worden Nur ein paar bronzene Meisselchen oder Spatel befinden sich in den Museen von Wien und Parenzo.

Aehnlich verhält es sich mit jenen Arbeiten in Thon, deren Zeitstellung sich nicht durch Parallelen aus der Gräberschicht von Vermo und Pizzughi bestimmen lässt. Sie geben uns, wie die Trümmer wohner der Castelliers, aber sie lassen uns im Dunkeln über die Zeit, aus der sie stammen.

Ich sehe jedoch keinen Grund, warum wir diese scheinbar uralten, jedenfalls zum Theile urrohen Dinge, zu denen sich meinetwegen auch noch ein paar zugeschlagene Steingeräthe gesellen können, nicht den junghallstättischen Bewohnern des Castelliers zur Zeit der älteren Vermo- und Pizzughigräber zuschreiben sollten. Es war ja doch noch die

Fig. 217 (1/1).

Fig. 218 (1/1).

Fig. 219 (1/1).

Fig. 221 (1/2).

Fig. 220 (1/7).

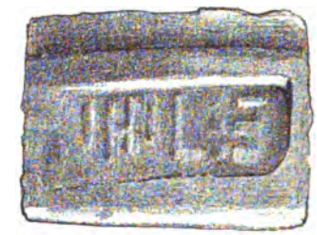


Fig. 222 (1/2).

Fig. 217—222. **Diverse Fundstücke.**

Fig. 217. Schaber aus Hornstein. — Fig. 218. Bruchstück einer rothfigurigen griechischen Vase vom Castellier San Martino di Torre. — Fig. 219. Bruchstück einer Bronzestatuette. — Fig. 220—222. Bruchstück einer römischen Amphora mit zwei Stempelinschriften auf dem Rande.

riesiger Vorrathsgefässe oder der oben als Backpfannen gedeuteten kolossalen Teller, manchen Aufschluss über die Lebensgewohnheiten der alten Be-

Zeit vor jenem grossen Umschwunge, der aus der waldigen, wildreichen, von Gaufürsten beherrschten, von Jägern und Ackerbauern bewohnten Halbinsel, dem Anhängsel der Ostalpenzone, ein sonniges, südliches, zu Italien gerechnetes Oel- und Weinland schuf. Was bedeutete die Weltlage Istriens in jener Zeit für die Istrianer? Nicht mehr, als die schöne Bildung mancher meerumflossenen Insel oder Landspitze, die wir auf den Karten aussereuropäischer Erdräume mit Wohlgefallen betrachten, und die noch viele Jahrhunderte länger gebraucht hat, ehe das

Pectunculus pilosus, Cardium edule, Spondylus gaederopus, Patella nnd Tapes. — Ostraea edulis wurde, wohl nur durch Zufall, nicht hier, hingegen auf dem Castellier San Martino gefunden). Zwischen diesen Thieren und jenen, welche schon in der neolithischen Zeit von den Anwohnern der oberen Adria gehalten, gejagt, gefangen oder aufgesammelt wurden, ist kein wesentlicher Unterschied; vgl. z. B. die Liste der Nahrungsreste aus der Theresienhöhle bei Duino, Mitth. d. prähist. Comm. d. kais. Akad. d. Wiss., I, 1, S. 14 f.

ungenossene Geschenk der Natur zu einem Besitze der Menschheit umgeprägt wurde. Istrien hatte weit weniger zu bieten als die tiefen Alpenthäler, die sich von den Ebenen Italiens nach Norden öffnen. Darum blieb es ärmer als diese, wenn es auch — dies der einzige Gewinn, den es aus seiner Lage zog — manches Strandgut auffing und ihm manche Brosamen vom unteritalisch-griechischen und vom venetischen Culturbesitz, wie es der Verkehr auf der Adria mit sich brachte, in den Schooss fielen. Erst die römische Eroberung hat hier Wandel geschaffen und einen Zustand begründet, den gleichsam die Natur selbst vorgezeichnet, den sie jedenfalls sanctionirte und der darum von längerer Dauer sein musste, als die Romanisirung angrenzender nördlicher Länder.

Anhang.

Der Castellier San Martino di Torre.

Während man die Veneter als Halbbarbaren bezeichnen kann, glauben wir, die Histrer, wenigstens auf dem Castellier von Villanova, als ganze und echte Barbaren erkannt zu haben. Sie stehen wohl in vorrömischer Zeit den benachbarten und stammverwandten Bewohnern der dalmatinischen Küsten und des bosnisch-hercegovinischen Hinterlandes auch in cultureller Beziehung sehr nahe, und die Aehnlichkeit der Castellierifunde am Quieto und der Arsa einerseits, an der Bosna und Narenta andererseits dürfte auch eine ungefähr zeitliche Gleichstellung dieser Funde zulassen, während die formell nahe verwandten Culturschichten Oberitaliens — für die wir nur beiläufig auf Liov's Arbeit über die Pfahlbauten von Fimon bei Vicenza, Prosdocimi's citirten Aufsatz über die Ansiedelungen von Este, Scarabelli's Publication der Anhöhenfunde von Monte Castellaccio bei Imola und Brizio's Mittheilungen über die Höhle del Farnè bei Bologna verweisen — der Hauptsache nach absolut älter sein werden. In den Gräbern dieser zurückgebliebenen Barbaren finden wir nun vereinzelte griechische Thongefässe (Vermo, Moser, Taf. III, Fig. 2; Pizzughi, Amoroso, Taf. III, Fig. 4, 7, V, Fig. 1, 2) und Fragmente solcher (in zerstörten Gräbern, Pizzughi, l. c., S. 26), die zum Theile alte Flickstellen aufweisen. Die in Mattmalerei geometrisch decorirten, grossen, gelben Vasen hält Orsi (Bull. corr. arch. 1885) für apulische Arbeit aus der Zeit um 400 v. Chr.; einige Fragmente scheinen ihm ebenfalls aus demselben Gebiete, aber aus jüngerer Zeit zu stammen, und andere erklärt er für Ueberreste etruskisch-campanischer Keramik aus dem Ende des III. oder dem II. Jahrhundert (Bull. pal. Ital. 1885). Orsi hat daraus den Schluss gezogen, dass tarentinische Seefahrer auch das obere Ende der illyrischen Gegenküste besucht hätten, was Florus, I, 18, zu bestätigen scheint.

Ueber den vorrömischen Seeverkehr an den Ostküsten der Adria oder, was dasselbe besagen will, über Griechisches in Illyrien sind wir wenig unterrichtet. Jetzt lüften sich die Schleier ein wenig in Folge eifriger und exacter Studien in Bosnien und der Hercegovina. Auf dem Glasinac sind nicht nur bronzene Beinschienen und getriebene Schalen von classischer Form, sondern auch kleine, rothfigurige Thongefässe (Skyphoi) in Gräbern der Barbaren gefunden worden. Das Landesmuseum in Sarajevo besitzt über 100 aus illyrischem Boden stammende Münzen griechischer Städte und Herrscher und illyrischer Könige. Aus Dalmatien kannte man dergleichen schon früher (vgl. O. Hirschfeld und R. v. Schneider, Bericht über eine Reise in Dalmatien, Arch.-ep. Mitth., IX, 1885, S. 31 ff.). v. Schneider findet unter der römischen Schichte in Dalmatien nur spärliche Reste griechischer Kunstübung, verweist aber für die Einfuhr griechischer Topfwaare in die illyrischen Länder auf Theopomp, Fr. 140 (Fragm. hist. gr. I. ed. Müller) und Pseudo-Aristot. περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων, c. 104. Zu seiner Bemerkung, dass (nach Petter, Dalmatien, I, S. 136) wie in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten Dalmatien auch heute noch sein Thongeschirr aus Apulien bezieht, darf ich vielleicht erwähnen, dass ich an der Marina von Macarsca überrascht Haufen armseliger, halbglasirter Thonlampen und Henkelnäpfchen zum Verkaufe ausgestellt sah, die von daneben schaukelnden Trabakeln aus Unteritalien herübergebracht waren.

Diese Bemerkungen mögen dazu dienen, den einzigen neuen Fund, welchen unsere Probegrabungen auf dem Castellier von San Martino geliefert haben — das Bruchstück eines grösseren rothfigurigen (attischen?) Gefässes von schöner Zeichnung in besseres Licht zu setzen. Der genannte Castellier hat eine ganz ähnliche Lage, wie jener von Villanova. Ein Oblongum mit abgerundeten Ecken, circa 0·5 km lang, 0·3 km breit, erhebt er sich steil über dem innersten Winkel des Porto Torre, 1·6 km nördlich von der Ortschaft Torre, in deren Gebiet er

gehört. Die westliche Schmalseite ist dem Meere zugekehrt, an der südlichen Langseite senkt sich der Weg von Torre zum Hafen, an der nördlichen liegt eine enge Schlucht, an der östlichen Schmalseite hängt der Hügel mit dem Nachbarterrain zusammen; hier ist der Zugang und auch der obligate Wall. Der Castellier liegt in der Einsenkung zwischen zwei grossen Höhenrücken, beherrscht aber den Abstieg zum Porto Torre, von wo noch jetzt ein ziemlich reger Verkehr (mit Holz und Steinen) nach Italien stattfindet. Der unförmliche und sehr hohe, aus Steinen aufgethürmte Wall ist durch die Anlage der neuen Fahrstrasse zum Hafen theilweise beseitigt worden. Eine weitere Umwallung ist nicht zu bemerken, doch läuft um den Hügel ein flacher, breiter Rand, der künstlich angelegt scheint. Innerhalb dieser Randzone, welche allwärts Scherben von römischen und prähistorischen Thongefässen, Quetschsteine u. dgl. enthält, erhebt sich die felsige, jetzt grösstentheils mit Dorngestrüpp bedeckte Hügelkuppe, deren höchste Stelle unfern des erwähnten Walles von der unvollendeten Capelle San Martino eingenommen wird. Von hier geniesst man einen weiten Ausblick über das Meer, das Vorgebirge, die Quietomündung und das jenseitige Ufer bei Cittanova.

An dieser Stelle soll ehedem ein Friedhof gelegen haben. Beim Baue der neuen Capelle wurden Gräber der Vermo-Pizzughistufe aufgefunden, deren Inhalt, soweit er gerettet ist, in das Museum zu Parenzo gelangte. Die Hauptstücke desselben sind: 2 mittelgrosse Bronzesitulen, Fragmente einer Cista a cordoni; 1 flacher Bronzedeckel (vielleicht von der Ciste); Bruchstücke schwarzer, mit Bronzenägelchen (borchie) verzierten Schalen, die einzigen, die bisher in Istrien gefunden wurden, dann Schlangen- und Certosafibeln, mehrknöpfige Schmucknadeln, Drahtspiralrollen. Nach den Fibelformen und der ebenso gut chronologisch bestimmten Reifenciste gehören diese Gräber dem V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich der II. Hälfte oder dem Ende desselben an.

Ich liess, im Vereine mit Herrn Bezirksarzt Dr. Bernardo Schiavuzzi, dem verdienten Vicepräsidenten der Società Istriana di archeologia e storia patria, durch nur vier Arbeiter an fünf Stellen des Castelliers Gräben ziehen. Zunächst an zwei Stellen in der nördlichen Randzone. Unter der lockeren, circa 0·25 m tiefen Ackerkrume, welche, wahrscheinlich in Folge ihrer Abschwemmung von der zum Theile denudirten Hügelkuppe Bruchstücke römischer und prähistorischer Thongefässe enthielt, zeigte sich eine metertiefe, dichtere Humusschichte, in welcher sich bis zu 0·50 m Tiefe das Gemenge prähistorischer und römischer Reste fortsetzte, worauf in gleicher Mächtigkeit eine rein prähistorische Schichte folgte. Erst hier in der Tiefe fanden sich die zwei Scherben eines rothfigurigen, griechischen Gefässes, von welchen der eine Fig. 218 abgebildet ist. Darunter trat der todte Schotterboden zu Tage. Noch weniger ergiebig waren mehrere Stellen in der Nähe der Capelle, wohin die Arbeit dann verlegt wurde, um eventuell noch Gräber der Hallstatt-Periode aufzufinden. Hier war die Bedeckung des Felsbodens entweder sehr schwach oder sie bestand in der Tiefe aus Steinschutt, über dem die Erde nur unbedeutende Topfbruchstücke enthielt. Wenn nicht der Zufall eine günstige Wendung herbeiführt, darf man demnach die Culturschichte dieses Castelliers als nicht abbauwürdig bezeichnen. Die Funde waren:

1. Metall: 1 Victoriat ohne Münzmeisternamen (Münzmeisterzeichen ein Eber); 2 Bronzeblechfragmente, das eine sehr stark, nicht von einem Gefässe; 1 dreikantige eiserne Pfeilspitze mit Dülle; 1 eiserner Schlüssel mit Ring.

2. Glas: Spitziger Boden eines kleinen Gefässes.

3. Thon: Bruchstücke römischer Amphoren mit spitzem und kleinerer Gefässe mit flachem Boden; Reste schwarzgrauer, stark gebrannter, henkelloser Drehscheibentöpfe mit scharf profilirtem Rand und Umlauffurchen (römisches Bauerngeschirr); Randstück eines ähnlichen Gefässes mit getupftem Mundsaum; durchbohrte, blassgelbe Thonkugeln (Netzkugeln).

Dann aus älterer Zeit: Zwei Bruchstücke, wohl von einem und demselben griechischen Gefässe (das nicht abgebildete ist etwas stärker und zeigt nur den Rest eines breiten, rothen Horizontalstreifens, sonst den gleichen innen und aussen etwas verschiedenen schwarzen Firnissfarbanstrich). Auf dem einen Splitter (Fig. 218) sieht man den Ueberrest einer Mantelfigur, dahinter ein Stück von der Einrahmung des Bildes, rothes Band mit schwarzen Innenlinien, zwischen welchen Reihen gegenständiger Epheublätter erscheinen. Diese Einrahmung ist charakteristisch für die Uebergangszeit vom schwarzfigurigen zum rothfigurigen Vasenstil, wie sie etwa in den Amphoren des Nikosthenes unserer Anschauung zugänglich ist. Demnach würde das Gefäss aus dem Anfange des V. Jahrhunderts stammen. Bruchstücke riesiger, flacher (Back-?) Pfannen mit niederem Rande; sehr grosser (Vorraths-) Gefässe mit unförmlichen,

horizontalen Henkeln; feinerer, bauchiger Gefässe mit ausgebogenem Rand und Reliefleisten; derbe, horizontale Henkelstücke; Randstück einer Schüssel mit Tupfenleiste; durchbohrte Topfscherben; Bruchstücke plumper, schlecht gebrannter Thonringe und Thonkegel.

4. Thierknochen und Seemuscheln.

* * *

Aehnliche Funde, wie wir oben vom Castellier von Villanova nachgewiesen haben, bewahrt das Museum in Parenzo u. A. vom Castellier von Corridico im Gerichtsbezirke Mitterburg (Pisino). Wir nennen: 1 Bleiknopf (Schmucknadelkopf, wie aus Villanova und San Dionisio), junghallstättische und La Tène-Bronzen (darunter eine Thierfibel), sehr viel rohes oder bearbeitetes Hirschhorn, Nähnadeln, Pfriemen, Hämmer, Harken aus Bein und Geweih, viele Thonwirtel. Eine ansa lunata von echtem Terramaratypus ist aus schwarzgrauem, buccheroartigem Thon, eine tiefe Schale hat gröbere ansa lunata und Buckelchen auf dem Bauche. (Skizzen der beiden letzteren Stücke gab ich Mitth. d. prähist. Comm., I, 3, 1893, S. 97, Fig. 9 und 10 [1]). Dann bemerkten wir eine Reihe kleiner, ganzer eimer- und urnenförmiger Gefässe mit Graffito-Zickzacklinien; Bruchstücke reliefverzierter Thongefässe mit glatten Schlangen- und Zickzack-Tupfenleisten; ein enorm dickes Randstück eines riesigen Topfes mit Relief-Mäander; einen widderkopfförmigen Thongefässansatz u. A.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Cappellari erhielt die prähistorische Sammlung des Hofmuseums anlässlich der oben geschilderten Ausgrabungen einige kleinere, von dem Genannten in der Umgebung von Verteneglio gesammelte Fundstücke, und zwar von

a) Smergo, Anhöhe (170 m hoch) zwischen Verteneglio und dem Castellier von Villanova, l. von der Strasse nach letzterem Orte; sieben römische Kupfermünzen:

1. republ. As, verwischte Darstellung, 32·30 gr.
2. republ. As, Darstellung nicht erkennbar, 34·25 gr.
3. Vielleicht ein Semis, von der Darstellung nicht das Geringste zu erkennen, 15·95 gr.
4. Ti. Claudius Caesar Aug. p. m. tr. p. imp. p. p. Kopf n. r. — R. S. C. u. Krieger n. vorn, den behelmten Kopf n. l. gewendet, in der L. die Lanze, die R. im Redegestus erhoben. Umschrift: Constantiae Augusti = Cohen, Claudius, n. 14 (11·2 gr.).
5. Numerianus. Kopf n. r. — R. Figur u. principi juventut. = Cohen VI^2 p. 376 n. 76.
6. Constantin M. Kopf n. l. — R. Figur und Soli invicto comiti. = Cohen VII^2 p. 291. n. 533.
7. Ganz unkenntlich gewordenes Stück.

Ferner eine frührömische Charnierfibel, ähnlich Gurina (Taf. VI, Fig. 12), aber mit schlitzförmig durchbrochenem Bügel, 5·5 cm lang; ein gegossenes Bronzebeschläge, 4·3 cm lang, und einen hohlen, henkelbecherförmigen, blauen Glastropfen, 2·5 cm lang.

b) Baredine bei Crassiza, circa 3·5 km. östlich von Verteneglio: eine römische Bronzemünze.

Imp. Caes. M. Aur. Sev. Alexander Aug. Büste des Kaisers mit Lorbeerkranz. — R. Romae aeternae. Roma sitzend n. l., mit der L. das Scepter, auf der R. eine Victoria haltend, neben (hinter) der Göttin ein Rundschild; im Abschnitte S. C. = Cohen, Alexander Severus, n. 523. Sesterz, beschnitten.

Dann ein bronzener Schnallenring, kreisförmig, mit viereckigem Dornrahmen, gekerbt, 6 cm lang, und ein gravirtes Zierbeschläge mit Nietlöchern, 5 cm lang.

c) Einer Fundstelle zwischen Verteneglio und Turini (letzterer Ort liegt nur 0·8 km westlich von dem ersteren): Bronzener Delphin, rohe Arbeit, 7 cm lang.

d) Gromazzi, einem Castellier im Gemeindegebiete von Verteneglio: Bronzene Glocke, eiförmig, mit Ring, 7·5 cm hoch.

e) Pedrola, 1·5 km südlich von Verteneglio; drei römische Bronzemünzen: 1. Titus mit provident. S. C. u. Altar, Cohen I^2 p. 444, vgl. n. 173—176. — 2. Antoninus Pius. — 3. Marc Aurel (?).

[1]) Die Schale Fig. 10 scheint eine plumpe Nachahmung estensischer Thonschalen mit ähnlichem Henkel wie Soranzo, Scavi Nazari, Taf. I, Fig. 4 (vgl. Not. d. Sc. 1882, Taf. IV, Fig. 16).

Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa.

Von **Dr. M. Haberlandt,**

k. u. k. Custos-Adjunct der ethnogr. Sammlung des k. k. naturhist. Hofmuseums und Privatdocent an der k. k. Universität in Wien.

(Mit 37 Text-Illustrationen.)

1.

Ueber Formosa und seine Einwohner besitzen wir eine verhältnissmässig reiche Literatur, deren Inhalt indessen in keinem rechten Verhältnisse zu ihrem Umfange steht. Ueberblickt man die langen Literaturnachweise, die Terrien de Lacouperie in seinen belangreichen „Formosa Notes on MSS., Races and Languages“ (The Journ. of the R. Asiatic Society of Gr. Britain and Ireland, N. S. XIX, Vol., p. 459) über die Linguistik und Ethnologie der Formosaner beigebracht hat, durchmustert man vollends die von Henri Cordier in C. Imbault-Huart's neuestem Standardwork über Formosa („L'île Formose, histoire et description“, Paris 1893) zusammengestellte Bibliographie, welche nicht weniger als 55 Quartseiten füllt, so sollte man glauben, dass diese Insel zu den bestbekannten Gebieten der Erde gehören müsste. Trotzdem verdient Formosa eigentlich noch heute seinen einstigen Ruf einer geheimnissvollen Insel. Sowohl die Geographie wie die Ethnologie derselben ist keineswegs mit ihrer Aufgabe fertig geworden und die Beobachtungen und Theorien der Reisenden und Forscher widersprechen sich in vielen wichtigen Punkten derart, dass eine endgiltige Klärung zahlreicher Fragen noch nicht möglich ist und der Zukunft vorbehalten bleibt. Namentlich über die Zusammensetzung und Herkunft der eingeborenen Bevölkerung sind die verschiedensten Ansichten laut geworden. Die Ansichten und Volksnamen, welche die Herren der Insel, die Chinesen, in ihrer geographischen Literatur hierüber beibringen, sind wissenschaftlich belanglos (Terrien de Lacouperie, l. c., p. 444). Die Mehrzahl der Linguisten und Ethnologen, welche sich mit der eingeborenen Bevölkerung beschäftigt haben, sind für die malayische Abstammung der Eingeborenen eingetreten, so Swinhoe, Taintor, Dodd, Warburg und viele Andere. Dagegen hat Arnold Schetelig für die Bergbevölkerung des Innern nicht-malayischen Charakter behauptet („On the Natives of Formosa“ in „Transactions of the Ethnolog. Society“, London, 1869, Vol. VII, pp. 292—297, und Zeitschr. f. Sprachw. u. Völkerpsychologie, Vol. V, p. 435 ff.) und Hamy hat in seiner Abhandlung: „Les Négritos à Formose et dans l'archipel Japonais“ (Société d'Anthropologie, Paris, Bullet., 2e série, VII, p. 843 ff.) diese Ansicht acceptirt und erweitert. Der bekannte Sinologe Terrien de Lacouperie wieder hat in seiner gedachten Abhandlung die Bevölkerung von Formosa mit der Aboriginerbevölkerung des südlichen China, den Miao-tse, den Gyarung, den Thu-man in Kweitschou, den Toungthus von Birma u. s. w. zusammengebracht und stützt diese Identificirung auf Glossar (§ 102), morphologische Analogien in den betreffenden Sprachen (§§ 105—107), auf Verwandtschaft der Sitten (§ 58) und auf anthropologisches Material (§ 59). Ohne in diese Streitfragen nach ihrem ganzen Umfange eingehen zu wollen, beabsichtige ich, im Folgenden nur einige Beiträge zur Ethnographie eines Theiles der Insel zu liefern, die sich auf concrete Dinge stützen, indem sie relativ recht vollständige ethnographische Sammlungen von Formosa zur Basis haben. Zwei dieser Collectionen befinden sich im Besitze der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, für welches sie von Dr. Friedrich Hirth, gegenwärtig in Tschungking, früher in Tamsui auf Formosa, und von Herrn Stefan Tisljar an Ort und Stelle erworben worden sind. Eine ziemlich reiche Sammlung formosanischer Objecte hatte ich im Vorjahre im Berliner Museum für Völkerkunde Gelegenheit zu studiren, wenn auch die Provenienzangaben der verschiedenen Sammler (Aichberger, Schnepel, Kleinwächter, Joest) hier nicht überall von der wünschenswerthen Genauigkeit waren. Die Generalverwaltung der königl. Museen zu Berlin, und speciell der Vorstand der betreffenden Abtheilung, Herr Professor Dr. Alb. Grünwedel, gestatteten mir die Benützung und Publication dieser Sammlung in der liberalsten Weise, wofür ich hier

öffentlich meinen aufrichtigsten Dank abstatte. Ebenso bin ich Herrn Director Dr. L. Serrurier, dem Vorstande des Ethnograph. Rijksmuseums zu Leiden, zu lebhaftem Dank verpflichtet für die gewährte Unterstützung, indem derselbe die formosanischen Objecte der Leidener Sammlung freundlichst für mich photographiren liess. Das wichtigste und reichste Material bildeten freilich für meine Arbeit die Wiener Sammlungen mit zusammen 124 Nummern, deren Publication mir vom Vorstande der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, Herrn Custos Franz Heger, bereitwilligst gestattet wurde. Durch dieses Material wird es mir, wie ich glaube, möglich sein, für die oben berührten Streitfragen eine Reihe neuer Indicien zu gewinnen, die auf einer sicheren Basis ruhen. Das linguistische Material, soweit es erhoben und gerettet worden, ist erschöpfend untersucht worden und hat wohl kaum mehr etwas Neues zu entdecken; die ethnologische Schilderung und Beobachtung ist ebenfalls vorläufig beendet und bietet in allen Berichten ähnliche Züge, die indessen zu allgemein und schwankend sind, um aus ihnen sichere Kriterien für die ethnographische Stellung der Inselbevölkerung zu gewinnen. Dagegen ist die ethnographische Ausstattung, der concrete Lebens- und Culturapparat der Formosaner, eine noch unausgeschöpfte Quelle und durch die Bestimmtheit aller hier einschlagenden Details geeignet, als Unterlage zur ethnischen Charakterisirung zu dienen. Zu diesem Zwecke versuchen wir, auf der Grundlage unserer Sammlungen eine ethnographische Schilderung der formosanischen Eingeborenen, und zwar derjenigen Stämme, welche die weite Ebene von Kapsulan im Nordosten der Insel bewohnen.

2.

„In grösster Reinheit," sagt Dr. Arnold Schetelig („Sprachen der Ureinwohner Formosas", Zeitschr. f. Sprachw. u. Völkerpsychologie, V, p. 440), „sind die Shekwans auf der Dünenreihe anzutreffen, die sich an der Ostküste von Sao-Bay nach Norden hin erstreckt und die fruchtbare Ebene von Kapsulan gegen die Gewalt des anströmenden Stillen Oceans schützt." Die Eingeborenen sind vor den eingewanderten chinesischen Colonisten, welche die fruchtbare Ebene für sich in Anspruch nahmen, auf die kahlen Dünenstrecken zurückgewichen, welche die chinesischen Siedler bisher verschmäht haben. Bezüglich der anthropologischen Beschaffenheit dieser Gruppe bin ich in der Lage, das dürftige kraniologische Material, das uns bisher über die Formosaner vorliegt[1]), durch Mittheilungen über zwei in der Wiener Sammlung befindliche Schädel zu bereichern. Herr Professor Dr. Emil Zuckerkandl, welcher die zwei Schädel besichtigt und untersucht hat, hatte die Güte, mir hierüber folgende Bemerkungen zukommen zu lassen:

1. Männlicher Schädel.

„Maasse: Länge 182, Breite 132. Höhe nicht messbar. Ohrhöhe 108, Gesichtslänge 120, Gesichtsbreite 134, Oberkieferlänge 73, Breite des Oberkiefergerüstes 99, Höhe der Orbita 33, Breite der Orbita 36, Nasenlänge 57, Nasenbreite 27, Capacität nicht messbar.

Indices:

Längenbreitenindex . . .	72·5
Gesichtsindex	88·0
Nasenindex	47·4
Augenhöhlenindex	91·7

Schädel kräftig gebaut, schwer, dolichocephal, chamaeprosop, hypsi- beziehungsweise mesokonch, mesorrhin und leicht prognath. Auf der rechten Seite des Schädels findet sich eine ausgebreitete ausgeheilte Lochfractur.

Supraorbitalgegend leicht gewulstet, Nasenfortsatz des Stirnbeines breit, seitlich lang und weit lateralwärts ausgreifend. Augenhöhleneingang viereckig und hoch, seine Form wesentlich beeinflusst von der Breite des frontalen Nasenfortsatzes. Nasenrücken flach; Nasenfortsätze der Oberkieferbeine schmal und frontal gestellt, die Nasenbeine wohl lang, aber flach, nur wenig über die Stirnfortsätze der Oberkieferbeine vorspringend, überdies leicht sattelförmig eingebogen. Aeussere Nasenöffnung breit.

„Zähne kräftig gebaut und nicht durch Feilung deformirt.

2. Schädel eines 7—8 Jahre alten Kindes, von dem ich, seines fragmentarischen Zustandes halber, keine Maasse gebe. Auch er war aber durch Langbau ausgezeichnet."

„Da ich der Meinung bin, dass der typische Malayenschädel durch Langbau ausgezeichnet war, so repräsentiren die zwei Kranien den Typus reiner als viele Malayenschädel, die in unseren Sammlungen aufbewahrt werden."

[1]) Schetelig, On the Natives of Formosa, hat vier Schädel von formosanischen Eingeborenen publicirt und abgebildet. „Transactions of the Ethnolog. Society", London, VII, p. 215 ff.

Auch auf Photographien von Eingeborenen, die in Tokoham (Nordformosa) 1891 aufgenommen wurden und die sich ebenfalls in der Wiener Sammlung befinden, springt der malayische Typus in Gesichtsbildung und Haarbeschaffenheit, soweit derselbe aus den Bildern beurtheilt werden kann, in die Augen. Auffallend ist das Fehlen der Zahnfeilung, welche durch den Schädelbefund sichergestellt ist und die auch in der Literatur nirgends erwähnt wird. Dagegen ist das Ausschlagen der Augenzähne, das an Kindern im Alter von 6—8 Jahren vordie Zähne mit frischen Kräutern schwarz färbten, was an japanische Sitten erinnern würde, wenn nicht vielleicht die natürliche Schwärzung der Zähne in Folge des Betelgenusses damit verwechselt ist.

Die von mehreren Berichterstattern, Taintor, J. Dodd (Journal of the Straits branch, 1885, p. 76), Joest (p. [58]), erwähnte und beschriebene Tätowirung ist auf einer unserer Photographien auf's Deutlichste erkennbar. Die von Taintor angegebene Differenz zwischen der Tätowirung der Mädchen und der verheirateten Weiber, bei welch' letzteren ein breiter

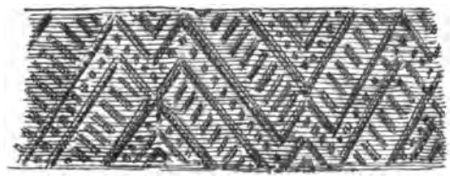


Fig. 223.

Fig. 224.

Fig. 225.

Fig. 226.

Fig. 227.

Fig. 228.

Fig. 223—228. Bordürenmuster von formosanischen Geweben ($^1/_1$).

genommen wird, die Regel, wie von verschiedenen Beobachtern [1]) übereinstimmend berichtet wird. Die Motive für diese Sitte, welche ursprünglich, wie die Zahnfeilung, sicherlich ihre Bedeutung für die Stammeszugehörigkeit gehabt hat, sind der Bevölkerung nicht mehr deutlich. Taintor gibt als Grund der Sitte den Glauben an, ihre Schnelligkeit und ihr Glück beim Jagen damit zu erhöhen. Joest erfuhr auf Befragen (l. c., p. 58), das Zahneinschlagen geschehe, „damit mehr Wind in sie hineinkomme", was mit ersterem Motive übereinstimmt.

Das chinesische topographische Werk: „Thai wan futschi" (Fragm., übersetzt von Dr. Friedrich Hirth, Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien, XXII, p. [91], auch Z. f. E., Berlin, Vol. XXV, p. [333]) gibt auch die Mittheilung, dass sich die Eingeborenen Tätowirstreifen von Ohr zu Ohr quer über das Gesicht läuft, findet vollständige Bestätigung.

Das Barthaar der Männer wird ausgerupft. (Ogilby's Atlas Chinensis.)

Die Kleidung der Eingeborenen gehört der subtropischen Tracht an. Theilweise sind es genähte, theilweise umgeschlagene Kleidungsstücke, die zur Verwendung kommen. Es sind Erzeugnisse der eigenen Arbeit mittelst kleiner Webstühle, genau, wie sie von den Philippinen bekannt sind. Zwei unserer Photographien zeigen Weberinnen von Nordformosa bei der Arbeit. Mit den Füssen hält die auf einer Matte am Boden sitzende Frau den Endpflock des Webstuhles, um welchen die Kette läuft, während sie mit einer um ihren Rücken gehenden Schnur das andere Ende der Kette spannt [1]). Der Webeapparat, welchen E. Taintor ausführlich beschrieben

[1]) Taintor E., N. China br., 1874, p. 22; Joest, Z. f. E. 1882, p. (53).

[1]) Ganz ähnlich die Beschreibung bei Taintor.

hat (l. c., p. 16), ist mit dem Webstuhl der Tinguianen vollständig identisch. Die Gewebe werden mit eingewirkten Mustern in rother und blauer Wolle decorirt. In den Fig. 223—228 sind einige der gewöhnlichsten Bordurenmuster abgebildet, welche mit malayischen, z. B. batakschen Gewebeornamenten die grösste Aehnlichkeit haben. (Vgl. die Abbildungen 66—71 in Meissner-Müller's Beschreibung einer Batak-Sammlung. Veröffentl. aus dem k. Museum f. Völkerk. Berlin. III. 1/2.) Erwähnenswerth erscheint die Vorliebe der Frauen für blaue Decoration, da in der Mehrzahl der zum speciellen Gebrauche der Weiber bestimmten Kleidungsstücke die blaue Musterung festgehalten ist.

Unter den Kleidungsstücken, von welchen in den Sammlungen Jacken mit und ohne Aermel (chōlus, vgl. malay. „ulas", Hülle), Röcke, Schürzen, Umlegtücher, Bauchbinden begegnen, sind ethnologisch die selbstständigen Doppelärmel mit Stegverbindung und die Einzelbeinkleider der Frauen bemerkenswerth. Jedes Bein, und zwar der Unterschenkel, wird für sich mit Baumwollzeug umwickelt, wahrscheinlich zum Schutze gegen das Gestrüpp, das die Waden der Männer arg zerkratzt (Joest, l. c., 58, 59), und bei der Feldarbeit (Transactions of the Ethnol. Soc. N. S. VI, p. 140 nach Dr. Collingwood). Uebrigens besitzen auch die Weberinnen auf unseren Photographien diese Beinbekleidung.

Bemerkenswerth ist, dass die Tracht der Häuptlinge und ihrer Familien wenigstens durch die Decoration der Kleidung von der gewöhnlichen abweicht[1]). Wir haben in unserer Sammlung einige Häuptlingsröcke und -Jacken, die an den Säumen nebst der Bordure Besatz mit eigenthümlichen Muschelperlen von gelblich-weisser Farbe besitzen, die auch im Schmuck eine gewisse Rolle spielen. Diese „pulatsu" genannte Perlensorte, über welche unten noch ausführlicher zu handeln sein wird, ist als Kleiderschmuck ein Prärogativ der Häuptlingsfamilien, wenn auch vielleicht gegenwärtig dasselbe bereits vielfach verwischt erscheint.

Die Kopfbedeckung bietet manches Bemerkenswerthe. Die Männer tragen eigenthümliche, aus Rottan geflochtene Kappen mit einem Schirm nach Art der Jockey-Mützen, der indessen gegen den Nacken gerichtet ist und denselben schützt. Ob hier vielleicht eine Nachahmung alter holländischer Matrosenmützen vorliegt, oder ob es sich um einen primitiven Helm nach Art der japanischen handelt, vermag ich nicht zu entscheiden. Die schirmlosen Rottang- und Rehfellkappen erinnern ganz an die ähnlichen Mützen der Dajaken auf Borneo. Die Weiber umwickeln ihren Kopf mit einem Baumwollzeug, bei dessen Schlingung zwei lose Zipfel hörnerartig nach oben zu stehen kommen (Atlas Chinensis von Ogilby; auch auf den Photographien ersichtlich). Diese Art Kopfbedeckung ist derjenigen bei den Bataks üblichen (Brenner, Unter den Kannibalen Sumatras, p. 273) recht ähnlich, allerdings überhaupt aber eine sehr natürliche Schlingung.

Zwei erwähnenswerthe Ausrüstungsstücke unserer Sammlung sind endlich ein Lederkoller oder

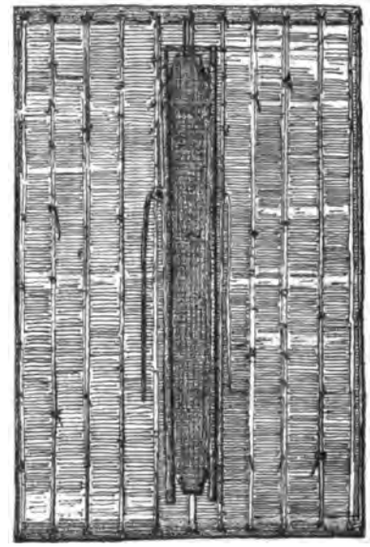


Fig. 229. Rückenschirm (1/15).

Brustschurz, der zum Schutze gegen feindliche Angriffe um den Hals gelegt und daselbst festgemacht wird, und ein Sonnendach, das zum Schutze gegen Sonne oder Regen bei der Feldarbeit über Kopf und Rücken gebunden wird. Die nächsten Analogien zu ersterem bieten einerseits die chinesischen Brustpanzer, welche die Chinesen von den Mandschus erhalten haben, andererseits auf malayischer Seite die Kriegsjacken und -Brustpanzer der Dayak. Der Rückenschirm gegen Sonne und Regen (abgebildet in Fig. 229), besteht aus einem grossen, viereckigen Holzgerüst mit Rohrfüllung, das mittelst Schnüren um die Schultern festgebunden wird. Es erinnert an die primitiven Regen- und Sonnendächer verschiedener Stämme auf den Philippinen, wie der Calingas (in Nordluzon), welche eine Matte über den Rücken binden, „Ausland" 1893, p. 329, oder

[1]) Siehe auch Taintor, l. c., 21.

der Banane (Bontoc), von welchen kapuzenförmige Regendächer aus Palmblattstreifen über den Kopf gestülpt werden.

Die Schmuckformen der Eingeborenen von Nordformosa sind mannigfaltig entwickelt und in unserer Sammlung besonders zahlreich vertreten. Was zunächst den Ohrschmuck betrifft, so sind neben den in der Literatur[1]) häufig erwähnten Bambusstäbchen mit Quaste von Wollfäden (Fig 230) oder

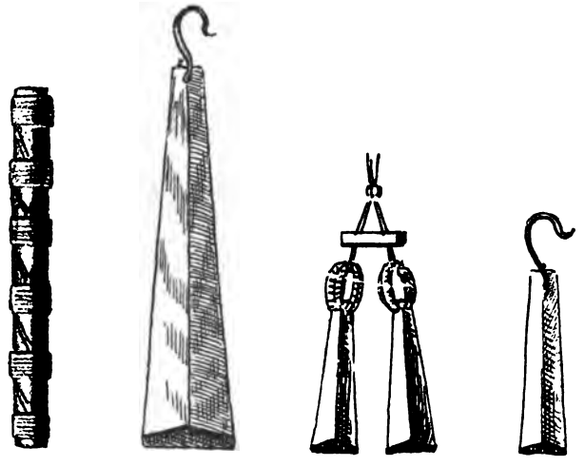


Fig. 230. Fig. 231. Fig. 232. Fig. 233.

Fig. 230—233. Ohrgehänge von Nord-Formosa (1/3).

Kettchen von Glasperlen, sowie den runden Ohrbommeln aus Muschelschale oder Metall, die in dem erweiterten Ohrläppchen getragen werden, die obenstehend abgebildeten Ohrgehänge (Fig. 231—233) aus zugeschliffenem Marmor, an Messinghäkchen, für viereckigen verzierten Beinstückchen (Fig. 234), mit welchen auch mitunter die Häuptlingsröcke verziert werden.

Eine andere, durch ihre feine Arbeit ausgezeichnete Form ist die unter Fig. 235 abgebildete, welche aus weissen Marmorplättchen, die durch mehrreihige Glasperlenschnüren (von chinesischen Glasperlen) untereinander verbunden sind, besteht.

Sehr häufig ist auch Halsschmuck aus wilden Eberzähnen und sonstigen Zähnen, mit welchen sich besonders alte Männer und junge Krieger zu schmücken lieben (J. Dodd, l. c.). Sie werden oft als Erbstücke, hauptsächlich aber als Zeichen individueller Tapferkeit getragen. An diesem Halsschmucke werden häufig auch als Zeichen der Tödtung eines Chinesen ein oder mehrere Haarbüschel von dessen Zopf angehängt. Das Gleiche ist Sitte beim Armschmuck aus Eberzähnen (Fig. 236), der aus vier mit einander

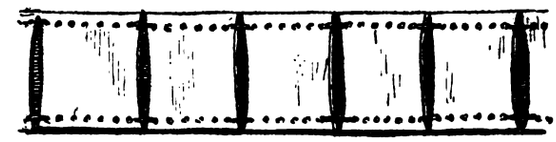


Fig. 234. Halsband (1/1).

zirkelrund verbundenen Eberzähnen besteht, an welchen fünf Haarbüschel (eines Chinesen) angeknüpft sind. Diese von vielen Gewährsmännern berichtete Sitte findet ihre genaue Parallele auf den Philippinen, von wo Dr. A. Schadenberg über die Guinanen, Z. f. E. 1887, p. (148), mittheilt: „Bei

Fig. 235. Halsband (1/3).

Nordformosa charakteristisch. Diese Formen sind es wohl, von welchen das Thai wan futschi berichtet, dass ein Stück Elfenbein (hsiang-tzu) an einem hölzernen Ringe (mu-huan) im durchlochten Ohre getragen werde (Hirth, l. c, p. [91]). Um den Hals werden gegenwärtig von Männern und Weibern Schnüre mit chinesischen und europäischen Glasperlen, Samenperlenketten, Flanellstreifen mit Porzellanknöpfen benäht getragen; als ältere originale Formen bietet unsere Sammlung Halsbänder aus Festlichkeiten tragen sie an den Oberarmen Ringe, bestehend aus zwei Schweinshauern, die durch einen nach aussen stehenden Aufsatz mit Haarbüscheln, meist Menschenhaar, verziert sind.“ (Auch die Tinguianen haben solche Armringe.)

Neben derartigen Armringen, Armschmuck aus Metall und Muschelschale, Glasperlen u. s. w. erwähne ich noch zwei bemerkenswerthe Stücke unserer Sammlung, die umstehend in Fig. 237 und 238 abgebildet sind.

Sie sind aus feingespaltenem Rottan geflochten, und zwar Fig. 237 derartig, dass bei ovalem Quer-

[1]) Jobst, l. c., p. 59 f.; Taintor, l. c., p. 22; R. Swinhoe, R. Geogr. Soc., London, Proceedings X, 1866, p. 122 f.

schnitt des Flechtwerkes nach aussen zu eine Rinne schlitzartig verläuft. Wir haben es hier zweifellos mit einem Rasselring zu thun, in dessen Höhlung rasselnde Samen oder Steinchen zum Rollen gethan

Fig. 236. Armschmuck (1/3).

wurden, um wahrscheinlich beim Tanzen den Tactschall zu erzeugen. Fig. 238 zeigt dieselbe Form in degenerirter Entwicklung. Der Schlitz hat sich er-

Fig. 237.

Fig. 238.

Armringe aus Rottan (1/4).

weitert und ist daher hier der ursprüngliche Zweck der Form vollständig vergessen und verfehlt.

Ganz besondere Aufmerksamkeit erfordern und verdienen zwei seltene Schmuckstücke der Wiener Sammlung: ein Bräutigamskopfputz und der Hüftenschmuck der Braut, welche untenstehend in Fig. 239 und 240 abgebildet sind.

Der erstere ist durch ein Flechtwerk aus gespaltenem Rohr gebildet und mit zahlreichen Schnüren von aufgefassten gelblich-weissen Muschelperlen überzogen. Der zweitheilige Hüftenschmuck der Braut besteht in Gehängen von Muschelperlenschnüren, welche am unteren Ende jede ein Messing-

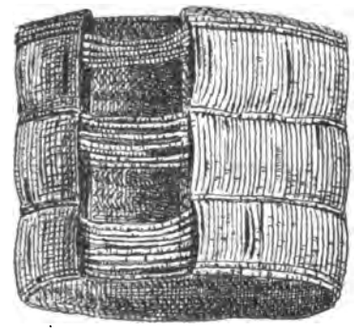


Fig. 239. Kopfputz des Bräutigams (1/4).

schellchen tragen. Ein sehr ähnlicher Frauenschmuck ist von Schadenberg auch von den Bagobos („Saya", Z. f. E. 1885, p. 11) bekannt gemacht worden. Das Interessanteste an diesen zwei Schmuckformen ist das Material, die Muschelperle, Namens „pulatsu". Taylor theilt hierüber in seinem „Charakteristic traits of the Island Formosa and its aboriginal in-

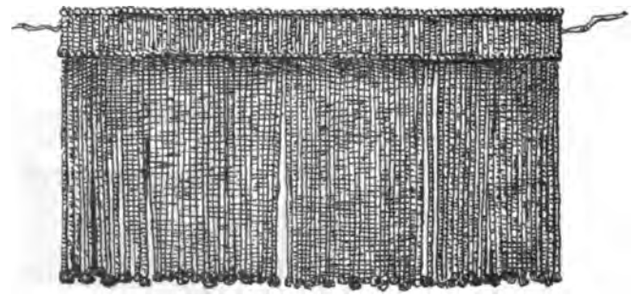


Fig. 240. Hüftenschmuck der Braut (1/4).

habitants", London, Roy. Geogr. Soc. Proceedings XI, 1889, p. 233, das Folgende mit:

„Death also follows careless handling of the sacred bead pulatsoo. Pulatsoo is a bead, formed out of very fine clay, and is much used by priestesses in their divinations. Strings of these beads are worn by the chiefs and head priestesses, but to others the wearing of them is forbidden. A tiara of pulatsoos forms the crown of the supreme chief of the Southern Paiwans. The chief wears this crown only once in his lifetime on the day of his accession." Aus diesen

Angaben erhellt der geheiligte und prärogative Charakter jener Muschelperlen, von welchen blos irrthümlich angegeben wird, dass sie aus sehr feinen Thon gefertigt seien. Die Häuptlingskrone aus diesen Perlen, von welchen oben die Rede ist, ist wohl ähnlich wie unsere Bräutigamsmütze zu denken, wenn sie nicht mit derselben gänzlich identisch ist. Auch

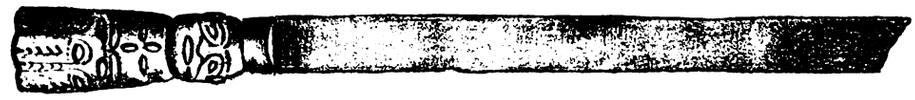


Fig. 241. Messer (1/4).

John Dodd hat jedenfalls solche Perlen im Auge, wenn er p. 73, l. c., darüber folgende Mittheilung macht:

„It seems to be quite a common article of barter amongst them. They use strings of small beads made of cuttle-fish bone (?) not only as ornaments for their heads and necks, but as a circulating medium. Necklaces, earrings and trinkets of various kinds are made of it. The aborigines of the northern and central mountains are immensely fond of all sorts of trinkets."

Daraus geht hervor, dass diese Muschelperlenschnüren als eine Art Geld angesehen und verwendet werden, was mit der Bedeutung unserer Schmuckgegenstände bei der Eheschliessung gut übereinstimmen würde. Es ist schon vorhin bemerkt worden, dass mit diesen Perlenschnüren auch die Häuptlingskleider ausschliesslich verziert werden.

Weniger Originelles bietet die Bewaffnung der Formosaner dar, die bei dem kriegerischen Charakter der Eingeborenen übrigens in der Regel eine sehr vollständige zu sein pflegt.

Der unzertrennliche Begleiter des Formosaners ist das Messer lalão, mit Eisenklinge, dessen Griff aus Holz geschnitzt und häufig wie die Pfeifenköpfe figural verziert ist. Die obenstehende Fig. 241 bildet ein solches Messer aus dem Besitze des königl.

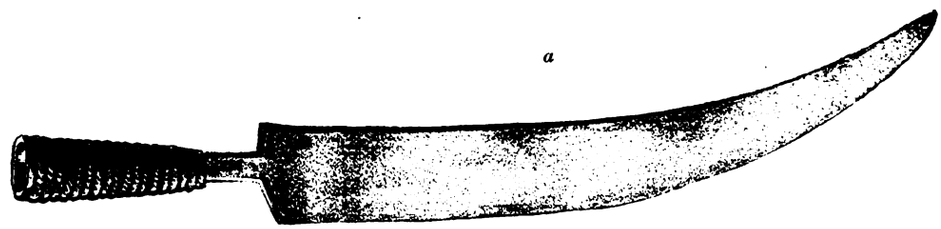


Fig. 242. Messer (1/4).

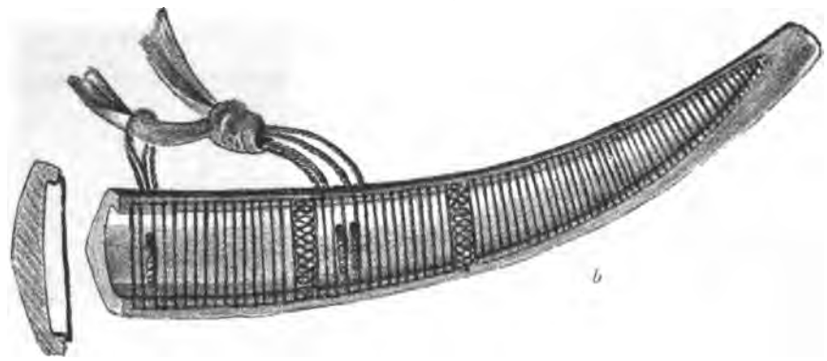


Fig. 243. Scheide (1/4).

Museums für Völkerkunde in Berlin (Sammlung Kleinwächter, Nr. 5346, 1/4 der natürl. Grösse) ab.

Die Klinge wird meist durch eine Scheide geschützt, die auf einer Seite offen und durch Drahtgeflecht verziert ist. Sehr häufig wird am Ende der Scheide ein Haarbüschel, ähnlich dem an Hals- oder Armringen, befestigt. Die Klinge ist meist chinesisches Fabrikat und wird wie die Speer- oder Pfeilspitzen im Tauschhandel von den Chinesen erworben. Das Messer dient als Buschmesser für das Dickicht, für

die Jagd zum Tödten und Zerlegen der Beute, zum Holzspalten, zum Kopfabschneiden, dieser eminent malayischen Unsitte. Unter Fig. 242 findet sich umstehend die Abbildung der typischen Messerform (*a*) von Nordformosa, mit einseitiger Scheide Fig. 243 (*b*), deren Querschnitt dieselbe Figur *c* darstellt.

Die Klinge ist wie beim obigen Stück chinesisches Fabrikat und dient, auf eine Stange aufgesteckt, auch als Speerklinge. Die einseitige Scheide ist charakteristisch; sie findet sich nach Kreitner (Im fernen Osten) im südlichen China, in Katschin, verbreitet. Sie ist für die Messer und Schwerter von Sikkim und Bhotan bezeichnend, sie findet sich auch auf Borneo bei den Dusun-Dayak von Britisch Nord-Borneo. Die Messer werden nach malayischer Sitte hinten im Gürtel eingesteckt getragen (Roy. Geogr. Soc. Proceedings X, 1866, p. 126).

Demnächst sind die Speere als Hauptwaffen zu nennen. Die eisernen Speerklingen werden einfach mittelst gespaltenem Rottan oder Bambus an den Holz- oder Bambusschaft festgebunden. Auch für Speerklingen existiren einseitige Scheiden ähnlich denjenigen für Messer; ein Stück im Berliner Museum für Völkerkunde, Nr. 4512, Coll. Dr. W. Joest. Die abgeschlagenen Köpfe der Feinde werden auf den Speer gesteckt und so heimgebracht. Nach dem Thai wan futschi, übersetzt von Dr. Fr. Hirth, sind sie über 5 Fuss lang, und treffen die Eingeborenen auf 100 Schritte damit sicher ihr Ziel.

Mit den Speeren zugleich führen die Formosaner Bogen und Pfeil, in deren Verwendung sie von ihrer frühesten Jugend an geübt werden. Die Bogen sind zumeist aus Bambus gefertigt, manchmal beflochten, besitzen in der Mitte eine Verdickung mit Mittelrinne zum Einlegen eines Reserve-Pfeiles [1]) und eine Pflanzenfaserschnur, deren Befestigung an den beiden Enden aus den obenstehenden Fig. 246 u. 247 ersichtlich. Die Pfeile tragen Eisenspitzen von verschiedener Form (siehe Fig. 248—250) von chinesischem Fabrikate. Die Schäfte derselben bestehen aus knoten-

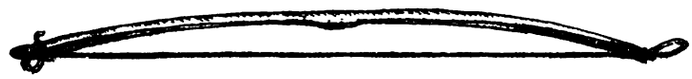


Fig. 244. Bogen ($^1/_{14}$).

Fig. 245.
Mittelstück des Bogens mit Pfeilrinne ($^2/_3$).

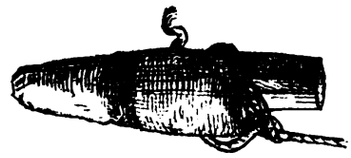


Fig. 246.

Fig. 247.
Endstücke des Bogens ($^1/_2$).

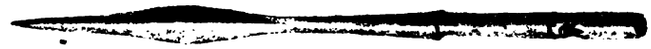


Fig. 248.

Fig. 249.

Fig. 250.
Fig. 248—250 Pfeilspitzen ($^1/_3$).

[1]) Ich ersehe dies aus einer Photographie, welche einen Eingeborenen in Schiessbereitschaft zeigt. Nach einer Notiz in Roy. Geogr. Soc. Proceedings X, p. 126, dient diese Rinne zur Aufnahme der abgespannten Sehne: „Bows are made of though wood and have a notched rest in the middle for the string, when loose, to rest in."

losem Rohre und sind hinten befiedert oder glatt; das Endstück des Rohrschaftes ist zuweilen durch eingeschnittene Zeichnungen verziert und besitzt manchmal eine Kerbe zum Ansetzen an die Sehne. Man ersieht diese Details aus den untenstehenden Fig. 251—253. Der oben abgebildete Bogen und

Fig. 251.

Fig. 252.

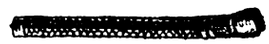


Fig. 253.

Fig. 251—253. Pfeilenden, theilweise befiedert (1/3).

die nebenstehenden Pfeile kamen aus der Gegend von Chipchipkoi (Inneres Changua), Mittelformosa.

Die Eingeborenen spannen den Bogen mit den zwei ersten Fingern und dem Daumen und schiessen über den gekrümmten Zeigefinger der Linken, welche den Bogen hält. Zum Einstecken der Pfeile dient nach John Dodd, p. 74, l. c., ein Thierhautstreifen, den sich die Männer um den Leib binden, oder ein Pfeilgehänge. In unserer Sammlung befindet sich nur ein ganz moderner, aus einer europäischen Blechbüchse hergestellter Pfeilköcher.

Bogen und Pfeil dient zum Kampfe, zur Jagd und auch zum Schiessen von Fischen. (J. Thomson, Journal of the Roy. Geogr. Soc., London, Vol. XLIII, 1873, pag. 104.) In diesem Falle werden wahrscheinlich die dreispitzigen Pfeile (mit Bambusspitzen) verwendet, von welchen das Berliner Museum für Völkerkunde mehrere Exemplare (Nr. 4497—4500, Coll. Joest) besitzt. In neuerer Zeit werden auch chinesische Luntenflinten gebraucht.

In Bezug auf Lebensweise, Nährgewerbe und damit Zusammenhängendes bietet unsere Sammlung ein recht kärgliches Material. Zur Bestellung der Felder dienen Hacken mit oval geformtem Eisenblatt, die ausdrücklich als Schmiedearbeit der Wilden bezeichnet werden. Die Fischerei wird, ausser mit Bogen und Pfeil, Netz und Angel, mittelst Reusen betrieben, die aus gespaltenem Rohre erzeugt, mit 1—2 trichterförmigen Eingängen nebst Schiebthüre aus Holz versehen sind und den malayischen Reusen völlig gleichen. Dabei dienen den Fischern kleine, den malayischen Booten ähnliche Kähne aus einem mit Feuer ausgehöhlten Baumstamme (Proceedings of the Roy. Geogr. Soc., XXII, 1878), sowie auch Flösse, von welchen das Berliner Museum für Völkerkunde ein Modell besitzt (Nr. 5292, Coll. Joest). Zum Kochen der Speisen dienen nach Joest (p. 60) thönerne, selbstgefertigte Gefässe, von welchen keine Sammlung meines Wissens bisher Exemplare besitzt; gegessen wird aus Strohschüsseln und Strohtellern und rohen Holznäpfen (Coll. Kleinwächter, 5361—5364, 5366—5369, Berlin). Auch verzeichnet

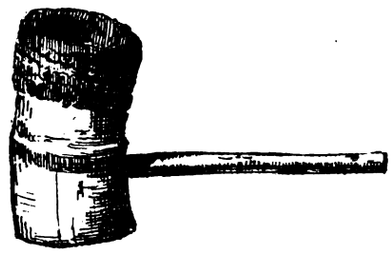


Fig. 254.
Bambuspfeife (1/3).

Vorderansicht.

Fig. 255. Holzpfeife (1/2).
Seitenansicht.

Fig. 256.
Holzpfeife (1/2).

Kleinwächter's Sammlung sub Nr. 5370 hölzerne Löffel.

Beide Geschlechter der Eingeborenen sind leidenschaftliche Tabakraucher. Der Tabak wird aus Bambus- und Holzpfeifen geraucht, deren Formen beide für Formosa charakteristisch sind. Fig. 254 bildet eine Bambuspfeife, Fig. 255—256 Holzpfeifen ab. Die Bambuspfeife besteht aus einem Bambusstück, das nahe der Wurzel abgeschnitten wurde, an welchem die abgeschnittenen Wurzelansätze natürliche Knopfreihen bilden. Fig. 255 (Coll. Kleinwächter, Nr. 5353, Berlin) bildet eine Holzpfeife ab, die eine männliche Figur darstellt. Die Ideen- und Stilverwandtschaft dieses Schnitzwerkes

mit den Schnitzfiguren auf den Pfeifen, Löffeln, Speiseschüsseln etc. der Igorroten auf Luzon ist wohl unabweislich. Desgleichen ist Fig. 256 (Coll. Kleinwächter, Nr. 5354, Berlin), mit Köpfen und Augennägeln verziert (vgl. J. Thomson, Journal of the Roy. Geogr. Soc., London, XLIII, p. 103, über die Verzierung der Pfeifen in Südformosa), nicht unähnlich dem Stil der Verzierung von Metallpfeifenköpfen der Tinguianen. Auch die Gewohnheit der Frauen, die Pfeifen, falls nicht daraus geraucht wird, in's Haar des Hinterkopfes zu stecken (J. Dodd, l. c., 75), ist eine malayische.

Ein für Formosa charakteristisches Object ist die unter Fig. 257—259 abgebildete Maultrommel

Fig. 257. Maultrommel mit Messingzunge (1/2).

Fig. 258. Maultrommel mit Bambuszunge (1/2).

Fig. 259. Maultrommel mit zwei Kupferzungen (1/2).

aus Bambus mit Metallzungen. Dieselbe ist das einzige Musikinstrument der Formosaner. Sie wird beim Musiciren mit der gewölbten Fläche an den Mund zwischen die obere und untere Zahnreihe gelegt, die Schnur auf der rechten Seite festgehalten, während auf der entgegengesetzten Seite der Faden bewegt und gleichzeitig stark gehaucht wird, wodurch brummige Töne entstehen. Nach dem Thai wan futschi (Hirth, l. c., p. 91) bringt der Bewerber um ein Mädchen demselben auf der Maultrommel (k'on-ch'in) ein Ständchen. „Ist es ihr angenehm, so kommt die Jungfrau heraus, um sich mit ihm zu vereinigen." Nach Joest (Die Ainos auf der Insel Yesso, Z. f. E., XIV, 1882, p. [191]) besitzen die Ainos in ihrer Maultrommel, mokorri, ganz dasselbe Musikinstrument. Die malayischen Parallelen von den Dayak, Batak, Sundanesen, Javanen sind allbekannt.

3.

So kärglich und lückenhaft das Material ist, auf welches fussend im Obigen einige Mittheilungen über die ethnographische Ausstattung der nördlichen Formosaner versucht worden sind, so ist doch das Gesammtbild ein sehr bestimmtes und durchaus malayisches Gepräge verrathendes. Im Besondern sind es die Analogien zwischen den Eingeborenen von Formosa und den malayischen Stämmen der Philippinen, die dabei gehäuft hervortreten. Webstuhl, Kleidungsstücke, Regen- und Sonnendach, Schmuckgegenstände, wie Hals- und Armringe aus Eberzähnen, Brautschmuck, Pfeifen- und Griffschnitzereien u. A. m. weisen neben allgemein malayischen Anklängen zunächst auf Objecte philippinischer Stämme hin. In ähnlicher Weise ist in linguistischer, sowohl glossarischer wie morphologischer Beziehung das philippinische Sprachmaterial als das beziehungsreichste gegenüber dem Formosanischen erkannt worden. (Siehe Friedr. Müller, Sprachwissenschaft, II, pp. 87—160; Abbé Favre: Nôtes sur la langue des Aborig. de l'île de Formose; J. Morgan, Ethnology of the Indo-Pacific Islands: Language, Part. I, ch. III, § VIII, p. 150.) Dies Verhältniss näherer und gehäufterer Beziehungen zu der malayischen Bevölkerung der Philippinen würde in der geographischen Lage ausreichende Erklärung finden. Von den umliegenden kleineren Inseln haben die Bashee-Islands eine den Tagalen von Luzon ähnliche Bevölkerung; auch im Südosten von Formosa hat Botel Tobago eine wilde Malayenbevölkerung, deren Culturzustand am meisten dem der centralen Malayenstämme auf den Philippinen entspricht. Mit den soeben betonten Analogien zwischen den sogenannten Chekwans und Chinwans von Formosa und den philippinischen Malayenstämmen soll nun aber keineswegs die Herkunft der Formosaner von der Gruppe der Philippinen behauptet werden; es ist indessen anzunehmen, dass in den Eingeborenen von Formosa eine der nördlichsten Bevölkerungswellen erkannt werden müsse, die, von dem Centrum der malayischen Rasse ausgehend, ehedem auch über die Philippinen hinweggegangen ist. Zur wissenschaftlichen Befestigung aller hier einschlägigen Fragen fehlt uns freilich noch das Meiste, neben dem linguistischen namentlich auch das anthropologische Material.

Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber.

Von **Dr. Lubor Niederle** in Prag.

(Mit 20 Text-Illustrationen.)

I. Die Schläfenringe.

Seit dem Jahre 1877, als Sophus Müller seine Abhandlung über slawische Schläfenringe veröffentlichte, ist, soweit mir bekannt, keine grössere Abhandlung über denselben Gegenstand erschienen, obwohl Müller's Arbeit die slawischen Fachgenossen förmlich zu einer Controle und Ergänzung seiner Arbeit aufforderte.

Erst im Jahre 1891 widmete ich in meiner Schrift „Beiträge zur Anthropologie der böhmischen Länder I." (Prag 1891) einen grösseren Aufsatz der Bedeutung und Verbreitung der S-förmigen Schläfenringe, hauptsächlich jener Formen, die in Böhmen und Mähren gefunden wurden[1]); später ergänzte am Congress der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Danzig Dr. Lissauer die Arbeit Müller's durch die neuen Funde aus Ostdeutschland und den österreichisch-ungarischen Ländern. Seine Abhandlung erschien auch in ungarischer Sprache[2]). Dieser ausgezeichnete Aufsatz Lissauer's bewog mich auf meiner vorjährigen Reise, welche ich behufs Studiums der bedeutenden Museen Russlands unternahm, zu berücksichtigen, wie weit die verschiedenen Arten der Schläfenringe, zumal die S-förmigen, im Osten Europas verbreitet sind. In dieser Abhandlung will ich nun die Resultate meiner Studien vorlegen.

Zunächst aber erlaube ich mir, meine ältere Arbeit sowie jene Lissauer's auf Grund unserer neueren in Böhmen gewonnenen Erfahrungen zu ergänzen.

In den böhmischen Gräbern vom Ausgange der prähistorischen Zeit, datirt durch die Münzen vom X. bis XII. Jahrhundert, kommen an den Schläfen der Schädel drei Arten von Ringen vor.

Der Ring selbst bleibt stets offen, aber seine Enden ändern sich in dreifacher Weise:

1. entweder berühren sich die freien Enden oder überragen sich ein wenig (Typus *a*, Fig. 260 u. 261), oder

2. es ist ein Ende flach und zu einer einfachen Schlinge umgeschlagen (Typus *b*, Fig. 262), oder

3. es biegt sich ein Ende zweimal um in der Form eines einfachen S (Typus *c*, Fig. 263).

Die erste Art findet man häufig, die zweite seltener, die dritte am häufigsten. Dies sind die typischen, S-förmigen Ringe, bei denen zuweilen das Ende noch doppel-S-förmig (Typus *d*, Fig. 264) ausgebildet erscheint[1]). Die typische Form für die böhmischen Gräber bleibt aber die einfache S-Form. Manchmal, besonders an den grösseren Ringen, kommt die S-förmige Schlinge an beiden Enden vor (Fig. 266); so z. B. bei den von Dauba, Votic, Flöhau, Slatina, Vyšehrad, Vysoký Ujezd, Hrušic, Řepořyje, Kladno.

Selten erscheint der Ring verziert mit einer Perle aus Bernstein oder Glas; ich führe nur einen Ring an, der sich in der Sammlung weiland Ritter v. Neuberk, jetzt im Prager Rudolfinum befindet[2]). Dafür sind die tordirten Schläfenringe häufiger vertreten. Diese bestehen aus zwei zusammengebogenen Drähten, welche so tordirt sind, dass am freien Ende eine gepresste Schlinge entsteht (Fig. 267). Aehnliche Stücke wurden bei uns auf den Burgstätten Řivnáč und Levý Hradec bei Prag, in Gräbern

[1]) Příspěvky k anthropologii zemí českých, I. (Beiträge zur Anthropol. der böhm. Länder. I. Die Skelettgräber am Ende der vorhistor. Zeit in Böhmen.) Prag 1891. S. 26—29, 33—41.

[2]) Dr. Lissauer, Ueber den Formenkreis der slawischen Schläfenringe (Correspondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1891. S. 138). A szláv halánték gyűrűk idomairól (Archaeologiai Ertésitő 1891, S. 333). Cf. auch seine frühere Abhandlung „Ueber die hakenförmigen Ringe oder Hakenringe der Slawen" (Zeitschrift für Ethnologie, 1878, S. 107).

[1]) In einigen Gräberstätten sind zwei und auch alle drei Formen vertreten, z. B. bei Flöhau unweit von Podersam, in Libic, Rataje, Letky, Radonic. Die vierte Form (Fig. 264) kommt nur vereinzelt vor, so z. B. in Želenic (zweimal). Einmal wurde die Schlinge noch complicirter vorgefunden, und zwar bei Neštěmic. Dieser Ring (Fig. 265) befindet sich jetzt im Prager Landesmuseum (Katalog-Nummer 1260).

[2]) Aehnliche Ringe kenne ich aus Bayern aus den Gräbern an der Burg Lengenfeld (Museum der Akademie in München), dann aus einigen Gouvernements in Russland. Wahrscheinlich stammt auch ein ähnlicher Hakenring, der sich im Berliner Museum befindet und die Etiquette „aus Oesterreich" führt, aus Böhmen. Seine Perle ist aus feinem Silberdraht geflochten.

von Mukařov, am Velis und dann in Prag selbst in der Karpfengasse „na Kocandě“ (Nr. 71/I) gefunden. Ein kleiner, massiver, aus vier Drähten tordirter Ring kam in den Gräbern von Želenic vor.

Die Schläfenringe dienten zweifellos zum Kopfputz. Die Art des Tragens war aber, den verlässlichen Funden nach, verschieden. Somit ist meiner Ansicht nach die Annahme unrichtig, dass sie blos, wie wir häufig lesen, frei an jeder Kopfseite an einem leinenen oder ledernen Bande herabhingen. Das war vielleicht nur die häufigste Art des Tragens. Für diese Art sprechen unwiderruflich die Reste der Lederbänder, die z. B. am St. Laurenziberge bei Caldus in Westpreussen, bei Szubin und Slaboszewo in Posen, bei Książenice unweit von Warschau und mehrmals auch im eigentlichen Russland (beim Dorfe Olešpol in Wilenskaja sloboda, Gouv. Kiew, bei Žitomir u. s. w.), in Böhmen bei Hoch-Oujezd, Ječovic (?), Königgrätz, Dauba (mehrere) vorgefunden wurden. Auch ist es manchmal an der auf dem Ringe befindlichen Patina ersichtlich, dass der Ring an einem Bande angebracht war (Fig. 268). Solche Beispiele kenne ich an Schläfenringen von Lobositz, Zbuzany, Libochovan u. s. w. Andere Funde zeigen jedoch eine abweichende Tragweise. So wurden in Přemyšlení, Žloukovic, Bořitov Schläfenringe vorgefunden, von denen mehrere — einer in dem anderen — eingehängt waren, und in zwei Gräbern bei Bořitov in Mähren fand endlich Herr Knies ein ganzes Gehänge von Ringen am Schädel so gelagert, dass es von der einen Schläfe zu der anderen unter dem Kinne hinweglief[1]). Wie mir Herr Knies mittheilt, wurde ein ähnlicher Fund bei Bayreuth in Bayern constatirt[2]). Aber auch Böhmen weist etwas Aehnliches auf. Denn im Grabe Nr. III in Libic fand man neuestens auf dem Schädel 10 Schläfenringe, die nach der Angabe des Prof. Píč „so gelagert waren, als wenn sie von dem einen Ohre zu dem anderen, unter dem Kinne hinweggehend, getragen worden wären“[3]).

Fig. 260. Typus *a*. Fig. 261. Fig. 262. Typus *b*. Fig. 263. Typus *c*. Fig. 264. Typus *d*.

Fig. 260—264. **Die typischen Formen der böhmischen Schläfenringe** ($^1/_1$).

Möglich ist auch die Annahme von Beltz, dass sie als Verzierung der Mütze dienten in derselben Weise, wie heute noch manche Völker auf der Balkanhalbinsel und in Russland den Kopfschutz mit verschiedenen glänzenden Klapperblechen und Flitterwerk behängen[4]).

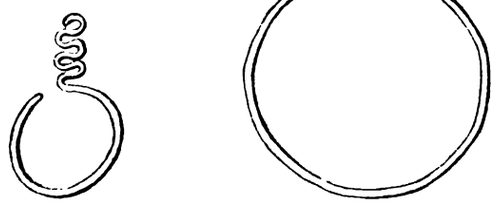


Fig. 265. Ring von Neštěmic ($^1/_1$).

Fig. 266. Ring von Votic ($^2/_3$).

Fig. 267. Ring von Mukařov ($^2/_3$).

Desgleichen scheint mir nichts der Annahme zu widersprechen, dass die S-förmigen Ringe auch als wirkliche Ohrgehänge getragen wurden, besonders jene, welche sehr dünn und am freien Ende zuge-

[1]) Čas. muz. spolku olom. 1892. S. 13. Vier von den Bořitover Ringen weisen die Eigenthümlichkeit auf, dass ihr mit einem Löchelchen versehenes Ende einen Schlangenkopf mit einem Auge vorstellt, während der Bogen nach Knies mit eingravirten Schüppchen verziert und das Ende S-förmig eingebogen ist.

[2]) Nach einer briefl. Mitth. des H. Seyler in Bayreuth.

[3]) Památky archaeologické, Bd. XV, S. 691, 702.

[4]) R. Beltz, Wendiche Alterthümer (Schwerin 1893). Separatabdruck aus dem Jahrbuche des Vereines für Mecklenburg. Geschichte und Alterthumskunde, LVIII, S. 180.

spitzt sind [1]). Früher dachte ich noch, dass die grossen (besonders die tordirten) Ringe auch am Arme getragen wurden. Heute aber bin ich von dieser Meinung abgegangen; alle dienten gewiss nur als Kopfschmuck und die angeblichen Funde, welche nicht in der unmittelbaren Umgebung des Kopfes gemacht worden sein sollen, halte ich bis jetzt für nicht sichergestellt [2]) und bedeutungslos [3]).

Die Grösse der Schläfenringe ist verschieden. Am häufigsten sind sie klein (dünn oder stark) und dann 1·5—2 cm im Durchmesser; die grösseren sind dünn und, wie wir schon bemerkt haben, oft an beiden

Fig. 268.
Ring von Lobositz.

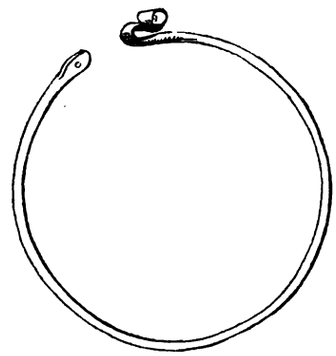


Fig. 269. Ring von Mukařov (1/1).

Enden gebogen oder tordirt. Am häufigsten sind die Ringe aus massivem Draht verfertigt. Die hohlen Schläfenringe führt Müller nur aus dem Książenicer Funde an. Sie kommen jedoch in Norddeutschland ziemlich häufig vor (siehe weiter), so dass wir in ihnen eine typisch nordslawische Form anerkennen müssen. Mir ist bis heute kein ähnlicher Fund von einem anderen Orte bekannt.

Das Material besteht gewöhnlich aus Bronze, seltener aus Silber [4]). Dafür sind die bronzenen Ringe häufig mit Silber oder Gold plattirt. Ringe aus reinem Gold sind äusserst selten. Ich kenne bei uns nur einen solchen Schläfenring, dessen Fundort unbekannt ist, der sich in der kunsthistorischen Sammlung des Prager Rudolfinums befindet (aus dem Nachlasse des Ritters v. Neuberk) [1]). Auch anderwärts sind sie selten; wenigstens erfuhr ich nur von einem solchen Funde aus Schleswig-Holstein [2]), einigen aus Ungarn [3]) und einem von Keuschberg bei Halle [4]). Oefter wurden schon Ringe aus Blei oder Zinn angeführt: aus ersterem Material von Hrádek (Prag), von Lipany und Sellovic in Mähren, aus letzterem von Libějic und Sellovic [5]).

Der böhmische Archäologe Vocel kannte im Jahre 1855 nur 8, im Jahre 1868 11 Fundorte von S-förmigen Schläfenringen in Böhmen. Diese Zahl übernahm von ihm auch S. Müller im Jahre 1878. Ich selbst hatte zur Zeit der Herausgabe meiner „Příspěvky“ schon 59 böhmische Fundstellen notirt, wo sich Schläfenringe bei Skeletten vorfanden, und 14 andere von unsicherer Provenienz, zusammen 73 Fundorte. Jetzt bin ich in der Lage, 124 Fundstätten aus Böhmen anzuführen, und zwar sind es alphabetisch geordnet folgende [6]):

Běchary bei Kopidlno;
Boreč bei Jung-Bunzlau;
Budeč bei Prag;
Bukačov bei Kouřim;
Bydžov Nový (Neu-Bidschau);
Bydžov Starý (Alt-Bidschau);

[1]) Das Loch, mit dem manchmal das freie Ende der Schläfenringe versehen ist, diente nach meiner Ansicht zum Durchstechen eines feinen Drahtes, welcher dieses Ende mit der S-förmigen Schlinge verknüpfen sollte. Für eine solche Verknüpfung der beiden Enden sah ich manche Analogien bei russischen Funden. Solche mit einem Loche versehene Ringe sind mir nur aus Böhmen und Mähren bekannt von Mukařov, Rataje, Flöhau, Lipno, Chrudim, Bořitov (Fig. 269).

[2]) Einen Fund citirt Lissauer (Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen, S. 172, 179) aus Kawenczyn (Hakenringe zu beiden Seiten des Beckens).

[3]) Einmal fand man ein Halscollier aus Bronzezieraten, an dessen Ende ein S-förmiger Ring angehängt war — in dem Depôtfund beim Dorfe Martynowka unweit von Smjäla (Graf A. Bobrinskij, Kurgany etc. bliz mjästečka Smjály (St. Petersburg 1887), Bd. I, Taf. XVIII, Fig. 3, 5.

[4]) Silberne Schläfenringe wurden in Böhmen gefunden z. B. bei Libějic, Sušic, Netolic, Želenic, Neu-Bidschau, Sovenic, Želčany, Úherce, Rataje, in Mähren bei Cholína, Vranovic.

[1]) In meinem oben citirten Werke („Příspěvky“, S. 29) führte ich auch einen goldenen Ring von Cholina in Mähren an. Als Anhaltspunkt diente mir hiefür eine Nachricht (abgedruckt in der Zeitschrift des patriot. Musealvereines in Olmütz i. J. 1884, S. 128), die sich später als unrichtig erwies.

[2]) Müller, l. c., Lissauer, Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1893, S. 475 (bei Alt-Lübeck gefunden).

[3]) Von Gran, Szabad Bathyan und Sós Hartyan. — Der letzte Ring bestand aus Elektron und wurde mit einer Münze des Theodosius II. (408—450) gefunden.

[4]) Beschrieben von Krusk (Deutsche Alterthümer. Halle 1824, Bd. I, Heft 3, Tab. I, S. 51).

[5]) Aus einer Mischung von Blei und Zinn (90 : 10) waren die Schläfenringe von Klein-Tinz (Kr. Breslau) hergestellt. (Nach Dr. Cramer in „Schlesiens Vorzeit“, IV, S. 568.)

[6]) Bei dieser Aufzählung führe ich, wo die deutsche Benennung des Ortes von der böhmischen abweicht, beide an, damit in Zukunft ein und derselbe Ort nicht zweimal gerechnet werde. Die wirkliche Anzahl ist aber weit grösser; denn gewiss gehören hieher auch manche Gräberstätten, deren Beschreibung auf dieselbe Periode hinweist und unter deren Inventar auch „Ringe bei Skeletten“, leider nicht näher bezeichnet, vorkamen.

Bystřic bei Libáň;
Dašic bei Pardubitz;
Dobrá Voda (Hořejší) bei Hořic;
Dobříč bei Smichow;
Doudlebce bei Pilsen;
Drahelčic bei Smichow;
Dražkovic bei Pardubitz;
Družec bei Unhošt;
Dubá (Dauba);
Dymokury bei Kopidlno;
Filipov bei Časlau;
Flöhau bei Podersam;
Hradec Levý bei Prag;
Hrádek bei Časlau;
Hrádek in den Prachower Felsen bei Jičin;
Hrádek am Slupy in Prag;
Hradsko bei Mšeno;
Hrusic bei Prag;
Hředly bei Rakovnik;
Chotiněves (Kuttendorf) bei Leitmeritz;
Jaroměř;
Ječovic bei Libochovic;
Klatovy (Klattau);
Kluky bei Kolin;
Kopidlno am „na Kopečku";
Kouřim (an mehreren Orten);
Krašovic bei Přeštic;
Křeštovic bei Písek;
Libeň (Lieben) bei Prag;
Libic bei Poděbrad;
Libochovan bei Leitmeritz;
Libšic bei Prag[1]);
Libušín bei Kladno;
Lipany bei Böhmisch-Brod;
Lipno Velké (Gross-Lipno) bei Postelberg;
Lišné bei Beraun;
Liteň bei Beraun;
Lovosic (Lobositz);
Malín bei Kuttenberg;
Máslovic bei Prag;
Mněňany bei Beraun;
Mukařov bei Prag;
Nakří bei Budweis;
Nalžovic bei Selčan;
Osic bei Königgrätz;
Otmiky bei Hořovic;
Otruby bei Schlan;
Otvojic bei Kralup;
Panenská vinice bei Prag;
Pečky (Peček);
Písek bei Chlumec;
Podbaba bei Prag;
Postoloprty (Postelberg);
Předměstí Pražké (Prager Vorstadt) bei Königgrätz;
Přemyšlení bei Prag;
Převoz bei Prag;
Radměřic bei Kouřim;
Rataje Hražené;
Ratboř bei Kolin;
Rejšic bei Neu-Benatek;
Řepořyje bei Prag;
Řepov bei Jung-Bunzlau;
Slatina bei Zvoleňoves;
Sovenic („na Moráku") bei Münchengrätz;
Spikaly bei Jung-Bunzlau;
Stodůlky bei Prag;
Stradonic bei Laun;
Sušic (Schüttenhofen);
Svinčany bei Pardubitz;
Šebířov bei Tábor;
Šlovic bei Bürglitz;
Štítary bei Bischofteinitz.
Tasnovic bei Hostaun;
Telce bei Laun;
Tetín (Burgstätte an der Beraun);
Třebenic (bei Leitmeritz);
Úherce bei Laun;
Ujezd Vysoký (Hoch-Aujezd) bei Opočno;
Veleliby bei Poděbrad;
Velím bei Kolin;
Větrušic bei Prag;
Volenic bei Laun;
Votic bei Selčan;
Vožice Mladá bei Tábor;
Vřetovic bei Smichow;
Všelisy bei Jung-Bunzlau;
Zakolany bei Prag;
Zbuzany bei Beraun;
Zdislavic (welches?);
Žalov bei Prag;
Želenic bei Schlan;
Želiv bei Časlau;
Žloukovic bei Rakovnik.

Bei nachfolgenden Fundstätten bin ich mehr oder weniger unsicher, ob es sich da um Gräber handelt oder nicht. Manche Vorkommen sind gewiss nur Einzelfunde. Es ist auch möglich, dass einige

[1]) Dieselbe Fundstätte wird auch nach dem benachbarten Orte Letky bezeichnet.

Schläfenringe des Prager Museums, die mit der Etiquette: „Kladno, Zbečno“ u. A. bezeichnet sind, aus einer schon oben genannten Gräberstätte stammen.

Hradec Králové (Königgrätz);
Chrudim;
Chotoviny bei Tábor;
Kladno;
Kněžic bei Časlau.
Kocanda in Prag;
Korno bei Hořovic;
Neštěmic bei Aussig a. E.;
Ouřiněves bei Prag;
Radnic bei Pilsen;
Rejkovic bei Hořovic;
Řivnáč (Burgstätte) bei Prag;
Šárka (Burgstätte bei Prag);
Václavic (welches?);
Vyšehrad bei Prag;
Zbečno (aus der Umgebung dieses Ortes);
Žleby bei Časlau.

Sechsmal wurden die Schläfenringe in Böhmen in Brandgräbern gefunden, und zwar: 1. im Urnenfelde am Berge St. Johann bei Netolic[1]); 2. in einem Brandhügelgrabe im Walde „Bor“ bei Libějic[2]); 3. an zwei Stellen bei Rataje (nach Hraše). Einer kam in einer Urne vor, die auf der Flur „na vyšinkách“ im Felde aufgefunden worden ist, die anderen in Hügelgräbern auf der Flur „na homoli“ in den Jahren 1862—1863[3]). Nach einer brieflichen Mittheilung Hraše's stammen auch die Ringe im Prager Museum, welche mit „Chýnov“ bezeichnet sind, aus den Hügelgräbern. Nach einer älteren Nachricht[4]) fand Lüssner einen Hakenring in einer Urne des bekannten Urnenfeldes am Fusse des Kunětice Berges bei Pardubitz. Herr L. Schneider machte mich aber aufmerksam, dass dieser Fund nicht hinreichend beglaubigt ist.

Endlich stammen einige Schläfenringe aus Münzendepôts her. So wurde bei Želčany unweit Blovic ein Schatz von Silberdenaren der Herzoge Oldřich I. (1012—1037) und Břetislav (1037—1055) sammt 10 Schläfenringen aus Silber[1]), und bei Zadražany nächst Neu-Bidschau viele Denare des Fürsten Svatopluk (1107—1109) und Bořivoj II. sammt 9 Silberringen gefunden[2]).

Die Gesammtzahl aller Fundorte ohne Rücksicht auf die Fundumstände beträgt demnach 124.

Es ist daraus ersichtlich, dass uns Böhmen durch seinen ausserordentlichen Reichthum an Funden dieser typischen Art von Schläfenringen überrascht. Ich kenne kein anderes Land, das sich in dieser Hinsicht mit Böhmen messen könnte. Schon das benachbarte Mähren ist an solchen ungleich ärmer. Meines Wissens sind es im Ganzen nur 18 Fundstätten, auf welchen in Mähren S-förmige Ringe vorgekommen sind, und zwar sind es folgende:

Bořitov (Skelettgräber);
Cholina bei Litovel (Skelettgräber);
Dunajovic Horní (Ober-Danowic) (Skelettgräber);
Kroužek bei Němčany (Skelettgräber);
Mährisch-Krumau[3]);
Maloměřic bei Brünn;
Mikulovic (Niklovic) bei Znaim (Skelettgräber);
Náklo (Nakel) bei Olmütz;
Réna (Burgstätte) bei Eibenschütz;
Ryběšovic bei Raigern (Skelettgräber);
Vedrovic bei Krumau (Skelettgräber);
Vranovic (Branovic) (Skelettgräber);
Vrchoslavic bei Prerau;
Zábrdovic bei Brünn;
Znaim (am Burgwall);
Židlochovic (Sellovic) (Skelettgräber).

Aus Brandgräbern wurden solche nur aus dem Polešovicer Urnenfelde (?) gemeldet[4]); aber auch unter den Beigaben des Urnenfeldes von Tršic befindet sich im Wiener Hofmuseum ein Ring, den man entweder für einen beschädigten Schläfenring oder offenbar für einen Hakenring vom Typus *b* Fig. 262 halten muss[5]).

Dass diese echten S-förmigen Schläfenringe im eigentlichen Westeuropa vorkämen, ist mir gänzlich

[1]) Durchforscht von Prof. Dr. Woldřich (Památky archaeologické, XII, S. 145).

[2]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, III, in den Mitth. der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, XVI, S. 87, 90.

[3]) Vocel, Pravěk země české, S. 10; Památky archaeologické, VI, S. 211. Ob ein silberner Schläfenring, den Hraše mit „Rataje“ bezeichnet und dem Prager Landesmuseum schenkte, von demselben Fundort stammt, ist mir unbekannt.

[4]) Vocel, Pravěk země české, S. 508; Pam. arch., IV, S. 88.

[1]) Památky archaeologické, XII, S. 483, 503, 556.

[2]) Památky archaeologické, XV, S. 780; Časopis spol. přátel star., 1893, S. 18.

[3]) Nach der Angabe des Prof. Dr J. Woldřich befindet sich ein Schläfenring in der Sammlung des Brünner Polytechnicums mit der Etiquette „von Krumau“. Es ist aber wahrscheinlich, dass derselbe von dem benachbarten Fundorte bei Vedrovic stammt.

[4]) Časopis muz. spolku olomuckého, 1890, S. 75.

[5]) Saal XI, Vitr. 64 (im Jahre 1890).

unbekannt [1]). Nur aus dem an Böhmen grenzenden deutschen Gebiete, welches einmal von Slawen bewohnt war, liegt eine kleine Anzahl von Funden vor. In Bayern traf man sie bei Burg Lengenfeld, bei Grossbreitenbronn, Bayreuth und bei Aischgrund in Skelettgräbern [2]); in Thüringen kommen sie an der Saale vor (Camburg, Keuschberg bei Halle, Ober-Oppurg bei Gera, Ketten), westlich davon bis Erfurt und Gotha (Bischleben, Molschleben, Umpferstedt).

Gleichwie in den westlich von Böhmen gelegenen Ländern werden sie auch im Süden plötzlich seltener. Im Landesmuseum zu Laibach habe ich im Jahre 1891 keine ähnlichen gesehen. Die in Croatien gefundenen Ringe dieser Art würden, nach den mir zugekommenen Nachrichten [3]), der ungarischen Typenprovinz zuzuzählen sein, was wir später besprechen werden. Nur aus Niederösterreich sind wieder einige Fundorte bekannt; so von Kettlach (bei Gloggnitz) und Thunau (bei Horn).

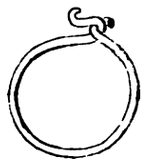


Fig. 270. Ring aus dem Museum zu St. Germain (1/1).

Aber auch im Norden von Böhmen und Mähren sind die S-förmigen Schläfenringe lange nicht so häufig wie in Böhmen selbst.

Schon im Königreich Sachsen und in der Lausitz fehlen sie ganz. Einer der besten Kenner der lausitzischen Alterthümer, H. Jentsch, schrieb im Jahre 1892: „Metall ist nicht zu Tage gekommen, wie sich denn namentlich von Schläfenringen in der ganzen Nieder-Lausitz bisher noch keine Spur ergeben hat [4])."

Häufiger sind sie schon in den Provinzen Brandenburg (Platiko, Reitwein), in Schlesien und Posen. In Schlesien sind sie dreimal in Gräberstätten mit Skeletten gefunden worden: am Kreuzberg bei Klein-Tinz (Kreis Breslau), bei Schwanowitz (Kreis Brieg) und bei Gross-Rakwitz unweit Löwenberg [5]); ferner traf man sie mit einem Münzfunde bei Gnichwitz an, der aus der Zeit um das X. Jahrhundert datirt ist [1]).

Ueber das Posener Museum schrieb im Jahre 1878 Feldmanowski an den Redacteur Dr. Luchs, dass dort die S-förmigen Ringe sich zwar ziemlich häufig, aber nur aus Urnengräbern stammend befinden, am meisten aus dem Gräberfelde von Nadziejewo [2]). Indessen fand man sie auch in Skelettgräbern in Posen, z. B. bei Szubin, Slaboszewo, Miloslaw u. s. w.; ferner in einigen Hacksilberfunden (Bromberg, Rackwitz).

In Holstein, Mecklenburg und Pommern sind sie auch häufig zu finden. Dort entstand auch eine eigenthümliche, schon früher erwähnte, locale Form: der Ring ist hohl, aus dünnem Blech zusammengebogen und an der Oberfläche gravirt. Prof. Pič bezeichnet diesen Typus irrthümlich als einen nur auf der Insel Rügen vorkommenden [3]). Sind doch solche auch aus Mecklenburg [4]), Pommern [5]), Westpreussen, der Altmark [6]) und aus Russisch-Polen [7]) bekannt. Ueber die Funde von S-förmigen Schläfenringen in Preussen äussert sich Dr. Lissauer folgendermassen: „Es ist hier von Wichtigkeit zu constatiren, dass diese Hakenringe bisher nur dort gefunden worden sind, wo auch einst Slawen ansässig gewesen; im Gebiete unserer Karte sind sie nur im östlichen Theile der Provinz Westpreussen nördlich der Ossa nicht gefunden worden, sonst in allen Theilen des Landes [8])."

Im Ganzen sind diese Ringe aber in Ostdeutschland im Verhältniss zu Böhmen als nicht

[1]) Nur zwei ähnliche Ringe aus Bronze (Fig. 270) bemerkte ich im numismatischen Saale der Sammlungen in Saint-Germain-en-Laye.

[2]) In der prähistorischen Sammlung der Akademie in München und im germanischen Museum zu Nürnberg. Ueber den Fund von Grossbreitenbronn cf. Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1887, S. 132.

[3]) Nach Památky archaeologické, XIV, S. 667, und bei Kříž „Kůlna a Kostelík" (Brünn, 1892), S. 332.

[4]) Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Ges., 1892, S. 277.

[5]) Auch in schlesischen Urnengräbern kommen sie vor. Im III. Bande „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift" veröffentlichte H. Luchs folgende Anmerkung, die sich auf die Fig. 71 der Taf. III (Abbildung eines Schläfenringes) bezieht: „Ring. Haarring? Aus Glockschütz, Rackschütz und öft. Bez. B. c. 77, 4295 und 6718. Siehe Bericht Nr. 22". Auch Biefel sagt an einem anderen Orte, die Schwanowitzer Ringe besprechend: „Diese Ringe gleichen völlig einigen später in den Reihengräbern zu Klein-Tintz und Rackwitz und anderen in Urnen gefundenen." Den Bericht über die drei oben genannten Skelettgräberstätten siehe in „Schlesiens Vorzeit", II, S. 201.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, 1884, S. 277, Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1885, S. 85.

[2]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, III, S. 411.

[3]) In seinem „Archaeologický výzkum v středních Čechách", Prag 1893, S. LXXXIX.

[4]) Nach R. Beltz (Wendische Alterthümer, S. 182). Dort sind folgende Fundorte aufgezeichnet, von welchen sich hohle Schläfenringe im Schweriner Museum befinden: Gnoien, Pinnow, Bartelsdorf und Hohen-Viecheln.

[5]) Cf. den Vortrag des Dr. Lissauer am Anthropologen-Congress zu Danzig und die sich daran schliessende Debatte (Correspondenzblatt der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, 1891, S. 141), und seine Notiz in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1893, S. 475.

[6]) Bei Kaldus in Westpreussen, bei Mehrin in der Altmark (ibidem).

[7]) Nach S. Müller, l. c., von Książenice bei Warschau.

[8]) Lissauer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen (Leipzig 1887), S. 172.

häufig vorkommend zu betrachten. Und doch müssten wir dieselben, wenn sie ein so typisches Merkmal einer slawischen Bevölkerung vorstellen würden, dort gewiss häufiger antreffen.

Noch mehr müssen uns aber die eigentlichen polnischen und westrussischen Funde interessiren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, dass man am oberen und mittleren Dnjepr die eigentliche Wiege der Slawen suchen muss.

Haben die typischen Schläfenringe hier an der Wiege der Slawen auch ihren Ursprung genommen, oder sind sie anderswo hergebracht worden (woher?), und wurden sie bei dem Auseinanderströmen der Slawen mitgenommen und weiter verbreitet? Für den letzteren Fall entscheiden sich z. B. die bekannten Theorien, welche die Schläfenringe als durch den arabischen Handel den Slawen zugebrachte Artikel betrachten. Die Untersuchung dieser Gegenden sollte uns deshalb Verschiedenes über den Ursprung und „das Slawische" dieser eigenthümlichen Ringe klar legen.

Diese Gedanken bewogen mich im vorigen Jahre bei meiner Anwesenheit in Russland, diesen Verhältnissen eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen. Es musste mir hiebei, da es mir nicht möglich war, das ganze Land zu bereisen und besonders die Sammlungen der kleineren Provinzialstädte zu besichtigen, der Besuch der öffentlichen und einiger Privatsammlungen in Kiew, Moskau, Twer und St. Petersburg, und endlich das Material, welches ich bei dieser Gelegenheit den heimischen literarischen Quellen entnahm, genügen. Dass da Manches fehlt, wird jeder Kundige entschuldigen, und ich selbst gebe diese Bemerkungen nur in der Hoffnung heraus, dass die ausgesprochenen Gedanken Andere zu weiterer Arbeit aneifern werden, denen dieses grosse und weit zerstreute Material leichter zugänglich ist, als mir.

In Vorhinein muss ich bemerken, dass ich viel mehr erwartete, als ich sah.

Bei dem kolossalen Umfange des Landes, in dem sich schon in der zweiten Hälfte des I. Jahrtausendes n. Chr. Slawen angesiedelt hatten, und im Verhältnisse zu der ziemlich grossen Anzahl durchforschter Gräber aus dieser Periode fand ich von S-förmigen Ringen nur wenige. Um gleich ein markantes Beispiel anzuführen:

In der Gegend am mittleren Dnjepr, wo Slawen von altersher bis heute wohnen, sind die S-förmigen Schläfenringe äusserst selten. In der grössten Sammlung aus diesem Gebiete, jener im Museum der Universität zu Kiew, sah ich solche nur einmal, und zwar unter den Artefacten aus den Kurganen bei Žitomir (mehrere S-förmige Stücke, eines mit einfacher Schlinge, viele einfache ohne Schlinge).

In der Privatsammlung des Prof. Wlad. B. Antonowič erinnere ich mich nur eines Schläfenringes aus dem Kurgane beim Dorfe Zimno in Wolhynien (Kreis Wladimir). Und nimmt man das neueste Werk des Wladimir Bonifačéwíč zur Hand, in welchem er die Resultate seiner Forschungen über 245 slawische Kurgane aus der Gegend der alten Drewljanen niederlegte, so findet man dort nur 12 Exemplare von Schläfenringen verzeichnet [1]).

Und noch ist es zweifelhaft, ob es sich bei sämmtlichen dieser Stücke um unsere typischen, S-förmigen Ringe handelt; denn der Verfasser spricht auch von Ringen, deren eines Ende nur „zurückgebogen ist". Unter den abgebildeten Schläfenringen gehören nur die vom Dorfe Buki an der Rastawica und von der Flur „Grubsk" bei Chodorkowo (Kreis Skwirsk) dem Typus *c* (Fig. 263) an [2]). Dafür werden mehrmals die einfachen Ringe erwähnt [3]).

Weiteren literarischen Quellen entnehme ich noch ein Vorkommen. S-förmige Ringe kamen nämlich auch an der Burgstätte „Fürstlicher Berg" (Knjaža Gora) unweit von Kiew vor [4]).

Aus all' dem geht die Seltenheit der S-förmigen Ringe im Kiewer Land klar hervor und ich glaube kaum, dass spätere oder mir unbekannt gebliebene Funde an diesem Verhältnisse etwas ändern werden.

Nicht häufiger sind die Funde von Schläfenringen in den nördlicheren und westlicheren Gouvernements, in Russisch-Polen und in Weissrussland.

In der prähistorischen Sammlung der Akademie der Wissenschaften in Krakau befinden sich S-förmige Ringe aus den Gräbern von Krugło (Kreis Bielsk) und Nowamyśl (Inflanty), von Urbanice (Kalisz), Rzewin bei Płońsk (aus einem Silberdepôt); weiters sind solche bekannt aus den Funden Łuniewski's und Anderer von Łużki, Žarnówka, Popów [5])

[1]) Wł. B. Antonowič, Materialy po archeologiji Rossiji. Drewnosti jugozapadnago kraja (St. Petersburg 1893), S. 17.

[2]) l. c., S. 27, 41.

[3]) Diese einfachen Schläfenringe sind überhaupt in Russland häufiger zu finden; uns handelt es sich hier aber um die typische, S-förmige Art.

[4]) Siehe die Zeitschrift „Kijewskaja Starina", 1892, Taf. II, und die Abbildung (S-förmiger Ring nebst anderen Ohrringen vom speciell sogenannten Kiewer Typus) in meinem Werke: „Lidstvo v době předhistorické" (Prag 1893, S. 654).

[5]) In den Gräbern von Popów wurden fünf bis sechs Schläfenringe an zwei Holzbrettchen haftend, in denen von Žarnówka auch solche vom Typus *d* aufgefunden.

(alle drei im Gouvernement Siedlce). Aus derselben Gegend stammen noch einige Ringe in der Sammlung Samokwassow's (Grembkówskij mogilnik). Weiter südlich in Galizien sind dieselben auch nicht häufig. Als Beispiele führe ich die Gräberstätte von Czołhaczyzna, Hluboczek Wielki (Ringe in der Sammlung der Krakauer Akademie) an; ferner traf man sie in Myszków am Flusse Sereth, bei Bybło und bei Podhorce am Flusse San. In der Zaścianka fand man Ringe vom Typus *a*, aber mehrere ineinandergehängt. Typus *a* ist überhaupt sehr häufig in Galizien (Źnibrody, Chocimierz, Żywaczow, Semenow u. A.).

In Weissrussland, namentlich im Gouvernement Minsk, scheinen mir die S-förmigen Ringe häufiger zu sein (neben Typen *a* und *b*, die noch häufiger auftreten), aber nur da, wo es sich um slawische und nicht finnische Gräber handelt. In den Funden von finnischem Typus wurde, soweit mir bekannt, kein echter, S-förmiger Schläfenring vorgefunden [1]). Im Kreise von Borisow und Minsk trat Typus *c* nur ausnahmsweise auf (an menschlichen Haaren).

In den Hügelgräbern am Gute Guščina unweit von Lepel (Gouvernement Witebsk) kamen drei Ringe von besonderer Art vor [2]), die ich sonst nirgends mehr bemerkte (Fig. 271). Aus dem Gouvernement Mohilew sah ich meines Erinnerns in russischen Museen keinen Schläfenring.

Auch in der altslawischen Gegend von Černigow treten sie nur einzelnweise auf. Der Director des Staatsarchives in Moskau, D. Samokwassow, durchforschte neben Prof. Antonowič die meisten Kurgane im westlichen Russland, besonders im Gouv. Černigow.

Seine Sammlung wurde vorigen Jahres vom Staate angekauft und in das historische Museum in Moskau übertragen. Bei meiner Anwesenheit war diese Sammlung noch nicht zugänglich (in Kisten verpackt) und konnte ich deshalb diese nur oberflächlich und theilweise durchmustern. Aus dem, was ausgestellt war, entnahm ich wieder, dass da der Typus *c* in Funden entweder ganz fehlt oder sich verliert gegenüber den Typen *a* und *b*. In dem reichen Inventar der berühmten slawischen Kurgane „Gulbišče" und „Čornaja mogila" (IX. Jahrhundert n. Chr.) sucht man vergebens Ringe vom Typus *c*, sowie vom Typus *b*. Dafür wurden S-förmige Ringe nebst den anderen in Kurganen bei Černigow, dann in jenen von Starodub und Dorfe Karažiči (Kreis Suraž) vorgefunden. Zu diesen müssen wir, obwohl schon in einem anderen Gouvernement gelegen, einreihen die Funde aus den Kurganen von Perejaslaw (Gouvernement Poltawa) und vielleicht auch die Ringe an Schädeln aus dem Funde T. V. Kibalčič's bei Lipowoje (Kreis Romny).

Bei der Betrachtung der Funde aus dem Gouvernement Kursk habe ich die Wahrnehmung ge-

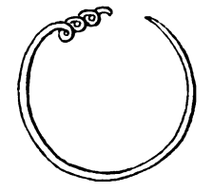


Fig. 271.
Ring von Gnščina (Gouv. Witebsk) (2/3).

Fig. 272.
Ring aus dem Gouv. Minsk (1/1).

macht, dass hier eine neue, eigenthümliche locale Form von Ringen (Schläfenringe?) in den Vordergrund tritt, bei welcher die Schlinge dieselbe Grösse wie die des Ringes selbst aufweist und spiralförmig eingewunden ist. Möglich, dass das eine Umgestaltung des Typus *b* darstellt. Neben dem kommen dort auch die Typen *b* und *c* vor, z. B. in Kurganen von Bjälogorod. Auch aus den Gräbern von Sudža, die aber für nicht slawische erklärt werden, beschrieb man „bronzene und silberne Drähte (1—6) an Schädeln". Von welchen unserer Typen die Rede ist, wurde mir nicht bekannt.

Dies ist Alles, obzwar es sich da immer um ein Land handelt, das wahrscheinlich seit jeher von Slawen bewohnt war.

In dem Masse, als wir weiter nach Osten vordringen, verlieren sich die typischen, S-förmigen Schläfenringe immer mehr und mehr.

In dem reichen Schatze, den das historische Museum in Moskau aus unzweifelhaft slawischen Fundstellen des Gouvernements Smolensk aufbewahrt, suchen wir sie vergebens. So sind dieselben nicht einmal in den Kurganen bei Gnězdowo (Kreis Smolensk), die von Wl. I. Sizow aufgedeckt wurden,

[1]) Auch die Berichte J. E. Vockl's über die livländischen Funde (Archäologische Parallelen I, 1855, Sitzungsbericht d. Wiener Akad. d. Wissensch. XVI, S. 197, und im „Pravěk země české", S. 26, 30) sind als unrichtig anzusehen.

[2]) Siehe Sementowskij, Bjälorusskija drewnosti (St. Petersburg 1890), S. 25. Unter den slawischen Funden derselben Gegenden sah ich in Moskau und St. Petersburg auch einen anderen Typus, der in Fig. 272 abgebildet ist (historisches Museum, Nr. 940—942). Es ist interessant, dass diese zweimal gewundenen Ringe auch in Norddeutschland sporadisch vorkommen. So befinden sich zwei solche aus Rossharden (Oldenburg) im Berliner Museum, welche mit den Münzen deutscher Herrscher (Heinrich I., Otto III.) gefunden wurden.

sowie in der grossen Gräberstätte von Juchnowo vorgekommen. Unter den Funden des Kreises Bjäloje (Selce, Ugrjumowo, Prudjanka, Zaozerje) trifft man nur den Typus *a* und *b*, wie auch in jenen von Duchowčyna und Gžatsk[1]). Und doch betrachtet man auch das Land am oberen Dnjepr mit Recht als die Wiege der Slawen!

Unter den zahlreichen Funden im Flussgebiete der Moskwa bemerkte ich einige S-förmige Ringe vom Typus *a* und *b*, und zwar einen vom Dorfe Kossino (Kreis Moskau) und mehrere von Obuchowo (Kreis Bogorod, Gouv. Moskau). Auch aus dem Gouv. Kaluga kenne ich einige aus den Funden Bučylow's bei Bogoslowije (Kreis Mosal).

Dagegen sah ich unter den zahlreichen Funden des Flussgebietes der Spa, Oka, der mittleren und unteren Wolga, also in den Gouvernements von Rjazan, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma, Nowgorod, Pensa, Tambow, Saratow, Simbirsk, Astrachan in sämmtlichen russischen Museen nicht einen einzigen, typisch S-förmigen Schläfenring. Nur der Typus *a* und *b* kommt vor, besonders häufig der zweite im Gouvernement Jaroslaw (Kreise Rybinsk, Mologa und Jaroslaw), das wie die Gegend von Wladimir einst vom Volke der Merjanen bewohnt war[2]). Nur aus der Gegend an der oberen Wolga, aus dem Gouvernement Twer, das dem von Pskow, Smolensk und Moskau benachbart ist, stammen wieder einige S-förmige Ringe neben solchen vom Typus *a* und *b* im Museum zu Twer, und zwar aus dem Kreise Běžeck. In Folge dessen wird man auch in den Funden vom Ural und aus Sibirien vergebens den Typus *c* erwarten. Nur hie und da erscheinen die beiden anderen Typen. Ich war daher sehr überrascht, als ich in der Petersburger Eremitage unter den Funden von Saraj auch zwei S-förmige Ringe ausgestellt sah. Bei genauerer Untersuchung ergab sich jedoch, dass hier ein Irrthum unterlaufen war und beide Ringe gewiss nicht hieher gehören[1]).

Uebergehen wir nun zu den Funden im südlichen Russland. Nur ein einziges Beispiel fand ich in dem gesammten Inventar, das entschieden skythischen Ursprunges ist, nämlich einen kleinen Bronzering, dessen eines Ende S-förmig gebogen war, aber nicht in der Fläche des Ringes, sondern senkrecht darauf. Derselbe rührt aus dem Kurgan „Opišljanka" im Gouvernement Charkow (vom Jahre 1889) her. Zu unserem Typus *c* wird man ihn aber schwerlich der Form und Datirung nach zurechnen können. Sonst kamen mir mehrere Ringe vom Typus *a* und *b* zu Augen unter den Funden aus der Krim (Kertsch), aus Taurien und aus dem Kaukasus.

Aus dem Gesagten geht meiner Meinung nach genügend klar hervor, dass, je mehr wir vom westlichen Russland nach Norden, Osten und Südosten vordringen, desto mehr der S-förmige Typus der Ringe in Abnahme begriffen ist. Unter den vorhandenen Stücken treten die Typen *a* und *b* hervor. Die Form *b* ist überhaupt in Russland häufig vertreten, mitunter so gestaltet, dass an dem Ringe einige (gewöhnlich drei) verzierte Kügelchen angebracht sind (Fig. 273). Diese sind über ganz Russland verbreitet, von Galizien bis zum Ural und zum Kaukasus und ausnahmsweise noch weiter. Dieselbe Verzierung kommt aber zuweilen auch an dem Typus *c* vor.

Das Verhältniss zwischen den Typen *b* und *c* bietet uns ein interessantes typologisches Problem dar. Ist die erste einfachere Form auch älter, ursprünglicher als die zweite, wie neuestens auch Dr. Pič annimmt[2]), oder sind beide nur locale, von einander unabhängig entstandene Formen?

---

[1]) In den Berichten über die Kurgane, welche Frau Čebyšewa am linken Ufer des Dnjepr aufdeckte, wird von Schläfenringen, welche an Bändern zwischen dem Haare befestigt waren, gesprochen. Diese Grabhügel sind jedoch wahrscheinlich nicht von slawischer Herkunft; übrigens weiss ich nicht genau, um welche Form es sich hier handelt (Izwjästija obščestva ljubitelej jestestvoznanija, antropologiji w Moskwjä, Bd. 49, Heft 3, S. 14).

[2]) Graf A. S. Uwarow spricht auch in seinen Berichten öfter (er hat 7729 Merjan'sche Kurgane durchforscht) von Schläfenringen (1, 2—8 und mehr an einem Schädel). Siehe sein Werk: „Merjane i ich byt po kurgannym raskopkam (Moskau 1872), S. 102 ff. Ich muss überhaupt bemerken, dass in den Berichten der russischen Archäologen, so z. B. von Prof. Wl. Antonowič, T. Sopoźko, A. P. Kelsijew, J. A. Ušakow, L. P. Sabanjejew, T. W. Kibalčič, A. S. Gacisskij, F. D. Nefedow, P. Bogdanow, N. G. Kercelli u. A., häufig die Rede ist von Ringen, die an den Schädeln aufgefunden wurden. Aber über die Form wird gewöhnlich nichts Bestimmtes angeführt. Deshalb unterliess ich es hier ganz, diese Nachrichten anzuführen. Ich bin aber davon überzeugt, dass auch eine genauere Nachforschung über die betreffenden Funde nichts an den hier geschilderten Verhältnissen ändern wird.

[1]) Diese zwei Ringe fanden sich unter den Funden von Saraj in einer Vitrine der Abtheilung der Sammlungen (im Arsenal), die im Mai 1893 noch nicht dem Publicum eröffnet war. Die Etiquette trug die Inschrift „Funde von Saraj und unbekannten Fundortes". Es ist ersichtlich, dass diese Ringe wahrscheinlich zu jenen Gegenständen gehören, deren Provenienz nicht bekannt ist. Der eine, grössere Ring ist mit drei Metallperlen verziert; der zweite ist tordirt, aber ohne Perlen.

[2]) Pič, Archaeologický výzkum (Prag 1893), S. LC.

Diese Fragen interessirten mich sehr, denn die Beantwortung gibt zugleich eine Antwort auf die Frage über den slawischen Ursprung der S-förmigen Schläfenringe überhaupt. Aber obwohl ich mir hiemit viele Mühe gab, gelang es mir doch nicht, zu einem präcisen Resultate zu gelangen. Die Ursache davon liegt darin, dass obwohl es sehr viele Gräberstätten in Russland gibt, welche bisher untersucht und für slawisch erklärt worden sind, doch ihre chronologische Aufeinanderfolge noch viel zu wünschen übrig lässt. So war es mir manchmal unmöglich, zu entscheiden, welche Gräberstätte eigentlich älter ist als die andere, um hieraus zu schliessen, wie sich auch das Alter der verschiedenen Artefacten zu einander verhält. Aber soweit ich im Stande bin, diese Frage zu beurtheilen, glaube ich, zu der Annahme berechtigt zu

Fig. 273. Ring mit Silberperlen verziert aus dem Gouv. Jaroslaw ($^1/_1$). (Mus. zu Moskau, Katalog-Nr. 2447.)

Fig. 274. Kopf einer Burjatin im Rumjanzow-Museum in Moskau.

sein, dass der Typus *b* wirklich auch älter ist und dass sich aus diesem an einem bestimmten Orte der Typus *c* entwickelte. Ich stelle mir die ganze Sache etwa so vor: Der älteste Typus ist Typus *a* welchem wir an vielen Orten Europas schon während der ersten Metallzeit begegnen. Derselbe charakterisirt auch ältere slawische Gräber, so z. B. die westslawischen Urnengräber, die ich in Ostdeutschland, Polen sowie in Böhmen und Mähren für slawisch halte — wofür hauptsächlich, und zwar sehr schwerwiegend das geographische Moment spricht[1]). Den Typus *b* betrachte ich als eine weitere Entwicklungsstufe. Dabei nehme ich, allerdings unter Vorbehalt und eingedenk der oben erwähnten Reserve, an, dass der Typus *b* sowie die Art und Weise des Tragens schon früh von den finnischen Stämmen im Osten an die slawischen Nachbarvölker übergegangen ist[1]). Als sich diese nach Westen und Südwesten verbreiteten, nahmen sie diese Form schon mit. Deshalb finden wir sie vorläufig in den Urnengräbern, bei uns z. B. in den Gräbern von Měník, Mohelnic (Müglic), Tršic, Obřany, Čičovic (?), dann im Urnenfelde von Kwaczala in Galizien und sicher noch an mehreren anderen Orten.

Wo der Ursprung der typischen S-förmigen Schläfenringe zu suchen ist, darüber vermuthe ich Folgendes: Sie sind bei den Westslawen am häufigsten vertreten, besonders in Böhmen, und wir können deshalb diese Form als speciell westslawische, ja direct als böhmische bezeichnen. Aber das sagt freilich nicht, dass auch ihr Ursprung dort zu suchen ist.

Wollen wir nun das weniger Wahrscheinliche bei Seite lassen, so können wir nur folgende zwei Theorien ernst nehmen:

1. Die bekannte Theorie Virchow's, die neuerdings auch Beltz[2]) aussprach, nämlich dass diese Ringe orientalischer Herkunft seien, dass die silbernen Ringe, von arabischen Händlern im Osten gefertigt, hergebracht und hier dann vielfach nachgeahmt wurden. Diese Annahme scheint uns eine Reihe von Funden S-förmiger Ringe zusammen mit orientalischen Münzen und Hacksilber aus Ostdeutschland zu bestätigen. Dagegen sprechen jedoch sehr stark zwei Momente. Erstens ist das Gebiet der Hacksilberfunde mit solchen Ringen zu sehr begrenzt, während doch das Gebiet der Hacksilberfunde viel grösser ist und sich auf Gegenden erstreckt, wo überhaupt nie ein Hakenring gefunden worden ist[3]). Zweitens kommen die eigentlichen S-förmigen Ringe, von welchen diese Theorie annimmt, sie kämen aus dem Orient, daselbst überhaupt nicht vor. Wie schon erwähnt, weist uns der Kaukasus oder Südostrussland diese typischen Ringe überhaupt nicht auf. So könnte nur der Typus *b* auf orientalische Herkunft Anspruch haben.

2. Die zweite Theorie ist jene, nach welcher der Ursprung der S-förmigen Schläfenringe bei den westslawischen Völkern zu suchen sei. Von dort aus verbreiteten sie sich wieder nach Osten, wozu Handelsverbindungen gewiss Gelegenheit boten.

[1]) Ich theile hier im Ganzen die Meinung von Píč (daselbst, S. XCVII). Ausführlicher darüber schrieb ich in meinem Werke „Lidstvo v době předhistorické", S. 491 ff.

[1]) Es wird interessiren, wenn ich hier eine Skizze eines ähnlichen modernen burjatischen Kopfschmuckes vorlege, welchen ich an einer Figurine im Rumjanzow-Museum in Moskau sah (Fig. 274).

[2]) Beltz, l. c., S. 181.

[3]) Lissauer, „Ueber den Formenkreis der slawischen Schläfenringe", S. 141.

Aber wo sind sie da entstanden? In Böhmen selbst, wo sie auch zahlreicher vorkommen, oder anderswo? Lissauer sagt darüber, ohne ihre Verbreitung im Osten zu kennen: Es „erscheint hienach Oesterreich-Ungarn als die Wiege dieser Ringform“ [1]). Ich freue mich sehr, in Folge meiner eigenen Forschungen dieser Meinung beipflichten zu können, und würde dabei weiter noch am wahrscheinlichsten Ungarn selbst annehmen. Ich kenne bis jetzt die ungarischen Sammlungen aus eigener Anschauung nicht und bin daher nur auf die in dieser Beziehung etwas dürftigen Berichte Pulszky's, Hampel's, Lissauer's und Anderer angewiesen. Aber wenn es wahr ist, dass dort die Ringe mit complicirtem, gebogenem Ende schon im IV. und V. Jahrhundert vorkommen, dann spricht dieses chronologische Moment entschieden für die Annahme, dass die S-förmigen Ringe dort auch ihren Ursprung nahmen und von dort sich nach Norden und Nordosten ausbreiteten. In Böhmen und Mähren kann man solche Funde höchstens in das VII. bis VIII. Jahrhundert setzen — die meisten gehören gewiss dem X. bis XI. Jahrhundert an, wie uns die häufig mitgefundenen Münzen lehren [2]). In Polen und Russland sind manche Gräberstätten, wie ich schon früher gesagt habe, schwer zu datiren; doch weisen die Münzfunde auch da auf eine spätere Zeit [3]) hin.

Dagegen sind die ungarischen Funde von Schläfenringen zum Theile noch viel älter als die unsrigen. Die Funde von Alpár, Orosháza, Nemes-Ocsa, Karász und mehrere im Comitate Fejér gehören wahrscheinlich in eine spätere Zeit; die Funde von Orosháza gehören nach L. Bella in das X. bis XI. Jahrh. [4]), in Karász (Szabolcs) ist ein S-förmiger Schläfenring nebst einem Kreuzchen mit Christusbild aufgefunden worden [5]), in Alpár eine Münze des König Andreas [6]); auch die Gräberstätte von Hódmezövásárhely stammt aus einer späteren Zeit [7]). Aber in anderen Funden kommt der Typus *c* oder dessen weitere Entwicklungsformen noch mit typischen Objecten aus der Völkerwanderungszeit vor. So tritt z. B. in Nagy-Várad Tyrus *a* und *c* neben orientalischen Ohrgehängen auf [8]). Bei Sós-Hártyán wurde ein Schläfenring zusammen mit einer Goldmünze Theodosios II. (408—480) aufgefunden [9]). Auch die Funde von Letenye gehören nach Lissauer noch in das VI. Jahrhundert [10]). Am wichtigsten erweisen sich hier die Ausgrabungen Lipp's bei Keszthély. Dort wurden zwei ausgedehnte Gräberstätten entdeckt und planmässig ausgebeutet. Die Gräber enthielten fast durchwegs Skelette mit verschiedenen Objecten, meistens Schmucksachen im Style der Völkerwanderungszeit. Lipp verlegt sie in das IV. bis V., Hampel mindestens in das V. Jahrhundert nach Christi [11]). In dem Inventar fanden sich auch Schläfenringe vor, und zwar nicht nur vom Typus *a*, sondern auch solche vom Typus Fig. 265 und ähnliche, sowie noch eine eigenthümliche Form, bei der die einfache Schlinge nicht nach aussen, sondern nach innen umgebogen erscheint [12]).

[1]) Lissauer, l. c., S. 141.

[2]) Die Ortschaften, wo in Böhmen und Mähren Münzen zusammen mit Schläfenringen vorgefunden wurden, sind folgende: Chrudim (bei der Kirche), Želčany, Hrádek bei Časlau, Schüttenhofen, Otmiky, Všelisy, Levý Hradec, Dauba, Želenic, Zadražany, Alt-Bydžow, Hrádek zu Slupy in Prag, Petrovic, Řepov, Radonic, Tasnovic in Böhmen, Ober-Dannowic und Vranovic in Mähren. Die älteste Münze, ein Denar Boleslaw's II. (967 bis 999), stammt aus Řepover Gräbern. Alle anderen gehören schon in das XI. bis XII. Jahrhundert.

[3]) Z. B. die Gräber von Borek am Flusse Bug (Münzen aus dem XI. Jahrhundert), Płońsk in Polen (XI. Jahrhundert), Slaboszewo in Posen (XII. Jahrhundert), Urbanice bei Wieluń (XII. Jahrhundert), Körlin in Preussen (XII. Jahrhundert), Podhorce in Galizien (Datum mir unbekannt) und Andere. Im Silberfunde von Karowane (Schlesien) kamen neben den Münzen aus dem X. Jahrhundert zwei eigenthümliche Silberplättchen vor, deren eines Ende S-förmig umgebogen war (Schlesiens Vorzeit, III, S. 226).

[4]) Archaeologiai Ertésitő, 1890, S. 417.

[5]) Ebenda, 1892, S. 171, Fig. 274. — Ueber andere Funde aus dem Comitate Gran siehe Prähistorische Blätter 1892, S. 69. S. Müller und Lissauer erwähnen in ihren Abhandlungen noch andere Fundorte.

[6]) Archaeologiai Ertésitő, 1884 (III), S. 156, 158.

[7]) Ebenda 1894, S. 137.

[8]) Archaeologiai Ertésitő, 1893, S. 140, Fig. 22, 27, 28.

[9]) Ebenda, 1887, S. 433.

[10]) Lissauer, l. c., S. 140.

[11]) Archaeologiai Ertésitő, 1883, S. 145. Ungarische Revue, 1886, S. 1 ff., 1887, 251, 314.

[12]) In diese Gruppe können wir auch die ähnlich gestalteten Ringe aus einigen süddeutschen Reihengräbern einreihen. Ich erinnere hiebei nur an die Formen (Fig. 275), die sich von Reichenhall in Berlin befinden. Vgl. auch Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. IV. Taf. 47. Hier führe ich noch zwei interessante Ringfragmente aus dem Comitate Fejér an, deren Form uns die Abbildungen zeigen (Fig. 276 u. 277, nach Archaeologiai Ertésitő, 1892, S. 305). Es sind mir noch einmal ähnliche Ringe vor Augen gekommen, und zwar aus den Gräbern von Redkin-Lager in Russ. Armenien (Fig. 278, nach Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase, Bd. II, S. 175; mehrere sah ich noch in der Ausstellung der kais. archäol. Commission für das Jahr 1892 in St. Petersburg). Freilich wage ich es nicht, beide Funde in ein näheres Verhältniss zu bringen.

Auch die croatischen Funde werden in die frühe Zeit gesetzt. Ich selbst kenne sie nicht, aber der ehemalige Director des Museums zu Agram, S. Ljubić, verlegt die aus den Gräbern bei Gross-Bubovec und zwischen Gjurgjevec und Pitomać gefundenen Schläfenringe in das IV. bis VII. Jahrhundert nach Christi [1]). Auch in Bosnien kommen einige eigenthümliche (ungarische?) Formen vor [2]).

Diese complicirte frühe ungarische Form drang auch nach Norden vor und es ist begreiflich, dass man die Funde längs der Donau in eine ältere Zeit verlegt, als jene aus Böhmen [3]); denn diese Form konnte erst über die Donau, über Oesterreich nach Böhmen gelangen, wo sie sich verbreitete und zu einer speciell böhmischen wurde. Allerdings geschah dies früher als im X. Jahrhundert, wahrscheinlich schon im VII. bis VIII., und mit Unrecht wird daher das Auftreten der S-förmigen Ringe in dieser neuen Formen — der S-förmige Ring — nach Böhmen gedrungen ist und hier im Grossen vervielfältigt wurde. Der Handelsverkehr, welcher seinerzeit zwischen den Städten Prag, Krakau, Nowgorod, Jumneta und Kiew sehr lebhaft betrieben wurde, bewirkte ihre Verbreitung in diesem ganzen von Slawen bewohnten Gebiete.

II. Die Wellenlinie.

Einige ähnliche Bemerkungen will ich hier vorbringen über ein anderes Charakteristikon der altslawischen Funde, nämlich über die Wellenlinie. Selbstverständlich handelt es sich um die eingeritzte, in der Regel mehrfache Wellenlinie an den auf der Töpferscheibe gefertigten Gefässen von dem bekannten Burgwalltypus — also um typische slawische, mit Wellenlinien ornamentirte Keramik, über deren Aussehen ich mich nicht weiter äussern muss [1]).

Fig. 275. Silberner Ring von Reichenhall (2/3).

Fig. 276. Schläfenringe aus dem Comitate Fejér (1/1).

Fig. 277.

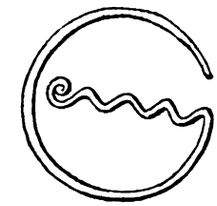


Fig. 278. Ring aus den Gräbern vom Redkin-Lager in Russ. Armenien (1/3).

Böhmen von böhmischen Archäologen erst in das X. bis XII. Jahrhundert verlegt [4]).

Nach all' dem Gesagten glaube ich berechtigt zu sein, mich für die Theorie erklären zu können, nach welcher der Ursprung der S-förmigen Schläfenringe nicht im Orient, sondern unter den westlichen Slawen zu suchen sei. Dabei schliesse ich, zwar weniger sicher, aber doch genügend begründet, dass Ungarn jenes Land gewesen sei, wo sich der einfache Typus *b* schon in der ersten Hälfte des I. Jahrtausends nach Christi verschiedenartig auszubilden begann, und dass eine

Diese Keramik kommt, wie allbekannt, im ganzen Mitteleuropa an den Burgstätten aus der letzten prähistorischen Zeit vor, die grösstentheils gewiss slawischer Herkunft sind. Man findet sie überall vom Baltischen Meere über Deutschland und Oesterreich hin bis zur Balkanhalbinsel verbreitet.

Während meiner Reise in Russland lenkte ich meine Aufmerksamkeit darauf, wie weit diese typische Keramik nach Osten verbreitet ist, und ich habe hiebei Folgendes wahrgenommen:

Diese Keramik ist im westlichen Russland und Polen überall in den Burgstätten zu finden, so im Flussgebiete der Warta und des Dnjestr, wie auch im Flussgebiete des Dnjepr, Pripet, der Desna u. s. w. [2]). Nach Norden zu reicht dieselbe bis Twer, wo sie in den Hügelgräbern der Kreise Rżew, Zubcow, Twer aufgefunden wurde [3]), und bis Jaroslaw (in

[1]) Nach einer von Dr. Kříž (Kůlna a Kostelík, S. 332) mitgetheilten schriftlichen Notiz.

[2]) Glasnik zemaljskog muzeja, 1893, S. 300.

[3]) Kettlach, Thunau, Reichenhall, Aischgrund.

[4]) Die meisten unserer Archäologen verlegen die Gräber mit Schläfenringen insgesammt in jene Zeit, wo dieselben mit heimischen Münzen vorgefunden werden, also zuerst in das X. Jahrhundert. In Folge der oben angeführten Nachweise meine ich aber, dass ein Theil der Gräber, in welchen Münzen nicht vorgefunden wurden oder welche auch nach anderen Merkmalen als Gräber älteren Datums angesehen werden können, gewiss schon vor das X. Jahrhundert zu verlegen sei (Zakolany, Žalov, Neštěmic und die übrigen Brandgräber).

[1]) Soweit mir bekannt, war Fr. Kruse der Erste, der diesen Typus der Keramik als slawisch erkannte, dann Kalina, Lisch, Vockel u. A.

[2]) Ich führe da auch die grosse slawische Gräberstätte von Gnězdowo (Gouvernement und Kreis Smolensk) an.

[3]) In den Sammlungen von Twer befindet sich ein interessanter Fund: Ein Münzendepôt, welches sich in einem

den Kreisen Jaroslaw und Rybinsk). Ostwärts begegnet man sie häufig im Gouv. Kaluga, von wo ich nur die Burgstätte „Spasskij Gorodec“ (Kreis Mosal) anführe, und auch im Gouv. Moskau (an der Kljazma). Den reinen Typus dieser Keramik sah ich am weitesten gegen Osten in dem Inventar der Gräber, die Seliwanow beim Dorfe Borki unweit von Rjazan aufdeckte. Sporadisch trifft man die Wellenlinie noch weiter im Gouv. Nižnij Nowgorod (Kreis Makarjejew), Kostroma (Funde am Ufer des Flusses Lyškanka). Dort nimmt aber schon die Keramik einen anderen Charakter an; die Wellenlinie ist hier nämlich mit dem Tupfenornament verbunden.

Ich forschte in Russland auch nach den modernen Resten dieser altslawischen Keramik, aber lange vergebens. Auf den Märkten von Kiew, Twer und Moskau suchte ich sie erfolglos; nur in Moskau am Sucharewplatz gelang es mir, alte typische Formen zu finden, jedoch ohne Verzierung. Erst als ich den berühmten Wallfahrtsort Sergiewo (70 km von Moskau entfernt in der Richtung gegen Jaroslaw) besuchte, fand ich dort zu meiner Freude einige moderne Gefässe, welche aber auch ganz der alten typischen Form und Verzierung entsprachen [1]).

Die Wellenlinie kommt schon in der Kunst der Periode von Madeleine vor [2]), häufiger im Neolith, wo sie schon mehrfach gezogen erscheint [3]). Auch später in der Bronzezeit und der Hallstatt-Periode, dann in den gallischen Funden und in unseren flachen Brandgräbern erscheint sie; in den älteren Urnenfeldern nur ausnahmsweise, in den jüngeren, wo sich indessen schon der römische Einfluss bemerkbar macht, häufiger [1]). Als typisches Ornament tritt sie erst bei der römischen provinzialen und bei der altslawischen Keramik auf, und zwar ist dieselbe stets eingeritzt und regelmässig mehrfach mittelst eines Kammes gezogen.

Es ist also sichergestellt, dass die sogenannte „slawische Wellenlinie“ auch ausserhalb des eigentlich slawischen Gebietes typisch vorkommt.

Auf die Frage nach ihrer Herkunft antwortete unlängst Dr. Buschan Folgendes: „Als ihren Ausgangspunkt dürfen wir den Orient mit Fug und Recht ansehen. Alte Verbindungen der Rheingegenden mit Byzanz, beziehungsweise zwischen sächsischen und fränkischen Häusern und byzantinischen Kaisern mögen zur Verbreitung dieses orientalischen Ornamentes beigetragen haben. Diese Beziehungen nahmen den oben beschriebenen Weg. Auf diese Weise dürfte das Vorkommen des Wellenornamentes in süd- und westdeutschen Gegenden zu erklären sein [2]).“

Ich habe schon früher die Meinung Much's und Anderer getheilt [3]), dass dieses slawische Ornament römischer Herkunft sei, und zwar auf Grund vorgefundener römischer Gefässe in den österreichi-

typisch slawischen, mit Wellenlinie verzierten Topfe vorfand, aus dem Kreise Ostašow stammend. Sämmtliche Münzen (gegen 800) sind böhmische Silbergroschen aus dem XIV. Jahrhundert. Cf. auch A. K. Žizněwskij, „Twerskij Muzej 13. juna 1892 goda“ (Twer 1892), S. 31.

[1]) Auch anderswo im Gebiete der Slawen kommt die Wellenlinie nur sporadisch vor. In Mährisch-Budweis werden nach Palliardi (Časopis olom. muz., 1894, S. 30) ähnliche Töpfe aus Kynic auf den Märkten verkauft; diese sind aber glasirt und die Wellenlinie ist in Farben angebracht. Häufiger scheint die eingesetzte mehrfache Wellenlinie in Slavonien vorzukommen, auf Gefässen, welche zur Zubereitung von Essig und Rakija dienen Eine Reihe solcher Gefässe sah ich im Rumjanzow-Museum in Moskau. Wie mir Dr. Matiegka mittheilt, findet man zuweilen die einfache Wellenlinie auch in Prag.

[2]) S. G. de Mortillet, Le Préhistorique. Antiquité de l'homme, S. 415. Musée préhistorique, n. 178. — Auch in Předmost in Mähren fand sie K. Maška (Mittheil. der Wiener Anthropol. Ges., XXI, Sitzungsberichte, S. 15).

[3]) Ich sah sie an einem kugeligen Gefässe von Plusha (Dorsetshire) im Ashmolean-Museum zu Oxford, ferner auf der Keramik aus den Megalithen von Carnac (St. Germain-en-Laye). Sie ist auch aus der Schweiz bekannt (Robenhausen, Fenil u. A.). Bei uns in Böhmen fand sie Čermák in der letzten neolithischen Schichte der Burgstätte „Hrádek“ bei Čáslau (Verhandl. der Berl. Anthropol. Ges., 1887, S. 478). Aus Russland verzeichnete sie Graf A. Uwarow (Archeologija Rossiji, II, Taf. 25, Fig. 4118, neolithisch?).

[1]) Z. B. in Böhmen: Dobřichov, Bylany, Kostomlaty, Burgwall Doudlebec; in Mähren: Obřany. Herr Custos Heger sagt zwar (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Bd. V, Heft 4, S. 11), dass das eingeritzte Wellenornament auf Gefässen erst nach Einführung der Töpferscheibe entstanden sein kann. Dafür spricht ihm der ganze Charakter des Ornamentes und die Art und Weise seiner Herstellung. Ich möchte lieber sagen, dass es sich erst dann als typisches Ornament entwickeln konnte, denn gewiss hängt es mit der Scheibentechnik auf's Innigste zusammen.

[2]) Dr. G. Buschan. Germanen und Slawen (Münster 1890), S. 11.

[3]) Siehe meine „Příspěvky k anthropologii“, I, S. 42, und den Aufsatz „Ein Beitrag zur Verwerthung der Wellenlinie an unseren Gefässen“ (im Časopis muz. spolku olom., 1891, S. 101). Much's Meinung siehe in den Verhandlungen des Congresses der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1880 (S. 74ff). Derselben Meinung war auch P. Senf in seinem Artikel „Wiener Legionsziegel und Wellenornament“ (Mitth. der Wiener Anthropol. Ges., XIV, Sitzungsberichte S 47), W. Osborne (ibid., X, S. 248, und in den Prähistorischen Blättern, 1891, S. 3), und Bř. Jelinek (cf. seine Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. II. Theil in den Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien. 1894, S. 77). Neuestens schliesst sich auch J. Palliardi derselben Meinung an (Časopis muz. spolku olom., 1894, S. 27).

schen Ländern. Diese und ähnliche Funde werden von Tag zu Tag zahlreicher und bestätigen diese Annahme. Den bekannten Gräberfunden von Winklarn in Niederösterreich, von Wies in Steiermark, von Birglstein in Salzburg, dann den in Salzburg (Stadt) beim Linzer Thore aufgedeckten reihen sich neue Funde an: ein römischer Töpferofen in Helpfau [1]), römische Gräber von Laab bei Pettau [2]).

Auch die ungarischen Hügelgräber, die der römischen Periode zeitlich nahe stehen, weisen schon die typische Wellenlinie auf, so z. B. die von Nagy-Falvu, welche HAMPEL in das V. Jahrh. setzt [3]), die Gräber von Keszthély, nach LIPP aus dem IV. bis V. Jahrh. [4]).

Aus diesen Funden ersehen wir, dass die typische Wellenlinie der römischen Keramik eigen ist. Aber Eines war mir früher unsicher: ob dies ein Charakteristikon der römisch-provinzialen Keramik überhaupt oder ob dies nur ein speciell österreichisches Merkmal darstellt. Denn sonst könnte das obige Urtheil umgekehrt angenommen werden, dass die Wellenlinie in die römische Keramik von den Slawen übergegangen ist, welche schon in dieser Periode nach Ungarn bis zur Donau vorgedrungen sind, wie dies einige topographische Namen sicher verrathen. Eben deshalb habe ich dieser Frage meine Aufmerksamkeit beim Besuche der verschiedenen Museen gewidmet und gebe hier meine Erfahrungen.

Soweit ich die ältere italische Keramik (zumeist griechischer und etruskischer Herkunft) verfolgen konnte, kann ich mit Bestimmtheit behaupten, dass bei ihr die mehrfache eingeritzte Wellenlinie überhaupt nicht vorkommt. Nur in der ältesten griechischen Keramik vom mykenischen Styl in Mykenae, Tiryns, in Hissarlik, auf Cypern können wir hie und da eine einfache, gemalte Wellenlinie sehen; eingeritzt kam sie in der vierten Schichte auf Hissarlik (SCHLIEMANN's lydische Stadt) vor [5]). Unter einigen Hundert etruskischen Gefässen, die im Louvre aufbewahrt werden, fand ich gemalte Wellenlinien nur auf einigen kleinen Gefässen, auf grossen aber nie. Der italischen Keramik der Römerzeit ist daher die eingeritzte Wellenlinie fremd.

Etwas anders verhält sich die Sache in den römischen Provinzen. Unter den heute österreichischen Ländern ist in den ehemaligen römischen Provinzen die mehrfache eingeritzte Wellenlinie, wie wir gesehen haben, ein gewöhnliches Charakteristikon grösserer Gefässe römischer Arbeit.

Im römischen Gallien und Britannien kommt sie auch vor, aber bei weitem nicht so häufig wie bei uns. Im Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye, welches das Centralmuseum für die römischen Alterthümer Frankreichs ist, fand ich im Jahre 1891 nur folgende Belege: In den grossen BULLIOT'schen Funden von Mont Beuvray (dem alten Bibracte) drei Scherben und ein ganzes Gefäss (Alles im „Salle d'Alésia"). Im grossen Kirchensaale, in den Sälen Nr. XIV, XV, XVI, XVII, welche alle Denkmäler römischer Keramik enthalten, fand ich nichts mehr.

Im British Museum zu London fand ich unter mehreren Hundert provinzial-römischen Gefässen nur acht mit einer einfachen (bis auf eines) eingeritzten Wellenlinie verzierte Gefässe. Im Ashmolean-Museum zu Oxford befindet sich unter vielen römischen Gefässen nicht eines mit einer Wellenlinie. Dabei können wir sie hie und da auf den Gefässen aus angelsächsischen Gräbern bemerken, z. B. unter den Funden von Barrows bei Taplow und Bucks [1]).

In Frankreich und Britannien sah ich die Wellenlinie wie bei uns, nur auf nicht lackirten (gewöhnlich grauen) Gefässen; unter mehreren Tausend verzierten, rothen und glasirten Gefässen fand ich sie nicht einziges Mal vor.

Ueber die Verbreitung des Wellenornamentes im mittleren Rheingebiet (von Strassburg bis zum Taunus) hat MEHLIS Bericht erstattet [2]).

So viel weiss ich über die westeuropäischen römischen Provinzialfunde; von unseren österreichischen haben wir oben gesprochen [3]). Ob man in anderen ehemaligen römischen Provinzen weitere Belege finden wird, kann ich heute nicht angeben. Vielleicht lenkt dieser Artikel die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und dürften von anderwärts Belege hiezu beigebracht werden.

---

[1]) Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1893, S. 99.

[2]) Ebenda, 1893, S. 248.

[3]) J. HAMPEL in der „Ungar. Revue", 1886, S. 652.

[4]) Ebenda, S. 27, 1887, S. 365.

[5]) SCHLIEMANN, Ilios, S. 257, 658.

[1]) British Museum, Anglosaxon-Room. — Vgl. auch TH. WRIGHT, The Celt, the Roman and the Saxon (London, IV. Aufl., 1885), S. 493.

[2]) Im Kosmos, II, S. 492, nach BUSCHAN, l. c., S. 10. Vgl. auch COCHET, La Normandie souterraine, S. 231.

[3]) Zu dieser österreichischen Gruppe müssen wir augenscheinlich auch die Denkmäler römischer Herkunft rechnen, die sich in Bosnien und der Hercegovina befinden. Gefässe mit Wellenornament kamen dort z. B. in einem römischen Grabe, das südlich von Mostar aufgedeckt wurde (Glasnik zemaljskog muzeja, 1891, S. 165), dann bei Domavija (ebenda VI, S. 6) vor Ob aber der Fund am Naklo bei Vojkovići (wahrscheinlich handelt es sich hier um Reste eines Pfahlbaues), wo auch Scherben von demselben Typus vorkamen, der römischen oder schon der späteren slawischen Periode angehört, wage ich nicht zu entscheiden (Glasnik 1892, S. 213, 229).

Ich bin der Meinung, dass noch eine östliche Gruppe dieser römischen Provinzialkeramik einzureihen ist oder, besser gesagt, unter ihrem Einflusse stand. Ich meine die alten kaukasischen, mit dem typischen Wellenornamente verzierten Gefässe, von denen ich eine hübsche Reihe in verschiedenen Museen sah.

In den älteren, vorchristlichen Funden des eigentlichen Russland und der Krim kommen sie nicht vor [1]), erst im Kaukasus trifft man sie und, wie gesagt, denke ich auch da an römischen Einfluss.

Denn obwohl das mehrfache Wellenornament im alten Assyrien wohlbekannt war, wie uns mehrere grosse Urnen von den Ausgrabungen Dieulafoy's im Louvre belehren, so reihen sich chronologisch die uns interessirenden kaukasischen Funde der römischen Zeit an und würde man hiebei sehr unrecht thun, bei diesen an mesopotamischen sowie an den viel späteren slawischen Einfluss zu denken. Beide sind zeitlich zu weit auseinander gelegen. Man könnte sie höchstens als eine selbstständige Gruppe betrachten. Gefässe, mit typischen, einfachen sowie mehrfachen Wellenlinien verziert, wurden in jüngeren Gräbern zu Koban [2]), dann in Samthawro [3]), Tschmy in Ossetien [4]), Kamunta [5]), Redkin-Lager [6]), in Ausgrabungen bei Suchum [7]) und an anderen Orten vorgefunden [8]). Auf dem Kirchhofe der Tschetschenzen bei Tchaba-erda fand sie Wšev. Miller [9]).

Es kommt also die Wellenlinie auch in anderen vom Wohnorte der Slawen weit entfernten römischen Provinzen vor. Obzwar sie nun ausserhalb Oesterreichs viel seltener auftritt, so ist doch dieses Factum eine genügende Stütze für die Ansicht, dass dieses typische Ornament in die prähistorische slawische Keramik aus der provinzialrömischen überging und nicht umgekehrt. Buschan irrt gewiss, wenn er derselben orientalischen Ursprung zuschreibt. Wir sehen dieses Ornament ja in Böhmen häufiger schon auf den Stradonicer Scherben, welche gewiss römischen Ursprunges sind [1]). Allerdings fand es dann in den von Slawen bewohnten Gegenden eine allgemeine Verbreitung, am frühesten in Ungarn [2]).

Ungarn scheint also für beide besprochene slawische Charakteristika gewissermassen ein Ausgangspunkt oder besser die erste Station (im IV. bis VII. Jahrhundert) zu bilden, von wo sie sich zu den westlichen Slawen verbreiteten. Wenn sich dies bestätigen sollte, so ist das für die Palaeoethnologie der westlichen Slawen sehr wichtig.

III. Geflügelte Lanzenspitzen.

In einigen Funden an der Donau, die durch die S-förmigen Schläfenringe charakterisirt sind, kommt zuweilen eine besondere Art von Lanzenspitzen vor, die wir „geflügelt" nennen können (Fig. 279), so z. B. bei Burg Lengenfeld in Baiern, in Gräbern von Thunau bei Gars in Niederösterreich [3]).

Der Fund von Burg Lengenfeld bewog Professor Dr. J. Ranke, sich im Jahre 1889 zu mir zu äussern, dass diese Art von Lanzenspitzen slawischer Herkunft sein könnte. Ich weiss nicht, ob mein hochgeschätzter Lehrer noch heute derselben Meinung ist. Ich meinerseits habe im Laufe der letzten Jahre dieser Frage meine Aufmerksamkeit zugewendet, inwieweit sich diese Form in Funden der slawischen und nichtslawischen Länder vorfindet, und habe die Wahrnehmung gemacht, dass die Funde gar nicht auf slawische Herkunft hinweisen.

Im westlichen Europa sind die geflügelten Lanzenspitzen ziemlich häufig, obwohl sie hier nur meist

[1]) Unter den zahlreichen keramischen Resten der südrussischen griechischen Colonien fand ich im Moskauer Museum nur ein kleines, rothes Krüglein, das mit einer einfachen horizontalen Wellenlinie verziert war.

[2]) Mehrere Krügel und Töpfe werden im Museum zu Berlin und im historischen Museum zu Moskau aufbewahrt.

[3]) Vgl. E. Chantre, Recherches anthropologiques dans le Caucase (Paris 1885—1887), Bd. II, Taf. 54, Fig. 6. Bd. III, Taf. 16, Fig. 2.

[4]) Nach Virchow (Verh. der Berl. Anthrop. Ges., 1890, S. 433).

[5]) Im historischen Museum zu Moskau (Saal III).

[6]) Im historischen Museum zu Moskau (Saal VI).

[7]) Sizow in den „Materialy po archeologiji Kawkaza" (Moskau 1889). Bd. II, Taf. VI, Fig. 4.

[8]) Aus der Umgebung von Kislowodsk, Tli-si, aus Digorien u. s. w. (in Moskau und Wien).

[9]) Materialy po archeologiji Kawkaza (1888), Bd. I, Taf. IV, Fig. 1, Taf. V, Fig. 1, 2.

[1]) In der Sammlung Berger's zu Prag. Vgl. auch N. Lehmann, Mon. varia populorum, I. Efossa de Stradonic, Taf 1.

[2]) Ich erlaube mir nebenbei auch einige moderne Beispiele seiner aussereuropäischen Verbreitung anzuführen. Ich sah eine mehrfache eingeritzte Wellenlinie auf der nilaghirischen (Vorderindien) und auf japanischer Keramik an einer ganzen Reihe von im britischen Museum zu London aufbewahrten Stücken. Ein kugeliges Gefäss aus dem Fidji-Archipel (in demselben Museum) ist mit einigen Reihen von Wellenornamenten auf der oberen Hälfte geziert; auf modernen ägyptischen Gefässen kommt eine mehrfache verticale Wellenlinie vor (Beispiele von verticaler Wellenlinie sind auch aus der prähistorischen Zeit bekannt. Vgl. den Artikel von Jentsch in den Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges, 1881, S 29). Im Berliner Museum (Nr. 647) befindet sich ein mit einer mehrfachen Wellenlinie verziertes Gefäss, angeblich aus einem Grabe auf Island stammend.

[3]) Der erste Fund wird in der Sammlung der Akad. in München, der zweite im Wiener naturhistor. Hofmuseum aufbewahrt.

sporadisch vorkommen. Ich will hiemit die ältere Aufzählung Lindenschmit's durch einige von mir beobachtete Funde ergänzen. Lindenschmit äussert sich über ihre Verbreitung folgendermassen: „Obgleich in den Gräberfeldern aller deutschen Stämme aufgefunden, ist diese Form doch verhältnissmässig eine seltene. Das Mainzer Museum besitzt zwei solcher Speereisen (Fig. 71 u. 74). Fig. 72 u. 73 [1]) stammen aus Bessungen und befinden sich im grossherzoglichen Privatcabinet zu Darmstadt. Namur hat aus den Gräbern von Greisch ein solches veröffentlicht und v. Bonnstetten ein gleiches aus burgundischen Gräbern bei Severy im Waadt. Baudot bringt zwei weitere aus den Gräbern von Charnay und Abbé Cochet fünf aus den von ihm untersuchten Gräberfeldern der Normandie [2])."

Fig. 279. Geflügelte Lanzenspitze von Thunau.

Zu dieser Aufzählung füge ich noch hinzu den Speer von Amiens und vier in der Themse gefundene, die sich im British Museum zu London (Anglosaxon-room) befinden, einen von der Burgstätte der alten Alésia (Alise St. Reine, Côte d'Or) im Saale Nr. XIII, zwei mir unbekannten Fundortes in der „Salle de numismatique" aus der Merowinger Zeit im Musée des Antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye [3]), einen aus Andernach, einen aus Mertloch bei Polch, einen aus Kaltenengers (Rheinland), einen aus den Reihengräbern bei Thalmässig [4]) und fünf unbekannten Fundortes (siehe Nr. G. F. 1027) im Hofe des Germanischen Museums zu Nürnberg. Dazu kommen auch die oben angeführten Funde von Burg Lengenfeld (in München) und Thunau (in Wien).

In den Museen zu Oxford, Paris (Louvre), Bologna, Florenz u. a. m. erinnere ich mich nicht, ähnliche Waffen bemerkt zu haben.

In den slawischen Ländern fehlen aber die geflügelten Speere fast vollkommen. Soweit mir bekannt ist, fand sich in Böhmen ein einziger kleiner Speer, aus Bronze gearbeitet, bei Křesťovic [1]); aber ich zweifle sehr, dass seinem Erzeuger die typischen deutschen Lanzenspitzen dieser Art als Muster gedient haben. Ein anderer typischer (aus Eisen) befindet sich mit der Etikette „Unbekannten Fundortes" im Prager Museum. In Polen und Russland sind sie auch nicht bekannt. Im Museum zu Moskau (Saal der Denkmale von Chersonesus) existirt nur ein einziges derartiges Stück, welches irgendwo am Schwarzen Meere gefunden wurde und offenbar gothischer Herkunft ist. Auch einen in der Hercegovina, im Bilečer Kreise, aufgefundenen Speer könnte man schwerlich zu Gunsten der „slawischen" Herkunft anführen [2]).

Wie bekannt, verbreitete sich in der Neuzeit die geflügelte Waffenart auf's Neue während des XV. bis XVII. Jahrh. in Deutschland und Frankreich in der Form der sogenannten Hellebarden und Partisane [3]). Dieselben haben wahrscheinlich nichts gemein mit der alten Lanzenform. Demin sagt in seinem Buche: „es reiche ihr Ursprung nicht über das Jahr 1400 hinauf" [4]).

An diese neueren Formen reihen sich dann die Waffen an, die ich noch in einigen russischen Museen sah, z. B. in Moskau, in Twer, und welche nicht zu der alten, vorhistorischen zu zählen sind.

---

[1]) Aus dem folgenden Werk citirt.

[2]) Handbuch der deutschen Alterthumskunde, I. Theil, S. 176. Daselbst spricht sich der Verfasser über den Zweck dieser Lanzen folgendermassen aus: „Bei den vorliegenden Formen aber sind offenbar die seitwärts vorstehenden Haken bestimmt, das Eindringen des Speeres weiter als bis zu der Hemmung, die sie bieten, unmöglich zu machen."

[3]) In derselben Sammlung, Saal Nr. V (La Gaule après les métaux. Bronzes), befinden sich merkwürdigerweise unter einer Reihe von Lanzenspitzen der Bronzezeit auch zwei Abgüsse von bronzenen Speeren von der oben besprochenen geflügelten Form, und zwar einer abgegossen nach einer bei Gimmeldingen gefundenen Gussform (Original in Speier); der zweite Abguss ist von einem unbekannten Fundorte (aus der Schweiz?). Vgl. auch S. Reinach, Cat. du musée (Paris 1891), S. 137.

[4]) Derselbe ist ähnlich gebildet, wie die bei Lindenschmit in Fig. 72 abgebildete Lanze, die nach dem Verfasser „ganz ungewöhnlich und bis jetzt noch nirgend anderswo beobachtet war". Freilich stammt der Fund von Thalmässig schon aus dem Jahre 1889. Ueber den Fund von Mertloch und Andernach s. Mitth. aus dem German. Museum Nürnberg, I (1884—1886), S. 106.

[1]) Woldřich, Beiträge zur Urgeschichte Böhmens, IV, S. 27.

[2]) Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni a Hercegovini, 1893. S. 497.

[3]) A. Demin, Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung (Leipzig 1886 [2]), S. 609, 613.

[4]) Demin, l. c., Eine Art von Partisane korsischen Ursprunges hiess Korseke (Roncone).

Literaturberichte.

19.

Hauser, Karl Baron: Die Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Grossen, neu aus Quellen bearbeitet. Klagenfurt 1893. III + 147 S. und 2 Kärtchen. 8°.

Der zur Darlegung der prähistorischen Perioden und der alten Geschichte Kärntens berufenste Gelehrte bietet uns in diesem Büchlein unter sorgfältiger Abwägung der älteren Lehrmeinungen einen schön gerundeten Abriss der zuverlässigen Resultate der neuesten Forschungen. Das Skelet der ganzen Abhandlung construirt er mit der kritischen Treue des Historikers ausschliesslich aus dem für Kärnten thatsächlich vorliegenden Materiale und opfert dieser Grundregel manch' kleineren, dankbaren Absatz. So kommt es, dass er von der Steinzeit und der eigentlichen Bronzeperiode, welche in Kärnten nur unzureichend durch vereinzelte Funde vertreten sind, kaum spricht und das erste Capitel des Buches sofort mit „Hallstätter Zeit" überschreibt. Für diese Periode hat Kärnten bekanntlich neben einer Anzahl kleinerer Fundorte das überaus wichtige Tumulus-Grabfeld von Frögg bei Rosegg mit seiner Specialität der Bleifigürchen. Dieses Capitel, sowie die folgenden, „Keltenzeit" und „Römerzeit", dürfen auf den ungetheilten Beifall aller Fachmänner rechnen. Mit dem vierten Absatze, „Bajuvarenzeit", weicht er von der durch Baron Ankershofen inaugurirten Ansicht von den in Kärnten während des frühen Mittelalters herrschenden nationalen Verhältnissen ab und kehrt, von vielen guten Gründen unterstützt, zu der älteren Ansicht Muchar's zurück, dass die Deutschen überall dort, wo sie heute, sowohl in Steiermark als in Kärnten, in dichten Beständen wohnen, seit jeher, jedenfalls aber früher als die Slawen angesiedelt sind, dass sich Slawen in den deutschen Gegenden zwar in zerstreuten Ansiedelungen niedergelassen, aber im Laufe der Zeit von der Ueberzahl der deutschen Bewohner wieder aufgesaugt worden sind, und dass die slawischen Ortsnamen in deutschen Gebieten nur Ueberbleibsel solcher zerstreuter Ansiedelungen, nicht aber Beweise für eine der deutschen Occupation vorausgegangene compacte slawische Besiedelung sind. Durch die sorgfältige Verwerthung aller diese Lehrmeinung stützenden Facten wird dieses Capitel zu dem wichtigsten des Buches. Eine Anzahl von Text-Illustrationen und die beiden Kärtchen, „Kärntens Römerstrassen" und „Kärntens Sprachengrenze", unterstützen die übersichtlichen Ausführungen vortrefflich.

Josef Szombathy.

20.

Krause, Dr. Ernst (Carus Sterne): Die nordische Herkunft der Trojasage bezeugt durch den Krug von Tragliatella, eine dritthalbtausendjährige Urkunde. Glogau 1893. 48 S. 8°.

Der Hypothese von der nordischen Herkunft der Arier ist heute die Aufmerksamkeit der Anthropologen ganz besonders zugewendet. Speciell aus unserer Gesellschaft ist der bedeutendste Verfechter derselben, Prof. Karl Penka, hervorgegangen. Mit wahrem Feuereifer stellt sich Dr. Krause in ihren Dienst. Während aber der Philologe Penka ein grosses Gewicht auf die Mitverwerthung des specifisch anthropologischen Materiales legt, bevorzugt der Naturhistoriker Krause in seinen Darlegungen (die bekannten Artikel in der Vossischen Zeitung, dann Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat, und Die Trojaburgen Nordeuropas) die philologischen Hilfsmittel als Stützen der neuernden Hypothese. Von Seite der prähistorischen Archäologie, deren Beistimmung am wichtigsten wäre, sind bis jetzt keine ausreichenden Stützen heranzuziehen gewesen. Wie könnte dies auch nur erwartet werden, wenn Verf. den Ursprung der Trojasage in den kleinen, nördlich des Polarkreises liegenden Theil von Europa versetzt und es sich also darum handelt, die Urheimat der Arier in dem nach dem Ende der Eiszeit zu allerletzt bewohnbar gewordenen, immerdar unwirthlichsten Theile Europas zu suchen. Auch der bekannte, figural verzierte etruskische Thonkrug von Tragliatella wird trotz der den Fernerstehenden verblüffenden Menge philologischen Rankenwerkes, welches Verf. um ihn geschlungen hat, die ihm zugemuthete Rolle als Zeugniss für die nordische Herkunft der Trojasage nicht ausfüllen. Man müsste ihn gänzlich aus seinem archäologischen Zusammenhange entfernen, um eine solche Zumuthung an ihn stellen zu können.

Josef Szombathy.

Die geographische Verbreitung der Todtenbretter.

Von **Dr. Wilhelm Hein.**

(Mit 2 Lichtdrucktafeln.)

Wie ich schon in meiner Abhandlung: „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ (Mitth. d. Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXI, S. 85 ff.) hervorhob, sind die Todtenbretter nicht allein auf den Böhmerwald beschränkt, sondern sie kommen auch in Bayern, Salzburg, Oberösterreich und im Braunauer Ländchen (Böhmen) vor. In Folgendem will ich nun die verschiedenen Berichte und Publicationen, die mir in den letzten drei Jahren zukamen, zusammenstellen, um die topographische Verbreitung der Todtenbretter etwas genauer zu begrenzen, wiewohl ich mir klar bewusst bin, dass ein Abschluss in dieser Sache noch lange nicht erreicht ist und dass eine Schlussfolgerung aus der Verbreitung der Leichladen auf ethnologische Verhältnisse noch verfrüht wäre.

Eine solche ist erst dann möglich, wenn die Hauptzüge in den Eigenthümlichkeiten nicht nur der den Todtenbrettercultus betreibenden Bevölkerung, sondern auch ihrer Nachbarn, welche dieser Sitte nicht huldigen, klar gelegt sind. Es müssen vorher also noch manche historische, dialektische und ethnologische Fragen gelöst werden, bevor an einen Abschluss der hier fortgesetzten Forschungen gedacht werden kann. Im Böhmerwalde, wo zwei schon sprachlich ganz verschiedene Völker aneinander stossen, liegt die Sache viel einfacher als z. B. im Herzogthume Salzburg, wo die ganze Bevölkerung eine deutsche ist und doch nur in einzelnen Gegenden den Todtenbrettercultus kennt. Es wird daher in Folgendem besonderes Gewicht auf das örtliche Vorkommen der Leichladen gelegt, weil erst nach Feststellung ihrer Verbreitung weiter gebaut werden kann.

Zunächst sei es mir gestattet, einige Berichtigungen und Nachträge zu der oben genannten Abhandlung zu geben: Herr Pfarrer Mathias Essl in Depoldowitz schreibt: „S. 96 wird Padraska als tschechisch angeführt, ist aber noch rein deutsch, und der angeführte Spruch ist auf einem Friedhofskreuze in Depoldowitz. S. 99 heisst es, dass Depoldowitz aus vier deutschen und zwei tschechischen Orten besteht, was ebenfalls unrichtig ist. Der Pfarrsprengel Depoldowitz ist ganz rein deutsch, daher auch Diwischowitz und Padraska, wenn sie auch ehemals zur tschechischen Pfarre Drosau gehörten. Durch die uralte Verbindung mit Drosau ist wohl in diesen zwei Orten der deutsche Gebrauch der Todtenbretter verloren gegangen, wie auch in anderen rein deutschen Orten hier an der Sprachgrenze, die zu tschechischen Pfarren eingepfarrt sind.“ Zu den auf S. 97 beschriebenen hölzernen Laden mit der Aufschrift „Denkmal des N. N.“ auf dem Friedhofe in Lam, in welchen ich trotz ihrer grossen Aehnlichkeit mit Todtenbrettern keine Leichladen vermuthete, bemerkt Herr Singhofer, Pfarrer in Lam: „Selbe sind nicht jene Bretter, worauf der Leichnam während der 42stündigen Rast im eigenen Hause gelegen [1]); denn diese werden an eigenen Orten aufgestellt, gewöhnlich rings um ein Feldkreuz in der Nähe des Gehöftes oder der Ortschaft. Die am Kopfende der Gräber befindlichen Bretter bilden den Ersatz eines Grabmonumentes und heissen hierorts „Sarg“, im Dialekte „Zoar“, werden ebenfalls vom Schreiner verfertigt und entweder von ihm selber oder einem ländlichen Maler bemalt.“ Nach demselben Gewährsmanne ist die schönste Todtenbrettergruppe jene von Lambach, von welchen ich in meinem Feuilleton „Todtenbretter“ im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 6. August 1891 schrieb: „Nie werde ich jenes Augenblickes vergessen, da ich von der Wallfahrtskirche auf dem Mariahilferberge herab gegen Lambach stieg und plötzlich vor mir Brett an Brett zu beiden Seiten eines Riesenkreuzes in einem Halbkreise stand, innerhalb dessen eine Reihe von Betstühlen zur Andacht rief; den Hintergrund bildete der düstere Wald, über den sich die Felsenkanzel des Osser erhob; gleichsam im Abschlusse des Thales lagen die freundlichen Häuschen von Lambach, aus denen das Geräusch der Glasschleifereien herüberdrang.“

[1]) Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn im „Český lid“, I. Bd. (Prag 1892), S. 522, auf Grund meiner Abhandlung gesagt wird, dass die Bretter nach der Beerdigung der Todten am Grabe aufgestellt werden („V německých končinách Šumavy jest zvykem klásti mrtvé na prkna, která se po pohřbeni postaví na hrobě“).

Dass es unmöglich wäre, von den Einheimischen Todtenbretter zu erlangen (vgl. S. 98), scheint nicht durchgehends richtig zu sein; wenigstens machte sich Herr Adolf v. Scheure in Seewiesen erbötig, mir ein rohes, blos mit den eingeschnittenen drei Kreuzen versehenes Brett zu verschaffen, „da die Scheu vor den Todtenbrettern nur einigen besonders abergläubischen Weibern innewohnt". Herr v. Scheure hat bestimmte Personen bezeichnen hören, welche Todtenbretter stehlen, um sie zu verbrennen oder anderweitig zu verwenden. In Seewiesen soll ein dem Trunke ergebener Tischler gelebt haben, der die Särge aus Todtenbrettern verfertigte, welche er Abends, wenn er aus dem Wirthshause ging, entwendete. Ein Insasse von Seewiesen nagelt, weil erfahrungsgemäss ein gutes Brett nicht lange liegen bleibt, jene Laden, auf welchen Angehörige seiner Familie lagen, am Orte der Aufbewahrung mit grossen Holznägeln fest. Nach stärkeren Regengüssen werden die Bretter oft auch fortgeschwemmt, in den unteren Gegenden aufgefangen und als Brennholz verwendet. Trotz dieser Gleichgiltigkeit gegen die Leichladen gelang es Herrn v. Scheure nicht, von den Leuten selbst ein derartiges Brett zu erlangen, da sie, wie er meint, ein Geldgeschäft mit ihm machen wollten, und er nicht gewillt war, etwas dafür zu bezahlen. Doch bleibt zu bedenken, dass die Bretter wohl nur zum Verbrennen oder an sumpfigen Stellen als Gehsteige verwendet werden, zuweilen auch wieder als Sargbestandtheile dienen müssen, kaum aber im Hausrathe eine Benützung finden; es ist daher wohl erklärlich, wenn die Leute sich scheuen, ein Brett zu ihnen ganz unbekannten Zwecken auszuliefern, wobei es nicht durch Naturkräfte (Feuer, Wasser) vernichtet wird.

Zu dem letzten auf S. 93 gebrachten Spruche macht Herr Prof. Dr. Paul Wolters in Athen die Bemerkung: Das mehrfache gleichlautende Vorkommen desselben erkläre sich daraus, dass er aus der Literatur stammt. „Mir ist er als Kirchenlied bekannt in dieser Form:

Wenn junge Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
Verlieret man sie nicht.
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben
Und schauen Jesu Angesicht. u. s. w. u. s. w.

Ob dies die originale Fassung ist, kann ich hier nicht nachprüfen. Als Dichter wird Joh. Andr. Rothe genannt. — Ob nicht überhaupt Mancherlei aus der Literatur in diese Sprüche eingedrungen ist? Die Analogie der antiken Kirchhofspoesie würde durchaus dafür sprechen." Auch Prof. Dr. Julius Euting in Strassburg bezeichnet diesen Spruch als ein Begräbnisslied, welches in verschiedenen Gesangsbüchern, z. B. in württembergischen, vorliegt. Dass der grösste Theil dieser Sprüche, soferne sie nicht das Volksthümliche unverkennbar an der Stirne tragen, auf Kirchenlieder zurückgehe, betonte mir persönlich Herr Dr. Haberlandt, der es auch als wünschenswerth bezeichnete, den Quellen der verschiedenen Verse nachzuspüren. Das ist eine Aufgabe, die vorläufig noch der Erledigung harrt, da deren Durchführung nicht in den Rahmen der vorliegenden Zusammenstellung gehört.

Auf S. 96 vermuthete ich, dass die Bretter mit der Uhr, welche die Sterbestunde anzeigen, von Prof. Sepp in der Gegend von Dachau gefunden wurden. Sie kommen aber auch in der Umgebung von Cham vor, wie Herr Mathias Weixlgartner, Stadtpfarrcooperator daselbst, meldet: „In dem ganzen Chamgau herrscht der Gebrauch der Todtenbretter. Aufgestellt werden sie gewöhnlich bei Dorfcapellen, Feldkreuzen, im Walde durch Annageln an Bäumen. Besonders gebräuchlich ist es, auf das Todtenbrett eine Uhr zu zeichnen, mit Angabe der Sterbestunde." Auf Taf. II, Fig. 4, ist eine Photographie von der Dorfcapelle in Prenzing (Gemeinde Willmering, Pfarre und Bezirksamt Cham, Oberpfalzer Regierungsbezirk), welche von Herrn Cooperator Weixlgartner aufgenommen wurde, reproducirt. An der Aussenwand dieser Capelle sind mehrere Todtenbretter, darunter vier mit Uhren, aufgehängt. Derartige Bretter mit der Uhr erwähnt auch Rev. S. Baring-Gould in „The Family Friend", Nr. 277, January 1893 (London), in dem Artikel „Martyr-Tables" (p. 4—6): „The most peculiar martyr-tables, if so they may be called, are those seen in the Bavarian and Bohemian Forest. There, when any one dies, he or she is laid on a board rudely shaped to the human form, and with a sort of shelf for the feet to rest against. The body lies on this till burial, and after burial the board is painted and furnished with a sort of penthouseroof. Where the head was is a circular picture representing the deceased kneeling upright in prayer, and in the sky are representations of the Trinity. Sometimes, instead of a picture, the circle is painted to look like a clock dial, with the hands pointing to the hour and minute of death. Below, where the back of the corpse rested, an inscription is painted recording the name,

date of death, age, dignities and virtues of the deceased. Then this board is erected either by the side of the road leading to the church, or at cross roads, or even in the depth of the woods. As the bases decay, these boards lurch, and the effect by night or in the evening is startling in the extreme. One sees near the road ranges of apparently drunken soldiers, or one comes in the forest suddenly on figures that one fancies are bandits in waiting. Not only those who die violent deaths are provided with these horible backboards and memorials, but every man, woman and child who dies, so that there are literally crowds of them. At Neukirch (Neukirchen, Oberpfalz), under the Hohenbogen, where the church is a mile from the village, the whole way is lined on both sides with these lurching, staggering „dead-boards". I can conceive of nothing more trying to the nerves than a walk between them on a night with just sufficient light in the sky to show their ontlines, and illumine their flat, white faces. The artist who paint the martyr-tables is either some poor man who takes up the business in adition to his usual trade, or, more frequently, it is done by the sculptor of headstones."

Wie man sieht, ist diese Schilderung eine vollkommen sachgemässe; doch hat die Bemerkung „rudely shaped to the human form" den Zeichner der beiden Bilder „Group of dead-boards near Cham" und „Dead-board", Herrn A. Fairfax Muckley, verleitet, den dargestellten Todtenbrettern leibhafte Menschengesichter zu verleihen[1]). Meines Wissens kommen, mindestens bei Cham, derartige ganz in Menschengestalt ausgeschnitzte Leichladen nicht vor. Dieselben Illustrationen brachte die Familien-Zeitschrift „Zur guten Stunde" im 16. Heft des VI. Jahrganges 1892—1893 (Berlin), S. 114, 118, zu welchen Herr Dr. Karl Ritter v. Heigel in Riva am Gardasee eine Skizze „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee" schrieb; auch dieser Schriftsteller erinnert sich nicht, ähnliche Todtenbretter gesehen zu haben (nach brieflicher Mittheilung).

Eine gute Abbildung von Todtenbrettern aus dem Lamer Winkel (Bayern) findet sich als Illustration zu den Reiseerinnerungen Hans Schreiber's in Trautenau: „Kunterbuntes aus der Böhmerwald-Heimath" in der Zeitschrift „Bayerisch Land und Volk", III. Jahrg. 1892 (Augsburg), Nr. 14, S. 109.

Von den vier daselbst (S. 110) aufgezeichneten Sprüchen ist folgender mir neu:

„Staub ist es, was wir sind auf Erden,
Mein Gatte war es ach! zu früh;
Doch er wird dort selig werden,
Die Guten sterben nie."

Herr Schreiber erzählt in seinen Erinnerungen die Geschichte eines Wilddiebes, der vom Förster erschossen und dessen Geliebte darüber irrsinnig wurde und täglich vor dem Todtenbrette des Wilderers kniet und weint.

„Nirgends," schrieb mir Herr W. Gruber, Expositus in Hohenwarth bei Kötzting (zwischen Cham und Neukirchen, Niederbayern), „wird man den Gebrauch und so lange Reihen aufgestellter sogenannter Todtenbretter häufiger finden, als im bayerischen Walde; sie sind ein Zeichen der Pietät gegen die Verstorbenen, an die durch die Bretter, auf denen Todte vor der Aussegnung gelegen sind, gedacht wird. Inmitten einer solchen Reihe von Brettern steht das Zeichen der Erlösung, das Kreuz mit dem Sieger über den Tod; es gibt sogenannte heilige Wege, an welchen mehrfach das Bild des Gekreuzigten steht. Was die Anfertigung der Todtenbretter selbst betrifft, so ist sie nur ganz gewöhnliche Schreinerarbeit: eine vielfarbige Malerei, Aufschrift der nöthigen Daten über die Verstorbenen und ganz gewöhnliche Verse. Etwas Besonderes ist freilich der häufig im Bilde ausgeführte Gedanke: der Engel senkt die erloschene Lebensfackel zur Erde, die Sanduhr ist abgelaufen und liegt zertrümmert auf dem Boden; der Engel führt den Verstorbenen aufwärts, der mit einem Kreuze auf dem Haupte, mit gefalteten Händen und schwarz oder, wenn es eine Jungfrau ist, weiss gekleidet abgebildet wird; der Fussboden ist getäfelt, ähnlich dem Kirchenpflaster, und das ganze Bild umgibt ein Kranz. Aussen steht: Heute mir, morgen dir. Was ich bin, müsst ihr auch bald werden. Oft ist der Gedanke an ein Wiedersehen im Jenseits ausgedrückt.

Auch K. Gruber, „Marterl und Taferl" (citirt in v. Heigel, „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee", S. 117), sagt: „Ganz besonders dicht, zu Hunderten beisammen, stehen die Leichenbretter im bayerischen Vorwalde zwischen Straubing und Cham. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, geht man Nachts durch den Wald und es steht mitten zwischen den Bäumen eine solche Schar bleich und stumm im

[1]) Auf eine diesbezügliche Anfrage schrieb Herr A. Fairfax Muckley (Alexandra Villa, Wraysbury Bucks): „The drawings I made were not from the places, but from the Rev. S. Baring-Gould's sketches and notes. I have not the visited country from whence the sketches wer taken."

Mondenscheine.“ Von den Leichenbrett-Inschriften im bayerischen Walde gibt Karl v. Reinhardstoettner, „Land und Leute im Bayerischen Walde“ (Bamberg 1890), S. 76, einige Proben: „Interessant ist es, hier das Volk seine Ansichten aussprechen zu hören. ‚Tod, du fuhrst mir durch den Sinn‘, klagt einer bei Arnschwang; ein anderer findet, entgegen den Worten des Psalmisten, achtzig Lebensjahre für eine kurze Zeit; bei Dalking wird von einer mit 75 Jahren (1871) verstorbenen Frau gesagt:

Kaum als Du die Welt gesehen,
In der schönsten Blütezeit,
Musstest Du von hinnen gehen!

Neben der ‚ehrsamen Jungfrau von drei Jahren‘ ruht der ‚ehrengeachtete Jüngling von 60 Jahren‘; oft aber erblicken wir auch in diesen Dichtungen fremden Einfluss und poetische Erinnerungen. Es war ohne Zweifel ein jugendlicher Tenor, ein Schulgehilfe, der Josephs Arie aus Méhul's Oper fleissig studirt hatte, um auf das Brett eines (1884) gleichfalls in Dalking Verstorbenen die Verse zu schreiben:

Ich war noch nicht hoch an Jahren —
Vierzig zählte kaum ich nur;
Noch dachte ich nicht an's Sterben,
Doch der Tod verfolgte meine Spur.

Auf einem anderen Brette lässt sich die verschiedene Gattin mit den tröstlichen Worten vernehmen, die gewiss bald verwirklicht wurden:

Weine nicht, lieber Mann;
Nimm Dir eine andre an!“ [1])

Nur der Vollständigkeit halber mögen hier die Leichenbrett-Inschriften aus dem bayerischen Walde verzeichnet werden, welche B. Köhler in „Leichenbreter und Leichenbretpoesie im Bairischen Wald“ in der „Illustrirten Zeitung“, 1875, S. 96, bringt:

1. Mein Kind, das war ein Rosenknopf (= Knospe),
Wollte eine Rosen werden,
Da kam der Tod und roch daran
Da wars nicht mehr auf Erden!

2. Gatte, Kinder, weinet nicht,
ich hab ausgelitten,
Sterben das ist Menschenpflicht
ach da hilft kein Bitten!
Lebet wohl, beim Aufersteen
werden wir uns wiedersehen.

3. Im letzten Jahr da starb mein Mann
Wie that ich ihn bewein
Und jetz ach starb mein einzig's Kind —
Nun bin ich ganz allein!

4. Denket meiner im Gebet
sprecht an meiner Grabesstätt:
Mutter ruh' in Frieden hier,
und der Himmel leuchte Dir.

5. Du unerbittlig grausamer Tot
Was machst Du uns vir Schmertz und Not.
Ach könnten wir ganz in Schmertz zerfliessen,
Die gute Mutter hast du uns entrissen.
Da sank, die uns so libete hinab
Auf ewig in das kille Grab.

6. Ob die ganze Welt Dich nennt
Oder blos Dein Nachbar kennt,
Ob Du arm bist, oder reich,
Ob Du roth bist, oder bleich,
Dieses ist zuletzt ganz gleich.
Jeder Mensch auf Erden,
Muss zu Staube werden!

7. Ich lieg im Grab und muss verwesen,
Was Du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch Du! —
Drumm steh, und bett für meine Ruh.

8. Hör liber Christ geh nicht vorbei
Bett mir 1 Vater Unser oder auch 2
Bedenke, es vergelts Dirs Gott!
Diess ist an Dich mein letzt Geboth.
Und zum Schluss, gieb ich dir den Gruss:
Gelobt sei Jesus Christus [1]).

In Bayern dehnt sich das Todtenbrettergebiet von der Oberpfalz südwärts über die Donau bis zu den Alpen aus; die westliche Grenze bildet der Lech. In der Oberpfalz (Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, S. 245ff.) liegt der Todte auf dem Brette „mit dem Gesichte nicht gegen Aufgang, nicht gegen Niedergang. Rötz. Die Füsse sind meist gegen die Stubenthüre gerichtet; denn der Gestorbene hat nicht seines Bleibens im Hause. Neunburg. Um Tiefenbach schaut der Kopf von der Thüre weg gegen das Fenster. „Der Todte gehört nicht mehr in's Haus, schaut nur mehr grüssend zur Thüre herein.“ „Ist der Todte an einer hitzigen Krankheit verstorben, so kommt er gleich in den Sarg und wird in den Gang hinausgestellt“ (S. 245). „Das Todtenbrett vererbt sich“ (S. 250, um Auerbach, Erbendorf, wo schon slawische Einflüsse sich bemerkbar machen). Das Todtenbrett, auf dem die Leiche lag, wird auf die Stelle, wo das Stroh verbrannt wurde, zum Oefteren aber auf Gangsteigen und Wiesen über Bäche hingelegt und mit hölzernen Nägeln angenagelt,

[1]) In Reinhardstoettner's Buch befindet sich auf S. 76 eine gute Abbildung von Todtenbrettern, gezeichnet von Otto E. Lau.

[1]) Zu der genannten Abhandlung gibt B. Köhler eine vortreffliche Originalzeichnung (vgl. auch Globus, Bd. LIX, 1891, S. 185). Vgl. zu diesen Sprüchen die Sammlung bei Ludwig v. Hörmann „Grabschriften und Marterlen“ (Leipzig 1890), S. 8—39.

damit die Vorübergehenden des Verstorbenen mit einem Vaterunser gedenken. Doch darf man nicht darauf treten, sonst bekommt man Fussweh. Falkenstein, Fronau, Oberviechtach. — Gewöhnlich erhält das Brett den Namen dessen, dem es gehörte, und die Jahreszahl; um Falkenstein sind die Laden blau bemalt. — An manchen Orten werden sie mitsammt dem Stroh verbrannt (S. 252—253).

Für die Oberpfalz findet sich noch ein Beleg in einer ganz kurzen Notiz in dem Roman „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ von August Sperl (München 1893), wo von Todtenbrettern bei Hohendress am Flüsschen Luhe gesprochen wird: „den Strassengraben entlang stehen viele Todtenbretter, neue und alte“ (S. 58).

Das Vorkommen der Leichladen in der Umgebung von München bestätigt Karl v. Heigel in der erwähnten Schrift „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee“, S. 114. In Feldmoching, einige Kilometer nördlich von München, lehnen aussen an der Mauer der Brückencapelle „mehr oder minder morsche Bretter, Holzschilde mit Todtenschädeln und Inschriften bemalt:

> Auf diesem Brett ist gelegen die
> ehr- und tugendreiche Frau N. N.
> Lieber christlicher Wanderer
> bet für die armen Seelen ein
> Vater unser und Ave.

So oder ähnlich lauten die Aufschriften alle, nur die Namen und das Geschlecht verschieden. Es sind die Bretter, auf denen die Leichen der Genannten aufgebahrt gelegen; Todtenbretter, im Volksmunde Rechbretter vom mittelhochdeutschen rê, Leichnam, aber auch Grab und Todtenbahre“.

W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik, I. Bd. Land und Leute (Stuttgart und Tübingen 1854), S. 175, 176, spricht von den Leichladen östlich vom Lech: „Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte ‚Todtenbretter‘ an allen Strassen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayerische Kirmesbaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Todtenbrett oder einen Baum der Art finden, als einen Ortsnamen, der auf ‚ing‘ statt auf ‚ingen‘ auslautete. Es bekunden aber die Todtenbretter sowohl wie die Kirmesbäume einen eigenthümlichen monumentalen Sinn bei den altbayerischen Bauern. Ist Jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes, die Leiche wird eine Weile auf das Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: ‚Auf diesem Brett ist todt gelegen der ehrengeachtete N. N.‘ etc. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Crucifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen oder auch an seinem Lieblingsplatze, wo er sich in Wald oder Feld auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrentheils findet man sie an Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise, zusammen gruppirt. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die ‚Monumenta‘ seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstück. Der Cultus der Leiche, welcher darin liegt, dass der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er ‚todt gelegen‘, sich zu eigen weihen muss, hat etwas Schauererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brette mit dem hellgemalten Todtenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei; sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, die in der vollen Naivetät des grauen Alterthumes hier in unsere civilisirte Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtniss eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebenso auf einer Südseeinsel landesüblich sein, als in Altbayern.“

Nach einer Mittheilung des Fräuleins Marie Eysn in Salzburg werden die Todtenbretter am Ammersee, Starnbergersee, Würmsee u. s. w. in der „Illustrirten Chronik der Zeit“, Jahrg. 1887, S. 712, unter dem Titel „Ueber Rêbretter in Oberbaiern“ (mit Abbildung) behandelt.

Die Verbreitung der Todtenbretter in Südbayern wird angegeben in der „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern“, I. Bd. Oberbayern, Abschnitt „Volkssitte“ von Felix Dahn (München 1860), S. 413: „Fast durch ganz Oberbayern — besonders häufig im Land an der Amper, im Flachland zwischen Lech und Isar, aber auch im Traungau — ist die Sitte verbreitet, die Bretter, auf welchen die Leiche getragen worden, an den Gangsteigen, zumal auf Kirchwegen, an die Bäume zu heften, oder auch über kleine Gräben, oder platt

auf den schmalen Feldweg zu legen. Der Name des Verstorbenen und ein R. I. P. — requiescat in pace — findet sich darauf gemalt."

In dasselbe Gebiet, obwohl bereits in Tirol gelegen, gehören die Todtenbretter in der Gegend von Lermoos. Die Zeitung „Der Burggräfler" vom 17. Juli 1892 (Meran) bringt einen Bericht von Lermoos, in welchem es heisst: „Stirbt jemand, so wird in der Stube ein menschenlanges Brett auf zwei Stühle und der Leichnam darauf gelegt. Nach Beerdigung des letzteren wird in das Brett der Name des Verstorbenen sammt der Jahrzahl des Sterbejahres eingeschnitzt und dasselbe über einen Wasserdurchlass eines Feldweges gelegt, den die Weginteressenten passiren müssen. Jeder Passant liest den Namen des Verstorbenen und betet ein kurzes Gebet für dessen Seelenruhe." Auch K. v. Heigel kennt diese Leichladen und bemerkt darüber (a. a. O., S. 117): „Ueber die Moorgründe bei Lermoos sind Bohlen gelegt, in welche man Namen von Abgeschiedenen mit Todtenkreuz und Jahreszahl eingeschnitten."

Dies ist die einzige Localität in Tirol, welche meines Wissens den Gebrauch der Todtenbretter in unserem Sinne kennt; es konnte dahin, wie vielleicht auch im tirolischen Lechthale diese Sitte mit den Einwanderern von Bayern aus leicht thalaufwärts vordringen, da die völkertrennende Wasserscheide weiter südlich verläuft [1]). Dagegen muss festgestellt werden, dass diese Sitte dem Laufe des Inn entgegen durch die Enge von Kufstein nicht Boden gewann und dass ferner der Pass Strub, sowie die ganze Grenze zwischen Tirol und dem Mittel-Pinzgau der Verbreitung der Todtenbretter von Salzburg aus ein unüberwindbares Hemmniss entgegensetzten. Auch im Ober-Pinzgau sah ich von Zell am See ab bis zum Gerlospasse wenigstens an der Strasse keine Leichladen. (In meiner Abhandlung „Die Todtenbretter im Böhmerwalde", S. 99, 2. Spalte, Zeile 7 von oben, ist statt Ober-Pinzgau „Mitter-Pinzgau" zu lesen.) Herr Oberst Gustav Bancalari in Linz bestätigte mir, dass mit der salzburgisch-tirolischen Grenze auch das Todtenbrettergebiet bezeichnet sei.

Für das Herzogthum Salzburg und die eng benachbarten Gebiete von Bayern hat Fräulein Marie Eysn in unermüdlicher Arbeit ein ausgezeichnetes Material zusammengestellt. Nicht weniger als 39 photographische Aufnahmen der verschiedenen Arten von Todtenbrettern aus dem ganzen Gebiete des Herzogthumes Salzburg stellte sie mir zur Verfügung; von diesen Aufnahmen sind sieben Bilder auf den Tafeln I und II in Lichtdruck reproducirt. Ausserdem stellte Fräulein Eysn einen ausführlichen Fundbericht zusammen und trug alle Localitäten je nach der Verschiedenheit der Aufbewahrungsart der Leichladen in verschiedenen Farben auf einer Karte ein, die, wenn sie einmal vollständig abgeschlossen sein wird, ein sehr klares Bild der Verbreitung der Todtenbretter geben wird.

Fräulein Eysn berichtet: Auf dem Heuberg (bei Salzburg), in Plainfeld, Anthering u. s. w. werden noch alle Todten auf ein Brett gelegt, das später aufgestellt oder richtiger hinausgelegt wird. Auch in Werfen, St. Johann, Lend [1]), Rauris geschieht wohl das erstere, aber das Brett wird weiter nicht beachtet. In den anderen Gegenden werden die Aermeren auf der um die Stube herumlaufenden Bank, die Wohlhabenderen auf den Betten aufgebahrt. Die ältesten Bretter haben nur drei eingeschnittene Kreuze und die Anfangsbuchstaben der Namen des Verstorbenen; später werden die Kreuze, der volle Namen, das Todesjahr und R. I. P. mit schwarzer Oelfarbe auf das rohe Brett gemalt. Sie haben die Form eines länglichen Trapezes, das am Fussende die Schmalseite, am Kopfende die Breitseite hat; letztere ist an den Ecken ziemlich stark abgestutzt. In neuester Zeit sind die Bretter länglich rechteckig, mit schwarzem Rande verziert oder zuweilen ganz mit schwarzer Oelfarbe bestrichen und mit weissen oder blauen Buchstaben bemalt; um Unken ist die Schrift auch grün oder roth [2]). Diejenigen der letzteren Jahre tragen Verse und Sprüche, um Leogang in der Mitte sogar ein gemaltes Bild, als: die Madonna, den Namenspatron des Verstorbenen, Palmzweige, einen Todtenkopf, Handwerkszeug u. s. w. Meist kommt der Verstorbene (in letzterer Gegend) gar nicht mehr in Berührung mit dem Brette und dieses ist eigentlich ausschliesslich nur eine Gedenktafel [3]). Die Bretter werden stets nahe der Wohnung

[1]) In der Ortschaft Emmersberg im Gsiessthal (Pusterthal, Tirol) werden die Leichen auch auf dem Laden aufgebahrt; vgl. Dr. Thomas Hell: Auf einem Bauernhofe im Gsiessthal in Tirol, S. 77: „Die Nândl (Grossmutter) ist vor etlen Jahren auf dem Rêchbretl (Leichenbrett) gelegen."

[1]) Herr Ernest Müller, Cooperator in Wien, schrieb mir, dass er in Gastein Leichenbretter gesehen habe.

[2]) In Leogang sah Herr Ernest Müller blaue und gelbe Bretter.

[3]) Auch Hörmann sagt a. a. O., S. 11: „In früheren Zeiten waren es die wirklichen Rechbretter, auf welchen die Leichen

des Verstorbenen an vielbegangenen Wegen und Pfaden angebracht. In Anthering (zwischen Salzburg und Laufen), wo sie auf vier niederen, 30—80 cm hohen Pflöcken ruhen, sind sie grösstentheils in einer Ecke oder am Rande des Hausgartens untergebracht (vgl. Taf. II, Fig. 3). Im Pinzgau sind sie stets an Häusern, Scheunen (vgl. Taf. I, Fig. 4), Zäunen (vgl. Taf. I, Fig. 3) oder Bäumen (vgl. Taf. II, Fig. 1) befestigt, im Flachgau fast nur auf dem Boden liegend (Taf. I, Fig. 1, 2; Taf. II, Fig. 2), auch hier wieder am vielbegangenen Kirchweg, meist an feuchten, nassen Stellen, so dass der Fuss gerne das Brett betritt und der Darüberschreitende damit die Verpflichtung übernimmt, ein Vaterunser für den Verstorbenen zu beten. Liegen die Leichladen an einem Hange, so befindet sich stets die Kopfseite bergwärts. Die Bretter bleiben so lange liegen, bis sie vermodern. Ein alter Leoganger erzählte, dass er sich wohl erinnere, in seiner Kindheit gehört zu haben, welche Strafen an Leib und Seele Jenen treffen, der solch' ein Brett verunehrt, entwendet u. dgl. Im Thalgau sagt man, dass die Bretter aufstehen, wenn man des Nachts an ihnen vorübergeht. Im Lungau und im Pongau wurde bisher der Brauch, die Todtenbretter hinauszulegen oder irgendwo aufzustellen, noch nicht beobachtet. Das Centrum des Todtenbretter-Cultus liegt für Salzburg in der Gegend von Leogang und Unken; im Flachgau beginnt der Brauch bereits merklich aufzuhören. Bis jetzt lässt sich folgende Topographie der Todtenbretter im Herzogthume Salzburg feststellen:

1. Am Wege von Hüttenstein nach St. Gilgen: 3 Bretter.

2. Am Wege zwischen Dorf Fuschl und dem See liegen 5 Bretter.

3. Auf dem Wege von Obertrum zur Kaiserbuche, 1 km von Obertrum, auf dem sogenannten Altenberge befinden sich im Walde 3 Bretter, eines stehend, die anderen auf 20 cm hohen Pflöcken liegend.

4. Auf derselben Strasse zur Kaiserbuche steht beim Hofe „Haselstädt" ein Wetterkreuz, neben welchem ein Todtenbrett aufrechtstehend an eine Säule genagelt ist; es ist gelb angestrichen und mit grüner Schrift und ebensolchem Kreuze bemalt; oben auf der Säule ist ein Bild befestigt.

5. Auf demselben Wege im Orte Schönstrass liegt links vom Wege ein Brett mit grüner Umrandung und grün gemaltem Kreuze; die Schrift ist schwarz.

6. Im nächsten Orte Schörgstädt liegen am Wege unter einem Baume 6 Bretter, die bereits vermorscht und verwittert sind; an diese schliesst sich ein neues aus dem Jahre 1892 mit schwarzer Schrift.

7. Auf dem halben Wege zwischen Staffl am Trumersee und Spitzesed liegen 4 Bretter auf einem aus Pflöcken bestehenden Untergestell [1]).

8. An der Strasse von Kothgumprechting nach Seekirchen liegen am Beginne des Waldes etwa 20 Bretter, jedes auf vier Pflöcken ruhend [2]).

9. Bei Irrsdorf, Bezirk Strasswalchen, 2 Bretter.

10. Beim Feldkreuz an dem Wege von Asten nach Lamprechtshausen 6 Bretter.

11. Von der Station Seekirchen zu den Kellern hinauf dicht am Bache 1 Brett auf vier Pflöcken.

12. Links vom Wege von Seekirchen nach Ursprung unter einem Kreuze 1 Brett.

13. Am Kirchwege zwischen Hallwang und Eugendorf 8 Bretter am Boden liegend.

14. Am Kirchwege von Hallwang gegen die Linzerstrasse 5 Bretter am Boden.

15. Am Rennerberg nächst Mayerwies bei Hallwang, von der Schmiede die Strasse hinan, bei einem „Bildstöckl" 22 Bretter; darunter die seltene Form mit ausgeschnitztem Kopf.

16. Am Kirchweg von Prossing nach Hallwang (nächst der Eisenbahnstation) 3 liegende Bretter.

17. Auf einer nassen Wiese vom „Nussdorfer" (Bauernhof) nach Söllheim 2 Bretter.

18. Auf dem Wege von Strass an der Linzerstrasse nach Kalham und Roppenwang je einige Todtenbretter.

19. Bei Koppl hin und wieder an feuchten Stellen der durch das Moor führenden Kirchwege liegende Bretter.

20. Von Ursprung gegen Elixhausen links von der Strasse 3 liegende und 1 stehendes Brett (vgl. Taf. I, Fig. 1).

im Hause aufgebahrt waren und die dann, mit Namenszug des Verstorbenen und Jahreszahl versehen, an häufig begangenen Wegen, besonders Kirchwegen, aufgestellt oder sogar auf dem Wege niedergelegt wurden. Jetzt sind es meist später vom Schreiner gemachte Bretter von primitivmonumentaler Form, auf denen Bilder und Kreuze mit Inschriften gemalt sind."

[1]) Die sub 3—7 angeführten Fundstellen verdanke ich einer Mittheilung des Herrn k. u. k. Artillerie-Majors Franz Ressel in Salzburg. Alle anderen Angaben, wenn nicht ausdrücklich eine andere Quelle vermerkt ist, lieferte Fräulein Marie Eysn.

[2]) Diese Bretter sah ich selbst im Jahre 1892, von Herrn Anton Breitner in Mattsee aufmerksam gemacht.

21. In Anthering sowohl am Wege mehrere Bretter liegend, als auch in den meisten Hausgärten oder am Wiesenrande Bretter, die auf vier Pflöcken ruhen (vgl. Taf. II, Fig. 3).

22. An dem Kirchwege des Gschwandtbauer in Heuberg 2 Bretter.

23 Ueber einer nassen Stelle zwischen Reitbauer und Dachslueg in Heuberg 1 Brett.

24. Am Kirchwege von Fischach nach Bergheim 6 Bretter.

25. Am Kirchwege des Weichselbauer auf dem Gaisberg nach Aigen 3 Bretter mit Kreuz, Jahreszahl und Anfangsbuchstaben der Namen.

26. In Vorderfager nächst dem Gute Schwaitl 3, beim Hiersteig 4 und bei Schinau 3 Bretter.

27. Auf dem Gitter beim Eingangsthore des Friedhofes zu Elsbethen liegen 3 Bretter.

28. Am „Todtenweg“ von Ludwigsbad nach Morzg. Vor Kurzem ist das letzte Brett auf diesem sumpfigen Wege vermodert.

29. Bei einem „Marterl“ am Kirchwege des Weissbachers (am Fusse des Untersberges) nach Gross-Gmain 3 Bretter mit Kreuz und Anfangsbuchstaben.

30. Am Wege von Dorf Unken zur Kirche Scheunen mit 23, 12, 6 und 5 rechteckigen, färbigen Brettern mit weisser Schrift.

31. An der Strasse von Unken nach Lofer zwei Scheunen mit 6 und 4 Brettern.

32. An der Strasse von Lofer nach St. Martin zwei Scheunen mit 7 und 5 Brettern.

33. Kurz vor St. Martin eine Scheune mit 3 Brettern.

34. Neben dem Schulhause in St. Martin ist eine Scheune ganz mit Brettern bedeckt.

35. An einem Waschhause bei St. Martin (am Kirchwege) 5 Bretter.

36. An einem Zaune an der Strasse von St. Martin zum Pass Luftenstein 8 Bretter.

37. Am Wege von St. Martin nach dem kleinen Hirchbühel an dem „Stadel“ für Brückenholz, am linken Saalachufer, 7 Bretter, rechteckig, mit zierlicher schwarzer Umrandung, alle aus den letzten Jahren.

38. Vom Pass Luftenstein nach Ober-Weissbach an einer Scheune 9 Bretter.

39. Bei Frohnwies eine Heuscheuer am linken Saalachufer mit 5 Brettern.

40. Bei Pabing, nördlich von Saalfelden, drei Scheunen mit 21, 8 und 5 Brettern.

41. An einer Scheune am Fusswege von Saalfelden zum Bahnhofe 3 Bretter.

42. In Schmiding und Pfaffing, östlich von Saalfelden, ist fast jede Scheune mit Todtenbrettern bedeckt, die in der Regel nicht bemalt sind, sondern nur drei Kreuze, die Jahreszahl und die Anfangsbuchstaben des Namens in folgender Form zeigen: 18 † K † R † 89. Sehr hübsch ist das häufig erscheinende Monogramm für die Jungfrau Maria ausgeführt. Hie und da ist ein Crucifix angenagelt; einmal fand ich es darauf gemalt. Es wechseln auch Andreas- mit lateinischen Kreuzen auf demselben Brette: 18 J H 78 × † ×. Die Form der Bretter ist meist rechteckig, doch auch an beiden Seiten abgerundet oder verjüngt (Hein).

43. Am Wege von Saalfelden nach Ramseiden bei einem Kreuze an einem Zaune 11 Bretter (vgl. Taf. I, Fig. 4).

44. An einer Scheune zwischen Saalfelden und Alm.

45. Am südlichen Ende von Saalfelden, wo der Weg zur Schwalbenwand abzweigt, sind an den Scheunen Todtenbretter mit ziemlich ausführlichen Aufschriften und mit Versen. Man findet dort „Leichbretter“, „Leichladen“, „Andenken“ und „Christliche Andenken“. Ein Brett aus dem Jahre 1884 zeigt ein aufgeklebtes, gedrucktes Bild der heil. Katharina mit darüber gemalter Blätterkrone (Hein).

46. Zwischen Saalfelden und dem Kollingwald zwei Scheunen mit 1 und 10 Brettern.

47. Im Kollingwalde sind die Bretter quer an den Bäumen befestigt, wiederholt unter einem Heiligenbilde (Kreuzweg)[1]) (vgl. Taf. II, Fig. 1).

48. Bei Pfaffenhofen an einer Scheune 14 Bretter, darunter einige mit Versen aus der Bibel.

49. Bei Schützing an einer Scheune 4 schwarzgestrichene Bretter mit gelber oder weisser Schrift.

50. Bei Mitterhofen eine Capelle mit 6 Brettern.

51. Bei Maishofen an einer Scheune des Saalhofes 4 Bretter.

52. Bei Atzing (zwischen Maishofen und Prielau) an einem Häuschen 3 Bretter.

53. Bei Leogang an einer Scheune viele Bretter.

54. An der Strasse bei Leogang unter einem Kreuze viele Bretter durch den Zaun gesteckt.

55. An einem Häuschen zwischen Leogang und Pass Griessen.

---

[1]) Diese Todtenbretter, die ich bereits in meiner Studentenzeit kennen lernte und die mir einen unauslöschlichen Eindruck machten, sind es, die mich veranlassten, dieser Art von Ahnencultus weiter nachzuforschen.

56. Vor mehreren Jahren noch fand Fräulein Eysn an einem Häuschen südlich von Zell am See ein Todtenbrett [1]).

57. An einer Heuscheuer bei Haus, östlich von Bruck, fand ich das letzte Todtenbrett in der Richtung gegen Taxenbach; von da ab bis über den Pass Lueg hinaus scheinen keine Leichladen auswärts angebracht zu werden; ebenso im Ober-Pinzgau und im Lungau. Die Aufschrift auf diesem letzten Brette lautet:

Leichenbreth.
Der Barbara Brindlinger geborne Maier
geweste Bauerstochter von Voderkasbichl,
In Saalfelden Hiesbeierin von St: Georgen dahier
starb im 61ten. Jahr 1885.
Gedenket der verstorbenen.
Sellig die Barmherzigen O Christ, Bedenk das
dein Zill der Himmel ist. (Hein.)

58. In Gastein hat, wie bereits bemerkt, Herr Ernest Müller Bretter gesehen; ich selbst kann mich nicht erinnern, im Gasteiner Thale, das ich seiner ganzen Länge nach durchwanderte, ein Todtenbrett angetroffen zu haben.

Die Verbindung zwischen dem Todtenbretter-Bezirke im Salzburger Flachgau und jenem im Mittel-Pinzgau liefert die folgende Zusammenstellung derjenigen Orte in Bayern, bei welchen sich dieser Ahnencultus nachweisen lässt. Die Angaben stammen sämmtlich von Fräulein Marie Eysn.

59. An einer Capelle oberhalb Laufen 1 Brett.

60. Am Wege von Abtsdorf nach Laufen bei der Capelle von Froschham ungefähr 20 Todtenbretter liegend (vgl. Taf. II, Fig. 2).

61. Am Wege von Triebenbach nach Laufen unter je zwei Fichtenbäumen 14 und 9 Bretter.

62. Am Waldrand von Steinbrünning nach Saaldorf liegen viele Bretter.

63. Beim Brechlbad bei Saaldorf 4 liegende Bretter.

64. Ausserhalb der letzten Häuser von Saaldorf liegen am Wege nach Breitenloh bei einem kleinen Kreuze 22 Bretter, darunter viele vermorschte.

65. Bei Breitenloh liegen am Wege 4 Bretter.

66. Nächst Niederstrass bei Teisendorf (beim Ederbauer) unter Bäumen liegend; ein Betschemel dabei.

67. An der Strasse von Rossdorf nach Teisendorf 16 Bretter.

68. Von Freilassing nach Hofham liegen vor einer alten, mächtigen Eiche vermoderte Reste von Todtenbrettern.

69. Am Wege von Hofham nach Scheiding nächst dem Bauerngute Heidenpoint vor einer Säule.

70. Am Wege von Scheiding nach Eschlberg ein „Marterl“ mit 2 liegenden Brettern.

71. Von Eschlberg nach Ainring am Waldrand 21 Bretter.

72. Bei Ainring unter Bäumen viele Bretter; dabei ein Betschemel vor einem Kreuze.

73. Nächst dem Schulhause in Ainring 26 liegende Bretter.

74. An einer Capelle zwischen Rapolding und Thundorf ein „Marterl“ mit Brettern.

75. Am Wege nach Thundorf bei einem Kreuze 8 Bretter.

76. Am Wege nach Thundorf eine Capelle mit drei Marteln und etwa 10 liegende Bretter.

77. Am Bache bei Thundorf.

78. Nächst Thundorf bei einem Marterl unter einem Baume etwa 10 Bretter liegend.

79. In Thundorf mehrere Bretter rings um einen Baum befestigt, aber stehend.

80. In Thundorf selbst 18 Bretter.

81. Bei einem Kreuze nächst Thundorf liegende Bretter.

82. Von Thundorf nach Vachenlueg bei einer Capelle 9 liegende Bretter.

83. Von Vachenlueg nach Rossdorf 15 Bretter.

84. Auf dem Ulrichshögel nächst Rabling am Fusse eines „Bildstöckls“ 3 Bretter.

[1]) Für die Gegend von Zell am See liefert August Silberstein in der Erzählung „Der Kernschuss“ im „Oesterreichichen Volkskalender, Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung“ (Wien) 1875, S. 47, einen Beleg: Ein Wildschütze hatte bei einem Scheibenschiessen den Zieler Franz erschossen und kam nach vieljähriger Abwesenheit wieder in die Heimat. „Er fürchtete förmlich, am Zaune oder an einer Wand ein sechs Fuss langes Brett zu sehen, ein schwarzes Kreuz und den Namen des Franz darauf, dabei auch Tag und Jahreszahl, wann derselbe auf diesem Laden gelegen, wie derlei Gedenkzeichen an den Häusern, Scheunen, Zäunen und Umfriedungen hier allgemein üblich sind, zur Erinnerung an die aus ihrem Heim Geschiedenen. So viele ‚Leichbretter‘ auch rings zu sehen waren, ob er auch bei manchem Todten-Laden stand und zählte und sann; ob er über einen solchen wie über eine Schwelle schreiten musste, ihn zur Seite an oder über einer Thüre hatte; doch keiner erweckte ein Gefühl bei ihm und keiner machte ihn weichen, wie jener, welcher bei der Zielerhütte sein musste, und den er sicher war, dort zu finden!“

Dass im Mittel-Pinzgau die Bretter über sumpfige Stellen gelegt werden, ersehe ich erst aus dieser Notiz. Beachtenswerth ist, dass die Laden an den Häusern, in welchen die Verstorbenen selbst gewohnt haben, angebracht werden.

85. An einem Rain an der Strasse von Hammerau nach Piding 6 Bretter.

86. Bei dem ersten Hause nächst der Station Piding stehende und liegende Todtenbretter bei einem Feldkreuze.

87. Von der Station nach dem Dorfe Piding bei einer Feldcapelle stehende Bretter.

88. Von der Station nach dem Dorfe Piding bei einem Feldkreuze nächst der Brücke viele stehende und liegende Bretter.

89. Am Mühlgraben bei Piding 4 liegende Bretter.

90. Am Eingange in das Dorf Piding bei einem eisernen Kreuze viele Todtenbretter stehend, an welche einige angelehnt sind, und liegend [1]).

91. Bei einem „Bildstöckl" nächst Piding ein stehendes und viele liegende Bretter.

92. Ausserhalb Piding am Wege nach Anger um einen Baum stehend.

93. Am Wege von Piding nach Anger bei einem Feldkreuze über 30 liegende Bretter.

94. Am Wege von Anger nach Teisendorf liegende Bretter.

95. An der Strasse von Piding nach Mauthhausen beim „Wetterkreuz".

96. An der Strasse bei Mauthhausen unter einem Baume 2 Bretter.

97. An derselben Strasse unten an einem Kreuze lehnend 2 Bretter.

98. An der Kirchhofmauer von Mauthhausen viele Bretter angelehnt und liegend.

99. An einem Feldwege bei Mauthhausen unter einem Baume an einem Bildstöckl lehnend 1 Brett.

100. An der Capelle zwischen Mauthhausen und der Saalachbrücke viele Bretter angelehnt.

101. Nächst Unter-Jettenberg an der Strasse von Reichenhall zur Schwarzbachwacht liegende Bretter.

102. An einer Fichte nächst der St. Antons-Capelle bei Ramsau 1 Brett.

103. Am Wege zur Wallfahrtskirche Kunterweg bei Ramsau an einem Baume 1 Brett.

104. Oberhalb des Bauernhauses „Preiss" bei Ramsau 1 Brett.

105. An einer Scheune bei Melleck, nördlich von Unken, an der Grenze, 3 Bretter.

Aus der obigen Zusammenstellung ergibt sich, dass es im Herzogthume Salzburg zwei wesentlich von einander unterschiedene und auch geographisch getrennte Todtenbretter-Gebiete gibt; das östliche umfasst den Thalgau, Mattiggau, Flachgau und den Bezirk Salzburg mit den Grenzpunkten St. Gilgen-Hüttenstein im Osten, Trumersee im Norden und Elsbethen im Süden [1]); das westliche Gebiet umfasst den Mitter-Pinzgau, dessen südliche Grenzpunkte bei Zell am See im Westen und bei Haus nächst Bruck im Osten sind. Die Verbindung zwischen den beiden Gebieten wird durch das bayerische Saalachthal und das Berchtesgadener Ländchen hergestellt.

Das östliche Gebiet charakterisirt sich durch liegende Bretter, die zum Theile, wo Moorgründe sind, als Stege dienen müssen (Söllheim, Koppl, Heuberg, Morzg); eine besondere Eigenthümlichkeit bieten jene Bretter, die auf vier Pflöcken ruhen (Altenberg, Staffl, Kothgumprechting, Seekirchen, Anthering; in letzterem Orte befinden sie sich ausnahmsweise in Hausgärten oder am Wiesenrande [vgl. Taf. II, Fig. 3]; sonst pflegen sie an den Kirchwegen angebracht zu werden). Ganz vereinzelt sind sie an Pflöcken aufrecht stehend angenagelt, was sonst im Böhmer- und im Bayerischen Walde die Regel ist; so aufgestellt sind sie in Altenberg (1 Brett), beim Hofe Haselstädt (1 Brett), bei Elixhausen (1 Brett) [vgl. Taf. 1, Fig. 1]; in Bayern ist dies häufiger der Fall, namentlich in und um Piding. An Kirchhofumfriedungen findet man sie nur in Elsbethen und in Mauthhausen. Die Bretter sind der Quere nach beschrieben und tragen die Aufschrift im oberen Theile gegen das Kopfende zu. Im Mitter-Pinzgau dagegen werden sie stets horizontal entweder an Scheunen, was das Häufigste ist, an Wohnhäusern, an Zäunen (St. Martin, Ramseiden, Leogang; vgl. Taf. I, Fig. 4) oder an Bäumen (Kollingwald; vgl. Taf. II, Fig. 1) befestigt und daher immer der Länge nach beschrieben [2]).

Häufig findet man die Bretter unter bestimmten Bäumen oder im Walde, und zwar in beiden Gebieten, vornehmlich in Bayern. Solche Plätze sind

[1]) Die Mehrzahl der bei Piding befindlichen Todtenbretter sah ich selbst, von Fräulein Eysn aufmerksam gemacht.

[1]) Dieses Gebiet ist in der Literatur, so viel ich weiss, nur in der Abhandlung von Dr. Walz: Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen, S. 29, flüchtig behandelt:

„Nicht unerwähnt soll hier auch jene Sitte bleiben, welche selbst in den Gehöften in unmitelbarer Nähe der Stadt Salzburg bis heute gepflogen wird, dass nämlich der Todtenladen, ein entsprechend grosses Brett oder Laden, worauf man den Verstorbenen vor dem Einsargen legt, an einer auffallenden Stelle des Hofes oder seiner nächsten Umgebung durch ganze Generationen aufbewahrt wird."

[2]) Es dürfte wohl auf einem Irrthume beruhen, wenn Herr Dr. Walz: Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen, S. 29, sagt: „Im salzburgischen Pinzgau finden sich solche Laden zu Dutzenden an der Hauptstrasse aufgestellt".

Schörgstädt (Nr. 6 der Zusammenstellung), Kothgumprechting (Nr. 8), Kollingwald (Nr. 47), Triebenbach-Laufen (61), Steinbrünning-Saaldorf (62), Niederstrass (66), Hofham (68), Eschlberg (71), Ainring (72), Thundorf (79), Piding (92), Mauthhausen (96, 99), Ramsau (102, 103). Ich führe dies vornehmlich in Rücksicht auf MANNHARDT an, der den Todtenbretter-Cultus mit dem Baumcultus in Verbindung bringt [1]).

Im Allgemeinen sind die Todtenbretter im östlichen Gebiete Salzburgs viel schmuckloser als die im Mitter-Pinzgau und haben gewöhnlich nur die einfachsten Angaben über Namen und Jahr. Sprüche finden sich selten. Eine der längsten Aufschriften zeigt ein Brett nächst Ursprung an der Strasse:

Christliches Andenken
von
Mathias Bitner
Müller und Gutsbesitzer im Mühllehen dahier,
welcher am 19. Nov. 1881 4 Uhr früh versehen mit
den heilg. Sterbesacramenten selig im Herrn
entschlafen ist.
Vergesst mich nicht ihr meine Lieben
Die ihr dort zurückgeblieben
Lebet immer, doch recht fromm
Liebt die Arbeit stets und betet viel
Gönnt mir den ewigen Frieden
Der mir war von Gott beschieden
Denkt stets, dass Gott einst ruft euch ab.
Das ist eine schwere Reiss wenn
man den Weg nicht weiss. Frage Jesus
Maria und Josef, diese drei heilg. Leuth
zeigen dir den Weg zur ewigen Seligkeit.
Lieber Leser ich bitt um ein Vaterunser.
(Kreuz im Kreise)
Herr gib ihm die ewige Ruhe. (Vgl. Taf. I, Fig. 1.)

[1]) WILHELM MANNHARDT: Wald- und Feldkulte. I. Theil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin 1875, S. 40: „In der Höll (Oberpfalz) hängt man an dem Orte, wo Jemand gewaltsamen Todes starb, eine Tafel mit einer Gedächtnissinschrift an einen Baum. Bei Tag soll dann die arme Seele des Getödteten im Baume hausen, Nachts aber entbunden sein und in einem gewissen Umkreise frei schalten dürfen (SCHÖNWERTH, Aus der Oberpfalz, I, 291.)" Und in Anmerkung [4]) dazu: „Näheres über diese Sitte in anderen Baierischen Landschaften liest man in LUDW. STEUB's Bairischem Hochland, S. 60. Man legt den Verstorbenen sogleich nach dem Tode auf ein Brett, das Rehbrett. . . . . Diese Andenken werden dann auf der Flur oder im Walde, wo die Fusssteige vorübergehen, an Feldkreuzen oder Baumstämmen festgemacht und bleiben dort, bis sie verwittern." Ein sehr interessantes Beispiel gibt WILLKOMM, Der Böhmerwald, S. 87: Am Wege von Jägershof nach Warzenried (in Bayern, zwischen Neumark und Neukirchen) steht „auf der Höhe einer eine prächtige Aussicht darbietenden Plateauwelle eine uralte, starkstämmige Linde, deren Stamm ringsherum bis in die Aeste der Krone hinauf mit Leichenbrettern förmlich gepanzert ist".

Ein einziges Brett zeigt eine ausgeschnitzte Kopfform; dieses befindet sich nebst 21 anderen Laden am Fusse des Rennerberges nächst Mayerwies.

Im Mitter-Pinzgau sind die Todtenbretter, wie in der Zusammenstellung (Nr. 42. 45) bereits bemerkt wurde, ziemlich reich verziert, bemalt und sehr häufig mit Sprüchen, auch mit solchen aus der Bibel (Nr. 48) versehen.

Fräulein EYSN notirte folgende 11 Sprüche (der 12. wurde von mir aufgezeichnet):

1. Lieber Gatte und auch ihr Kinder gute Nacht;
Mein schweres Leiden und Leben ist vollbracht.
Ich werde bitten bei Gott für euch,
Wenn ich komm in's Himmelreich.
(Maria Brugger von Nieder-Land, 1888. Unken.)

2. O Jugend denke oft daran
Dass man früh auch sterben kann.
Darum lebe allezeit
Dass du bist zum sterben bereit.
(Anna Erlacher, 1891. Pass Luftenstein.)

3. Vater, Mutter, Göthenleut, Blutsfreund und Nachbarleut
Wir lohnen euch im Himmelreich.
(Georg und Peter Marchner, 1867. Saalfelden.)

4. Kinder, Jüngling, Männer, Greise
Eure Stund ist ungewiss,
Der Tod er kommt nach seiner Weise
Bald früh, bald spät, doch im Geleise.
Bleibt fromm in Euren Lebenstagen
So wird die Stund euch fröhlich schlagen.
(Saalfelden.)

5. Glücklich habt ihr überwunden
Eure Bitteren langen Leidenstunden
Dass Ihr schon so früh, das hätten wir nicht gemeint
Darum haben wir euch nicht genug nachgeweint.
(Saalfelden.)

6. Lerne O Mensch was du bist
und was dein Leben ist,
ein Leichenkleit und ein Leichenbreth
ist dir nach dem Tod bereith.
(Maria Gschwandtner, 1884. Schützing.)

7. Junge Leute spiegelt euch
Wie mir ist es ergangen
Ich war gesund und frisch wie ihr,
Der Tod hat mich gefangen.
(Kollingwald.)

8. Die beste Gattin treu und gut
Und Tag für Tag voll Arbeitsmuth
Dass ich verlor dich edles Herz
Ist meines Lebens grosser Schmerz.
(Pfaffenhofen.)

9. Was lebt lobet Gott den Herrn
und die Verstorbenen lassen wir in Frieden ruhen.
(Pfaffenhofen.)

10. Der schönste Lohn für edles Streben
Ist im Bewusstsein uns gegeben
Es löscht des Lebens Fackellicht
Nur edle Thaten löschen nicht.
(Pfaffenhofen.)

11. Wer jung ist kann bald sterben
Wer alt ist stirbt gewiss
Der Greis, der Knab kann erben
Des Himmels Paradies.
(Schützing.)

12. Ach Alles ist hier nichtig
Mensch! Eines ist nur richtig
Drum kehr dich ganz von Allem ab
Du nimmst das Eine mit ins Grab.
(Pfaffing.)

Einige wenige Sprüche von Leichenbrettern im Pinzgau kann man auch bei Hörmann, Grabschriften und Marterln, nachschlagen.

Die gebrachten Beispiele dürften genügen, um einen Vergleich mit den Spruchversen aus dem Böhmerwald und dem bayerischen Walde zu gestatten; es lässt sich dabei kein Charakteristikon feststellen, welches für die Denkweise und Auffassung von dem Tode für eines dieser beiden Gebiete besonders bezeichnend wäre.

Bemerken möchte ich noch, dass ich die Bezeichnung „Rêbrett" nirgends fand; in der Gegend von Unken und St. Martin nennt man die Todtenbretter „Gedenkladen", sonst „Leichladen", „Gedenkbretter" und „Leichbretter".

In Oberösterreich dringt der Gebrauch der Todtenbretter vom Salzburgischen über Thalgau gegen Mondsee, über St. Gilgen gegen Scharfling und über die Richtung Salzburg-Oberwang gegen den Attergau vor, sich auf diesem Wege allmälig verflachend. In Oberwang macht diese Sitte plötzlich Halt, ist aber dort noch allgemein verbreitet. Das Todtenbrett wird in dieser Gegend nicht verziert, sondern nur mit dem Zeichen JHS (Jesus hominum salvator) und mit der Jahreszahl versehen. Das Brett wird nach der Beerdigung des Verstorbenen auf Wiesen und Wege (Kirchensteige) gelegt und als Fusspfad benützt. Im Attergau selbst ist dieser Brauch, soweit die Erinnerung von drei Generationen reicht, stets unbekannt gewesen. Hier kommt der Todte zwar auf den Laden, wie auch anderwärts; der Laden wird aber nicht weiter als „Todtenbrett" behandelt, sondern gelegentlich verbrannt [1]).

Die letzten Ausläufer des Todtenbretter-Cultus in Oberösterreich begegnen wir in der Nähe von Ebensee, wo nach Herrn Oberbergrath Heinrich Prinzinger in Salzburg Leichladen zuweilen auf nassen Wiesen liegen [1]).

In der Gegend von Kremsmünster und im Umkreise von mehreren Stunden davon besteht der Gebrauch der Todtenbretter insoferne, als die Todten auf gewöhnliche Laden gelegt werden, welche nach dem Begräbnisse in der Nähe des Hauses durch ungefähr 5—6 Wochen an einen Baum gelehnt werden, zugleich mit den zwei einfachen Stühlen, über welche sie gelegt waren [2]). Diese Sitte erinnert sehr an den Baumcultus.

Um Wels und Linz werden, wie mir Frau Elise Lázár in Linz mittheilt, die Todten über der Bettstatt auf Laden aufgebahrt. Stirbt aber eine Frau im Wochenbette oder ein Mensch an der Wassersucht, so werden zwei Bretter über zwei „Zimmerstöcke", jedoch nicht eng aneinander, gelegt, damit das Wasser in eine unter den Brettern stehende „Saumuke" (ein schaffähnliches Gefäss zum Füttern der Ferkel) abfliessen kann. Die Laden werden nachher wieder verwendet.

Ueber das Vorkommen der Todtenbretter in Böhmen ausser dem Böhmerwalde liegen Berichte von vier Localitäten vor, aus dem Planer und Tepler Bezirk, aus dem Egerlande, aus dem Erzgebirge und aus dem Braunauer Ländchen.

In der Zeitschrift „Das Riesengebirge in Wort und Bild", Heft 28 (Trautenau 1888), S. 73, berichtet Dr. M. Urban in Plan: „Sobald Jemand gestorben, wird der Tischler verständigt, welcher kommt, um für den Sarg an dem Todten die Maasse zu nehmen, zumeist aber schon ein entsprechend grosses Brett mitbringt, in das er der Länge nach drei Kreuze und die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen eingeschnitten. In manchen Dörfern versieht das Herrichten des Leichenbrettes ein Verwandter oder sonstiger Freund, wenn kein Tischler im selbigen Orte ist. Bevor die Leiche auf ‚das Brett' gelegt wird, wird sie durch die ‚Owaschern' gereinigt; ist dies geschehen und liegt der Leichnam auf dem Brette, so wird, nachdem mittelst eines Tuches der Unterkiefer fest aufgebunden und die Augen mit

[1]) Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Professor Alois Raimund Hein, der noch folgenden interessanten Brauch erwähnt: „Nach dem Tode wird der Strohsack geöffnet, der im Bette des Todten war, und die Sitte verlangt, dass das Stroh auf offener Strasse verbrannt und die Asche den Winden preisgegeben werde. Dieser Sitte wurde in Aich (bei Nussdorf am Attersee) noch im letzten Sommer (1893) trotz strengen behördlichen Verbotes gehuldigt."

[1]) Briefliche Mittheilung von Fräulein Marie Eysn.

[2]) Briefliche Mittheilung von P. Hugo Schmid in Kremsmünster.

einem in Wasser oder verdünntem Essig, ja auch Branntwein getauchten Leinwandlappen belegt worden sind, derselbe mit einem Bettuche bedeckt, daneben ein brennendes Oellämpchen und ein Glas mit Weihwasser gestellt, in welch' letzterem drei zusammengebundene Kornähren stecken. Mir aber ist es als Todtenbeschauer vorgekommen, dass das Gesicht der Leiche mit Flachs oder Werg bedeckt und die Leiche mit Hanfstricken oder Strohbändern auf das Brett gebunden worden war, ja, ich habe Leichen in diesem Zustande in Backöfen (auch Kellern) gefunden und mussten dieselben, damit die Todtenbeschau vorgenommen werden konnte, mit dem Brette (das hier gleichsam als ‚A(n)schöissschö(d)l' functionirte) aus dem Ofen gezogen werden. Am Morgen der ‚Leiche', d. i. des Begräbnisses, wird der oder die Todte angezogen und dann in den Sarg gelegt, wo er, beziehungsweise sie mit Preiselbeersträusschen und Heiligenbildchen geschmückt wird. Das Leichenbrett wird von einem Knechte oder einer Magd auf den Rücken genommen, vor's Dorf getragen und hier an einen Weg (Fusssteig) oder als Steg über ein Bächlein oder einen Graben gelegt, damit die ‚arme Seele' gewinne; denn es ist eine fromme Sitte, dass Jedermann, der über einen solchen Steg schreitet, ein ‚Herr, sei dieser armen Seele gnädig!' betet. Man gibt auch genau acht, dass man auf keines der eingeschnitzten Kreuzchen trete, weil man sonst auf das Herz der ‚armen Seele' seinen Fuss setzen würde. Die Bretter bleiben am Orte liegen, bis sie selbst den Weg alles Irdischen beschreiten, d. i. bis sie verfault sind; doch kommt es vor, dass solche Bretter in der Nacht von der Stelle getragen und in die Krautfelder gelegt werden, weil dann, wie der Volksglaube sagt, die ‚Würmer', d. s. Raupen von diesem Felde wandern müssen. . . . . In Untergramling (Tepler Bezirk) wird mit der Leiche an einem Kreuze vor dem Dorfe am Wege nach dem Pfarrdorfe Pistau Halt gemacht, hier zuerst ein kleines hölzernes Kreuzchen in die Erde gesteckt, dann aber für den Todten ein Gebet verrichtet. Diese Kreuzchen bleiben, bis sie verfaulen. Bei Tepl legt man die Leichenbretter gleichfalls an Fusssteigen über Gräber; in die Bretter sind der ganze Name und zumeist Bibelsprüche sauber eingeschnitten. — Der Volksglaube sagt auch in unserer Heimat: Wer ein Leichenbrett mit den Füssen tritt und nicht dabei betet, dem erscheint die ‚arme Seele' im Traume; deswegen sind wir als Buben stets neben den Brettern über die Gräben gesprungen."

Im Egerlande ist der Todtenbretter-Cultus seit etwa 30 Jahren erloschen. Das Brett war ausschliesslich aus weichem Holze und enthielt neben dem Kreuze noch Geburts- und Sterbejahr; es wurde als Grabenüberbrückung verwendet. (Briefliche Mittheilung von Herrn Rudolf Mayerhöffer, Hofbesitzer in Taschwitz bei Karlsbad.)

Auch im Erzgebirge verwendet man schon seit 30 Jahren keine Leichladen. Sie bestanden aus einem rechteckigen, ungehobelten Brette, in das drei Kreuze eingeschnitten waren, und wurden über Gräben als Brücken gelegt, damit die darüber Schreitenden verpflichtet würden, für den betreffenden Verstorbenen ein kurzes Gebet zu sprechen. In einigen Ortschaften am südlichen Fusse des Erzgebirges besteht der Brauch heute noch. Im Hocherzgebirge legte man die Todten vor 30 oder 40 Jahren deshalb auf den Laden, um sie darauf anzuschnallen, damit die Gliedmassen eine gestreckte Lage erhielten. Die Bretter wurden, wenn sie nicht als Brücken dienen sollten, zerhackt und unter das Brennholz geworfen. Wenn die Leiche angekleidet wird, so ruft man sie noch heute dreimal mit ihrem Namen, damit sich die Glieder besser biegen und legen lassen [1]).

Für das Braunauer Ländchen liegt ein sehr beachtenswerther Bericht von Herrn Künzel, Lehrer in Barzdorf vor (vgl. „Das Riesengebirge in Wort und Bild", VII. Jahrgang, 26 Heft, Marschendorf IV, 31. December 1887, S. 123—124): „Kurz nach eingetretenem Tode einer Person wird ihre Leiche auf ein der Länge derselben entsprechendes Brett gelegt und von der ‚Owäscherin' (Abwäscherin) an Händen, Gesicht und Hals gereinigt, die Haare geordnet, bekleidet, überhaupt zum Einsargen hergerichtet. So bleibt die Leiche auf dem Brette mit einem weissen Tuche bedeckt liegen bis zum Vorabend oder Morgen der Beerdigung. (Die Leichenbeschau findet erst statt, wenn die Leiche auf dem Brette liegt.) Nach erfolgter Einsargung wird das Leichenbrett zu dem Tischler getragen, der den Sarg verfertigte, von diesem auf der Seite, wo der oder die Verstorbene nicht gelegen, abgehobelt, worauf mit schwarzer Farbe der Name, Geburts- und Sterbetag, manchmal auch nur das Alter des oder der Verewigten geschrieben wird. Darunter werden gewöhnlich irgend ein frommer Wunsch und drei Kreuze angebracht. Oftmals ist auch der Name mit einem Kranze umgeben. Wenn das Leichenbrett so fertig

[1]) Briefliche Mittheilung der Herren Wenzel Peiter in Stolzenhan und Josef Reinl in Tiefenbach, Erzgebirge.

gestellt ist, wird es den Angehörigen übergeben und diese bringen dasselbe an einem geeigneten Platze an. Meistentheils findet man diese Leichenbretter an den Kirchsteigen, an Wegen und Stegen, welche von den Leuten viel benützt werden, dann bei Kreuzen. — In früheren Jahren fand man viel mehr solche Bretter im Dorfe selbst, heutzutage aber werden sie meist an solchen Fusssteigen angebracht, welche nach benachbarten Orten führen, und ausserhalb des Dorfes bei irgend einem Kreuze oder auch dort, wo sie gleichzeitig als Stege über Gräben dienen können. Ueberall bleiben die Leichenbretter so lange liegen, bis sie verfault sind. — Bemerken will ich noch, dass auch Bretter, worauf an höchst ansteckenden Krankheiten Gestorbene gelegen, im Freien befestigt werden."

Nach einer Notiz im „Globus", Bd. 62 (1892), S. 157, von Dr. Ed. Hawelka, „Leichenbretter im Braunauer Ländchen", werden sie überall im Braunauer Gebiete gefunden, besonders zahlreich aber bei den Dörfern Schönau, Dittersbach, Barzdorf und Weckersdorf. „Bezüglich der Ausschmückung der Bretter herrschen zwei Grundtypen vor. Erstens: die Vorderseite des Brettes ist entweder mit drei der Länge nach untereinander stehenden Kreuzchen von verschiedener Form versehen und die Aufschrift ist nach Thunlichkeit in den Zwischenräumen untergebracht, und zwar wird hier immer der Name und das Sterbedatum etc. voll ausgeschrieben — oder zweitens: die Vorderseite des Brettes enthält als figuralen Schmuck ein grosses Kreuz auf einem Postamente aufgemalt. Zu beiden Seiten des Längsbalkens des Kreuzes stehen dann die Anfangsbuchstaben des Namens. unter dem Postamente wird dann das Sterbejahr eingezeichnet."

Als Beispiel für die Aufschrift auf einem einfachen Brette gab Herr Hans Schreiber in Trautenau folgendes:

$$\begin{matrix} P + Z \\ 18\ \frac{24}{3}\ 91. \end{matrix}$$

P. Beda Zocher, Pfarrer in Märzdorf, ergänzte in einer brieflichen Mittheilung die obigen Berichte dahin, dass nach dem Leichenschmause ein Sohn oder der nächste Verwandte des oder der Verstorbenen das Brett zum Tischler trage, um es von diesem „zurichten" zu lassen. Der Tischler schreibt nun auf das gehobelte Brett mit lateinischen Lettern zuerst ein + obenan, dann darunter den Namen des Verstorbenen, sein Alter, seinen Sterbetag und das Jahr, dann zu unterst wieder ein + und „Gott gebe ihm die ewige Ruhe!" oder „Betet für mich!" Dieses so zubereitete Brett wird entweder neben dem Hause beim Hausgärtchen oder am Kirchensteige mit Holzkeilen befestigt. P. Zocher's Mutter unterwies ihre Kinder dahin, dass sie bei kleinen Leichenbrettchen, d. h. solchen, auf welchen Kinder aufgebahrt lagen, sagen sollten: „Bitt für mich!", weil die verstorbenen Kleinen Engel im Himmel sind; bei grossen Leichenbrettern aber sagt man: „Herr! gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen. Herr, lasse sie ruhen in Frieden!" Hat man Zeit, so betet man vor dem Leichenbrette eines Verwandten oder Bekannten ein Vaterunser mit dem Ave Maria und denkt an seine eigene Sterbestunde.

In Folge der hohen Holzpreise nimmt der Todtenbretter-Cultus sehr ab.

Bemerkenswerth in diesem Berichte ist die Gepflogenheit, die Bretter neben dem Hause beim Hausgärtchen mit Holzkeilen zu befestigen, da sie sehr an den in Anthering (Salzburg) geübten Gebrauch erinnert.

Auch in der Bukowina, und zwar bei den Zipsern im südlichen Theile, sollen, wie Herr Dr. Raimund Friedrich Kaindl in Czernowitz berichtet, zur Aufbahrung Bretter verwendet werden; der Leichnam wird auf einen Laden gebettet, der auf zwei Stühlen ruht; wie das Brett genannt wird, wusste der Gewährsmann Dr. Kaindl's nicht anzugeben.

Selbst für die Provinz Krain erhielt ich von Herrn Custos Alphons Müllner in Laibach eine Mittheilung: „Wenn aus einem Leichladen ein Ast ausfällt und man durch das dadurch entstandene Loch während der Messe, welche nach acht Tagen für den Verstorbenen gelesen wird, gegen den Altar blickt, so kann man den Verstorbenen am Altare sehen. Die Bretter selbst werden nicht weiter beachtet."

Es liegt hier offenbar eine Anlehnung an den von Franz Feanzisci, Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten (Wien 1879, S. 81), gemeldeten Glauben vor: „Wer ein Brett mit einem Astloche aus dem frisch aufgeworfenen Grabe erhascht, der soll, wie es heisst, während des Leichenzuges damit in den Thurm hinauf eilen und vom Schallfenster durch das Astloch herabschauen. Da kann er die Hexen im Zuge sehen: gewöhnlich gehen sie zuletzt und sind durch das ‚Gelterle' (Melkschäffel) kenntlich, das sie am Kopfe tragen." Von Leichenbrettern in unserem Sinne, d. h. von Brettern, auf welchen der Todte aufgebahrt war, dürfte hier kaum die Rede sein.

Kurz sei noch darauf verwiesen, dass die Dajaken in Südwest-Borneo nach Ableben eines Menschen im Hause desselben ein Brett aufstellen, das mit den Darstellungen der Seelenschiffe, welche die Seelen nach dem Jenseits führen, bemalt ist. Dieses Brett dient der umherirrenden Seele, die bis zum Todtenfeste keinen festen Wohnsitz im Jenseits hat, zum vorläufigen Aufenthaltsorte [1]). Ich habe zwei derartige „Seelenbretter" gesehen, das eine im Museum für Völkerkunde in Berlin, das andere im ethnographischen Museum in Amsterdam.

Wenn wir uns erinnern, dass man in der Umgebung von Plan nicht auf die eingeschnitzten Kreuzchen treten darf, um nicht auf das Herz der armen Seele zu steigen (in der Oberpfalz bekommt man sonst Fussschmerzen), so müssen wir annehmen, dass auch in diesem Falle das Brett als Aufenthaltsort der Seele gedacht wird. Wir haben also auf Borneo und in Böhmen zwei wesensgleiche Erscheinungen in der Vorstellungswelt der Menschen gefunden, und ich zweifle nicht, dass bei fortgesetzten genauen Nachforschungen es sich herausstellen wird, dass überall, wo Todtenbretter ausserhalb aufbewahrt werden, damit der Glaube verbunden ist, dass in denselben der Repräsentant der entschwundenen Seele so lange in der Nähe des Wohnortes zurückgehalten wird, so lange das Brett besteht.

Man scheut sich daher, es zu vernichten, und überlässt es dem natürlichen Verwesungsprocesse. Wie Herr Pfarrer Beda Zocher bemerkt, „betrachtete man die Seelen der Verstorbenen als Schutzgeister", die man gerne so lange als möglich in der Nähe der Ansiedelung zurückhält. Darum spricht man beim Ueberschreiten eines solchen Brettes ein kurzes Gebet, damit die Seele einestheils Fürbitte einlege, wenn sie die Seele eines unschuldigen Kindes war, oder man betet für den Verstorbenen, dass ihm Gott die ewige Ruhe verleihen möge, da die sündhafte Seele diese nicht so bald findet Je mehr Menschen über das Brett schreiten, desto mehr wird für die Ruhe der Seele gebetet, desto mehr wird das Brett abgenützt. Ist es ganz vermodert, so dürfte wohl die Seele zur ewigen Ruhe eingegangen sein. Dieser Gedanke spiegelt sich in manchen Sagen wider und ich werde, sobald mir das Material in genügendem Masse zugeflossen ist, die Bedeutung der Todtenbretter einestheils als Merkzeichen eines bestimmten Volksstammes, andererseits als sichtbaren Ausdruck der Vorstellung von der abgeschiedenen Seele behandeln.

Zum Schlusse sei hier noch einer Parallele zu den Todtenbrettern gedacht, die sich insoferne enge an dieselben anschliesst, als diese in manchen Gegenden zu blossen „Gedenkladen" geworden sind; diese Parallele findet sich in einem romänischen Dorfe Pojána bei Reussmarkt in Siebenbürgen, wo aussen an der Kirchhofmauer eine lange Reihe von Andenken steht, welche Bildsäulen nicht unähnlich sind und zum Schutze ein kleines Dach tragen (gerade so, wie es bei den Todtenbrettern im Böhmerwalde vorkommt). Das sind in gewissem Sinne auch „Gedenkladen" an jene Romänen, welche als Hirten oder Herdenbesitzer auszogen und in der Fremde starben [1]). Derartige Erinnerungszeichen an in der Fremde Verstorbene fand ich auch im Herzogthume Salzburg zu Buch, Oberalm und Hallein in den Todtencapellen; doch waren sie auf tragbaren schwarzen Gestellen in Kreuzesform angebracht. Auch hier dürfte der Glaube, dass die Seele des Verstorbenen einestheils Schutzgeist sei, anderentheils ruhelos bleibe, wenn nicht für sie gebetet werde, den Anstoss gegeben haben; und das Gebet ist der Seele um so gewisser, wenn ein sichtbares Zeichen, gewissermassen eine Verkörperung ihrer selbst, dazu auffordert.

* * *

Zum Schlusse erfülle ich eine angenehme Pflicht, allen Damen und Herren, die mich in meinen Todtenbretter-Studien durch sachliche Mittheilungen oder Hinweise auf vorhandene Quellen unterstützten, meinen wärmsten Dank auszusprechen; ich verbinde damit die öffentliche Bitte, mir auch fürderhin bis zum Abschlusse der Untersuchungen hilfreich zur Seite stehen zu wollen.

[1]) Vgl. F. Grabowsky, Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideeën über das Jenseits bei den Dajaken (im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. II, 1889, S. 183—185; dazu die Abbildungen auf Taf. VIII, Fig. 1 und 2).

[1]) Die ethnographische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien besitzt zwei Photographien von diesen Gedenksäulen, Nr. 2929 und 2930, welche Herr k. u. k. Hauptmann Otto Křifka in Wien aufnahm.

Quellen-Nachweis.

Baring-Gould, Rev. S.: „Martyr-Tables“ in „The Family-Friend“, Nr. 277, S. 4—6 (London 1893).

Bendel, Josef: „Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien“ (II. Bd. zu: Die Völker Oesterreich-Ungarns), Wien und Teschen 1885; S 158, 159.

„Český lid“, I. Bd. (Prag 1892); S. 522.

Dahn, Felix: „Volkssitte“ im I. Bd. „Oberbayern“ zu „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern“ (München 1860); S. 413.

„Der Burggräfler“ vom 17. Juli 1892 (Meran): Todtenbretter in Lermoos.

Eysn, Marie: 39 photographische Aufnahmen von Todtenbrettern in Salzburg und Bayern.

Francisci, Franz: „Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten“ (Wien 1879); S. 81.

„Führer durch den Böhmerwald (österr. und bairische Antheile) und das deutsche Südböhmen“ Herausgegeben vom deutschen Böhmerwaldbunde (Budweis 1888); S. 20.

Gareis, J.: „Gotteszell“ in „Das Bayerland“, Jahrg. 1892 (München).

Grabowsky, F.: „Der Tod, das Begräbniss, das Tiwah oder Todtenfest und Ideeën über das Jenseits bei den Dajaken“ im „Internationalen Archiv für Ethnographie“, Bd. II (Leiden 1889); S. 183—185.

Gruber, K.: „Marterl und Taferl“ in „Zeitschrift des Deutschen und österreichischen Alpenvereines“, Bd. XIX, 1888, S. 129.

Hawelka, Dr. Ed.: „Leichenbretter im Braunauer Ländchen“ in „Globus“, Bd. LXII (Braunschweig 1892); S. 157.

Heigel, Dr. Karl Ritter v.: „Zwischen Feldmoching und dem Gardasee“ in „Zur guten Stunde“, VI. Jahrg. (Berlin 1892/93); S. 113—118.

Hein, Dr. Wilhelm: „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ in „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, Bd. XXI (Wien 1891); S. 85—100.

Hein, Dr. Wilhelm: „Todtenbretter“ in „Neues Wiener Tagblatt“ vom 6. August 1891.

Hell, Dr. Thomas: „Auf einem Bauernhofe im Griessthal in Tirol“; in „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“, IV. Jahrg. (Berlin 1894); S. 77.

Höllrigl, Franz: „Aus dem Böhmerwalde“. Eine deutsch-böhmische Fahrt. Wien 1884, S. 85, 86

Köhler B.: „Leichenbreter und Leichenbretpoesie im Bairischen Wald“; in „Illustrirte Zeitung“ (Leipzig) Nr. 1649, 6. Februar 1875, S. 96, 97.

Hörmann, Ludwig v.: „Grabschriften und Marterlen“ (Leipzig 1890); S. XI.; 8—39.

„Illustrirte Chronik der Zeit“, 1887: „Ueber Rêbretter in Oberbaiern“; S. 712.

Křifka, Otto: Zwei Photographien von Gedenksäulen in Pojána bei Reussmarkt (Siebenbürgen).

Künzel: Ueber Todtenbretter im Braunauer Ländchen; in „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, VII. Jahrg. (Marschendorf 1887); S. 123, 124.

Lauseker, Friedrich (L . . s . . . r): „Skizzen aus dem Böhmerwalde“. VI. Eisenstein und der Arber; in „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, VII. Jahrg. (Prag 1869); S. 17.

Mannhardt. Wilhelm: „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen“. (I. Theil zu „Wald- und Feldkulte“; Berlin 1875); S. 40.

Reinhardstoettner, Karl v.: „Land und Leute im Bayerischen Walde“ (Bamberg 1890); S. 76.

Riehl, W. H.: „Land und Leute“ (I. Bd. zu „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik“; Stuttgart und Tübingen 1854); S. 175, 176.

Schönwerth, Fr.: „Sitten und Sagen“ (I. Theil zu „Aus der Oberpfalz“, Augsburg 1857); S. 245—253.

Schreiber, Hans: „Kunterbuntes aus der Böhmerwald-Heimath“ in „Bayerisch Land und Volk“, III. Jahrg. (Augsburg 1892); S. 109

Silberstein, August: „Der Kernschuss“ in „Oesterreichischer Volkskalender. Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung“ (Wien 1875); S. 47.

Sperl, August: „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ (München 1893); S. 58.

Steub, Ludwig: „Das bayerische Hochland“ (München 1860); S. 60.

Urban, Dr. M.: Ueber Todtenbretter bei Plan und Tepl; in „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, VIII. Jahrg. (Trautenau 1888); S 73.

Walz, Dr.: „Besondere Sitten und Gebräuche bei Begräbnissen“, III. Abschnitt im II. Theil zu „Die Grabdenkmäler von St. Peter und Nonnberg zu Salzburg“ (Salzburg 1875); S. 29.

Wenzig, Josef und Krejčí, Johann: „Der Böhmerwald. Natur und Mensch“ (Prag 1860); S. 173.

Willkomm. Dr. Moriz: „Der Böhmerwald und seine Umgebungen“ (Prag 1878); S. 86.

Zillner Franz: Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen“; in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, Band: Oberösterreich und Salzburg, Wien 1889, S. 439.

Die übrigen Literaturangaben sind in meiner Abhandlung „Die Todtenbretter im Böhmerwalde“ (a. a. O.) S. 100 verzeichnet.

Fig. 1. Todtenbretter bei Elixhausen (Salzburg).

Fig. 2. Todtenbretter nächst der Station Piding (Bayern).

Fig. 3. Todtenbretter an einem Zaun bei Saalfelden (Salzburg).

Fig. 4. Todtenbretter an einer Scheune bei Leogang (Salzburg).

Fig. 1. Todtenbretter an einem Baum im Kollingwald (Salzburg).

Fig. 2. Todtenbretter bei einer Capelle in Froschham (Bayern).

Fig. 3. Todtenbretter auf Pflöcken in Anthering (Salzburg).

Fig. 4. Todtenbretter an einer Capelle in Prenzing (Bayern.)

Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain.

Von **Josef Szombathy.**

(Mit einer Tafel in Lichtdruck und einer Text-Illustration.)

Angesichts der ganz besonderen Wichtigkeit, welche den figural verzierten Fundobjecten aus der vorrömischen Metallzeit in ihrer Eigenschaft als hervorragende Zeugen für sehr belangreiche Cultureinflüsse und Handelsbeziehungen zukommt, darf es wohl gerechtfertigt erscheinen, der Innsbrucker Anthropologen-Versammlung hiemit eine (der in Vorbereitung begriffenen Hauptpublication vorauseilende) Mittheilung über die jüngsten Funde von figural verzierten Bronzegürtelblechen zu machen.

Die vier vorliegenden Stücke wurden in Unterkrainer Grabhügeln gefunden. Die Gürtelbeschläge Tafel III, Fig. 1 und 2 und Textfigur 280 kommen aus einem Riesentumulus auf dem Magdalenenberge bei St. Marein, Gerichtsbezirk Laibach, das Fragment Tafel III, Fig. 3, aus einem ebenfalls ziemlich grossen Tumulus von Brezje bei Hönigstein, Gerichtsbezirk Rudolfswerth. Diese Hügel sind nach der Art der von Deschmann und v. Hochstetter publicirten Tumuli von St. Margarethen, St. Marein, Roviščе etc. Sammelgräber, deren jedes eine grössere Zahl unter einander unabhängiger Begräbnisse beherbergt. Diese Begräbnisse sind theils Skelet-, theils Brandgräber, welche ihrer Hauptmenge nach der jüngeren Stufe der Hallstatt-Periode zuzurechnen sind. Zu Nachbestattungen, welche sich den älteren Gräbern äusserlich vollkommen anschliessen, wurden diese Tumuli aber bis in die Mittel-La Tène-Periode benützt Diese Bestattungsweise in Collectivgrabhügeln ist räumlich und zeitlich nicht weit verbreitet. Sie nimmt nur einen Theil des illyrischen Gebietes der jüngeren Hallstattstufe, dem unser Fundbezirk angehört, ein und beschränkt sich auf das Gebiet von Unterkrain und die enger angrenzenden Theile der Nachbarländer, ohne übrigens daselbst ausschliesslich zu herrschen. Dieses Gebiet ist nicht nur durch die grosse Zahl der darin nachgewiesenen Fundstellen, sondern noch mehr durch die von der Dichte und dem Wohlstande der einstigen Bevölkerung zeugende Reichhaltigkeit der einzelnen Localitäten bemerkenswerth.

Der Magdalenenberg bei St. Marein trägt ein ganzes System prähistorischer Fundstellen. Seinen Gipfel umschliesst ein ansehnlicher Ringwall; auf einer etwas tieferen, ebenen Stelle seines breiten Rückens sind Flachgräber der jüngeren Hallstatt-Periode und auf seinem Südwestabhange sowie an seinem Ostfusse sind ergiebige Tumuli aus derselben Periode gefunden worden. Der grosse Tumulus, welcher die drei Gürtelbleche lieferte, gehört der Gruppe auf dem Südwestabhange an. Er bildete eine längliche Erhebung von 5 m Höhe, 30 m Länge und 12 m Breite und enthielt mehr als 150 Gräber, welche von dem eifrigen und geschickten Scavatore Bartholomäus Pečnik vollständig und gewissenhaft ausgegraben wurden. Die Gesammtzahl der Gräber ist nicht genau anzugeben, da es verabsäumt wurde, jene Begräbnisse, welche gar keine Beigaben enthielten, zu zählen. Die erste Hälfte der ungewöhnlich reichen Funde kam in das Museum Rudolfinum zu Laibach, die zweite, den Inhalt von 88 Gräbern umfassende Hälfte in die Prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. In der ersten Serie befanden sich bereits zwei figural verzierte Situlen, deren eine von Alphons Müllner in Argo II, S. 129, Tafel III, in Umrissen abgebildet wurde. Diese zeigt vier figural verzierte Streifen, deren erster Scenen eines festlichen Aufzuges, deren zweiter ebenfalls einen Theil eines Aufzuges und die bekannte Faustkämpfergruppe neben vereinzelnten Figuren eines Festgelages, der dritte und vierte aber verschiedene Thiergestalten enthält. Die Composition schliesst sich also enge an die der bekannten analogen Fundstücke an. Die zweite Situla ist meines Wissens noch nicht restaurirt. In der zweiten Serie befanden sich unter 20 grösseren Bronzegürtelblechen die drei hier abgebildeten.

Das Gürtelblech Tafel III, Fig. 1 (Inventar-Nummer 22.962). gehört dem Skeletgrabe Serie II, Nr. 46, welches die Reste eines Kriegers beherbergte, an. Es ist eine 24·6 cm lange, 10·4 cm breite, rechteckige Bronzeblechtafel, welcher an einer Schmalseite, zur Rechten des Beschauers, der bronzene Gürtelhaken angenietet ist. Seine Bildfläche zeigt in ihrer rechten Hälfte die Faustkämpfergruppe: zwei nackte, ithyphallische, nur mit einem Lendengürtel

geschmückte und an beiden Fäusten mit hantelförmigen Schlaggeräthen bewaffnete Männer stehen sich mit einer vorstossenden Armbewegung gegenüber, zwischen ihnen auf einem Ständer der mit hohem Kammbusche gezierte Preishelm. Die linke Hälfte zeigt einen nackten Reiter auf einem nach rechts schreitenden Pferde, in der einen Hand den Zügel, in der anderen eine Gabelruthe haltend. Der Rest des verfügbaren Raumes am linken Bildende ist mit einem palmenähnlichen Gewächse gefüllt, auf dem ein Vogel, der eine Schlange im Schnabel hält, sitzt. Die Bordüre des Bildes ist an den Längsseiten aus einem von zwei feinen Perlenschnüren eingesäumten Flechtbande, an den Schmalseiten aus einer Reihe grösserer Perlen, die von zwei feineren Perlenschnüren eingesäumt ist, gebildet. Die ganze Darstellung ist en basrelief herausgetrieben und sowohl in allen Umrissen, als auch in vielen Innendetails mit einem feinen Punzirmeissel nachgezeichnet. Die Arbeit zeugt von grosser mechanischer Fertigkeit des Toreuten; die Zeichnung selbst aber trägt den Charakter einer höchst flüchtigen und rohen Copie.

Da Herr Pečnik das Stück mit dem ganzen Lager von Lehm, in dem es lag, einsendete, konnte es im Laboratorium genau auf die Details seiner Befestigung geprüft werden. Es war auf dem Ende eines dicken Lederriemens von 10·5 cm Breite mit Hilfe eines unter den Riemen gelegten Metallrahmens festgenietet, so dass das Leder zwischen das Gürtelblech und den Widerlagsrahmen eingeklemmt war. Vom Riemen sind einzelne mit Rost imprägnirte Partien erhalten. Der Widerlagsrahmen besteht aus drei eisernen Längsleisten von 1·4 cm bis 1·6 cm Breite und zwei ebenso breiten bronzenen Querleisten. Letztere liegen links und rechts unter dem Schmalrande und sind mit dem Gürtelbleche durch je fünf kugelköpfige Nieten verbunden; erstere, unter der Mitte und unter den Längsrändern verlaufend, sind durch je drei Nieten befestigt. Das Gegenende des Riemens trug ein oder zwei bronzene Einhängeringe von 2·7 cm Durchmesser, deren jeder mittelst einer kreuzförmigen, mit getriebenen Perlenreihen verzierten Bronzeblechschleife von 11·8 cm Länge und 1·8 cm Breite befestigt war. Dieser Ledergürtel lag quer über die Körpermitte.

An weiteren Beigaben enthielt das Grab noch: zwei gleiche 8·1 cm lange Schlangenfibeln mit hochsitzender Kopfscheibe und starkem, in einen kelchförmigen Fortsatz auslaufendem Schlussknopfe, zwei eiserne Lanzenspitzen mit starker Rippe und schmalem Blatte, 40 cm und 42 cm lang, einen schlanken, eisernen Hohlcelt von 17·2 cm Länge und vier thönerne Prunkgefässe. Zwei von diesen sind schwarze Doppelvasen in Gestalt zweier übereinander gestellter tiefer Schüsseln mit gebuckeltem Bauche und senkrechtem, wenig ausgeschweiftem Randtheile, welcher an der oberen Hälfte ein Zickzackornament, an der unteren ein Mäander- oder Reifenornament aus Punktreihen trägt. Die Dimensionen dieser Doppelvasen sind: *a*) Höhe = 25 cm, Durchmesser = 32 cm, *b*) Höhe = 23 cm, Durchmesser = 29·5 cm. Beide waren mit flachkegeligen Gefässdeckeln aus Bronzeblech bedeckt. Diese Deckel sind getrieben, mit einem geschmackvollen Ornamente (Kyma) bedeckt, tragen einen kugeligen Knauf aus zwei Bronzeblechschalen und sind am Rande mit dreieckigen Bronzeblechanhängseln behängt. Die zwei anderen Gefässe sind hohe Fussvasen. Eine, mit gebuckeltem Bauche und hohem, durch einen gerippten Knauf unterbrochenem Fusse, ist schwarz, 37 cm hoch, 29 cm breit, die andere rothbraun, von ähnlicher Gestalt und Grösse. Auch zu einer dieser beiden Vasen ist ein hübsch verzierter Bronzedeckel in der oben beschriebenen Ausstattung gefunden worden.

Das zweite Gürtelblech Tafel III, Fig. 2 (Inventar-Nummer 22.083), entstammt dem reichen Kriegergrabe Serie II, Nr. 13, welches an der Sohle des Tumulus, fast 6 m tief unter dem Gipfel lag und die Skelette von Reiter und Pferd enthielt. Das rechteckige Blech ist 33 cm lang und 6·8 cm breit. Der Gürtelhaken ist wie gewöhnlich an seiner rechten Schmalseite angebracht, in der Abbildung aber durch den Rand gedeckt. Es scheint ebenso wie das vorige Gürtelblech mit Hilfe eines Widerlagsrahmens an dem Ledergürtel befestigt gewesen zu sein; doch waren die Details wegen der zu weit vorgeschrittenen Patinirung des Ganzen nicht mehr zu untersuchen. 9·6 cm vom rechten Ende war das Blech einst entzwei gebrochen und durch Uebereinandernieten der Bruchenden geflickt worden. Seine Bildfläche enthält die Darstellung von vier geflügelten Fabelthieren und der Vorderhälfte eines fünften, für dessen Hinterleib am linken Bildende nicht mehr Platz war. Der Vordertheil der zweiten Figur ist durch die Flickstelle überdeckt. Die Thiere sind seltsam componirt. Ihr Löwenkörper ruht auf schwächlich gestalteten, gelassen schreitenden Beinen. Sein Vordertheil erhebt sich zu einem vogel- oder pferdeähnlichen Halse, auf welchem bei dem ersten und dritten Thiere ein Menschen-

kopf, bei dem vierten ein überaus schlanker Pferdekopf und bei dem fünften ein Vogelkopf sitzt. Die Umrisslinien des Halses sind von einem gestrichelten Ornamente begleitet, welches an die Stachelmähne der Greifen des freien griechischen Stiles erinnert. Die nach griechischem Vorbilde stilisirten Flügel sind schön aufgebogen, die Füsse mit sehr langen Krallen bewehrt, der Schweif in die Höhe geschwungen. Im Maule scheinen sie alle eine Ranke oder — das erste Thier — vielleicht ein zur Charakterisirung der Raubthiernatur dienendes Bein zu halten. Der Raum zwischen dem zweiten und dritten, sowie zwischen dem dritten und vierten Thiere ist durch ein hängendes, lanzenförmiges Blatt ausgefüllt. Die Endtheile des Bleches sind in einer Länge von 5 cm und 5¼ cm mit je neun verticalen Reihen von Perlen, die durch feine Perlenschnüre von einander gesondert sind, verziert. Die Längsbordüre bildet eine solche Perlenreihe. Die ganze Ornamentirung ist wieder en basrelief getrieben, mit ziemlich sauberer Nachciselirung der Umrisslinien und der Details.

Von dem weiteren Inhalte des Grabes sind anzuführen: Ein zweites, nur mit geometrischem Ornamente bedecktes Gürtelblech, ein Bronzehelm mit horizontal abstehender, ringsumlaufender Krempe und doppeltem Kamme, ein 20·5 cm langer, eiserner Hohlcelt, drei eiserne Lanzenspitzen (sehr beschädigt, gegen 40 cm lang), 87 dreiflügelige Pfeilspitzen aus Bronze und eine flache Pfeilspitze mit zwei Widerhaken, alle in einem Köcherbündel vereinigt, eine 20·2 cm lange, bronzene Schmucknadel mit flachsphärischem Kopfe und bis gegen die Spitze hin polygonalem, geometrisch verziertem Körper, ein Reifchen von 4·2 cm Durchmesser aus einem längsgerieften, gegen die Enden spitz zulaufenden Bronzebande mit nahezu zwei Umgängen, 16 zinnerne Zierstücke von S-ähnlicher Grundgestalt, rückwärts mit Schleifen zum Aufziehen auf Riemen, 1·4—2·1 cm lang, und 14 Zinnornamente in Gestalt kleiner Ochsenköpfe, ebenfalls rückwärts mit kleinen Bügeln zum Aufreihen, 1·4 cm lang, ein 28 cm langer, schlanker, durchbrochener Schleifstein, ferner ein Bronzebecken mit doppelten Tragreifen, 23·5 cm breit, die Reste eines mit Bronzeblech beschlagenen Holzgefässes und der 22·5 cm lange, bandförmige Bronzestiel eines Schöpfbechers. Von der Beschirrung des Pferdes ist erhalten: das eiserne Gebiss mit getheilter Stange und bogenförmigen Seitentheilen, welche der Darstellung auf dem hier Tafel III, Fig. 1, abgebildeten Gürtelbleche, dem Watscher Gürtelbleche und verschiedenen Situlen vollkommen entsprechen, dann vier grössere, 8·2 cm breite Riemenzierscheiben und zwei kleinere, 2·8 cm breite Knöpfe aus Bronze. Hufeisen, Sporen oder gar Steigbügel kommen nicht vor. Schmuckperlen, welche sowohl aus Bernstein wie auch aus Glasemail in den Frauengräbern so ungemein häufig sind, fehlen in diesen Kriegergräbern.

Das dritte Gürtelblech (Textfigur 280) entstammt sowie die beiden zuerst angeführten dem Riesentumulus auf dem Südwestabhange des Magdalenenberges. Es fand sich in dem Skeletgrabe Serie II, Nr. 58. Da war es vergesellschaftet mit zwei schlanken, langdülligen, eisernen Lanzenspitzen von 39·5 cm und 37 cm Länge, einem starken, eisernen Hohlcelte von 21 cm Länge mit Resten des Holzstieles, einem concaven Eisenmesserchen, zwei einfachen Fibeln mit bandförmigem Bügel, kleiner Kopfscheibe und langem, durch einen kugeligen Knopf abgeschlossenem Fuss (eine in unserem Fundgebiete häufige, junge, der Schlangenfibel nahestehende Form) und vier Thongefässen. Die Gefässe waren leider so schlecht erhalten, dass ihre Reconstruction aus den Scherben nicht möglich war. Das wichtigste von ihnen ist eine Kylix aus blassrothem Thon. An den Scherben sind geringe Spuren einer dunkelbraunen Bemalung zu sehen. Das Material weist nach Furtwängler's gefälliger Bestimmung sowie auch bei mehreren anderen roththonigen, feinen Gefässen vom Magdalenenberge, ferner einer Kylix aus Sta. Lucia und einer bauchigen Urne aus Vermo nicht auf griechische, sondern auf unteritalische Provenienz. Dies ist für uns von besonderem Interesse, weil es uns Einblicke eröffnet in unmittelbare und lebhafte Beziehungen unseres Fundgebietes mit der Cultur Grossgriechenlands, an welcher ja die von der Balkanhalbinsel nach Apulien ausgewanderten, mit den illyrischen Bewohnern unseres Gebietes stammverwandten japygischen Völkern participirten.

Die anderen drei Gefässe sind einheimische Erzeugnisse: ein rohes, schwarzes Schüsselchen mit konischem Boden, eine etwas feiner gearbeitete, schwarze Schüssel mit gebuckeltem Bauche und eine grosse, schwarze Fussvase mit gebuckeltem Bauche und hohem, durch einen grossen, gerippten Knopf verstärktem Fuss. Diese Vase war mit einem braunen, glatten Thondeckel verschlossen, welcher in seiner Form — flachkegelig mit einem Knaufe am Gipfel — die oben angeführten Deckel aus Bronzeblech nachahmt.

Das Gürtelblech aus dem Grabe Nr. 58 weicht bezüglich seiner Ausführung von den drei übrigen

ab. Seine Ornamente sind einfach in die ebene Platte eingeschnitten und diese selbst ist dicker als die getriebenen Bleche. Auch an diesem Stücke ist eine Bruchstelle durch Uebereinandernieten der Bruchränder geflickt worden. Dadurch wurde seine Länge auf 14·6 cm verringert. Die Breite schwankt zwischen 6·7 und 7·2 cm. Von dem kleinen, diesmal aus Eisen gefertigten Gürtelhaken ist am linken Rande ein Theil erhalten. Unter dem rechten Schmalrande ist das 1·1 cm breite, bronzene Widerlagsplättchen, welches mit Hilfe der vier grossen Nieten das Ende des Gürtelriemens fasste, gut erhalten; es lässt Raum für einen 4 mm dicken Lederstreifen. Der Riemen ging nicht so wie bei dem Gürtelbleche Inv.-Nr. 22.962 bis an das andere Ende der Bronzeplatte; die fünf kugelköpfigen Nieten am linken Rande sind nur zur Verzierung, die mittlere eventuell zum Festhalten des Gürtelhakens angebracht. Die Darstellung beschränkt sich auf zwei Thiergestalten, von welchen die linke ein reissendes Thier (welches vielleicht ein am Boden liegendes Thier anfällt — dieser Theil ist durch die Flicke verdeckt), die rechte einen Bock oder eine Gazelle, die eine Blase im Maule hält, zum Vorwurfe hat. Diese Blase ist durch den Ansatz eines Vogelkopfes sinnwidrig erweitert. Der Unterschied zwischen diesem Gürtelbleche und den drei anderen liegt nicht nur in der Technik der Zeichnung, sondern auch im Stile. Dieser nähert sich dem der jüngsten Stufe dieser Metalltechnik eigenen La Tène-Stile, in welchem die Thiergestalten sich förmlich in Schnörkel auflösen.

Der Tumulus von Brezje, welcher das Tafel III, Fig. 3, abgebildete Fragment lieferte, enthielt — abweichend von den übrigen Vorkommen — durchwegs Skeletgräber. Während der Fertigstellung dieses Berichtes war er noch nicht bis zur Hälfte ausgegraben und hatte bereits 42 Gräber ergeben. Leider wurde er bereits in früherer Zeit durch die Entnahme von Erdmaterial angegriffen, wodurch verschiedene Gräber, darunter auch das, in welchem das Gürtelblech enthalten war, zerstört wurden. Ausser dem abgebildeten Blechfragmente ist keine Beigabe dieses Grabes erhalten. Es konnte nur noch constatirt werden, dass das Skelet in einer Tiefe von 90 cm unter der Oberfläche des Tumulus lag und mit dem Kopfende gegen Osten gerichtet war.

Unsere Abbildung zeigt uns nicht viel mehr als den vierten Theil des ursprünglichen Gürtelbleches. Das Stück ist vor alters gebrochen und dann derart geflickt worden, dass ein Theil des Mittelstückes, welcher Fragmente von zwei Figurengruppen enthielt, der Bruchstelle untergelegt und ein noch weiter nach rechts gehöriges Stück über den Bruchrand genietet wurde. Das rechte Ende mit dem Gürtelhaken ist gänzlich in Verlust gerathen. Die Scene, welche auf dem erhaltenen Fragmente in drastischer Realistik nachgebildet ist, stellt ein Symplegma, bei welchem die Frau auf einem Lehnstuhle sitzt und der Mann vor ihr kniet, dar. Der Mann ist mit einem kurzen und kurzärmeligen, gemusterten Leibrocke und einer kronenähnlichen Kopfbedeckung bekleidet. Die Frau trägt ein anliegendes Unterkleid mit einfacher Bordüre, einen das Hinterhaupt, die Brust und die Arme umhüllenden, gemusterten Ueberwurf und am linken Fusse, welcher hinter dem Arme des Mannes rechts hervorsieht, eine Verzierung, welche am leichtesten als wulstiger, gekerbter Fussring gedeutet werden kann. Der Lehnstuhl ist identisch mit dem auf der Situla von Watsch im Epulum (zweiter Streifen, linke Hälfte der bekannten aufgerollten Zeichnung) viermal wiederkehrenden und auf der oben citirten neuen Situla von Marein im zweiten Streifen einmal angebrachten Lehnstuhle. Es lässt sich constatiren, dass sich auf dem vollständigen Gürtelblech diese Gruppe in einander gegenüberstehenden Zeichnungen mindestens dreimal wiederholte. Auf der Vorderfläche sieht man noch rechts von unserer Gruppe, knapp neben dem übergelegten Bruchrande, den Frauenfuss einer zweiten, gegenüberstehenden Gruppe hereinragen und das auf der Rückseite untergelegte Blechfragment lässt zwei mit den Lehnen gegen einander gekehrte Stühle sammt den dazu gehörigen Theilen der Figuren deutlich erkennen. Die Bronze scheint weiterhin noch eine Festmahlscene gezeigt zu haben. Der schmale Blechstreifen, welcher das rechte Viertel unserer Abbildung einnimmt, lässt zwischen den drei flachen Nietköpfen die Umrisse einer grossen Dreifussvase, wie sie auch in der zweiten Zone der Situla von Watsch und in der dritten Zone der Situla von der Certosa bei Bologna gezeichnet ist, erkennen.

Dieses Gürtelblech gehört seiner ganzen Mache nach so wie die beiden erstbeschriebenen Stücke vollkommen in das Bereich der specifisch venetischen Toreutik. Die Darstellung selbst im engeren Sinne steht bis jetzt in unserem Fundgebiete vereinzelt da, wenn auch auf dem Spiegel von Castelvetro derselbe Act, aber auf einer Kline sich vollziehend, dargestellt ist und bei der Sitzfigur am linken Ende der dritten Reihe der Situla Benvenuti von Este

Fig. 1. Magdalenenberg (3/4).

Fig. 3. Brezje (3/4).

Fig. 2. Magdalenenberg (1/2).

trotz des Beiwerkes (sie bläst das Horn, während sie von einem mit zwei Speeren bewaffneten Manne angegriffen wird) in Erwägung gezogen werden könnte, ob ihre Stellung nicht etwa der Zeichnung eines Symplegmas nachgeahmt ist. Von älteren etruskischen Arbeiten wäre vor Allem der schwarz bemalte Krug von Tragliatella (Annali dell Inst. Bd. 53, 1881), welcher zwei Symplegmata zeigt, anzuführen. Die schwarzfigurigen griechischen Vasen älteren Stiles tragen Vieles zu diesem Thema bei und zahlreiche entferntere Beispiele geben bekanntlich die alten orientalischen Bildwerke. Die näheren Vorbilder können aber im Augenblicke nicht aufgewiesen werden; sie sind, da die Publicationen mit solchen Beispielen sehr zurückhaltend sind, wohl erst in den Museen aufzusuchen. Zweifellos gebührt dem Stücke ein bevorzugter Platz in der Reihe der Belege für die orientalischen Einflüsse auf die Entwicklung jener eigenthümlichen barbarischen Bildkunst, deren Schwerpunkt nach dem heutigen Stande der Funde im Lande der Veneter zu suchen ist.

Fig. 280. Magdalenenberg (3/4 nat. Gr.).

Die Oberösterreicher.

Von **Dr. A. Weisbach,** k. u. k. Oberstabsarzt (Sarajevo).

Im Anschlusse an meine Arbeit über „Die Deutschen Niederösterreichs“ (Wien, Hölder, 1892) habe ich die gleichen Aufnahmen und Messungen bei den aus Oberösterreich sich ergänzenden Truppenkörpern vornehmen lassen und ist es mir eine angenehme Pflicht, hiefür den Herren Kameraden Regimentsärzten DDr. Blaschek Albert, Della Torre Emil, Fessler Theodor, Gregoriević Dušan, Haas Franz, Lonauer Peter, Pavlečka Karl, Queiss Edmund, Spiegel Adolf, Tauber Michael, Zeisberger Wilhelm und Zimmert Ferdinand, welche dieselben durchführten, an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen.

Die Aufnahmen wurden insoferne etwas vereinfacht, als sowohl bei den Haaren als auch bei den Augen die früher aufgestellten Farbentöne braun und dunkelbraun in eine Kategorie „braun“ zusammengefasst wurden, weil es für's Allgemeine gewiss ganz gleichgiltig bleibt, ob diese Farbe mehr oder weniger dunkel vorhanden ist. Demnach wurden bei jedem Individuum nachfolgende Aufnahmen und Messungen vorgenommen:

1. Namen, 2. Alter, 3. Geburtsort, Bezirkshauptmannschaft und Land.

4. Farbe der Haare in folgenden Nuancen: roth, blond (der lichtesten Farbe, stets in's Gelbliche ziehend), hellbraun, braun (in allen dunkleren Abstufungen) und schwarz (wirklich schwarz bei jeder Beleuchtung); krause Haare sind anzumerken.

5. Farbe der Augen: blau (müssen immer wenigstens bläulichen Schimmer haben), grau, weiters graubraun (die Iris am Skleralrande grau, am Pupillarrande gelb oder braun, gleichmässig ringförmig oder überhaupt gefleckt), hellbraun, braun (in allen dunkleren Abstufungen) und schwarz (dann die Iris von der Pupille kaum zu unterscheiden).

Sollten grünliche oder irgendwie anders gefärbte Augen vorkommen, so sind dieselben als solche besonders zu bezeichnen.

6. Farbe der Haut (am Stamme): weiss, gelblich, bräunlich, hellbraun, braun.

7. Körperlänge in aufrechter, militärischer Stellung, barfuss, mit Recrutenmaass.

8. Grösste Kopflänge, mit Tasterzirkel, in der Sagittalebene von der Mitte zwischen den arc. supercil. oberhalb der Nasenwurzel zum vorragendsten Punkte des Hinterhauptes.

9. Grösste Kopfbreite, mit Tasterzirkel in horizontaler Ebene, wo immer sie ist.

Pathologische Schädelformen sind als solche anzumerken.

Oberösterreich ist nur von Deutschen bewohnt, trotzdem wurden einige wenige Individuen mit slavischem oder italienischem Namen ausgeschlossen, so dass nur Deutsche den nachstehenden Untersuchungen unterzogen worden sind.

Als active Soldaten standen sämmtliche Männer meistens im Alter von 21—23 Jahren und gibt es nur wenige mit 20 und über 23 Jahre; solche mit pathologischen Schädelformen wurden in die Untersuchung nicht weiter einbezogen.

Im Alterthume gehörte das Land zwischen Inn, Donau und Enns zu Noricum, von den Norikern bewohnt, die ihr keltisches Volksthum grossentheils bewahrten, wenngleich längs der Donau und in den südlichen Gegenden der römische Einfluss überwog. Trotz der Auswanderung der romanischen Bevölkerung unter Odoaker muss doch ein ansehnlicher Theil derselben zwischen Enns und Inn zurückgeblieben sein, da in Urkunden noch bis in's VIII. Jahrhundert hinein „Romanen“ angeführt werden.

Später hatten sich Slaven zwischen Enns und Traun im Gebiete der Steyr, entsprechend ungefähr dem Bezirke Kirchdorf, angesiedelt, wo noch heute theilweise slavische Benennungen (z. B. Windischgarsten) existiren; spärlich war das slavische Element westlich der Steyr, noch spärlicher, in blos vereinzelten Niederlassungen, von Linz an stromabwärts längs des linken Donauufers (Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich. Leipzig 1879).

Zur besseren Uebersicht der in Nachfolgendem gegebenen Daten sei hier die politische Eintheilung des Landes kurz skizzirt. Dasselbe zerfällt in acht Bezirkshauptmannschaften südlich, drei nördlich der Donau und den Stadt- und Landbezirk von Linz, welcher sich an beiden Flussufern ausdehnt, südlich der Donau, den Bezirk Steyr von der Donau fernhaltend, bis an die niederösterreichische Grenze

vordringt, nördlich aber den Bezirk Freistadt von der Donau abdrängt.

Von den acht südlichen Bezirkshauptmannschaften liegt die von Steyr, ohne den Strom zu berühren, im Osten, theils an Niederösterreich (östlich), theils mit einem Gebietsstreifen längs der Enns im Hochgebirge an Steiermark grenzend; im Süden folgen dann von Ost gegen West der Bezirk Kirchdorf (an Steiermark grenzend), Gmunden (im Westen und Süden an Salzburg, im Osten an Steiermark grenzend), Vöcklabruck und Braunau, welche südlich Salzburg, Braunau, ausserdem westlich Baiern (Innfluss) berühren; im Westen befinden sich die von Ried und Schärding, durch den Inn von Baiern geschieden, und im Landesinneren der Bezirk von Wels.

Nördlich der Donau ist der westlichste Bezirk Rohrbach, im Westen von Baiern, im Norden von Böhmen begrenzt; an ihn schliesst sich, abseits der Donau, im Nordosten der von Freistadt (nördlich an Böhmen, östlich an Niederösterreich grenzend), südlich von welchem an der Ostgrenze gegen Niederösterreich der Bezirk von Perg liegt.

I. Körperlänge.

Die Oberösterreicher besitzen die durchschnittliche Körperlänge von 1667 mm (3573 Männer mit der Gesammtsumme von 5,958.760 mm), welche zwischen den Extremen von 1531 und 1898 mm, beide bei Blondhaarigen, schwankt und zugleich um 11 mm der Statur der niederösterreichischen Deutschen (1678 mm) nachsteht.

Kleine Männer, mit Staturen von 1599 mm abwärts, sind darunter 368 (10·29%), mittelgrosse mit solchen von 1600—1699 mm dagegen die weitaus grösste Zahl, ähnlich wie in Niederösterreich, nämlich 2152 (60·22%), endlich grosse mit einem Wuchse von 1700 mm an aufwärts 1053 (29·47%), unter welch' letzteren sich ausserdem 55 (1·53%) übergrosse mit Körperlängen von 1800 mm und mehr befinden.

In Oberösterreich gibt es daher mehr kleine und mittelgrosse, dafür aber weniger grosse Männer als in Niederösterreich (in gleicher Reihenfolge 7·42%, 58·05% und 34·51%); auch die übergrossen sind seltener als im genannten Nachbarlande (2·51%), mit welchem jedoch darin Uebereinstimmung besteht, dass die grossen Staturen beträchtlich an Zahl die kleinen überwiegen.

Wie sich die einzelnen Maasse je nach ihrer Vertreteranzahl gruppiren, zeigt die folgende Reihe:

153 cm . . .	2	160 cm . . .	132
154 „ . . .	7	161 „ . . .	192
155 „ . . .	28	162 „ . . .	194
156 „ . . .	48	163 „ . . .	210
157 „ . . .	76	164 „ . . .	204
158 „ . . .	93	165 „ . . .	247
159 „ . . .	114	166 „ . . .	269
	368	167 „ . . .	242
		168 „ . . .	237
		169 „ . . .	225
			2152
170 cm. . . .	186	180 cm . . .	24
171 „ . . .	181	181 „ . . .	11
172 „ . . .	164	182 „ . . .	4
173 „ . . .	129	183 „ . . .	5
174 „ . . .	88	184 „ . . .	3
175 „ . . .	84	185 „ . . .	3
176 „ . . .	55	186 „ . . .	1
177 „ . . .	52	187 „ . . .	2
178 „ . . .	35	188 „ . . .	1
179 „ . . .	24	189 „ . . .	1
	998		55

In derselben fällt das Maximum der Individuenzahl auf die Körperlänge von 166 cm, welcher auch die Durchschnittsgrösse entspricht und die nächstfolgenden Staturen von 165 und 167 cm an Häufigkeit nur wenig nachstehen; nachher nimmt die Zahl der Individuen in beiden entgegengesetzten Richtungen anfangs langsamer, dann rascher ab.

Zwischen der Bevölkerung am rechten (mittlere Statur von 2359 Männern = 1669 mm) und linken Donauufer (769 Männer = 1664 mm) und jener des Bezirkes von Stadt und Land Linz (445 Männer = 1663 mm), welches sich auf beide Donauufer erstreckt, macht sich nur ein geringer Unterschied in der Körperlänge zu Gunsten des rechten Ufers ersichtlich.

Mehr bemerkbar werden die einzelnen Bezirkshauptmannschaften rücksichtlich der durchschnittlichen Körperlänge ihrer männlichen Bewohner: Perg hat die kleinsten (216♂ 1659 mm), dann folgt Freistadt (206♂), Linz (445♂) und Kirchdorf (155♂) mit 1663 mm, Vöcklabruck (323♂) und Braunau (319♂) mit 1664 mm, Steyr (299♂) mit 1665 mm, weiters Rohrbach (347♂) mit 1668 mm und Gmunden (134♂) mit 1669 mm, endlich mit dem grössten Wuchse Ried (335♂), Wels (484♂) mit 1672 mm und Schärding (310♂) 1679 mm.

Sondern wir die einzelnen politischen Bezirke nach der Bodenerhebung in solche des Hochgebirges und Hügellandes, so ergibt sich für die drei Bezirke im Hochgebirge (Kirchdorf, Gmunden und Vöcklabruck) die durchschnittliche Körpergrösse von 1665 mm (612♂), für jene des Hügellandes (Ried, Braunau, Schärding und Wels, 1448♂) die von 1672 mm, so dass demnach die Bewohner des Hochgebirges im Allgemeinen etwas kleiner sind, als jene des Hügellandes am rechten Donauufer; die Bewohner des Hügellandes von Linz (1663 mm) und am linken Donauufer (1664 mm) gleichen hierin den Bergbewohnern.

Der Bezirk Steyr, als beide Bodengestaltungen umfassend, musste ausser Sicht gelassen werden, wenngleich er dieselbe Mittelstatur (1665 mm) mit jenen des Hochgebirges besitzt.

II. Farbe der Haare.

Unter unseren oberösterreichischen Männern gibt es 62 rothhaarige (1·73%), 1197 blonde (33·50%), 747 mit hellbraunen (20·90%), 1501 mit braunen (42%) und blos 66 mit schwarzen Haaren (1·84%), demnach lichthaarige (rothe und blonde) 1259 (35·23%) und dunkelhaarige (braune und schwarze) 1567 (43·85%).

Sonach besitzen die meisten Männer braune und diesen zunächst blonde Haare, viel weniger hellbraune und die wenigsten rothe oder schwarze Haare.

Die beiden Extreme, rothe und schwarze, kommen fast in gleicher Anzahl vor, erstere etwas öfter, letztere seltener als in Niederösterreich (rothe 1·37%, schwarze 2·68%); die blonden Haare sind in Oberösterreich viel häufiger, daher auch die lichten Haare insgesammt, dagegen sowohl die hellbraunen als auch ganz besonders die dunklen Haare viel seltener als in Niederösterreich (19·42% blonde, 20·79% lichthaarige, 23·54% hellbraune, 55·65% dunkelhaarige).

In's Einzelne eingehend, finden wir die meisten rothen Haare in Linz (15 = 3·37%) und im Bezirke Perg (7 = 3·24%); daran reiht sich mit einer geringeren Zahl Kirchdorf (4 = 2·58%) und Rohrbach (7 = 2·01%) und nehmen die Rothköpfe allmälig ab durch die Bezirke Vöcklabruck (6 = 1·85%), Braunau (5 = 1·56%), Freistadt (3 = 1·45%), Steyr (4 = 1·33%), Schärding (4 = 1·29%) und Wels (5 = 1·03%) bis zu ihrer Minimalzahl in Ried (2 = 0·59%); aus dem Gmundener Bezirke gab es keine rothhaarigen Individuen. Demgemäss hat Linz mit seinem Landbezirke die meisten rothhaarigen Männer, weniger das linke Donauufer (17 = 2·21%), die wenigsten das rechte (30 = 1·27%). In Niederösterreich fanden wir das Gegentheil, nämlich mehr am rechten (1·91%) als am linken Donauufer (0·92%).

Noch mehr veränderlich zeigt sich das Vorkommen der blonden Haare. Die meisten sind im Bezirke Schärding (148 = 47·74%), in welchem sie auch, allein in ganz Oberösterreich, die dunklen weit überwiegen; diesem schliesst sich jener von Rohrbach (141 = 40·63%) zunächst an, als sein nördlicher Nachbar; dann folgen Steyr (118 = 39·46%), Wels (186 = 38·42%), Freistadt (79 = 38·34%), Kirchdorf (57 = 36·77%), Linz (152 = 34·15%) und Perg (73 = 33·79%), in welchen Landschaften sie überall noch mehr als ein Drittel der Bevölkerung umfassen, — weiters Ried (79 = 23·58%), Vöcklabruck (69 = 21·36%), Braunau (67 = 21%) und Gmunden (28 = 20·89%) mit den wenigsten, die hier bis auf ein Fünftel der Bevölkerung sich herabmindern.

Unter den Bewohnern am rechten Donauufer gibt es daher weniger blonde Männer (752 = 31·87%) als am linken (293 = 38·1%), wie in Niederösterreich, dessen entsprechende Gruppen niedrigere Zahlen ausweisen.

Recht interessant ist es, dass in den oben benannten Bezirken des Hochgebirges die Blonden (154 = 25·16%) ansehnlich seltener sind, als in jenen des benachbarten Hügellandes (480 = 33·14%), so dass man behaupten kann, die Menge der blonden Männer nimmt vom Hochgebirge nach Norden hin immer mehr zu.

Auch die hellbraunen Haare treten in den einzelnen Bezirken in wechselnder Stärke auf, am zahlreichsten in Braunau (94 = 29·46%) und Ried (98 = 29·25%), dann in Vöcklabruck (88 = 27·30%), vermindern sich in jenen von Linz (93 = 20·89%), Perg (44 = 20·37%) und Gmunden (27 = 20·14%), noch mehr in Freistadt (41 = 19·9%), Wels (91 = 18·8%), Kirchdorf (25 = 16·12%), Schärding (49 = 15·8%) und Rohrbach (53 = 15·27%), um im Bezirke Steyr (44 = 14·71%) auf ihr Minimum herabzusinken.

Entgegen den Blonden hat das rechte Donauufer mehr Hellbraunhaarige (516 = 21·87%) als das linke (138 = 17·94%): Linz liegt wieder in der Mitte

zwischen beiden, lehnt sich jedoch mehr an's rechte Ufer an.

Mit dem Vorkommen der braunen Haare verhält es sich entgegengesetzt wie bei den Blonden. Im Bezirke Gmunden (75 = 55·97%) gibt es die meisten, weniger in Vöcklabruck (151 = 46·74%), Braunau (148 = 46·39%), Ried (152 = 45·37%), Kirchdorf (68 = 43·87%), Steyr (126 = 42·14%), Perg (88 = 40·74%), Rohrbach (141 = 40·63%) und Linz (180 = 40·44%), noch weniger in Wels (193 = 39·87%) und Freistadt (78 = 37·86%), die wenigsten in Schärding (101 = 32·58%). In allen Bezirken sind sie zahlreicher als die blonden Haare, blos jenen von Schärding, wo das Umgekehrte der Fall ist, ausgenommen. Obwohl das rechte Donauufer (1014 = 42·98%) mehr braunhaarige Bewohner als das linke (307 = 39·92%) aufweist, ist der Unterschied doch nicht so grell vortretend wie bei den Blonden, übrigens dem Befunde in Niederösterreich ganz gleich.

Im Hochgebirgslande (294 = 48·03%) finden sich im Gegensatze zu den Blonden mehr Braunhaarige als im Hügellande (594 = 41·02%) und unterliegt es keinem Zweifel, dass die Braunhaarigen vom Hochgebirge gegen Norden hin stetig abnehmen.

Die durchaus seltenen schwarzen Haare differiren in ihrem Vorkommen nur wenig — Kirchdorf (1 = 0·64%), Linz (5 = 1·12%), Ried (4 = 1·19%), Rohrbach (5 = 1·44%), Braunau (5 = 1·56%), Wels (9 = 1·85%), Perg (4 = 1·85%), Steyr (7 = 2·34%), Freistadt (5 = 2·42%), Schärding (8 = 2·58%), Vöcklabruck (9 = 2·78%) und Gmunden (4 = 2·98%), und stimmen beide Ufer der Donau (rechts 47 = 1·99%, links 14 = 1·82%) hierin überein.

Die Landschaften südlich, am rechten Ufer der Donau, besitzen demnach unter ihrer Bevölkerung im Allgemeinen weniger Lichthaarige (33·14%), dafür mehr Hellbraun- und Dunkelhaarige (letztere 45%) als jene nördlich der Donau (lichte 40·31%, dunkle 41·74%), dasselbe Verhalten wie in Niederösterreich, wenn auch die Unterschiede wegen der grösseren Anzahl der Blonden in Oberösterreich nicht so ansehnlich sind.

In Niederösterreich fanden wir die lichthaarigen Deutschen (1681 mm) etwas grösser als die dunkelhaarigen (1676 mm); in Oberösterreich ist das Gegentheil der Fall, indem die lichthaarigen (1259 Männer) eine durchschnittliche Körperlänge von 1664 mm (Gesammtsumme 2,095.792 mm), die dunkelhaarigen (1567 Männer) die von 1670 mm (Gesammtsumme 2,617.527 mm) berechnen lassen; beide Gruppen sind übrigens, gleich dem allgemeinen Mittel, kleineren Wuchses als die gleichen in Niederösterreich (lichte 1681 mm, dunkle 1676 mm).

Die verschiedenen Haarfarben gehen mit nachstehenden Staturen einher:

rothe Haare . .	62	Mann	1652 mm
blonde Haare . .	1197	„	1665 „
hellbraune Haare .	747	„	1667 „
braune Haare . .	1501	„	1671 „
schwarze Haare .	66	„	1655 „
lichte Haare . .	1259	„	1664 „
dunkle Haare . .	1567	„	1670 „

Die roth- und schwarzhaarigen Männer sind also die kleinsten, in Niederösterreich die grössten — etwas grösser die blonden und hellbraunen, die braunen aber die grössten, in Niederösterreich im Gegentheile die kleinsten.

Unter allen Männern sind nur 45 (1·25%) Krausköpfe, welche also noch seltener als in Niederösterreich (1·92%) vorkommen, übrigens ebenfalls bei den rothhaarigen (3 = 4·83%) am öftesten, bei den blonden (14 = 1·16%) und besonders bei den hellbraunen (5 = 0·66%) am seltensten, etwas häufiger bei den schwarzen (1 = 1·35%) und braunen Haaren (22 = 1·46%).

III. Farbe der Augen.

Mit blauen Augen, ohne Rücksicht auf die Farbe der Haare, zählen wir 1179 Männer (32·99%), mit grauen 702 (19·64%), graubraunen 841 (23·25%), mit grünlichen blos 4 (0·11%), mit hellbraunen 245 (6·85%), braunen 601 (16·82%), endlich mit schwarzen nur 1 (0·02%); nach abnehmenden Zahlen geordnet folgen den meist vertretenen blauen Augen also die graubraunen, dann die grauen und mit viel geringeren Zahlen die braunen und hellbraunen; grünliche und schwarze finden sich ganz vereinzelt. Demnach sind in Oberösterreich vielmehr blaue und graue, dafür weniger Augen aller übrigen Farben als in Niederösterreich, was auch, zusammengefasst, bezüglich der lichten (1881 = 52·63%, in Niederösterreich 42·15%), welche mehr als die Hälfte ausmachen, und dunklen Augen (847 = 23·7%, in Niederösterreich 31·55%) seine Giltigkeit beibehält.

Ebenso wie in Niederösterreich überwiegen die lichten Augen an Zahl die lichten Haare, wogegen die dunklen Augen den dunklen Haaren weit nachstehen; die Mischfarben der Augen (graubraun und

grünlich, zusammen 23·36°/₀) sind wieder zahlreicher als die Uebergangsfarbe der hellbraunen Haare.

Aehnlich wie bei der Haarfarbe gestaltet sich das Vorkommen der Augenfarben recht verschieden in den einzelnen Bezirken.

Die blauen Augen sind sowie die blonden Haare am zahlreichsten im Bezirke Schärding (142 = 45·8°/₀), zunächst in dem von Wels (205 = 42·35°/₀), Kirchdorf (65 = 41·93°/₀) und Steyr (120 = 40·13°/₀), minderhäufig im Bezirke Rohrbach (122 = 35·15°/₀), Freistadt (70 = 33·98°/₀), Linz (148 = 33·25°/₀) und Perg (70 = 32·4°/₀), bedeutend seltener in jenem von Gmunden (36 = 26·86°/₀), Ried (87 = 25·97°/₀) und Vöcklabruck (65 = 20·12°/₀) und am seltensten im Bezirke Braunau (49 = 15·36°/₀), welcher dem nördlich angrenzenden von Schärding hierin um 30°/₀ nachsteht und sammt den drei vorgenannten Bezirken auch die wenigsten Blonden besitzt.

Die Männer der drei im Hochgebirge gelegenen Bezirke Kirchdorf, Gmunden und Vöcklabruck haben seltener blaue Augen (166 = 27·12°/₀) als jene des Hügellandes (483 = 33·35°/₀) und gibt es überhaupt am rechten Donauufer etwas weniger blaue Augen (769 = 32·59°/₀) als am linken (262 = 34·07°/₀).

Bei den grauen Augen wird die Reihenfolge eine ganz andere; zu oberst steht mit den meisten der Bezirk Braunau (107 = 33·54°/₀) und Vöcklabruck (106 = 32·81°/₀), welchen Ried (84 = 25·07°/₀), Gmunden (28 = 20·9°/₀) und Linz (89 = 20°/₀) mit schon beträchtlich geringerer Zahl folgen; noch mehr vermindert sich deren Vorkommen in den Bezirken Rohrbach (63 = 18·15°/₀), Freistadt (33 = 16·01°/₀), Wels (68 = 14·04°/₀) und Steyr (42 = 14·04°/₀), denen sich mit den wenigsten grauen Augen Kirchdorf (19 = 12·25°/₀), Perg (26 = 12·03°/₀) und Schärding (37 = 11·93°/₀) anschliessen.

Dort, wo also viel graue Augen, gibt es weniger blaue, und umgekehrt. Entgegen den blauen Augen sind unter den Bewohnern des Hochgebirges mehr Männer mit grauen Augen (153 = 25°/₀) als unter denen des Hügellandes (296 = 20·44°/₀); auch unter den Bewohnern des rechten Donauufers (491 = 20·81°/₀) finden sich mehr grauäugige als am linken (122 = 15·86°/₀).

Beide als lichte Augen zusammengefasst, ergeben, da sich die Unterschiede in den einzelnen Bezirken so ziemlich ausgleichen, nur geringe Verschiedenheiten zwischen der Bevölkerung am rechten (1260 = 53·41°/₀) mit etwas mehr lichten Augen und linken Donauufer (384 = 49·93°/₀) mit weniger; die Hochgebirgsbewohner (319 = 52·12°/₀) und jene des Hügellandes (779 = 53·79°/₀) unterscheiden sich hierin wohl kaum von einander.

Selbst bezirksweise schwankt die Anzahl der lichten Augen viel weniger, als blaue und graue gesondert; denn in Schärding (179 = 57·74°/₀) mit den meisten, in Wels (273 = 56·4°/₀), Kirchdorf (84 = 54·19°/₀), Steyr (162 = 54·18°/₀), Rohrbach (185 = 53·31°/₀), Linz (237 = 53·25°/₀), Vöcklabruck (171 = 52·94°/₀), Ried (171 = 51·04°/₀) und Freistadt (103 = 50°/₀) machen sie mindestens die Hälfte und etwas mehr aus, während sie in Braunau (156 = 48·9°/₀), Gmunden (64 = 47·76°/₀) und Perg (96 = 44·44°/₀) mit den wenigsten nicht viel unter die Hälfte herabsinken.

Im Ganzen genommen finden sich 1881 Männer mit lichten Augen (52·63°/₀), mehr als die Hälfte und zugleich mehr als in Niederösterreich (42·15°/₀).

Die graubraunen Augen treten am öftesten auf im Bezirke Perg (71 = 32·87°/₀), wo sie den blauen an Häufigkeit ganz gleichen; dann vermindern sie sich bedeutend in den Bezirken Rohrbach (96 = 27·66°/₀), Freistadt (54 = 26·21°/₀), Kirchdorf (40 = 25·8°/₀), Braunau (80 = 25·07°/₀), Ried (82 = 24·47°/₀), Schärding (72 = 23·22°/₀), Linz (103 = 23·14°/₀), Gmunden (31 = 23·13°/₀) und Steyr (64 = 21·4°/₀) und erreichen in Wels (89 = 18·38°/₀) und Vöcklabruck (59 = 18·26°/₀) ihre Minimalzahl.

Während zwischen den Bewohnern des Hochgebirges (130 = 21·24°/₀) und des Hügellandes (323 = 22·31°/₀) rücksichtlich der Anzahl graubrauner Augen fast kein nennenswerther Unterschied obwaltet, fällt derselbe um so bedeutender aus zwischen den Männern am rechten und linken Donauufer; denn unter ersteren sind viel weniger graubraune Augen (517 = 21·06°/₀) als am linken Ufer (221 = 28·73°/₀).

Die grösste Anzahl der dunklen Augen — in allen Bezirken ansehnlich weniger als ein Drittel und zugleich im Allgemeinen (847 = 23·7°/₀, in Niederösterreich aber 31·55°/₀) viel weniger als lichte Augen — gibt es im Bezirke Gmunden (39 = 29·9°/₀), weniger in Vöcklabruck (93 = 28 79°/₀), Braunau (83 = 26·01°/₀), Wels (120 = 24·79°/₀), Ried (82 = 24·47°/₀), Steyr (72 = 24·08°/₀), Freistadt (49 = 23·78°/₀), Linz (105 = 23·59°/₀), Perg (49 = 22·68°/₀) und Kirchdorf (31 = 20°/₀), die wenigsten in Schärding (59 = 19·03°/₀) und Rohrbach (66 = 19·02°/₀), welche beiden Nachbarbezirke hierin einander vollkommen gleichen.

Unter den Hochgebirgsbewohnern (163 = 26·63%) finden sich sonach etwas mehr dunkle Augen als im Hügellande (344 = 23·75%), gleich wie auch südlich der Donau (579 = 24·54%) mehr als nördlich derselben (164 = 21·32%).

Aehnlich wie in Niederösterreich sind also auch in Oberösterreich trotz der vorwiegenden Zahl von dunkelhaarigen Männern (43·85%) doch die lichten Augen viel häufiger als die lichten Haare, die dunklen Augen dagegen wieder viel seltener als die dunklen Haare; die Anzahl der mischfärbigen Augen — graubraun und grünliche zusammen (845 = 23·36%) — entspricht ungefähr der Zahl der hellbraunen Haare (20·9%).

Haare	Zahl	Augen									
		blaue		graue		graubraune		grünliche		dunkle	
			%		%		%		%		%
Rothe	62	20	32·25	17	27·42	18	29·03	—	—	7	11·29
Blonde	1197	660	55·14	252	21·05	208	17·37	—	—	77	6·43
Hellbraune	747	230	30·78	184	24·63	200	26·77	2	0·26	131	17·53
Braune	1501	265	17·65	240	15·98	401	26·71	2	0·13	593	39·50
Schwarze	66	4	6·06	9	13·63	14	21·21	—	—	39	59·09
Summe	3573	1179	32·99	702	19·64	841	23·25	4	0·11	847	23·70

Was das Zusammenfallen von Augen- und Haarfarbe anbelangt, lehrt die vorstehende Tabelle, dass, ganz wie in Niederösterreich, die blauen Augen vorzüglich mit blonden Haaren (55·14%), schon bedeutend seltener mit rothen (32·25%) und hellbraunen (30·78%), noch seltener mit braunen (17·65%), am seltensten mit schwarzen Haaren (6%) vereint vorkommen.

Die grauen Augen haben ihre grösste Ziffer bei den rothen Haaren (27·42%), hinter welchen die hellbraunen (24·63%), dann erst die blonden (21%) kommen; mit braunen (15·98%) und schwarzen Haaren (13·63%) vereinigen sie sich viel seltener.

Auch die graubraunen Augen sind am zahlreichsten bei rothhaarigen (29%), minder bei braunen (26·71%) und hellbraunen (26·77%), noch seltener bei schwarzen Haaren (21·21%), am seltensten aber bei blonden Männern (17·37%).

Die wenigen grünlichen Augen fanden sich blos bei braunen und hellbraunen Haaren.

Im vollsten Gegensatze zu den blauen finden sich die dunklen Augen am allerhäufigsten bei schwarzen Haaren (59%), bei braunen (39·5%) noch bedeutend häufiger als bei hellbraunen (17·53%) und rothen Haaren (11·29%), bei blonden (6·43%) aber am seltensten.

Untersuchen wir die Augenfarben rücksichtlich der mit ihnen vorkommenden Körpergrössen, so finden wir bei den Blauäugigen die Statur von 1671 mm, bei grauen Augen jene von 1666 mm, bei graubraunen die von 1664 mm, endlich bei den dunklen Augen jene von 1655 mm; demgemäss haben die blauäugigen Männer den grössten Wuchs, die dunkeläugigen den kleinsten, im Gegensatze zu den Staturen der licht- und dunkelhaarigen, und stehen die mit grauen und graubraunen Augen, deren Statur ganz gleich ist, in der Mitte zwischen beiden.

Selbst dann, wenn graue und blaue als lichte Augen zusammengenommen werden, weisen diese immer noch eine höhere Statur (1669 mm) auf als die dunkeläugigen Männer, ein Ergebniss, das dem in Niederösterreich gefundenen nicht entspricht, wo die Körperlängen für diese beiden die gleichen sind.

IV. Farbe der Haut.

Haare	Zahl	Hautfarbe									
		weiss		gelblich		bräunlich		hellbraun		braun	
			%		%		%		%		%
Rothe	62	56	90·32	6	9·67	—	—	—	—	—	—
Blonde	1197	1001	83·62	163	13·61	25	2·08	7	0·58	1	0·08
Hellbraune	747	487	65·19	172	23·02	81	10·84	6	0·80	1	0·13
Braune	1501	892	59·42	362	24·11	205	13·65	29	1·93	11	0·73
Schwarze	66	31	46·96	17	25·75	18	27·27	—	—	—	—
Summe	3573	2468	69·07	720	20·15	329	9·20	42	1·11	13	0·36

Wie vorauszusetzen war, ist die allgemeinste Farbe der Haut die weisse (2468♂ = 69°/₀), gegen welche die übrigen derart zurücktreten, dass sie nicht ganz das Drittel aller erreichen; denn mit gelblicher Haut, welche nächst der weissen noch am öftesten vorkommt, waren nur 720 Männer (20·15°/₀) ausgestattet, mit bräunlicher 329 (9·2°/₀), mit hellbrauner 42 (1·11°/₀) und mit brauner 13 (0·36°/₀), so dass die eigentlich dunklen Schattirungen (bräunlich, hellbraun und braun) in blos sehr geringer Zahl (384 = 10·67°/₀) sich vorfinden.

Im Vergleiche mit Niederösterreich sind die dunklen Hautfarben in Oberösterreich etwas häufiger (7·41°/₀ in Niederösterreich), die weisse etwas weniger seltener (71·9°/₀ in Niederösterreich), während die gelbliche Hautfarbe in beiden Gebieten in gleicher Stärke verbreitet ist.

Aehnlich wie in Niederösterreich haben die rothhaarigen Männer fast durchgehends weisse (56 = 90·32°/₀), höchstens noch selten gelbliche Haut (6 = 9·67°/₀), nie eine dunkle Hautfarbe. Die Blonden besitzen ebenfalls noch weit vorherrschend weisse (1001 = 83·62°/₀), jedoch schon häufiger gelbliche (163 = 13·61°/₀), auch noch bräunliche (25 = 2°/₀), hellbraune (7 = 0·58°/₀), ja sogar auch braune Haut (1 = 0·08°/₀).

Noch mehr nimmt ab die Zahl der Weisshäutigen bei den Männern mit hellbraunen Haaren (487 = 65·19°/₀), wogegen die Zahl derer mit gelblicher (172 = 23°/₀), bräunlicher (81 = 10·84°/₀), hellbrauner (6 = 0·8°/₀) und brauner Haut (1 = 0·13°/₀) ansehnlich zunimmt, was in noch mehr gesteigertem Maasse von den Männern mit braunen Haaren gilt (weisse Haut 892 = 59·42°/₀, gelbliche 362 = 24·11°/₀, bräunliche 205 = 13·65°/₀, hellbraune 29 = 1·93°/₀ und braune 11 = 0·73°/₀).

Bei allen bisher Angeführten macht die Anzahl der Weisshäutigen ansehnlich mehr als die Hälfte aus, was von den schwarzhaarigen Männern nicht mehr gilt, bei welchen die mit weisser Haut (31 = 46·96°/₀) unter die Hälfte sinken, jene mit gelblicher (17 = 25·75°/₀) und mit bräunlicher (18 = 27·27°/₀) die andere Hälfte beanspruchen.

Im Allgemeinen kommt man zu derselben Erfahrung wie in Niederösterreich, nämlich je lichter die Haarfarbe, desto häufiger ist die Haut weiss und seltener dunkel, und je dunkler die Haare, desto häufiger die dunklen Schattirungen und seltener die weisse Farbe der Haut.

Sowie sich herausgestellt hat, dass die Bewohner des rechten Donauufers und jene des Hochgebirges häufiger dunkle Haare und dunkle Augen besitzen als jene des linken Ufers und des Hügellandes, so verhält es sich auch bezüglich der Hautfarbe. Unter den rechtsuferigen Oberösterreichern gibt es nämlich 282 (11·95°/₀) mit dunkler Hautfarbe, am linken Ufer nur 63 (8·19°/₀), welchen die Linzer (39 = 8·76°/₀) vollständig gleichen; bei den Hochgebirglern haben 90 (14·7°/₀) dunkle Haut, unter den Bewohnern des Hügellandes blos 164 (11·32°/₀), welch' letztere aber immer noch öfters dunkelhäutig sind, als die Bewohner des nördlichen Ufers (8·19°/₀).

Die Statur der Männer mit dunkler Haut (bräunlich, hellbraun und braun) berechnet sich im Durchschnitte auf 1668 mm, genau wie das allgemeine Mittel; nehmen wir von ihnen wieder die dunkelsten heraus, nämlich die mit braunem und schwarzem Haar (263 Mann), so finden wir wohl bei diesen einen etwas höheren Wuchs (1673 mm), als bei den dunkelhäutigen mit blondem und hellbraunem Haar (121 Mann 1666 mm), ohne dass aber der Unterschied ein augenfälliger wäre.

V. Typen.

Dem hellen Typus mit rothen oder blonden Haaren bei blauen und grauen Augen gehören 949 Männer (26·56°/₀) an, dem dunklen Typus mit braunen und schwarzen Haaren bei hellbraunen, braunen und schwarzen Augen nur 632 (17·68°/₀), welch' letzterer daher dem ersteren an Zahl bedeutend nachsteht, im Gegensatze zu Niederösterreich, wo der dunkle Typus (23·25°/₀) den hellen (14·22°/₀) um ebensoviel überwiegt. In Oberösterreich sind daher viel mehr Männer des hellen und weniger des dunklen Typus als in Niederösterreich.

Alle übrigen 1992 Männer (55·75°/₀) fallen in die Reihen der Mischtypen, also wie in Niederösterreich (62·52°/₀) die meisten. Unter diesen ist der häufigste der graubraune Mischtypus, Augen dieser Farbe bei allen Haarfarben (841 Mann, 23·53°/₀), ihm zunächst der hellbraune mit Haaren dieser Farbe und allen Augenfarben ausser graubraunen (545 Mann, 15·25°/₀) und der dunkle Mischtypus mit dunklen Haaren und lichten Augen (518 Mann, 14·49°/₀); der seltenste ist der lichte Mischtypus mit lichten Haaren und dunklen Augen (84 Mann, 2·35°/₀) und der grünliche (Augen dieser Farbe, 4 Mann, 0·11°/₀).

Am rechten Donauufer ist der helle Typus (608 = 25·77%) weniger als am linken (213 = 27·69%), in Linz (128 = 28·76%) am stärksten, und umgekehrt der dunkle Typus nördlich der Donau (115 = 14·95%) am schwächsten, südlich derselben (436 = 18·48%) stärker vertreten; Linz (81 = 18·20%) gleicht hierin dem rechten Ufer.

Die Mischtypen sind zahlreicher am linken Ufer (441 = 57·34%), minder am rechten (1315 = 55·74%), am wenigsten zahlreich um Linz (236 = 53%), wenn auch bedeutende Unterschiede nicht obwalten.

Die verschiedenen Bezirke unterscheiden sich hinsichtlich der Verbreitung der einzelnen Typen mitunter recht ansehnlich.

Der helle Typus erreicht seine grösste Ausbreitung in Schärding (39·35%) und zunächst in Wels (32·43%) und Kirchdorf (32·25%); dann folgen die nördlich gelegenen Bezirke Rohrbach (29·39%), Freistadt (29·12%) und Linz (28·76%), weiters Steyr (27·75%) und Perg (23·61%), welchen sich mit bedeutend geringeren Zahlen Ried (18·8%), Vöcklabruck (18·57%) und Gmunden (17·16%) anschliessen; seine niedrigste Zahl hat dieser Typus im westlich gelegenen Bezirke Braunau (15·91%). Sonach ergibt sich das ganz interessante Resultat, dass der reine helle Typus im Süwesten (Bezirke Gmunden, Vöcklabruck, Ried und Braunau) am schwächsten (16 bis 18%) vertreten ist, in der Mittelzone am meisten (Kirchdorf, Wels und Schärding 32—39%) und in den übrigen Landestheilen um Steyr, Linz und nördlich der Donau (23—29%) immer noch viel häufiger vorkommt als im Südwesten.

Der dunkle Typus wieder hat im südlichsten Bezirke um Gmunden (25·37%) und im nachbarlichen von Vöcklabruck (21%) seine grösste Dichtigkeit; spärlicher ist er in den Bezirken Wels (19·21%), Steyr (18·39%), Linz (18·2%), Ried (17·91%), Braunau (17·24%) und Perg (17·12%), noch mehr in Kirchdorf (16·77%) und Freistadt (16·50%), um endlich in den westlichen Bezirken von Schärding (14·51%) und besonders Rohrbach (12·68%) auf seinen geringsten Antheil herabzusinken. Daraus lässt sich im Allgemeinen entnehmen, dass der dunkle Typus von Süden nach Norden, sowie auch von Osten nach Westen abnimmt.

Im Hochgebirge gibt es weniger Männer des hellen (21·73%), aber mehr des dunklen Typus (20·91%) als im Hügellande (helle 27%, dunkle 17·47%).

Mit den Mischtypen gelangt man zu ähnlichen Ergebnissen; dieselben sind am häufigsten um Braunau (66·78%), welchen die zwei Nachbarbezirke Ried (63·29%) und Vöcklabruck (60·38%) zunächst stehen; sie vermindern sich in Perg (59·27%), Rohrbach (57·93%), Gmunden (57·47%), Freistadt (54·38%), Steyr (53·86%), Linz (53%) und Kirchdorf (50·98%) und sind am seltensten in Wels (48·36%) und Schärding (46·14%). Dieselben scheinen das Gegenstück zur Ausbreitung des hellen Typus zu bilden: im Südwesten eine Zone mit weit vorherrschenden Mischtypen (66—60%), im Norden und Osten eine solche mit mehr als der Hälfte (59 bis 51%) und zwischen beiden, von Westen her eingeschoben, die zwei Bezirke Schärding und Wels (48—46%) mit den wenigsten.

Unter den Hochgebirgsbewohnern sind etwas mehr Mischtypen (57·36%) als im Hügellande (55·46%).

Wie gestaltet sich die Körperlänge bei den einzelnen Typen? Die beiden reinen Typen, der helle (1666 mm) und dunkle (1667 mm), lassen hierin keinen Unterschied wahrnehmen, gleichwie auch sämmtliche Mischtypen zusammen (1668 mm), was genau mit dem Befunde in Niederösterreich übereinstimmt, dessen gleiche drei Abtheilungen durchaus eine grössere Statur besitzen (1681 mm heller, 1678 mm dunkler Typus und 1677 mm die Mischtypen).

Nehmen wir aber die Mischtypen einzeln, so zeigt der graubraune (841 Mann, 1664 mm) und lichte (84 Mann, 1665 mm) den niedrigsten Wuchs, der hellbraune (545 Mann, 1670 mm) einen höheren und der dunkle (518 Mann, 1674 mm) den höchsten, während in Niederösterreich der lichte Mischtypus die grösste Statur besitzt; übrigens sind die Unterschiede zwischen den Staturen der Mischtypen in Oberösterreich bedeutender (10 mm) als im östlichen Nachbarlande.

VI. Kopfmaasse.

Als durchschnittliche grösste Länge des Kopfes erhalten wir 186 mm, die aber im Einzelnen innerhalb der weiten Grenzen von 165 mm (bei einem Manne mit hellbraunem Haare und braunen Augen) bis 209 mm (bei einem blonden mit graubraunen Augen), also ähnlich weit schwankt, wie in Niederösterreich (166—215 mm).

Sowohl zwischen den Bewohnern des rechten Donauufers und jenen des linken, als auch zwischen

denen des Hochgebirges und Hügellandes herrscht hier nicht der geringste Unterschied; alle, auch die im Bezirke Linz, haben die gleiche Kopflänge von 186 mm.

Die durchschnittliche grösste Breite beträgt 154 mm mit derselben Schwankungsweite zwischen den Extremen von 136 mm (bei zwei Männern mit braunem Haar, grauen und graubraunen Augen) und 179 mm (schwarze Haare, graue Augen). Auch hier gibt es fast keinen Unterschied, indem die Kopfbreite am rechten Donauufer und um Linz, sowie die der Hochgebirgs- und Hügellandsbewohner dem allgemeinen Mittel genau gleicht und blos am linken Donauufer (155 mm) um ein Geringes grösser ist.

Die Oberösterreicher haben mit den Niederösterreichern die gleiche Kopflänge gemeinsam, jedoch eine etwas grössere Kopfbreite als die letzteren (153 mm); übereinstimmend ist in beiden Ländern die grössere Breite des Kopfes bei den Bewohnern des linken Donauufers.

Der aus beiden Maassen berechnete Breitenindex von 827 reiht die oberösterreichischen Deutschen zu den Brachycephalen ein, worin sie ihren östlichen Nachbarn (822) genau gleichen.

Indices	Rothe Haare			Blonde Haare				Hellbraune Haare					Braune Haare					Schwarze Haare			Summe
	lichte	graubraune	dunkle	blaue	graue	graubraune	dunkle	blaue	graue	graubraune	grüne	dunkle	blaue	graue	graubraune	grüne	dunkle	lichte	graubraune	dunkle	
	Augen			Augen				Augen					Augen					Augen			
71	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	3
72	1	—	—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	7
73	1	—	—	—	1	—	1	—	1	—	—	—	1	1	1	—	2	—	—	—	9
74	1	—	—	1	1	—	—	1	1	2	—	2	1	1	—	—	4	—	—	—	15
75	3	1	—	7	4	2	1	2	2	2	—	5	1	3	7	—	10	—	—	—	50
76	—	1	—	10	9	1	3	6	5	—	—	4	7	6	10	—	8	—	—	2	72
77	2	—	—	20	3	4	1	14	11	5	—	5	1	11	13	—	19	—	—	1	110
78	—	2	—	33	18	9	4	12	7	8	—	6	15	10	25	1	40	—	1	1	192
79	3	1	—	59	13	17	8	19	8	20	—	7	23	18	37	—	35	1	1	6	276
80	1	1	3	59	24	15	8	25	21	18	—	13	25	25	34	—	44	3	3	4	326
81	4	1	1	60	33	22	7	23	25	21	1	11	21	29	37	1	67	1	1	6	372
82	2	1	—	75	35	22	5	21	20	28	—	11	25	21	45	—	69	1	—	2	383
83	6	3	1	69	17	25	7	23	21	15	—	19	29	22	38	—	59	—	—	7	361
84	3	3	1	61	15	18	9	24	16	17	—	12	31	21	49	—	65	2	1	2	350
85	4	3	—	47	27	18	5	20	11	18	1	7	19	19	40	—	51	1	2	2	295
86	2	—	—	45	19	23	7	16	11	18	—	13	19	17	18	—	52	—	4	4	268
87	1	—	—	37	15	9	3	9	10	12	—	6	16	16	15	—	24	—	—	—	173
88	—	—	1	30	8	7	4	4	4	6	—	4	12	8	13	—	14	1	—	—	116
89	1	—	—	12	4	5	2	6	4	3	—	3	9	3	11	—	14	—	—	2	79
90	—	—	—	14	2	2	—	3	2	5	—	2	3	3	4	—	3	—	—	—	43
91	1	1	—	7	2	7	1	1	—	1	—	—	3	4	1	—	7	1	1	—	38
92	—	—	—	6	1	2	—	—	1	1	—	1	—	—	—	—	2	—	—	—	14
93	—	—	—	2	1	—	—	—	1	—	—	—	4	1	1	—	—	1	—	—	11
94	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	5
95	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2
96	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2
97	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1

Der Breitenindex zeigt an den einzelnen Individuen eine ungemein grosse Veränderlichkeit, indem er von 717 bei je einem Manne mit hellbraunem Haar, grauen Augen und einem mit braunem Haar und graubraunen Augen beginnt und mit 972 bei einem blonden mit blauen Augen schliesst, mithin selbst noch mehr abändert als in Niederösterreich (72—96).

Freilich sind die einzelnen Indices nicht in gleicher Anzahl vertreten, am spärlichsten die extremsten sowohl gegen die Dolicho- (von 74 abwärts 34), als auch gegen die Brachycephalie hin (von 91 aufwärts 73).

Der häufigste Index ist der von 82 (383 Mann), dem sich jene von 81 (372 Mann), 83 (361), 84

(350) und 80 (326) anschliessen; auch die Indices von 85 (295), 79 (276) und 86 (268) sind noch sehr zahlreich, wogegen die von 78 (192), 87 (173), 88 (116) und 77 (110) schon in bedeutend minderer Zahl, alle übrigen bei noch viel weniger Individuen vorkommen.

Im Ganzen genommen haben wir 734 Männer mit Indices von 79 abwärts (20·54%), also nicht brachycephale und kurzweg dolichoide, — weiters 698 (19·53%) mit den Uebergangsindices von 80 und 81, endlich 2141 (59·92%) mit den brachycephalen Indices von 82 aufwärts; diese letzteren bilden unzweifelhaft die überwiegende Mehrheit, ähnlich wie in Niederösterreich (55%).

In Oberösterreich gibt es unter der männlichen Bevölkerung mehr Brachycephali, dafür weniger Dolichoide als in Niederösterreich (55% und 25%).

E. Zuckerkandl (Beiträge zur Kraniologie der Deutschen in Oesterreich, Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, XIII. Bd., 1883) ermittelte an 195 Schädeln aus dem Salzkammergute (Bezirkshauptmannschaft Gmunden) bei einer Länge von 179 mm (von der Glabella) und Breite von 149 mm den Index von 832; auf die grösste Länge (2 mm dazu = 181 mm) gebracht, ergäbe sich der Breitenindex von 823 mit unserem allgemeinen Mittel am Lebenden, sowie mit jenem der lebenden Gmundner (822) ganz gleich.

Die westlichen Nachbarn der Oberösterreicher, die Baiern, haben nach J. Ranke (Beiträge zur physischen Anthropologie der Baiern, München 1883) auf Grund von Messungen an 1000 Schädeln eine mehr ausgesprochene Brachycephalie (Index 832) und ausserdem unter sich weniger dolichoide (17·1%), aber mehr brachycephale Formen (82·9%) als die Oberösterreicher (von Index 80 an 79·45%), bei welchen sich unsere Messungen nur auf den Lebenden erstrecken. Es war mir leider nicht vergönnt, durch ausreichende Messungen an Leichen die Differenz der Maasse des Kopfes und des Schädels festzustellen; es lässt sich jedoch mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass in dieser Hinsicht Ober- und Niederösterreicher einander vollständig gleichen dürften und daher der Kopfindex im Allgemeinen um 1% grösser ist als der Schädelindex, der mithin für dieselben 817 betragen würde und ansehnlich kleiner ist, als jener der baierischen Schädel.

Halten wir die Gebiete dies- und jenseits der Donau auseinander, so finden wir für die Bevölkerung südlich der Donau den Breitenindex von 827, den gleichen auch für Linz, für jene nördlich derselben 833, wonach, wie in Niederösterreich, die Bevölkerung des linken Donauufers mehr brachycephal ist, als jene des rechten.

Hochgebirge und Hügelland bieten hierin keinen Unterschied; beide haben den Index von 827.

Obwohl die Bevölkerung aller Bezirke nach den Durchschnittszahlen brachycephal ist, lassen sich doch bezüglich des Grades der Brachycephalie einige Unterschiede aufstellen, welche jedoch nicht so auffällig sind, wie in Niederösterreich. Den niedrigsten brachycephalen Index besitzt der südlichste Bezirk Gmunden (822), dann Wels und Perg (823), Vöcklabruck, Ried, Braunau und Linz (827), einen etwas mehr brachycephalen Steyr, Freistadt (832), Schärding (833) und den meist brachycephalen Rohrbach und Kirchdorf (837). Die grösste Brachycephalie herrscht also im Norden und Westen (Freistadt, Rohrbach, Schärding), gleichwie auch im Südosten (Steyr, Kirchdorf), welche beiden Gebiete durch einen breiten Streifen Landes mit etwas minder brachycephaler Bevölkerung von einander geschieden sind.

Die angrenzenden Bezirke von Niederösterreich mit ebenfalls durchschnittlich brachycephaler Bevölkerung entsprechen nach dem Grade ihrer Brachycephalie ihren Nachbarn nicht; denn Kirchdorf und Steyr mit Index 83 grenzen an den Bezirk Amstetten mit geringerer (Index 82), die nördlichen Bezirke Perg und Freistadt an jene von Zwettl und Waidhofen a. Th. (84) mit höherer Brachycephalie.

Die prähistorischen Schädel von Hallstatt im Salzkammergute sind durchaus dolicho- oder mesocephal, also jenen der jetzigen Bevölkerung vollständig entgegengesetzt.

Auslassend die Individuen mit den Indices von 81 und 82, deren Einreihung in die Schädelformen strittig sein könnte, rechnen wir als Brachycephali die mit Indices von 82 aufwärts und als Nichtbrachycephale, Dolichoide, die vom Index 79 abwärts.

Dieser Gruppirung nach zeigt sich die Vertheilung der beiden Kopfformen, trotzdem, dass die Brachycephali in allen Bezirken ausnahmslos überwiegen, doch recht mannigfaltig.

Die wenigsten Brachycephali hat Gmunden (66 = 49·25%), der einzige Bezirk, wo dieselben unter die Hälfte herabsinken, dann Perg (109 = 50·46%), Linz (235 = 52·8%), Wels (281 = 58·05%) und Ried (200 = 58·8%), bedeutend mehr Braunau (192 = 60·18%), Vöcklabruck (197 = 60·99%), Freistadt (130 = 63·10%), Steyr (190 = 63·54%) und

Kirchdorf (101 = 65·16°/₀), die meisten Rohrbach (233 = 67·14°/₀) und Schärding (210 = 67·74°/₀), wo sie mehr als zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen; im Allgemeinen lässt sich behaupten, dass, wie in Niederösterreich, die Anzahl der Brachycephali von Osten gegen Westen zunimmt.

Zwischen den Landschaften nördlich der Donau (472 = 61·37°/₀) und südlich derselben (1437 = 60·91°/₀) lässt die Zahl der Brachycephali keinen Unterschied bemerken; Linz besitzt ansehnlich weniger.

Die Dolichoiden haben ihre geringste Verbreitung im Bezirke von Rohrbach (50 = 14·40°/₀), Vöcklabruck (52 = 16·09°/₀), Schärding (52 = 16·77°/₀), Kirchdorf (27 = 17·41°/₀), Steyr (58 = 19·39°/₀) und Braunau (62 = 19·43°/₀); zahlreicher treten sie auf in Wels (103 = 21·28°/₀), Ried (75 = 22·32°/₀), Freistadt (49 = 23·78°/₀), Linz (109 = 24·49°/₀) und Gmunden (33 = 24·62°/₀) und erreichen ihre grösste Zahl im östlich gelegenen Bezirke von Perg (62 = 28·70°/₀), ohne aber je auf ein Drittel der Bevölkerung sich auszudehnen.

Auch bezüglich der Dolichoiden unterscheidet sich die Bevölkerung des linken Donauufers (161 = 20·93°/₀) kaum von jener des rechten (462 = 19·58°/₀); um Linz freilich sind mehr Dolichoide als in den angeführten Landschaften. Uebrigens sind beide Kopfformen in Oberösterreich viel gleichmässiger vertheilt als in Niederösterreich.

	Dolichoide	Mesocephali	Brachycephali	Haare: lichte	Haare: dunkle	lichte	dunkle	lichte	dunkle
						Dolichoide		Meso-cephali		Brachy-cephali	
Oberösterreich .	1673	1670	1665	1670	1676	1667	1674	1661	1667
Niederösterreich .	1687	1677	1675	1695	1684	1679	1674	1674	1674

Die einzelnen Kopfformen gehen auch mit verschiedenen Körperlängen einher; denn für die gesammten Dolichoiden finden wir eine grössere (1673 mm) als für die Brachycephalen (1665 mm); die Mittelköpfe kommen mit ihrer Statur von 1670 mm den Dolichoiden ganz gleich.

Betrachten wir mit der Kopfform zugleich die Farbe der Haare in ihren Hauptabtheilungen als lichte und dunkle rücksichtlich der Körpergrösse, so sehen wir, dass den höchsten Wuchs die dunkelhaarigen Dolichoiden (1676 mm) und Mesocephalen (1674 mm) besitzen, hinter welchen erst die lichthaarigen Dolichoiden (1670 mm) kommen; etwas kleinerer Statur sind die lichthaarigen Meso- und dunkelhaarigen Brachycephali (1667 mm), während die lichthaarigen Brachycephali (1661 mm) den kleinsten Wuchs besitzen.

Abgesehen davon, dass, wie im allgemeinen Mittel, jede dieser Abtheilungen in Oberösterreich eine geringere Körperlänge als in Niederösterreich und die Dolichoiden eine höhere Statur als die Brachicephali besitzen, bietet sich das Auffallende dar, dass bei allen drei Kopfformen die dunkelhaarigen höheren Wuchses sind als die lichthaarigen, wogegen in Niederösterreich die lichthaarigen grösser sind, als die dunkelhaarigen.

Was die Kopfmaasse anbelangt, lässt die folgende Reihe Nachstehendes beobachten:

	Dolichoide	Mesocephali	Brachycephali	Haare: lichte	Haare: dunkle	lichte	dunkle	lichte	dunkle
						Dolichoide		Meso-cephali		Brachy-cephali	
Kopflänge	191	188	183	191	191	188	188	183	184
Kopfbreite	149	152	156	150	149	152	152	156	157
Index . . .	780	808	852	785	780	808	808	852	853

Die Dolichoiden im Allgemeinen haben genau dieselbe Kopflänge (191 mm) und Breite (149 mm, Index 780), ebenso die Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808) wie in Niederösterreich, die Brachycephalen bei geringerer Länge (183 mm, Niederösterreich 185 mm) dieselbe Breite (156 mm), daher den etwas grösseren Index von 852 (Niederösterreich 843).

Die Maasse des Kopfes können bei den licht- und dunkelhaarigen dieser drei Kopfformen als die gleichen angesehen werden, demnach auch ihre Indices.

Die 45 **kraushaarigen Männer**, mit einer Statur von 1670 mm, also dem allgemeinen Mittel (1667 mm) fast ganz gleich, haben die Kopflänge von 186 mm und Breite von 155 mm (Index 833), sind demnach etwas mehr brachycephal als die Bevölkerung im Allgemeinen (827) und zugleich viel mehr als die Krausköpfe in Niederösterreich (818).

Ihre Indices schwanken zwischen 77 und 93, jedoch so, dass nur 5 Dolichoide (11·11°/₀), 9 Mesocephale (20°/₀), aber 31 Brachycephale (68·88°/₀), also die letzteren in grosser Mehrheit vorkommen, und zwar häufiger, die Dolichoiden dagegen seltener als unter der Bevölkerung überhaupt.

Von diesen 45 Männern haben blos 7 dunkle Haut (15·55°/₀, nämlich 6 bräunliche und 1 hellbraune), 14 gelbliche (31·11°/₀), die übrigen 24 (53·33°/₀), also etwas mehr als die Hälfte, weisse; diese letztere ist daher bei ihnen seltener, dunkle Haut häufiger als im Allgemeinen.

Bei ihnen kommen dunkle Augen (15 = 33·32°/₀) selbst öfters als die blauen (14 = 31·11°/₀), graue (9 = 20°/₀) und graubraune (7 = 15·55°/₀) seltener vor; trotzdem überschreiten die lichten Augen (23 = 51·11°/₀) doch die Hälfte.

Dem hellen (12 = 26·66°/₀) und dunklen Typus (11 = 24·44°/₀) gehören fast gleichviel Individuen an, die übrigen den einzelnen Mischtypen. Gleichwie also die dunklen Hautfärbungen, die dunklen Augen, sind auch die Individuen des dunklen Typus unter den Kraushaarigen häufiger.

Untersuchen wir nun, wie sich Statur und Kopfform bei den 384 **Männern mit dunkler Haut** (bräunlich, hellbraun und braun) gestaltet.

Für alle zusammen berechnet sich die Körperlänge mit 1668 mm, die Kopflänge mit 186 mm und die Kopfbreite mit 153 mm (Index 822), welche Maasse sämmtlich dem allgemeinen Mittel nahezu gleichen. Die dunkelhäutigen Oberösterreicher erscheinen demnach ebenso brachycephal wie die Bewohnerschaft überhaupt, worin sie auch vollständig mit den dunkelhäutigen in Niederösterreich (187 mm, 154 mm, Index 823) übereinstimmen.

Unter ihnen gibt es etwas mehr Dolichoide (91 = 23·69°/₀) und Uebergangsformen (86 = 22·39°/₀), aber weniger Brachycephale (207 = 53·95°/₀), als im Allgemeinen, ein Befund, der dem bei den Dunkelhäutigen Niederösterreichs vollkommen entgegengesetzt ist. Dies berechtigt wohl zu dem Schlusse, dass die dunkle Hautfarbe weder mit einem bestimmten Typus, noch auch mit einer bestimmten Kopfform im Zusammenhange steht.

Typus	Körperlänge	Kopf-		
		Länge	Breite	Index
Heller	1666	186	154	827
Dunkler	1667	186	154	827
Lichter Misch- . . .	1665	186	154	827
Dunkler Misch- . .	1674	186	155	833
Hellbrauner Misch- .	1670	186	154	827
Graubrauner Misch- .	1664	186	154	827
Alle Mischtypen zusammen	1668	186	154	827

Nach vorstehender Tabelle differirt die Statur der einzelnen Typen nur so wenig, dass man dieselbe als bei allen nahezu gleich gross ansehen kann, obgleich der dunkle Mischtypus, im Gegensatze zu den Niederösterreichern, die grösste (1674 mm), der graubraune die kleinste (1664 mm) aufweist, ein Unterschied, welcher verschwindet, wenn alle Mischtypen zusammengenommen (1668 mm) den zwei reinen entgegengehalten werden.

Die grösste Länge des Kopfes ist bei allen Typen genau gleich (186 mm), ebenso wie die Kopfbreite (154 mm), mit alleiniger Ausnahme wieder des dunklen Mischtypus, der, mit grösserer Breite (155 mm) ausgestattet, auch einen etwas grösseren Index (833), eine stärker ausgeprägte Brachycephalie besitzt als alle übrigen (827).

Demnach haben alle die verschiedenen Typen unter den Oberösterreichern bei derselben Statur auch die gleiche brachycephale Kopfform, ausgenommen den dunklen Mischtypus, dessen Angehörige die grössten und meist brachycephalen Individuen sind.

Typus	Dolichoide		Mesocephale		Brachycephale	
	Ober-österreich	Nieder-österreich	Ober-österreich	Nieder-österreich	Ober-österreich	Nieder-österreich
Heller	20·02	24·12	19·07	21·31	60·90	54·56
Dunkler	20·47	27·38	19·20	18·54	60·31	54·06
Lichter Misch- . . .	21·42	27·27	22·61	14·77	55·95	57·95
Dunkler Misch- . . .	19·49	24·68	20·07	19·08	60·42	56 22
Hellbrauner Misch- .	22·01	24·85	21·46	17·51	56·51	57·62
Graubrauner Misch- .	20·33	23·38	18·19	23·26	61·47	53·35

Die Betheiligung der Typen an den verschiedenen Kopfformen erscheint viel gleichmässiger als in Niederösterreich. Die meisten Dolichoiden zählt der hellbraune Mischtypus (120 = 22·01°/₀), ihm zunächst der lichte Mischtypus (18 = 21·42°/₀), der graubraune (171 = 20·33°/₀), der dunkle (129 = 20·47°/₀) und der helle Typus (190 = 20·02°/₀) unbedeutend weniger, der dunkle Mischtypus (101 = 19·49) die wenigsten.

Die meisten Brachycephalen sind unter dem graubraunen Mischtypus (517 = 61·47°/₀), etwas weniger beim hellen (578 = 60·90°/₀), dunklen Typus (380 = 60·31°/₀) und dunklen Mischtypus (313 = 60·42°/₀), die wenigsten beim hellbraunen (308 = 56·51°/₀) und lichten Mischtypus (47 = 55·95°/₀).

Die Mesocephalen wieder finden sich am zahlreichsten beim lichten Mischtypus (19 = 22·61°/₀),

dann beim hellbraunen (117 = 21·46°/₀), etwas minder beim dunklen Mischtypus (104 = 20·07°/₀), beim dunklen (121 = 19·20°/₀) und hellen Typus (181 = 19·07°/₀), schliesslich beim graubraunen Mischtypus (153 = 18·19°/₀) am seltensten.

Vergleichen wir diese Procentzahlen in Ober- und in Niederösterreich, so fällt vor Allem die durchwegs geringere Anzahl der Dolichoiden in Oberösterreich auf, während dessen Brachycephalen bei jedem Typus zahlreicher sind, blos mit Ausnahme des hellbraunen Mischtypus, bei welchem das Gegentheil stattfindet; auch die Mesocephalen sind bis auf den hellen Typus und graubraunen Mischtypus in Oberösterreich zahlreicher.

Typus	Dolichoide				Mesocephale				Brachycephale			
	Körperlänge	Kopf-			Körperlänge	Kopf-			Körperlänge	Kopf-		
		Länge	Breite	Index		Länge	Breite	Index		Länge	Breite	Index
Heller	1673	192	150	781	1664	188	153	813	1664	183	156	852
Dunkler	1674	191	149	780	1670	188	152	808	1665	184	156	847
Lichter Misch- . . .	1672	191	149	780	1671	187	152	812	1660	183	157	857
Dunkler Misch- . .	1684	191	150	785	1680	188	152	808	1669	183	157	857
Hellbrauner Misch- .	1672	190	148	778	1673	188	152	808	1667	184	156	847
Graubrauner Misch- .	1667	191	149	780	1669	188	152	808	1661	183	156	852

Die einzelnen Typen besitzen für die verschiedenen Kopfformen folgende Maasse:

Die Dolichoiden des hellen Typus haben eine Statur von 1673 mm, die Kopflänge von 192 mm und Breite von 150 mm (Index 781); seine Brachycephali sind niedrigeren Wuchses (1664 mm), deren Kopf 183 mm lang, 156 mm breit (Index 852); ebenso kleiner Statur sind seine Mesocephali, die mit ihren Kopfdurchmessern (188 mm und 153 mm, Index 813) in der Mitte zwischen den beiden ersteren stehen.

Auch beim dunklen Typus haben die Dolichoiden eine grössere Statur (1674 mm), die Brachycephalen die kleinste (1665 mm), beide jenen des vorigen Typus gleich; die Mesocephalen aber (1670 mm) erreichen fast die ersteren. Seine Dolichoiden besitzen bei etwas kleineren Kopfmassen (191 mm, 149 mm) denselben Index (780), seine Brachycephalen (184 mm, 156 mm) einen etwas kleineren (847), sowie auch die Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808).

Der lichte Mischtypus hat ebenfalls bei den Dolichoiden die grösste Körperlänge (1672 mm), deren Kopf die gleichen Maasse wie beim vorigen, welchen die Mesocephalen (1671 mm) ganz gleichen; ihr Kopf hat etwas kleinere Maasse (187 mm, 152 mm) als beim hellen Typus, mit diesen aber den gleichen Index (812); die ebenfalls dem hellen Typus ganz ähnlichen Brachycephali (183 mm, 157 mm, Index 857) sind auch hier die Männer der kleinsten Statur (1660 mm).

Beim dunklen Mischtypus sind die Staturen aller drei Kopfformen (Dolichoiden 1684 mm, Mesocephalen 1680 mm, Brachycephalen 1669 mm) die grössten unter allen und wie bisher immer die Dolichoiden die grössten, die Brachycephalen die kleinsten. Die Köpfe der Dolichoiden (191 mm, 150 mm, Index 785) gleichen jenen der vorhergehenden Typen, die der Mesocephalen (188 mm, 152 mm, Index 808) genau jenen des dunklen Typus und die der Brachycephalen (183 mm, 157 mm, Index 857) vollständig denen des lichten Mischtypus.

Die Dolichoiden des hellbraunen Mischtypus sind bei gleichem Wuchse (1672 mm) wie bei den drei erstgenannten Typen durch die schmälsten Köpfe unter allen ausgezeichnet (190 mm, 148 mm, Index 778), seine Mesocephalen ebenso gross (1673 mm) mit ganz denselben Kopfmaassen wie beim dunklen Mischtypus, seine Brachycephalen wieder die kleinsten (1667 mm) mit der ganz gleichen Kopfform wie beim dunklen Typus.

Beim graubraunen Mischtypus haben die Dolichoiden (1667 mm) und Brachycephalen (1661 mm) den niedrigsten Wuchs unter ihresgleichen, die Mesocephalen (1669 mm) nur einen höheren als die desselben Typus. Die Kopfform der Dolichoiden gleicht in Allem genau jenen des dunklen Typus und lichten Mischtypus, die der Mesocephalen jener der zwei vorstehenden Mischtypen und die der Brachycephalen vollständig jener des hellen Typus.

Ebenso wie in Niederösterreich sind auch in Oberösterreich die dolichoiden Männer immer grösser

als die brachycephalen, zwischen welchen beiden die mesocephalen sich einschalten, die an Statur fast immer den dolichoiden näher stehen als den brachycephalen.

Unter den dolichoiden Männern sind jene des dunklen Mischtypus durch den höchsten, die des graubraunen durch den niedrigsten Wuchs ausgezeichnet, welche Extreme in Niederösterreich auf den lichten Mischtypus und dunklen Typus fallen, ausserdem aber auch stärker ausgeprägt sind.

Die einzelnen Typen haben in jeder Abtheilung nahezu die gleiche Kopfform, blos der hellbraune

Haare	Augen	Rechtes Donauufer									Linkes Donauufer				Gesammtsumme
		Kirchdorf	Gmunden	Vöcklabruck	Ried	Braunau	Schärding	Wels	Steyr	Summe	Linz	Perg	Freistadt	Rohrbach	Summe	
Roth	blau	2	—	—	—	3	2	1	1	9	6	1	1	3	5	20
„	grau	—	—	3	1	1	1	—	1	7	7	1	1	1	3	17
„	graubraun	1	—	1	1	1	1	3	1	9	1	5	1	2	8	18
„	hellbraun	1	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	2
„	braun	—	—	2	—	—	—	1	1	4	—	—	—	1	1	5
Blond	blau	39	13	29	35	16	98	128	67	425	81	38	45	71	154	660
„	grau	9	10	28	27	31	21	27	14	167	34	11	13	27	51	252
„	graubraun	9	3	6	10	11	23	19	25	106	30	21	15	36	72	208
„	hellbraun	—	1	2	3	5	1	6	6	24	4	1	4	5	10	38
„	braun	—	1	4	4	4	5	6	6	30	3	2	2	2	6	39
Hellbraun	blau	9	12	17	34	17	21	36	20	166	26	15	6	17	38	230
„	grau	5	7	36	22	35	4	22	9	140	22	4	9	9	22	184
„	graubraun	7	5	18	27	28	16	18	10	124	30	16	17	13	46	200
„	grün	—	—	—	—	—	—	1	1	2	—	—	—	—	—	2
„	hellbraun	1	1	10	10	8	5	8	1	44	8	4	6	10	20	72
„	braun	3	2	7	5	11	3	6	3	40	7	5	3	4	12	59
Braun	blau	15	11	18	17	13	20	40	32	166	35	16	17	31	64	265
„	grau	5	11	37	34	40	11	18	16	172	23	10	10	25	45	240
„	graubraun	23	23	33	44	43	28	47	28	269	42	27	20	43	90	401
„	grün	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	2
„	hellbraun	3	7	18	15	17	7	13	12	92	17	5	8	9	22	131
„	braun	22	23	45	42	35	35	74	38	314	62	30	23	33	86	462
Schwarz	blau	—	—	1	1	—	1	—	—	3	—	—	1	—	1	4
„	grau	—	—	2	—	—	—	1	2	5	3	—	—	1	1	9
„	graubraun	—	—	1	—	2	4	2	—	9	—	2	1	2	5	14
„	hellbraun	—	—	1	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	2
„	braun	1	4	4	3	2	3	6	5	28	1	2	3	2	7	36
„	schwarz	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1
	Summe . .	155	134	323	335	319	310	484	299	2359	445	206	216	347	769	3573

Mischtypus bei den Dolichoiden den schmälsten, ebenso der dunkle Typus bei den Brachycephalen einen etwas minder breiten Kopf.

Die Kopfformen eines jeden Typus in Oberösterreich gleichen denen in Niederösterreich nahezu vollkommen, wenn auch die Maasse bei einzelnen um ein Geringes (1 mm) differiren.

Das Ergebniss unserer Untersuchungen lässt sich in Folgendem zusammenfassen:

Die Oberösterreicher sind mittelgross (1667 mm), unter ihnen eine nicht unbedeutende Anzahl kleiner (10%), aber doch viel mehr grosse Männer (29%), selbstverständlich die meisten des Mittelschlages (60%); sie haben öfter dunkle (44%) als lichte Haare (35%), wenn auch beide Schattirungen einander an Zahl nicht viel nachgeben, seltener hellbraune (21%); rothe und schwarze Haare sind ebenso selten wie gekrauste.

Ihre Augen sind im Gegensatze zu den Haaren vorherrschend licht (52·6%), darunter viel öfters blau (33%) als grau (19·6%), gegen welche die dunklen (23·7%) weit zurücktreten.

Ihre Haut ist meistens weiss (69%), wenn auch gelbliche (20%) in ansehnlicher, dunklere Schattirungen (10·6%) dagegen in minderer Zahl vorkommen.

Der helle Typus (26·5%) ist bedeutend häufiger als der dunkle (17·6%), beide jedoch stehen den Mischtypen (55·7%), die am zahlreichsten sind, weit nach.

Die grösste Länge ihres Kopfes misst 186 mm, die grösste Breite 154 mm, weshalb sie mit ihrem Index von 827 den Brachycephalen zugezählt werden müssen, ohne aber einen hohen Grad der Brachycephalie zu erreichen; trotzdem finden sich unter ihnen doch noch 20·5% Dolichoide.

Sämmtliche Typen, ob reine oder gemischte, haben dieselbe durchschnittliche brachycephale Kopfform bei nahezu gleicher Körpergrösse; blos der dunkle Mischtypus zeichnet sich bei grösster Statur auch durch die meist ausgesprochene Brachycephalie aus.

Die dolichoiden Männer sind bei allen Typen höheren Wuchses als die brachycephalen, die dolichoiden des dunklen Typus die grössten.

Die Bewohner des Hochgebirges sind im Vergleiche mit denen des Hügellandes etwas kleineren Wuchses, haben weniger blonde, mehr braunhaarige Individuen, ferner weniger blauäugige, dafür mehr mit grauen und dunklen Augen und auch mehr Individuen mit dunkler Haut; überhaupt ist unter ihnen der helle Typus seltener, der dunkle aber häufiger.

Am rechten Donauufer gibt es weniger lichte, mehr dunkle Haare, weniger blaue und graubraune, aber mehr graue und dunkle Augen; ferner mehr Individuen mit dunkler Haut und mehr des dunklen, weniger des hellen Typus als am linken Ufer, dessen Bevölkerung auch etwas mehr brachycephal ist — Alles in voller Uebereinstimmung mit Niederösterreich.

Im Vergleiche mit den Deutschen Niederösterreichs sind die von Oberösterreich kleinerer Statur, häufiger blond, seltener dunkelhaarig, besitzen öfter lichte, seltener dunkle Augen und gehören mehr zum hellen, weniger zum dunklen Typus. Unter ihnen gibt es weniger dolichoide, mehr brachycephale Individuen und sind die dunkelhaarigen einer jeden Kopfform höheren Wuchses als die lichthaarigen (siehe vorstehende Tabelle).

Ueber Spuren römischer Dachconstructionen in Carnuntum.

Von **Dr. Rudolf Meringer,** k. k. a. o. Professor an der Universität Wien.

(Mit 6 Text-Illustrationen.)

Im Heiligthume der Kreuzweggottheiten in Carnuntum fanden sich eine Anzahl von kleineren Votivreliefs oder Täfelchen, von denen sechs nach einer Photographie, welche Herr Dr. Karl Masner anzufertigen die Güte hatte, in natürlicher Grösse in den Fig. 281—286 (siehe die folgende Seite) abgebildet sind.

Die Täfelchen zeigen alle ähnliche Bildungen: drei weibliche Gestalten (offenbar die Göttinnen), umrahmt von einem architektonischen Gerüste. Von diesem erkennt man zwei Säulenschäfte (mehrfach mit Capitälen) und darauf einen architektonischen Abschluss von dreieckiger oder kuppelartiger Form. Die Giebel- und Kuppelfüllungen sind verschieden.

Es fragt sich nun, was denn diese auffallenden Giebel- und Kuppelverzierungen eigentlich vorstellen. Dass sie jedes weiteren Sinnes entbehrende, ornamentale Elemente sind, ist nicht recht glaublich. Auch für blos technische Behelfe zur Verstärkung der Randlinien der Täfelchen wird man sie nicht halten können, obwohl solche Versteifungsstäbchen vorhanden sind, und zwar bei den Figuren, welche durch solche nach oben an den Balken der architektonischen Umrahmung gehalten werden. Man bemerkt aber, dass diese letzteren durch ihre schwankenden, ungeraden Linien sich sofort als technische Behelfe zu erkennen geben.

So bleibt denn nur übrig, dass die Giebelfüllungen sinnvolle Gebilde sind, dass sie etwas nachbilden; ist man einmal so weit, so erkennt man sofort, dass wir bei Fig. 281—284 die Umrisse eines Häuschens vor uns haben, dessen Dachgiebel offen ist, so dass die Balken der Dachconstruction zu Tage treten.

Die Sache wird ganz einleuchtend, wenn man bedenkt, dass diese Dachconstructionen in ihrer Mehrzahl sich heute noch vorfinden. Zu meiner Freude haben mir Fachleute, wie Herr Architekt Dell in Wien und Herr Baumeister Schlott in Mürzzuschlag, die ich zu befragen mir erlaubte, ohne Zögern darin zugestimmt, dass auf unseren Täfelchen Dachstühle nachgebildet sind. Fig. 281 ist ohneweiters verständlich und bedarf keines Nachweises. Ueber die Construction von Fig. 282 schrieb mir Herr Baumeister G. Schlott, dass sie heute noch angewendet wird bei kleiner Spannweite, wo man nur eine Firstpfette zu unterstützen nöthig hat und der untere Balken durchaus auflag. Bei Semper (Der Stil, Bd. II, Taf. XVII und XVIII) findet man einen Dachstuhl von der Kirche S. Miniato a monte aus dem Jahre 1357, welcher dem von Fig. 283 vollkommen entspricht. Fig. 284 zeigt in der Mitte eine doppelt verspreizte Säule, eine Holzconstruction, die ich am Bauernhause oft gesehen zu haben mich erinnerte. Herr G. Schlott schreibt darüber, Fig. 284 „zeigt eine Dachconstruction, wo der untere Bundbalken seiner Länge nach ganz unterstützt ist; die schiefen Hölzer gegen die Sparren halten letztere steif; die Hauptlast des Daches erscheint gegen die Mitte des Bundbalkens vertheilt".

Schwieriger sind die Dachconstructionen der Kuppeln von Fig. 285 und 286. Fig. 286 erinnert lebhaft an den Dachstuhl, welchen G. A. Breymann (Allgemeine Bauconstructionslehre, II. Theil, Taf. 33, Fig. 4) verzeichnet. Vgl. auch Karl Reymann, Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung (Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien 1893, Bd. XXIII, S. 13, Fig. 25).

Es springt wohl in die Augen, dass die heute noch gebräuchliche Construction, welche Breymann bringt, im innersten Wesen identisch ist mit der Construction von Fig. 286. Dagegen ist mir die Construction von Fig. 285 unklar. Hier muss fachmännische Prüfung einsetzen; der Laienblick steht dieser Bildung vollkommen rathlos gegenüber [1]).

Man kann in der Deutung der Votivtäfelchen noch einen Schritt weiter gehen. Die Zusammensetzung des Götterbildes und eines Gebäudes ist durchaus nicht sinnlos. Wenn man bedenkt, dass heute noch in Wallfahrtsorten auf Bildern die wunder-

[1]) Ueber die Constructionen von Fig. 285 und 286 vgl. den folgenden Aufsatz J. Dell's und seine Reconstructionen Fig. 291 und 292. Dell stimmte früher meiner oben dargelegten Meinung über den Dachstuhl von Fig. 286 zu, ist aber jetzt anderer Ansicht geworden. Siehe unten.

Fig. 281.

Fig. 282.

Fig. 283.

Fig. 284.

Fig. 285.

Fig. 286.

Fig. 281—286. Römisches Votivrelief aus Carnuntum.

thätige göttliche Person immer im Vordergrunde, die Kirche aber im Hintergrunde dargestellt wird, so wird man den Werth und Sinn dieser architektonischen Einrahmung bei unseren Bleitäfelchen wohl richtig so erfassen, dass es den Tempel oder die Capelle, den Ort der Wirksamkeit der Götter darstellt — denn die Emanation der übernatürlichen Kraft ist an bestimmte Orte gebunden.

So viel wird sich mit ziemlicher Sicherheit sagen lassen.

Man wird auch weiter sagen können, dass unsere Votivtafeln nicht auf ein einziges Heiligthum sich beziehen, denn die Verschiedenheiten der Dachconstructionen zeigen verschiedene Capellen oder Tempel an. Die Wanderer, welche hier diese Gaben weihten, haben sie vielleicht von verschiedenen Orten mitgebracht. Jedenfalls hat es viele derartige Capellen gegeben, die wohl alle, wie es heute noch der Fall ist, eine ziemlich weitgehende Familienähnlichkeit hatten.

Wie haben aber nun die Heiligthümer oder, vielleicht besser gesagt, die Capellen selber ausgesehen?

Was von Constructionstheilen sich klar erkennen oder wenigstens vermuthen lässt, hat Herr Architekt J. Dell in seinem anschliessenden Aufsatze darzulegen und bildlich darzustellen versucht.

In Bezug auf die Anlage der Capellen bestehen — so viel ich sehe — drei Möglichkeiten.

1. Die Capellen waren kleine Holzhäuser, Stehwerk, mit einem offenen Giebel, sonst allseitig geschlossen. Die Thüre unter dem Giebel. Die offenen Giebel sieht man an Bauernhäusern, namentlich an kleinen, einzelligen, noch häufig genug. Es ist das die älteste Constructionsart des Hauses; bei dem offenen Giebel zieht der Rauch des Herdes ab. Man vergleiche die Rauchlöcher an dem Dache des sächsischen Hauses. Sogar viele aus Stein gebaute Bauernhäuser lassen heute noch erkennen, dass der Giebel nicht ganz frei war, denn er erscheint jetzt noch oft blos mit einer Bretterwand verschalt, während die sonstigen Theile des Hauses (mit Ausnahme des Daches) aus Stein hergestellt sind.

Eine geschlossene Capellenanlage könnte man dort annehmen, wo der Dachstuhl eine Unterlage voraussetzt, z. B. bei Fig. 282 und 284.

Die Sichtbarkeit der Figuren im Rahmen des Tempels spräche durchaus nicht gegen diese Deutung. Ich erinnere nur an unsere modernen Mariazeller Bilder. Auch hier steht das Gnadenbild Mariens im Vordergrunde, im Hintergrunde die Kirche, in welcher es sich in Wirklichkeit befindet.

2. Anderes weist auf Capellen hin, welche mindestens in der Front ganz offen waren. Diese Bauart kann man dort annehmen, wo der Dachstuhl keine Unterlage braucht, also bei den Fig. 281 und 283. Auch unsere heutigen in den Donau- und Alpenländern so häufigen Capellen zeigen oft ganz entsprechende Anlagen, setzen also vielleicht eine alte Tradition fort.

3. Eine weitere Möglichkeit wird sich aus der Betrachtung der rheinischen Matronensteine ergeben.

Dass die Kreuzweggottheiten mit den Matres nahe verwandt sein müssen, das hat M. Ihm, „Der Mütter- oder Matronencult und seine Denkmäler", Bonn 1887 (S.-A. aus Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft LXXXIII), S. 76, hervorgehoben. Dass die Mütter als Schützerinnen der Kreuzwege gedacht wurden, darüber vgl. Ihm, a. a. O., S. 90.

Die Bildnisse der Matres haben mit unseren Bleitafeln der Quadriviae eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit. Die Matronenreliefs haben dieselbe architektonische Umrahmung wie die Bleitafeln. Die Matres sitzen in einer Nische, welche von zwei Säulen flankirt ist, während sie nach oben entweder durch ein dreieckiges Giebelfeld oder durch eine Muschel abgeschlossen wird.

Es scheint, dass hier dieselben Capellenformen vorbildlich waren, die auch die Bleitafeln zeigen, nur dass uns bei diesen die Holzconstructionen des Daches sofort in die klare Wirklichkeit versetzen. So entsprechen also die Matronenreliefs mit Giebelabschluss der Nische unseren Fig. 281—284 (vgl. Ihm, a. a. O., Fig. 7), jene mit Muschelabschluss unseren Fig. 285 und 286 [1]).

Sehr interessant ist der Rödinger Stein, welchen F. Haug, Archaeol. Ztg. XXXIV (1876), S. 62, abbildet. Die drei Matres sitzen auf einer Bank mit Polstern; zu beiden Seiten der Nische sieht man eine Säule, während eine dritte hinter der mittleren Göttin erscheint. F. Haug erklärte, es handle sich um die Darstellung einer Säulenhalle, in deren Hintergrunde die Matronen auf einem Lectus sitzen. (Vgl. Baumeister, II, S. 892).

Man sieht sofort den Zusammenhang mit den Tafeln aus Carnuntum. Aber eine neue Möglichkeit

[1]) Das Relief von Newcastle bei Ihm (Fig. 6) zeigt auch die gewundenen Säulen, welche bei unserer Fig. 285 erscheinen.

der Deutung führt uns der Rödinger Stein zu: Jene Capellen, welche unterstützten Dachstuhl voraussetzen, können statt einer ausgebauten Vorderwand auch eine oder mehrere Tragsäulen ohne sonstige Verschalung gehabt haben.

Noch anderes Interessante zeigen die Votivtafeln, was zweifellos zu fruchtbaren Forschungen Veranlassung geben wird:

Die Quadriviae von Carnuntum zeigen dieselbe wulstige, turbanähnliche Kopfbedeckung wie die rheinländischen Matronen. Aber während bei diesen gewöhnlich nicht alle (sondern nur die zwei äusseren oder die mittlere; vgl. die Tafeln I, II, bei Ihm) den Kopfputz tragen, haben ihn alle Quadriviae, was man am deutlichsten bei Fig. 281 ersehen kann. Ihm, a. a. O., S. 45, hat wohl mit Recht davor gewarnt, diese Tracht als etwas für die Matres Charakteristisches anzusehen.

Sollte sich in den modernen Volkstrachten der in Frage kommenden Landstriche keine Spur dieser Kopfbedeckung mehr nachweisen lassen?

Dass wir es nämlich wirklich mit einer Kopfbedeckung und nicht mit einer Haartracht zu thun haben, das scheint nur das Relief von Zatzenhausen (Ihm, Taf. II) genau zu zeigen — wenn anders die Abbildung verlässlich ist. Hier haben die seitlichen Matres klar gekennzeichnete Locken, während auf dem Wulste der mittleren keine Spur einer Haarschlichtung angedeutet zu sein scheint. Vielleicht bringt eine neue Besichtigung der Denkmäler volle Gewissheit.

In einigen Punkten unterscheiden sich die Quadriviae von Carnuntum von den Matres.

1. Die Figürchen tragen keinerlei Körbe, Früchte, Aehren oder Aehnliches. Allerdings findet sich das bei sehr rohen Darstellungen der Matres auch (Ihm, Fig. 6, S. 42).

2. Während die Matres gewöhnlich in würdevoller Haltung sitzen (oder seltener stehen), verschränken sie (vgl. Fig. 281 und 283) auf unseren Tafeln die Hände, als wollten sie sich zu einem Reigen anschicken. Vgl. den Stein von Aviglia (Ihm, Fig. 11), wo fünf Frauen so dargestellt sind, woraus folgt, dass man es höchstens mit einem Reigen zu Ehren der Matres zu thun haben kann.

Nur auf dem Rödinger Steine legt eine Mater die Hand auf den Korb der anderen.

Dass die Täfelchen die Matres Quadriviae darstellen, hat Bormann zuerst erkannt. Er hat auch die Is. C. J. L., III, 4441, welche aus Carnuntum stammt (vgl. Ihm, Nr. 108, S. 121), auf den Fundort der Tafeln bezogen. Murus cum suo introitu et porticus cum accubito heisst wohl nichts Anderes als: Eine Umfassungsmauer mit ihrem eigenen Eingange und ein Porticus mit Accubitum. Die eigentliche Capelle ist der Porticus. Accubitum nimmt Ihm, S. 52, als Ruhebank. Murum cum suo introitu fasst er als gleichbedeutend mit circumsaeptum et portam einer Coblenzer Inschrift auf (Ihm, Nr. 192, S. 134) [1]).

Wie der Befund der Ueberreste zu dieser Deutung sich stellt, bleibt abzuwarten.

Nachdem meine obigen Ausführungen (Anfang November 1893) abgeschlossen waren, erhielt ich im April 1894 durch Prof. Fr. Studniczka's Güte die Dissertation seines Schülers Theodor Wiegand über „Die puteolanische Bauinschrift". S.-A. aus dem XX. Supplementbande der Jahrbücher für Philologie. Studniczka hatte schon bei seinem Besuche in Wien Antheil genommen an meinem Versuche, die angedeuteten Dachstühle zu erklären, und machte mich nun auf Wiegand, S. 699, aufmerksam, wo Dachstühle erscheinen, „die aber nicht wohl als offene gedacht werden, sondern nur Decoration bedeuten können" (vgl. Wiegand, S. 699, Fig. 1, und Anm. 1 und 8 zu § 17).

Wie sich das auch verhalten mag, daran glaube ich festhalten zu sollen, dass bei den Mutterreliefs aus Carnuntum die Wahrscheinlichkeit für die Annahme offener Giebel und vielfach auch offener Fronten der Heiligthümer spricht.

Was mich am meisten berührt, ist die Frage, ob das Bauernhaus unserer Gegenden oder, besser gesagt, die volksthümliche Baukunst Süddeutschlands, soweit es römischem Einflusse unterworfen war, noch Erinnerungen an diese römische Holztechnik bewahrt. Das stünde nun zu erforschen.

Herr Architekt J. Dell ist so freundlich, einige fachmännische Aufklärungen über die auf den Reliefs angedeuteten architektonischen Gebilde und Constructionen anzuschliessen.

---

[1]) Die Arbeit von F. Haverfield, „The Mothergoddesses", S.-A. aus der „Archaeol. Aeliana", Vol. XV, 1892, S. 314ff., worüber Ihm in den Jahrbüchern des Vereines der Alterthumsfreunde im Rheinlande, Heft LXXXXIV, Bonn 1893, berichtet, habe ich nicht zu Gesichte bekommen.

Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum.

Von Architekt **J. Dell,** Assistent am Polytechnicum in Wien.

(Mit 7 Text-Illustrationen.)

Wenn man die auf den Bleitäfelchen dargestellten Tempelchen in constructiver Hinsicht einer Betrachtung unterzieht, so muss man vorerst die Relation derselben zu ihrer absoluten Grösse in's Auge fassen. Anhaltspunkte zur Ermittlung der letzteren liefern die Grundmauern des Denkmales, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Täfelchen vorfanden und auf welche sich wohl die eine oder die andere Darstellung beziehen dürfte. Wenn schon die nahezu gleiche Grösse der Täfelchen allein genommen keinen Beweis abgeben kann, dass die räumliche Ausdehnung der Heiligthümer in allen Fällen ebenfalls eine nahezu gleiche sein musste, so liegt doch eine mässige Grösse im Wesen und der Bestimmung der Baulichkeit. Die einzelnen Verbindungsstheile der Blättchen sind hie und da verbogen; aber auch ohne dass man sich dieselben in ihre ursprüngliche Lage zurückdenkt, bemerkt ein aufmerksames Auge sofort, dass Holzconstructionen dargestellt sind, wobei die Wände Ständer- oder Riegelbauten oder vielleicht auch hie und da Mauern gewesen sein dürften. Alle Darstellungen weisen auf ein Dach hin, dessen Construction an der frontal gestellten Giebelwand im einfachen Linienschema wohl vielleicht nur typisch, aber doch in sehr charakteristischer Weise eine mannigfaltige Reihe von Durchbildungsformen zum Ausdrucke bringen. In vier Fällen tritt ein Satteldach auf, in zweien eine gekrümmte Dachdecke.

Die Satteldächer deuten auf einen rechteckigen, vielleicht quadratischen Grundriss, die gekrümmten Dächer auf eine Conchenform; denn es ist ja ganz natürlich, dass man im ersteren Falle nicht unnöthig complicirte Constructionen aufsuchte, wenn einfache genügten, die Nische aber nach oben nicht gut anders als rund abgeschlossen werden konnte, es wäre denn durch ein Zeltdach.

Das Wesen des Daches (und auf die Untersuchung desselben kommt es uns am meisten an) besteht darin, dass geneigte Flächen den Regen und Schnee nicht durchlassen und so rasch wie möglich ableiten.

Diese geneigte Dachdecke liegt auf einem genügend kräftig gebauten und stabilen Stuhle, um dem Winddrucke, der Schneelast u. dgl. erfolgreich Widerstand leisten zu können. Der Stuhl selbst liegt auf dem oberen Theile der Mauer, der Holzwand oder den Stützen, auf einer sogenannten Mauerbank. Die einzelnen Hölzer des Dachstuhles sind zumeist gerade Balken, deren Dimensionirung sich nach der jeweiligen Beanspruchung richtet; sie bilden unter Beobachtung eines fachmännisch durchgeführten Verbandes womöglich fixe Dreiecke, jedenfalls aber untereinander ein starres System. Diesen Anforderungen werden alle Typen gerecht [1]).

Die Dachdeckung kann auf die mannigfaltigste Weise durchgeführt worden sein, was auf den Täfelchen nicht zu ersehen ist.

Und nun wollen wir die Dachstuhlconstructionen hinsichtlich einer möglichen Ausführbarkeit und der dabei erforderlichen Dimensionirung und Verbindung der einzelnen Constructionstheile untersuchen. Alle Dachstühle sind symmetrisch, so dass die eingeschriebenen Bezeichnungen der einen Hälfte auch für die andere gelten.

Die einzelnen Typen sind wesentlich von einander verschieden. In Fig. 287 (siehe die nächste Seite) bemerken wir ein Spitzbalkendach. Es ist das einfachste aller Dächer. Auf Standsäulen a liegen Mauerbänke m, darüber der Bundtram b und die Sparren s. Die beiden letzteren bilden das fixe Dachprofil, welches mit dem nächsten durch die Pfetten p und f verbunden ist. Nachdem nun die Sparren mehr beansprucht werden als der Bundtram, so müssen sie verstärkt werden, und dies geschieht durch Anbringung von zweiten Sparren s_1. Diese verstärkte Construction dürfte auch auf den Plättchen angedeutet sein. Die Giebelfläche schien offen gewesen zu sein, die Vorderwand gänzlich gefehlt zu haben, das Denkmal selbst nur in sehr bescheidenen Dimensionen in dieser Form bestanden zu haben.

In Fig. 288 sehen wir die Type eines stehenden Dachstuhles dargestellt von eigenthümlicher Con-

[1]) Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen über die hier wirkenden Kräfte anzustellen, und es kann nur auf die entsprechenden Capitel der Hochbauconstruction, welche dieses Thema eingehend behandeln, verwiesen werden.

struction, die heute nicht angewendet wird. Der Bundtram *b* trägt einen zweibeinigen Bock *c*, welcher oben die Firstpfette *f* aufnimmt und der seinerseits wieder die Sparren am Firstende unterstützt. Soll die Construction den hier auftretenden Ansprüchen genügen, so muss der Dachstuhl ausser am Saume noch überdies unterhalb der Streben *c* durch Stützen *a* getragen worden sein, was in der Darstellung zwar nicht zu ersehen, was aber anzunehmen wohl unumgängliche Nothwendigkeit ist. Wahrscheinlich sind diese Streben nur der Figuren wegen weggelassen.

Fig. 289 zeigt uns eine bekannte Form, jene des typischen italienischen Daches, welches Vitruv auch Art angewendet wurden, und da schiene es doch bedenklich, jenes Dach als ein combinirtes zu erklären, wie es sein müsste, wenn man die Balken *k*, c_2, c_3 analog der Fig. 289 als italienisches Hängewerk, die Streben c_1 aber einem Bockdachstuhle zuweisen würde.

Hiebei würde die Hängesäule *k* auf den Bundtram nach aufwärts, die Strebe c_1 aber nach abwärts wirken, so dass diese Kräfte eine wellenförmige Durchbiegung des Bundtrames anstreben würden, was nicht sein soll. Fasst man noch den Umstand in's Auge, dass zur Herstellung und zum Aufrichten einer derart complicirten Dachconstruction geschickte

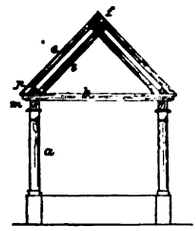


Fig. 287.

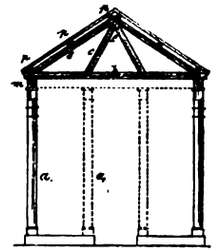


Fig. 288.

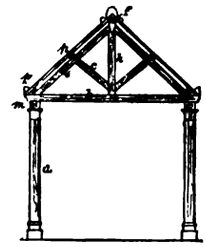


Fig. 289.

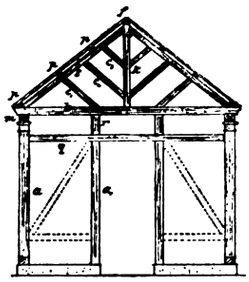


Fig. 290.

Fig. 291.

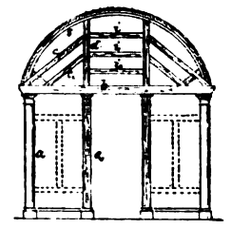


Fig. 292.

Fig. 287—292. **Theilweise Reconstructionen eines Wegheiligthums in Carnuntum.**

schon erwähnt. Das Dach liegt auf den Mauerbänken frei auf. Es wird aus dem Bundtram *b* und den Sparen *s* gebildet. Man wendet diesen Typus nur bei grösserer Spannweite an. Durch die Hängesäule *h* wird der Bundtram in der Mitte gegen ein Durchhängen versichert, die Sparren durch sogenannte Bockstreben *c* unterstützt. Die Dacheindeckung liegt auf den Pfetten *p*, *p*, *f*. Es versteht sich von selbst, dass dieser Dachstuhl keiner mittleren Unterstützung bedarf, in Folge dessen die Vorderwand offen blieb, vielleicht ebenso wie die Giebelfläche.

Im vierten Beispiele (Fig. 290) stossen wir auf ein Dach mit Fachwerksgespärre. Es ist ja selbstverständlich, dass nur Constructionen der einfachsten Arbeiter erforderlich sind, so muss man dieselbe als eine in Carnuntum unwahrscheinliche erklären.

Man nähert sich der richtigen Lösung, wenn man die Spuren zweier Constructionsglieder *q* und *r* berücksichtigt, indem dieselben auf eine Unterstützung des Bundtrames schliessen lassen.

Hiedurch wird das Gespärre zu einem stehenden Stuhle mit Fachwerk, der Balken *k* zum Ständer. Die Streben c_1, c_2, c_3, welche ein Durchhängen der Sparren verhindern, stützen sich theils mittelbar, theils unmittelbar auf den Bundtram und die beiden Mittelstützen a_1.

Die Vorderfront und die Giebelfläche blieben augenscheinlich offen, der Giebel jedenfalls.

Die Dachdeckung wurde auf Pfetten gelegt. Aeusserst interessant ist der Umstand, dass eine vollkommen gleiche Giebelwandconstruction bei einigen modernen, englischen Villen in Verwendung steht und die Möglichkeit und Brauchbarkeit unserer Reconstruction bekräftigt.

Das nächste Beispiel, in Fig. 291 dargestellt, ist nur sehr schwer und mit Zuhilfenahme einer Voraussetzung zu verstehen; schon die gekrümmten Sparren dieser wie der folgenden Type lassen keine sichere Deutung zu. Es ist kaum anzunehmen, dass Constructionen ähnlich denen von Philibert de l'Orme und von Emy damals bekannt waren, aber dieselben müssen ebenso einfach als natürlich sein, um Glauben zu erwecken. Man konnte ganz gut schwache Aeste verwendet haben, die, nachdem sie gekrümmt worden waren, auf dem Dachstuhle befestigt wurden. Bedenkt man, dass in Carnuntum sowohl Decken wie Wände aus Flechtwerk erwiesenermassen vorkommen, die, mit Mörtel beworfen, eine solide Construction bildeten, so ist eine ähnliche Ausführung auch hier nicht unmöglich.

Am schwierigsten ist die Erklärung der Type Fig. 291. Der gekrümmte Sparren ruht auf einem System von Bockstreben, die aber einen durchgehenden Bundtram b_1 voraussetzen; derselbe fehlt zwar in der Darstellung, ist aber vielleicht ebenso wie die Stützen weggelassen worden, um die Trivien besser darstellen zu können. Bemerkenswerth ist in dieser Type wie in jener von Fig. 289 das Vorkommen von akroterienähnlichen Ansätzen, welche wohl bei den anderen Typen im Gusse ausgelassen worden sind.

Auf Type 291 scheinen auch gewundene Säulen oder Ständer dargestellt zu sein.

Die letzte Tempelform ist in Fig. 292 gegeben. Auf den ersten Blick glaubt man, im Dachstuhle ein doppeltes Sprengwerk zu erkennen, welches nur auf den seitlichen Stützen aufruht. Aber auch die schwere Durchführbarkeit dieser Type nöthigt uns, ein Fachwerkssystem anzunehmen, bei dem mittlere Ständer a_1 in Verwendung kamen.

In beiden Fällen, 291 wie 292, waren die Giebel offen, das Fachwerk zugleich ein Gittermotiv, die Frontwände unterhalb in einem oder dem anderen Falle geschlossen und mit einer Thüre versehen.

Ganz geschlossen waren jedenfalls die halbnischenförmigen Tempel, welche eine Halbkuppel trugen, ebenso auch die Rückwand mit dem rückwärtigen Giebel der Satteldächer. Die Seitenwände konnten, wenn freie Stützen an der Vorderfront standen, zum Theile offen bleiben.

Wenn man sich die Innenwände noch bemalt, stuckirt oder in irgend einer entsprechenden Weise ausgeschmückt vorstellt, so dürfte man ein ziemlich getreues Bild (siehe den Reconstructionsversuch eines Quadriviums in Fig. 293) des ehemaligen Zustandes bekommen, den diese kleinen und primitiven Wegheiligthümer, über die wir jetzt durch Auffindung der Bleitafeln wenigstens in gewisser Hinsicht neue Nachrichten erhielten, zur Schau trugen.

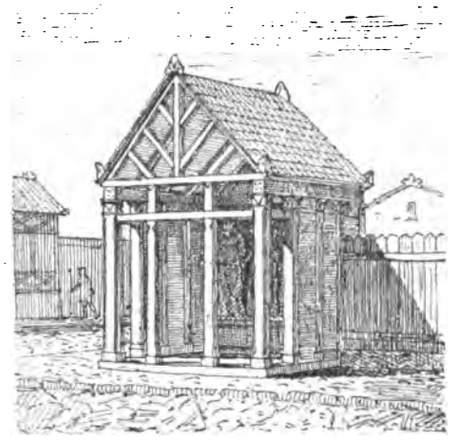


Fig. 293. **Reconstructionsversuch eines römischen Wegheiligthums.**

Zur Craniologie der Nias-Insulaner.

Von **Prof. Dr. E. Zuckerkandl.**

(Mit einer Tafel.)

Die folgenden Seiten enthalten einen Bericht über 28 auf der Insel Nias erworbene Cranien, die mir vor längerer Zeit Herr Baron Brenner zur Untersuchung übergeben hat, sowie die Beschreibung von zwei Niasschädeln, die sich im Besitze eines hiesigen Naturalienhändlers befinden.

Da bislang nur wenige Mittheilungen über Niasschädel vorliegen, dürfte die ausführliche Behandlung des mir zur Verfügung stehenden Materiales einen nicht unwillkommenen Beitrag zur physischen Anthropologie der Nias-Insulaner bilden.

In der Literatur habe ich folgende Angaben über Cranien der Niaser gefunden:

Van der Hoeven schreibt über einen brachycephalen Schädel: „Cranium feminae ex insula Nias. Cranium globosum, fronte prominente, eleganter rotundum. Facies vix prognatha, Ossa nasi plana

Der von mir im Jahre 1875 [1]) untersuchte Niasschädel war brachycephal, asymmetrisch und mit abgeplattetem Hinterkopfe versehen. Die Capacität betrug 1285 C. Das Stirnbein zeigte eine lange Pars nasalis ossis frontis und schwach entwickelte Augenbrauenbogen. Der Nasenrücken war eingedrückt, das Kiefergerüste hochgradig prognath, die nasale Grenzkante des Zwischenkiefers defect, die Frontzähne flach gefeilt."

Von A. B. Meyer [2]) liegen Angaben über drei Niasschädel vor, von welchen einer dolichocephal ist; zwei sind mesocephal. Orthocephalie zeigt sich in zwei Fällen, Hypsicephalie in einem Falle.

Der von Brösicke [3]) herausgegebene Katalog des Berliner Museums enthält die Beschreibung von zwei Niasschädeln. Einer ist hypsimesocephal; seine Capacität beträgt 1460, die Kronen der Frontzähne sind amputirt, die Spina nasalis ist abgestossen. Der andere zeigt Hypsibrachycephalie (L.: B. 81·2); die Capacität beträgt 1600 C., die Nasenbeine überragen die Stirnfortsätze um 6 mm. Der untere Rand der Nasenöffnung ist scharf, die Spina nasalis stark.

H. Schaaffhausen [4]) führt in den von ihm herausgegebenen Katalogen die Mittel von drei Niascranien an. Der eine ist hypsidolichocephal (L.: B. 72 9), der zweite hypsimesocephal (L.: B. 78·0), der dritte hypsibrachycephal (L.: B. 82·9). Die Capacität der einzelnen Schädel beträgt 1425, 1480 und 1240 C. Eine nähere Beschreibung von Merkmalen, die für die Rassenanatomie wichtig sind, fehlt. Es heisst blos, dass bei einem der Hinterkopf nicht abgeflacht und die Crista nasalis schwach sei, und bei einem anderen, dass die Crista nasalis fehle.

Schmidt [1]) beschreibt einen hypsibrachycephalen, (L.: B 81·2) platyrrhinen und mesokonchen Niasschädel. Nasenrücken flach, Ossa nasalia schmal, Zähne nicht gefeilt.

N. Rüdinger [2]) erwähnt eines männlichen orthodolichocephalen, hyperplatyrrhinen und chamaekonchen Niasschädels (L.: B. 72 9) mit Fossae praenasales und Asymmetrie der Nasenbeine.

Von vier Niascranien, die Bleeker [3]) untersucht hat, waren zwei mesocephal, je einer brachycephal, beziehungsweise hyperbrachycephal.

Swawing [4]) berichtet über fünf Niasschädel. Von diesen sind je zwei dolichocephal, beziehungsweise brachycephal und einer mesocephal.

Der Pariser Niasschädel [5]) ist dolichocephal (L.: B. 71·0); seine Capacität beträgt 1410 C.

Das Vrolik'sche Museum [6]) zu Amsterdam enthält einen Niasschädel; derselbe ist hypsimesocephal und prognath.

Ueber das grösste bisher vorliegende Material verfügt J. Danielli, der Gelegenheit hatte, 27 Niascranien zu untersuchen. Von diesen gehörten 13 Männern, 8 Frauen und 6 Kindern an.

Unter den männlichen Schädeln sind dolichocephal 5, mesocephal 7, brachycephal 1.

Unter den weiblichen Schädeln dolichocephal 5, mesocephal 2, brachycephal 1.

Unter den kindlichen Schädeln dolichocephal 1, mesocephal 5.

[1]) Die Cranien der Novara-Sammlung.

[2]) Verzeichniss der Race-Skelette etc. Dresden 1878.

[3]) Arch. f. Anthrop. Braunschweig 1881.

[4]) Katalog VI. Arch. f. Anthrop., Bd. 14, u. Katalog IX. ibid.

[1]) Katalog ibid. 1888.

[2]) Katalog. Arch. f. Anthrop. 1891—1892.

[3]) J. Danielli, Stud. craniol. sui Nias. Arch. p. L'Anthrop. Firenze 1891.

[4]) Danielli, l. c.

[5]) Danielli, l. c.

[6]) Danielli, l. c.

Es sind demnach Alles in Allem:

dolichocephal	11
mesocephal	14
brachycephal	2

Orthocephalie zeigte sich in 10, Hypsicephalie in 13 Fällen.

Den Nasenindex anlangend, sind:

leptorrhin	2
mesorrhin	5
platyrrhin	11

Nach dem Orbitalindex sind:

megasem	11
mesosem	9

Mit Bezug auf die Capacität gruppiren sich die Schädel in nachstehender Weise:

Männlich:

zwischen	1300	und	1400	C.	5
„	1400	„	1500	„	3
gerade	1500	. . . . .			1
zwischen	1500	und	1600	C.	3
„	1700	„	1800	„	1

Weiblich:

zwischen	1000	und	1100	C.	1
„	1100	„	1200	„	1
„	1200	„	1300	„	3
„	1400	„	1500	„	2
gerade	. . . .		1500	„	1

Beschreibung der Niascranien aus der Brenner'schen Sammlung.

Von den 28 Schädeln dieser Sammlung gehören 26 einer, die 2 übrigen einer anderen Grabstelle an. Die der ersteren sind vielfach stark verwittert, die der letzteren recent.

1. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1450, L. 184, B. 134, H. 135, Oh. 112, Stb. 110, Bl. —, Bb. 117, Hu. 500, Su. —, Qu. 310, Gl. —, Gb. 132, Kl. 63, Kb. 97, Nl. 46, Nb. 25, Ol. 34, Ob. 39, Prof. ∢ 96·5[1]).

Längenbreitenindex . . .	72·8
Längenhöhenindex	73·4
Nasenindex	54·3
Augenhöhlenindex	87·2

Schädel orthodolichocephal, mässig prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Glabella flach, Arcus superciliares blos angedeutet. Jochbeine gross, Jochbogen breit und stark ausgreifend. Nasenrücken platt, obgleich die Nasenbeine unter einem stumpfen Winkel aneinander schliessen. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend, Spina nasalis rudimentär, Fossae praenasales vorhanden.

2. Männlich:

C. 1320, L. 170, B. 131, H. 134, Oh. 110, Bl. 94, Bb. 112, Hu. 490, Su. 365, Qu. 290, Gl. 107, Gb. 121, Kl. —, Kb. 79, Nl. 46, Nb. 22, Ol. 33, Ob. 36, Prof. ∢ 89·5.

Längenbreitenindex . . .	77·1
Längenhöhenindex	78·8
Nasenindex	47·8
Augenhöhlenindex	91·7

Schädel hypsimesocephal, chamaeprosop, ziemlich stark prognath, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen blos angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, kaum über die schmalen Stirnfortsätze vorragend. Apertura pyriformis viereckig. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis rudimentär. Unterkiefer prognath, rechtwinkelig, der aufsteigende Fortsatz kurz und breit; der obere linke Weisheitszahn ist dreiwurzelig und trägt an der buccalen Fläche, entsprechend der proximalen Wurzel, einen durch eine Rinne scharf begrenzten Höcker, welcher der Krone eines Zapfenzahnes ähnelt. Dem Höcker entsprechend springt die betreffende Wurzel stärker vor. Rechts hinter m^3 eine trichterförmige Alveole in der möglicherweise das Rudiment eines 4. Molaris lagerte.

3. Männlich? Senil.

C. 1270, L. 178, B. 136, H. 130, Oh. 111, Stb. 113, Bl. 96, Bb. 122, Hu. 495, Su. 370, Qu. 300, Gl. —, Gb. 125, Kl. —, Kb. 97, Nl. 51, Nb. 26, Ol. 36, Ob. 40.

Längenbreitenindex . . .	76·4
Längenhöhenindex	73·0
Nasenindex	51·0
Augenhöhlenindex	90·0

Schädel orthomesocephal, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Arcus superciliares blos angedeutet, Nasenrücken plattgedrückt.

4. Wahrscheinlich männlich:

C. 1390, L. 177, B. 127, H. 134, Oh. 115, Stb. 107, Bl. 95, Bb. 115, Hu. 497, Su. 382, Qu. 310, Gh. 100, Gb. 124, Kl. 61, Nl. 46, Nb. 24, Ol. 35, Ob. 38, Prof. ∢ 83·5.

Längenbreitenindex . . .	71·8
Nasenindex	52·2
Augenhöhlenindex	92·1

Schädel schwer, hypsidolichocephal, Prognathie mässig ausgeprägt, chamaeprosop, platyrrhin und

[1]) C. = Capacität, L. = grösste Länge, B. = grösste Breite, H. = grösste Höhe, Oh. = Ohrhöhe, Stb. = grösste Stirnbreite, Bl. = Länge der Basis, Bb. = Basisbreite, Hu. = Horizontalumfang, Su. = Sagittalumfang, Qu. = Querumfang, Gl. = Gesichtslänge, Gb. = grösste Gesichtsbreite, Kl. = Oberkieferlänge, Kb. = Oberkieferbreite, Nl. = Nasenlänge, Nb. = Nasenbreite, Ol. = Orbitalhöhle, Ob. = Orbitalbreite, Profilwinkel = dem Winkel der Profillinie mit der Horizontalen.

hypsikonch. Glabella mässig gewölbt, Arcus superciliares deutlich entwickelt. Nasenrücken flach, aber leicht sattelförmig eingesunken. Zwischenkiefer mehr senkrecht gestellt, seine nasale Grenzkante scharf markirt.

5. Männlich?

C. 1370, L. 175, B. 139, H. 138, Oh. 114, Bl. 91, Bb. 114, Hu. 500, Su. 312, Qu. 305, Gl. —, Gb. 121, Kl. 70, Kb. 92, Nl. 48, Nb. 23, Oh. 36, Ob. 38, Prof. ∢ 94.

Längenbreitenindex . . .	79·4
Längenhöhenindex	79·4
Nasenindex	47·9
Augenhöhlenindex	94·7

Schädel hypsimesocephal, rhombocephal, ziemlich stark prognath, mesorrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach, Augenbrauenbogen blos angedeutet, Nasenrücken plattgedrückt, am freien Rande ein wenig erhoben. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzleiste fehlend. Ein im Oberkiefer vorhandener Schneidezahn ist amputirt. Unterkiefer prognath und rechtwinkelig.

6. Männlich: Sehr defect.

L. 182, B. 128, Stb. 106, Hu. 495, Ol. 31, Ob. 39.

Längenbreitenindex . . .	70·3

Schädel dolichocephal, chamaekonch. Glabella leicht vortretend, Arcus superciliares schwach entwickelt, Nasenrücken ein wenig vortretend.

7. Männlich:

C. 1320, L. 177, B. 132, H. 137, Oh. 117, Stb. 111, Bl. —, Bb. 122, Hu. 505, Su. 385, Qu. 315, Gl. —, Gb. 135, Kl. 69, Kb. 100, Nl. 49, Nb. 29, Ol. 33, Ob. 40, Prof. ∢ 98·5.

Längenbreitenindex . . .	74·6
Längenhöhenindex	77·4
Nasenindex	59·2
Augenhöhlenindex	82·5

Schädel schwer, hypsidolichocephal, stark prognath, hypsiplatyrrhin und mesokonch, os interparietale, seine Naht knapp oberhalb der Protuberanz verlaufend. Glabella mässig vortretend. Augenbrauenbogen mittelstark, Nasenrücken ein wenig gewölbt, Nasenbeine kurz, breit, platt. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend. Gesicht auffallend breit, die Jochbeine sehr gross, die oberen Schläfenlinien über die Tubera parietalia emporgerückt.

8. Männlich:

C. 1970, L. 181, B. 158, H. 147, Oh. 122, Sb. 125, Bl. 98, Bb. 127, Hu. 540, Su. 405, Qu. 345, Gl. 111, Gb. 137, Kl. 66, Kl. 99, Hl. 46, Hb. 25, Oh. 35, Ob. 40, Prof. ∢ 98·5.

Längenbreitenindex . . .	87·3
Längenhöhenindex	81·2
Nasenindex	54 3
Augenhöhlenindex	87·5

Schädel hyperbrachycephal, hypsicephal, mässig prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitalis. Glabella flach. Augenbrauenbogen mässig entwickelt. Nasenrücken am Ansatze eingesunken, am freien Ende vorspringend. Zwischenkiefer ein wenig schräg gelagert, seine nasale Grenzkante deutlich ausgeprägt, Fossae praenasales vorhanden. Unterkiefer rechtwinkelig, aufsteigende Fortsätze kurz und breit.

9. Wahrscheinlich männlich:

C. 1320, L. 176, B. 137, H. 133, Oh. 106, Stb. 113, Bl. 100, Bb. 118, Hu. 500, Su. 370, Qu. 310, Gh. 103, Gb. 130, Kh. 65, Nl. 49, Nb. 27, Ol. 33, Ob. 38, Prof. ∢ 96.

Längenbreitenindex . . .	77·8
Nasenindex	55·1
Augenhöhlenindex	86·8

Schädel hypsimesocephal, Prognathie ziemlich stark, platyrrhin, hypsikonch. Glabella leicht gewölbt. Arcus superciliares mässig stark, Gesicht kurz, breit. Nasenrücken ein wenig vortretend. Die flachen Nasenbeine im stumpfen Winkel dachartig geneigt. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend, Spina nasalis äusserst rudimentär. Seichte Fossae praenasales. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz breit.

10. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1220, L. 178, B. 131, H. 130, Oh. 108, Sb. 102, Bl. —, Bb. 119, Hu. 490, Su. 365, Qu. 300, Gl. —, Gb. 128, Nl. 52, Nb. 25, Ol. 34, Ob. 41, Prof. ∢ 95.

Längenbreitenindex . . .	73·6
Längenhöhenindex	73·6
Nasenindex	48·1
Augenhöhlenindex	82·9

Schädel orthodolichocephal, wenig prognath, mesorrhin und mesokonch. Augenbrauenbogen mässig ausgebildet, Nasenrücken vorspringend, Nasenbeine breit und dachartig aneinanderstossend. Jochbogen stark ausladend. Zwischenkiefer senkrecht gelagert, seine nasale Grenzkante undeutlich.

11. Männlich: Kiefer senil, atrophisch.

C. 1440, L. 186, B. 136, H. 138, Oh. 113, Sb. 110, Bl. 100, Bb. 120, Hu. 520, Su. 393, Qu. 310, Gl. —, Gb. 129, Kl. 68, Kb. 92, Nl. 53, Nb. 26, Ol. 36, Ob. 39.

Längenbreitenindex . . .	73·1
Längenhöhenindex	74·2
Nasenindex	49·1
Augenhöhlenindex	92·3

Schädel orthodolichocephal, mesorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen sehr schwach entwickelt, Nasenrücken ein wenig vortretend, Nasenbeine kurz, platt. Jochbeine gross, Jochbogen stark ausladend, keine Grenzkante zwischen Intermaxillare und Nasenboden.

12. Männlich: Der Unterkiefer fehlt.

C. 1440, L., 182, B. 130, H. 136, Oh. 115, Stb. 110, Bl. 106, Bb. 117, Hu. 500, Su. 380, Qu. 315, Gl. —, Gb. 126, Kl. 92, Kb. —, Nl. 54, Nb. 27, Ol. 38, Ob 41, Prof. ∢ 83.

Längenbreitenindex . . .	71·4
Längenhöhenindex	74·7
Nasenindex	50·0
Augenhöhlenindex	92·7

Schädel orthodolichocephal, orthognath, mesorrhin und hypsikonch. Torus frontalis, da die gut entwickelten Augenbrauenbogen an der Glabella ineinanderfliessen. Nasenrücken mässig vorspringend, Nasenbeine gross und gewölbt. Zwischenkiefer senkrecht stehend, seine nasale Grenzkante gut entfaltet.

13. Männlich?

C. 1210, L. 172, B. 130, H. 131, Oh. 103, Bl. 101, Bb. 120, Hu. 480, Su. 355, Qu. 300, Gl. —, Gb. 126, Kl. 71, Kb. 96, Nl. 54, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 40, Prof. ∢ 96·5.

Längenbreitenindex . . .	75·6
Längenhöhenindex	76·2
Nasenindex	42·6
Augenhöhlenindex	85·0

Hypsimesocephal, mässig prognath, leptorrhin und hypsikonch. Zweigetheiltes Incabein. Glabella leicht gewölbt. Arcus superciliares etwas vorspringend, Nasenrücken wie an europäischen Schädeln vortretend. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzleiste gut entwickelt, Unterkiefer rechtwinkelig, der aufsteigende Fortsatz kurz und breit.

14. Weiblich?

C. 1160, L. 169, B. 126, H. 128, Oh. 111, Stb. 101, Bl. —, Bb. 113, Hu. 470, Su. 353, Qu. 295, Gl. 106, Gb. 116, Kl. 70, Kb. 87, Nl. 49, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 37, Prof. ∢ 98·5.

Längenbreitenindex . . .	74·5
Längenhöhenindex	75·7
Nasenindex	46·9
Augenhöhlenindex	91·9

Schädel hypsidolichocephal, stark prognath, leptoprosop, leptorrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen kaum angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante stumpfkantig. Spina nasalis rudimentär, die oberen Schneide- und Eckzähne deformirt, ihre Kronen grösstentheils amputirt. Die einwurzeligen Zähne des Unterkiefers ausgefallen.

15. Weiblich: Senil, Unterkiefer fehlt.

C. 1200, L. 172, B. 125, H. 127, Oh. 106, Stb. 103, Bl. 95, Bb. 111, Hu. 465, Su. 360, Qu. 295, Gl. —, Gb. 120, Kl. —, Kb. 90, Nl. 42, Nb. 25, Ol. 30, Ob. 37.

Längenbreitenindex . . .	72·6
Längenhöhenindex	73·8
Nasenindex	59·5
Augenhöhlenindex	81·1

Orthodolichocephal, hyperplatyrrhin und mesokonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach. Arcus superciliares schwach entwickelt, Nasenrücken breit, eingedrückt, die Nasenbeine nicht über die Stirnfortsätze vorspringend.

16. Weiblich?

C. 1200, L. 169, B. 125, H. 129, Oh. 102, Stb. 100, Bl. 97, Bb. 112, Hu. 475, Su. 345, Qu. 290, Gl. 108, Gb. 119, Kl. 68, Kb. 89, Nl. 50, Nb. 26, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 96.

Längenbreitenindex . . .	73·9
Nasenindex	52·0
Augenhöhlenindex	82·1

Schädel hypsidolichocephal, Prognathie ziemlich stark, chamaeprosop, platyrrhin und mesokonch. Glabella flach. Arcus superciliares blos angedeutet. Nasenrücken plattgedrückt, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante defect. Unterkiefer rechtwinkelig. Die Kronen der oberen Schneide- und Eckzähne fast vollständig amputirt. Die Schneidezähne des Unterkiefers ausgefallen, die unteren Eckzähne vorhanden und gleichfalls amputirt.

17. Weiblich?

C. 1360, L. 176, B. 129, H. 136, Oh. 110, Stb. 113, Bl. 100, Bb. 116, Hu. 490, Su. 380, Qu. 300, Gh. 103, Gb. 123, Kl. 65, Kb. 92, Nl. 42, Nb. 24, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 95·0.

Längenbreitenindex . . .	73·3
Nasenindex	57·1
Augenhöhlenindex	82·1

Schädel hypsidolichocephal, Prognathie nicht auffallend, chamaeprosop, hyperplatyrrhin, mesokonch. Glabella flach. Augenbrauenbogen kaum angedeutet, Nasenrücken flach, Nasenbeine nur ein wenig über die Stirnfortsätze vorragend, am Ansatze leicht sattelförmig vertieft. Zwischenkiefer schräg. Spina nasalis rudimentär. Grenzkante zwischen dem Intermaxillare

und dem Nasenboden fehlend. Unterkiefer weniger rechtwinkelig als in anderen Fällen und schwächer. Der dritte obere rechte Molar dreihöckerig retinirt, horizontal gelagert, so dass die Krone nach hinten sieht.

18. Weiblich: Senil, Unterkiefer fehlt.

C. 1080, L. 166, B. 127, H. 126, Oh. 105, Stb. 103, Bl. 95, Bb. 112, Hu. 455, Su. 338, Qu. 280, Gl. —, Gb. 123, Kl. 65, Kb. 93, Nl. 51, Nb. 26, Ol. 35, Ob. 39, Prof. ∢ 92.

Längenbreitenindex . . .	76·5
Längenhöhenindex	75·9
Nasenindex	51·0
Augenhöhlenindex	89·7

Hypsimesocephal, mässig prognath, mesorrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris. Glabella flach. Augenbrauenbogen mässig entwickelt, Nasenrücken eingedrückt, aber doch ein wenig vorspringend, in der Mitte sattelförmig ausgehöhlt. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzleiste fehlend. Spina nasalis rudimentär. Fossae praenasales vorhanden.

19. Weiblich:

C. 1140, L. 170, B. 123, H. 125, Oh. 110, Stb. 104, Bl. 89, Bb. 99, Hu. 475, Su. 357, Qu. 295, Gl. 94, Gb. 111, Kl. 57, Kb. 82, Nl. 45, Nb. 23, Ol. 34, Ob. 36, Prof. ∢ 97.

Längenbreitenindex . . .	72·3
Längenhöhenindex	73·5
Nasenindex	51·1
Augenhöhlenindex	94·4

Schädel hypsidolichocephal, leicht prognath, chamaeprosop, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Glabella flach. Arcus superciliares angedeutet, Nasenrücken eingedrückt, blos am freien Rande etwas gehoben. Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis rudimentär, kaum angedeutet. Unterkiefer prognath, aufsteigender Fortsatz ziemlich breit.

20. Weiblich?

C. 1340, L. 171, B. 128, H. 131, Oh. 116, Stb. 116, Bl. 95, Bb. 111, Hu. 485, Su. 365, Qu. 305, Gh. 112, Gb. 125, Kl. 70, Nl. 52, Nb. 28, Ol. 32, Ob. 40, Prof. ∢ 91.

Längenbreitenindex . . .	74·8
Nasenindex	53·8
Augenhöhlenindex	80·0

Schädel hypsidolichocephal, chamaeprosop, Prognathie nicht auffallend, platyrrhin und chamaekonch. Glabella flach. Arcus superciliares angedeutet, Nasenrücken flach, Nasenbeine unter sehr stumpfem Winkel dachartig aneinanderstossend. Zwischenkiefer schräg gestellt, seine nasale Grenzkante fehlend. Spina nasalis ohne Seitentheile. Wangenbein gross. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz auffallend breit.

21. Weiblich: Unterkiefer fehlt.

C. 1040, L. 170, B. 128, H. 136, Oh. 112, Bl. 96, Bb. 116, Hu. 470, Su. 365, Qu. 305, Gl. —, Gb. 123, Kl. 92, Kb. 92, Nl. 42, Nb. 24, Ol. 32, Ob. 39, Prof. ∢ 94·5.

Längenbreitenindex . . .	70·6
Längenhöhenindex	80·0
Nasenindex	57·1
Augenhöhlenindex	82 1

Schädel hypsidolichocephal, etwas prognath, leptoprosop, platyrrhin und mesokonch. Glabella flach. Arcus superciliares blos angedeutet. Nasenrücken kurz, am Ansatze plattgedrückt, am freien Ende etwas vorspringend. Zwischenkiefer schräg, seine nasale Grenzkante rudimentär.

22. Weiblich?

C. 1300, L. 165, B. 131, H. 134, Oh. 112, Stb. 110, Bl. 90, Bb. 116, Hu. 480, Su. 360, Qu. 300, Gl. 105, Gb. 126, Kl. 58, Kb. 88, Nl. 46, Nb. 25, Ol 33, Ob. 36. Prof. ∢ 102.

Längenbreitenindex . . .	79·4
Längenhöhenindex	81·2
Nasenindex	54·3
Augenhöhlenindex	91·7

Schädel hypsimesocephal, prognath, platyrrhin und hypsikonch. Accessorische Höcker an der Pars basilaris ossis occipitis. Links ein grosser Processus frontalis der Schläfenbeinschuppe, der mit dem Stirnbein articulirt. Glabella flach. Augenbrauenbogen kaum angedeutet. Nasenrücken am Ansatze eingedrückt, am freien Rande ein wenig erhoben. Zwischenkiefer trotz der gut erhaltenen Alveolen abnorm niedrig, seine nasale Grenzkante infantil geformt. Unterkiefer rechtwinkelig, sein Fortsatz kurz und breit.

23. Weiblich:

C. 1190, L. 167, B. 131, H. 128, Oh. 106, Bl. 90, Bb. 114, Hu. 480, Su. 354, Bu. 290, Gl. —, Gb. 122, Kl. 90, Kb. 109, Nl. 46, Nb. 25, Oh. 34, Ob. 36, Prof. ∢ 97.

Längenbreitenindex . . .	78·4
Längenhöhenindex . . .	76·6
Nasenindex	54·3
Augenhöhlenindex . . .	94·4

Schädel hypsimesocephal, ziemlich stark prognath, leptoprosop, platyrrhin und hypsikonch. Glabella flach, Augenbrauenbogen angedeutet, Nasenfortsatz

des Stirnbeines lang, Nasenrücken ein wenig vorspringend, Zwischenkiefer schräg gelagert, seine nasale Grenzleiste fehlend. Spina nasalis rudimentär, Unterkiefer typisch weiblich geformt, prognath, d. h. die Schneidezahnalveolen sind nach vorne umgekrämpt.

24. Jugendlich; die zweiten Molaren bereits durchgebrochen.

C. 1190, L. 179, B. 119, H. 126, Oh. 104, Sb. 101, Bl. 89, Bb. 103, Hu. 475, Su. 370, Bu. 290, Gl. —, Gb. 126, Kl. 56, Kb. 82, Nl. 42, Nb. 23. Ol. 31, Ob. 34, Prof. ∢ 97.

Längenbreitenindex . . .	66·5
Längenhöhenindex . . .	70·3
Nasenindex	54·8
Augenhöhlenindex . . .	91·2

Schädel orthodolichocephal, mässig prognath, platyrrhin und hypsikonch. Nasenrücken flachgedrückt, die Nasenbeine in der Mitte des Nasenrückens gar nicht über die Stirnfortsätze vortretend. Apertura pyriformis viereckig, Zwischenkiefer schräg gestellt.

25. Jugendliches Cranium. Die zweiten Molaren sind bereits durchgebrochen.

C. 1240, L. 169, B. 132, H. 126, Oh. 112, Stb. 108, Rl. 91, Bb. 116, Hu. 470, Su. 355, Qu. 305, Gh. 98, Gb. 119, Kl. 60, Kb. 90, Nl. 46, Nb. 24, Ol. 33, Ob. 36, Prof. ∢ 90·5.

Längenbreitenindex . . .	78·1
Nasenindex	52·2
Augenhöhlenindex . . .	91·7

Schädel hypsimesocephal, chamaeprosop, Prognathie gering, platyrrhin und hypsikonch, Glabella flach, Arcus superciliares noch fehlend, Nasenrücken flach, im oberen Theile kaum über die schmalen Oberkieferstirnfortsätze vortretend. Apertura pyriformis viereckig, Zwischenkiefer wenig schräg gelagert, seine nasale Grenzkante fehlend. Aufsteigender Fortsatz des Unterkiefers breit. Ein im Oberkiefer noch enthaltener Schneidezahn ist nicht deformirt.

26. Kindlich: Die zweiten Molaren bereits durchgebrochen, aber ihre Wurzeln noch incomplet. Rechterseits der erste Molar wegen des noch im Kiefer steckenden ersten Milchmolaren nicht herausgetreten.

C. 1240, L. 165, B. 123, H. 132, Oh. 107, Stb. 107, Bb. 104, Bl. 126, Hu. 475, Su. 300, Bu. 300, Nl. 53, Nb. 26, Oh. 36, Ob. 39, Prof. ∢ 90·50.

Längenbreitenindex . . .	74·5
Nasenindex	46·3
Augenhöhlenindex . . .	88·9

Schädel hypsidolichocephal, leptorrhin und hypsikonch. Nasenrücken flach, gar nicht vortretend, Prognathie gering. Zwischenkiefer ein wenig schräg gestellt, seine nasale Grenzleiste deutlich markirt. Unterkiefer rechtwinkelig, sein aufsteigender Fortsatz breit.

27. Kindlich: Der erste bleibende Molar nicht durchgebrochen, von der Stirnfontanelle noch ein kleines Stück erhalten.

C. 1170, L. 170, B. 120, H. —, Oh. 102, Stb. 105, Bl. —, Bb. 100, Hu. 470, Su. 348, Qu. 300, Gl. —, Gb. 97, Nl. 37, Nb. 21, Ol. 34, Ob. 35.

Längenbreitenindex . . .	70·6
Nasenindex	57·0
Augenhöhlenindex . . .	97·1

Dolichocephal, wenig prognath, platyrrhin und hypsikonch. Nasenrücken eingedrückt, Nasenbeine nicht über die Stirnfortsätze vorspringend, Zwischenkiefer mehr senkrecht gestellt. Apertura pyriformis viereckig.

28. Fragment eines extrem dolichocephalen Schädels:

L. 185, B. 130, L. : B. 70·3,

ferner zwei Unterkiefer, die durch Kürze und Breite der Fortsätze ausgezeichnet sind.

Anhang.

29. Männlich:

C. 1490, L 177, B. 140, H. 137, Oh. 110, Stb. 117, Gl. 114, Gb. 132, Kl. 68, Kb. 98, Nl. 49, Nb. 25, Oh. 38, Ob. 37, Prof. ∢ 96.

Längenbreitenindex . . .	80·1
Längenhöhenindex . . .	77·4
Nasenindex	49·0
Augenhöhlenindex . . .	97·4

Schädel hypsibrachycephal, stark prognath, chamaeprosop, mesorrhin und hypsikonch, Stirne hydrocephalisch geformt, Glabella flach, Augenbrauenbogen schwach entwickelt, Nasenrücken plattgedrückt. Unterkiefer rechtwinkelig, seine Fortsätze kurz und breit, Zähne nicht deformirt.

30. Männlich: Capacität 1320. Schädel hypsimesocephal, der Hinterkopf abgeplattet, Worm'sche Knochen in der Lambdanaht, Augenbrauenbogen schwach entwickelt, Glabella flach. Gesicht prognath, Orbita hoch, viereckig contourirt. Nasenrücken flach, Zwischenkiefer schräg gestellt, die vorhandenen Fossae praenasales zeigen die infantile Form. Unterkiefer kräftig entwickelt, rechtwinkelig, die aufsteigenden Fortsätze kurz und breit. Die Schneide- und die Eckzähne sowohl im Ober- wie im Unterkiefer amputirt. In Folge dieser doppelseitigen Amputation klafft zwischen den beiden Zahnreihen, entsprechend den Frontzähnen, eine grosse Lücke.

Resumé:

Hirnschale. Von den 28 Schädeln der Brenner'schen Sammlung sind:

dolichocephal	18
mesocephal	9
hyperbrachycephal	1

Der Längenhöhenindex liess sich an 25 Cranien bestimmen und wir haben es nach diesem vorwiegend mit Hypsidolichocephalen zu thun.

Der Hyperbrachycephalus ist recent und gehört gleich einem Dolichocephalus der zweiten Grabstelle an. Die zwei Niasschädel sind hypsimesocephal; demnach im Ganzen:

dolichocephal	18
mesocephal	11
brachycephal	0
hyperbrachycephal	1

Der Charakter der Dolichocephalie zeigt nichts Eigenthümliches. Die Sagittalcurve beginnt in der Mitte oder ein wenig hinter dieser ziemlich steil abzufallen, insbesondere bei den Mesocephalen, während bei den extrem dolichocephalen die bezeichnete Curve in flacherem Bogen verläuft, wodurch der Hinterkopf sich mehr zuspitzt; Verhältnisse, die jedoch auch an kaukasischen Langköpfen zur Beobachtung gelangen.

Von anthropologisch interessanten Varietäten habe ich beobachtet:

Das typische Os interparietale einmal;
ein kleines, an Stelle des Lambdawinkels einmal;
den Stirnfortsatz der Schläfenbeinschuppe einmal;
accessorische Gelenksfortsätze [1]) der Pars basilaris ossis occipitis sechsmal.

Wenn nicht der Zufall mitspielt, so ist der letztere Befund für die geringe Anzahl von Schädeln ein auffallend häufiger.

Vom Stirnbeine möchte ich erwähnen, dass die Glabella auch bei den männlichen Schädeln nur schwach vortritt, die Augenbrauenbogen nicht stark entwickelt und die Nasenfortsätze oft lang sind.

Gesicht. Von 14 auf den Längenbreitenindex des Gesichtes bestimmbaren Cranien sind:

chamaeprosop	10
leptoprosop	4

Die Prognathie ist bei den meisten deutlich ausgesprochen, bei einzelnen mehr, bei anderen weniger auffallend. In den höheren Graden der Prognathie springt die Zahnregion schnauzenartig vor, zumal der Zwischenkiefer und auch der Unterkiefer an der Prognathie Antheil nehmen.

[1]) A. Friedlowsky, Sitzungsbericht der kaiserl. Akademie, Bd. 60, 1869. Diese Abhandlung enthält auch die einschlägigen Literaturangaben.

Nasenregion. Der Nasenindex ist:

leptorrhin	in	3	Fällen
mesorrhin	„	7	„
platyrrhin . . .	„	12	„
hyperplatyrrhin . .	„	3	„

demnach in der Mehrzahl der Fälle platyrrhin.

Charakteristisch für die meisten Schädel (20) ist die Abplattung des Nasenrückens.

Zwei Fälle schlagen ganz aus der Art, indem der Nasenrücken wie beim Kaukasier vorspringt; an sieben Cranien tritt der Rücken ein wenig vor.

Der abgeplattete Nasenrücken tritt in zwei Formen auf. Die eine zeigt mittelgrosse, nahezu rechteckige und ganz flache Nasenbeine, an welchen der mediale Rand nicht wie bei uns beträchtlich kürzer ist als der laterale; die beiden Nasalia schliessen auch nicht dachartig aneinander, sondern liegen in einer Ebene, daher sie über die Stirnfortsätze nur unbedeutend vorspringen. In den ausgesprochenen Fällen dieser Art tritt die Mitte des Nasenrückens gar nicht, die Nasenwurzel und der distale Theil der Nasenbeine so wenig aus der Gesichtsebene vor, dass sie im Profil eben noch sichtbar werden.

Die Stirnfortsätze sind verschmälert, insbesondere an ihren Wurzeltheilen, und dabei am nasalen Rande horizontal umgelagert.

Beide Momente (die Schmalheit und Umlagerung der Stirnfortsätze, ferner das Eingesunkensein der sonst von den Nasenbeinen hergestellten Wölbung) erklären zur Genüge die eingedrückte Form des Nasenrückens.

Bei der zweiten Art (hieher zählen fünf Fälle) verhält sich der Nasenansatz und die Mitte des Nasenrückens wie vorher, die distalen Stücke (der freie Randtheil) der Nasalia hingegen sind mehr oder minder stark in die Höhe gehoben, wodurch die Nasenbeine eine sattelförmige Biegung acquiriren. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Form secundär aus der ersten hervorgegangen, da alle vier Kindercranien einen seiner ganzen Länge nach eingedrückten Nasenrücken zeigen [1]).

An den Gesichtsskeletten mit wenig vorspringendem Nasenrücken sind die Stirnfortsätze breiter,

[1]) Ob und wie weit dabei künstliche Deformation im Spiele ist, kann ich nicht entscheiden. Jagor, Ueber die Andamanen, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1877, gibt an, dass bei diesen der Schädel des Neugeborenen durch Pressen mittelst der Hand umgeformt und die Nasenwurzel mit dem Zeigefinger gedrückt wird. Dagegen bemerkt Hagen, dass die von ihm über die Nasendeformation befragten Malayen mitleidig über solche Erzählungen gelächelt hätten.

mehr sagittal gestellt und die flachen Nasenbeine stossen unter einem mehr oder minder stumpfen Winkel in der Mitte zusammen.

Bei den Schädeln mit kaukasisch gebildetem Nasenrücken verhalten sich die Stirnfortsätze wie oben und die besser entwickelten und gewölbten Nasenbeine bedingen mindestens zur Hälfte den Vorsprung des Nasenrückens.

Apertura pyriformis. Die Architektur des Nasenrückens wirkt auf die Form der Apertura pyriformis zurück. Bei den Kaukasiern liegen die Seitenflächen der Nasenbeine in der vorderen Verlängerung der Stirnfortsätze und überdachen in Form eines Tonnengewölbes den Einschnitt zwischen den Stirnfortsätzen. Beim Niaser füllen die Nasenbeine die zwischen den Stirnfortsätzen befindliche Lücke einfach aus und reichen median auch tiefer herab. Die so häufig vorkommenden Ausschnitte am freien Rande fehlen bei vielen oder sind nur schwach entwickelt. (Besser entfaltet erweisen sie sich an den Schädeln mit vorspringendem Nasenrücken.) Aus diesem Grunde ist beim Kaukasier die äussere Nasenöffnung längsoval und schliesst am oberen ausgeschnittenen Rande mit gebogener Contour ab, während beim Niaser die kleinere Apertura pyriformis am oberen Rande förmlich quer abgestutzt und daher häufig mit viereckigen Rahmen versehen erscheint.

Die vorher erwähnte Länge des Nasenfortsatzes findet ihre Erklärung in der Kürze der Nasenbeine, da neben langen Nasenbeinen die Pars nasalis ossis frontis compensatorisch verkürzt ist.

Unterer Nasenrand. Der untere Nasenrand ist an vielen Schädeln unvollständig oder fehlt ganz. Dies hat eine Rückbildung der Spina nasalis zur Folge, da deren Seitenflügel sich an der Bildung dieses Randes betheiligen. Eine scharfe untere Begrenzung fand ich vorwiegend in jenen Fällen, wo der Nasenrücken stärker vorsprang; an Schädeln mit eingedrücktem Nasenrücken nur in zwei Fällen.

Zwischenkiefer. Der Zwischenkiefer bildet zumeist ein Planum inclinatum.

Augenhöhlen. Die Orbitae sind in der Mehrzahl der Fälle hypsikonch. Unter 27 Schädeln, an welchen die Orbitalmaasse abgenommen werden konnten, sind:

chamaekonch	2
mesokonch	6
hypsikonch	19

Die Cranien mit stark vorspringendem Nasenrücken erweisen sich als mesokonch. Der Rahmen der Orbita ist bei den meisten viereckig contourirt, was zur langen Pars nasalis ossis frontalis in Beziehung steht.

Unterkiefer. Der Unterkiefer ist kräftig entwickelt, sein aufsteigender Fortsatz kurz, breit und mehr unter einem rechten Winkel vom Körper abzweigend. An einigen Unterkiefern ist eine deutliche Prognathie vorhanden, d. h. die Alveolen der Frontzähne sind nach vorne umgekrämpt.

Zähne. Die Zähne sind zumeist schwarz gefärbt und an einzelnen Cranien deformirt.

Die Deformation besteht in der Amputation der Schneide- und Eckzahnkronen und werden, wie die Fälle 16 und 30 zeigen, auch die des Unterkiefers dieser Procedur unterzogen. Ueber die Häufigkeit der Deformation, ferner darüber, ob nur die eine Form geübt wird, vermag ich nichts auszusagen, da bei den meisten Schädeln die Zähne entweder intra vitam oder postmortal ausgefallen sind.

Verglichen mit den Resultaten Danielli's, der bisher die grösste Zahl von Niasschädeln untersucht hat, ergibt sich Folgendes:

	Niasschädel	
	Danielli's	Brenner's
dolichocephal	11	19
mesocephal	14	8
brachycephal	2	—
hyperbrachycephal	—	1
hypsicephal	13	16
orthocephal	10	7
leptorrhin	2	4
mesorrhin	5	7
platyrrhin	11	15
chamaekonch	—	2
mesokonch	9	6
hypsikonch	11	19

Hinsichtlich der Capacität sieht man die Mehrzahl in die Gruppe zwischen 1300 und 1500 C. fallen. Da Danielli bemerkt, dass auch in seinen Fällen der Unterkieferfortsatz kurz und breit ist, so lässt sich, Alles zusammengefasst, nicht bestreiten, dass im Grossen und Ganzen unsere Resultate übereinstimmen. Die bemerkbaren Unterschiede sind offenbar auf die immerhin noch zu geringe Anzahl der untersuchten Schädel zurückzuführen.

Fasst man schliesslich die Hauptmaasse aller 80 Niasschädel zusammen, die bisher beschrieben wurden, so sind:

dolichocephal	36	45·0%
mesocephal	32	40·0%
brachycephal	10	12·5%
hyperbrachycephal	2	2·5%

Demnach stehen 85% Langköpfe 15% Kurzköpfen gegenüber. —

	Dolichocephal	Mesocephal	Brachycephal	Hyperbrachycephal	Dolichocephal	Mesocephal	Brachycephal	Hyperbrachycephal	Hypsicephal	Orthocephal	Chamaecephal	Summe
					in Procenten							
Javanesen	13	56	106	72	5·26	22·67	42·91	29·15	179	21	2	247
Borneo-Insulaner	35	33	29	5	34·31	32·33	28·43	4·9	33	5	2	102
Darunter [1]) Dajaken	28	15	19	—	45·17	24·19	30·63	—	5	1	—	62
Sumatraner	8	9	7	2	30·76	34·61	26·92	7·69	16	4	—	26
Darunter Battas	3	2	—	—	60·0	40·0	—	—	2	—	—	5
Niaser	36	32	10	2	45·0	40·0	12·5	2·5	7	3	—	80
Philippinen-Insulaner	14	39	27	13	15·05	41·94	29·02	13·97	7	2	—	93
Celebes-Insulaner	5	12	26	—	11·63	29·90	60·46	—	28	7	—	43
Sunda-Insulaner, unbestimmt .	4	9	14	16	9·3	20·93	32·56	37·20	28	10	1	43
Amboinesen	2	5	10	2	10·52	26·31	52·32	10·52	6	—	—	19
Balinesen	3	6	4	3	18·75	37·5	25·0	18·75	8	2	1	16
Einzelne Schädel [2]) der kleinen Inseln	7	9	8	3	25·92	33·33	29·63	11·11	12	2	—	27
Summe [3]) . . .	127	210	241	118	18·27	30·23	34·67	17·26	324	60	6	696 [4])

Vergleicht man die Procentsätze der vorangesetzten Tabelle I untereinander, so zeigt sich, dass:

1. auf allen Inseln Dolichocephale und Brachycephale vorkommen [5]);

2. die Kurzköpfe (52%) im Allgemeinen etwas überwiegen;

3. manche Inseln, craniologisch genommen, keine gleichmässig gemischte Bevölkerung aufweisen, sondern auf einer, beziehungsweise in bestimmten Districten derselben die Brachycephalen, auf einer anderen hingegen die Dolichocephalen prävaliren. Als Beispiele führe ich an, dass unter den Javanesen 72% brachycephal sind, während bei den Dajaken die Dolichocephalie in 69% der Fälle beobachtet wird. Auf den Philippinen herrschen die Langköpfe unter den Igorroten und den Tinguianen vor:

	dolicho-beziehungsweise mesocephal	brachy-beziehungsweise hyperbrachycephal
Javanesen [1])	27·93	72·06%
Dajaken	79·36	30·63%
Philippinen-Insulaner [2]) (keine Negritos) . . .	56·99	42·99%
Niaser [3])	85·00	15·00%

[1]) Einbezogen sind 47 Cranien aus einer Zusammenstellung Virchow's (Zeitschrift für Ethnologie. Bd. 17, Berlin 1885).

[2]) Engano, Flores, Timor u. A.

[3]) Die nach van der Hoeven's Angaben berechneten Indices (von 44 Javanesen, 2 Dajaken, 4 Celebes-Insulanern und von je einem Schädel eines Niasers, Amboinesen und Timor-Insulaners) sind etwas zu hoch, da van der Hoeven die grösste Länge des Schädels von der Nasenwurzel aus misst.

[4]) Die Tabelle wurde hauptsächlich auf Grundlage der in den deutschen craniologischen Sammlungen, in dem Catalogus craniorum diversarum gentium von J. van der Horven, dem Catalog of the spec. illustrat. the osteology and dentition, Bd. I, London 1879, von W. H. Flower beschriebenen und den in den hiesigen Sammlungen enthaltenen Schädeln von Sunda-Insulanern zusammengestellt.

[5]) Unter den malayischen Schädeln, namentlich unter den javanesischen, findet sich häufig eine hypsibrachycephale Form mit stark abgeplattetem Hinterhaupte. Inwieweit hiebei künstliche Deformation eine Rolle spielt, ist schwer zu entscheiden, da deutliche Merkmale einer solchen gewöhnlich fehlen. Ich selbst habe unter vielen Schädeln dieser Art nur einen (Sulu) mit einer deutlichen Schnürfurche an den Warzenwinkeln der Scheitelbeine gefunden, die sich auch auf die Schuppen der Schläfenbeine fortsetzt. Aus A. B. Meyer's Schrift: Ueber künstlich deformirte Schädel von Borneo und Mindanao, Leipzig und Dresden 1881 (siehe auch Swoboda: Int. Arch. f. Ethnol., Bd V, 1892, und Baron von Hoëvell, ibid., Bd. VI, 1893), geht hervor, dass die Deformation des Schädels auf den Sundainseln sehr verbreitet ist; doch enthält diese Schrift nur eine kaum verwerthbare Angabe über Java. Halbertsma führt die Abplattung des Hinterhauptes darauf zurück, dass die Malayen auf harter Unterlage schlafen. Die nicht auf Synostose beruhende Plagiocephalie der Malayenschädel ist ähnlich wie jene anderer Rassenschädel auf abnormen Geburtsmechanismus zu beziehen.

[1]) Diese Angaben stimmen ziemlich gut mit jenen Hagen's (Anthrop. Studien aus Insulinde. Natu urk. Verh. d. kon. Akad. deel 28) überein, der unter 63 Javanesen über 77% brachycephal fand.

[2]) Siehe auch Virchow (Zeitsch. f. Ethnol., Bd. 4 und 9), wo Bemerkungen über die Dolichocephalie der Igorroten enthalten sind.

[3]) Nach der Schilderung Danielli's (Crani ed ossa lunghe di abitanti dell' Isola D'Engano. Arch. p. L. anthrop. e. l. ethnol. 1893) scheinen auch auf der Insel Engano viele Langköpfe vorzukommen.

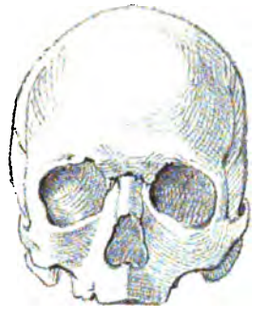


Fig. 1.

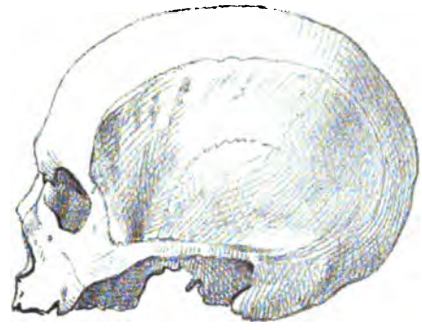


Fig. 2.

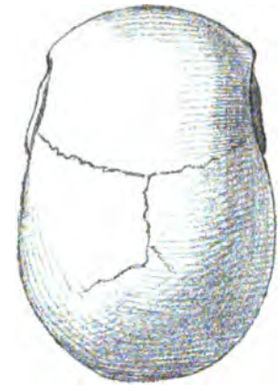


Fig. 3.

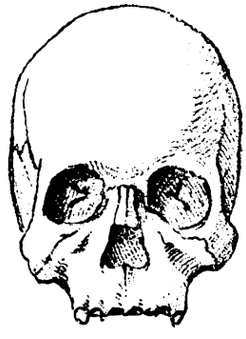


Fig. 4.

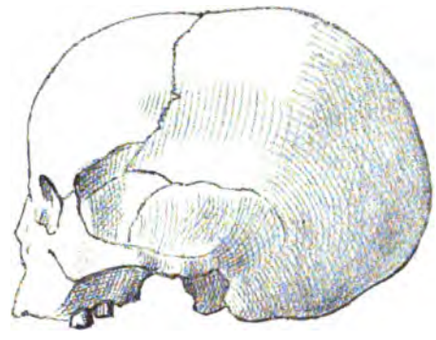


Fig. 5.

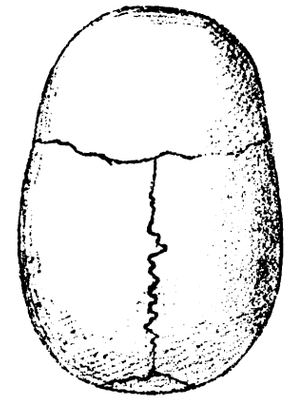


Fig. 6.

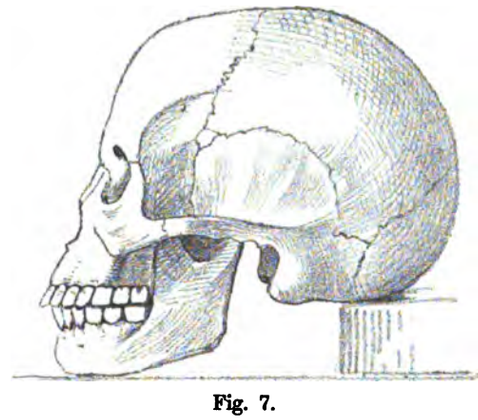


Fig. 7.

Erklärung der Abbildungen:

Fig. 1—3. Drei Ansichten eines Niasschädels mit vorspringendem Nasenrücken.
Fig. 4—6. Drei Ansichten eines jugendlichen Niasschädels mit plattgedrücktem Nasenrücken.
Fig. 7. Profil eines stark prognathen Niasschädels.

Am stärksten scheint die Dolichocephalie unter den Nias-Insulanern verbreitet zu sein, von welchen, nach der Tabelle, 85% in die Gruppe der Langköpfe fallen. Es lässt sich ferner nicht verkennen, dass zwischen den Cranien der langköpfigen Indonesier, der Nias-Insulaner, Dajaken, Battas und einzelner Igorroten eine grosse Aehnlichkeit vorhanden ist.

4. Die Dolichocephalen zeigen zwei Typen, einen mehr orthognathen mit vorspringendem und einen prognathen Typus mit plattgedrücktem Nasenrücken; letzterer scheint in der Majorität zu sein.

Welcher Typus steht nun der Urform am nächsten, der brachycephale oder der dolichocephale? Sehen wir davon ab, dass die Dolichocephalie der Dajaken von jeher aufgefallen ist und dass z. B. Schadenberg [1]) auf den Philippinen die langköpfigen Malayen den kurzköpfigen Negritos gegenüberstellt, so kann man sich nicht verhehlen, dass die von Retzius propagirte Angabe, die Malayen seien brachycephal, noch allgemein Beachtung findet. Zum Beweise führe ich blos nachstehende Schilderung des malayischen Typus an, welche in Topinard's Anthropologie enthalten ist. Er schreibt: „Ihre kurze, breite, platte Nase ist an der Spitze dünn und zeigt weite Nasenlöcher. Sie sind mesorrhin (51·47) und besitzen eine für sie beinahe charakteristische Anlage des unteren Randes der Nasenöffnung und des Os vomeris, weit auseinanderstehende Wangenvorsprünge und ein fast ebenso breites als langes Gesicht (van Leent). Ihr Profil ist gerade, der Zwischenraum zwischen den Augenhöhlen breit und flach; die Arcus superciliares sind vereinigt, fehlen übrigens beinahe vollkommen. Die Stirne . . . ist erhaben und tritt nach vorne, umgekehrt ist ihr Hinterhaupt abgeplattet, geht senkrecht herab, nicht über die Halslinie hinaus. Sie haben . . . den stärksten Prognathismus, den wir bei der gelben Rasse fanden. Sie sind brachycephal. 28 Javanesen ergeben nach Prof. Broca einen mittleren Index von 81·6 . . . Van Leent nimmt zwei Arten von Malayen an, eine, die den gelben Rassen nahe steht, und eine zweite mit einem Gemische von kaukasischen Zügen. Zu diesen letzteren gehören die Battaks auf Sumatra, die Macassaren und Bugis auf Celebes, die Dajaks auf Borneo u. s. w.

Von Interesse wäre es, zu wissen, ob die dolichocephalen Schädel, welche in unseren Sammlungen als malayische verzeichnet sind, nicht etwa diesem besonderen Typus entsprechen. Auch kann man sich fragen, ob derselbe nicht aus Indien stammt."

Wir ersehen aus diesem Citate, dass die dolichocephalen Indonesier nur so nebenbei behandelt werden; dies ist aber keineswegs gerechtfertigt, denn eine Form, die unter 696 Schädeln 48% für sich in Anspruch nimmt und auf einzelnen Inseln sich auf 70—85% erhöht, darf nicht als interessante Ausnahme hingestellt werden. Wenn die Behauptung Hagen's [1]), dass die Dajaks, Battas und Alfuren die Urmalayen in reinster Form repräsentiren, sich bestätigte und die Niaser Langköpfe mit den bezeichneten Indonesiern verwandt sein sollten, so müsste man sogar zur entgegengesetzten Annahme gelangen, zur Annahme, dass die plattnasigen Langköpfe typisch sind und die Brachycephalen durch Kreuzung mit allophylen Elementen importirt wurden. Ob diese fremden Elemente Negritos sind, wie dies Danielli für die Niaser als wahrscheinlich hinstellt, oder aus China beziehungsweise aus Indien stammen, will ich nicht discutiren, zumal nach den bisherigen Vorlagen bei solchen Erörterungen nichts herauskommt. Ich will zur Bestätigung des eben Gesagten nur ein Beispiel anführen. Danielli hält es für wahrscheinlich, dass die Niaser das Product der Kreuzung von Battas mit Negritos darstellen, während nach Hagen die Negritos auf Sumatra niemals eine Rolle gespielt haben.

Ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass bei einer Kreuzung der dolichocephalen Indonesier mit Negritos das Gesichtsskelet weniger als die Hirnschale eine Abänderung erfahren haben dürfte, da beide plattnasig und prognath sind. Auch der Einfluss der Chinesen wird wegen der verwandtschaftlichen Bildung kaum ein bedeutender gewesen sein; es sei denn, dass durch sie auch ihnen selbst fremde brachycephale Elemente mit vorspringendem Nasenrücken zugeführt worden wären. Dagegen können die mehr orthognathen Dolichocephalen mit vortretender Nase immerhin auf indischen Einfluss zu beziehen sein.

[1]) Zeitsch. f. Ethnol., Bd. 15.

[1]) l. c. Hagen's Untersuchungen ergaben für die Battas 47·2% Dolichocephale beziehungsweise Mesocephale. Nach Ten Kate (Danielli, Niasschädel) sind die Battas langköpfig. Virchow (Zeitsch. f. Ethnol., Berlin 1889) fand unter 17 Alfurenschädeln 6 dolichocephal, 7 mesocephal und nur 4 brachycephal.

Literaturberichte.

21.

Dörpfeld, Wilh.: Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Max Weigel und Wilhelm Wilberg. Mit 2 Plänen und 83 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1894, 140 pp. 8°.

Das hauptsächlichste Ergebniss der Grabungen von Mai bis Juli 1893 wurde nach Dörpfeld's vorläufigem Berichte (in den „Athenischen Mittheilungen", XVIII, 199) in dieser Zeitschrift, XXIII, 212, bereits besprochen. Nun liegt der Frau Sophie Schliemann als Dank für die zur Fortsetzung der Arbeit gewährten Mittel gewidmete Hauptbericht vor, in welchem Dörpfeld namentlich die Ausgrabungen in der sechsten Schicht, dem Troja der mykenischen Zeit, S. 9—60 eingehend, hierauf die Ausgrabungen in den übrigen Schichten S. 61—87. Brückner die keramischen Funde und die troischen Gräber schildert und die gefundenen Inschriften mittheilt. Weigel konnte bei dem Berichte selbst nicht mehr Hand anlegen. Sein Katalog der Funde, sowie seine Beobachtungen über die prähistorischen Schichten und über die Gräber, deren Ausgrabung er leitete, wurden, so weit dies möglich war, von den Herren Dörpfeld und Brückner verwerthet. Wilberg hat als Architekt bei der Ausführung der Pläne mitgewirkt und die Zeichnungen des Buches hergestellt.

Die Entdeckung des „mykenischen Troja" rührt noch von Schliemann's eigener letzter Arbeit her, der vor dem Südwestthore der zweiten Burg einen tiefen Schacht bis auf den Felsen niedertreiben liess, weil er dort nach der Analogie von Mykenä die Königsgräber als Felsgrüfte zu finden hoffte. Bei dieser Gelegenheit wurde ein guter Schichtendurchschnitt gewonnen und man erkannte die sechste früher lydisch genannte „Stadt" als die Ansiedlung der mykenischen Zeit, somit als die homerische Pergamos. Bei seinen früheren Grabungen hatte Schliemann in dieser Schicht keine Bauwerke und auch keine Burgmauer angetroffen. Doch schon 1890 kamen in derselben die Ruinen eines Paares tempelähnlicher Gebäude zum Vorschein, und jetzt ist zweifellos constatirt, dass die mykenische Ansiedlung eine stattliche Burg mit vielen grossen Bauwerken im Inneren und eine überaus mächtige Ringmauer besass. Die Burg der zweiten Schicht ist viel älter und lange vor der Zeit des trojanischen Krieges mehrmals zerstört worden.

Die Bauten des mykenischen Troja — sieben an dem Mauerring liegende Häuser von ungleicher Orientirung — bilden nicht, wie z. B. diejenigen von Tiryns, eine zusammenhängende Gruppe, sondern stehen einzeln und zeigen in ihrem Grundrisse grosse Aehnlichkeit mit dem Megaron der mykenischen Zeit und dem einfachen griechischen Tempel. Die Raumdimensionen und Wandstärken sind auffallend gross: es sind u. A. drei Säle von 105, 129 und circa 175 m² erhalten, während in Tiryns nur ein grosser Saal von 116 m² und in Mykenä nur ein solcher von 149 m² constatirt ist. Uebrigens sind die Häuser in der Mitte der Burg schon seit dem völligen Umbau der Akropolis in römischer Zeit zerstört und können noch grösser gewesen sein. Auch die Bauart ist besser als in der Argolis, wo die Wände aus wenig bearbeiteten Steinen mit Lehmmörtel oder aus Lehmziegeln und vereinzelten Hausteinen aufgeführt sind. In Troja bestehen nur die Grundmauern aus rauhen Steinen, die aufgehenden Wände aber aus gut bearbeitetem Steinmaterial. Die Parastaden und hölzernen Säulen der Vorhallen fehlen dagegen. Die Grundrissform ist so gleichmässig, dass wohl alle Gebäude dieselbe Bestimmung gehabt haben dürften: es werden einfache Wohnhäuser gewesen sein, die aus einem geschlossenen Zimmer und einer offenen Vorhalle bestanden. Nur eines der Bauwerke mit einer Reihe von Säulen in der Mitte des Saales und einer auffallend schmalen, zu praktischen Zwecken ungeeigneten Vorhalle war möglicherweise ein Tempel. Es lag nicht weit von der Mitte der Burg und der Stelle, wo in römischer Zeit der grosse Athenatempel stand, und hatte einen eigenen mauerumschlossenen Bezirk vor der Vorhalle. Tempel sind in Tiryns und Mykenä allerdings unbezeugt, aber nach Homer gab es mindestens zwei solche in Troja.

Die Burgmauer der homerischen Pergamos war circa 5 m stark und so solid gebaut, dass sie nach Dörpfeld's Ausspruch als eine der stärksten Festungsmauern bezeichnet werden darf, die diesseits und jenseits des Aegäischen Meeres erbaut worden sind. Sie ist aus grossen, flachen, nicht regelmässig bearbeiteten Steinen, die etwas nach innen geneigte Schichten bilden, zusammengefügt und aussen glatt abgearbeitet. Die Aussenseite ist im Verhältnisse von 10:3 geböscht, die Innenseite bildet entsprechende Absätze, die auf stufenförmigen Terrainausschnitten aufruhen. An der Nord- und Nordwestseite, gegen Sigeion hin, ist die Ringmauer total zerstört, was die bei Strabo überlieferte Nachricht, dass die Mauern der Stadt Sigeion aus Steinen von Troja erbaut sind, in eigenthümlich schlagender Weise bekräftigt. Der Flächeninhalt der Burg betrug mit 20.000 m², genau so viel wie der von Tiryns und nur um 5000 m² weniger als der der alten Akropolis von Athen, um 1000 m² weniger als der von Mykenä. Hier sei beigefügt, dass die zweite oder „verbrannte" Stadt, welche Schliemann einst für das homerische Troja gehalten hatte, nur 8000 m² Flächenraum mass. Bekanntlich hatten die ältesten Ansiedlungen von Hissarlik einen kleineren Umfang; durch die Schuttmasse der zerstörten Häuser und Ringmauern ist der Hügel allmälig grösser geworden. Die Erweiterungen des Burghügels, welche natürlich an den niedrigeren Hügelrändern mehr Raum einnehmen als an den höheren, lagen selbstverständlich tiefer als die Mitte des Hügels. Eine Planirung erfolgte nur bei der Anlage der zweiten und der neunten (römischen) Burg; bei der Gründung der sechsten beschränkte man sich darauf, den runden Schutthügel in einzelne Terrassen abzutheilen. Auch Tiryns, Mykenä und die Akropolis von Athen waren ja auf terrassenförmigem Boden erbaut. Als dann die Römer

eine horizontale Burgfläche herstellten, fielen die Ruinen der Centralgebäude des mykenischen Troja dieser letzten Erweiterung zum Opfer.

An der Nordostecke der mykenischen Burgmauer, da, wo sie vom Plateau zur Simoeisebene hinuntergeht, erhob sich ein mächtiger Thurm, der etwa 8 m vor die Mauerflucht vorspringt, 18 m breit und wahrscheinlich über 13 m hoch war. Die Bauart desselben ist eine ganz ausgezeichnet sorgfältige, harmonirt aber mit der an den übrigen mykenischen Bauten Trojas. Die Aussenseiten bilden vollkommen glatte Flächen; die jetzt fehlende Krönung bestand vermuthlich aus einem senkrechten Aufbau, darunter befanden sich zwei ungleich stark geböschte Theile, so dass die Grundgestalt des Ganzen ungefähr die bekannte Form des Eiffelthurmes hatte, also genau diejenige Form, welche nach statischen Gesetzen als die festeste und widerstandsfähigste erscheint. Die Innenräume des Thurmes sind noch nicht vollständig untersucht; die Thüre, durch welche man in denselben gelangt, war seit der griechischen Zeit vermauert. Aus derselben Zeit stammt auch eine grosse, schlecht gebaute Treppe dicht nördlich neben dem Thurme, von der noch 40 Stufen erhalten sind. In der Gegend des grossen Thurmes übersieht man, wie die photographischen Abbildungen zeigen, mit einem Blicke den gewaltigen Zeugen einer glänzenden alten Epoche, daneben die elenden Mauern und die Treppe, Ueberbleibsel einer ruhmlosen und dunklen Periode der Stadt, deren damalige Bewohner nicht daran dachten, mächtige Burgmauern zu errichten, sondern sich nur unter theilweiser Benützung der alten Mauerreste eine wenig stattliche Festung herstellten, und endlich oben in der Höhe die imposanten Ruinen mächtiger Quadermauern, die den grossen Aufschwung der alten Priamosstadt unter den julischen Kaisern bezeugen.

Kurz erörtert Dörpfeld auch den wichtigen Punkt der Uebereinstimmung dieser Ruinen mit der homerischen Schilderung Trojas. Dieses war nach dem Dichter auf unebener Fläche erbaut, hatte Häuser aus geglättetem Stein, und zwar einzelne Gebäude, theils Wohnhäuser, theils Tempel, die anscheinend gesondert neben einander lagen. Ein Wohnhaus (des Alexandros) besteht aus Thalamos (Schlafsaal und Herdraum), Doma (Vorhalle) und Aule (Hof). All' das passt auf die Entdeckungen in der mykenischen Schicht von Hissarlik, nicht aber z. B. auf Tiryns oder Mykenä. Aber auch ohne das hält es Dörpfeld für bewiesen, dass hier das von Homer besungene Troja gestanden. Natürlich bekennt er sich zu der heute fast allgemein getheilten, durch Reichel's Untersuchungen über homerische Waffen jüngst wieder kräftig gestützten Ansicht, dass es die mykenische, nicht, wie Helbig zu zeigen gesucht, eine jüngere Cultur sei, welche der allgemeinen Zeit- und Sittenschilderung in den homerischen Gedichten zu Grunde liegt. Er lässt es dahingestellt, was aus dieser Thatsache für die genannten Epen folgt, hofft aber, dass es so gelingen wird, die Forschung über Entstehung und Entwicklung des griechischen Epos auf neue, sichere Grundlagen zu stellen.

Ist nun dies das homerische Troja, so gewinnt die zweite Schicht, auf welche noch drei ärmliche Ansiedlungsschichten folgten, ehe die Sonne der mykenischen Cultur über dem Hügel aufging, an Alter, was sie an dichterischem Reize einbüsst. Blühte die homerische Burg zwischen 1500 und 1000, füllen die Schichten III—V den Zeitraum von 2000—1500, so rückt die stattliche zweite Burg mit ihren Ringmauern und Thoren, Wohnhäusern und Propyläen in's dritte Jahrtausend hinauf. Auch in diesen ehrwürdigen Ruinen wurden einige neue Entdeckungen gemacht, so die Verstärkung der steilgeböschten Thurmmauern durch Holzanker nachgewiesen u. dgl. Ausserdem wurde an einem kleineren, bisher von den Ausgrabungen noch ganz unberührten Platze eine schichtweise Abdeckung vorgenommen, um die Zahl und den Charakter der einzelnen Schichten möglichst genau festzustellen. In einer Tafel der neun Schichten (S. 86 f.) und einem schematischen Durchschnitt (S. 35, Fig. 7) ist das Gesammtergebniss der Schichtentrennung übersichtlich dargestellt.

Wir übergehen die neuen Funde im griechischen und römischen Ilion und wenden uns zu Brückner's Bericht über die keramischen Objecte aus den älteren Ansiedlungen. Die Thongefässe aus III und IV gleichen denen aus II; noch ist viel Freihandarbeit, meist geglättete Schalen, oft mit eingebogenem Rande und kleinem, derbem Randhenkel, ganz wie in unseren einheimischen Fundschichten, wo auch das aufgemalte Bodenkreuz häufig vorkommt. Zugleich erscheinen hohe zweihenkelige Becher, viele winzige Becherchen, bauchige Krüge mit durchbohrten Ansätzen, Schnabelkannen und Bruchstücke grosser Vorrathsgefässe allerrohester Form. In den folgenden Schichten machen sich auffällige Fortschritte bemerkbar: die Schalen bekommen horizontale, bogenförmig über den Rand emporsteigende Henkel; auch die anderen Typen differenziren sich nicht unerheblich.

In der mykenischen Schichte zeigt sich die Entwicklung der localen Keramik noch weiter fortgeschritten. Das alte Politurverfahren tritt zurück gegenüber dem matten Glanze, welcher das ganze Gefäss überzieht. Der Farbton erscheint reiner und durch bessere Handhabung der Drehscheibe wird eine saubere Profilirung erreicht. Daneben erhält sich aber die grobe Freihandarbeit. Einfache Ornamente wurden durch die Striche eines polirenden Werkzeuges hervorgebracht. Die Gefässformen ändern sich. Die Schalen erhalten feinere Profile und hohe Füsse. Die für die zweite Stadt charakteristischen schmalen, hohen Becher, Gesichtsvasen, Krüge mit anzuschnürenden Deckeln, Schnabelkannen verschwinden allmälig, und mit den jüngeren Formen zugleich treten in griechischer Weise bemalte Gefässe auf; doch war bei weitem die Mehrzahl der in Troja benützten Gefässe jederzeit monochrom, d. h. locales Fabrikat. Dieses letztere scheidet Brückner in drei Gruppen und Epochen: 1. eine „alttroische" (Glanz durch Politur hergestellt, ungleicher Brand und daher verschiedene Färbung der einzelnen Theile, hin und wieder aufgemalte und dann polirte Streifen, ornamentale Buckel, durchaus Handarbeit in grobem Thon); 2. eine „entwickelte troische" (gefärbter reiner Thon, Drehscheibenarbeit, schärferer Brand, Ueberzug mit einer farbigen Thonschlemme; diese Arbeiten gleichen unbemalt gelassenen mykenischen Gefässen, der Technik — nicht den Formen — nach. Das Ornament beschränkt sich auf Riefelungen der Gefässfläche); 3. eine monochrome geometrische Gattung (das Ornament ist meist eine mit einem drei- bis fünfzackigen Kämmchen während des Drehens erzeugte Wellenlinie, wie sie bei uns für spätrömische und slavische Scherben charakteristisch ist, ausserdem Tangentenspiralen u. dgl., die erst am Ende der mykenischen Periode aufgekommen zu sein scheint. „Es ist ein Ergebniss von allgemeinerem Inter-

esse, dass etwa um das Jahr 1000 herum auch hier in der Troas ein Zug zu reicherer linearer Decoration durchbricht, und zwar dass es auch hier das so weit verbreitete Ornamentsystem der Tangentenspiralen ist, welches eingewirkt hat.")

Auch auf die Gräbersuche ist man 1893 ausgegangen und, wie es auch anderwärts geschieht, begannen die Erfahrungen damit, dass man an der Südseite der Burg weit über 100 hellenische und römische Gräber von den Bauern ausgeplündert fand. Es gelang nur, zwei recht arme Gräber aus mykenischer Zeit aufzudecken; sie enthielten bauchige Urnen, die eine mit Leichenbrand, zwei Thonwirteln und zwei Bronzeringfragmenten, die andere in Steinpackung mit den Knöchelchen zweier menschlicher Fötusse.

Weitere Ausgrabungen waren für April 1894 geplant. Man versprach sich von ihnen mancherlei Aufschluss über die Anlage der mykenischen Burg, über die Lage der Thore, weitere Thürme, über die Ausdehnung und Beschaffenheit der Unterstadt, deren Existenz wahrscheinlich, aber noch nicht gesichert ist. Nach Vollendung dieser letzten Untersuchungen soll ein neues grosses Werk über Troja erscheinen.

M. Hoernes.

22.

Naue, Dr. Julius: Die Bronzezeit in Oberbaiern. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Hügelgräbern der Bronzezeit zwischen Ammer- und Staffelsee und in der Nähe des Starnbergersees. Mit Unterstützung des hohen königl. bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. XV + 292 S. mit 163 Abbildungen im Texte und einem Album mit 1 Karte und 49 Tafeln. 4°. München 1894.

Der Verfasser hat seine ausgezeichnete Kraft mit einer ganz ungewöhnlichen, nimmermüden Ausdauer seit anderthalb Decennien vorzugsweise der Erforschung der oberbaierischen Tumuli, Hochäcker und sonstigen prähistorischen Fundstätten gewidmet und kann nun mit Recht von sich sagen, dass es seine Arbeiten sind, welchen wir die eingehende Kenntniss der bronzezeitlichen und der Hallstätter Cultur dieses Gebietes verdanken. Dabei hat sich der, ähnlich wie einst Lindenschmit, aus dem Gebiete der Kunst in das der Archäologie übergetretene Autor seit seiner ersten grossen Publication über diesen Landestheil (Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Stuttgart 1887; siehe d. Ref. in diesen Mittheilungen, XVIII, S. 56) mit solcher Gründlichkeit in das Studium aller gelehrten Details vertieft, dass er uns heute als einer der gewiegtesten Fachmänner und als Autorität entgegentritt, wenn auch das grosse, neue Werk noch manchen sympathischen Zug, der den Künstler verräth, bewahrt hat.

Die materielle Grundlage der vorliegenden Publication haben 22 Tumulusgruppen mit zusammen 306 bronzezeitlichen Grabhügeln, von welchen bis zum Jahre 1887 nur 32 untersucht waren, geliefert. Von diesen Gruppen liegt die Mehrzahl auf Anhöhen oder Hochebenen mit weiter Fernsicht, in fast unmittelbarer Nähe von Ortschaften, die gewiss zum Theile noch die Stelle der prähistorischen Ansiedlungen inne haben. Diese alten Tumuli liegen in ihren Gruppen dicht aneinandergeschaart, ihre Grössenmaasse (15 cm. bis 2 m. Höhe und 15—80 Schritt Umfang) sind geringer als die der späteren hallstättischen Grabhügel. Das zum Bau der Tumuli verwendete Material besteht im Norden des durchforschten Gebietes meist aus Bruchsteinen, im Süden dagegen aus runden Kieseln und Rollsteinen, von welchen Naue fand, dass fünf verschiedene Grössen verwendet und mit grosser Sorgfalt ausgewählt worden sind. Der Aufbau ist meist gewölbeartig, in mehreren Schichten und mit einer gewissen Genauigkeit der Ausführung. Manchmal kommen auch Tumuli aus abwechselnden Lagen von Steinen und Lehm, dann solche mit Steinkisten und mit Steinkränzen vor. In der Regel handelt es sich um Einzelgräber; aber es sind auch fünf Tumuli mit Familienbegräbnissen (darunter zwei, in welchen die einzelnen kleineren Steingewölbe von einem gemeinschaftlichen grösseren überspannt waren) und ein Massengrab (in Form einer 80 Schritte langen und circa 2 m. breiten Erhöhung, welche aus je fünf Stein- und Lehmlagen errichtet war) zur Untersuchung gekommen.

Naue unterscheidet, wie bereits aus seiner ersten Hauptpublication bekannt ist, zwei Unterabtheilungen. Der älteren Bronzezeit (einschliesslich der Uebergangsperiode zur folgenden) werden 134 Tumuli, der jüngeren 172 Tumuli zugezählt. Dem Bau der Gräber und der Bestattungrart nach gibt es da folgende Unterschiede: In der älteren Bronzezeit herrscht die Leichenbestattung. Der vollkommen bekleidete und vermuthlich in ein Tuch gehüllte Leichnam wurde in gestreckter Lage (nicht geknickt, als „liegender Hocker", wie in den acht neolithischen Grabhügeln bei Ludwigsried im gleichen Fundgebiete, S. 42) beigesetzt, mit einer Schichte feinen Lehms bedeckt, darüber eine primitive Steinwölbung gelegt, über diese wieder eine Lehmschichte, eine zweite Steinschichte u. s. w., so dass man zwei bis fünf solche Schichtfolgen findet. In der Uebergangszeit verlieren sich die Lehmzwischenlagen und hin und wieder tritt Leichenbrand auf. Eine Gruppe lieferte auch Beispiele von einer Art theilweiser Verbrennung. „Es fanden sich da nämlich auf starken Brandplätzen liegende Skelette vor, bei denen viele Knochen eine verhältnissmässig lange Berührung mit dem Feuer zeigten", als ob die Leichen auf den noch in voller Gluth stehenden Platz des Leichenopferfeuers niedergelegt worden wären. In der jüngeren Bronzezeit wird die Leichenverbrennung fast allgemeine Regel. Beim Aufbau der Tumuli kommt nur mehr Steinmaterial, aber in bedeutend grösserer Menge als früher zur Verwendung. Die verbrannten Knochenreste werden meist auf dem Boden des Tumulus niedergelegt, seltener in eine kleine Grube, eine kleine Steinkiste oder eine Urne gesammelt.

Nach den Beigaben charakterisiren sich die beiden Unterabtheilungen in Kürze etwa folgendermassen:

Die Bronzen der älteren Zeit sind gering an Zahl, dünn gegossen, von einfacher Form, mit seicht eingeschlagenen Ornamenten. Schwerter, Lanzenspitzen und Messer fehlen bis jetzt, ebenso das Gold. Bernstein tritt sehr häufig auf. Der Mann trägt keinerlei Schmuck. Eine einzige Nadel hält sein Gewand auf der Brust oder der Achsel zusammen. Als Waffen besass er nur die in Holzscheiden verwahrten flachen Dolche ohne Griffzunge, deren breites Ende mit zwei bis vier Nieten in den Griff eingefügt war, und Flachbeile mit langen Randleisten oder mit zusammenlaufenden, in der Mitte einen spitzen Absatz bildenden Randleisten. Die Frau besitzt häufig auch einen kleineren oder grösseren Bronzedolch. Ihr Obergewand war

auf oder unter der Brust mit zwei grossen Bronzenadeln, die mit ihren Köpfen nach abwärts sahen, zusammengehalten. Es sind besonders die bekannten Formen mit angeschwollenem und durchbohrtem Halse und jene mit starker, flacher Kopfscheibe, beide am Halse mit feinem, verschiedenartigem Reifelornamente verziert. Ausserdem gab es Leder- oder Zeuggürtel, die mit convexen Zierscheiben besetzt waren. Vom Kopfschmucke ist ein Bronzediadem, dessen blattförmige Enden in Drahtschleifen und Spiralscheiben ausgehen, gefunden worden. Den Unterarm schmückten offene Armreifen, entweder rund (glatt oder pseudotordirt) mit zugespitzten Enden oder häufiger bandförmig, in der Mitte etwas verbreitert, mit Endstollen und Längskerbung oder mannigfaltigem zarten Streifenbandornament. Brust und Hals wurden mit Ketten aus Bronzespiralröhrchen, herzförmigen Anhängseln, kleinen Brillenspiralen, sehr selten mit blauen Glasperlen, besonders häufig und massenhaft aber mit Bernstein geschmückt. Der Bernsteinschmuck bestand aus meist röhren- oder scheibenförmigen, seltener linsen- oder kugelförmigen Perlen und rechteckigen, flachen, drei- bis siebenmal durchbohrten Schliessplättchen zum Zusammenhalten mehrerer Perlenschnüre. An Thongefässen besitzt jedes Grab in der Regel ein bis zwei, selten drei bis vier Stück. Es sind meist rohe Topfgefässe von verschiedener Grösse, manchmal mit kleinem, plumpem Henkel und primitivster Verzierung von Fingernageleindrücken u. dgl.

Die Uebergangsperiode bringt schon neue Formen und stärker vertiefte Ornamente.

Die jüngere Bronzezeit excellirt im Giessen der Bronze und liebt energische Profilirungen. Das Grabinventar ist sehr reich und enthält (als Seltenheit) auch Goldsachen. Der Bernstein ist jedoch sehr selten geworden, vielleicht nur, weil er dem Leichenfeuer nicht Stand halten konnte. Zur Bewaffnung der Männer dienten Dolch, Messer, Schwert, Lanze, Bogen und Pfeile. Auch zwei Bronzebeile mit Schaftlappen werden hieher gerechnet. Die Dolche und die meist convexrückigen, seltener geflammten Messer setzen kleine Griffzungen an. Die Schwerter besitzen entweder eine Griffzunge mit Randleisten oder den gegossenen Griff der ungarischen Schwerter. Auch die wohlhabende Frau trägt manchmal Messer und Dolch. Im Uebrigen hat sie so wie früher das alleinige Anrecht auf Schmuck. An Hals und Brust trägt sie Schnüre von Bronzespiralröllchen und Bronzeblechhülsen mit eingeschlagenem Spiralornament, grössere Brillenspiralen, zwei oder mehrere (meist mit kreuzförmigen Durchbrechungen gegossene) Zierscheiben und auch grosse, reichverzierte Bronzebrustbleche. Der Gürtel besteht aus Bronzeblech mit eingeschlagenen Spiralornamenten. Die grosse Gewandnadel hat sich zu der kugelköpfigen Form mit manchmal sehr kräftig ornamentirtem Kopf und Hals entwickelt. Häufig sind mehr als zwei Stücke bei einer Person gefunden worden. Auch die Armbänder, welche im Allgemeinen eine kräftigere Ausgestaltung der älteren Formen darstellen und in derb gerippte, schwere, offene Reifen übergehen, wurden zu zwei und noch mehreren an jedem Unterarme getragen. Diese Beigaben wurden zum Theile mit der Leiche des Verstorbenen, zu dessen Bekleidung sie gehörten, dem zerstörenden Feuer ausgesetzt, zum Theile erst als Liebesgaben in's Grab gelegt. Dies bedingt einen sehr verschiedenen Erhaltungszustand. Die Thongefässe zeigen so wie die Bronzen einen wesentlichen Fortschritt. Material und Bearbeitung werden besser, Formen (meist Schalen und bauchige Gefässe mit weitem Halse) und Ornamente (Dreiecks-, Zickzack- und andere Muster) mannigfaltiger.

Zusammen mit den Funden aus anderen prähistorischen Perioden gaben die hier kurz skizzirten Verhältnisse dem Verfasser alle Anhaltspunkte zu der Annahme, dass es sich in der von ihm untersuchten Gegend nicht um eine Folge von gewaltsam importirten Culturen handelt, sondern dass diese Gegend eine von der neolithischen Periode an durch alle Wandlungen der prähistorischen Metallzeit hindurch ununterbrochen fortdauernde, diese Wandlungen nach und nach willig aufnehmende Besiedlung hatte. Nicht nur die allmälige Entwicklung in den Formen der Beigaben, sondern auch die äusseren Beziehungen der verschieden alten Begräbnissstellen zu einander weisen darauf hin. Die Tumuli der älteren Culturstufen wurden während der folgenden, bis zur Hallstatt- und Römerzeit hin und wieder zu Nachbestattungen benützt oder es wurden die alten Tumulusgruppen durch die Neuerrichtung von Grabhügeln nach dem Plane der bestehenden Anlage vergrössert. Freilich steht diese Auffassung in einem gewissen Widerspruche mit dem Gemälde, welches Verfasser S. 252 und 253 von der Einwanderung der Ansiedler längs der Donau und ihren Nebenflüssen entwirft.

Ueber die physischen Eigenschaften der alten Bevölkerung ist leider wenig zu sagen. Die Skelette befanden sich meist in einem zu weit vorgeschrittenen Zustande der Zersetzung. Die wenigen Messungen, welche an Ort und Stelle gemacht werden konnten, und das geringe Material, welches Naue Herrn Professor Virchow zur Untersuchung vorlegen konnte, zeigen dolichocephale Menschen von kleinem Wuchse, ganz ähnlich jenen, welche wir aus den Bronzezeitflachgräbern von Gemeinlebarn kennen.

Ein irgendwie befriedigendes Eingehen in die überreichen Details des Buches ist an dieser Stelle nicht möglich. Nach dem Fundprotokolle (S. 1—43) nimmt besonders die vergleichende Einzelnbeschreibung der Funde (Waffen S. 60—100, Werkzeuge und Geräthe S. 100—119, Würdeabzeichen S. 119 bis 120, Schmuckgegenstände S. 120—198 und Thongefässe S. 198—226) die Aufmerksamkeit des Fachmannes in Anspruch. In diesen die einzelnen Gegenstände, Beil, Dolch, Schwert u. s. w. speciell besprechenden Capiteln, sowie in den folgenden Abschnitten (Material und Technik S. 226—234, Form, Ornamentik und Stil S. 235—249, Import S. 249—256 und Zeit S. 256—263) ist ein unglaublicher Schatz gründlichen Wissens zusammengetragen und ausführlich dargelegt.

Der Ursprung unserer Bronzecultur aus dem Orient und der Import einzelner Formen aus Italien resp. Ungarn wird eingehend begründet.

Bezüglich der Altersbestimmung stellt sich Naue zwischen die im Süden und Norden vorangegangenen Untersuchungen und nimmt als deutlichsten Fixpunkt das Auftreten der Bronzeschwerter mit flacher, durch Randleisten eingesäumter Griffzunge. Das analoge Schwert aus dem kyklopischen Hause auf der Akropolis von Mykenä wird, da es den Bügelkannen des III. mykenischen Stiles und den Kuppelgräbern zeitlich gleichgestellt ist, dem XIII. bis XII. Jahrhunderte zugerechnet. Da nun diese Schwertform, „die wir von Aegypten über Cypern bis nach Griechenland und von da nach der Balkanhalbinsel durch Ungarn und das Donauthal herauf bis nach dem Norden, wo sie eine Weiterbildung erfuhr, verfolgen können", eine längere Zeit gebraucht haben mag, bis sie mit Hilfe von

Freundschafts- und Handelsbeziehungen diesen Weg zurücklegte, so ist Naue „geneigt, den Import dieser Schwerter nach Oberbaiern für circa 1000 v. Chr. anzunehmen". Danach gestaltet er (unter allem Vorbehalte) seine Periodeneintheilung folgendermassen:

Aeltere Bronzezeit, erste Periode von circa 1400 bis 1250 v. Chr.

Aeltere Bronzezeit, zweite Periode von circa 1250 bis 1150 v. Chr.

In das Ende dieser und den Anfang der nächsten Periode fällt die „Uebergangszeit" mit verändertem Grabinventar, aber noch nicht mit Leichenbrand. (Siehe dagegen S. 48 unten, wo der Beginn der Leichenverbrennung hieher verlegt wird.)

Jüngere Bronzezeit, erste Periode von circa 1150 bis 1050 v. Chr.

Jüngere Bronzezeit, zweite Periode von circa 1050 bis 950 oder 900 v. Chr.

Hieran reiht sich die Uebergangsperiode zur Hallstattzeit, die „älteste Hallstattzeit", von 900—800 v. Chr.

Indem Referent diese Uebersichtstabelle reproducirt, glaubt er doch anmerken zu müssen, dass er in den Details des Buches und in den vom Verfasser selbst an verschiedenen Stellen gegebenen Zusammenfassungen die genügenden Anhaltspunkte für die erst am Schlusse des Buches proclamirte Abgrenzung der vier Unterabtheilungen vermisst. Es hat den Anschein, dass in früheren Capiteln des Buches eine andere Abgrenzung geplant gewesen. Besonders der Umstand, dass die „Uebergangszeit", von welcher an so vielen Stellen des Buches (am deutlichsten S. 57) die Rede ist, schliesslich ohne Motivirung in zwei andere Unterabtheilungen hinein zerschlachtet wird, muss befremden. Der hochgeehrte Verfasser wird gewiss noch Gelegenheiten finden, uns hierüber aufzuklären. Dann ist auch eine eingehendere, übersichtliche Zusammenstellung, in welcher jedem Fundstücke sein Platz in den Unterabtheilungen angewiesen ist, zu wünschen. Nur das einzige Capitel über die Gewandnadeln führt dermalen eine hier annähernd verwendbare Trennung der Formen durch.

Den Zeichnungen des Albums und des Textes sieht man den charakteristischen Zug der Malerhand Naue's an. Sie geben, obwohl manchmal nur in Umrissen gehalten, ein überaus anschauliches Bild der Funde und des in Betracht gezogenen Vergleichsmateriales.

Vielleicht noch nie hat ein Autor die Fähigkeiten zum Gewinnen, Beschreiben, Vergleichen und Darstellen seiner Funde in solchem Maasse in sich vereinigt, als Naue. Durch dieses Zusammenwirken von Fähigkeiten ist denn auch ein Werk geschaffen worden, das sich den bedeutendsten Specialpublicationen, welche die prähistorische Literatur besitzt, würdig an die Seite stellt. **J. Szombathy.**

23.

Reichel Wolfgang: Ueber homerische Waffen. Archäologische Untersuchungen. Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien, herausgegeben von O. Benndorf und E. Bormann, Heft XI. Wien 1894, Alfred Hölder. 8°, 151 S. mit 55 Abbildungen im Texte.

Der Autor hat den Alterthümern des mykenischen und des anschliessenden Dipylonstiles im Wiener archäologisch-epigraphischen Seminar, wo diese wichtige Richtung die dankenswertheste Pflege findet, ein ganz specielles Studium gewidmet und war in der glücklichen Lage, es während eines zweijährigen Aufenthaltes in Griechenland vor den Originalen selbst zu Ende führen zu können. Durch die Ausarbeitung eines Kataloges sämmtlicher mykenischer Alterthümer griechischen Fundortes, welchen jetzt im Centralmuseum zu Athen ein vortrefflicher Vereinigungsplatz bereitet ist (auch die Schliemann'schen Ausgrabungen sind bekanntlich aus der Sammlung der Archäologischen Gesellschaft im Polytechnicum, wo sie bisher aufgestellt waren, in das Centralmuseum übertragen worden), wurde er zum genauesten Kenner dieser Monumente. Referent glaubt, dies erwähnen zu sollen, da der Studiengang nirgends so sehr wie auf dem hier betretenen Grenzgebiete von Philologie und Archäologie für den Standpunkt des Verfassers massgebend ist. Diese intensive Beschäftigung mit den seinerzeit von Schliemann theilweise als unmittelbare Hinterlassenschaft bestimmter homerischer Helden betrachteten Funden führte Reichel in der glücklichen Richtung, welche die Archäologie zu immer grösserer Beachtung der vorhellenischen Fundschichten bringt, weiter als irgend einen Archäologen vor ihm und trieb ihn zu der Ueberzeugung, dass die mykenischen Alterthümer für das Verständniss der homerischen Cultur viel massgebender sind, als bisher angenommen wurde. „Nicht blos hie und da," sagt er, „wenn es gerade zu passen scheint, sondern überhaupt und grundsätzlich sind sie als Ausgangspunkt der Betrachtung zu wählen. Sie lehren für die Lebensweise dieser Epoche mehr und Wichtigeres, als alle Darstellungen, die man aus späteren Zeiten und fremden Völkern für die Homer-Erklärung heranzuziehen pflegt." Dadurch unterscheidet er sich nicht nur wesentlich von allen älteren Erläuterern der homerischen Realien, sondern auch von Wolfgang Helbig, dessen werthvolles Buch (Das homerische Epos aus Denkmälern erläutert) neben der archaisch-griechischen Kunst in ihrem vollen Umfange auch phönikische, altitalische und selbst nordische Alterthümer zur Illustrirung des homerischen Zeitalters heranzieht. Aeusserlich kommt somit Reichel wieder dem Punkte nahe, von welchem der Enthusiasmus Schliemann's ausging; im Wesen aber haben wir etwas ganz Anderes vor uns. Unsere bisherigen Vorstellungen von den ursprünglichen Vorbildern der homerischen Helden, wie sie sicher auch Schliemann theilte, werden gänzlich umgestaltet, und die Aenderung ist so gross, dass Reichel es für angemessen hält, auf die ältere Literatur so gut wie keine Rücksicht zu nehmen, denn „es muss das Gebäude auf neuen Grundlagen errichtet werden". Den Anfang zu diesem Neubaue macht die vorliegende Abhandlung mit den homerischen Schutzwaffen.

Verfasser nimmt mit gleich kritischer Genauigkeit die Monumente und die einschlägigen Stellen der Epen zu Hilfe und es darf wohl als der Hauptwerth der schönen Arbeit bezeichnet werden, dass das Verständniss des Epos aus den archäologischen Funden und die Erklärung dieser aus dem alten Texte gleichen und ganz unerwartet grossen Nutzen ziehen und gewissermassen eines aus dem anderen heraus die Stützen zur Umwandlung oder richtiger Neubildung unserer Anschauungen erhalten. Zunächst bleibt nun wohl abzuwarten, welchen Widerstand Verfasser bei den Philologen finden wird. Für den Archäologen und Prähistoriker ist die eingeleitete Revolution gross genug. Es handelt sich um nicht

weniger als darum, ein Gebiet, welches wir bisher mit den Gestalten und dem Inventar der Hallstattperiode auszustatten gelernt hatten, nunmehr mit einer um mehr als ein halbes Jahrtausend älteren, nicht einmal stammesgleichen Gesellschaft zu beleben. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dass uns der Verfasser zunächst nur mit einem kleinen, wenn auch besonders wichtigen Theile der homerischen Realien beschäftigt und wir gewissen Hauptschwierigkeiten (z. B. bezüglich des Eisens im Epos, welches ja im mykenischen Inventare keinen Platz findet) noch führerlos und rathlos gegenüberstehen.

Ein genaueres Eingehen in die entscheidenden Theile der Untersuchung, zu welchen auch zwei interessante Beiträge Otto Benndorf's zählen, gestattet der verfügbare Raum nicht. Wir begnügen uns daher, die Hauptergebnisse kurz zu skizziren.

Die wichtigste Schutzwaffe, ja so zu sagen die Hauptrüstung der Helden war der grosse, männerdeckende mykenische Schild, wie er z. B. auf der berühmten Dolchklinge aus dem vierten Schachtgrabe von Mykenä in vier Exemplaren dargestellt ist. Es gab zwei Formen desselben. Die eine viereckig, der Hälfte eines grossen Cylinders gleichend, bisweilen mit einem zum Schutze des Gesichtes dienenden Vorsprunge in der Mitte des oberen Randes, die andere, in den Darstellungen und als Ornament häufiger wiederkehrende gerundet und gewölbt, mit einer starken Einziehung an der Mitte der Längsseiten oder etwas oberhalb derselben. Diese seitliche Einbiegung ist mit den Ausschnitten, wie sie die späteren Dipylonschilde zeigen, nicht zu verwechseln. Beide Formen waren etwa $1^1/_2$ m. hoch. Das Hauptmaterial für diese grosse Deckwaffe war ungegerbte, über einer Form getrocknete Rindshaut, deren die Schilde hervorragender Helden mehrere Schichten hatten. Die Aussenseite konnte mit einem Randbesatze oder ganz mit Erz bekleidet, sowie mit Sternen, Ornamentstreifen und Mittelstücken verziert sein. Zu den letzteren sind vielleicht die goldene Löwenmaske aus dem dritten Schachtgrabe und der berühmte silberne Rinderkopf von Mykenä zu zählen. Diese Schilde hatten natürlich ein bedeutendes Gewicht, die Helden setzten sie während der Kampfpausen ab, und ein solcher, aus acht Schichten bestehender Schild ist selbst für den gewaltigen Aias eine drückende Last. Daher hatten sie auch nicht die Handhaben der späteren kleinen Rundschilde. Sie waren im Inneren durch Holzrippen versteift, deren eine, Kanon genannt, quer über die Mitte (die beiden Einbiegungen verbindend) ging und bei der Führung des Schildes diente. Getragen wurden diese Ungethüme an einer Schlinge, einem Tragriemen (Telamon), welcher über die linke Schulter des Kriegers hing und gestattete, dass der Schild am Rücken mitgetragen und zum Kampfe unter der rechten Achsel hervorgezogen werden konnte. Während des Kampfes hing der Schild frei nieder, Rumpf und Beine vorne und zu beiden Seiten schirmend, und gestattete den Gebrauch beider Hände. Er leistete somit die Dienste eines Panzers. Auf diese Art gab es keine besondere „Schildseite", wie bei der späteren Bewaffnung, bei welcher der Rundschild stets am linken Arme getragen wurde. Der mykenische Festungsbau brauchte daher bei der Anlage der Thore noch nicht die in der Folgezeit so wichtige Rücksicht zu nehmen, dass der Angreifer gezwungen wurde, mit der rechten, unbeschildeten Seite die Mauer entlang zu kommen.

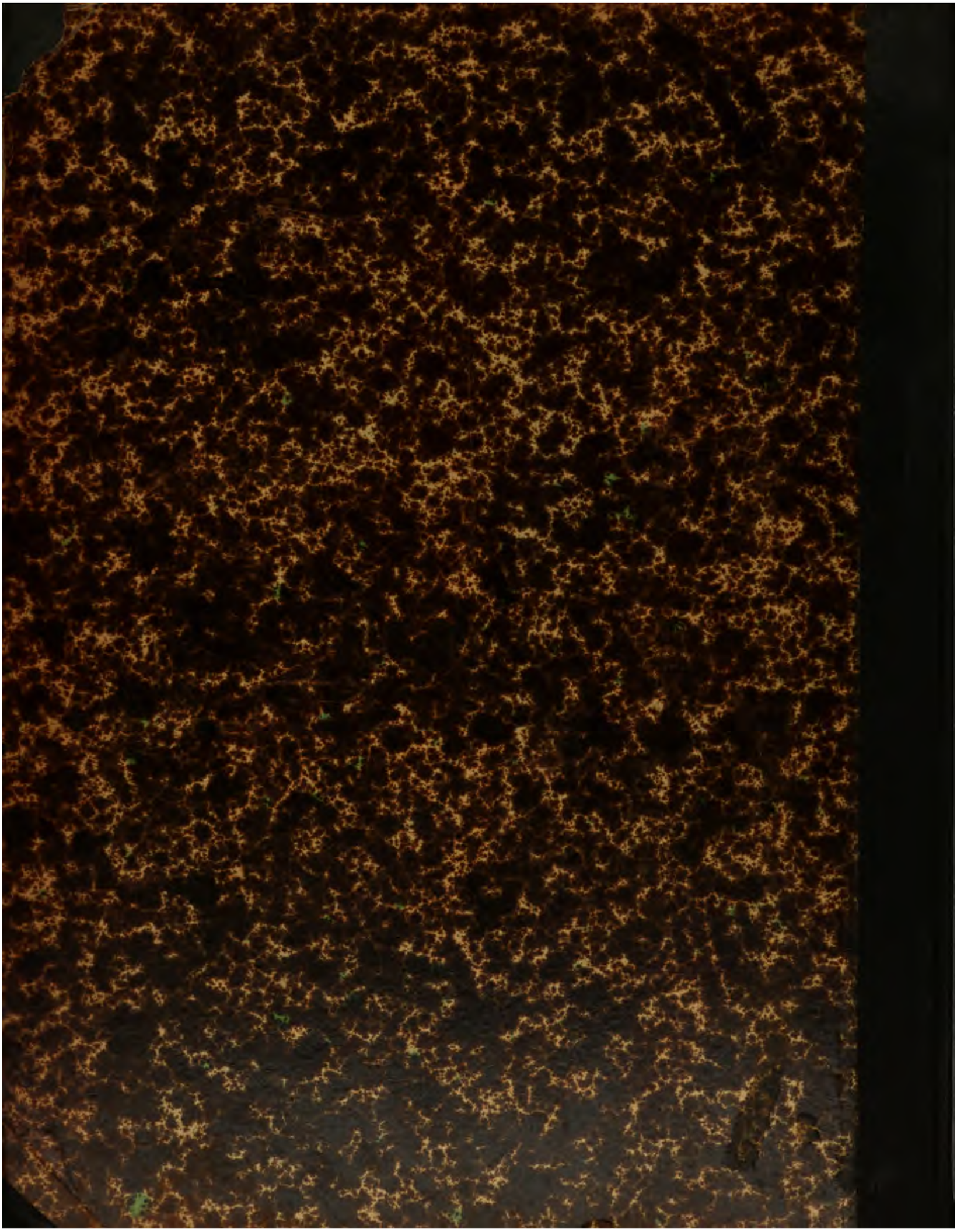
Der mykenische Schild war ursprünglich die allgemeine Herrenschutzwaffe. Erst in späterer Zeit, im VIII. Jahrhunderte, kam der Bügelschild auf und die wenigen Stellen des Epos, in welchen ein solcher anzunehmen ist, sind als jüngere Zuthaten zu betrachten.

Ein besonders anziehendes Capitel (S. 41—52) ist dem berühmten Schilde des Achilleus gewidmet. Der Autor zeigt, dass wir uns auch diesen nach dem mykenischen Typus vorstellen müssen und dass auch der wunderbare Bilderschmuck, mit welchem der göttliche Schmied ihn bedeckte, in jeder Beziehung, technisch, räumlich und inhaltlich, ganz vortrefflich für einen mykenischen Schild passt. Für die volle Realität der prächtigen Waffe, welche dem Dichter zu seiner Beschreibung vor Augen war, werden neue Stützen beigebracht.

Mit dem schwer transportablen mykenischen Schilde ist der Gebrauch des Kriegswagens enge verbunden. Das aus dem Orient übernommene Fahrzeug wird aber im Epos nicht so wie in Asien und Aegypten als eigentlicher Schlachtwagen, von dem aus die Krieger kämpfen, verwendet; die Helden benützen ihn blos, um das ermüdende Tragen des Schildes zu ersparen und zur Kampfstätte zu fahren. Dort steigen sie ab und kämpfen zu Fuss. Die Inselfürsten Aias und Odysseus, sowie die ohne Schild ausrückenden Bogenschützen Alexandros, Pandaros, Teukros besitzen keinen Wagen. Dem Aias wird der Wagen durch Schildknappen ersetzt.

In der Zeit, in welcher der mykenische Schild aufhört, die allgemein gebräuchliche Schutzwaffe zu sein, wird der Kriegswagen entbehrlich und verschwindet. Gleichzeitig mit dem kleineren Bügelschilde beginnt die Benützung des Reitpferdes. Die homerischen Helden reiten nicht; der mykenische Schild und das Reitpferd passen nicht zusammen.

Das gemeine Kriegsvolk trug als Schutzwaffe keinen Schild, sondern ein behaartes Thierfell (Laiseion), in welchem wohl die Vorstufe des mykenischen Schildes zu erkennen ist. Auch die Schutzwaffe der (stets als die Bewahrer der alten Tracht erscheinenden) Götter, die Aigis, ist nichts Anderes als das Laiseion, in späterer Zeit durch Stilisirung verändert.

Die Beinhüllen, welche den Achaiern das Epitheton Euknemides eintrugen, waren in der alten Zeit eigentlich Gamaschen aus Leder oder Zeug, vornehmlich bestimmt, das Schienbein vor der unsanften Berührung mit dem unteren Rande des grossen Schildes zu bewahren. Sie wurden durch besondere Gamaschenhalter, wie solche aus Gold in den Schachtgräbern von Mykenä gefunden wurden, befestigt. Die ehernen Beinschienen treten mit Sicherheit erst mit der Verallgemeinerung des ehernen Rundschildes auf.

Von besonderem Belange ist, dass für die ältere Zeit des Epos die Existenz des metallenen Panzers (Thorex) vollständig bestritten wird. Nach den Monumenten kann das Alter des Harnisches nicht über das VII. Jahrhundert hinaus angenommen werden. Auf den Vasenbildern des eigentlichen schwarzfigurigen Stiles ist zwar der Bügelschild durchgängig, der Panzer aber noch nicht regelmässig bei den Hopliten anzutreffen. In älteren Bildern, sowie unter den Beigaben älterer Gräber ist er nicht aufzuzeigen. Mit diesem unleugbaren Thatbestande scheint zwar das Epos im Widerspruche zu stehen. Reichel's eingehende, alle einzelnen Stellen kritisirende Untersuchung kommt aber zu einem anscheinend vollkommen befriedigenden Resultate. Zunächst ist an-